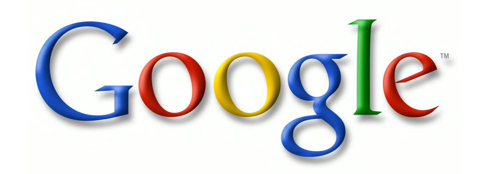
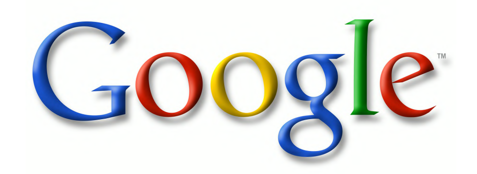




ALLGEMEINE

LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1824.

VIERTER BAND.

DIE ERGÄNZUNGSBLÄTTER

dieses Jahrgangs

enthaltend.



HALLE,
in der Expedition dieser Zeitung,

und LEIPZIG,
in der Königl. Sächs. privil. Zeitungs-Expedition.
1824.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1824.

BIBLISCHE LITERATUR.

1) Frankfurt a. M., b. Hermann: *Die heilige Schrift in berichtigter Uebersetzung mit kurzen Anmerkungen. — Dritter* Theil. *Neues Testament. Zweyte* verbesserte. Auflage. 1823. XXIV und 430 S. gr. 8. (6 Thlr. od. 9 Fl. alle 3 Theile.)

2) Hannover u. Leipzig, b. Hahn: *Die sämmtlichen Schriften des Neuen Testaments* Nach *Griesbach's* Ausgabe des griechischen Textes übersetzt von *Johann Jakob Stolz*, der Theol. Doctor, vormals Past. Primar. zu St. Martini und Prof. der Theol. am Gymnasium zu Bremen. Eine ganz neue Arbeit, nicht eine Erneuerung einer der frühern Ausgaben. 1820. VIII und 359 S. 8.

Diese beiden Uebersetzungen des N. T., deren Anzeige Rec. aus mancherley Gründen verbinden wollte, sollen nach dem Willen ihrer Verff. eine möglichst genaue Uebertragung des Urtextes enthalten. Zufällig haben wir unterlassen, von der *erstern* unsern Lesern früher Nachricht zu geben, weshalb wir uns nicht auf eine Vergleichung der jetzigen *zweyten* Auflage mit der ersten einlassen, sondern vielmehr eine allgemeine Charakteristik der in vieler Hinsicht merkwürdigen Uebersetzung selbst geben wollen. Unsere Anzeige soll jetzt nur den dritten Theil des ganzen Werkes umfassen, theils weil uns die zweyte Auflage der Uebersetzung vom A. T. noch nicht zugekommen ist, theils um so leichter eine Parallele zwischen ihr und der *Stolzischen* ziehen zu können. Auch bey des bereits verewigten *Stolz'ens* recht nützlichem Werke werden wir weniger die frühern Ausgaben zu berücksichtigen haben, da es wirklich, wie der Titel richtig bemerkt, nicht eine Erneuerung einer der frühern Ausgaben, sondern eine durchaus neue, von jenen unabhängige Arbeit ist. Je mehr aber das Augenmerk unserer Zeitgenossen auf die Bibel sich hingewandt, je mehr man es sich zur eigentlichen Angelegenheit und zum besondern Geschäft gemacht hat, für die Verbreitung, folglich auch für das sorgfältigere und fleissigere Lesen derselben zu sorgen, um desto mehr glauben wir auf die in unsern Tagen dafür erscheinenden Hülfsmittel achten und sie einer unparteyischen aber strengen Beurtheilung unterwerfen zu müssen, zumal wenn sie sich selbst als wichtig ankündigen, wie diess bey Num. 1. der Fall ist. Am besten ist es allerdings, wenn die Bibel selbst in ihrer einfachen, aber Verstand und Herz gleichmäsig anziehenden Hülle zu dem Gemüthe des Menschen spricht, und daher sind gute Uebersetzungen für das Volk bey weitem das erspriesslichste und wohlthätigste. Mag man also in den wiederholten Versuchen, die heiligen Urkunden in ein passendes deutsches Gewand überzutragen, ein schönes Zeichen der wiedererwachten Liebe und Sorgsamkeit für die höchsten Güter der Menschheit nicht verkennen, so ist doch auch wiederum nicht zu übersehen, dass man auch darin des Guten zu viel thun könne, und dass durch eine zu grosse Anzahl schnell auf einander folgender Uebersetzungen nicht nur wenig gewonnen, sondern auch mancherley Schaden angerichtet werden könne. Wir billigen daher den von mehrern Uebersetzern, auch von dem Verfasser der letzten, hier anzuzeigenden, Schrift befolgten Grundsatz, statt einer neuen, doch immer wieder hie und da mangelhaften Arbeit nur eine Ueberarbeitung der alten ehrwürdigen *Lutherischen* zu unternehmen. Ist nämlich gleich im Laufe der Zeit in derselben schon manches nach und nach geändert worden, so ist solches doch im Ganzen unbedeutend und eine ausserordentliche Menge von Stellen bedürfen noch der Nachhülfe, wenn auch oft nur einer geringen. Herr *von Meyer*, der Verfasser von Num. 1. stellt in dem Auszuge aus der Ankündigung (S. IX.) darüber folgende, nach unsrer Meinung ganz richtige Grundsätze auf: „Der alte Uebersetzer sollte im Allgemeinen bleiben, er sollte fortreden, selbst da, wo er sich müsste aus richtigerer Einsicht, besonders aus bereicherter Sprachkenntniss, eines bessern belehren lassen. Denn auch hier sollte etwas *nach seinem Munde geformtes* an die Stelle treten. Mit grosser Sparsamkeit sollte seine Wortfügung, die manchmal dunkler als das Original ist, aufgehellt, und ihm lieber sein alter edler Rost, ja seine treuherzige Armuth gelassen, als zum Nachtheil der Einheit, auf Gefahr des Verderbens, und zum Verlust für Bibelleser, Etwas verschönert werden." Wenn auch *Stolz* genau genommen eine solche Revision der lutherischen Uebersetzung nicht beabsichtigte, so musste doch seine Uebersetzung, da sie möglichst treu seyn und das Colorit des Originals an sich tragen sollte, sehr häufig der *kirchlich* gewordenen von *Luther* ähnlich werden. Denn er sagt:

sagt: „ich wollte eine Uebersetzung ausarbeiten, die wirklich *nur Uebersetzung* wäre." „*Modernisirungen*, die der Urschrift einen andern Ton geben und das Alterthümliche derselben verwischen, sollen gar nicht darin vorkommen." — „Der Geist des Originals soll überall in der, ohne schülerhafte Aengstlichkeit, treuen Uebersetzung durchschimmern, und da sehr vieles in dem N. T., wenn man genau bey der Urschrift bleiben will, nur auf Einerley Art übersetzt werden kann, so scheuete ich die Uebereinstimmung mit einem andern Uebersetzer da nicht, wo sie sich von selbst geben musste, da ich — — doch meine Selbstständigkeit bewahrt zu haben glaube."

Ehe wir nun beide Arbeiten würdigen können, müssen wir kürzlich die dabey befolgten Principien noch etwas näher ins Auge fassen; denn darin schon liegt für die Brauchbarkeit oder Nichtbrauchbarkeit einer Uebersetzung ein bedeutendes Moment. *Stolz* hatte früher sich nicht einer strengen Wörtlichkeit befleissigt, noch den Unterschied zwischen *Uebersetzung und Auslegung* fest gehalten, was er in der Vorrede selbst zugesteht. Vor diesem Fehler wollte er sich nun sichern; und man darf hinzusetzen, es ist ihm, wenn auch nicht immer, doch meistentheils gelungen. Einzelne Beyspiele werden unten vorkommen. Er legte die *Griesbachsche* Ausgabe zum Grunde, jedoch erlaubte er sich in sehr seltnen Fällen eine Abweichung davon; die Varianten des gewöhnlichen Textes sind unten bemerkt. Bey dunklern, mehrfache Ansicht zulassenden Stellen sind kurze Erläuterungen, oder die Uebersetzung anderer Interpreten beygefügt.

Der Verf. der ersten Arbeit, kein Theologe, hatte sich beym Durchlesen der heil. Schrift in der Grundsprache die nothwendigen Verbesserungen in Luthers Uebersetzung bemerkt, und „glaubte sich in mehrern Rücksichten befähigt, der christlichen Gemeine zu gemeinnützigem Gebrauch seine Arbeit im Druck mitzutheilen." Gewiss auffallend genug, dass ein Laie so etwas beginnen konnte, und ein lobenswerther Wunsch, nicht blos in seinem gewöhnlichen Berufe und in dem angewiesenen Kreise zu nützen! Ob aber der Vf. seine Aufgabe zu lösen im Stande war, möchte der eine und andere unserer Leser vielleicht bezweifeln, in der Voraussetzung, dass zu einem richtigen Verständniss der heil. Urkunden ein ausgezeichneter Schatz von Kenntnissen jeder Art erforderlich sey. Allein diese Zweifel hegten wenigstens mehrere bekannte Theologen nicht; denn nicht nur erklärte sich *Marheineke* in einer vielfach verbreiteten Empfehlung für diese Uebersetzung, sondern die *theologische Facultät zu Erlangen* beschenkte Herrn *von Meyer* mit der theologischen Doctorwürde zum Beweise ihrer Billigung der von ihm unternommenen Arbeit. Dieselbe hat unter dem 23sten Aug. 1822 darüber folgendes sehr vortheilhafte Zeugniss ausgestellt: Die schwere Aufgabe (eine wirklich berichtigende neue Bearbeitung der Lutherschen Uebersetzung zu liefern, aber so, dass Jedermann dennoch in ihr Luthers Uebersetzung erkenne, und an den Verbesserungen keinen Anstoss nehme) ist, unsers Bedünkens, *bereits in der ersten Ausgabe* des von Meyerschen Textes *meistens auf das befriedigendste gelöst worden* und die neue Ausgabe des neuen Testaments (1822) hat noch lebhafter in uns den Wunsch angeregt, dass der von Meyersche berichtigte Bibeltext *ganz vorzüglich verbreitet*, *in den Schulen eingeführt*, und *von den Geistlichen*, *selbst auf der Kanzel*, *ohne Bedenken gebraucht werde* u. s. w. Ja unter dem 26sten Nov. 1822 hat das evangelisch-lutherische Consistorium zu Frankfurt a. M. den Gebrauch dieser Uebersetzung in Kirchen und Schulen, neben der alten lutherschen Uebersetzung wirklich genehmigt und nur bey den Hauptfunctionen den Gebrauch der alten sich vorbehalten, bis etwa noch mehrere Consistorien und Synoden der grossen deutschen evangelischen Kirchen sich über eine gänzliche Annahme (!) werden ausgesprochen haben. Jedoch hat das Consistorium mit Recht verlangt, dass der Name Luthers auf dem Titel nicht fehlen solle. Denn der vom Vf. S. IX. der Vorrede angegebene Grund, dass durch das Verschwinden aller Namen auf dem Titel dazu beygetragen werden solle, einer jeden Kirche „das Geschenk in allem Betracht annehmbar zu machen," ist durchaus unzulänglich, indem ja der auf dem Titel fehlende Name der Vorrede untergesetzt worden. Muss alles dieses zusammengenommen zwar ein gutes Vorurtheil erregen, so darf es doch unser Urtheil nicht bestechen. Sehen wir nämlich auf die in der Vorrede zur ersten Ausgabe, welche hier wieder mit abgedruckt ist, gegebenen Grundsätze, so müssen wir zunächst daran vieles als wenig begründet bezeichnen, wenn auch in einer salbungsreichen Sprache vorgetragen. Z. B. erwähnt der Vf. *die Vieldeutigkeit* mancher biblischen Stelle und setzt hinzu: „*Dieses ist eine Eigenthümlichkeit*, *wodurch sich die Bibelsprache*, als eine Sprache des heiligen Geistes, *von der gemeinen menschlichen Rede auszeichnet*. Menschliche Vernunft redet einzeln vom Einzelnen; aber der Geist Gottes kennet kein Stückwerk. Sein Weissagen ist eine vollkömmliche Allgemeinheit, in welcher alles Besondre liegt, auf dass es der Mensch daraus nehme, wie die einzelnen Früchte Eines Baums, den der Herr gesegnet hat. Sein Weissagen ist ein Athmen in die Höhe und in die Tiefe, in die Breite und in die Länge. Es ist jenes zweyschneidige Schwert, welches durch Sinne und Gedanken dringt; es ist jener Stein vor Josua gelegt, an welchem sich sieben Augen öffnen. — — Um *der völligern Vielsinnigkeit willen* musste die hebräische Sprache das Werkzeug der göttlichen Mittheilung werden; indem nämlich in ihr und den Schwestersprachen des Morgenlandes ein Bau der Wörter und der Rede, in selber der Schrift obwaltet, *dessen sinnreiches Wesen schon voll natürlicher Geheimnisse ist*. — — „Um jener tiefern Vielsinnigkeit willen, und damit geistliche

liche Begriffe ſich in ihr ausdrücken lieſsen, muſste auch die ſinnliche Sprache Griechenlands für die Schriften des neuen Bundes, deſſen Stimme an die Völker erging, der alten Mutterſprache der Offenbarung Iſraëls ſich verähnlichen." Wer könnte nämlich in der Vieldeutigkeit der altteſtamentlichen Ausſprüche etwas Vortheilhaftes, geſchweige denn eine Eigenſchaft finden, wodurch dieſelbe zu einer Sprache göttlicher Offenbarung ſich beſonders eigne! Jene Vieldeutigkeit liegt aber nur für *uns* darin, weil wir theils fern von der Zeit leben, wo die heil. Bücher verfaſst ſind, theils aber auch der Hülfsmittel entbehren, durch welche einzelne Wörter, Redensarten und ganze Stellen vollkommen ſicher und evident erklärt werden könnten; die alten Hebräer werden in dem altteſtamentlichen und die Zeitgenoſſen des Urchriſtenthumes in dem neuteſtamentlichen Theile der Bibel die Schwierigkeiten und Dunkelheiten nicht gefunden haben, welche für uns, eben bloſs aus den angegebenen Gründen, darin ſich finden. Wollte Gott die Menſchen über Dinge belehren, die ſie durch eignes Nachdenken zu lernen nicht im Stande waren, ſo muſste er ſich doch wohl nicht einer Sprache bedienen, welche wegen ihrer Vieldeutigkeit ſo manche Zweifel übrig lieſs; und wenn Vieldeutigkeit eine Sprache geſchickter machte, eine geoffenbarte Religion zu erhalten und zu verbreiten, ſo wäre gewiſs manche andre beſſer dazu gebraucht worden, als die hebräiſche, welche ihrem innern Weſen nach durchaus von Vieldeutigkeit fern iſt. Daſs das N. T. in einem eigenthümlichen Griechiſch, was man mit dem wunderlichen Namen *helleniſtiſch* belegt hat, geſchrieben iſt, hat in dem einfachen hiſtoriſchen *Umſtande ſeinen Grund*, daſs dieſe ſemitiſch gefärbte griechiſche Sprache im Orient gewöhnlich war, daſs alſo auch die neuteſtamentlichen Schriftſteller, wenn nicht aller gewöhnliche Cauſalnexus aufgehoben werden ſollte, in keiner andern zu ſchreiben wuſsten. Bey der Mannichfaltigkeit der Erklärung von manchen Schriftſtellen findet Hr. *v. M.* doch: „ein bindendes Mittel, ohne welches überhaupt kein Verſtand von der Schrift möglich ſey, in dem Glauben." Wie dieſs aber geſchehe, wird nicht geſagt; auch würde der Beweis dafür und die Darſtellung der Art und Weiſe dem Vf. ſo leicht nicht geworden ſeyn, wenn er anders ſich nicht hinter dunkele Phraſen verſtecken wollte. Zwar haben wir dieſen hermeneutiſchen Grundſatz in neuerer *Zeit* oft wiederholen hören, allein, verſtehen wir ihn *anders* recht, er iſt ſicherlich unrichtig, und man *verwechſelt* offenbare verſtändliche Einſicht mit *religiöſer* Auffaſſung. Durch ein Beyſpiel ſoll dieſs deutlicher werden. Der Chriſt kann in den poſitiven Religionen, die chriſtliche und jüdiſche ausgenommen, keine göttliche Offenbarung in dem bekannten engern Sinne des Wortes erkennen, warum ſollte er aber nicht im Stande ſeyn, ſich von den in den Wedas, im Koran gelehrten Glaubensartikeln eine deutliche Vorſtellung zu machen? Ja wir können noch einen Schritt weiter gehen; der Jude iſt von den im N. T. mitgetheilten Wahrheiten nicht überzeugt, ſollte er aber deſſen ungeachtet nicht eine deutliche, hiſtoriſche Kenntniſs von denſelben ſich zu erwerben und wenn er die gehörigen Sprach- und Sachkenntniſſe hätte, das N. T. zu verſtehen und zu erklären vermögen? So wichtig und unerläſslich alſo auch der Glaube iſt an die ewigen Wahrheiten der Religion, ſo wenig erkennen wir in demſelben das beſte Mittel zur Erklärung der Bibel; er muſs und kann ja erſt hervorgehen aus der recht verſtandenen heil. Schrift, wie ſoll er ſie nun verſtehen helfen? Wann wird man doch aufhören mit frommen Worten zu ſpielen? — Da Luthers Verdeutſchung mit möglichſt wenigen Veränderungen gegeben werden ſollte, ſo konnte ſchon deſshalb nicht jedes Wort des Grundtextes mit einerley Ausdruck an jeder Stelle überſetzt werden. Viele Stellen glaubte der Vf. durch die Gewohnheit geheiligt, ſo daſs ohne dringende Noth ſie umzuſchaffen „für einen Eingriff in das Eigenthum der Andächtigen gehalten werden könnte;" hier iſt dann der genauere Ausdruck in die Anmerkungen verwieſen, von denen unten noch beſonders die Rede ſeyn ſoll. Offenbare Unrichtigkeiten aber ſollten nicht geſchont werden, und der Vf. beſtrebte ſich, mit leiſer Hand ſowohl die geringern Mängel zu verbeſſern, als die Unverſtändlichkeit einer unbeholfenen Wortfügung ohne Abbruch der Alterthümlichen und im Einklang mit dem Original aufzuhellen. In der 2ten Ausgabe hofft er, ſowohl für die, welche Luthern erhalten, als die ihn umgeſchaffen ſehen wollen, einen verſöhnenden Mittelweg eingeſchlagen zu haben. Die verſchiedenen Lesarten des Grundtextes ſind im Ganzen wenig beachtet; da den ſcharfſichtigſten Kritikern oft noch Zweifel blieben, ſo glaubte der Vf., daſs „ſeinem Gewiſſen die Auswahl der Lesarten in wichtigeren Fällen frey ſtehe."

Nach Angabe des Zweckes der beiden Ueberſetzer und ihrer hermeneutiſchen Principien im Allgemeinen müſſen wir ihre Leiſtungen durch Induction darthun. Hr. *v. M.* verwahrt ſich zwar bey ſeiner Beurtheilung, indem er ſagt, der Werth ſeiner Berichtigungen lieſse ſich nicht durch Zuſammenhalten der nächſten beſten Seite mit der alten Bibel, ſondern bloſs dadurch ausmitteln, daſs die mangelhafteſten Theile dieſer letztern erkannt und nachgeſehen würden; allein ſchon eine Vergleichung jedes bibliſchen Abſchnittes muſs daſſelbe Reſultat geben. Wir wählen zunächſt eine leichtere Stelle, den Anfang von Lucas Evangelium; wir dürfen dabey die beſte Ueberſetzung unſrer Zeit, die *Auguſti - de Wette'ſche* nicht unbeachtet laſſen. So wird ein Mal die nachbeſſernde Hand in der kirchlichen Ueberſetzung, dann aber auch ihre Annäherung an die nach den beſten Hülfsmitteln entworfene vollkommnere ſichtbar werden.

Lu-

Luther.	*von Meyer.*	*Stolz.*	*de Wette.*
1. Sintemal sichs viel *unterwunden* haben, zu stellen die *Rede* von den Geschichten, so unter uns ergangen sind,	1. Sintemal sichs Viele *unterwunden* haben, *zu stellen* die *Erzählung* von den Geschichten, so unter uns ergangen sind,	1. Nachdem Viele es *unternommen* haben, eine *Erzählung der bey uns vorgefallenen Begebenheiten aufzusetzen*,	1. Sintemalen es Viele *unternommen* haben, eine Erzählung *aufzusetzen* von den unter uns vorgegangenen Geschichten,
2. Wie *uns das gegeben* haben, die *es vom Anfang selbst gesehen*, und Diener des Worts gewesen sind;	2. Wie *es uns überliefert* haben, *die von Anfang Augenzeugen* und Diener des Worts gewesen:	2. So wie diejenigen es uns überliefert haben, welche von Anfang an Augenzeugen *derselben* und Beförderer der Sache gewesen sind,	2. so wie sie uns diejenigen überliefert haben, welche von Anfang an Augenzeugen und Beförderer der Sache gewesen;
3. Habe ichs auch für gut angesehen, nachdem ichs alles von Anbeginn *erkündigt* habe, *dass ichs zu dir, mein guter* Theophile, *mit Fleiss ordentlich schriebe;*	3. Habe ichs auch für gut angesehen, nachdem ich Alles von Anbeginn *mit Fleiss erkundet* habe, *dir es ordentlich zu schreiben, edler* Theophilus;	3. So habe ich mich entschlossen, nachdem ich Allem vom Anfange an genau nachgeforscht hatte, für dich, verehrtester Theophil, es der *Ordnung* nach aufzuschreiben,	3. so habe auch ich mich entschlossen, nachdem ich allem vom Anbeginn genau nachgeforscht, es dir der *Reihe* nach aufzuschreiben, verehrtester Theophilus!
4. Auf dass du gewissen Grund *erfahrest* der Lehre, *welcher* du unterrichtet bist.	4. Auf dass du gewissen Grund *erführest* der Lehre, *welcher* du unterrichtet bist.	4. Damit du *dich* von *der Glaubwürdigkeit* der Dinge *überzeugest, von welchen* du unterrichtet worden bist.	4. Damit du über die Dinge, *von welchen* du unterrichtet worden, *Gewissheit erhaltest.*
5. Zu der Zeit Herodis, des Königes Judäa, war ein Priester von der Ordnung Abia mit Namen Zacharias; und sein Weib *von den Töchtern* Aaron, *welche hiess* Elisabeth	5. Zu der Zeit Herodis, des Königs *in* Judäa, war ein Priester von der Ordnung Abia, mit Namen Zacharias, und sein Weib *von den Töchtern* Aaron, *welche hiess* Elisabeth.	5. Zur Zeit Herodes, Königs *in* Judäa, *lebte* ein Priester Namens Zacharia, von der *Abtheilung* Abia, sein Weib war *eine Tochter Aarons, und ihr Name* Elisabeth.	5. *Es war* zur Zeit Herodes, des Königs *von* Judäa, ein Priester, mit Namen Zacharias, aus der *Abtheilung* Abias; und sein Weib war *eine Tochter Aarons*, und *ihr Name* Elisabeth.
6. Sie waren aber alle beide fromm vor Gott und *gingen* in allen Geboten und Satzungen des Herrn untadelich.	6. Sie waren aber beide fromm vor Gott und *wandelten* in allen Geboten und Satzungen des Herrn untadelich,	6. Beide waren *gerecht* vor Gott, und ihr Wandel war *tadellos nach* allen Geboten und *Vorschriften* des Herrn.	6. Und sie waren beide *gerecht* vor Gott, und wandelten in allen Geboten und Satzungen des Herrn tadellos.
7. Und *sie hatten* kein Kind, denn Elisabeth war unfruchtbar, und waren beide wohlbetaget.	7. Und *hatten* kein Kind, denn Elisabeth war unfruchtbar und waren beide wohlbetaget.	7. Sie hatten *aber* kein Kind; denn Elisabeth war unfruchtbar, und *Beide* waren *schon bey Jahren.*	7. Und sie hatten kein Kind, denn Elisabeth war unfruchtbar und beide waren wohlbetagt.

Die Aenderungen, welche Hr. *v. M.* in der Lutherschen Uebersetzung hier gemacht, sind offenbar unbedeutend; V. 1. *Erzählung* statt *Rede; V. 2. die Augenzeugen* für *die es selbst gesehen; V. 3. dir zu schreiben* für *dass ichs zu dir schriebe; edler Theophilus* für *mein guter Theophilus;* aber sie sind Verbesserungen. V. 4. hätte das unverständliche der Lehre, *welcher du unterrichtet bist* verändert werden sollen: *in welcher du unterrichtet bist. Stolz* ist dagegen mit *de Wette* mehr zusammengetroffen, jedoch hat er von dem Colorit des Originals hie und da doch ein wenig mehr verwischt, wie aus den Cursiv gedruckten Stellen deutlich erhellt. Da wir nicht zuviel Raum für unsre Anzeige in Anspruch nehmen dürfen, wollen wir im Allgemeinen das Abweichende in dem übrigen Theile des 1sten Kapitels vom Evangelium des Lucas darlegen, und dann noch über eine schwierigere Stelle eine Vergleichung anstellen. Wir müssen aber dabey auf die von Hn. *v. M.* beygegebenen *Anmerkungen* Rücksicht nehmen. In diesen wollte er dem Leser „einigen Ersatz für die Unbekanntschaft mit der Grundsprache durch Anführung des Wörtlichen" verschaffen, sodann den Zusammenhang, die Uebergänge, auch nothdürftig die historischen, geographischen Umstände erklären, die wichtigsten Verschiedenheiten der Lesart angeben. Der Vf. scheint einen nicht geringen Werth auf dieselben zu legen; es ist in ihnen, sagt er, mehrentheils das Beste begriffen, was die Kirche an näherer Erklärung des Wortes bisher besessen hat. Diess fordert uns um so mehr zu einer genauern Prüfung derselben auf. Von welcher Grundansicht der Vf. dabey ausgegangen sey, und in welchem Geiste seine Anmerkungen abgefasst worden, wird aus dem früher angegebenen hermeneutischen Princip desselben schon gefolgert werden können; jedoch spricht er sich darüber auch deutlich dahin aus. „Die Quelle (des in den Noten gegebenen Commentares) konnte nicht ein *wandelbares Vermuthungswesen*, sondern es musste die heil. Schrift selber seyn, wie ihre Offenbarungen mit unverkennbarer Uebereinstimmung in der Hauptsache seit der apostolischen Zeit von den bewährtesten Vätern und Lehrern erklärt worden waren; abgerechnet was als menschlich und irdisch, nämlich historisch, geographisch, antiquarisch u. s. w. mit dem Glauben nichts gemein hat, und was doch ganz besonders, damit endlich auch der Laie darüber hinaustreten könnte, in diesen Commentar gehörte."

(Der Beschluss folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1824.

BIBLISCHE LITERATUR.

1) Frankfurt a. M., b. Hermann: *Die heilige Schrift in berichtigter Ueberſetzung mit kurzen Anmerkungen. Dritter* Theil u. ſ. w.

2) Hannover u. Leipzig, b. Hahn: *Die ſämmtlichen Schriften des Neuen Teſtaments* — von *Johann Jakob Stolz*, u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Hr. *v. M.* erkennt in den Ausſprüchen der verſchiedenen bibliſchen Bücher durchaus keinen Widerſpruch, ſondern die vollkommenſte Uebereinſtimmung; was alſo mit dieſem Canon nicht im Einklang ſteht, iſt nur falſch gedeutet. Ohne die Schwierigkeiten, worin ſich derſelbe durch dieſe Annahme verwickelt, erwähnen, ohne das Gewaltſame rügen zu wollen, was durch die Anwendung eines ſolchen im Voraus aufgeſtellten Satzes viele Stellen trifft, ſind wir von dem Standpuncte des Vfs. ſelbſt aus keinesweges im Stande ſeinen Anmerkungen groſsen Werth beyzulegen und begreifen daher nicht recht, wie der verſtändige Vf. ohne Hehl ſeine hohe Anſicht davon auszuſprechen wagte. Der gröſseſte Theil iſt nämlich ſo trivial und unnütz, daſs gar nicht abzuſehen iſt, wozu ſie dienen ſollen; dabey ſind ſie nicht ſelten höchſt geſucht, verſchroben, falſch und zum Mindeſten geſagt kindiſch. Was muſs ihr Vf. ſich für Leſer gedacht haben und wie konnte er glauben, damit ſogar „Gelehrten und geiſtlich Gebildeten lehrreich" ſeyn zu können? Ja er geht in ihrer Ueberſchätzung ſo weit, daſs er den Leſer auffordern zu müſſen glaubt, bey ihrem Inhalte nicht ſtehn zu bleiben, ſondern „ihn als eine *bequeme* Schwelle zum innern Heiligthume anzuſehen," und daſs er offenbar auf ſich deutend hinzuzuſetzen nicht erröthete: „*Die zu geben berufen ſind*, werden als Wegzeichen aufgerichtet, an welchen der Weg erkannt, *nicht über ihnen vergeſſen werden ſoll.*" Wie beſcheiden erſcheint dagegen *Stolz*, der zwar keine erklärenden Gloſſen giebt, aber in ſeiner Ueberſetzung wahrlich mehr für das Verſtändniſs des N. T. geleiſtet hat, als Hr. *v. M.* durch ſeine etwa ein Drittheil des Buches einnehmenden Anmerkungen. Wem unſer Urtheil zu hart dünkt, der vergleiche nur unbefangen die erſte beſte Seite, und er wird ſich bald genug von der Wahrheit deſſelben überzeugen; jedoch wollen wir, damit unſere Leſer ſogleich im Stande ſind, ſelbſt zu urtheilen, die Belege dazu geben. Zunächſt alſo eine Muſterung der Bemerkungen zu dem oben mitgetheilten Anfange des Lucas.

Zu den Worten: *ſo unter uns ergangen ſind* in V. 1. heiſst es: *eigentlich erfüllt worden* (*nach der Weiſſagung* u. ſ. w.) *oder kund geworden, ausgemacht, bewieſen, zur überzeugenden Gewiſsheit gelangt* (*Röm.* 4, 21. *Kor.* 14, 5. *Hebr.* 6, 11. *Griechiſch.*). πληροφορέω ſoll alſo von der Erfüllung einer vorhergeſagten Begebenheit zu verſtehen ſeyn, welches weder durch den Sprachgebrauch, noch durch den Context beſtätigt wird. Der Ausdruck *ausgemacht* iſt ebenfalls völlig unpaſſend. Der Gloſſator fährt fort: „Es gab damals ſchon viele zum Theil unlautre Evangelien. Urſprünglich warens mündliche Erzählungen der Jünger; ſ. z. Apoſt. 21, 8." Zu der angezogenen Stelle bey dem Worte *Evangeliſten* finden wir bloſs angemerkt: „So nannte man die von den Apoſteln beſtellten *herumziehenden* Prediger, die in den Verſammlungen und ſonſt die evangeliſche Geſchichte vortrugen, Eph. 4, 11. 2 Tim. 4, 5." Hierüber hätte wohl ein wenig mehr geſagt werden ſollen. Zum 3ten V. finden wir ſchon eine ziemlich verſchrobene Deutung; die Worte: „von Anbeginn," das griech. ἄνωθεν, werden ſo erklärt: „eigentlich *von oben herab* (vergl. Joh. 19, 11. Griech.)." Was ſoll dieſs hier? „Nachdem ich Alles von *Anbeginn* erkundet habe" heiſst doch gewiſs nicht mehr und nicht minder, als: nachdem ich Alles von *Anfang an* erkundet habe. Der Evangeliſt will alſo doch bloſs ſagen: alle Begebenheiten ſeit der Erſcheinung Jeſu und ſeines Vorläufers, des Johannes habe ich ſorgfältig erforſcht. Von oben herab d. h. nach der angezogenen Stelle: *vom Himmel, von Gott her*, kann unmöglich hier ſtehen. Wer findet nämlich nur geſunden Menſchenverſtand in dem von dem Gloſſator dem Lucas beygelegten Gedanken: nachdem ich alles vom Himmel her erkundet! Es gab wohl hier die Vorſtellung von der Inſpiration in des Vfs. Kopfe die Veranlaſſung zu der wunderlichen Deutung. Sahe denn aber derſelbe den innern Widerſpruch nicht, welcher in den Worten enthalten wäre? Wenn nämlich die Nachrichten über die Geſchichte des Urchriſtenthums, die Lucas ſchreiben wollte, ihm von Gott, vom Himmel herab gegeben wurden, wie waren ſie denn ein Werk der Forſchung des Evangeliſten? Das iſt aber die Folge, wenn man ſich an die einfachen Regeln der Her-

Hermeneutik nicht hält, wenn man einen recht ſtarken Glauben, deſſen Stärke aber nur nach dem Umfange gewiſſer für wahr gehaltner Dogmen berechnet wird, ſich zum einzigen Maasſstab nimmt oder doch zu ſeinem Hauptführer wählt. – Allein hätte ſich der Vf. bloſs dieſen Fehler zu Schulden kommen laſſen, ſo würde ſein Werk noch erträglich ſeyn, aber zu jenem Uebel geſellte ſich ein 2tes, noch gefährlicheres. Hr. *v. M.* iſt nämlich, wie leider ein ſehr groſser Theil unſrer Zeitgenoſſen, für gewiſſe einzelne Anſichten beſonders eingenommen, ſie will er überall finden; und es ſind gleichſam fixe Ideen, welche die *lucida intervalla* ſeiner Exegeſe nicht allzuhäufig eintreten laſſen. Wir wollen ihm daher weiter folgen und ſeine Schritte beobachten, theils mit dem Wunſche, durch unſre hier dargebotene zwar „bittere" aber wohlgemeinte „Arzney" dem armen, am leidigen Zeitgeiſt kränkelnden, ſonſt, wie wir hören, ſehr achtungswerthen Manne wenn nicht völlige Geneſung zu verſchaffen, doch wenigſtens auf den Weg der Beſſerung zu helfen, theils aber auch um unſern Zeitgenoſſen an ſeinem Bilde die verderblichen Folgen dogmatiſcher Einſeitigkeit und Befangenheit deutlich erblicken zu laſſen, um ſie dadurch vor dem jetzt epidemiſchen Uebel der Kopfhängerey, des Wohlgefallens an frommen Floskeln aus einer alten Zeit, wo ſie doch noch Bedeutung hatten, des Hanges zum Myſticismus und Obſcurantismus zu bewahren. Denn wollten wir ſchweigen, ſo würden *die Steine* ſchreyen. In wiefern dann das bekannte: „Was deines Amtes nicht iſt, da laſs deinen Fürwitz!" bey der Arbeit des Vfs. eine Anwendung finde, überlaſſen wir unſern Leſern zur Beurtheilung. — V. 4. *κράτιστε Θεόφιλε* ſagt Hr. *v. M.*: „Ein Unbekannter; ſelbſt das Beywort zweydeutig: beſter oder angeſehenſter, doch wahrſcheinlich das letztere." — V. 5. hat er mit Luther für *ἐξ ἐφημερίας* überſetzt *von der Ordnung*, und verweiſet in der Note auf einige Stellen des A. T. Wir vermiſſen hier eine Erläuterung.

V. 8. ganz wie *Luther ἐν τῇ τάξει τῆς ἐφημερίας* wird gegeben: *zur Zeit ſeiner Ordnung*, *de Wette* und *Stolz: nach der Ordnung ſeiner Abtheilung*, weit beſſer. Die Anmerkung: „als die Reihe wieder an die Claſſe Abia kam" iſt gut. Zu V. 9. iſt es auch zweydeutig, wenn Hr. *v. M.* ſagt: „Andre Looſe (wodurch die Prieſter gleicher Ordnung die Arbeit unter ſich vertheilten) waren das Schlachten, Blutſprengen, Lampenputzen u. ſ. w."; er wollte wohl ſagen: andre durchs Loos vertheilte Arbeiten waren u. ſ. w. — V. 10. *hauſsen* konnte wohl, da es bloſser Provincialismus iſt, mit *drauſsen* vertauſcht werden; *unter der Stunde des Räucherns* beſſer *während d. St. d. R.* Einige der folgenden Noten erklären kurz die Namen Johannes und Gabriel. Zu der Beſtimmung V. 15, daſs Johannes keinen Wein und ſtark Getränke trinken ſoll, bemerkt Hr. *v. M.*: „als ein Naſiräer, Verlobter, 4 Moſ. 6., wozu ihn Gott hiemit verordnet, vergl. Richt. 13. 1 Sam. 1, 11." Hier hätten die beiden Ausdrücke wohl noch näher erklärt werden müſſen. Der gemeine Mann weiſs nicht, was er daraus machen ſoll. Die Anmerk. zu V. 17. iſt ziemlich paſſend. Wozu dagegen V. 19. die Worte: „und dir ſolches zu verkündigen" noch mit der Note zu verſehen: „Andre: ſolche gute Botſchaft zu bringen." Iſt denn nicht beides faſt daſſelbe? — Zu V. 23. „Zacharias ging hinein in ſein Haus" wird zwar geſagt in der Note *von Jeruſalem zurück*; um aber das Zweydeutige der Ueberſetzung ganz zu heben, hätte wohl hinzugefügt werden ſollen: „nach ſeinem gewöhnlichen Wohnorte, welcher im Gebirge Judas gelegen zu haben ſcheint." vergl. V. 39. — Ganz geſchmacklos heiſst es V. 31. in der Rede Gabriels: *Siehe du wirſt empfahen im Leibe;* Luther hatte: *Siehe, du wirſt ſchwanger werden im Leibe.* Wir würden das Lutheriſche *du wirſt ſchwanger werden* beybehalten, den Zuſatz *im Leibe* aber weggelaſſen haben, wie es *St.* und *de Wette* gethan. Denn zwar ſteht *συλλαμβάνειν* V. 24. abſolute für *concipere*, allein die vollſtändige Phraſe iſt *συλλ. ἐν τῇ κοιλίᾳ* wie 2, 22. oder *ἐν γαστρί*. — V. 32. „ein Sohn des Höchſten wird er genannt werden;" die Anm. hat: „d. i. zu ſeyn." Dieſs iſt allerdings nach Lucas Sprachgebrauche richtig; aber es hätte eben dieſer Sprachgebrauch anſchaulicher gemacht werden ſollen: er wird *mit Recht* ſo genannt werden, weil er es ſeyn wird. — V. 34.: *Sintemal ich von keinem Manne weiſs* iſt in *nachdem ich von keinem Manne weiſs* umgeändert, aber nicht verbeſſert; es war Luther's *ſintemal* mit *de Wette* beyzubehalten, oder mit *Stolz* in *da* zu verwandeln; Hr. *v. M.* wollte das *ἐπεί* recht wörtlich ausdrücken. — V. 35.: *die Kraft des Höchſten wird dich überſchatten* erklärt die Note r) alſo: „Matth. 17, 5. *bedecken*, *umgeben*, *anwandeln*, *heimlich auf dich (und zwar dem Körper nach) wirken.* vergl. 2 Moſ. 40, 34. Apoſt. 5, 15. Der heil. Geiſt (im Hebr. meiſt weiblich) erſcheint hier als die göttliche Schöpferkraft." Der erſte Theil dieſer Anmerkung iſt nicht allein unnütz, ſondern macht das Ganze anſtöſsig; man laſſe doch in ſolchen Fällen lieber die Dunkelheit, welche im Bilde liegt, als daſs man unwürdige und wahrhaft anſtöſsige Erklärungen giebt. — Zu der ſchönen Sentenz V. 37.: *bey Gott iſt kein Ding unmöglich*, enthält die Note die wichtige Erläuterung: *eigentlich kein Wort.* Wie konnte der Vf. ſolches und Aehnliches wir wollen nicht ſagen drucken laſſen, ſondern auch nur denken. *ῥῆμα* heiſst allerdings Wort, aber auch *res;* es kann alſo hier nicht von einem *eigentlich* und *uneigentlich* die Rede ſeyn. *πᾶν ῥῆμα* heiſst in dieſem und ähnlichem Zuſammenhange einzig und allein: *jedes Ding*, *jede Sache*, *alles.* Man glaubt beym Leſen ſolcher Erklärungen Schülerarbeiten vor ſich zu haben, wo die im Lexicon bey dem griechiſchen Worte ſtehenden Bedeutungen ohne weitere Ueberlegung herausgeſchrieben und angewandt worden. – Von gleicher Wichtigkeit iſt die ſogleich folgende Anmerk. zu V. 39.: *Maria ſtand auf;* ſie lautet: „*Andre: machte ſich auf.*"

Die-

Diese gewaltige Verschiedenheit der Erklärung musste freylich bemerkt werden, damit der „Gebildete und Gelehrte" nicht etwa in Verlegenheit geriethe, wenn er in den Uebersetzungen auf dieselbe stiess. Gleichen Geschmack verräth die Note zu V. 53. Luther: und (Gott) lässet die Reichen leer; Hr. *v. M.: und entlässet die Reichen leer;* die Note fügt hinzu: „eigentlich *schickt fort.*" — V. 57. ist der schwerfällige Ausdruck: „Und Elisabeth kam ihre Zeit, dass sie gebären sollte," nicht verbessert; *St.* dagegen „itzt war für Elisabeth die Zeit vorhanden, dass sie gebähren sollte." — V. 58. *Gefreundten*, St., wie de Wette: *Verwandte.* V. 73.: *uns zu geben* erklärt die Note: *uns zu verleihen.* — V. 78. *barmherzige Huld* für das Luthersche: *herzliche Barmherzigkeit*, wofür *de Wette* recht gut: *erbarmende Gnade.* Die Anmerkung hierzu lautet also: „Andere: innige Barmherzigkeit, wörtlich *durch das Eingeweide* der Barmherzigkeit." Wozu soll dieses? Es ist für den gewöhnlichen Leser nur anstössig, ohne ihm den Sinn anschaulicher zu machen. In demselben Verse: „*dadurch* (durch die Barmherzigkeit) *uns besuchet hat der Aufgang aus der Höhe*," noch undeutlicher als *Luther*, welcher doch sagt: *durch welche* uns bes. hat der Aufg. aus der Höhe. Die Anmerk. lässt den Leser im Dunkeln über den Sinn; sie beschäftigt sich bloss mit der Erläuterung vom Worte *Licht.* „Das aufgehende Licht vom Himmel, das Urlicht u. s. w. 4 Mos. 24, 17. Jes. 60, 1. 2. Kap. 9, 2. Offenb. 22, 16. Joh. 1, 9." Besser schon *St.*: durch welche uns zu Hülfe kömmt jenes Licht aus der Höhe und recht gut *de Wette:* durch welche uns erschienen das Licht a. d. H. — Doch wir brechen ab, und vergleichen nur noch die Uebersetzung einer Stelle aus den Briefen; es sey 1 Cor. 2; alle Abweichungen sind cursiv gedruckt, um sie sogleich kenntlich zu machen.

Luther.	*von Meyer.*
1. Und ich, *lieben* Brüder, da ich zu euch kam, kam ich nicht mit hohen Worten, oder hoher Weisheit, euch zu verkündigen *die göttliche Predigt.*	1. Und ich, *meine* Brüder, da ich zu euch kam, kam ich nicht mit hohen Worten, oder hoher Weisheit, euch zu verkündigen *das Zeugniss Gottes.*
2. Denn ich *hielte mich* nicht dafür, dass ich etwas wüsste unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten.	2. Denn ich hielt nicht dafür, dass ich etwas wüsste unter euch, ohne allein Jesum Christum, *und zwar* den Gekreuzigten.
3. (ist ganz gleichlautend.)	
4. Und mein Wort und meine Predigt war nicht in *vernünftigen* Reden menschlicher Weisheit, *sondern* in Beweisung des Geistes *und* der Kraft.	4. Und mein Wort und meine Predigt war nicht in *beweglichen* Reden menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft.
5. (ist ganz gleichlautend.)	
6. *Da wir aber von reden, das ist dennoch* Weisheit bey den Vollkommenen; nicht eine Weisheit dieser Welt, auch nicht der Obersten dieser Welt, welche vergehen;	6. *Wir reden aber* Weisheit bey den Vollkommenen; nicht eine Weisheit dieser Welt, auch nicht der Obersten dieser Welt, welche vergehen;
7. Sondern wir reden *von der heimlichen verborgenen* Weisheit Gottes, welche Gott verordnet hat vor der Welt, zu *unser* Herrlichkeit.	7. Sondern wir reden Gottes Weisheit *im Geheimniss, die verborgene*, welche Gott verordnet hat vor der Welt, zu *unserer* Herrlichkeit.
8 — 9. (ganz gleichlautend.)	
10. — — Denn der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen *der Gottheit.*	10. — — Denn der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen *Gottes.*
11. Denn welcher Mensch weiss, was *im* Menschen ist, ohne der Geist des Menschen, der in ihm ist? Also auch weiss Niemand, was *in Gott* ist, ohne der Geist Gottes.	11. Denn welcher Mensch weiss, was *des* Menschen ist, ohne der Geist des Menschen, der in ihm ist? Also auch weiss Niemand, was *Gottes* ist, ohne der Geist Gottes.
12. (gleichlautend; nur *L. gegeben*, wo *M. geschenkt.*)	
13. (gleichlautend bis auf den Schluss, wo *L.: und richten geistliche Sachen geistlich*, dagegen *M.: und richten Geistliches nach Geistlichem.*)	
14. Der *natürliche* Mensch aber *vernimmt nichts vom Geiste Gottes:* es ist ihm eine Thorheit, und kann es nicht erkennen, denn es muss geistlich gerichtet seyn.	14. Der *sinnliche* Mensch aber *nimmt nicht an, was des Geistes Gottes ist;* es ist ihm eine Thorheit, und er kann es nicht erkennen, denn es muss geistlich gerichtet seyn.
15. (ist ganz gleichlautend.)	
16. Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt? *Oder wer will ihn unterweisen?* Wir aber haben Christi Sinn.	16. Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt, *dass er ihn unterwiese?* Wir aber haben Christi Sinn.

Auch hier sieht man leicht, dass allerdings einzelne Aenderungen wirkliche Verbesserungen sind, bey andern jedoch wird nicht jeder des Vfs. Aenderung billigen und in mehrern Stellen wird er noch eine Nachhülfe vermissen. Aus den unten zu gebenden *Stolzischen* und *de Wettischen* Uebersetzungen wird diess noch deutlicher werden. Die Anmerkungen zu diesem Kap. enthalten, wie die zu Luc. 1. des Wunderlichen und Halbwahren genug; z. B. V. 14. über ψυχικὸς δὲ ἄνθρωπος heisst es: *eigentlich seelische* (?), *in natürlich blinder* (?) *Vernunft und Sinnlichkeit stehende, unbegnadigte, unerleuchtete.* —

Was ist und bleibt also unser Endurtheil über Hn. *v. M's* verbesserte Uebersetzung der Lutherschen Uebersetzung des N. T. und die dazu gehörigen Glossen? Antwort: Allerdings ist sie, als Uebersetzung betrachtet, empfehlenswerth, darf aber, da sie nicht überall, wo sie ändert, Luther verbessert hat, Luthern selbst aus dem *kirchlichen Gebrauche* nicht verdrängen. Doch diess gilt allein von dem blossen Abdruck der Uebersetzung, welcher ohne alle Anmerkungen ist. Ueber die Anmerkungen aber müssen wir aus Pflicht und Gewissen, als grösstentheils unnützen, häufig falschen und unzulänglichen, einseitigen, weder klar gedachten noch deutlich ausgedrückten Glossen das Verdammungsurtheil sprechen. Zufällig hören wir, dass die Meinung bey einem grossen Theile des Publikums Wurzel gefasst habe, als wolle der Vf. durch seine Glossen dem Katholicismus in die Hände arbeiten; wir gestehen aber, dass uns nichts der Art aufgestossen ist, und schon desshalb, weil der Vf. für Verbreitung der Bibel in der Muttersprache sorgt, muss man wohl jenes Gerücht für ungegründet halten. Er scheint zwar auf Auctoritäten viel zu geben und bedient

dient sich in der Vorrede einiger Ausdrücke, welche nach Katholicismus zu riechen scheinen. Allein wer wollte wohl vermöge der heutigen Tages so beliebten Consequenzmacherey daraus nachtheilige Schlüsse auf den Zweck desselben machen. Wir glauben vielmehr, er meinte es gut, aber es fehlte ihm an Kraft, zu vollbringen, was er sich vorgesetzt hatte.

Um auch in dem epistolarischen Stile die *Stolzische* Uebersetzung zu würdigen, folge hier noch die oben nach Luthers und v. M's angeführte Stelle aus 1 Cor. Die Abweichungen von der *de Wette'schen* sind ausgezeichnet durch cursive Schrift.

Stolz.	*de Wette.*
1. *Als ich daher* zu euch, Brüder, kam, da kam ich nicht mit *hervorragender Redekunst* oder *Weltweisheit, indem ich euch das Zeugniss von Christus verkündigte;*	1. *Daher als ich* zu euch kam, Brüder! kam ich nicht mit *hochfahrender Rede* oder *Weisheit um euch die Lehre Gottes zu verkündigen,*
2. Denn ich *nahm mir vor, nichts* bey euch *wissen zu wollen, als nur, dass Jesus der Christus sey,* und zwar *als* Gekreuzigter.	2. Denn ich *hatte mir vorgenommen, von nichts* bey euch *zu wissen, denn allein von Jesus Christus,* und zwar *dem* Gekreuzigten.
3. Und ich *trat schwächlich unter euch auf und furchtsam und äusserst schüchtern,*	3. und ich *war in Schwachheit und mit vieler Furcht und Zittern bey euch.*
4. Und meine Lehre und mein *öffentlicher Vortrag* bestand nicht *in der Weltweisheit überredenden Worten,* sondern im *Sehenlassen von* Geist und Kraft,	4. Und meine Lehre und meine *Predigt* bestand nicht *in überredenden Worten der Weisheit,* sondern *im Erweis des* Geistes und der Kraft,
5. *Damit* euer Glaube nicht *beruhte* auf Menschenweisheit, sondern auf *Gotteskraft.*	5. *auf dass* euer Glauben *sich* nicht *gründete* auf Menschenweisheit, sondern auf *die Kraft Gottes.*
6. Doch wir *tragen auch* Weisheit für die *Vollkommnern vor.* Weisheit *freylich* nicht dieser *Zeit, auch nicht* der *Tongeber* dieser Zeit, die *verschwinden werden.*	6. *Allerdings reden* wir Weisheit für die *Vollkommenen; aber* nicht Weisheit dieser *Welt, noch* der *Grossen* dieser *Welt,* die *da vergehen;*
7. Sondern wir *tragen* Gottes Weisheit *vor, jene vorhin geheime und verborgene,* die Gott vor *Weltbeginn* zu unserer *Verherrlichung* bestimmt hat.	7. sondern wir *reden* Gottes Weisheit *im Geheimniss, die verborgene,* welche Gott vor *Ewigkeiten* bestimmt hat zu unserer Herrlichkeit.
8. *Und die* keiner der *Tongeber* dieser *Zeit* erkannte; denn hätten sie *dieselbe* erkannt, sie würden den Herrn *ohne Gleichen* nicht gekreuzigt haben.	8. *Diese* hat keiner der *Grossen* dieser *Welt* erkannt; (denn hätten sie *sie* erkannt, so hätten sie den Herrn *der Herrlichkeit* nicht gekreuziget;)
9. *Aber* wie geschrieben steht: Was kein Auge *sah,* und kein Ohr *hörte,* und in keines Menschen *Herz aufstieg,* was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben:	9. *Sondern* wie geschrieben stehet: Was kein Auge *gesehen,* und kein Ohr *gehöret,* und in keines Menschen *Sinn gekommen,* was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben.
10. *Das hat Gott uns* durch seinen Geist *enthüllt,* denn der Geist erforscht alles, auch die Tiefen *Gottes.*	10. *Uns aber hat es Gott offenbaret* durch seinen Geist; denn der Geist erforschet alles, auch die Tiefen der *Gottheit.*

Dass *St.* öfter mit *de W.* zusammentrifft, ist natürlich, auch hat er es nicht geflissentlich vermieden; dessen ungeachtet hat er seine Originalität vollkommen behauptet und wird immer einen ehrenvollen Platz neben jenem behalten. Die Mängel seiner Arbeit im Vergleich mit der de Wette'schen bestehen hauptsächlich darin, dass einmal seine Sprache weniger kurz, körnig und gedrungen ist, dass er ferner hie und da doch etwas modernisirt, und dadurch das Colorit verwischt. *de Wette* schliesst sich mehr an Luther's unübertreffliche Kraftsprache, an das Alterthümliche seiner Darstellung, an die lose Verbindung der neutestamentlichen Schreibart an. Stolz dagegen bewegt sich freyer, lässt die biblischen Schriftsteller mehr periodisch reden. Dagegen darf man aber auch nicht übersehen, dass er dabey für das Verständniss des N. T. hauptsächlich mit sorgte, dass er sich doch vor zu grosser Breite hütete, und selten Paraphrase statt Uebersetzung gab. Er hat viel schon durch seine frühern Arbeiten in diesem Fache geleistet, und diese seine letzte wird sein Andenken für lange Zeit erhalten. — In der Vorrede beklagt sich *St.* noch über eine fast zu starke Benutzung seiner frühern Uebersetzung durch die Hrn. *van Ess*, stellt es ihnen aber dennoch frey, es auch bey dieser zu thun, aber nur unter der Bedingung, *dass sie sich zu dieser Benutzung öffentlich bekennen.* Wenn sie glauben, setzt er hinzu, dass protestantische Schriftsteller für die Aufhellung der heil. Schriften mehr als Gelehrte in der katholischen Kirche geleistet haben, und dass sich aus ihren Schriften das Beste für ihr N. T. schöpfen lasse, so müssen sie auch die Geistesstärke haben, öffentlich zu erklären, *wem* sie es verdanken, dass ihre Ausgabe des N. T. die Gestalt gewonnen hat, die sie ihr gaben und dass sie von Auflage zu Auflage solche und solche Verbesserungen erhält. — Zuletzt verdient noch der Wunsch des bereits verewigten *St.* Beachtung, dass sich nach seinem Tode vielleicht aus Liebe zu ihm und seinem Werke irgend ein tüchtiger Gelehrter seiner Uebersetzung weiter annehmen möchte.

Hr. *v. M.* hat auch eine *kurze Einleitung in die Bücher des N. T.* seiner Uebersetzung beygegeben. Zwar liessen sich auch hier eine Menge Ausstellungen machen, doch im Ganzen ist das Gegebene für Laien nicht unbrauchbar, und erstreckt sich hauptsächlich auf den Inhalt der Bücher. Die Sprache des Vfs. ist aber nur zu sehr mit bildlichen Ausdrücken aus der Bibel geschmückt, so dass dem Laien manches nicht durchaus verständlich seyn möchte. Hier der Kürze wegen nur Eine Probe dieser Einleitungen; sie ist kurz und gut, und lautet also:

Ganz vorzüglich ist der Brief des *h. Jacobus* (des Jüngern oder Kleinern, des Sohns Alphäus) gegen die Missdeutung der evangelischen Glaubenslehre Pauli gerichtet, und zeigt die Unvollständigkeit des Glaubens, der keine Werke bringt, empfiehlt Geduld, Sanftmuth, Gebet, und Alles was zur Heiligung und zum Gesetz der Freyheit gehört. Es ist ein strenger aber weiser Brief, *geschrieben aus Licht und Recht.*

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1824.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Sulzbach, b. Seidel: *Entwurf zum öffentlichen Gerichtsverfahren in peinlichen Sachen*, vom Appellationsgerichtspräsidenten für den Obermainkreis, *Max* Grafen *von Lamberg*. 1821. XII und 100 S. gr. 8.

Dieser Entwurf umfafst das ganze Criminalrecht; sowohl die Strafgesetzgebung, als den Criminalprocefs. Der Vf. setzt voraus, dafs die Einführung der Oeffentlichkeit ins Gerichtsverfahren in Baiern keinem Bedenken unterworfen sey, will aber die Grundzüge zu der Art und Weise, wie die Einrichtung zu machen sey, vorzeichnen. Da „bey dem öffentlichen Verfahren, wenn dasselbe seiner Bestimmung entsprechen soll, die möglichst einfachen, der Mehrheit des Volkes allgemein verständlichen Strafgesetze zum Grunde gelegt werden müssen;" so hat der Vf. geglaubt, „seinem Entwurfe über die öffentliche Verfahrungsweise auch einen einfachen Entwurf über allgemeine Strafgesetze und einzelne Strafbestimmungen vorausschicken zu müssen." Jene *innere Verbindung der Sachen* brachte indessen keine äufsere Nothwendigkeit für den Vf. mit sich. Im Gegentheil würde er viel besser gethan haben, den ersten Theil seines Entwurfes ganz wegzulassen, durch welchen nur für den 2ten und Haupttheil ein übles Vorurtheil erweckt wird. Denn so vortrefflich auch die Grundsätze lauten, nach welchen der Vf. in der Einleitung seinen Entwurf gearbeitet zu haben bekennt; so beweist doch die Arbeit selbst, dafs er entweder mit einer dem Gegenstande unangemessenen Flüchtigkeit oder mit zu mangelhaften Kräften solche unternommen habe, indem namentlich der theoretische Theil überaus unvollständig, unrichtig und ordnungslos ist. Wie kommt z. B., da der Vf. Criminalverbrechen und Polizeyvergehen unterscheidet, die Gotteslästerung unter die Staatsverbrechen; und wie konnte dieselbe mit der Störung des öffentlichen Gottesdienstes zusammengeworfen werden? Sehr richtig ist es, dafs in Ansehung der Strafart das Gesetz dem richterlichen Ermessen keine Wahl überlassen dürfe, sondern nur in Ansehung des Strafmaafses, wofür im Gesetze das höchste und kleinste Maafs zu bestimmen ist. Das schliefst aber nicht aus, dafs das Gesetz nicht mehrere Strafen alternativ benennen könnte. Der Vf. selbst [illegible] solches, indem er es zur Regel machen will, dafs die Zuchthausstrafe in körperliche Züchtigung verwandelt werde, wo solches zulässig ist. So sehr wir dem Vf. darin beypflichten, dafs die körperliche Züchtigung zu den wirksamsten und zweckmäfsigsten Criminalstrafen gehöre; so ist doch deren Verallgemeinerung ganz unpassend, mithin die Verwandlung der Zuchthausstrafe in dieselbe ganz unzuläfsig. Fast ins lächerliche fällt aber das angegebene Strafverhältnifs, da 4 Hiebe einem Monate Zuchthausstrafe gleich gelten sollen. Dafs der Vf. die Geldstrafen aus dem Criminal-Codex ganz verbannt wissen will, ist sehr schön; darum aber noch nicht nöthig, die anzuwendenden Strafen auf Todesstrafen, Freyheitsstrafen und Schmerzensstrafen zu beschränken. Namentlich sind die Ehrenstrafen und die damit zu verbindenden Verluste bürgerlicher Gerechtsame empfehlenswerth. Uebertrieben hart ist es, dafs jede Gefängnifsstrafe die Unfähigkeit zu bürgerlichen Ehren nach sich ziehen soll, und ein Rückschritt ist es, wenn der Vf. mit der Todesstrafe die Vermögensconfiscation, vorbehaltlich der Alimentation der Angehörigen, verknüpfen will. Kleinlich hingegen sind die vom Vf. ersonnenen Verschärfungsmittel der Strafen. So soll z. B. die Todesstrafe durch ein halbstündiges Ausstellen des Hinzurichtenden auf dem Richtplatze in einem rothen Hemde, die Zuchthausstrafe durch Anlegung einer eisernen Kugel, deren Schwere nach Verschiedenheit der Verbrechen, aber ohne Rücksicht auf die Körperstärke des Züchtlinges, in der Sentenz genau zu bestimmen ist, verschärft werden. Ueberhaupt fehlt es an aller Gradation in der Bestrafung der verschiedenen Verbrechen. So z. B. sollen blofse Realinjurien ohne Verletzung gegen den Regenten mit der Todesstrafe, und wörtliche Verunglimpfungen mit 4 bis 8jähriger Zuchthausstrafe belegt, hingegen körperliche Verletzungen der Privatpersonen, welche keine bleibende Desorganisationen zurücklassen, gar nicht als Verbrechen angesehen, sondern der polizeilichen Ahndung überwiesen werden. Der Vf. kennt überhaupt nur Leben, Gesundheit und Vermögen als die Güter, deren Beschädigung durch das Criminal-Gesetzbuch verhindert werden soll. Wenigstens sind diese nur in der aufgestellten Begriffsbestimmung vom Verbrechen benannt, obgleich in der Ausführung selbst auch die Freyheit bedacht worden ist. Aber die Ehre, ingleichen die Ausbildung der natürlichen Anlagen, scheinen keine Gegenstände zu seyn, deren Schutz

Schutz der Vf. im Staate für nöthig hält. Aehnliche Auslassungen kommen auch in andrer Hinsicht vor. So ist zwar die Brandstiftung, keineswegs aber die Wassersnoth oder andre gemeingefährliche Unternehmungen, namentlich nicht der Missbrauch des Giftes, in Betrachtung gezogen worden. Mit besondrer Vorliebe ist von dem ritterlichen Vf. der Wilddiebstahl behandelt, dem 9 §§ gewidmet sind, da die Lehre von der Fälschung in 3 §§ abgethan ist. Die Entwendung eines Stück Hochwildes, ohne alle Gewalt, soll mit 1 bis 2jähriger Zuchthausstrafe bestraft werden; und um die Wilddiebe zu ermitteln, sollen die Obrigkeiten auf dem Lande, vornehmlich bey den Geistlichen, häufige Haussuchungen vornehmen. Sind denn diese in des Vfs. Gegend so vorzüglich in dem Geruche der Wildbraten-Liebhaberey? oder können sie dieselbe nicht anders befriedigen, weil die gestrengen Junker alles Wild selbst verspeisen?

Wie keine Wissenschaft gedeihen kann, wenn die Grundbestimmung fehlerhaft ist, von der sie ausgeht; so kann auch das Criminalrecht des Vfs. nicht zur Vollkommenheit gelangen, weil die Definition von Verbrechen, die er zum Grunde gelegt hat, ganz falsch ist. „Jede Handlung oder pflichtwidrige Unterlassung, welche mit dem bösen Vorsatze unternommen oder auch nur versucht wird, um Jemand dadurch an Leib, Leben oder Vermögen in Schaden zu setzen," soll ein Verbrechen seyn. Warum ist das Beywort: pflichtwidrig, nur zu den Unterlassungen, nicht auch zu den Handlungen gesetzt? Ist die Nichterfüllung eines Contractes auch ein Verbrechen, wie es nach dieser Definition seyn müsste, sobald sie vorsätzlich erfolgt? Gehört überhaupt das Merkmal des Vorsatzes in die Definition? Nach dem Vf. sollen alle fahrlässigen Beschädigungen und Handlungen gar nicht zu den Verbrechen gehören, sondern zu den Vergehen, daher auch keiner peinlichen Bestrafung unterliegen. Diess ist an sich ganz unrichtig, da die Unterlassung der schuldigen Aufmerksamkeit ganz unwidersprechlich eine pflichtwidrige Unterlassung ist. Zwischen Vorsatz und Absicht ist aber überdiess ein grosser, von den Criminalrechtslehrern noch lange nicht genug beachteter Unterschied, so wie zwischen Versehen und Fahrlässigkeit. Bey der Lehre vom Todschlage hat der Vf. wenigstens über die sogenannte *Culpa dolo determinata* nicht hinweg kommen können, indem er dadurch Mord und Todschlag nach der gewöhnlichen Begriffsbestimmung unterscheidet. Die Absicht der Schadenszufügung ist gar kein allgemeines Merkmal des Verbrechens, namentlich nicht bey allen rein formalen. In allen diesen Beziehungen ist also die aufgestellte Definition unrichtig. Ein andrer Irrthum, der den Vf. auf mancherley Abwege führt, ist der, dass bey der Anhäufung der Verbrechen das grössere allemal das kleinere verschlinge, da umgekehrt es Regel ist, dass jedem Verbrechen seine Strafe folgen muss, und hiervon nur eine Ausnahme zu machen ist, wo entweder die Häufung der Strafen unmöglich ist, oder wo durch die Gesetzesbestimmungen unterschieden und getrennt werden würde, was seiner Natur nach eine einzige Seelenthätigkeit, wenigstens eine Folge einer, und derselben Willensrichtung ist. Hiervon macht sich die Anwendung auf die fortgesetzten und wiederholten Verbrechen leicht. Nach des Vf. Bestimmungen kommt aber ein Dieb, der einen und denselben Menschen mehreremal bestiehlt, viel schlechter weg, als wenn er eben dieselben Diebstähle bey mehreren Personen begangen hätte. Nicht minder fehlerhaft ist es, dass derselbe verschiedentlich das Strafmaass davon abhängig macht, ob der Verbrecher geständig ist, oder nicht, und zwar im ersteren Falle die Strafe verstärkend. Wer wird denn aber auf diese Weise so leicht gestehen? Wie kommt überhaupt die Wirkung des Geständnisses in den materiellen Theil des Strafrechtes?

Bey weitem besser ist der *zweyte* Theil dieses Werkes, welcher einen Abriss des formellen Verfahrens nach des Vfs. Vorschlägen enthält, und darauf ausgeht: Oeffentlichkeit, das heisst Anschaulichkeit und eigne sinnliche Wahrnehmung des Publikums, mit der Criminalprocedur zu vereinigen. Im Wesentlichsten hat England dem Vf. zum Muster gedient, jedoch mit wichtigen Abänderungen, indem der Vf. kein Geschwornengericht, sondern ständige Criminalgerichtshöfe, bestehend aus sechs rechtsverständigen Richtern und einem Vorstande, eingeführt, und gegen deren Ausspruch die Berufung auf eine zweyte Instanz zugelassen wissen will. In dieser soll jedoch keine neue Procedur Statt finden, sondern die Prüfung des Erkenntnisses erster Instanz auf den Grund der in ihr erfolgten Verhandlungen geschehen. Da diess deren schriftliche Abfassung nothwendig macht, wogegen die Oeffentlichkeit der Verhandlungen vor den Zuschauern ein mündliches Verfahren voraussetzt; so will der Vf., dass diess letztere in der Gerichtssitzung statt finde, jedoch alle Vorgänge von zwey vereydeten Gerichtsschreibern nicht bloss zu Protocoll vermerkt, sondern auch alle Aussagen des Angeklagten und jedes Zeugen am Schlusse einer jeden Vernehmung laut und öffentlich dem Hauptinhalte nach vom Vorstande des Gerichts zu Protocoll dictirt werden sollen. Eine eigentliche Untersuchung und Verhör gegen ein bestimmtes Individuum soll niemals anders, als in den öffentlichen Gerichtssitzungen vorgenommen werden dürfen. Der Sicherheitsverwalter jedes Untergerichsbezirkes soll zwar die Functionen des Instructionsrichters in Frankreich haben, daher die Spuren der zu seiner Kenntniss kommenden oder gebrachten Verbrechen verfolgen, zu dem Ende summarisch und unbeeidigt Zeugen abhören, den Thatbestand feststellen, auch diejenigen, gegen welche dringender Verdacht obwaltet, zur Haft bringen. Aber sie dürfen diese nicht inquiriren, nicht wiederholentlich vernehmen, sondern nur gleich nach erfolgter Arretirung einmal befragen, was sie von der Sache wissen, ob sie der That geständig sind, oder was

was sie zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben und auf welche Zeugen sie sich dieserhalb berufen, Binnen 48 Stunden sollen sie sodann die gefänglich Eingezogenen mit den Acten an den öffentlichen Ankläger des Criminalgerichtshofes der Provinz abliefern, welcher die letztern prüft, die ersteren bis zum Termin der öffentlichen Verhandlungen in die Frohnfeste setzt, und zu jenem Alles vorbereitet, aber selber keine Inquisition vorzunehmen hat. In der Gerichtsfitzung trägt derselbe zuerst seine Beschuldigung vor, und producirt die Beweismittel; alsdann läfst sich der oder die Angeklagte vernehmen; die Beschwerde- oder Entlastungszeugen werden vernommen; und der Angeklagte oder sein Vertheidiger *schliessen* das Verfahren mit der Vertheidigung. Das Gericht begiebt sich demnächst in das Deliberationszimmer, und fällt dort nach absoluter Stimmenmehrheit, wobey jedoch wenn die Stimmen der Räthe stehen, der Vorstand allemal auf die gelindere Seite treten muss, das Urtheil, in welchem über Freysprechung oder Bestrafung, und im letztern Falle zugleich über das Strafmaass, entschieden wird. Eine Absonderung der That- und Rechtsfrage soll also nicht geschehen; dahingegen allemal einzeln über die drey Fragen votirt werden: 1) ob der Thatbestand feststehe? 2) ob der Angeklagte Strafe verwirkt habe? und 3) welche Strafe? Denn, bevor über die Strafbarkeit eines Verbrechers abzusprechen ist, muss allemal das Verbrechen selbst erst zur objectiven Gewissheit gebracht seyn. Es versteht sich von selbst, dass bey der ersten Frage zugleich die Natur und Gattung des Verbrechens, bey der zweyten die Zurechnungsfähigkeit, und bey der dritten Frage das Verhältniss des Thäters zur That ausgemacht *werden muss*. Zugleich endlich muss jedesmal die dem *Beschädigten zu leistende* Schadloshaltung in dem Erkenntnisse mit festgestellt werden. Das wäre nun Alles recht sehr schön, wenn die Verbrecher so wahrheitliebend wären, dass man sich auf ihre Aussagen verlassen könnte, oder so unvorsichtig, dass die Beweismittel zu ihrer Ueberführung immer zur Hand wären; wenn nicht gerade die abgefeimtesten ihre Missethaten am verborgensten vollbrächten und am hartnäckigsten leugneten; wenn die öffentliche Sicherheit dabey bestehen könnte, diese verschmitzten Frevler durchschlüpfen zu lassen; und wenn es nicht viele Mühe, Aufmerksamkeit, Scharfsinn und Zeit erfoderte, allmählig die Mittel herbeyzuschaffen, durch welche das im Verborgenen verübte Böse an den Tag gebracht wird. Wenn nun vollends keine Verurtheilung ausgesprochen werden soll, ausser auf Geständniss oder auf die Aussagen solcher Zeugen, welche aus eigner Sinneswahrnehmung über die Verübung der That selbst Auskunft geben können; wenn kein künstlicher Beweis eine Bestrafung zur Folge haben soll; wenn endlich kein Zeuge durch Zwangsmittel zur Ablegung seines Zeugnisses genöthiget, und das solchergestalt abgelegte nicht beachtet werden darf, wie alles diess der Verf. will, obgleich er im Widerspruche hiermit diejenigen zur Strafe ziehen lässt, die von einem verübten Verbrechen wissen und solches nicht anzeigen; dann würde allerdings eine goldne Zeit für die Verbrecher seyn; aber die übertriebene Menschlichkeit gegen sie würde zur Unmenschlichkeit gegen alle rechtlichen und friedlichen Bewohner des Landes werden.

SCHÖNE KÜNSTE.

WIEN, bey Wallishausser: *Graf Lohrenburg*. Von *Johanna Franul von Weissenthurn*. 1819. 187 S. gr. 8. (18 Gr.)

So viel wir wissen, ist diess der erste Roman, welcher unter dem Namen der bekannten dramatischen Schriftstellerin erscheint. Graf Lohrenburg ist ein *junger* Minister, der sich an einem fremden Hofe, wo er den Frieden unterhandeln soll, mit einer Gluth und Hingebung, wie man sie einem Diplomaten kaum zutraut, in ein einfaches Naturkind verliebt, die längst einem andern bestimmt war. Nach heftigen Kämpfen der Leidenschaft von beiden Seiten bringt ein unerwarteter Zufall die Liebenden ans Ziel. Die Geschichte ist einfach, spielt unter wenigen Personen und ist offenbar nicht ohne Talent und Darstellungsgabe geschrieben. Indess haben uns die Hauptpersonen doch kein bedeutendes Interesse erwecken können; vielleicht weil die Charakterzeichnung denn doch in manchem Betracht mangelhaft und das Costum nicht allzustreng gehalten ist. Für die Sphäre des Hoflebens, in welche uns dieser Roman versetzt, geht es in demselben mitunter fast zu natürlich zu, auf der andern Seite wird man freylich durch die steten *Unpässlichkeiten* und das unaufhörliche *Klingeln* und *Anspannen* daran erinnert, dass man nicht in der schlichten Bürgerwelt verweilt. Die Darstellung der Verfn. hat Leben und Wärme, die Sprache ist rein, bis auf wenige Flecken. Zu einer Schlussbemerkung veranlasst uns der Name der Heldin, *Deodore*. Diess Wort ist übel zusammengesetzt, vorn lateinisch, hinten griechisch. Es sollte (ganz griechisch) *Theodore* oder (ganz lateinisch) *Deodata* heissen.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG u. SORAU, b. F. Fleischer: *Erbauungsstunden für Jünglinge und Jungfrauen*, nach ihrem feyerlichen Eintritte in die Mitte reiferer Christen. Ein Confirmandengeschenk und Beytrag zur häuslichen Andacht, von *Moritz Ferdinand Schmaltz*, Pastor in Neustadt-Dresden. 1823. VIII u. 294 S. 8. m. 1 Kupf.

Obgleich unsere Zeit nicht gerade arm an Büchern ist, die Stoff zur häuslichen Erbauung darbieten und bey derselben Anleitung geben sollen; so sind doch die Anfoderungen, welche von der besondern

dern Eigenthümlichkeit eines Jeden daran gemacht zu werden pflegen, zu verschieden, als dass wir glauben dürften, daran schon genug zu haben. Das beste Erbauungsbuch für Jedermann, für Frohe und Traurige, Gebildete und Ungebildete bleibt dem Evangelischen freylich immer die Bibel; aber neben derselben sind dem jetzt wieder reger gewordenen religiösen Bedürfnisse keinesweges auch andere Schriften zu versagen, welche der Bibel sich anzunähern streben durch Einfachheit und Natürlichkeit, Wärme und Würde im Aeussern, so wie durch Reichthum und Tiefe, Zweckmässigkeit und Anwendbarkeit im Innern.

Hr. P. *Schmaltz*, als trefflicher Kanzelredner nicht allein seinen zahlreichen Zuhörern aus allen Theilen der sächsischen Königsstadt theuer, sondern auch fernern Zeitgenossen durch eine mit verdientem Beyfall aufgenommene Predigtsammlung rühmlich bekannt, als Seelsorger und Geistlicher im eigentlichen Verstande geliebt und verehrt, bringt hier zunächst seinen eignen Confirmanden ein Geschenk seiner fortdauernden Liebe dar, und ist ihres Dankes, wie des Dankes aller derer, die seine Gabe mit demselben kindlichen Sinne aufnehmen, gewiss. Er verbreitet sich darin über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens; er fasst die anziehendsten und bedeutendsten Momente desselben im religiösen Sinne auf; er führt die ihm Anvertrauten recht eigentlich an der Hand der Religion durch das Leben. Und es thut diess mit Wärme und Innigkeit, so wie mit Klarheit und Würde. Die einzelnen Aufsätze stehen mit einander in einer gewissen sächlichen Verbindung, die noch sichtbarer geworden seyn würde, wenn etwa der achte vor den dritten gesetzt, und der fünfte mit dem vierzehnten, der vierte mit dem siebzehnten und sechszehnten zusammen gestellt worden wäre. — Mit dem *Rückblick in die goldenen Tage der Kindheit* beginnet der verständige Lehrer seine Lieben zu einer nähern Kenntniss ihrer selbst und ihrer himmlischen Bestimmung anzuleiten. Dann sucht er von dem *heiligen Tage ihres Christengelübdes* ein unvertilgbares Bild in ihre Herzen zu zeichnen. Die *Jugendzeit* mit ihrem *Segen* und ihren *Hoffnungen* lässt er vor ihnen vorübergehen; *die ernste Wahl für das Leben*, *der Bund der Freundschaft* geben ihm Gelegenheit zu andringenden Ermahnungen. Das Gebiet der *Freuden der Geselligkeit*, *der Natur*, *des frommen Wirkens*, ja selbst *der Trübsal* eröffnet er vor ihnen. Aber auch nicht vergessen darf er der Gefahren *der Versuchungen* um zu warnen, und der *göttlichen Traurigkeit der Reue* um zu trösten. In der *Feyer des Sonntags* und des *heil. Abendmahles* zeigt er ihnen die herrlichen Quellen geistiger Erhebung und Erquickung, und endlich *zu den Gräbern* sie führend, lässt er sie das *irdische Leben in seiner Nichtigkeit*, die *ewige Heimath in dem Lichte des Glaubens und der Hoffnung* erblicken. — Allenthalben zeigt sich der Verf. beseelt von dem echten Geiste des Christenthumes, dem Geiste des Lichtes, das nicht bloss leuchtet sondern auch wärmet, beseelt von dem Glauben, der in der Liebe thätig ist, von dem Ernste, der das Leben als eine grosse und wichtige Aufgabe betrachtet, und von der Heiterkeit, die der Christ durch seinen kindlichen Blick zum Himmel gewinnt. Damit will er auch seine Zöglinge erfüllen, und er darf sich der Hoffnung des Gelingens freuen. In seinen Belehrungen herrscht Einfachheit und Deutlichkeit der Begriffe, in seinen Ermahnungen andringende Herzlichkeit, in seinen Warnungen wehmütiger Ernst. Er versteht die Sprache der Rührung und Erhebung; er zeigt sich vertraut mit dem jugendlichen Herzen. Fern ist aller unnütze und eitele Prunk mit Worten; obwohl die herrliche Stelle S. 32. „*Wie unser irdisches Daseyn mit Thränen beginnt, so werden wir durch ein heiliges Weh für den Himmel geboren*,“ und die längere: S. 151. auch von einem höhern Schwunge der Rede Beyspiel geben. Das ist das allgemeine Urtheil des Rec.; aber er würde der Sache und dem Vf. selbst Unrecht zu thun glauben, wenn er ihm ein Paar Bemerkungen vorenthielte, die etwas Tadelndes in sich tragen. Zuweilen scheint nämlich der Lehrton etwas zu sehr vorzuherrschen, und manche Stellen erhalten dadurch eine gewisse Frostigkeit, die ihren guten Eindruck vermindert und gegen das übrige warme Kolorit absticht. Wenn z. B. die Freundschaft S. 120. also bezeichnet wird: „*Wo zwey edle Seelen einen so hohen Grad von Zuneigung und Hochachtung zu einander gefasst haben, dass sie entschlossen sind, einander gegenseitig an allem Theil nehmen zu lassen, was ihnen wichtig ist, da haben sich Freunde gefunden*“: — so ist diess zwar im Ganzen genommen nicht unrichtig, aber doch wohl etwas zu kalt und nicht erhebend genug. — Die andere Bemerkung betrifft die am Schlusse jedes Abschnitts befindlichen Liederstellen; die hie und da wohl mit andern, sowohl mehr bezeichnenden, als auch mehr dichterischen, hätten verwechselt werden können. Druck und Papier aus der trefflichen *Viewegschen* Officin macht dieser Ehre. Das Titelkupfer nach *Schnorr*, von *Stöber* in Wien gestochen, und Jesus unter den Schwestern in Bethanien vorstellend, ist brav gearbeitet.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1824.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, im Mag. f. Ind. u. Liter.: *Baratta's*, Dr. J., *praktische Beobachtungen über die vorzüglichsten Augenkrankheiten.* Aus dem Italienischen übersetzt von *Eduard Wilh. Güntz*, M. Bacc., bevorwortet von Dr. *Heinrich Robbi.* *Erster* Theil. 1822. 182 S. 8. M. 2 Kpft.

So ungeordnet sich dem Arzte die Krankheiten darbieten, so hat auch der erfahrene Wundarzt *Baratta* in Mailand seine Beobachtungen über wichtige Augenkrankheiten seinen Landsleuten schon im Jahr 1818 im Original mitgetheilt, und Hr. *G.* hat sie nicht für unwerth gehalten, sämmtlich und in derselben Reihenfolge auf vaterländischen Boden überzutragen, wo gerade dieser Theil der medicinischen Wissenschaften seit längerer Zeit eifrig bearbeitet wird und segensreiche Früchte trägt.

Das *erste Kapitel* handelt *von der Thränenfistel.* Schon bey Durchlesung dieses Abschnittes zeigt sich, dass das Werk nicht für angehende Aerzte, sondern für solche bestimmt ist, die bereits mit ihren Ansichten über verschiedene Augenkrankheiten aufs Reine gekommen sind. Der Vf. beginnt mit einer Aufzählung und kurzen, oft ungenügenden, ja bisweilen nicht ganz richtigen, Angabe mehrerer verschiedener Operationsmethoden, besonders italienischer und französischer Aerzte, indem ihm deutsche weniger bekannt zu seyn scheinen. Hierauf folgt eine Abtheilung unter der Ueberschrift: „*Die verschiedenen Arten der Thränenfistel und ihre Heilung.*" Hier hoffte Rec. die Ansichten des Vfs. über das Wesen der Krankheit zu finden, was man sehr zu Anfange des Kapitels vermisst, aber vergeblich; Hr. *B.* begnügt sich damit *drey Arten der unvollkommenen* und *drey der vollkommenen Thränenfistel* anzunehmen, ohne zu sagen was er eigentlich unter Thränenfistel versteht. „Die *erste Art* der *unvollkommenen* Thränenfistel" fährt er fort, „ist die wo die eingeschlossenen Materien des Thränensackes noch in die Nase gelangen können, und wo der Sack noch nicht ausgedehnt ist. Die *zweyte* ist die, wo sich, wenn man mit dem Daumen etwas drückt, die Feuchtigkeit des Sackes nicht in die Nase entleeren kann, wodurch der letztere aufschwillt. Die *dritte* ist mit einer ausserordentlichen Ausdehnung des Sackes, die einige den Bruch oder die Wassersucht des Thränensackes nennen, verbunden." — „Bey der *ersten* Art der *vollkommenen* Thränenfistel finden sich im Nasengange Hindernisse, die sich zwar noch beseitigen lassen; allein die durch angehäufte Flüssigkeit entstandene Ausdehnung des Sacks hat seine äusseren Bedeckungen so in Entzündung und Eiterung versetzt, dass er auch exulcerirt wird, und eine wahre Fistel am inneren Augenwinbel entsteht. Bey der *zweyten* Art finden sich im Nasenkanale nicht zu beseitigende Hindernisse. Bey der *dritten* ist zugleich Knochenfrass des Thränenbeines zugegen." — Rec. möchte fragen wie man denn im ersten Falle das Vorhandenseyn einer sogenannten Fistel erkennt, wenn weder der Sack ausgedehnt, noch der Durchgang seiner Contenta durch den Nasenkanal verhindert ist? — Gewiss ist diese Eintheilung sehr unzulänglich und weniger gut als die mehrerer früherer Schriftsteller, und es ist vornehmlich die Unbekanntschaft mit *Ad. Schmidt's* klassischem Werke über diesen Gegenstand zu bedauren. — Was die vorgeschlagenen Heilmethoden anlangt, so ist Hr. *B.* bey der *ersten* Art der unvollkommenen Fistel besonders den zertheilenden und zusammenziehenden Einspritzungen mittelst der *Anelschen* Spritze durch die Thränenpunkte zugethan. Er empfiehlt dazu Mineralwasser, Wasser mit Essig oder Limonensaft, Auflösungen von Zinkvitriol, Alaun oder Grünspan, welche man mit gewöhnlichem oder Kampferspiritus verstärkt. Reicht man damit nicht aus, so soll man sich der *Mejan'schen* Sonde bedienen, oder lieber „wenn man Geschicklichkeit genug hat" nach *La Forest's* Methode durch die Nase Einspritzungen in den Nasenkanal machen. Denen die nicht Uebung genug an Leichnamen haben können, empfiehlt er auch bey diesem geringen Uebel die Eröffnung des Thränensackes mittelst des Schnittes von aussen vorzunehmen. Rec. glaubt dass Niemand Uebung genug haben könne, die Endigung des Nasenkanals mit gehöriger Leichtigkeit zu finden, erstens schon desshalb, weil er sich bey verschiedenen Subjecten an sehr verschiedenen Stellen endigt, und zweytens eine sehr verschiedene Oeffnung zeigt, was vornehmlich dann der Fall ist, wenn er sich mit zwey Schenkeln endigt, ein Vorkommen, worauf nach Rec. Wissen zuerst der Geh. R. *v. Sömmering* aufmerksam machte, mehrerer anderen Schwierigkeiten nicht zu gedenken, die noch obendrein am lebenden Körper grösser als am Leichnam sind. Im übrigen wird diess Verfahren bey einem

nem so leichten Krankheitsgrade, wohl selten nöthig und eher Krankheit erregend als tilgend seyn; vielmehr reichen zweckmäſsige innere Mittel und fortgesetztes Baden des Auges mit frischem einfachen oder sehr leicht adstringirendem Wasser in den meisten Fällen aus. — In der *zweyten* Art der unvollkommenen Fistel empfiehlt der Vf. zuerst die *Mejan'sche* Sonde zu versuchen, jedoch im Voraus den Patienten auf die Langwierigkeit und Schwierigkeit der Operation aufmerksam zu machen. Gelingt dieſs nicht, so soll man zu Eröffnung des Sackes schreiten und nach *Petit's* Methode verfahren. Sollte sich der Patient nicht zu einem äuſsern Schnitte bequemen wollen, so empfiehlt Hr. *B. Pouteau's* Operation, die jedoch oft heftige Augenentzündungen erregt, und, möchte Rec. hinzusetzen, auch meistens deshalb nichts hilft, weil die Thränen doch nicht durch diesen ungewöhnlichen Weg, sondern über die Augenliedränder ihren Lauf nehmen. Die Methode *Petit's* hat Hr. *B.* folgendermaaſsen abgeändert. Nachdem Kopf und Augenlieder auf gewöhnliche Art fixirt sind, eröffnet der Operateur den Thränensack durch einen halbmondförmigen mit dem Rande der Augenhöhle parallellaufenden 6 — 7 Lin. langen Schnitt. Er schont dabey die Verbindung der Augenlieder um Umstülpung zu vermeiden, desgleichen die Sehne des Schlieſsmuskels, wenn der Sack nicht sehr ausgedehnt ist; findet sich aber viel Eiter in seiner Höhle, *so trennt er die Sehne von oben quer durch*, ohne die genannte Umstülpung zu fürchten. Wird dieſs nicht gethan, so folgt nach des Vfs. Angabe die Heilung der Fistel schwer. Er führt hierauf die Sonde „mit besonderer Zartheit" in den Nasenkanal, sagt uns aber nicht, ob er bey Durchführung derselben viel Widerstand gefunden habe, welche Kraft zu dessen Ueberwindung anzuwenden sey, u. dergl. Nachdem dieſs geschehen ist, wird ein 1½ Daumenbreite langes, mit Oel bestrichenes Stückchen gewöhnlich zubereiteter Violinenseconde, welches er an dem einen Ende mit einem Messer abstumpft, an dem andern aber über der Lichtflamme etwas abbrennt, wodurch es rauh wird und ein Knöpfchen gleich einem Nagel bildet, so daſs nebst einem daran angebrachten Faden das zu tiefe Einsinken verhindert wird, in den Nasenkanal eingebracht. Den Sack füllt Hr. *B.* mit Charpie aus, die er bisweilen mit etwas Wachssalbe bestreicht, und verbindet das Ganze mit einem halbmondförmigen Stückchen Taffet. Am zweyten oder dritten Tage wiederholt er dieſs Verfahren, indem er mit der Dicke der Saiten steigt, und legt anstatt der Charpie so lange Zeltchen aus arabischem Gummischleim und rothem Präcipitat in den Sack, bis sich dieser reinigt und zu vernarben anfängt. Hernach verbindet er mit trockener oder in Kalk- oder Bleywasser getauchter Charpie, und unterläſst nicht alle 2 — 3 Tage Einspritzungen durch die Thränenpunkte zu machen. Ist dieſs geschehen, so führt er einen Cylinder (Stilet) von Bley, Silber oder Gold ein, der ganz dem *Scarpa'schen* ähnlich, nur unmittelbar unter dem sehr kurzen Halse etwas flaschenförmig verdickt ist, um das Ausfallen beym Bücken und dergl. zu vermeiden. Oder er bedient sich anstatt dessen eines Tubulus (Tab. II. Fig. 14.) einigermaſsen von Gestalt des *Düpuytren'schen*, nur ebenfalls mit der flaschenförmigen Anschwellung und vier Seiten-Oeffnungen versehen, von denen 2 in den Thränensack und 2 in die Nase zu liegen kommen; die obere Oeffnung am knopfförmigen Ende bleibt auſserhalb des Sackes. Sobald kein Eiter mehr aus der Oeffnung im Augenwinkel ausflieſst, glaubt er das Stilet oder den Tubulus entfernen zu können, und legt anfänglich jeden Abend, späterhin jeden zweyten oder dritten eine dünne Darmsaite in den Nasengang ein, oder läſst zwey Monate lang einen dünnen, den oben angeführten Instrumenten analog geformten, und bey weitem dünneren Metall-Cylinder tragen, mit der Vorsicht ihn öfters herauszunehmen und zu reinigen. — Diese Methode ist nicht neu, und das Neue daran gewiſs nicht sehr nachahmungswürdig. Es gilt dieſs vornehmlich von dem Tubulus, der seiner Gröſse wegen nachtheilig wirken muſs, indem er 2 — 3 Linien in die Nase hineinragt, mithin gewiſs in den wenigsten Fällen ertragen werden kann. Die an ihm angebrachten Seiten-Oeffnungen sind nach Rec. Ansicht ebenfalls überflüſsig, weil sie bewirken, daſs der Tubulus länger, mithin nachtheiliger wird, und weil die Feuchtigkeiten schwerlich ihren Weg durch sie nehmen, sondern wie beym Stilet an den Seiten des Tubulus hingehen werden. Hierzu kommt noch, daſs der Vf. selbst oft nach Jahre langem Tragen dieses Instruments, sich kurz darauf den Kanal wieder schlieſsen sah. Er brachte in dergleichen hartnäckigen Fällen Kerzen mit Höllenstein oder Präcipitat bestrichen ein, und lieſs späterhin wieder die Stilets oder Röhren tragen. Gelingt auch dieses nicht, so würde nach ihm nichts übrig bleiben als die Durchbohrung des Thränenbeins vorzunehmen, wozu Hr. *B.* das Aetzen für das einzig passende Mittel hält. Er vollbringt es nach *Volpi's* Methode mit Hülfe des Höllensteins, und führt nach geschehener Durchbohrung ein Röhrchen oder Stilet in die Oeffnung, welches er nach „einiger" Zeit wegnimmt, worauf sich die äuſsere Wunde schlieſst, und, nach Rec. Meinung, wohl auch meistens wieder die innere. — Die *dritte* Art der unvollkommnen Fistel soll man wie die zweyte behandeln, nur wenn man sich der *Mejan'schen* Methode bedient hat, einen zweckmäſsig drückenden Verband auf den Thränensack anbringen. — Dasselbe gilt von der Behandlung der *ersten* Art der *vollkommnen* Fistel, nur soll man, wenn es nöthig ist, die äuſsere Oeffnung erweitern und auch die Sehne des Orbicularis durchschneiden. Bey der *zweyten* und *dritten* Art soll man nach der schon angegebenen Methode das Thränenbein durchbohren, eine Zeit lang ein Röhrchen oder Stilet tragen lassen, und hierauf der gröſseren Sicherheit halber ein Röhrchen von klei-

kleinerer Länge einführen, welches die Schliessung des neuen Lochs verhindert. Ueber dem Röhrchen läfst man die äufseren Bedeckungen zuheilen; es geht mit der Zeit durch die Nase oder den Mund heraus." Es folgen hierauf sieben recht gut erzählte zum Theil interessante Krankengeschichten.

Diefs ist das Wichtigste was der Vf. über die Behandlung dieser so wichtigen Krankheit angiebt. Zu bedauern ist es, dafs ihm eine grofse Menge wichtiger Schriften und Heilmethoden unbekannt zu seyn scheinen, namentlich auch die *Foubert-Dupuytren'sche*, nach der er gewifs seinen Tubulus abgeändert haben würde. Sein Verfahren scheint im Allgemeinen deshalb wenig Nachahmung zu verdienen, weil es in Fällen zur Operation rathet, wo diese nicht gehörig angezeigt ist; wichtige örtliche Mittel, als Blutentziehung, nöthigen Falls Umschläge u. s. w., gänzlich vernachläfsigt, und endlich eine bis weilen unerläfsliche allgemeine Behandlung zu sehr hintenansetzt.

Im *zweyten Kapitel* handelt der Vf. von der *Trichiasis*, und versteht darunter nach Art der englischen Schriftsteller nicht nur die einfache Einwärtskehrung der Wimpern, sondern auch das *Entropium*. Es ist etwas gründlicher als das vorige Kapitel behandelt, die Aetiologie jedoch ebenfalls sehr unvollständig. — Das Ausziehen der Wimpern nach *Rowley* hält er mit Recht nur für palliativ, obgleich bisweilen öfters ausgezogene Haare nicht von neuem hervorwachsen. „Einige praktisch (italienische) Aerzte" führt er an „pflegen die Wimpern mit der Scheere wegzuschneiden." Rec. las diese Nachricht mit um so gröfserm Widerwillen, als aufser dem Schaden den dieses künstlerische Verfahren dem Patienten bringen mufs, es noch zu einem ernsthaften Gewerbsstreit zwischen Friseuren und Barbieren Anlafs geben könnte, welche letzteren, wie Hr. Dr. *Müller* in seiner letzten Schrift über die ansteckende Augenliederkrankheit (Leipzig 1823.) erwähnt, auch das Abrasiren der Wimpern neuerlich in Anwendung gebracht haben. — Als die beste Methode zur gründlichen Heilung empfiehlt Hr. *B.* die Ausschneidung eines Stückes Haut, und hat zur Fassung der dabey zu bildenden Hautfalte ein Instrument erfunden und abbilden lassen, welches Praktiker nach Hrn. Dr. *Robbi's* Angabe sehr zweckmäfsig finden werden; es ist diefs auch des Rec. Meinung, nur ist es für uns Deutsche nichts Neues, da es sich von *Himly's* Instrumente zu demselben Zwecke blofs dadurch unterscheidet, dafs seine Blätter dicht gefenstert sind, was eher zum Nachtheil als Nutzen gereicht; übrigens leistet es wenigstens nicht mehr als die allgemein üblichen Pincetten *Beyers*, *Gräfe's*, *Helling's*, *Himly's*, *Langenbeck's*, die erwähnt zu haben zum Beweis dienen mag, dafs die meisten gebildeten neueren Wundärzte sich nicht blofs der anatomischen Pincette zur Aufhebung der Hautfalte bedienen. — (Des Lächelns konnte sich Rec. nicht erwehren, als bey Erwähnung der Augenpressen unser Landsmann *Bartisch* der schon im J. 1550 seinen Augentrost in Dresden herausgab, auch in der Uebersetzung als *Bartischio* erscheint). — Weder *Crampton's* (*Essay on the entropeon.* London 1805.), noch *Helling's* (Hufelands Journ. Bd. 40. St. 4. S. 98.) treffllicher Methode, durch Aetzmittel die verlängerte Haut zur Verkürzung zu bringen, was in Italien so viel Nachahmung an *Quadri* (*Annotazioni pratiche sulle malattie degli occhi.* Napoli 1818.) fand, scheint der Vf. bey Herausgabe seines Werkes gekannt zu haben.

Das *dritte Kapitel von der Erschlaffung des obern Augenliedes* enthält für uns Deutsche nichts Bemerkenswerthes.

Weit interessanter und belehrender fand Rec. das *vierte Kapitel*, welches *von dem Nutzen des schwarzen Bilsenkrautes*, *der Wolfskirsche*, *des Stechapfels und anderer sogenannter Narcotica bey Augenkrankheiten im Allgemeinen handelt*, und das *fünfte* von der *Augenentzündung*. Zuerst giebt der Vf. 10 Fälle an, bey welchen sich die äufserliche Anwendung der Belladonna und des Hyoscyamus ins Auge nützlich beweist, unter denen vorzüglich die Beobachtung eigenthümlich scheint, dafs man sich derselben in zweifelhaften Augenentzündungen gleichsam als Maafsstab der gröfseren oder minderen Heftigkeit derselben bedienen könne, indem sie im ersten Falle nicht erweiternd auf die Pupille einwirken sollen, wovon sich jedoch Rec. nicht überzeugt hat. — Es folgen hierauf mehrere mit den Extracten des *Conium maculatum*, *Aconitum Napellus*, *Digit. purpurea*, *Rhus radicans*, *Crocus sativus*, *Arnica montana* und *Papav. somniferum* angestellte Versuche, die aber keine gleiche Wirkung auf die Pupille zeigten, was man wohl von vielen derselben als ganz verschiedenstoffigen Mitteln im Voraus hätte erwarten können. — Die innerliche sowohl als äufserliche Benutzung der Belladonna und des Hyoscyamus hält der Vf. für direct schwächend, weshalb sie ihm auch in allen „wirklich sthenischen Augenentzündungen" die besten Dienste leisteten, äufserlich in einer Auflösung von 10 Gr. des Extracts in einer Drachme Wasser, täglich mehrere Male ins Auge getropft und innerlich ebenfalls das Extract bis zu einer Drachme in 24 Stunden! Von diesem Gebrauche sahe Hr. *B.* niemals Nachtheil, was Rec. wundert, da er öfters durch den örtlichen Gebrauch derselben, Amblyopie entstehen oder sich mehren sah, und daher den Gebrauch derselben, besonders in so starken Solutionen gern meidet, vornehmlich wo eine obwohl auch nur geringe Anlage zu paralytischer Amaurose, oder gar höhere Grade derselben und angehendes Glaucom zugegen sind. Ist diefs nicht der Fall, so scheint Belladonna allerdings nicht nachtheilig auf's Auge zu wirken, und Rec. kannte unter andern einen Mann, der sich, um der Operation zu entgehen, 3 Jahre lang jeden Morgen eine starke Solution der Belladonna ins Auge brachte, ohne dadurch wahrnehmbaren Schaden zu leiden. — Auch vom inneren

neren Gebrauche fand Rec. wenigstens nicht den von Hrn. *B.* gerühmten ausgezeichneten Nutzen, und sah vielmehr unter *Dupuytren's* Behandlung, mehrere an innerer Ophthalmie Leidende bey dem Gebrauche derselben erblinden. — Hr. *B.* tadelt die Aerzte, die Synizesen mit Belladonna heilen wollten, so lange noch heftige Entzündung zugegen war, aus dem oben von ihm angegebenen Grunde, und führt auch *Himly* unter denen die sich geirrt hätten, an, was Rec. jedoch sehr bezweifelt, nicht nur wegen der vielfältigen Erfahrung dieses ausgezeichneten Lehrers, sondern weil Rec. auch wirklich Synizesen von Ausschwitzung coagulabler Lymphe entstanden, mit diesem Mittel heilte, was wohl auch in *Himly's* Fall Statt gefunden haben mag. — Bey *asthenischen Entzündungen* und den von Hrn. *B.* sogenannten *nachlassenden*, *krampfhaften*, *nervösen*, leisteten ihm Opium und China den besten Nutzen. Er beobachtete sie vornehmlich nach misslungenen Staaroperationen, und charakterisirt sie durch sehr bedeutende krampfhafte Schmerzen die sich nach den Augenbraunen, der Hälfte des Kopfes, der Wange, Nase, dem Zahnfleische und den Zähnen hinziehen, anhaltend und typisch sich verschlimmernd sind, so dass sie Nachts oft Delirien herbeyführen. Man findet sie mit oder ohne Fieber. Rec. hat die in diesen Fällen angestellten Beobachtungen mit Vergnügen gelesen, muss aber auf das Werk selbst verweisen. — Eben so empfiehlt der Vf. das Oel der Saamen des Bilsenkrautes bey chronischen Augenentzündungen in die Augenbraunen zu reiben, und auch einige Tropfen in die Augen selbst fallen zu lassen.

Im *fünften Kapitel* sind die zahlreichen Krankengeschichten nicht uninteressant, über die *Augenentzündung* aber selbst handelt der Vf. weniger geordnet und vollständig als zu wünschen gewesen wäre, und mischt dagegen eine Menge nicht in die Augenheilkunde gehörige Dinge ein, wiederholt sich oft und giebt ausser dem sehr ausgedehnten Gebrauch der narcotischen Mittel nichts Neues. Die Eintheilungen der Augenentzündungen in viele verschiedene Arten, hält er in praktischer Hinsicht für wenig nützend und mag dabey von mancher Seite Recht haben; theilt sie aber doch kurz darauf in *traumatische*, *constitutionelle*, *scrophulöse*, *herpetische*, *venerische und contagiose*, eine Anordnung deren Consequenz und Unzulänglichkeit leicht in die Augen fällt. Eines Unterschiedes zwischen Augenlieder- und Augapfelentzündung gedenkt er gar nicht. Bey allen ist ihm, nebst in manchen Fällen in Anwendung gebrachten Blutentziehungen, Belladonna das wichtigste Mittel; so heilt er scrophulose und blennorrhoische Entzündungen, da das *scroph.* und *blennorrh Gift* (!) nur reizend wirken mit der schwächenden Tollkirsche. Bey „*Chemosis*" (nach ihm gleichbedeutend mit heftiger Augenentzündung überhaupt) empfiehlt er die Arteriotomie nach *Farell* an dem vorderen Ast der Schläfepulsader, oder auch das Oeffnen der Drosselader; beide Verfahrungsarten sind jedoch nach den Beobachtungen der vorzüglichsten deutschen und englischen Augenärzte dem gewöhnlichen Aderlass am Arme nicht vorzuziehen. Soll aber dennoch die Oeffnung einer Pulsader vorgenommen werden, so wird man nach Rec. Ansicht wohlthun, nach Blosslegung derselben ein Stück, chen ihrer Wand mit der Hohlschere auszuschneiden, weil sie ausserdem oft nicht bluten wird, sie aber nach geschehener Blutentleerung angegebenermaassen ganz durchzuschneiden. Scarificationen tadelt der Vf. mit Recht. Innerlich reicht er vor allem Belladonna, Bilsenkraut oder Stechapfel, vom Kraut alle 2 — 3 Stunden 2 Gr. vom Extract 1 Gr. dabey kühlende Emulsionen, Brechweinstein in Gerstendecoct, drastische Abführmittel. Aeusserlich Solution der narcotischen Extracte und gelind adstringirende Augenwasser; also mit Ausnahme der innerlichen Anwendung der betäubenden Arzneyen, das gewöhnliche, in England befolgte, allerdings sehr erfolgreiche Verfahren, auch mit Hinweglassung der Belladonna, des Bilsenkrautes und Stechapfels. — Gegen erweichende örtliche Mittel bey Augenentzündungen ist Hr. *B.* vielleicht etwas zu sehr eingenommen, und führt zum Beweis der Richtigkeit seiner Ansicht einen langen Brief des Hrn. Dr. *Coulus* an *Goulard* über diesen Gegenstand an. — Bey *scrophulöser* Augenentzündung bedient sich der Vf. stets einer mehr oder minder schwächenden Methode, und verwirft auch Haarseile, Vesicantia u. s. w. als dem inneren und äusseren Gebrauche der Belladonna weit nachstehend. In Deutschland und überhaupt nördlichen Ländern möchte diess Verfahren wohl nicht allemal anwendbar seyn, indem die richtige Benutzung tonischer Mittel Rec. bey dieser Art von Entzündung oft die wichtigsten Dienste leistete. — *Gonorrhöische* Augenentzündung lässt Hr. *B.* nur durch Contact mit Trippermaterie, so wie *die der Neugebornen* nur durch Ansteckung von der Mutter entstehen; hält daher die Wiederhervorrufung des Trippers u. s. w. im ersteren Falle für völlig unnütz, und behandelt beide wie einfache Augenentzündungen antiphlogistisch und mit der beliebten Belladonna. Eben so behandelt er die sogenannte *ägyptische* Augenentzündung, die er für *contagiös* hält und Beyspiele dafür anführt.

Das *sechste Kapitel* von der *Psorophthalmie* enthält nichts bemerkenswerthes.

Die erste Kupfertafel, so wie auch ein Theil der zweyten, stellt nur Sachen dar, auf die erst im zweyten Bande Bezug genommen wird.

Nach diesem Vorgehenden wird man sich des Urtheils nicht enthalten können, dass dieses für Italien vielleicht schätzbare Werk, wohl nicht in dieser Gestalt oder doch nur auszugsweise auf deutschen Boden hätte verpflanzt werden sollen, indem es als Handbuch nicht brauchbar und für den erfahrnen Practiker an neuen Beobachtungen zu arm ist. Die Uebersetzung liest sich gut und ist, einige wenige Ungenauigkeiten abgerechnet, richtig.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1824.

PHILOSOPHIE.

Maynz, b. Kupferberg: *Die Anthropologie als Wissenschaft*, von *Joseph Hillebrand*. II. Theil.

Auch unter dem Titel:

Besondre Naturlehre des Menschen, oder *Somathologie* und *Psychologie*. 1823. 440 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Wir haben schon bey Anzeige des *ersten* Theiles vorliegenden Werks (A. L. Z. 1823. Nr. 33) bemerklich gemacht, dass darin von Vielerley die Rede seyn müsse, weil der Mensch sich selber ein Gegenstand reicher Betrachtung ist, und die Welt ausser ihm, in deren Mitte er wirkt, gleichfalls Aufmerksamkeit verdient, mithin eine Anthropologie im weitesten Umfange beynah eine Encyclopädie aller Wissenschaften heissen könnte. Von der allgemeinen Naturlehre macht der Vf. im gegenwärtigen Bande den Uebergang zur besondern Naturlehre des Menschen, deren Doppelseite er als Somatologie und Psychologie bezeichnet, und worin seine Belesenheit und sein Fleiss aufs Neue hervortreten.

Begonnen wird mit einer somatologischen Didactik, welche erstens vom menschlich physischen Seyn im Allgemeinen handelt, von den elementarischen Grundstoffen des menschlichen Körpers, den äussern Bedingungen des organischen Lebens, Luft, Licht, Wärme, electrisches Fluidum, von der mikrokosmischen Einrichtung des menschlichen Organismus, welche das höchste Naturleben zeigt, von der äussern Struktur des Körpers und den Functionen des menschlichen physischen Seyns im Allgemeinen. Darauf wird die Bildung des menschlichen Organismus im Besondern erwogen, das vegetative Leben, das sensitive Leben, Nerven, Gehirn, Rückenmark, Gangliensystem, Knochen und Muskeln, welche alle eine konkrete Einheit des menschlichen Organismus bilden. Die Funktionen der vegetativen, sensitiven Sphäre und deren Vermittelung werden berührt, freylich immer nur im Allgemeinen, ohne nähere anatomische Beschreibung des Einzelnen. (S. 55.) Hierauf folgt die somatologische Phänomenologie, Gesundheit und Krankheit, Wachen und Schlaf, wovon jenes die vorherrschende Richtung auf die Aeusserlichkeit, dieses die Richtung auf das Selbst unmittelbar ist, (S. 67.) ferner Abnormität des menschlichen Organismus, Missgeburt, Hermaphroditismus. Dann berührt der Vf. die somatologische Charakteristik, Verschiedenheit des Physischen durch Klima, Nahrung, Lebensart, auf welche Letztere sogar die Verfassung einwirkt, indem Freyheit des politischen Lebens dem Körper Kraft, Gewandheit und Schönheit ertheilt, während Sclaverey und Despotie beynahe immer das Gegentheil erwirken, was schon Hippokrates anmerkt, ferner Vorzug des menschlichen Organismus vor dem thierischen, Ursprung der Menschengattung durch die zeugende Erde nach dem Gesetz der stufenartigen Metamorphose, einziger Urstamm mit Vorhandenseyn der Rassen, als Folgen allmähliger durch mancherley Einflüsse begründeter Abweichungen von dem Urstamme, Geschlechtsverschiedenheit, Charakteristik der Alter, bis zum Ende des physischen Lebens, dem Tode. Die neuern Untersuchungen über *alle diese* Gegenstände sind nicht ausser Acht gelassen.

Ausführlicher wird vom Vf. die Psychologie behandelt, welche den grösten Theil des Bandes einnimmt. Er hält für die wahre Gestalt der Wissenschaft diejenige, welche genetisch synthetisch ist, oder das Werden und Seyn zugleich giebt. Besonders hervorzuheben sind diese Momente in der wissenschaftlichen Behandlung der Psychologie, indem das Seelenwesen, obgleich ursprünglich und innerlich Eins, doch dem forschenden Blicke sich nur in den mannichfaltigsten Aeusserungen und Beziehungen offenbart. Dadurch allein also, dass man diese Aeusserungen und Beziehungen in ihren ersten Anfangspuncten aufzufassen, und nach ihren allmähligen Entwickelungen, Verschlingungen und Richtungen zu durchschauen strebt, wird man die innerliche Einheit des Lebens der Seele selbst zu begreifen, und sodann von ihr aus in umgekehrter Weise die jedesmalige Bedeutsamkeit und Wesenheit des Einzelnen gehörig zu würdigen vermögen. Auch hier wird die Darstellung mit der Didactik beginnen, zur Phänomenologie fortschreiten, und mit der Charakteristik schliessen.

Die psychologische Didactik besteht in der wissenschaftlichen Darlegung des Seelenlebens nach seinem gesammten ihm natürlichen und in seinem Wesen nothwendig gegründeten Wirken, abgesehen von allen besondern modificirenden Umständen und Bedingungen. Sie entwickelt zuerst die allmählige, gleichsam elementare Gestaltung des Seelenlebens, — das Werden desselben — sodann die innere

nere Beziehung, die Totalität und Einheit — das feste eigentlichen Seyn, so weit es der Forschung sich darbieten kann, und zerfällt sonach in Analytik und Synthetik.

Ohne den entschiednen Gegensatz zwischen Subjectivität und Objectivität, aber zugleich auch ohne die strengste Beziehung beider auf einander ist der reine Begriff des Lebens nicht aufzufassen. Die Factoren des Zusammenwirkens sind Bildungtrieb, Reiz, und Reaction, als Aufnahme oder Zurückweisung des Aeusserlichen von Seiten des Bildungtriebes. Selbstthätigkeit ist allgemeine und Grundäusserung des Lebens, deren ursachliche Momente in der ursprünglichen individuellen Zusammenwirkung der angedeuteten Factoren des Lebens gelegen sind. Ihre mancherley Richtungen sind aufzufassen, von denen die allgemeinsten der Seyntrieb und der Wirkungstrieb sind. Jener herrscht vor auf den niedern Stufen des Lebens, dieser auf der höchsten Stufe. Als Resultat ihrer Verhältnisse gilt, dass alle thierische Selbstthätigkeit im Individuellen wurzelt, von ihm beginnt und zu ihm zurückgeht; zugleich, dass sie nothwendig Objectivität voraussetzt und nur durch dieselbe zur Erscheinung kommen kann, auf welches Resultat sich die gesammte Psychologie zu beziehen hat. Das leitende Princip der thierischen Selbstthätigkeit ist nicht die Vorstellung, sondern der Instinkt als Grund der bestimmten Richtung des Seyns- und Wirkungtriebes. Er ist im Animalischen dasselbe, was im Psychischen das Motiv des Handelns ist, welches Letztere, um dieses zu seyn, nothwendig eine Vorstellung seyn muss. Der Instinkt findet sich auch im Menschen, in der ersten Kindheit, bey ganz unkultivirten Völkern, auch im Zustande des zumal krankhaften Somnambulismus. Der Vf. erklärt sich gegen die geistreiche Ansicht von Treviranus, dass hiebey schon Urtheilskraft eintrete, es sollen sich vielmehr die Thätigkeiten der rein thierischen Sphäre nach den drey Akten des Wahrnehmens, des Empfindens und Begehrens unter der Herrschaft des Instinkts bemessen lassen. Die mittlere Seelensphäre des Menschen besteht in der Eigenthümlichkeit, dass ein selbstthätiges Streben aus sich selbst und durch sich selbst an der Aussenwelt sich zu der Wirklichkeit eines freyen, mittelbaren Erfassens seiner selbst und der Objecte entwickelt. Die einzelnen Richtungen desselben sind das Erkennen, das Fühlen, das Wollen. Das leitende Princip dieser zweyten Sphäre ist die Vorstellung und verhält sich zu ihr, wie zur ersten der Instinkt. Die Vorstellung ist das sich in seinem Streben selbst objectivirende Leben, oder die in ihrer Offenbarung sich selbst erfassende Selbstthätigkeit. Eine wesentliche Bedingung der Vorstellung ist die Unterscheidung des Ich oder der Ichheit von dem Individuum oder der Individualität. Jene ist nicht ohne diese, wohl aber kann diese ohne jene seyn. Es ist die Ichheit das sich selbst setzende Freye in der Form und durch die Vermittelung der Individualität. Die Vorstellung kommt nicht dem Erkennen allein zu, sondern ist auch die nothwendige Bedingung des Fühlens und Wollens. Die oberste Seelensphäre des Menschen bezieht sich auf Anschauungen, welche ohne Reflexion, und unerzeugt durch gewöhnliches Erfahrungserkennen in der innern Seelentiefe auf unmittelbare und ursprüngliche Weise hervortreten. Sie betreffen ganz eigentlich dasjenige, was man vorzugweise das Uebersinnliche, das Unendliche, nennt. Die ganze allmählige Entwickelung der Selbstthätigkeit vom Wahrnehmen, Empfinden und Begehren an, durch das Erkennen, Fühlen und Wollen hindurch ist nothwendige Voraussetzung des Ursprungs jenes höhern Thätigseyns. Seine Wurzel liegt also in der möglichen, aber unbegreiflichen Selbstentfaltung der Selbstthätigkeit des psychischen Lebens. Daher auch zu erklären, warum dasselbe bey gewissen Menschen und ganzen Völkern kaum oder nur in leiser Ankündigung durchbricht, dagegen bey andern in schöner Strahlenergiessung hervorglänzt. In Bezug der Einzelnen Richtungen findet man zuerst, dass die Selbstthätigkeit sich nicht aus instinktartiger, sondern freyer Unmittelbarkeit auf ein höheres wendet, auf ein durchaus Ursprüngliches, welches weder in der Aussenwelt noch in dem Menschenleben als ein wirkliches Gegebenseyn hervortritt, wohl aber in jedem wirklichen Gegebenseyn sich beziehungsweise ankündigt. Der zweyte Akt der Selbstthätigkeit in dieser Sphäre wird in dem Einkehren derselben in sich selbst kund, um sich nämlich des Verhältnisses ihres eignen Seyns zu dem höhern Uebersinnlichen, zu dem jenseitigen Seyn auf absolut freye Weise, d. h., ohne Instinkt und ohne die Vermittelung gewöhnlicher Vorstellung inne zu werden. Man kann diesen Akt das Lieben im höhern Sinne des Worts nennen, auch erklären als das Innewerden der Persönlichkeit mittelst des Selbstbewusstseyns. Will und kann man dasjenige nun, was in keine bestimmten Vorstellungen zu fassen, also nicht vor das reflectirende Bewusstseyn zu führen ist, mystisch nennen, so ist ein solcher Mysticismus unserm Seyn und Streben in seiner höhern Richtung nothwendig. Er bildet die Grundlage und das Object der eigentlichen Speculation und somit der Metaphysik. Der dritte Akt dieser Sphäre offenbart sich in derjenigen Aeusserung der Selbstthätigkeit, nach welcher dieselbe ihr erfasstes höheres persönliches Selbst als das ursprünglich Freye in dem ganzen Seyn real darstellen will, man kann diesen Akt das schaffende Handeln, oder schlechthin das Schaffen nennen. In dem Schaffen ist die Begierde wie der Wille untergegangen. Leitendes Princip dieser obersten Sphäre ist die Idee. Das Idealisiren ist das Offenbaren der Selbstthätigkeit in der Form der Persönlichkeit. Die Idee ist unmittelbare Selbstvergegenwärtigung der Freyheit, mithin ein durchaus Ursprüngliches.

Wegen der Relativität in welcher alles Seyn und auch das menschliche Leben begriffen wird, nimmt der Vf. zwey grosse Lebensverschiedenheiten an, die in einem gleichsam polaren Verhältnisse zu einander

ander stehen, Negativität und Positivität. Der Grundcharakter jener ist Spontaneität, dieser die Freyheit. So wenig Spontaneität Freyheit ist, sondern vielmehr nur die Negation der Freyheit, so unmöglich ist es, dass diese aus jener sich sollentwickeln könne, als sey sie in derselben gleichsam *gebunden* vorhanden, wie vielfältig gelehrt wird. Wohl aber kann die Spontaneitat die nothwendige Bedingung seyn der Erscheinung der Freyheit in einem bestimmten Seyn — dem menschlich persönlichen. Man kann also nur in sofern sagen, dass die Freyheit sich aus der Spontaneität entfalte, als sie dieser immer mehr als ihrer Negation gegen über tritt und somit selbst fortschreitend deutlicher den Charakter der Positivität annimmt, d. h. sich in ihrer Realitä mehr und mehr offenbart. Der Realität selbst nach aber kann die Freyheit nie aus der Spontaneität entwickelt werden, weil zwischen beiden ein durchaus wesentlicher Unterschied ist. (S. 192.) (Indem der Vf. hier den Dualismus des Lebens und Daseyns ausspricht, worin Rec. gerne einstimmt, scheint doch das Bild der Polarität nicht ganz zu passen, was auch im Folgenden kenntlich wird, wie wohl ein solches Bild unsrer menschlichen Betrachtung nahe liegt.) Daher erklärt sich, wie die Spontaneität ganz getrennt von der Freyheit oder *ohne* dieselbe erscheinen könne (das erklärt sich nicht aus Polarität) z. B. im Thiere, als solchem, und auch im Menschen, sofern er als blosses Thier auftritt. Denn die Spontaneität bedarf nur einer eignen Negation, um sich zu offenbaren, und sie findet diese in den untern Stufen der Wesen. Es erklärt sich aber auch ferner, wie dagegen die Freyheit *nicht* ohne Spontaneität oder *ganz getrennt von ihr in bestimmter* Form, welche die der *Persönlichkeit* ist, zum Daseyn kommen könne; indem sie eben keine andre entsprechende Negativität, als die Spontaneität hat. Diess wäre das Verhältniss der respectiven Entelechien, des Instinkts und der Idee. Beide haben ihre Aehnlichkeit in der Unmittelbarkeit ihres Wirkens, beide sind in Nichts zu vergleichen, was die Wesenheit selbst betrifft. Die Vermittelung beider kann nur durch eine nothwendige Mittelbewegung geschehen. Diese besteht darin, dass die Freyheit sich ihre Negation immer mehr gegenüberstellt, um so sich selber in ihrer möglichsten Positivität zu erfassen. Die höchste Stufe dieser Gegenübersetzung ist der Uebergang der Vorstellung in die Ideen, in welcher letztern das Product dieses Processes erscheint, somit Negationen und Positionen selber sich auflösen in das reine reale Seyn der Freyheit. Die Sphäre der gegenseitigen Beziehung des Spontanen und Freyen in der Form der Negation und Position, ist die mittlere und auch vermittelnde des Seelenlebens. Für die drey Sphären, welche im Menschen wesentlich bey einander sind, und zwar nicht absolut, sondern relativ, muss es noch eine allgemeine vereinigende Entelechie, ein Grundprincip geben, das der uranfänglichen Sichselbstsetzung. Hieraus folgert der Vf. eine gänzliche Verschiedenheit zwischen der menschlichen Seele und dem Leben der übrigen Naturwesen, auch die Unmöglichkeit der Entwickelung der letztern aus dem blossen *organischen* Bildungsleben der Erde. Die menschliche Seele kann nicht als bloss höchste Manifestation des thierischen Lebens angesehen werden. (Scharfsinnige Bemerkungen darüber besonders S. 196.).

Folgende Resultate werden vom Vf. kurz angedeutet. Die menschliche Seele ist, um sie selbst zu seyn, nothwendig an den ihr individuell zugehörigen Körper gebunden. Auch zu jedem folgenden in der Form gegenwärtiger, wenn gleich gesteigerter Persönlichkeit sich darstellenden Seyn der Seele bleibt ein ihr angemessener Körper nothwendige Bedingung. Fragen nach einem bestimmten Sitze der Seele, nach einem eigenthümlichen Seelenorgan sind ohne Bedeutung. Alles menschliche Wissen und Bestreben beginnt in der Sphäre des Individuellen und setzt nothwendig die Aussenwelt voraus. Die Seele kann sich nie aus der Natur entwickeln noch die Natur sich als Product jener darstellen. Es kann von der Seele weder gesagt werden, dass sie angeborne Begriffe, selbst nicht dass sie angeborne Ideen habe, noch dass sie eine blosse Möglichkeit oder Empfänglichkeit für beide besitze, ursprünglich aber eine sogenannte *tabula rasa* sey. Der Mensch weiss nur in sofern etwas mit absoluter Gewissheit, als er um sein Wissen weiss, in so weit er das Werden, das Selbstschaffen der Seele, also das Wesen und wahrhafte Seyn derselben erfasst. Diess reale Sichselbstbestimmen der Seele in allen ihren Akten ist die eigentliche Philosophie. Alle Philosophie muss den Charakter der Persönlichkeit tragen, keiner kann *für* den andern philosophiren, kein System, als solches, kann je allgemeine Philosophie werden. (Sehr wahr.) Dem letzten Grunde nach findet keine Unterscheidung zwischen subjectiver und objectiver Wahrheit statt. Das Göttliche, als das vorzugsweise Uebersinnliche, ist durch keine Eigenschaften zu denken.

(*Der Beschluss folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Dresden, in d. Arnold'schen Buchh.: *Schriften* von *Gustav Schilling*. *Zweyte* Sammlung. 15 Bändchen (jedes zwischen 200 und 250 Seiten stark) 1821—1822. 8. (15 Thlr.)

Einer der fruchtbarsten Romandichter unsrer Zeit ist unstreitig der Vf. vorliegender Schriften. Seit einer Reihe von Jahren hat er die Lesewelt bereits mit 50 Bänden beschenkt, welche die *erste* Sammlung seiner Schriften ausmachen; an welche sich nun diese *zweyte* anschliesst, die, wenn dem Vf. Gesundheit und Schreiblust bleiben, bald wieder zum halben Hundert anwachsen dürfte. — Ohne Zweifel muss Hr. *Sch.* in seinen Darstellungen etwas sehr Anziehendes besitzen: sonst würde er nicht, fast ununterbrochen, einer der Lieblinge des lesilustigen Publikums geblieben seyn. Dieses Anziehende

de setzen wir theils in seinen reichen Humor, der bald ernst, bald muthwillig seine Schöpfungen begleitet; theils in seine Menschenkenntnifs, die zwar nicht überall tief und gediegen erscheint, aber doch gröfstentheils den Leser interessante Blicke in das menschliche Herz thun läfst; theils in seine lebhafte Imagination, welche zwar das echt Ideale weniger ergreift, als vielmehr die Wirklichkeit zu copiren, zu verschönern, auch, wo es auf's Komische abgesehen ist, zur Carricatur zu verzerren, und nicht selten mit einem romantischen Schimmer zu umgeben weifs; theils endlich in seine Sentimentalität, die gerade das rechte Maafs hat, die Rührung leicht erweckt, ohne doch in's Weinerliche, Mystische und Ueberspannte zu verfallen. — Dazu kommt die Gewandtheit des Vfs., im Ganzen sich angenehm und bezeichnend auszudrücken, im Schildern nicht zu breit, und in der Exposition nicht zu dürftig zu werden, den leichten Ton der Unterhaltung richtig zu treffen, und die geschürzten Knoten meist befriedigend zu lösen. Diefs sind Vorzüge, die nicht jedem Romandichter, wenn auch sein Stoff sonst gehaltvoll wäre, eigen sind, und es mag sich daraus zum Theil der dauernde Beyfall erklären, der den Producten dieses Schriftstellers, mehr oder weniger, bis jetzt zu Theil geworden ist. Indefs kann Rec. nicht umhin, auch einiger Mängel und Sonderbarkeiten zu gedenken, die ihm bey'm Lesen dieser zahlreichen Romane aufgefallen sind. Dahin gehört die Neigung des Vfs., mitunter frivol zu seyn, und Schlüpfrigkeiten wo nicht auszumalen, doch anzudeuten, die einer frischen und keuschen Brust zuwider sind; sodann die häufige Verkümmerung der Brautnächte seiner Helden; überhaupt der grofse Leichtsinn den der Vf. den höheren Ständen, und dem weiblichen Geschlecht insbesondere, andichtet, und der wohl in der Wirklichkeit sich hin und wieder finden mag, aber in der Dichtung, die das Leben idealisiren soll, den reinen Genufs zerstört; endlich auch das Spielen mit dem Stoff, dem der Vf. im Gefühl seiner Virtuosität zuweilen sich hingiebt, und das den Leser, welcher Ernst und Stetigkeit erwartet, eben so aufhält als verdriefslich macht. Diefs abgerechnet wird jeder Gebildete, dessen Geschmack durch die Ueberwürze unsrer heutigen Romantik nicht verwöhnt ist, eine freundliche Unterhaltung in diesen Schriften finden, und aus ihnen für Geist und Herz mannichfachen Genufs schöpfen. So viel im Allgemeinen.

Bey den einzelnen Erzählungen, welche diese zweyte Sammlung enthält, werden wir uns um so kürzer fassen müssen, da ein specielles Urtheil über den Inhalt und Werth einer jeden zu weit führen, und hier nicht am rechten Orte seyn würde.

Der *erste* Band enthält „*den Mann, wie er ist*"; früher bereits, wie die meisten andern Schilling'schen Romane, einzeln erschienen, und mit verdientem Beyfall aufgenommen, eine Darstellung voll glücklicher Menschenkenntnifs und Welterfahrung, interessanter Situationen und Winke zu moralischer Nutzanwendung.

Im *zweyten*, *dritten* und *vierten* Bande: „*Verkümmerung*", ein sprechender Spiegel menschlicher Tugenden und Laster in den Labyrinthen des höheren geselligen Lebens. Der *fünfte* Band, *Heimchen* betitelt, fast mehrere kleine Erzählungen in sich, die untereinander sich den Vorzug streitig machen. Der *sechste* und *siebente* Band bietet 14 Geschichtchen dar, die gröfstentheils artig erfunden und ausgeführt sind. Am meisten haben den Rec. angesprochen: der *Regenschirm*; *Jüngelchen*; der *Sprung*; *Schmerz und Heil*; das *Dankfest*, und die *Bedingung*. Von den „*Haarringen*", die sich unter dem Lesen in Häringe verwandeln, werden sich geschmackvolle Leserinnen eben nicht angezogen fühlen. Der *achte*, *neunte* und *zehnte* Band enthält „*die Familie Bürger*". Dieser Roman gehört sowohl wegen seines Umfangs, und seiner, die Aufmerksamkeit fesselnden, Ver- und Entwickelungen, als wegen seiner Natur und Wahrheit zu den besten Schilling'schen Schriften. Unangenehm war jedoch dem Rec. der Name Bürger, da er ihn immer unwillkürlich an den edlen und unglücklichen *Dichter* Bürger erinnerte, der übrigens mit dieser Darstellung nicht das mindeste gemein hat. Eben so unschicklich würde ein Roman, die Familie *Wieland* oder *Schiller* betitelt, gefeyerte Namen in's Gedächtnifs rufen, ohne ihrer zu gedenken. Darum, auch am Namengeben liegt etwas, worin Hr. *Sch.* sonst nicht unglücklich ist. Der *eilfte*, *zwölfte* und *dreyzehnte* Band enthält „*Wallow's Töchter*", ein Seitenstück zur Familie Bürger. Dieser, wie jeder echte, unverkennbar aus dem *Leben* hervorgerufene und zum *Kunstwerk veredelte* Roman wird viele Leser noch mehr anziehen, als der vorhergehende, und ihnen sowohl durch die Neuheit der Situationen, als durch die treue Haltung und den Contrast der Charactere gefallen. In den zwey *letzten* Bändchen finden sich endlich unter dem Titel: „*Zeichnungen*" wieder 13, zum Theil nur flüchtig hingeworfene, aber in ihrer Art doch vollendete, kleinere Erzählungen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1824.

PHILOSOPHIE.

Mainz, b. Kupferberg: *Die Anthropologie als Wissenschaft*, von *Joseph Hillebrand* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die psychologische Synthetik giebt hierauf (S. 203, fg.) eine Theorie der *Sinnlichkeit*, als der untern Sphäre des Seelenlebens, des *Gemüths*, als der mittleren Sphäre, des *Geistes*, als der obersten Sphäre. Als Anhang folgt eine Theorie der Wechselwirkung zwischen Leib und Seele und ein kurzer Abriss der psychologischen Semiotik oder Zeichenlehre. Wir heben Einiges hervor. *Innrer Sinn* wirkt in allen einzelnen Erscheinungen der Seele. Er giebt Kunde von der Existenz, ist gleichsam das ewig rege un reflectirte Vernehmen der Dinge, ein unmittelbares Wissen um die Individualität des Selbst. Er fodert schon die urfactische Sichselbstsetzung der Seele, eignet sich daher nur dem Menschen. Alle Selbstkenntniss beginnt mit ihm. *Das Bewusstseyn* ist Innewerden des sich selbst objectivirenden Selbst, der Typus des eigentlichen vorstellenden Selbstseyns ist die Ichheit. Der innere Sinn begleitet stets das Bewusstseyn, wenn auch noch so verborgen. Einzelne Momente sind: 1) das Wissen um das Ich sofern es *existirt*, 2) das Wissen um das Ich sofern es *für sich* oder als ein Gegentheil der Natur existirt, (Ich bin Ich.) 3) das Wissen um das Ich, sofern es *an* und *für sich* ist, in allen Erscheinungen der innern und äussern Vielheit als stets sich selbst gleich und als Eins in sich hervortritt. (Ich ist gleich Ich.) Dieses Wissen um die Identität des Ich ist das Princip des logischen Denkens. Diese Momente sind nicht stets in gleichem Grade und im vollkommensten Verhältnisse vorhanden. Auf dieser Gradverschiedenheit gründet sich die Geschichte des Bewusstseyns, richtig in pädagogischer und humaner Rücksicht. *Das Selbstbewusstseyn* steht noch höher, und ist dasjenige Wissen um das Selbst, in welchem Wissen dieses Selbst sich als das wirklich Freye und wahrhaft Ursprüngliche im Menschen offenbart. Man hat in dem Selbstbewusstseyn nach dieser Bedeutung dasjenige, was bey den reinen Platonikern Θεωρια vorzugsweise heisst, und was man nach einem modernen Ausdruck intellectuelle Anschauung nennen könnte, wenn nur nicht mit diesem Worte zu häufig ein phantastischer Sinn verbunden zu werden pflegte.

Die Sinnlichkeit im Menschen trägt psychischen Charakter, kann mithin nicht als eine bloss thierische angesehn und betrachtet werden, und durchdringt die ganze Breite und Dauer des Seelenlebens. Sie setzt, um sich selbstthätig zu äussern, die Vermittelung der sogenannten Sinne voraus. In ihren Aeusserungen fehlt die eigentliche Reflexion und sie bezieht sich stets nur auf das Individuelle, Einzelne. Will man die Aeusserungen der Sinnlichkeit unter bestimmte Vermögen bringen, so liessen sich unterscheiden 1) das Anschauungsvermögen, 2) das Empfindungsvermögen, 3) das Begehrungsvermögen. Anschauung ist vorgestellte Wahrnehmung, wird begleitet von den Formen der individuellen, conkreten oder endlich Seyns, von Zeit und Raum, ist ohne eigentliche Reflexion, liefert die Materialien zur wahren Erkenntniss. Das Thier ist der Anschauung nicht theilhaftig, hat aber als Analogon ein entwickelteres Wahrnehmen, eine gesteigerte Wahrnehmung. Empfindungen sind unmittelbare Selbstvergegenwärtigungen des körperlichen Lebens nach der ursprünglichen Beziehung desselben auf das Wesen und Leben der Seele. Sie beziehen auf das physische Seyn in Verbindung mit dem Psychischn, sind ihrer Natur nach individuell. Das Begehren nach seiner rein animalischen Natur durchaus ohne psychische Selbstthätigkeit, und beruhet auf blosser Spontaneität. Das Psychische gesellt sich beym Menschen hinzu, bleibt aber in dieser Verbindung nur auf das animalische Leben und dessen Bedürfnisse gerichtet. Das Vermögen der Selbsterhaltung mittelst angemessener Beziehung der individuellen Subjectivität auf die Objectivität ist das Begehrungsvermögen, der stets lebendige Quell desselben ist die natürliche Selbstliebe. Da Wort Trieb in engerer Bedeutung bezieht sich auf das Begehren, Triebe sind Veranlassungen des Begehrens und die Folgen desselben bildet die That. Zwischen Begehren und Verabscheuen findet kein wesentlicher Unterschied statt, die ursprüngliche Begründung ist Eine und dieselbe. Doch ist das Begehrungsvermögen in seinen Aeusserungen nach verschiedenen Stufen zu betrachten, welche sind: 1) *Begierde*, unmittelbar auf das Object gerichtet, 2) *Neigung*, mittelbares Streben, 3) *Hang*, eine gesteigerte Neigung. In Beziehung auf das Gemüth entspricht die Begierde dem Affecte, die Neigung samt dem Hange der Leidenschaft.

Das Gemüth bildet den Sammelplatz aller derjenigen Erscheinungen des Seelenlebens, welche aus dem Vorstellen entspringen. Es wird in seiner Realität auch die Erscheinungen der sinnlichen und geistigen Sphäre in sich mehr oder minder vereinigen, ist in gewissem Sinne der Gesammtfocus des Seelenlebens. Daher seine Macht. Die drey Hauptseiten der Thätigkeit sind: 1) *Denkvermögen*, die Fähigkeit, den innern Zusammenhang, die innerliche Verhältnissmäfsigkeit, die Gesetzmäfsigkeit der Dinge zu erfassen, — sie zu begreifen. Es giebt das Individuelle nicht auf, sondern stellt die innere Gemeinsamkeit vor. Zwey Reihen von Thätigkeiten lassen sich innerhalb seiner Sphäre auszeichnen, nämlich *Verstand* und *Reproductions* - oder *Erinnerungsvermögen*. Der Verstand ist das Vermögen die innre Gesetzmäfsigkeit und Totalität des Individuellen aufzufassen. Seine Momente sind Reflexion und Abstraction, dann Synthese, als lebendige Erfassung des ganzen Werdens eines Gedankens. Das *Erinnerungsvermögen* ist nach einer zweyfachen Unterreihe der Thätigkeiten zu unterscheiden als Gedächtniss und Einbildungskraft. Beide sind stets zugleich thätig. Die energische, also nicht todte Erhaltung der Continuität der Selbstthätigkeit der Seele nach ihrem historischen Charakter ist das Gedächtniss; das Vergegenwärtigen, d. h. das selbstthätige Wiederanknüpfen der Selbstthätigkeit an die Umstände, unter denen das Werden der Gedanken statt fand, ist die Einbildungskraft. Das Gedächtniss charakterisirt sich historisch, die Einbildungskraft dramatisch. Weder die Unterscheidung des Gedächtnisses in engern Sinne vom Erinnerungsvermögen, noch der Einbildungskraft im engern Sinne von der Phantasie haben einen hinlänglich realen Grund. Aus der zu weit getriebnen Trennung und Unterscheidung des Gedächnisses und der Einbildungskraft ist für Erziehung und wirkliches Leben, für Wissenschaft und Kunst vielfacher Schaden entsprungen. — 2) *Gefühlvermögen*, Gefühl muss nicht mit der Empfindung, mit Aeufsrungen des Begehrens und Wollens, mit der Freyheit und Vernunft vermengt, und vom Vorstellen nicht zu sehr getrennt werden. Gefühl ist die unbestimmte unreflectirte Hinwendung des Vorstellens auf die Subjectivität, um diese theils an und für sich, theils nach ihren möglichen daseynlichen Beziehungen inne zu werden. Es ist seinem Grunde nach nur Eins, bezieht sich auf die Ganzheit der Subjectivität und auf die ursprüngliche Einheit und Identität der Seele, ist in dieser Eigenschaft das Ur - oder Grundgefühl, die erste Verkündigung des bewussten oder vorstellenden Lebens, die unmittelbar hereinbrechende Dämmerung der Freyheit in die Nacht des bloss thierische Seyns. Es ist der Bildung fähig. Alle einzelne Gefühle sind Modificationen des Urgefühls, haben ein dreyfaches Moment der Unterscheidung, das Interesse, die Richtung und den jedesmaligen Grad der Freyheit, lassen sich hiernach objective und subjective, sympathetische, intellectuelle, moralische, religiöse, schöne, practische, gemeine und höhere nennen. Obwohl das Gefühl nicht ohne Vorstellung seyn kann, so ist es doch wesentlich ohne Reflexion, daher nothwendig mystisch. — 3) *Willensvermögen*. Der Wille ist nichts anders als diejenige Offenbarung der Selbstthätigkeit der Seele, kraft welcher sie sich überhaupt nach Beweggründen oder motivirende Vorstellungen zu irgend einem Verhalten oder einer Handlung bestimmt. Momente desselben sind Wahl, Entschluss, That. Der Wille ist nie absolut blind, er ist, als Vermögen betrachtet, weder gut noch böse, kann aber beides werden, er bildet die eigentliche Gesinnung, er steht unter nothwendigen Gesetzen und ist daher an und für sich keineswegs frey. Seine Begründung hat er in dem gleichsam polaren Verhalten der Spontaneität und der eigentlichen Freyheit, welche sich in ihm entwickelt. Er ist im Verhältniss zu den andern Gemüthsvermögen nur ursprünglich und selbstständig seiner Möglichkeit nach, secundär aber und abhängig nach seiner Wirklichkeit. Resultat ist, dass weder die edeln, noch wahrhaft erhabenen Grofsthaten, dass überhaupt nicht die Weisheit und moralische Gröfse des Menschen ihre letzte Quelle im Willen haben. Wer bloss *will*, kann höchstens pflichtmäfsig handeln, zu der heitern, ewig klaren Harmonie des Lebens im Geiste und in der Wahrheit erhebt ihn nur die Freyheit, die der dualistischen Natur des Wollens entnommen ist, und dadurch zur höhern, durch sich selbst bestehenden Nothwendigkeit wird. Innerhalb der Willenssphäre fallen ganz eigentlich die Affecte und Leidenschaften.

Die sich als Freyheit schlechthin, als undaseynliche Ursprünglichkeit und Einheit wissende Seele, ist der menschliche Geist. Eine Theorie desselben hat den Zusammenhang derjenigen Functionen der Seele nachzuweisen, welche sich auf das Jenseits beziehen, somit den Charakter der Idee annehmen. Drey sogenannte Vermögen lassen sich hervorheben, Vernunft, Gewissen, Freyheit. 1) *Vernunft* ist ein unmittelbares Vernehmen, die klarste Selbstbetrachtung in der Form des Selbstbewusstseyns, das unmittelbare freye Vernehmen des ursprünglich Einen und ideal wesenhaften Seyns im gegebnen Seyn. Auch als das Erkennen des Unendlichen in der Form des Endlichen kann die Vernunft erklärt werden, und da die einzelnen Beziehungen dieses Erkennens, in bestimmten Vorstellungen gedacht, auch wohl *Ideen* genannt werden; so ergiebt sich, wie man auch die Vernunft das Vermögen der Idee nennen mag, so wie der Vernehmung des Absoluten oder Göttlichen. Aus ihr entspringen die wahrhaft idealen Ansichten des Lebens, das Wahre der Wissenschaft, das Gute der Sittlichkeit, das Recht der Politik, das Schöne der Kunst. Auf dem Grunde jener Erhebung über die Endlichkeit, um diese in ihrer realen Unendlichkeit zu erfassen, haben die Aussprüche der Vernunft Allgemeingültigkeit, welche nur darum so schwankend erscheint, weil es dem Menschen selten gelingt, sich über die Verstandessphäre

sphäre in wahrhaft klarem Selbstbewusstseyn empor zu heben. Glaube, der seine Wurzel in der Vernunft hat, kündiget sich an als vergesellschaftet mit dem Gefühle. — 2) *Gewissen*. Es hat nicht im Gemüthe, noch weniger im Gefühle seine Begründung, sondern hat eine unverkennbare Richtung auf das durchaus Freye, ja es ist die unmittelbarste und sicherste Verkündigung desselben, und ohne selbst einem Gesetze zu unterliegen, hält es dem Willen das Gesetz vor. Seine Begründung liegt daher in der sich selbst entwickelnden Freyheit und verhält sich zur Vernunft wie Unterordnung zur Regel, doch so, dass dieses Verhältniss real ein anderes und höheres ist, als das bloss logische der Unterordnung zur Regel. Es ist deshalb nicht empirischen Ursprungs, seiner Natur nach nur gut, an sich untrüglich, eine Verwaltung des Gesetzes der Vernunf. — 3) *Freyheit* (im engeren Sinne). Sie kündiget sich in jedem Akte des Vorstellens an, ob wohl nicht vollendet Erst in der Selbstvollendung, wo Position und Negation zurücktreten, und die Freyheit als schlechthin seyend sich begreift, da ist sie erst wahre Freiheit. In diesem Sinne kann Freyheit heissen das Geistige überhaupt, wie es im Zeitleben sich durch sich selbst darstellt und behauptet, ohne dem Gesetze unterworfen zu seyn. Insofern ist Vernunft identisch mit Freyheit, insofern ist die Philosophie selbst, sowohl nach ihrer sogenannten spekulativen als practische Seite nichts Anderes als die Freyheit in ihrer Selbstoffenbarung. Nicht dem Wesen sondern nur der Aeusserung nach verschieden von dieser Freyheit überhaupt ist die Freyheit im engern Sinne, welche man auch die practische nennen könnte. Wahre Freyheit im Handeln ist somit nur da, wo wahres höheres Vernunftwissen ist, und Plato hat Recht trotz mancher Widersprüche alter und neuer Theologen, wenn er behauptet, dass wahre Sittlichkeit und in Beziehung auf sie, die wahre Reue nicht ohne das Licht der Erkenntniss seyn könne. Der Apostel Paulus hat Recht, wenn er sagt: wo Geist des Herrn ist, da ist Freyheit. Sie kann den Wilen zum Guten machen, eine Freyheit des Bösen wäre Widerspruch. Je besser der Wille ist, desto freyer ist er, wer thun kann was er will, ist nicht frey, sondern in der Willkür befangen. In der Freyheit ist auch das Sollen aufgehoben, dasselbe gilt nur für den Willen, die Freyheit hat volle Souveränetät und ist in dieser Eigenschaft als der einzig wahre Gesetzgeber *über* dem Gesetze, nicht aber *ausser* dem Gesete. In die Sphäre des Sollens gehört die Pflicht, und es ist wissenschaftliche Einseitigkeit die Sittenlehre als blosse Pflichtenlehre zu behandeln. Den Ursprung der Freyheit erklären wollen, ist eben so vergeblich, als den Ursprung des Geistes und des wesenhaften Seyns überhaupt zu erklären suchen. Nur der weiss um die Freyheit und kennt sie, der frey ist. Alle Theorien zu ihrer Deduction sind unmögliche Versuche. Der Determinismus bleibt innerhalb der Sphäre des blossen Wollens, und ist *hier* allerdings unwiderlegbar; allein die Freyheit erhebt sich aus dieser Sphäre, und eben dass sie dieses kann, dass sie den blossen Willen aufzuheben vermag, ist die unmittelbarste Widerlegung des Determinismus. Die Freyheit läst sich nur *wissen*, wie die Vernunft, nicht *demonstriren*.

Was der Vf. auf solche Weise in seiner Synthetik entwickelt, kann wohl im Einzelnen manches Bedenken, auch wohl Widerspruch veranlassen, wird aber im Ganzen scharfsinnig und ansprechend erscheinen. Er hat sich sowohl vom raschen Phantasiren, als von der blossen dialectischen Spitzfindigkeit frey erhalten. Im Anhange giebt er eine Theorie der Wechselwirkung zwischen Leib und Seele, verbunden mit einem kurzen Abrisse der psychologischen Semiotik oder Zeichenlehre, woraus wir Weniges anführen wollen. Es giebt keine völlige Abhängigkeit der Seele vom Leibe, noch weniger sind beide dem Wesen nach identisch, es giebt vielmehr ein unzerstörbares Bewusstseyn von der Verschiedenheit beider. Der Leib ist die nothwendige Voraussetzung der bewusstseyenden Seele, er steht mit ihr in einem innerlich dynamischen Verhältnisse. Das Wesen der Zeichen steht mit dieser Wechselwirkung in genauester Beziehung. Bezeichnung im engern Sinne ist Veranschaulichung der Vorstellungen, Versinnlichung des Gedachten, in der Absicht, das Vorgestellte und Gedachte theils in dem Zeitleben zu fixiren, theils es Andern mitzutheilen. Die Bezeichnung wird vollkommner in dem Maasse, als die geistige Bildung steigt, wird leichter und verständlicher, je näher die zu bezeichnenden Vorstellungen dem Kreise der sinnlichen Anschauung liegen. Das gilt für Symbolik, Kunst, Sprache.

In der psychologischen Phänomenologie berührt der Verf. 1) die natürlichen Seelenerscheinungen, Schwärmerey, Traum, Somnambulismus, und entwickelt eine nicht überspannte Ansicht dieser Erscheinungen. 2) Die widernatürlichen Seelenerscheinungen aus Krankheit entstehend, Seelenschwäche, z. B. Blödsinn, Albernheit, Geistesverrückungen, welche eingetheilt werden können in Krankheiten des Erkenntniss-, Innigkeits- und Bestrebungsvermögens. In den letztern ist alle freye Herrschaft und Bewegung des Urtheils aufgehoben. Zu den Krankheiten des Erkenntnissvermögens gehören das Irrereden, der Unsinn, Wahnsinn, zu den Krankheiten des Innigkeitsvermögens gehört Melancholie, verrückte Fröhlichkeit; zu den Krankheiten des Bestrebungsvermögens gehören Wuth und Manie. Die Störung der ursprünglichen Einheit des psychischen und physischen Lebens, welche dabey vorkommt, wird wohl nie ganz ergründet werden können. Sie kommt seltner im ungebildeten rohen als im civilisirten und kultivirten Zustande der Menschen vor.

Die psychologische Charakteristik endlich bezieht sich auf die jedesmalige Körperindividualität, klimatisch und lokale Natureinwirkungen, Diät und ganze Lebensart, Erziehung und Bildung. Dann kommt in Betrachtung das Naturell, das

Tem-

Temperament und die Gemüthsart. Bey der letztern unterscheidet der Vf.: Sinnesart, Denkart und Charakter. Sinnesart ist nicht gleichbedeutend mit Temperament, sondern reicht über die Naturnothwendigkeit des letztern hinaus in das Gebiet der durch Vorstellung gewonnenen Selbstthuns. Denkart ist nicht gleichbedeutend mit Charakter, sondern ist eine durch das logische Denken erworbene eigenthümliche Gemüthsfassung. Sie wird in ihrer Bestimmtheit schon seltner gefunden als die Sinnesart, kann sich gleich dieser im Guten und Bösen beweisen. Mehr als beide ist der Charakter, der sich ganz eigentlich auf das Wollen bezieht, in sofern es mit entschiedener Kraft im Leben hervortritt und dem Grundsatze folgt. Der Charakter nimmt alle Sphären des Seelenlebens in sich auf; wie auch die Vernunft und Freyheit; denn er ist die beharrliche Selbstdarstellung des Geistes. Er fodert als wesentliche Bedingung klares consequentes Denken, gründliche Aufklärung, eine höhere Ansicht überhaupt, sey sie nun das Resultat eines wirklichen Vernunftwissens oder eines vernünftigen geläuterten Glaubens. Wenige Menschen kommen zu dieser Selbstmacht, die allein den höchsten Menschenwerth in sich befasst, darum haben wenige wahrhaft Charakter. Es folgt noch eine Charakteristik des Geschlechts, der Alter, des Nationellen, worüber die Bemerkungen des Vfs. nachgelesen zu werden verdienen.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

DÜSSELDORF, b. Arnz u. Comp.: *Vollständige Sammlung officineller Pflanzen. Neunte* Lieferung. 1823. gr. Fol.

In der Anzeige des achten Heftes A. L. Z. 1823. Erg. Bl. Nr. 108. bedauerten wir den Antheil nicht genau zu kennen, den der Hr. Professor Dr. Nees von Esenbeck d. J. zu Bonn an dieser Sammlung zu nehmen sich verpflichtet habe. Diese Ungewissheit ist jetzt verschwunden, da Hr. N. v. E. die von ihm bearbeiteten Textblätter mit den Anfangsbuchstaben seines Namens bezeichnet. Mit Bezugnahme auf die frühern Aufzählungen fahren wir in unserer Musterung fort. Nr. 191. *Theobroma Cacao L.* nach der *Flore des Antilles*, die indessen nicht einmal unter den Synonymen aufgeführt wird. — 192. *Copaifera officinalis L.*, nach *Jacquin*. Von der Frucht keine Spur. — 193. *Convolvulus Scammonia Lin.* Nur ein blühender Zweig nach *Sibthorp*. — 194. *Olea fragrans Thunb* Dieser Strauch, der in Japan, China und Cochinchina zu Hause ist, wird in China benutzt, um dem Thee seinen Wohlgeruch zu ertheilen, ein Umstand, der den Hrn. v. *N.* veranlasst hat, von dieser ohnehin noch wenig bekannten Pflanze, die *Loureuro* als eine eigene Gattung *Osmanthus von Olea* trennt, eine nach der Natur ausgeführte Abbildung und Beschreibung mitzutheilen. — 195. *Amomum Cardamomum.* Im Text wird der Name als linneisch angegeben, auf der aus Roxburgh entlehnten Abbildung steht *Amomum Cardamomum R.* Solche Nachlässigkeiten sollten doch vermieden werden. — 196 *Alpinia Cardamomum Roxb.* Ebenfalls nach Roxburgh. In der Willdenowschen Ausgabe der *Spec. plantar.* steht die Pflanze als *Amomum repens* aufgeführt. — 197. *Primula veris Smith* oder *Pr. officinalis Court* (d. h. *Curt.*). Diese linneische Art ist sehr mittelmässig abgebildet. Zur Vergleichung stehen die noch mittelmässiger abgebildeten Blüthen von *Primula elatior Sm.* auf derselben Tafel. — 198. *Brucea ferruginea l'Heritier.* Die blühende männliche Pflanze nach einem Exemplar des botanischen Gartens zu Bonn. Schon als eine Original-Abbildung von Werth. Dieser Strauch wird fast allgemein als die Mutterpflanze der bekannten *falschen* giftigen Angusturarinde angegeben. — 199. *Carex arenaria L.* Warum nur ein Halm abgebildet ist, sehen wir nicht recht ein. Das *p.* im löselschen Synonym ist unverständlich; es musste vielmehr stehen *tab.* oder *No.* 31. 200. *Carex hirta L.* Uebrigens heissen die Seggen auf Französisch nicht *Aiches*, sondern *Laiches*; die Benennungen *L'Aiche des sables* und *L'Aiche hérissé* sind mithin unrichtig. 201. *Orchis mascula Lin.* — 202. *Hordeum vulgare L.* — 203. *Hordeum hexastichon L. Orzo* heissen auf Italienisch alle Arten der Gerste; das *Hordeum vulgare* aber *Orzo mondo.* — 204. *Angelica Archangelica Lin.* nicht *archangelica*, wie auf der Abbildung stehet. Nimmt zwey Tafeln ein. 205 *Pistacia Lentiscus Lin.* Dieser Baum heisst allerdings auf Italienisch *Lentisco*, aber auch *Sondro* und auch *Dentischio.* Diess Letzte kommt von dem Holze her, das „*è stimato buono per fortificare le gengive, onde si facevano stecchi da dent, dai quali è venuto il nome di Dentischio, e poi di Lentisco.*" Siehe *Targioni Tozzetti Istituzione botaniche.* 3za ediz. Firenze 1813. *III. p.* 331. — 206. *Arnica montana L.* Abgebildet ist auch in allen ihren Zuständen die *Musca arnicae L.* ein Insect, das häufig die Blüthen zerstört; von dem sie aber um so sorgfältiger gereiniget werden müsse als nach *le Mercier's* Beobachtungen die damit verunreinigten Blüthen brechen und andere üble Zufälle verursachen. — 207. *Saccharum officinarum L.* das Zuckerrohr. Dieser Pflanze sind drey Tafeln gewidmet. Auf der ersten wird die ganze Pflanze in verkleinertem Maassstabe nach der *Flore des antilles*, auf der zweyten die Analyse nebst dem obern Theil in natürlicher Grösse und auf der dritten, vier durch die Farbe des Halms verschiedene Spielarten des Zuckerrohrs dargestellt. — 208. *Rosa gallica L.* — 209. *Cistus cyprius La M.* aus Cypern dem *C. ladaniferus L.* sehr nahe verwandt. 210. *Anemone Pulsatilla L* Die Blumenblätter zu dunkel gehalten — 211. *Anemone pratensis. Lin.*

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1824.

MATHEMATIK.

Wien, gedr. b. Straufs: *Annalen der K. K. Sternwarte in Wien*, nach dem Befehl *Seiner Majestät* auf öffentliche Kosten herausgegeben von *J. J. Littrow*, Director der Sternwarte, Prof. der Aftronomie an der K. K. Univerfität, u. f. w. *Erster* Theil. 1821. 142 S. in Folio.

Noch vor wenigen Jahren, fagt der Vf. ehe nämlich noch gedruckte Annalen der Königsberger und Dorpater Beobachtungen vorhanden waren, konnte einer unferer erften Beobachter, Hr. *von Zach* mit vollem Rechte behaupten: dafs die heutige Aftronomie mit allen ihren vortrefflichen Theorieen, Tafeln und Sterncatalogen nicht weniger feft begründet feyn würde, wenn von allen 133 Sternwarten Europa's auch nur die einzige in Greenwich exiftirt hätte; denn unter allen Sternwarten hatte nur diefe allein den Vortheil, oder vielmehr die Verpflichtung, ihre Beobachtungen jährlich auf öffentliche Koften durch den Druck bekannt zu machen, und fo konnten feit 70 Jahren nur Greenwicher Beobachtungen vorzugsweife die Bafis der Aftronomie bis auf unfere Zeiten herab werden. — Deffelben Vortheils geniefst nun auch die Wiener Sternwarte und diefelbe Verpflichtung zu jährlicher Herausgabe der Original-Beobachtungen liegt auch ihren Aftronomen für die Zukunft ob. Der *erfte* Band diefer Wiener Annalen, der fehr fplendid gedruckt ist, fafst nur einen Theil der Beobachtungen vom J. 1820 in fich; das übrige ist dem nächsten Bande vorbehalten. In einer fehr lefenswerthen *Einleitung* giebt der Vf. theils vom Zuftande der Sternwarte überhaupt, theils von den Inftrumenten und den Beobachtungsarten, die er bisher angewendet hat, nähere Nachricht. Durch die Liberalität feines Monarchen hofft der Vf. bald eine ganz neue Sternwarte mit einem Apparat, wie ihn die Zeit fordert, ausgerüftet, und in einem bequemeren Local der Hauptftadt, fich erheben zu fehen. Bereits find aus dem K. K. polytechnifchen Inftitute in Wien, in welches bekanntlich von München aus die berühmte mechanifche Werkftätte *Reichenbach's* verpflanzt wurde, auf Befehl des Kaifers die koftbarften Werkzeuge, ein Mittagsfernrohr von 6 Fufs Brennweite, ein dreyfüfsiger Meridiankreis, und ein zehnfüfsiger aftronomifcher Refractor beftellt worden; auch noch andere, ein 12 füfsiger repetirender Theodolit, ein Arnoldfcher Chronometer u. f. w. werden erwartet. Bey feiner Anftellung an der (alten) Sternwarte hatte der Vf., wollte er anders nicht ganz unthätig bleiben, mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen. Es fehlte an den nothwendigften Werkzeugen, befonders zum Höhenmeffen; das Mittagsrohr hatte kaum mittelmäfsige Gläfer; die Sternwarte liegt am ungefchickteften Orte, mitten in einer volkreichen Stadt, geräufchvollen Störungen bey Tag und bey Nacht ausgefetzt, und von hohen Kirchen und andern Gebäuden umgeben, fo dafs man genöthigt war, das Mittagsrohr in das fiebente Stockwerk zu verlegen; und doch fetzte fchon im dritten Stockwerk dem Arbeitszimmer des Aftronomen, jeder gewöhnliche Fufstritt den in höhere Zimmer gehenden Glockenzug in Bewegung. Diefs fchreckte jedoch den Vf. nicht ab, mit den vorhandenen Inftrumenten fogar abfolute Beftimmungen von Rectafcenfionen und Zenitdiftanzen zu verfuchen, und ihm ward die Belohnung, dafs er mehr erhielt, als er erwartet hatte. Sonft war die Hauptuhr von dem Mittagsrohr durch zwey Stockwerke gefondert, und beide ftanden durch ein Hör- und Sprachrohr in Verbindung, was immer zwey Beobachter nöthig machte. Der Vf. wagte es, eine Grahamfche Uhr an einem Pfeiler des Mittagsrohres zu befeftigen, und auch diefs Unternehmen glückte. Dafs insbefondere das Mittagsrohr auf einer fo beweglichen Bafis viele Tage lang feine Richtung nicht merklich änderte, fchreibt der Vf. einer gewiffen Elafticität des ganzen Gebäudes zu, durch die fich die frühere Lage fogleich wieder herftellte. Genauer befchreibt nun der Vf. die Hauptinftrumente, mit welchen er bisher Beobachtungen angeftellt hat; diefe find ein Mittagsrohr, und ein Multiplicationskreis. Das fchon länger auf der Sternwarte vorhandene *Mittagsrohr* ift von *Schröter* in Gotha fehr forgfältig gearbeitet, und jetzt mit neuen vortrefflichen Gläfern aus dem optifchen Inftitute in Benedictbaiern verfehen worden; die Oeffnung ift 37 Linien, die Focallänge 50 Zolle, die Länge der horizontalen Drehungsaxe 3 Fufs Wiener Maafs, die feit dem 15. Jun. 1820 angewendete Vergröfserung 96; vorher wurde eine ftärkere gebraucht; die neue zeigt aber die Geftirne deutlicher und augenfälliger. Der Vf. hat, ftatt der vorigen drey, fünf neue Faden angezogen. Aus einer grofsen Anzahl Beobachtungen vom 15. Jun. bis zum 1. Sept. 1820 folgt der wahr-

wahrscheinliche Fehler einer einzelnen Beobachtung an Einem Faden im Aequator und in Zeit 0",116 oder der Fehler im Mittel aus allen fünf Fäden 0",05, eine für diess Instrument unerwartete Sicherheit. Mit demselben hat sich der Vf. vorgenommen, in den nächstfolgenden Jahren eine Anzahl von 580 der vornehmsten Fixsterne genauer zu bestimmen. Der vom Vf. bisher gebrauchte Kreis ist ein der Sternwarte ohne längst zu Theil gewordener Reichenbachscher *Multiplicationskreis*, im polytechnischen Institute zu Wien verfertigt, 18½ Zoll im Durchmesser. Das Fernrohr desselben hat 21½ Linien Oeffnung, und 24 Zoll Brennweite, die 4 Verniers der Höhenkreise geben unmittelbar vier Secunden. Mit dem Schröterschen Mittagsrohre und diesem Multiplicationskreise sind alle Beobachtungen angestellt, die im gegenwärtigen Bande der Annalen enthalten sind, und in dem nächsten enthalten seyn werden: zu Kometenbeobachtungen, Sternbedeckungen u. s. w. wurde ein Dollond von 3 Fuss 5 Zoll Focaldistanz und 30 Lin. Oeffnung, und ein Frauenhofer von 4 Fuss 7 Zoll Brennweite mit 44 Lin. Oeffnung gebraucht. Die neue Construction des Multiplicationskreises giebt dem Vf. Gelegenheit zu verschiedenen für die praktische Astronomie wichtigen Bemerkungen. Derselbe unterscheidet sich von Reichenbach's früheren Kreisen wesentlich theils durch eine eigene Libelle, welche mit der horizontalen Axe des äussern Verticalkreises in unmittelbarer Verbindung steht, und auch die leiseste Bewegung dieses äussern Kreises andeutet, theils durch die Art seiner Aufstellung, indem seine verticale Säule nicht mehr in ihren äussersten Puncten befestiget wird, sondern gleich den Lenoirschen Kreisen, auf drey Fussschrauben ruht. Ehe der Vf. über diese neue Einrichtung ein bestimmtes Urtheil fällt, kommt er auf die vielen in neueren Zeiten laut gewordenen Klagen der Astronomen zurück, dass, wenn ein Multiplicationskreis auch Tausende schon harmonirender Beobachtungen für die Polhöhe gab, ein zweyter und dritter eben so schön übereinstimmende Reihen, aber mit einem Unterschiede von mehreren Secunden in Vergleichung mit dem ersten geben könne, wovon auffallende Beyspiele bey den Beobachtungen der Breite in Rom und Dünkirchen bekannt worden sind. Diese Beschwerden kamen zur Sprache, als noch Künstler und Beobachter von der Voraussetzung ausgingen, dass bey den (nach alter Art gebauten) Multiplicationskreisen der äussere Kreis, einmal durch seine Klemmschraube befestigt, wenigstens während der Zeit des Uebergangs von der ungeraden Beobachtung zur geraden, seine Lage unveränderlich beybehalte, eine Voraussetzung, die schon vor mehreren Jahren Hr. *von Zach* in der *Bibliothèque Britannique* sehr nachdrücklich bestritten hat. Nicht nur aber die Theorie bietet keinen Grund zu dieser Annahme dar, sondern, nachdem *Reichenbach* auch am äussern Kreise eine bewegliche Libelle angebracht hat, ist dessen Veränderlichkeit, und zwar eine sehr grosse, auch durch die Erfahrung vollkommen erwiesen. Der neue Multiplicationskreis der Wiener Sternwarte hat eine solche Libelle, und gerade diese zeigt unwidersprechlich, was dem Astronomen eben nicht sehr erfreulich seyn kann, dass man sich auf die Beständigkeit des äussern Kreises auch nicht einer Stunde mit Sicherheit verlassen kann. Solche Wahrnehmungen leiteten den Vf. auf mehrere die Beobachtung mit Kreisen überhaupt berührende Betrachtungen. Ist dann wohl das Multipliciren der Beobachtungen so vortheilhaft, und so unentbehrlich, um gut zu beobachten, als man bisher angenommen zu haben scheint? Die Britten, sonst im praktischen so gewandt, theilen keinesweges die Vorliebe des festen Landes für multiplicirende Kreise, und *Trougthon* hat vor kurzem der neuen astronomischen Gesellschaft in London eine lange Abhandlung vorgelesen, worin er entschieden für die nicht multiplicirenden sich erklärt. Auch die Kreise in Greenwich, Dublin und Palermo, selbst der viel kleinere von *Carry* in Königsberg, gaben etwas eben so genaues durch Eine Beobachtung, als ein multiplicirender Kreis kaum durch zwey und mehrere. Wie konnte man auch fordern, oder erwarten, dass ein Multiplicator, bey dem beständigen Betasten und Umdrehen, bey dem sich beständig wiederholenden Oeffnen und Schliessen der beiden Kreise unbeweglich bleiben soll! Dem Vf. selbst gilt sein Multipl. Kreis für eines der vollendetsten Werke von Reichenbach: aber bey der grossen Veränderlichkeit des äussern Kreises konnte er ihn nur so benutzen, dass er den Collimationsfehler für jede einzelne Beobachtung unmittelbar durch diese selbst bestimmte, indem er, nachdem einige Zenitdistanzen genommen waren, andere in der entgegengesetzten Lage des Kreises nahm: so durfte der äussere Kreis gar nicht, der innere nur einmal geöffnet und geschlossen werden, und was dem Vf. besonders wichtig war, so konnte Ein Beobachter das ganze Geschäft ausrichten; denn Libelle und Kreis wurden immer nahe rectificirt gehalten, und von den kleinen Abweichungen des Kreises in der Zwischenzeit durch die abgelesenen Veränderungen der Libelle Rechnung getragen. Eine andere Methode den Multiplicationskreis, ohne Vervielfältigung der Beobachtungen, zu gebrauchen, konnte er bey dem neuen Kreise nicht mit Erfolg anwenden, so schöne Resultate diess Verfahren ihm auch bey Multiplicatoren, die nach der alten Art gebaut waren, in Kasan und Ofen geliefert hatte; vielleicht, dass mitunter auch die veränderte Art der Aufstellung durch drey Fussschrauben, eine Einrichtung, die dem Vf. weit nicht so solide, wie die alte zu seyn scheint, das Instrument veränderlicher gemacht, und die Anwendung eines anderswo so brauchbar erfundenen Verfahrens erschwert hat. Das Wesentliche dieser Methode des Vfs. Multiplicatoren zu behandeln besteht in folgendem. Nach gehöriger Rectification des Instruments stellt man den äussern Kreis durch seine Hemmung an die vertica-

ticale Drehungsaxe fest, bringt das Instrument in den Meridian, und beobachtet durch blosse Bewegung des innern Kreises, der das Fernrohr trägt, die Zenitdistanzen der Sterne im Meridian. Am folgenden Tage kehrt man den Kreis im Horizont um volle 180 Grade um, bringt seine Ebene wieder in den Mittagskreis, und beobachtet, während dass der äussere Kreis gehemmt bleibt, die Zenitdistanzen derselben Sterne; jede doppelte Zenitdistanz desselben Sterns, durch Refraction und sofort verbessert, giebt den Fehler des Instruments und damit die wahre Zenitdistanz. Leicht zu erfüllen sind zwey Bedingungen, welche diese Methode voraussetzt, die unveränderliche Lage des äussern Kreises gegen die grosse verticale Axe des Instruments, und die unveränderliche Verticalität der grossen Drehungsaxe. Dass übrigens an dem äussern Kreise sich während der Beobachtungen nichts geändert hat, ist daraus zu schliessen, wenn zwischen den an Einem Tage genommenen Zenitdistanzen mehrere Stunden verflossen sind, und wenn der letzte Stern denselben Collimationsfehler, wie der erste giebt; in Ofen fand der Vf., dass sein dreyfüssiger Multiplicationskreis 38 volle Tage den Collimationsfehler nicht änderte. Nebenbey gewähren die Multiplicationskreise, auch nach der neuen Methode gebraucht, einen Vortheil, den sie vor festen Meridianinstrumenten voraus haben: man kann damit die Theilungsfehler des Instruments untersuchen. Man darf nur zu diesem Endzweck, nachdem man eine hinreichende Anzahl Zenitdistanzen derselben Sterne mit verkehrtem Limbus erhalten hat, jetzt die Hemmung des äussern Kreises lösen, ihn an einem andern Orte der Peripherie befestigen, und in dieser neuen Lage dieselben Sterne beobachten; allmählig wird man so von zehn zu zehn Graden die Theilungsfehler bestimmen können. Da die neue Methode des Vfs. so entschiedene Vortheile vor dem gewöhnlichen Multipliciren der Beobachtungen hat, so schlägt der Vf. vor, dass die Künstler ausdrücklich für diese Methode eingerichtete Kreise verfertigen sollten; die Construction würde sehr vereinfacht, und dabey viele Mühe und Geld erspart werden können; der Vf. hofft, dass seine Idee bald durch das polytechnische Institut in Wien ausgeführt werden dürfte. — Eine Hauptbeschäftigung des Vfs. nach Uebernahme der Sternwarte war eine genauere *Bestimmung der Polhöhe*. Er bediente sich dabey mit sehr glücklichem Erfolge der neuen, ihm eigenen, und schon vor mehreren Jahren vorgeschlagenen Methode den Polarstern nicht bloss im Meridian, auch nicht bloss in den grössten Digressionen, sondern in jedem Puncte seines Parallelkreises überhaupt zu beobachten. Weder ein Fehler in der Declination eines dem Pole sehr nahen Sterns, noch in der Zeit hat hier einen sonderlich grossen Einfluss; ein Fehler der Zeit von 1″ giebt die Polhöhe höchstens bis auf 0″,4 fehlerhaft. Am besten stellt man diese Art Beobachtungen mit nicht multiplicirenden Kreisen an. Man kann sich dabey folgender Formeln bedienen: Tang. x = Cotang. D. Cos. t und Sin. $(p + x) = \frac{\text{Cos.}\, x \,.\, \text{Cos.}\, z}{\text{Sin.}\, d}$ wobey d = Declin. des Sterns, t dessen Stundenwinkel, z verbesserte Zenitdistanz, und p Polhöhe. Zur See und auf Reisen wird die Breite nicht so genau verlangt; man könnte also für solche Beobachtungen jene Ausdrücke in Reihen auflösen und in Tafeln bringen, was bereits zum Behuf der K. Dänischen Marine durch die Bemühungen des Contreadmiral *Löwenörn* und des Prof. *Schumacher* in Kopenhagen geschehen ist. Auch für schärfere Beobachtungen auf Sternwarten zeigt der Vf. wie aus einer ganzen Reihe von Zenitdistanzen der Circumpolarsterne das Mittel für die Polhöhe am sichersten hergeleitet werden kann. Es ist kein Zweifel, dass diess neue Verfahren, die Polhöhen zu bestimmen, bald allgemein werden wird. — Was die *Fernröhre* betrifft, so macht der Vf. auf den besondern Umstand aufmerksam, dass bisher nicht alle Künstler genug Rücksicht auf die *Centrirung* der Fernröhre genommen haben, da doch, wo es an dieser fehlt, das beste Fernrohr zu einem sehr mittelmässigen herabsinken kann. Die von *Frauenhofer* centrirten Fernröhre haben hierin eigenthümliche Vorzüge; sie stellen auch den Sirius bey seinem so lebhaften Lichte als wohlbegrenzte runde planetarische Scheibe dar; in schlecht centrirten Röhre zeigen dagegen die Sterne erster Grösse durchaus einen kometartigen Schweif, bey einem so verzogenen Bilde aber kann man nicht nur nicht gut sehen, sondern auch, bey der Unsicherheit des Mittelpuncts der Erscheinung, nicht gut beobachten. Ein Mittel der Centrirung sind in den Fassungen der Gläser angebrachte Schrauben, die um den Mittelpunct der Gläser nach allen Seiten beweglich sind; die vollkommnere Art der Centrirung öffentlich bekannt zu machen, bleibt ihrem Erfinder *Frauenhofer* selbst vorbehalten. Vorzüglich erfordern Nachtbeobachtungen gut centrirte Gläser, da beym Gegentheil das einen lichtstarken Stern umgebende parasitische Licht viele Beobachtungsfehler veranlassen kann; selbst bey Tagbeobachtungen, wo es grösstentheils verschwindet, wird wenigstens durch schlechtcentrirte Gläser die Deutlichkeit des Sehens sehr geschwächt. Sonst ziehen bereits die meisten Astronomen, die mit guten lichtstarken Fernröhren versehen sind, Vergleichungsweise die *Tagbeobachtungen* den Nachtbeobachtungen weit vor, und der Vf. glaubt, die steigende Verbesserung unserer Fernröhre lasse hoffen, dass wir bald der Zeit nahe kommen dürften, wo auch die Astronomen, wie bisher andere *ehrliche* Leute, den grössten Theil ihrer Geschäfte bey Tag werden besorgen können. Nur sind für fehlerfreye Tagbeobachtungen durchaus lichtstarke Fernröhre erforderlich: denn bey schwachen greift eine andere optische Erscheinung störend ein, die von *Newton* zuerst bemerkte Spaltung des Lichtstrahls, so dass in dem Augenblicke, wo der Faden über dem zuvor helle und bestimmt

er-

erschienenen Stern hintritt, der Stern auf einmal ein diffuses, verwaschenes Bild giebt. Dem Vf. ist diess besonders mit einem vielleicht allzufeinen Faden des sogenannten Herbst- oder fliegenden Sommers, den er in seinem Kreis aufgespannt hatte, begegnet; desto bessere Dienste aber leistet dieser Faden bey Sonne und Mond. — Auf die Einleitung lässt der Vf. 1) das *Verzeichniss der 580 Fixsterne* folgen, die er genauer bestimmen will, und die hier mit Rectascension und Declination nur in ganzen Minuten für 1825 aufgeführt sind. 2) *Bestimmung der Polhöhe der Wiener Sternwarte.* Nach *Liesganig's* Beobachtungen mit einem zehnfüssigen Zenitsector ist diese Polhöhe für den Platz, wo der Vf. nunmehr seinen Multiplicationskreis aufgestellt hat, 48° 12′ 36″, 4 mit *Bradley's* Positionen der von *Liesganig* beobachteten Sterne findet dagegen der Vf. 36″, 86. In neueren Zeiten haben *Burg* und *Triesnecker*, mit blossen Spiegelsextanten versehen, ein nicht viel verschiedenes Resultat gefunden. Der Vf. selbst berechnet aus 956 vom 4. Aug. bis 9. Sept. 1820 mit seinem Kreise beobachteten Zenitdistanzen des Polarsterns (nur sehr wenige Distanzen gehören der Sonne und dem Athair an) im Mittel die Polhöhe, Platz des Kreises, 48° 12′ 35″, 0 mit *Carlini's* Refraction; *Bessel's* Refraction giebt 35″, 6. Der Kreis ist nördlicher als der Mauerquadrant 0″, 37, nördlicher als der Stephansthurm 2″, 64. 3) *Beobachtungen am Mittagsrohre* vom 12. Jan. bis 20. Aug. 1820. 4) *Kometenbeobachtungen* vom 9. bis 26. Febr. 1820. 5) *Differenz der geographischen Längen zwischen Wien und München*, aus Pulversignalen am 10. 11. 12. Jul. 1820. bestimmt. In Bogenhausen (8″, 08 östlich in Zeit von der Frauenkirche in München) hatte *Soldner*, in Wien der Vf. die Zeit sehr genau bestimmt. Die Signale auf dem Schneeberge waren in Wien, die vom Unterberge in München sichtbar; beide konnten von dem Canonicus *David* auf dem Pestlingberge bey Linz gesehen werden. Nach diesen Signalen ist der Längenunterschied in Zeit zwischen den Sternwarten Wien und Bogenhausen 19′ 5″, 26. die auf trigonometrischem Wege gefundene Differenz war nur 0″, 35 kleiner. 6) Einige *Sternbedeckungen* in den Jahren 1819, 1820 und 1821 beobachtet. — Bey so erfreulichen Aussichten, die das Talent und die eifrige Thätigkeit des Vfs., so wie äusserliche günstige Umstände darbieten, ist nur zu wünschen, dass die Annalen der Wiener Originalbeobachtungen einen ununterbrochenen Fortgang haben.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Schmid's Wittwe u. Sohn: *Geständnisse eines unvermählt gebliebenen Fräuleins.* Zur Warnung für junge Mädchen herausgegeben von *Julius von Voss.* 1821. 409 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Wer die frühern Erzeugnisse des Vfs. kennt, wird unter obigem Titel einen muthwilligen Roman erwarten müssen. Einen solchen fanden wir jedoch nicht, sondern ein ernstes Charakter- und Familiengemälde, dessen ersten und grössern Theil Rec. mit zunehmender Genugthuung las. Zwar ist die Geschichte nicht besonders blühend und lebendig geschrieben, oder auf Erweckung leidenschaftlicher Gefühle berechnet; eine gewisse nüchterne Ruhe, durch das Uebergewicht des berechnenden Verstandes bey der Composition erzeugt, herrscht darin vor, indessen fehlt es doch keineswegs ganz an Wärme und die recht anmuthige Scene zwischen Christoph und Amalie S. 240 fgg. beweist, dass der Vf. auch schöne und zarte Gefühle zu schildern wisse. Wenn manche andere Romane desselben durch das Uebergewicht gemeiner und unwürdiger Charaktere einen widrigen unerfreulichen Eindruck machen, so findet man dagegen hier eine gehörige Mischung von Schatten und Licht, der dem Ganzen die rechte Haltung giebt. Höchst lobenswerth ist die Tendenz des Vfs., den Vorzug einfacher, gediegener, häuslicher Sitte, selbst bey scheinloser und vernachlässigter Aussenseite, vor dem leeren Schimmer und der abgeschliffenen Verderbtheit der Weltmenschen zu zeigen, und bey dem Reichthum seiner Erfahrung, bey der Schärfe seines Beobachtungsgeistes ist ihm diese Aufgabe vollkommen gelungen. Schon glaubte Rec. das Buch denen, für welche es bestimmt ist, ernstlich empfehlen zu können, als er leider wahrnahm, dass der Geist desselben gegen das Ende hin sich ändere. Statt des bisherigen sichern, durchaus motivirten Ganges der Handlung kommen romanhafte Sprünge und Spiele des Zufalls an die Reihe, die Haltung des Ganzen wird gestört und das Resultat, welches bis dahin in voller Klarheit vor Augen lag, wird getrübt und verdunkelt. Auch die alte muthwillige Laune des Vfs., wodurch seine Schriften nicht sonderlich zur Lectüre *junger Mädchen* sich eignen, scheint ihn gegen das Ende hin einigemal anzuwandeln. Offenbar ist er ohne festen Plan an die Arbeit gegangen und wahrscheinlich am Schlusse übereilt worden. Rec. bedauert, das Lob dieses Romans beschränken zu müssen, der sich sonst auch durch eine meist fliessende und leichte Schreibart vor andern Erzeugnissen des Vfs. empfiehlt, aber in einem fast zu bescheidenen äussern Gewande auftritt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1824.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Weimar, im Landes-Industrie-Comptoir: *Die neuere Güterlehre* und ihre Anwendung auf die Gesetzgebung von *Karl Arend*, Churhessischem Ingenieur. 1821. XVI u. 332 S. 8.

Die Schrift kündigt durchgängig einen selbstdenkenden Kopf an, der, ohne sich viel um seine Vorgänger zu bekümmern, zwar nicht ganz unbekannt mit ihren Arbeiten geblieben ist, aber die davon erhaltenen Eindrücke nur im allgemeinen behalten, und mit deren Hülfe eine eigne Schöpfung hervorgebracht hat. Man findet daher hier auch alle Vorzüge und alle Mängel von dergleichen Producten. Auf der einen Seite viel neue Ansichten, welche die Begriffe erhellen, und bekannten Wahrheiten ein neues und stärkeres Interesse geben; auf der andern viel einseitige oder falsche Behauptungen, die leicht hätten vermieden werden können, wenn der Vf. diess was seine Vorgänger gesagt, sorgfältiger erwogen hätte. Vieles was der Vf. für neu ausgiebt, ist vor ihm schon längst und oft viel besser und gründlicher gesagt: viel dreiste Irrthümer und Unbestimmtheiten, die bey grösserer Aufmerksamkeit auf vorhergehende Untersuchungen leicht hätten verbessert werden können, schwächen den günstigen Eindruck, den das Buch macht. Bey alle dem verdient es die Aufmerksamkeit jedes Liebhabers der Staatswissenschaften. Jeder wird daraus etwas lernen; wenn auch nicht gerade Wahrheiten, die er noch nicht weiss; sie werden doch oft in einem neuen Lichte, mit neuen Gründen vorgestellt: ihre Wichtigkeit und Beziehung wird klarer gemacht. Das Buch verdient daher in mehr als einer Rücksicht eine genauere Analyse und Prüfung. Der Titel *Güterlehre* kündigt schon an, dass der Vf. eine Theorie geben will, welche alle Arten von Gütern umfassen soll, und so findet sichs auch in der Ausführung selbst. Denn es wird in zwey Büchern 1) von der Erzeugung der materiellen und 2) von den immateriellen Gütern gehandelt und ein wesentlicher Vorzug in diesem Umfange, welcher der Güterlehre dadurch gegeben ist, gesucht. Es soll die Theorie des Irdischen mit der Theorie des Himmlischen die Reichthumslehre mit der Moral verschmolzen und zu einer Wissenschaft gemacht werden. Dass aber ein solches Unternehmen misslingen müsse, war leicht voraus zu sehen. Denn eine Wissenschaft muss *Ein Princip* haben, und die Gegenstände derselben müssen homogen seyn und von homogenen Ursachen abhängen. Nun sind aber materielle und immaterielle Güter *wesentlich* von einander unterschieden und lassen sich durchaus nicht unter gleichartige Ursachen bringen. Daher der Versuch sie in die National-Oekonomie zu ziehen allenthalben misslungen ist. Storch, der dieses zuerst unternahm, hat dadurch sein Werk mehr verunstaltet, als ihm einen Vorzug gegeben. Denn es erscheinen darin bloss einige Lappen aus der Psychologie und Geschichte der Menschheit, die wegbleiben könnten, ohne dass das Ganze dadurch irgend etwas verlöhre. Und nicht besser geht es dem vorliegenden Werke. Die immateriellen Güter füllen 14 Seiten an und werden unter den Begriffen des Sittengesetzes, des höchsten Guts, der Pflichten, der Tugend S. 133 — 151 aufgeführt; man weiss nicht wie sie hineingerathen: sie stehen ganz isolirt, unbegriffen und unerklärt da, und es wird in der ganzen Theorie der materiellen Güter kein weiterer Gebrauch davon gemacht, ausser dass in dem zweyten Theile die Zwecke daraus entlehnt werden, wozu die materiellen Güter gebraucht werden sollen; auch wird sogleich, nachdem diese paar Brocken aus der Sittenlehre gegeben sind, wieder zu den materiellen Gütern zurückgekehrt und die immateriellen bleiben ohne alle Theorie, und gehen als eine gänzlich unbegründete aus dieser Wissenschaft durch nichts zu erklärende Erscheinung vorüber. Wie kann der Vf. sagen, dass er dadurch die National-Oekonomie mit der Ethik verbunden habe? — Er wird doch wohl nicht die wenigen Bruchstücke aus der Moral, die er auf 14 Seiten giebt eine Ethik nennen wollen, und wo ist denn das Princip, das die Ethik mit der National-Oekonomie zu Einer Wissenschaft macht? und doch kündigt sich seine Güterlehre gleich auf der ersten Seite als eine aus der National-Oekonomie und Ethik zusammengesetzte Wissenschaft an.

Die Ethik, in ihrem angewandten Theile auf das Leben eines Staatsmannes, bedarf freylich der National-Oekonomie, in wiefern diese die Aufgaben seiner Pflichten zu realisiren lehrt, und die Ethik ist das einschränke Princip für die Staatswirthschaft und steht in so fern allerdings auch mit der National-Oekonomie im Zusammenhange; aber desshalb dürfen sie nicht in Eins verschmolzen werden. Die National-Oekonomie ist die Physik des Reich-

Reichthums und deſshalb eine reine theoretiſche Wiſſenſchaft; die Ethik aber iſt eine praktiſche und kann mit theoretiſchen Wiſſenſchaften ohne den gröſsten Nachtheil nie zuſammengeſchmolzen werden. — Ueberhaupt ſcheint der Vf. ſeine Begriffe über den Unterſchied der Wiſſenſchaften noch nicht genug aufgeklärt zu haben. Er hält z. B. ſeine Güterlehre für eine Erfahrungswiſſenſchaft und dennoch ſoll ſie die Ethik in ſich faſſen. Alſo müſste auch die Ethik eine Erfahrungswiſſenſchaft ſeyn. Wer aber nur einigermaaſsen einen richtigen Sinn mit dieſem Ausdrucke verknüpft, wird augenblicklich wiſſen, wie grundlos eine ſolche Behauptung iſt. In der Note S. 1, die ſich darüber auslăſst, herrſchen lauter verworrene Begriffe. So ſoll Soden darin gefehlt haben, daſs er die National-Oekonomie nach Vernunft-, und nicht nach Erfahrungsbegriffen erbauet hat. Aber ſo unvernünftig kann wohl der Graf Soden nicht verfahren ſeyn, daſs er die Begriffe von Reichthum, Geld, Gewerbe u. ſ. w. aus der Vernunft hätte ſchöpfen wollen. Das würde keine Vernunft-, ſondern phantaſtiſche Begriffe gegeben haben. Mangelhafte Erfahrungsbegriffe können wohl zu falſchen Folgerungen führen und dieſe mag vielleicht Graf Soden hie und da zum Grunde gelegt haben, aber dieſe als Vernunftbegriffe zu charakteriſiren iſt eine höchſt ſeltſame Verirrung. — Adam Smith wird S. 7 getadelt, weil er die bewuſstloſe Naturkraft als eine Miturſache des Reichthums faſt gar nicht, und die menſchliche Thätigkeit dabey als eine andere Urſache nur ſehr einſeitig betrachtet habe. Beide Vorwürfe aber treffen A. Smith gar nicht. Denn daſs er ſich auf Zergliederung der phyſiſchen Urſachen des Reichthums nicht einlieſs, daran that er ganz recht, weil die National-Oekonomie die Kenntniſs davon als anderweitig bekannt, vorausſetzt. Daſs er aber die Induſtrie nicht allſeitig betrachtet habe, iſt ein ungerechter Vorwurf. Denn ſein ganzes Werk iſt mit nichts als mit der Zergliederung der Einwirkung der Induſtrie auf den Nationalreichthum beſchäftiget. Er kannte das Object ſeiner Wiſſenſchaft, nämlich die Wirkungen der Induſtrie zu zergliedern, ſehr wohl. Auch Ricardo's Syſtem iſt S. 7 ohne hinreichende Kenntniſs derſelben beurtheilt.

Des Vfs. Güterlehre nimmt nun folgenden Gang. Das Ganze wird in *zwey Theile* zerfällt, wovon der *erſte: die neuere Güterlehre*, der *zweyte: Anwendung der Güterlehre auf die Geſetzgebung* überſchrieben iſt. In dieſer Eintheilung befindet ſich ſchon ein logiſcher Fehler; denn die neuere Güterlehre iſt der allgemeine Hauptbegriff, und in der Eintheilung iſt er wieder zum *Gliede* der Eintheilung gemacht. Jeder Theil iſt wieder in Bücher eingetheilt. Das erſte Buch des erſten Theils handelt von der Erzeugung der materiellen Güter, und betrachtet in ſechs Kapiteln folgende Gegenſtände: 1) den Begriff der materiellen Güter; 2) die Grundbedingungen zur Erzeugung derſelben; 3) die Naturgeſetze, nach welchen ſich der Preis der Güter unter die Grundbedingungen vertheilt; 4) die Naturgeſetze der Benutzung der Grundfläche; 5) die Naturgeſetze der Benutzung der Naturerzeugniſſe; 6) Folgerungen. Das *zweyte Buch* handelt von den immateriellen Gütern und das *dritte* wieder von der Benutzung der materiellen Güter. — Der *zweyte Theil* zerfällt in das Buch von der Staatsverwaltung und in das Buch von der Staatsverfaſſung. Den nähern Inhalt dieſes Theils werden wir in dem folgenden ausführlicher charakteriſiren.

Schon aus dieſer allgemeinen Ueberſicht ergiebt ſich, welche heterogene Dinge hier in Eins gebracht und zuſammen verbunden ſind. Der ganze zweyte Theil, welcher Geſetzgebungsprincipien nicht nur in Beziehung auf die Erzeugung und den Erwerb des Reichthums, ſondern auch für die Gerechtigkeit überhaupt, in Beziehung auf äuſsern Schutz, auf Cultur-Anſtalten, Finanzen u. ſ. w. enthält, giebt durchaus etwas Heterogenes von dem, was der erſte abhandelt. Es iſt hier von Dingen die Rede, die ganz andere Regeln erfodern, als die materiellen Güter und die erſte Regel der Wiſſenſchaft, daſs darin nur homogene Theile, die durch ein und daſſelbe Princip verbunden ſind, vorkommen dürfen, iſt durch die Zuſammenſtellung ſo bunter Dinge gänzlich verletzt. Der erſte Theil hat theoretiſche, der andere praktiſche Kenntniſſe zu Principien, der erſte zeigt was iſt, der andere was geſchehen ſoll. Zwey Erkenntniſsarten, die ſich nie zu einer Wiſſenſchaft verbinden laſſen. Die National-Oekonomie iſt hier zum Anhängſel einer öffentlichen Moral gemacht. So viel vom Ganzen. Aber auch im Einzelnen ſtöſst man auf viele Unbeſtimmtheiten und Irrthümer, wovon hier nur einige angedeutet werden ſollen. Die Begriffe *Gut* und *Werth* S. 9 ſind einer durch den andern erklärt und durch die Vernachläſſigung des Unterſchiedes derſelben, geräth die Unterſuchung in der Folge in Verwirrung. S. 11 ſcheint zwar eine richtigere Beſtimmung des Begriffes des *Werths* zu folgen, indem es daſelbſt heiſst: Wir verſtehen unter Werth die nach der Individualität der einzelnen geſchätzten Gröſsen der Güter. Allein gerade der Zuſatz, der den Begriff deutlich machen ſoll, giebt ihm ein ſchielendes Anſehen und reiſst das Wort von ſeinem gewöhnlichen und im Leben ſehr beſtimmten Sprachgebrauche los, welches der Vf. ſchon würde inne geworden ſeyn, wenn er bedacht hätte, daſs Genuſswerth und Tauſchwerth unter Einem Begriffe ſtehen und daher der Werth unmöglich bloſs auf den erſten eingeſchränkt werden kann, wie es der Vf. in ſeiner Erklärung thut. Ueberhaupt ſind die Begriffsbeſtimmungen von Werth, Geld, Nationalreichthum u. ſ. w. von den Vorgängern des Vfs. viel genauer und vollſtändiger gegeben, als es hier S. 9 bis 18 geſchehen iſt.

Im *zweyten Kapitel* glaubt nun der Vf. der National-Oekonomie dadurch eine gröſsere Vollkommenheit zu geben, daſs er die Grundbedingungen zur

zur Erzeugung menfchlicher Güter vollftändiger entwickelt als es von andern, die denfelben Gegenftand abgehandelt haben, gefchehen ift. Er findet jene Grundbedingungen, wie die andern, zwar ebenfalls in der Natur, in den Capitalen und in der Arbeit. Allein die erften glaubt er dadurch genauer zu beftimmen, dafs er die *Erdoberfläche* als die Bedingung der Erzeugung des Reichthums heraushebt, die Stoffe derfelben in Nichtorganifche und Organifche eintheilt, die naturgemäfse Entwickelung der organifchen Stoffe fo wie das, was der Menfch über diefelben vermag und die Kenntniffe, welche zu feiner Einwirkung nöthig find, entwickelt. Allein der *Vf.* verkennt dabey gänzlich die Erforderniffe zur National-Oekonomie, diefe foll nämlich zwar die Urfachen des Nationalreichthums entwickeln und alfo eine Theorie deffelben feyn: aber weshalb ift es nicht ihr Gefchäft, auch die Urfachen der Urfachen zu zergliedern, oder eine Theorie der Urfachen der Urfachen des Reichthums zu liefern. Diefe fetzt fie vielmehr bey jedem, der fich mit der National-Oekonomie befchäftigen will, aus andern felbftftändigen Wiffenfchaften voraus. Diefe Urfachen haben ihre eigne Theorie, wovon man fich belehren mufs und deren Refultate die National-Oekonomie da benutzt, wo fie nöthig hat, ihre Vorfchriften darauf zu gründen. — So hatte fich der Graf Bouquoi fchon fehr verirrt, als er Landbau, Technologie, Bergbau und Waldlehre mit in die National Oekonomie zog, weil er die Theorie der Urfachen der Urfachen, die in letzterer in Betrachtung kommen, als zur National-Oekonomie gehörig, behandelte. Aber Hr. *Arend* geht *nun noch viel* weiter, indem er fogar die Theorie der *organifchen und* unorganifchen Körper hineinzieht. Mit eben dem Rechte würde auch die ganze Phyfik, ja felbft die Metaphyfik in fie gehören. Denn nur aus letzterer läfst fich die letzte Urfache der Materie erkennen. Hr. *A.* hätte auch den Fehlgriff den er gethan hat, bald erkennen können, wenn er nur erwogen hätte, was für kümmerliche und unvollftändige Kenntniffe von der Erde er auf den zehn Seiten, welche er diefer Materie widmet, hat geben können: diefe enthalten daher eine ganz unnütze und die Wiffenfchaft nur beläftigende Vermehrung der National-Oekonomie. — Dafs von den Capitalen eher als von der Arbeit gehandelt wird, ift ein logifcher Fehler, da jene Producte *der* Arbeit find und der Begriff der Arbeit zur Deut*lichmach*ung des Begriffs vom Capitale nothwendig ift. *Diefes* hätte fich Hrn. *A.* fchon dadurch offenbaren müffen, dafs er in dem Kapitel von den Capitalen nicht umhin gekonnt hat, von der Theilung der Arbeiten (S. 33) zu handeln. Dafs der Smithfche Nagelfchmid und deffen Stecknadelfabrik auch hier herhalten mufs, um die Vortheile der Theilung der Arbeiten zu zeigen, haben wir ungern gelefen. Es kennt ja diefes fchon jeder, und wenn es erläutert feyn mufste: fo konnten doch weniger triviale Beyfpiele gewählt werden. Wenn der Vf. eigne Beyfpiele gebraucht, fo vergreift er fich nicht felten darin, welches ein Zeichen ift, dafs er fich feine Begriffe felbft noch nicht klar gemacht hat. So führt er z. B. S. 43. zur Erläuterung des fonft richtig angegebenen Begriffs der unproductiven Arbeit das Beyfpiel eines Stiefelwichfers an, deffen Arbeit die Stiefeln im Glanze zu erhalten, unproductiv feyn foll. Allein wenn der Eigenthümer der Stiefeln das von dem Stiefelwichfer darauf gefetzte Wachs am Abend confumirt hat, und der Arbeiter fetzt fie am folgenden Morgen wieder darauf: fo erhöhet er allerdings den Werth der Stiefeln, die ihren Glanz verloren haben, jedes Mal und feine Arbeit ift, nach der vom Vf. felbft gegebenen Erklärung, allerdings productiv zu nennen. Die Erklärungen, welche S. 48 von den für die menfchlichen Gefchäfte nöthigen Wiffenfchaften gegeben werden, find gleichfalls überflüffig und können hier nur ärmlich ausfallen. Es wird in der National-Oekonomie vorausgefetzt, dafs die Begriffe davon verftanden werden.

Das *dritte* Kapitel handelt *die Naturgefetze* ab, nach welchen fich unter die drey Grundbedingungen der Preis der durch fie erzeugten Güter theilt. Der Vf. verfpricht hierüber etwas Neues zu liefern, indem er behauptet, dafs Adam Smith zwar die Trennung diefer Bedingungen vorgenommen, aber die daraus fliefsenden Folgen nicht durchfchauet und kein Syftem fie ihrer Bedeutung gemäfs gewürdiget habe. Rec. mufs geftehen, dafs er fich umfonft bemühet hat, das Neue und Vorzügliche, dafs der Vf. in diefem Kapitel zu geben verfpricht, zu finden. Meint er die Analyfen damit, welche S. 76 ff. angeftellt find: fo erkennt fie Rec. zwar für zweckmäfsige Erläuterungen, aber es wird fie jeder leicht anftellen und vermehren können, der die Smithfchen Grundlehren gefafst hat, und wenn Smith und andere dergleichen in ihre Bücher nicht aufnahmen, fo gefchah es gewifs blofs, weil fie es für unnütz hielten, indem fie vorausfetzten, dafs jeder ihrer Lefer fich dergleichen Erläuterungen felbft leicht geben könnte. Dagegen fcheint es uns tadelnswerth, dafs der Vf. unter dem Capitalgewinnft blofs die Zinfen verftanden wiffen will, dagegen den Unternehmergewinnft ganz unter den Begriff des Arbeitslohnes fetzt. Denn da letzterer fich zugleich nach der Gröfse des Capitales richtet: fo ift der Gewinn des Unternehmers offenbar zum Theil eine Wirkung des Capitales und nicht feiner Arbeit. Wer z. B. ein Capital in eine Commandite giebt, verrichtet gar keine Arbeit, und zieht dennoch einen die Zinfen übertreffenden Gewinn, der alfo offenbar Folge der Anwendung feines Capitales ift. Wenn der Vf. fagt, dafs ihm diefer Ueberfchufs für Uebernehmung der Gefahr werde, welcher es fein Capital bey der Unternehmung ausfetzt: fo gewinnt er doch den Ueberfchufs immer durch fein Capital und nach dem Maafse deffelben und der Gewinn ift reines Product des Capitales; indem er ohne daffelbe gar nicht hätte können zu Stande kommen.

men. Und wie will der Vf. den Gewinn nennen, den jemand in einem Lande macht, wo gar kein Verleihen der Capitale Statt findet? Wie soll hier das ausgefunden werden was Zins ist, wo gar keiner existirt? Und wozu einen Sprachgebrauch verlassen, den jeder kennt und mit dem jeder vertraut ist. Die Untersuchung über die Entstehung der Landrente vermissen wir gänzlich, und es ist deshalb der Umstand ganz übersehen, dass die Landrente bald eine Wirkung der blossen natürlichen bald der durch ein Capital hervorgebrachten Fruchtbarkeit der Ländereyen ist, so wie, dass die Landrente bey den verschiedenen Grundstücken einerley Art, sehr verschieden ist und bey manchen ganz verschwindet. Aus diesen Sätzen fliessen aber eine Menge wichtiger Folgerungen, die in der National-Oekonomie nicht unbeachtet bleiben dürfen. — Wenn der Begriff des *reinen Ertrags* S. 86 als der Ueberschuss des Preises der Producte über deren Culturkosten, bestimmt, und der Ertrag, welcher diese mit in sich begreift, der *Bruttoertrag* genannt wird; so sind die daraus gezogenen Folgerungen falsch. Denn es kann ein Bruttoertrag in diesem Sinne gar keinen Reinertrag enthalten und doch den Nationalreichthum vermehren. Dieses geschieht z. B. in jedem Lande, wo der Boden in seinem natürlichen Zustande noch keinen Werth hat, und die Producte desselben bloss unter die, welche ihn bearbeiten und einiges Capital dazu hergeben, vertheilt wird. Hier gehört das Arbeitslohn unstreitig unter die Culturkosten. Weil es aber so gross ist, dass der Arbeiter einen Theil davon sparen kann: so vermehrt der Bruttoertrag im Sinne des Vfs. allerdings den Reichthum. Soll sein Satz Richtigkeit erhalten: so muss unter Reinertrag derjenige Theil des Products verstanden werden, welcher übrig bleibt, nachdem man das abgezogen, ohne welche die Ursachen der Erzeugung durchaus nicht existiren können. Dann aber kann der Reinertrag sich unter alle Bedingungen der Erzeugung vertheilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BREMEN, b. Heyse: *Die seligmachende Kirche. Eine Predigt* vor der St. Ansgarii Gemeinde gehalten, und auf Verlangen herausgegeben von Dr. *Joh. Heinr. Bernh. Dräseke.* 1823. 28 S. 8.

Die Hauptsätze dieses in der bekannten Manier des berühmten Vfs. abgefassten Vortrages sind folgende: „Die wahre Kirche ist eigentlich nicht ausser, sondern *in* dem Menschen — *unsichtbar;* tritt jedoch auch äusserlich in *sichtbaren* Gestalten und Anstalten u. s. w. sichtbar hervor; war auch, weil die Gottheit sich niemals unbezeugt gelassen hat, zu aller Zeit *offenbar; ist* als *wahre* Kirche nur, wo die wahre Frömmigkeit wohnt; ist als solche eine *geistig lebendige, einige, ewige, allgemeine, seligmachende* Kirche, so wie der wahre Gott ein Geist, einig, ewig, Regent über alles und höchstselig ist. Alle diese Merkmale trägt nun die Kirche *Christi* an sich; woraus denn folgt, dass erstens die seligmachende Kirche *kein Wahn* und dass der Glaube an sie weder mit der Vernunft unvereinbar, noch ein Zeichen befangenen Geistes, eben so wenig die Andeutung eines unduldsamen Sinnes, auch endlich kein Hinderniss einer allseitigen Ausbildung sey; zweytens aber ist sie auf Erden *nirgend vollendet* anzutreffen, weil nirgend sich die Verbindung der vollkommenen Erkenntniss von den himmlischen Dingen mit dem vollkommenen Wandel im himmlischen Licht und Heil findet; sie ist ein — *Ideal.* Sie ist drittens nicht in ein' oder anderer *Form ausschliessend* zu suchen, daher weder die Form das Wichtigste seyn, die mangelhafte Form nicht aus der einmaligen Kirchengenossenschaft wegtreiben, auf Umtauschung der Form unmöglich das Meiste ankommen, wohl aber der Protestant dahin kommen kann, sich über die Form zu erheben und den Confessionsunterschied unerheblich zu finden. Daher endlich ist die seligmach. K. am allerwenigsten ein Gegenstand des Streitens und Ketzermachens, sondern einzig und lediglich des Fragens und Strebens. Keiner ist ganz *in* der Kirche; wie viel oder wenig Einer es sey, darüber kommt die Entscheidung allein Gott zu. *Fragen* aber soll für sich selber nach der seligmach. Kirche, und sich in den Herrn — *hineinleben.*" Alles diess wird an Apg. 16, 31 angeknüpft. Um aber den Weg zum Thema in den Worten des Ap. zu finden, wird der Uebergang etwas sehr rasch folgendermaassen gemacht: „das Ev. von Christo ist eine Kraft Gottes" u. s. w.: das hat der Ap. *erfahren.* Diese Erfahrung giebt ihm die Antwort ins Herz und aus dem Herzen in den Mund: „Glaube — — selig. Auch reiset er ja darum nur aus einer Gegend der Erde in die andere, weil er diese Wahrheit in alle Welt rufen soll. Paulus *glaubt* demnach (??) an eine seligmachende Kirche." Um zum Ueberfluss noch eine Stelle auszuzeichnen, wählen wir folgende S. 25 f. befindliche: „Nichts *verdient* unser Fragen mehr, als die s. K. Der Mensch kommt durch sie erst ins Leben. Seine *Mutter* ist die Kirche. Seine *rechte* Mutter. Sollte nach seiner Mutter nicht der Mensch fragen? Wer leben will, fragt. Wer Weisheit sucht, fragt. Wer Sünden beweint, fragt. Wen Noth bedrängt, fragt. So fragt der Kerkermeister. Und weil er in Einfältigkeit fragt, findet er Pauli Antwort genügend." — Rec. gesteht, dass ihm in Hinsicht auf die vielen Fragenden, die ihm hier vorgeführt werden, auch manche Frage eingefallen sey, die er aber zurückhält, um dem besonnenen Leser nicht vorzugreifen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1824.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Weimar, im Landes-Industrie-Comptoir: *Die neuere Güterlehre* und ihre Anwendung auf die Gesetzgebung von *Karl Arend* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Den Inhalt des *fünften* Kapitels, von den Naturgesetzen der Benutzung der Naturerzeugnisse, kündigt der Vf. gleichfalls als neu an. „Die hier zu entwickelnden Wahrheiten," heisst es S. 91 „hat A. Smith angedeutet, aber nicht bis zu einem vollständigen Resultate geführt. Noch fand ich bey keinem Jüngeren diese Ausführung bewirkt." Er betrachtet nun I) den naturgemäsen Gang der Entwickelung des Gewerbswesens in einem *verschlossenen* Staate, und zeigt recht gut, welche Vortheile eine solche Gesellschaft durch die Theilung ihrer Arbeiten und den Austausch ihrer im Lande erzeugten Producte erwirbt; wie sich II) diese Vortheile erweitern, wenn ganze Nationen in ähnlichen Verkehr mit einander treten, und auf diese Weise der *Welthandel* entspringt, und wie insbesondere der *gröfste Vortheil* für die verschiedenen Nationen vermittelst dieses Tausches dadurch bewirkt wird, dass eine jede von der andern, das was bey letzteren weniger kostet, gegen das was ihr weniger und andern Völkern mehr kostet, austauscht. Jedoch wird III) ein Unterschied darin gemacht, ob Naturerzeugnisse oder Kunstproducte zum Austausche gebraucht werden, und der verschiedene Einfluss des Welthandels auf die Gewerbe und den Nationalreichthum der mit einander handelnden Staaten erwogen. — Der Austausch von Naturerzeugnissen gegen Naturerzeugnisse hat für den Nationalreichthum immer einen wohlthätigen Einfluss (S. 95) bey dem Austausch gegen Kunsterzeugnisse aber soll dieses nicht immer der Fall seyn. Aus dem aber was der Vf. (S. 95 ff.) darüber sagt, läfst sich kein Unterschied der Wirkungen des Austausches abnehmen, er mag gegen Natur- oder Kunsterzeugnisse geschehen. Der Handel ist immer vortheilhaft, wenn gleiche Werthe gegen einander ausgetauscht werden, und wenn einer dem andern etwas für eine Sache giebt, was der letztere wohlfeiler hätte erhalten können, wenn er es verstanden, oder die Mittel gewusst hätte, sie anderswo zu erlangen; so wird er für den letztern immer nachtheilig. Die Ursachen, weshalb der eine Staat bey dem natürlichen Gange der Dinge von dem andern Kunsterzeugnisse kauft, sind S. 97 §. 3. gut entwickelt, so wie auch §. 4. daselbst die Wirkungen des Austausches der Kunsterzeugnisse gegen Naturproducte in dem Manufacturstaate richtig geschildert werden. Aber wenn es S. 99 Nr. 3 heifst. „Es erwirbt sich dieser" (Fabrik-) Staat einen Theil der Erwerbsquellen und der Bevölkerung von denjenigen Staaten von denen er Naturerzeugnisse empfängt und an die er Kunsterzeugnisse abgiebt; er nimmt in seinen Schoofs die Werkstätte und Arbeiter jener Staaten auf wegen und durch Capitalien, die jenen mangeln und die er besitzt," so scheint uns diese Behauptung falsch zu seyn, wenn sie dem Fabrikstaate einen Vorzug vor dem Staate, der sich hauptsächlich mit Erzeugung roher Producte beschäftiget, andeuten soll. — Hat der Handel seinen natürlichen Gang, wie der Vf. bey seiner Behauptung voraussetzt: so werden die rohen Producte, welche der Ackerbaustaat A dem Manufacturstaate B für die von ihm erhaltenen Manufacturwaaren giebt, ihm eine kleinere Arbeit und Anstrengung kosten, als ihm die dafür eingetauschten Kunsterzeugnisse kosten würden, wenn er solche selbst machen wollte. Folglich gewinnt er bey diesem Austausche eben so als der Staat B bey dem seinigen, da diesem die rohen Producte mehr Arbeit kosten würden, wenn er sie selbst erzeugen sollte, als dem Staate A. Auch wird der Fabrikstaat B nicht mehr Erwerbsquellen von dem Ackerstaate A, als dieser von jenem durch diesen Handel an sich ziehen. Denn die Kunsterzeugnisse, die er von B empfängt, sind ihm gerade eine so starke Ursache seine Urproducte zu vermehren, und bringen in ihm dieselbige Quantität neuer Arbeit hervor, als die rohen Producte, welche A dafür empfängt, in letzteren Staate Manufacturarbeit hervorbringen. Die gröfseren Capitale in dem Staate B werden aus dem Staate A vermittelst dieses Handels keine Arbeiter an sich locken können. Denn wie auch die Bevölkerung in A wachse; sie wird immer genug bey der Erzeugung roher Producte zu thun finden, so lange ihm der Staat B wohlfeile von ihm begehrte Manufacturwaaren für seinen Ueberfluss liefert, und die nöthigen Capitale dazu wird die vermehrte Arbeit einer vermehrten Bevölkerung erzeugen. Wie also ein Manufacturstaat dem Ackerstaate seine Bevölkerung entziehen soll, ist so wenig in der Theorie begreiflich, als es sich in der Praxis bewährt. Noch nie hat man von Auswanderung aus

aus Nordamerika, ja selbst nicht einmal aus Russland, Polen oder Ungarn nach Holland oder England gehört, wohl aber sind von jeher die Auswanderungen aus Manufacturländern nicht selten gewesen. Aber auch diese sind gewiss nicht in der Natur ihres Verkehrs mit den Ackerbauländern zu suchen. — S. 100 betrachtet der Vf. die Verhältnisse solcher Staaten, wenn das Aufkommen der Manufacturen im Ackerstaate durch fehlerhafte politische Operationen, insbesondere durch künstliche Erhöhung des Arbeitslohnes gehindert wird. Dass ein solches Verhältniss dem Ackerstaate zum Schaden gereichen müsse, ist allerdings klar; nur ist nicht recht einzusehen, wie ein Ackerbaustaat das Arbeitslohn durch seine fehlerhaften Operationen höher treiben könne, als es in einem blühenden Manufacturstaate schon an sich ist. In allen bekannten Ackerstaaten, wo Leibeigenschaft und Frohnen zu Hause sind, steht das Arbeitslohn auf seinem Minimum, und das Abgabensystem kann den Tagelohn gleichfalls nicht erhöhen, da die Abgaben doch selbst nach des Vfs. Meinung von den Grundherrn getragen werden, welche Form man ihnen auch giebt. Hoher Arbeitslohn ist daher in solchen politisch fehlerhaften eingerichteten Staaten gewiss nicht der Grund, weshalb daselbst die Manufacturen nicht gedeihen. Und woher soll vollends das Steigen des Arbeitslohns in solchem Staate kommen, wenn, wie der Vf. annimmt (S. 100) das Sinken des Preises der Naturerzeugnisse die Wirkung des angenommenen politischen Systems ist? Einseitig ist auch die Bemerkung S. 101 wo behauptet wird, dass einige Arbeiten dem Einflusse des Welthandels weniger ausgesetzt sind, als andere. Denn wenn gleich allerdings der unmittelbare Einfluss auf sie verschieden ist, so erstreckt sich doch der mittelbare auf alle in gleichem Grade. Beschäftiget nämlich der Welthandel eine bestimmte Anzahl von Personen in einem Staate: so werden diese mit denen, die mit inneren Dingen des Landes beschäftiget sind, ausser Concurrenz treten, und es ihnen dadurch möglich machen, dass sie auf höhern Lohn halten können. Wird aber denselben die Beschäftigung, die ihnen der Welthandel gab, entzogen: so wird die Zahl der Arbeiter für innere Geschäfte vermehrt und diese vermehrte Concurrenz wird ihren Lohn herabdrücken. Also wirkt der Welthandel auf alle Arten von Gewerbe im Staate ein. — Ueber den Getreidehandel S. 105 ff. werden die liberalen und richtigen Grundsätze aufgestellt.

Im *sechsten* Kapitel S. 112 ff. beschliesst der Vf. das erste Buch mit einigen aus den vorhergehenden gezogenen Folgerungen. Er betrachtet I. die Quellen der Einkünfte der verschiedenen Klassen der Einwohner nach der Ordnung der Bestandtheile der Waarenpreise. Der Arbeitslohn wird, wie es scheint, als eine viel zu unbedeutende Quelle der Entstehung des Reichthums angesehen. Denn nicht zu gedenken, dass dasselbe in solchen Staaten, wo die Nachfrage nach Arbeit sehr gross ist, wie in allen freyen Colonieländern, der Arbeitslohn den grössten Theil der durch die Arbeit gewonnenen Producte ausmacht, und die grösste Summe der Capitalien aus ihm erübriget wird: so muss man sich um so mehr über die Behauptung des Vfs. wundern, da er den ganzen Capitalgewinn, mit Ausnahme der Zinsen, als Arbeitslohn betrachtet, welcher offenbar in jedem industriösen Lande eine viel grössere Summe beträgt, als die Zinsen und Landrente zusammengenommen. Wenn er S. 116 meint, dass Zinsen und Landrente deshalb mehr zur Vermehrung des Nationalreichthums beytragen, weil ihr Daseyn keine sie vermindernde Consumtion erfordert: so ist dagegen zu erwegen, dass da, wo es einen besondern Stand von Capitalisten und Rentenirern giebt, diese am wenigsten zum Ersparen und Sammeln geneigt sind, sondern nicht bloss ihre Einnahmen, wie auch ihr Stammvermögen in der Regel ganz verthun, und dass es insbesondere die Industrie ist, welche das was Capitalisten und Rentenirer vergeuden, wieder ersetzen müssen. Diese Bemerkung wird dadurch bestätiget, dass in Gegenden, wo freyer Güterverkehr ist, fast alle grosse Landgüter nach und nach in die Hände der industriösen Klasse kommen. Es bleibt daher die Industrie immer die Hauptquelle des Reichthums. — Fehlerhaft ist die Bemerkung, welche man S. 119 und an andern Stellen findet, dass die grösseren angewöhnten und verfeinerten Bedürfnisse der Arbeiter die *Ursache* ihres höheren Lohns wären; die Gewohnheit besser zu leben und mehr zu geniessen ist vielmehr die *Wirkung* des höheren Lohns. Die Frohnbauern und Zwangsarbeiter würden gar bald die Gewohnheit sich besser zu kleiden, und sich besser zu nähren annehmen, wenn sie es erringen könnten, höheren Lohn zu erhalten.

Das zweyte Buch *von den immateriellen Gütern* ist, wie wir schon bemerkt haben, ein unbedeutendes Fragment aus der Moral, das eine ganz heterogene Natur von den Gegenständen hat, welche in die National-Oekonomie gehören, und mit ihr unmöglich zu wissenschaftlichen Ganzen verbunden werden kann. Selbst als immaterielle Güterlehre an sich hat das, was der Vf. hier liefert, keine Bedeutung. Denn jene ist nichts anders, als eine menschliche Zwecklehre oder systematische Teleologie, wovon das, was dieses Buch enthält, weit entfernt ist. — Das Moralsystem, was der Vf. hier fragmentarisch aufstellt, hat überdiess einen so mystischen Anstrich, dass kein Mensch sich davon einen deutlichen Begriff machen kann. Denn es werden Plato, Spinoza und Schleiermacher als die Hauptautoritäten aufgestellt, über deren sublime Theorien bekanntlich so viel Zwiespalt herrscht, dass was sie sagen, nur auf die Schulbänke der Scholastik verwiesen werden kann. Ein Moralsystem muss für alle Welt klar und fasslich seyn und allgemeine Ueberzeugung bey sich führen. Wir übergehen daher den Inhalt dieses Buchs gänzlich.

Auch

Auch kommt kein einziger Satz im Werke sonst vor, der dessen Beyhülfe zum Verstehen oder zu seiner Begründung nöthig hätte. Auch da, wo die materiellen Güter aus moralischen Gesichtspuncten betrachtet werden, reichen die gemeinen moralischen Begriffe, die jeder hat, vollkommen zur Beurtheilung des Gesagten hin. Dieses ist z. B. gleich der Fall in Ansehung des *dritten* Buchs, welches *von der Verwendung der materiellen Güter* handelt, und worin der Vf. etwas ganz Neues geliefert zu haben vermeint, weil er darin das Materielle mit dem Intellectuellen verschmelzt und die Consumtion aus dem Gesichtspuncte des höchsten moralischen Gesetzes erwogen hat. Nun ist es zwar allerdings etwas Neues, dafs der Vf. die Betrachtung der Consumtion nach ihren Zwecken in die National-Oekonomie zieht. Aber neue Wahrheiten finden sich nicht darin. Denn in jeder einigermaafsen guten Politik ist der Unterschied der Verwendung des Reichthums auf blofs körperliche, irdische, intellectuelle und moralische Zwecke erwogen und wird die Rangordnung derselben gezeigt, nur dafs man bisher dafür hielt, dafs diese Betrachtungen nicht in die National-Oekonomie, sondern in die allgemeine Staatslehre gehörten. Der Vf. theilt die Verwendung in die *nothwendige* und *willkürliche*. Unter ersterer versteht er diejenige, welche zur Erhaltung des physischen Lebens der Staatseinwohner nothwendig ist; die Verwendung welche zur Erreichung der in jener Hinsicht entbehrlicher Zwecke dient, nennt der die *willkürliche*. Diese kann nun verwendet werden: 1) zur Vermehrung der Erwerbsquellen, 2) zur Entwickelung der menschlichen Naturanlagen, 3) zu etwas, wodurch sie eine *zwecklose Verwendung* wird. — Er betrachtet zuerst eine Gesellschaft deren *höchstes* Gesetz ist, die Vermehrung der Erwerbsquellen zu erstreben: so dann eine Gesellschaft, deren Hauptrichtung auf die Ausbildung und Veredlung ihrer Glieder (worin nach dem Vf. das höchste moralische Gut besteht) geht und endlich eine Gesellschaft deren Princip die zwecklose Verwendung ist. Wir sehen nicht recht ein, wozu diese Theilung dient, da nirgends an eine Theorie gedacht ist, welche das erste oder dritte Princip annähme, obgleich in der Praxis sehr häufig gegen das mittlere gefehlt werden mag. Dafs dieses aber recht sey, ist doch wohl von Niemanden behauptet worden.

(*Der Beschlufs folgt.*)

GESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Riegel: *Geschichte des Bairischen Herzogs Ludwig des Bärtigen zu Ingolstadt* von *Karl Heinrich Ritter v. Lang*. 1821. IV u. 314 S. 8.

Herzog *Ludwig* zu Ingolstadt, genannt der Bärtling, als Mitglied einer frommen Brüderschaft dieses Namens, (geb. 1366, gest. 1447), hatte drey Herzoge von Baiern neben sich: *Heinrich* zu Landshut, *Ernst* und *Wilhelm* in Gemeinschaft zu München, mit denen er den vierten Landestheil Straubingen nach langem Streite zu gleichen Theilen verlosste. Seine Schwester war die Königin Isabelle von Frankreich, unbegrenzt und entsetzlich in ihrer Leidenschaft, die tödlichste Feindin selbst des eigenen Sohnes, und, wie die Engländer glauben, die verführerische Freundin ihres Bruders. Dieser geleitete sie 1385 auf ihrem Brautzuge, wufste sich am Pariser Hofe in den Ton bald zu finden, in das Gespötte, den Muthwillen einzustimmen und Jedermann und Alles ins Lächerliche zu ziehen. Er verheirathete sich dort 1402 mit Anna, Wittwe von Peter von Montpensier, dem Bruder des Königs von Navarra, bekam Güter mit ihr, und nebenher auch andere, selbst Reichskleinodien, und hatte Kinder mit ihr, doch nebenher auch andere. Er mochte wohl nicht gern sehen, wenn er daheim für den Vater haushalten und mit den bösen Vettern rechten sollte. Aber recht sicher mochte Ludwig sich doch zu Paris in allen seinen Würden und Einkünften, als Staatsrath, Gouverneur u. s. w. nicht halten; denn er hatte die Heimath immer in Augen, kaufte dort so viel Güter, als sich kaufen liessen, und schrieb auch wohl den dortigen Räthen, sich um den Alten nicht zu bekümmern. Zuletzt scheint er selbst vor dem französischen Unwesen bange geworden, und froh gewesen zu seyn, aus Frankreich zu kommen. Indefs französirte er nun in der Heimath, hatte französische Schreiber, trieb Ränke, machte bey der Schwester des Kaisers den Höfling, bey den Münchener Bürger den alten Deutschen, bey den fränkischen Rittern den Haudegen, bey den Gelehrten ihren Mäcen, und fast sollte man glauben, bey den Hussiten den Freygeist. Mit dieser Gewandheit, und noch gröfserer Beharrlichkeit, bey seinem Wirthschaftssinn und Muth hätte er es weit bringen können, wenn er eben so gut verstanden hätte, den Schein zu verbergen als anzunehmen, und wenn seine Unzuverlässigkeit, Habsucht, Spottlust und Rachgier sich nicht überall verrathen hätte. Zuerst und sein Leben lang war er mit den Vettern, und zuletzt auch mit dem eigenen Sohne in Zank und Krieg. In der ersten Fehde gingen viele hundert Dörfer darauf, und er hatte überdiefs viele fremde Ritter und Reisige zu ernähren, ohne dafs weder das eine noch das andere Nutzen schaffte. Der inländische Adel mochte mehr für ihn, die Geistlichkeit für die Vettern seyn; sie wufsten nachmals zur rechten Zeit sich wegen des Brandschatzens zu rächen. Uebrigens liefs er sich durch die Fehde nicht abhalten, selbst in den Landen der Vettern Güter anzukaufen, und es fehlte ihm trotz der Kriegsverwüstung nicht an Gelde, weil er seine Amtleute und Rentmeister in Ordnung und Aufsicht

hiel-

hatte, und weil man sich von beiden Seiten mit den Städten, Burgen und Klöstern noch ziemlich in Acht nahm, die Bauern aber wenig verloren, wenn ihnen auch alles niedergebrannt wurde. Hatten sie nur ihr Vieh geflüchtet, so war die Hütte leicht wieder aufgebaut; und wenn die Herrschaft sie kümmerlich durchwintert hatte, so war mit der neuen Aernte ihre Wirthschaft wieder in der alten, freylich elenden Ordnung. Die Dienste und Abgaben gingen wieder ihren Gang. Mit seinen Beamten hielt es der Herzog wie wir mit unserm Gesinde; sie dienten auf ein Jahr und vierteljährliche Kündigung. Sein Barbier war sein geheimer Cassier, und keine bessere Empfehlung für die Amtsführung der Männer, als die Dienstleistung der Frauen. Indess verbesserte sich doch das Behördenwesen, und näherte sich der neuern Form. Wer einen Dienst hatte, behielt ihn gewöhnlich, und die Landesverwaltung bestand nicht in, sondern neben der Hofverwaltung, wobey weniger auf die Tafel als auf die Jägerey und den Marstall verwandt wurde. Da der Herzog das Unterhandeln liebte, so hatte er eine gute Anzahl von Räthen nah und fern für diese Geschäfte, und einen Secretär der lateinisch, französisch, ungrisch, polnisch verstand. Er wusste selbst mit der Feder umzugehen, und verliess nicht gern sich auf andere; daher wünschte er auch eine deutsche Geschichte von Baiern zu haben, weil er die lateinischen Chroniken nicht lesen konnte, und doch gern daraus etwas wider die verhassten Vettern selbst aufgefunden hätte. So schwer mit ihm auszukommen war, so schwer war ihm auch anzukommen, besonders am kaiserlichen Hofe. Als es seinen Feinden endlich einmal gelang, von Kaiser Siegmund die Acht über ihn aussprechen zu lassen, brauchte er sich nur vor ihm zu zeigen, und alles war vergessen und vergeben. Als er aber seinerseits das offenbarste Recht gegen Vetter Heinrich hatte, konnte er doch damit weder bey dem Kaiser, noch bey dem Papst durchkommen. Es war nichts Geringeres als ein meuchelmörderischer Anfall, welchen sich der Vetter Heinrich wider Herzog Ludwig auf der Kirchenversammlung zu Constanz erlaubte, dessen sich Ludwig zwar ritterlich, aber nur mit schweren Wunden erwehrte, und wofür er von dem Kaiser, von den versammelten Fürsten und von dem Papst auf seinem feyerlichen Kirchenzuge vor allem Volke knieend Genugthuung forderte. Sein Mahnen, sein Klagen und sein Bitten war vergebens, die beiderseitigen Unterthanen mussten den neugeschärften Grimm entgelten, und besonders liess Ludwig die Geistlichen büssen. Inzwischen klagte er auch in einem fort, erhielt aber nach zwanzig Jahren doch nichts weiter, als dass Heinrich zur Strafe eine Stiftung machen und Wallfahrer nach Jerusalem und andern Orten senden musste. Er selbst als er alt geworden, verfiel auf die Gründung frommer Stiftungen, und verwandte dazu, wie er beurkundete, die Gelder, welche er sündlich erworben. Er liebte seinen einzigen rechten Sohn nicht, und konnte ihn nicht vor Augen sehen, als derselbe sich wider seinen Willen verheirathete. Das junge Paar in der That war nicht liebenswürdig: er bleich, hager, mit langen Stelzfüssen, sie plump, übergross, fleischig. Der Vater wandte sein Herz auf einen unechten Sohn, den er mit einer Gräfin vermählte, von welcher aber die Ehestiftung auch keine Schönheit rühmt, sondern nur bezeugt, dass sie mit den gehörigen Gliedmaassen versehen, und nicht verwachsen sey. Das konnte nun wohl den Erbprinzen und seine Gemahlin nicht eifersüchtig machen, aber die reiche Ausstattung mit Erbgeldern und französischen Kleinodien that es desto mehr. Sie klagten, dass der Vater sie vom Hofe verwiesen, dem unehelichen Sohne nachgesetzt habe und um ihr Erbe bringen wolle; dagegen erwiederte der Vater, dass wer den Vater anklage, der rechte Sohn nicht seyn könne. Die Vettern blieben nicht müssig, sondern sagten für Pfand und Gut dem Sohne Hülfe zu, welcher auch gegen andere Helfershelfer mit seinem Erbe freygebig war. Die Geistlichen standen ihm mit Bannflüchen bey. So kam es denn zum Kriege zwischen Vater und Sohn, und troz aller kaiserlichen Gebote nicht eher zur Ruhe, als bis der Vater der Gefangene seines Sohnes geworden. Er blieb es bis zu dessen Tode und darüber hinaus bis zu seinem eigenen, nach einiger Meinung, nicht einmal natürlichen Tode. Die Wittwe seines Sohnes machte für seine Freylassung ungeheure Foderungen, und er liess lieber sich in die Gewahrsam seines Vetters Heinrich bringen, als dass er ihr Verwilligungen machte. Ein achtzigjähriger Greis wird von Gefängniss zu Gefängniss geschleppt; dieser Unglückliche ist ein Fürst, ein deutscher Reichsfürst, er hat seinen Sohn zugleich zum Gefangenwärter und zum Nachfolger in der Landesregierung und im Fürstenrathe, und er stirbt ohne Gehör, ohne Gericht zu finden. Das ist das Recht, dass sich im Mittelalter so von selbst gemacht hat, und das doch wohl vor dem Rechte, das sich so selbst macht, abschrecken sollte. Diese Geschichte ist übrigens aus archivalischen Nachrichten geschöpft, und mit einer Fülle von statistischen, diplomatischen und artistischen Angaben ausgestattet, welche sich hier nicht näher anführen lassen. Die Arbeit wird nach dem Urtheil der Leser zu den interessantesten unserer neuesten historischen Literatur gehören, und es bedarf von unserer Seite Entschuldigung, dass sie ihnen nicht schon früher angezeigt worden.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1824.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Weimar, im Landes - Industrie - Comptoir: *Die neuere Güterlehre* und ihre Anwendung auf die Gesetzgebung, von *Karl Arend* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der *zweyte* Theil handelt von der Anwendung der Güterlehre auf die Gesetzgebung. Ob es nun gleich ganz richtig ist, dass die Kenntniss der Güter dazu gehört, wenn zweckmässige Gesetze für dieselben gegeben werden sollen; so folgt doch nicht, dass die Wissenschaft, welche die Theorie dieser Güter, d. h. die Natur und Ursachen der Entstehung derselben zu ihrem Gegenstande macht, auch die Principien der Gesetzgebung darüber entwickeln soll. Die Gesetzgebungstheorie erfodert vielmehr Erörterungen, die jener Theorie ganz fremd sind, und letztere dient jener nur bey der Anwendung. Beide Theorien aber bilden ganz verschiedene Wissenschaften, weil sie auf verschiedenen Principien ruhen und verschiedenartige Kenntnisse zum Gegenstande haben. Daher kann nur etwas höchst Unvollständiges und Fragmentarisches herauskommen, wenn man beide heterogene Wissenschaften mit einander verschmelzt. Dieses ist der Grund, weshalb die Gesetzgebungslehre des Vfs. den Denker nicht befriedigt, ob man gleich darin auf recht viele schöne, wahre und nützliche Betrachtungen stösst. — Ein seltsames Urtheil über die bisherige Gesetzgebungslehre wird gleich im Anfange gefällt. „Der juristische Kastengeist erklärt, indem er den gesellschaftlichen Vertrag als die Grundlage des geselligen Verbandes aufstellt, seine Aufrechterhaltung als den einzigen Zweck desselben. Ihm trat die neuere Philosophie bey, und so hatte man nicht allein die Ethik aus der Rechtslehre, sondern auch aus der ganzen Gesetzgebung verbannt." „Den erhabenen ethischen Zweck des geselligen Verbandes verkennend, sah man nicht, dass der gesellschaftliche Vertrag nur Mittel zu diesem Zwecke und dass Legitimität nur eine inhaltlose Form sey."

Rec. hat eine ähnliche Stimme wohl auch schon hier und da vernommen, aber nach der Kenntniss, die er sich aus einer fleissigen Lectüre der juristischen und philosophischen Schriften des vergangenen Zeitalters erworben hat, kann er nicht anders urtheilen, als dass jene Beschuldigungen von Männern herrühren, die jene Schriften entweder gar nicht, oder doch nicht mit der gebührenden Aufmerksamkeit gelesen haben. Sie haben sich nach einigen flüchtigen Ueberblicken der ältern Schriftsteller das System derselben aus eigner Phantasie zusammengesetzt, und ihre Eitelkeit hat ein Wohlgefallen daran gefunden, sich einen Riesen zu schaffen, über den sie sich leicht die Ehre des Sieges verschaffen könnten. Denn wo ist wohl ein Schriftsteller von einiger Bedeutung, der über den Staat geschrieben hat, zu finden, der nicht den Staat als ein *Mittel* betrachtet hätte, durch das der Zweck der Menschheit, d. h. die moralische Bestimmung desselben desto besser befördert werden könnte; wo einer, der nicht die ganze Gewalt der Gesetzgebung auf die *Pflicht*, diese Zwecke der Menschheit durch gemeinsame Kräfte zu fördern gebaut, und dieses mehr oder weniger deutlich ausgesprochen hätte. Wenn eine Trennung der Rechtslehre und der äussern Gesetzgebung von der Tugendlehre und der innern Gesetzgebung vorgenommen wurde, so geschahe dieses aus keinem andern Grunde, als weil man dafür hielt, dass die Bewirkung des Objects der Tugendgesetze (das moralische Motiv der gute Wille) nie ein Gegenstand der äussern Gesetze seyn könne, weil das Object der letztern müsse können erzwungen werden, dieses aber nur in Ansehung äusserer willkürlicher Handlungen und nie in Ansehung der Gesinnungen möglich sey. Wenn unsere Vorgänger dieses nicht immer deutlich ausgesprochen haben, so wird es weit besser seyn, ihnen darin zu Hülfe zu kommen und ihre wahre Sinnesmeinung deutlicher zu machen, als sich gegen sie aufs hohe Pferd zu schwingen und ihnen ganz absurde Meinungen anzudichten, um als Reformatoren und Schöpfer neuer Wissenschaften zu glänzen. Eben so wunderlich wird die *Legitimität* erklärt (S. 160.). „Legitimität," heisst es, „kann nichts anders bezeichnen, als die Schranken des Spielraumes der Handlungen derer, die den Verbindlichkeiten des gesellschaftlichen Vertrags unterworfen sind; sie bezieht sich bloss auf die Unterlassung der ausser diesem Spielraume liegenden Handlungen; ist daher eine negative Grösse, die keinen Bezug auf das Positive hat, auf die zu verrichtenden Handlungen selbst, und kann unmöglich als Zweck von diesen angesehen werden. So gewiss also ein Nichthandeln der Zweck der Menschheit und ihrer Vereine nicht seyn kann, so gewiss kann Legitimität der Zweck dieser Vereine nicht seyn. In diesem Ur-

theile befinden sich gleichfalls mehrere Verdrehungen und schiefe Ansichten. Das in der neuesten Zeit famös gewordene Wort *Legitimität* soll allerdings den bestehenden Zustand der positiven Gesetze und Institutionen eines Staats andeuten, und wenn dieser alle Handlungen verbietet, die ihm gewaltsam entgegen wirken, so bestimmt er freylich die Schranken des Spielraumes der Handlungen der Staatsbürger; aber da die Legitimität auch alle Handlungen in sich schliesst, die jene Gesetze und Institutionen gebieten, so ist nicht zu begreifen, warum der Vf. die Legitimität als etwas blofs Negatives gelten lassen will. Dass aber die positiven Gesetze und Einrichtungen des Staats Niemand gewaltsam verletzen soll, ist nicht blofs der Inhalt dieser Legitimität, sondern durch die Moral selbst geboten, also ein ethisches Gesetz, welches das Legitime oder das Positive selbst dann zu achten gebietet, wenn es uns als unvollkommen und unzweckmäfsig erscheint, oder in der Wirklichkeit so ist. Aber deshalb wird doch Niemand sagen, dafs das Legitime oder Positive der höchste Zweck sey, indem Pflicht und Recht jedermann gestattet, da wo es als unrecht, zweckwidrig und unpassend erscheint, dessen Fehler und Unvollkommenheit zur Kenntnifs derer zu bringen, welche dasselbe zu ändern und zu verbessern ein Recht haben. Und da ein gewaltsames Einschreiten der Einzelnen, das Positive nach ihren Privateinsichten zu ändern, nie als Vernunftgesetz gedacht werden kann, so ist es die Moral selbst, welche das Gesetz giebt, sich die bestehenden Gesetze (die Legitimität) mit allen ihren Mängeln gefallen zu lassen, so lange es unsern vorgebrachten Vernunftgründen nicht gelingt, die höchste Macht zu überzeugen, dafs bessere Gesetze und bessere Einrichtungen an die Stelle derer, die uns schlecht zu seyn dünken, gesetzt werden. Der Vf. will nun im *zweyten* Kapitel (S. 173.) die Principien angeben, wodurch die Wirkungssphäre der Gesellschaftsglieder begrenzt werden soll. Diese können keine andern seyn, als welche vondern die höchsten Principien der Gesetzgebung genannt werden und längst in der Gesetzgebungsphilosophie abgehandelt sind. Dadurch werden indessen neue Betrachtungen dieses so wichtigen Gegenstandes nicht überflüssig. Er setzt deshalb A) das *Ackergesetz* oder das Princip der Begrenzung der Wirkungssphären in Benutzung der Grundfläche fest, und erwägt aus diesem Gesichtspunkte die Lehnverfassung, den Güterschluss, das Gemeinde- und Staatseigenthum; B) das *Gewerbsgesetz* oder das Princip der Begrenzung der Wirkungssphären bey Veredlung der Naturerzeugnisse; C) das *Handelsgesetz* oder das Princip der Begrenzung der Wirkungssphären bey dem Umtausch der Güter. In diesen Betrachtungen folgt der Vf. durchgängig den liberalen Principien, und man wird dieses Kapitel nicht ohne Interesse, welches mehrere darin vorkommende neue und originelle Darstellungsweisen bekannter Wahrheiten geben, lesen.

Eine nicht ungegründete Declamation gegen das verkehrte Rechtsstudium und Empfehlung einer mehr verbreiteten Rechtsphilosophie eröffnet das *dritte* Kapitel von der *Gerechtigkeitspflege* (S. 214.), worin der Entwurf zur Grundlage eines bürgerlichen Gesetzbuches gemacht wird. Als Princip desselben wird das höchste Sittengesetz, oder vielmehr dessen Object, das in der gröfstmöglichsten Ausbildung aller menschlichen Fähigkeiten bestehen soll, aufgestellt. Das Gesetzbuch mufs die Rechte aller Einzelnen so bestimmen, dafs zur Erstrebung dieses Zweckes alle Hindernisse möglichst aus dem Wege geräumt werden. Hieraus wird gefolgert, dafs Gleichheit der Rechte für die Personen, Erleichterung und Bestimmung der Vertragsrechte, möglichste Vertheilung der Güter durch zweckmäfsige Erbschaftsgesetze, in der ehelichen Gesellschaft Monogamie und endlich zweckdienliche milde Strafgesetze die Basis eines solchen Gesetzbuches ausmachen müssen, und zuletzt die Foderungen an dessen Form und an die Vollziehung der Gesetze bestimmt. Das *vierte* Kapitel redet von dem äufsern Schutze nach demselben Princip, in dem die Mittel dazu darnach abgemessen und bestimmt werden. Er verspricht sich, dafs nach der bessern Erkenntnifs der Güterlehre fast alle Ursachen zu Feindseligkeiten und Kriegen unter den Völkern wegfallen werden, indem er meint, dafs die meisten derselben aus der Verkennung ihres wahren Interesses herrühren. Hierbey wird unstreitig den Erkenntnissen eine viel gröfsere Kraft beygelegt, als sie der Erfahrung zu Folge besitzen. Für die Organisation der Militärmacht werden hierauf allerley schöne Träume mitgetheilt S. 231 — 242. Die öffentlichen Institutionen, welche zu dem Staatszwecke erfordert werden, als zur Bildung des Volks, zur Versorgung der Armen, die Erleichterungsmittel des Transports und der Polizey sind die Gegenstände, welche das *fünfte* Kapitel erwägt. Das *sechste* betrifft den *Staatshaushalt* und entwickelt die Grundsätze eines naturgemäfsen Finanz- und Steuersystems. Gegen die Bedingungen eines solchen Systems, die S. 261 gemacht werden, ist nichts einzuwenden, es sind die bekannten, die man in jeder guten Finanzwissenschaft findet. Bey der Prüfung der gewöhnlichen Steuern aber findet sich Manches Unrichtige. Sie werden nach den Erwerbequellen in Steuern auf den Arbeitslohn, den Kapitalgewinnst, die Landrente und in solche eingetheilt, die auf mehrere dieser Fonds zugleich fallen. Hier ist es nun schon fehlerhaft, dafs unter diese Rubriken solche gefafst werden, die gar nicht darunter gehören. So werden S. 269 zu den Steuern, die unmittelbar auf den Arbeitslohn gelegt sind, die Personal-, Kopf-, Titel-, Klassensteuern u. s. w. gerechnet, welches eine ganz evidente Unrichtigkeit ist; es wird ferner unter die Steuern auf Kapitalgewinnste, auch die Steuern auf die Kapitale selbst gerechnet. In Ansehung der Beurtheilung dieser Steuern wird fälschlich angenommen: 1) dafs die

Steuer

Steuer auf den Tagelohn allemal auf die, welche denselben bezahlen, falle. Nun ist freylich wahr, dass der Arbeitslohn von denen, die der Arbeit bedürfen, bezahlt wird; aber es ist falsch, dass sie deshalb allemal einen höhern Lohn bezahlen müssen, weil die Arbeiter eine Abgabe an den Staat davon geben müssen. Dieses ist nur der Fall, wenn der Tagelohn auf die allernothwendigsten Lebensmittel eingeschränkt ist, aber sobald er etwas Entbehrliches enthält, muss der Tagelöhner gemeiniglich die Abgabe selbst bezahlen; und eine neue Abgabe bringt es nicht in seine Gewalt seinen Lohn zu erhöhen. Dass aber eine solche Steuer, wenn sie den Tagelöhner wirklich trifft, absolut ungerecht sey, *weil* sie den Arbeiter das Nothdürftigste beraube, *ist* eine grundlose Behauptung, weil es eine *grosse* Menge Arbeiter giebt, die mehr als das Noth-*dürftigste* in ihrem Lohne erhalten. Warum soll es denn ungerecht seyn, dass ein Kammerdiener, ein Koch, ein Schweizer u. s. w., oder auch ein americanischer Handarbeiter, der täglich seine 1 bis 2 Thaler Lohn empfängt, eine proportionirliche Abgabe an den Staat bezahle? — Noch unrichtiger wird die Behauptung, wenn sie auf die Gewerbe oder auf die Industrie ausgedehnt und behauptet wird, dass *diese* die ihnen aufgelegte Steuer auf die Consumenten ihrer Waare schieben könnten. Wie wollte es denn wohl ein Schauspieler, ein Virtuos u. s. w. anfangen, den Thaler Kopfgeld, der ihm aufgelegt ist, in seinen Abonnementspreisen wieder einzuziehen, kann er um so viel seine Einlassbillets erhöhen? — Eben so wird der Schneider, Schumacher seine Rechnung nicht um den Betrag der ihm zugedachten Auflage erhöhen können, wenn ihn eine *neue Auflage trifft*. Ich bezahle immer noch für einen *Frack dasselbe* Macherlohn, obgleich mein Schneider seit einigen Jahren eine beträchtlich grössere Steuersumme bezahlen muss. Es liegt einer solchen Beurtheilung, wie sie der Vf. anstellt, eine durchaus unrichtige Würdigung der Ursachen zum Grunde. Dass gar alle und jede Steuern, wie der Vf. behauptet, auf die Landrente zurückfallen sollen, ist eine Behauptung, von welcher man hätte glauben sollen, dass sie längst verschwunden wäre, seitdem das physiocratische System neuerlich so gründlich widerlegt ist. Wir halten es deshalb auch für überflüssig, nur ein Wort zur Widerlegung *dieser* Behauptung zu sagen. Der Vf. wird sie von selbst zurücknehmen, sobald er die Sache einer gründlichern Prüfung würdigt und sich nicht allzusehr bloss auf sich allein verlässt. Dass wir daher sein S. 291 aufgestelltes naturgemässes Steuersystem als gänzlich missrathen verwerfen müssen, da es auf das Princip gebauet ist, alle Steuern von der Landrente zu erheben, folgt aus unserm Urtheile: Wenn der Vf. die Quellen des reinen Einkommens gründlicher studirt, so wird er finden, dass nicht allein der Landbau, sondern auch andere Gewerbe ein ursprüngliches reines Einkommen gewähren, welches besteuert werden kann, ohne dass es in der Macht der Erwerbenden oder Einnehmenden st[…] die ihnen zugemuthete Steuer auf andere zu wäl[…] und durch dieses Resultat wird er sich von selbst [ge]nöthigt sehen, seine Behauptung aufzugeben.

Das *zweyte* Buch dieses Theils über die *Sta[ats]verfassung* ist nur ganz kurz und enthält nichts [Aus]gezeichnetes.

Das ganze Werk trägt die Spuren eines jun[gen] Schriftstellers, der mit ausgezeichneten Talen[ten] und nicht gemeiner Denkkraft voll Selbstgefühl [sich] ganz allein ins Publicum wagt, weil er sich ein[bil]det, ihm viel neue und unerhörte Dinge sagen [zu] können, wobey er sich natürlicher Weise leicht [ver]irren und auf Abwege gerathen musste. Kann [er] sich entschliessen, sich mehr um das zu bekümme[rn], was vor und neben ihm geschehen, bey seinen ne[uen] Behauptungen mehr Vorsicht und genauere Prüfu[ng] anzuwenden, so kann sich das Publicum reifere [und] bessere Früchte von ihm versprechen, und es w[ird] gern die Mängel über dem mancherley Guten, [das] dieses Buch enthält, und was er ihm in Zuku[nft] liefert, vergessen.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Knobloch: *Erzählende Dichtung[en]* von D. *Ernst Raupach*. 1821. 284 S. 8.

Ist es die höchste Aufgabe des Romans, W[elt] und Menschenleben in möglichst weitem Umfan[ge], wie sie sich in der Seele des Dichters abspiege[ln], zu einem dichterischen Ganzen zu gestalten: so he[bt] hingegen die poetische Erzählung aus jener w[ei]ten Sphäre irgend ein einzelnes Moment, gleichs[am] eine Gruppe aus dem reichen Gemälde heraus, u[nd] rundet sie für sich zu einem bedeutsamen Bilde [ab]. Je prägnanter jenes Moment ist, je mehr Strahl[en] es wie in einen Brennpunct zu kräftiger Wirksa[m]keit sammelt, desto gelungener ist die Productio[n], desto vollständiger wird sie von der ihre Elemente [in]nerlich zur Einheit verknüpfenden Idee durchdru[n]gen seyn. Denn — vollkommen theilen wir Her[rn] *R's* Ansicht: wie in allem wahrhaft Lebendige[n], so muss auch in jedem echten Kunstwerke sich ei[ne] Idee verwirklichen. Ganz verschieden aber — di[es] bitten wir wohl zu bemerken — ist eine solche co[n]crete Idee von dem abstracten Begriffe, dem ei[ne] Dichtung gleichsam als verdeutlichendes Beysp[iel] äusserlich angepasst wird, so dass beide wohl a[uf] einander hinweisen, aber nicht ganz in einand[er] aufgegangen sind. Gehe man von dem Begriff a[us], für den man ein Beyspiel erfindet, oder umgekeh[rt] von der vorgefundenen Wirklichkeit, aus der m[an] den Begriff als Nutzanwendung entwickelt: imm[er] erscheinen beide Seiten getrennt, und das Gan[ze] ist kein echt poetisches Werk, das nur um sein selb[st] willen da seyn soll, nicht als Vehikel für ausser ih[m] liegende Zwecke, welcher Art sie seyn mögen.

Auf diesem Abwege aber scheint uns Herr [R.] sich zu befinden, trotz seiner im Ganzen richtig[en] ästhetischen Ansicht, bey welcher er nur jenen Unte[r]schi[ed]

schied nicht scharf genug ins Auge gefasst haben mag. In der Phantasie des echten Dichters erzeugt sich bey jeder Conception die concrete Idee derselben als ein Ganzes, und der Gedanke tritt als lebendige Gestalt, wie Minerva aus Jupiters Haupte, in die Wirklichkeit. Hier aber finden wir mehr oder weniger Stoff und Gehalt von einander abgelöst und nur durch gegenseitige Beziehung verknüpft.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen, zu deren näherer Begründung eine genauere Entwickelung der vorliegenden Erzählungen erfoderlich wäre, als sie der Raum uns gestattet, wenden wir uns zu dem einzelnen Inhalt selbst. Das Buch enthält 5 Erzählungen. Die Bedeutung der ersten: *Georg und Xenia*, drückt der Vf. (S. 4.) in folgenden Worten aus: „Was blühet um Mitternacht, soll nicht um Mittag blühen; im Thale bleibe des Thales Kind und auf der Flur der Sohn der Flur: so sagen die Sterne, die ewig waltenden;" und am Schluss (S. 70): „so verschied die unglückliche Fürstin, dem Veilchen gleich, das ein thörichter Mann ausgegraben am Rande des kühlen Wiesenbachs und verpflanzt auf des Felsens sonnige, himmelhohe Stirn." Die Ausführung ist weder besonders neu, noch sehr anziehend zu nennen. Eine zauberhafte Erscheinung (S. 14) klärt sich nicht auf. Als blosses Erzeugniss der Phantasie des Kindes, dem sie sich darstellt, kann man sie kaum verstehen. Als wirklich verstanden aber passt sie nicht in die übrigens nirgend in das Gebiet des Mährchenhaften streifende Geschichte. Die Sprache ist hier häufig allzu geschmückt und gesucht, die Wortstellung unnatürlich, wie schon die obigen Stellen beweisen. S. 25 heisst es: „So kam unter Lehren, Sorgen und Genüssen die Zeit heran, wo des Vaters priesterlicher Segen heilig sprechen sollte der Herzen Bund;" S. 29. „Das muss er, sprach der Sänger, wenn die Liebe leuchtet mit eignem Licht, und ihr Licht nicht borgt vom Leben u. s. w." Desto unpoetischer heisst es S. 55 um des Reimes willen:

Wähnet ihr, dass hier ein Glück *bekleibet?*

Bernhard und Maria, eine rührende Geschichte in reimlosen, vierfüssigen, trochäischen Versen; leicht, mitunter etwas nachlässig versificirt. Kampf der irdischen mit der himmlischen Liebe; endlich Verklärung der beiden unglücklich Liebenden auf eine wunderbare, doch hier weniger fremdartige Weise. Weniger breit erzählt würde diese Dichtung ohne Zweifel mehr Wirkung thun. Auch ermüdet der gleichförmig wiederkehrende kurze Vers, zumal das ganze Gedicht ohne alle Abschnitte fortläuft. Die Darstellung ist hin und wieder zu sententiös, doch nicht arm an schönen Gedanken und Bildern.

In der dritten, in Prosa abgefassten Erzählung, *die Auferweckung Lazari*, wird der Widerstreit eines regsamen, nach aussen gerichteten, praktischen, und eines still beschaulichen, innerlichen, poetischen Lebens schön veranschaulicht, und gezeigt, wie die Liebe die feindlichen Pole zu freundlichem Zusammenwirken vereinigen und den Zwiespalt lösen soll. Sententiös ist die Sprache hier wohl auch mitunter, und besonders im Anfange die Schilderung der entgegengesetzten Charaktere Maria's und Martha's etwas zu wortreich. Aber der schöne Fluss der Rede und die anmuthige Einfalt des Gegenstandes ziehen den Leser mit sich fort, und nicht selten begegnet er in Sinn und Ausdruck gleich schönen Aussprüchen. Auch die eingestreueten Poesieen sind bedeutsam und ansprechend.

Sängerliebe, in derselben metrischen Form wie die zweyte Erzählung, welche aber, unseres Erachtens, dieser an Werth nachsteht. Die Idee ist neu und schön; auch inniger mit der Ausführung verschmolzen, daher das Ganze einen reineren, ungetheilteren Eindruck macht. Doch würde ohne Zweifel auch diese Erzählung, in wenige kurze Romanzen zusammengezogen, sich besser ausnehmen, als in ihrer jetzigen Ausdehnung.

Fürst Michael. Eine echt tragische Erzählung, dem Grundgedanken nach der zweyten sehr ähnlich, wiewohl in der Ausführung durchaus davon verschieden. Auch hier Kampf der Liebe und des Glaubens; auch hier triumphirt, nur auf eine viel glänzendere Weise, die himmlische Liebe über die irdische, und die Liebenden sterben freywillig als Märtyrer ihres Glaubens.

Statt über einzelne Flecken mit dem Vf. zu rechten, den wir nur vor dem oben gerügten Hauptfehler, mit welchem der Hang nach Sentenzen in unmittelbarer Verbindung steht, so wie vor Breite und Sprachkünsteley warnen müssen: theilen wir lieber unsern Lesern zum Schluss einige Stellen mit, die uns besonders angesprochen haben, und des Vfs. poetischen Sinn beurkunden mögen:

S. 96 Ach! wir Armen sitzen alle
Fischern gleich, am Strom der Zeiten;
Jeder hofft, es soll die Welle
Seines Herzens Freud' ihm bringen,
Diesem Goldstaub, jenem Perlen,
Bunte Muscheln diesem Knaben,
Lotosblumen jenem Mädchen:
Und so sitzen wir und hoffen,
Bis der Schlaf uns überfällt. —

S. 191 Denn wie Cedern oder Eichen,
Ihrer Wurzel nie gedenkend,
Zu der blauen Wölbung streben,
Strebt der Mann zur fernen Zukunft;
Doch wie sich der Trauerweiden
Zweige stets zur Wurzel neigen,
Neigen alle Frauenherzen
Rückwärts sich nach Morgenland. —

S. 200 Ach! so fremd ist ja die Seele
Hier im Lande der Verbannung,
Dass sie dieses Lebens Freuden
Nur im Wiederschein der Hoffnung
Oder der Erinnrung fasset.
So erträgt des Greises Auge,
Nach dem Ew'gen schon gerichtet,
Von dem Lichte dieser Erde
Nur noch Früh - und Abendroth.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1824.

SCHÖNE KÜNSTE.

London, b. Murray: *Lettre de Chev. Antonio Canova et deux Mémoires lus à l'Institut Roy. de France sur les ouvrages de Sculpture dans la collection de Mylord Comte d'Elgin* par le Chev. *E. Q. Visconti.* 1816. 196 S. 8.

Bis zu dem denkwürdigen Unternehmen der Engländer Stuart und Revett, die Alterthümer Griechenlands genauer zu untersuchen, und in Kupfer darzustellen, wusste man so wenig von der Trefflichkeit echt griechischer Sculptur und Baukunst, dass man glaubte nach römischen Mustern sich vollkommen bilden zu können, und die höchste Stufe der Vollendung erreicht zu haben, wenn man den Resten römischer Kunst nahe gekommen war. Von den Italienischen Künstlern lernten die Französischen, Spanischen und Englischen, und es war ein fester Typus für die Baukunst entstanden, wonach einzig gelernt und gelehrt wurde. Eine Schule, welche seit Ludwig XIV. in dem einzigen Besitze der Kenntnisse zu seyn glaubte, welche nöthig waren, einen vollendeten Künstler zu bilden, musste natürlich das Unternehmen zweyer jungen Leute, welche eine Revolution in ihrer Kunst und Wissenschaft hervorzurufen drohten, theils lächerlich theils gehässig finden. Vor der Abreise Stuart's und Revett's erhob sich daher schon in England eine Partey, welche durch Schriften und durch Verunglimpfungen gegen sie zu Felde zog. Eben so blieben die Franzosen nicht zurück, aber als die sorgsamen Untersuchungen der Reisenden in Griechenland bekannter wurden, und die genauesten Kupfer jeden von der Wahrheit der Entdeckungen überzeugten: so erfolgte trotz alles Widerstrebens der Gegenpartey, was diese gefürchtet hatten: Die schöne Baukunst erlitt eine förmliche Revolution, und England prangte bald mit Gebäuden im echt griechischen Stile, indem der Schwulst und die Verunstaltungen der Römer und die Schnirkel der Franzosen verschwanden. Nun wünschte man in England dasjenige in Natur zu besitzen, wovon Stuart und Revett so treffliche Beschreibungen und Zeichnungen geliefert hatten. Mit unsäglicher Mühe und einem unzuberechnenden Aufwande von Kosten, auch durch Begünstigung des englischen Einflusses auf die Pforte, gelang es dem Lord *Elgin* und den von ihm abgesandten Künstlern eine bedeutende Menge griechischer Bildwerke nach England zu bringen, wo sie nach vielen Streitigkeiten für das britt. Museum gekauft wurde. Statuen, Basreliefs, Säulen-Fragmente, Inschriften, Modele, an den Originalen selbst abgeformt, waren die Ausbeute seiner Unternehmung.

Das vorliegende Bändchen ist diesen herrlichen Resten der Vorzeit gewidmet. Zuerst ist eine *Lettera dal Cavaliere Canova al conte di Elgin* Lond. 10. Nov. 1815 geliefert. *Canova*, der sich besonders mit den Statüen beschäftigt, kann nicht Worte genug finden, um seine Bewunderung der Elginschen Kunstwerke auszudrücken. Er sagt, dass er jeden freyen Augenblick, den er in London gehabt, der Betrachtung dieser *preziosi Marmi* gewidmet habe. Alles athme Leben darin mit einer Evidenz, einer ausgesuchten Kunst ohne die geringsten Affectation oder Pomp der Kunst, die ihres Gleichen nicht habe. Das Nackte sey wahres und das schönste Fleisch, und er schätze sich glücklich, diese ausgezeichneten Werke mit seinen Augen sehen zu können. Diess ist der Haupt-Inhalt des kurzen Briefes, in welchem der gefeyertste Künstler der neuern Zeit den vollendetsten Erzeugnissen des griechischen Alterthums seine Huldigung darbringt, und so alles dasjenige niederschlägt, was früher die Engherzigkeit der Uebelwollenden über den Kunstwerth derselben verbreitet hatte.

In den beiden folgenden Memoiren *Visconti's: sur les ouvrages de sculpture qui apartiennent au Parthenon et à quelques édifices de l'Acropole à Athénes* in der öffentlichen Sitzung der 2ten Classe des königl. Instituts 1815, und dem andern *sur une épigramme Grecque qui servoit d'Epitaphe au Tombeau des Guerrieres Athéniens morts sous Potidée* in der Klasse der Geschichte und alten Literatur desselben Instituts im Sept. 1815 vorgelesen, finden wir die schätzbarsten Erläuterungen der merkwürdigsten Athenienfischen Alterthümer, welche der Eifer Chandlers und Elgins dem britt. Museum geschenkt hat. Das erste Memoire ist bey weitem das umfassendste, indem es, in 5 §§. eingetheilt, 137 Seiten des Buches einnimmt. — Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die Vortrefflichkeit und den Werth dieser unnachahmlichen Sculpturen, die Phidias (nicht bloss erfahren in der Toreutik, sondern auch nach Aristoteles Ethic. ad Nicom. VI, 7., σόφος λιθουργος) unter seiner Leitung arbeiten liess, und, nach des *Visc.* Meinung, zum Theil selbst vollendete, geht der Vf. (§. 2.) über

auf die Erklärung der Statüengruppen in den Frontons des Parthenon auf der Akropolis. Spon und Wheler hatten diese vor der Zerstörung des Tempels durch Morosini beschrieben, Carry hatte sie für Nointel (a. 1674) gezeichnet, und Elgin hatte den Rest mit grossen Kosten theils von den Ruinen abnehmen, theils am Fusse des Tempels ausgraben lassen. Hierauf beruht das Ganze, was wir von der Composition der Statüen-Gruppen wissen. — Zuerst untersucht der Vf. die Frage: was den Künstler bewogen habe, die Statüen auch an der Rückseite mit der ausgesuchtesten Feinheit auszuarbeiten? und stellt die Hypothese auf, dass eine Treppe zum Fronton hinaufgeführt habe: so dass man die Statüen von allen Seiten habe betrachten können. Auch versichert der Vf., dass man selbst Spuren dieser Treppe gefunden; allein er vergisst, uns den Schriftsteller zu citiren, der ihm diese Nachricht gegeben, und er würde schwerlich uns eine gute Autorität dafür anführen können, da weder Spon noch Wheler, noch Stuart, noch Wilkins, noch Leake, noch irgend ein anderer, der die Sache mit eigenen Augen untersuchen konnte, von der Existenz solcher Treppen spricht. Die Erklärung der allerdings richtigen Thatsache, dass die Statüen überall gleich vollendet sind, liegt unsrer Meinung nach in der *öffentlichen Ausstellung* der Statüen *vor der Aufstellung* an dem Orte ihrer Bestimmung, wovon sich bey Tzetzes (Chil. VIII. Hist. 190) ein Beyspiel findet. — Die *Erklärung* der Statüengruppen in den Frontons beruht auf der Angabe des Pausanias, nach welcher über dem Eingange im Tempel die Geburt der Minerva, am Opisthodom (ὄπισθε) der Streit der Minerva mit dem Neptun vorgestellt war. Spon und Wheler, welche von Westen her, von der Seite der Propyläen in die Akropolis hereintraten, glaubten, Pausanias habe mit dem Worte „ὄπισθε" den östlichen Fronton bezeichnen wollen; allein unter diesem ist eben der Haupteingang in dem Tempel, und der Opisthodom ist nach den jetzt noch bestehenden Ruinen sicher das westliche Ende des Tempels. Durch diesen Irrthum Spon's verleitet, wurden die Statüengruppen natürlich auch ganz falsch erklärt, und selbst Stuart und Leake, beide mehr in der Topographie und Architectonik als in der Mythologie bewandert, traten der wunderlichen Erklärung Spon's im Ganzen bey. Der Vf., der den Sinn des Pauf. richtig erkennt, kehrt die Erklärung um, und findet die Darstellung des Streites der Minerva im westlichen Fronton und darnach bestimmt er auch die Gruppen in Carrey's Zeichnungen und die noch übrigen Reste in der Elginschen Sammlung. Er sieht in den Statüen des westlichen Frontons in der Mitte 1) den Neptun, von dem noch ein Torso übrig ist, in der Stellung eines Fliehenden. Die Figur muss 12 Fuss hoch gewesen seyn. Die Brust ist ungeheuer breit, wie Hom. Il. II. v. 179 sie beschreibt. Die Gegner dieser Meinung halten diese Statüe für die des Jupiter. 2) Die siegreiche Minerva, kenntlich durch die Aegide in der jeder Winkel mit einem Loche versehen ist, um daran die kostbaren Troddeln (Hom. Il. II, 148) aufzuhängen. Quatremère de Quincy hielt die Figur für die Nice; allein der Marmor, woran die Aegide noch deutlich sichtbar ist entscheidet gegen ihn. Visconti vergisst hier zu bemerken, dass von dieser Statüe in der Elg. Sammlung bloss die Brust noch übrig ist. 3) Die Nice apteros, die auf dem mit zwey Pferden bespannten Wagen sass, den Morosini zum Zeichen seines Sieges nach Venedig bringen lassen wollte, dabey aber zertrümmerte. Es ist von ihr nur der Torso und ein kleiner Theil der Schenkel noch vorhanden. Eben so ist sie bey Stuart (II. Cap 1. pl. XX.) am Fries des Parthenon abgebildet. 4) Die ruhende Figur im linken Winkel des Frontons ist nach dem Vf. der Ilissus. Die Formen sind so weich, dass er in den frühern Zeichnungen Carrey's als völlig weibliche Statüe erscheint, welches aber der Anblick des Marmors widerlegt. Neben dieser Figur sitzen zwey andre weiter nach der Mitte zu, die Spon, sonderbar genug, für den Hadrian und die Sabina hielt. Diese Meinung, so wenig begründet sie war, blieb die vorherrschende. Der Vf. setzt ihr Alter höher hinauf in dieselbe Zeit, in welcher die übrigen Statüen dieses Frontons gebildet wurden, und hält sie für die Venus und den Mars. Der Grund für diese Erklärung ist die entblösste Brust der weiblichen Figur; allein dieser Grund ist doch zu schwach, als dass man darum den Vf. beystimmen könnte. Die übrigen Figuren dieses Frontons erklärt der Vf. *nicht*, obgleich sie zur Beurtheilung des Ganzen von Wichtigkeit sind. Auf die andre Seite setzt er dann „die dem Neptun günstigen Gottheiten," die Amphitrite mit dem Delphine (nach unserer Ansicht die Venus), Palämon, Leucothea, Latona mit dem Apollon und der Diana, beide als Kinder gebildet, von welchen noch Fragmente in der Elginschen Sammlung sind. Dann noch der Torso eines Mannes, den er für den Cecrops hält, wodurch der Vf. aber seiner eigenen Meinung widerspricht, dass diese Seite des Frontons bloss die dem Neptun günstigen *Gottheiten* enthalten solle. Nach unserer Meinung ist die Erklärung der Statüen dieses westlichen Frontons folgende. Zuerst liegt links im Winkel des Frontons der Ilissus (wie der Alpheus denselben Winkel des Tempels des Olympischen Zeus in Olympia schmückte s. Pauf. V, 10.), dann folgt die Familie des Cecrops. Der bärtige Cecrops, die Pandrosos, Herse, Aglauros und Erysichthon (alle diese wurden in und neben dem *alten* Minervatempel verehrt). Darauf folgt der Wagen der Nice Apteros, und daneben Theseus der Gründer Athens. Minerva, durch ihre Aegis noch in den Resten der Elginschen Sammlung kenntlich, eilt auf diesen Wagen zu. Ein grosser Terminus, über den die Pferde der Siegesgöttin hinwegsetzen, um die siegende Minerva in die Wohnung der Himmlischen einzuführen, bezeichnet die Grenze der irdischen und überirdischen Regionen. Vor dem Grenzsteine bemerkt man mehrere Köpfe, wie von Per-

Perſonen, die von einem niedern Standpuncte aus hervortreten und dem Streite der Göttin mit dem Poſeidon zuſehen. Dieſe bedeuten, wenn die Carrey'ſche Zeichnung richtig iſt (denn in der Elg. Sammlung finden ſich keine Fragmente davon) das Athenienſiſche Volk, wofur auch die unbedeutende Gröſse in Verhältniſs zu den coloſſaleren Göttergebilden ſpricht. Nun folgt rechts die Verſammlung der Götter, bey denen die Athene als Siegerin eingeführt werden ſoll, zuerſt der fliehende Neptun, auch durch die Pforte kenntlich, gerade in der Mitte des Frontons. Dann folgt ein ſchon zu Nointels und Carrey's Zeit leerer Platz, den ohne Zweifel früher der richtende Zeus einnahm. Darauf finden wir Juno mit ausgeſtreckter Rechten, als wenn dieſe durch die Statue des Zeus unterſtützt geweſen wäre; dann Venus (nicht Amphitrite wie der Vf. will), durch den Delphin zu ihren Füſsen kenntlich; dann Latona mit ihren Kindern, Apollo und Diana, von denen in der Elg. Sammlung noch Reſte übrig ſind; dann Ceres mit der Proſerpina im Schooſse; weiter hin Veſta allein und endlich Hermes und Iris im äuſserſten Winkel, als Götterboten. — So haben wir auf der einen Seite die attiſchen Heroen auf der andern den ganzen Olymp auſser Mars und Hephaiſtos, und in der Mitte Poſeidon und Athene als Hauptperſonen, und glauben daſs dieſe Anordnung vollkommen mit der kurzen Beſchreibung des Pauſanias und den jetzt noch übrigen Reſten übereinſtimme. —

Wenn wir hier dem Vf. in der Hauptſache widerſprechen muſsten, ſo ſtimmen wir dagegen mit ihm in der Erklärung des öſtlichen Frontons über *dem Eingange*, der nach Pauſanias die *Geburt* der Minerva *vorſtellte*, *vollkommen* überein. Hier erhebt ſich Hyperion im rechten Winkel des Frontons aus dem Meere. Die folgende Figur iſt der junge (Cretiſche) Hercules, einer der Dactylen, der in der Mythe von der Geburt des Zeus mit verflochten iſt. (Pauſ. V, 7. Apollod. 1, 6.) Dann folgen auf Thronen die Schutzgöttinnen Attica's, Ceres und Proſerpina, dann die Iris, welche das fliegende Gewand bezeichnet. Nun folgt eine groſse Lücke im Centro, welche ohne allen Zweifel die Statüe des Zeus des Hephaiſtus und der neugeborenen Minerva enthielt. Dieſe Lücke iſt bloſs durch Conjecturen wieder herzuſtellen, da ſie ſchon vorhanden war als Carrey für Nointel die Zeichnung des Uebrigen beſorgte. Wahrſcheinlich wurde ſie ſchon bey Einführung des Chriſtenthums in Griechenland mit Abſicht gemacht, da bey Umwandlung des Tempels in eine Chriſtliche Kirche zur Beleuchtung des Hochaltars eine Oeffnung in der Mitte des öſtlichen Frontons gemacht werden muſste, wobey auch die Statüen verloren gingen. Dann folgen die drey Parzen, Vorſitzerinnen ſowohl der Geburt als des Todes, Begleiterinnen der Ilithyia, welche die Schickſale der Neugeborenen ſingen (Hom Od. VIII. v. 198.), und wie der Wagen des Helios ſich im Winkel des Frontons rechts aus den Wellen emportaucht, ſo taucht er ſich hier ein in das Meer, um durch beides den Tag der Geburt der Athene zu bezeichnen. Auf eben die Weiſe iſt der anbrechende Tag und die untergehende Sonne in einem Basrelief bey Ficaroni (Roma antica p. 115 u. im Euripides Tom. V. 114) vorgeſtellt. In allen dieſen Stücken ſtimmen wir dem Vf. vollkommen bey, und wundern uns, wie man bisher alles dieſes auf den *Streit* der Minerva habe beziehen können, wofür keine einzige Figur nur irgend ſpricht. Wenn nun aber der Vf. noch eine geflügelte Nice in einem Fragmente des britt. Muſeum zu ſehen glaubt, ſo müſſen wir bemerken daſs eben dieſes Fragment kein anderes ſeyn kann als das von der Statüe der ſitzenden Venus auf dem weſtlichen Fronton, wovon wir vorher geſprochen haben. Es iſt eine *ſitzende* weibliche Statüe, deren Gewand ſich auf den linken Schenkel theilt. Dieſe *ſitzende* Stellung paſst ſich wenig für eine geflügelte Nice. Der Vf. behauptet zwar, daſs für die bronzenen vergoldeten Flügel Löcher vorhanden wären, allein wenn wirklich Löcher in den Schultern ſind: ſo iſt dieſes noch kein Beweis, daſs gerade *Flügel* darin befeſtigt waren. Pauſanias erzählt von einer ſolchen Nice hier nichts. Nointel, der erſte, der das Fronton (a. 1674) zeichnen lieſs, hat zwiſchen der beſchriebenen Figur ſchon die groſse *Lücke* (ohne Nice), welche ohne Zweifel die erſten Chriſten ſchon in der Mitte dieſes Frontons brachen. Woher alſo die Nice? und wohin damit? *Viſconti* ſetzt ſie in die groſse Lücke ohne irgend einen Gewährsmann für die Exiſtenz einer ſolchen Figur in den alten ἀετοις dieſer Seite des Parthenon anzuführen.

Den *Fries* des Parthenon beſchreibt *V.* von S. 45—88. Dieſer Theil ſeiner Schrift muſs nothwendig mit dem verglichen werden, was Leake in ſeiner *Topography of Athens* darüber ſagt, indem *Viſconti* manches entſtellt hat, und zuweilen die Zeichnungen Carrey's, denen wir den Werth nicht abſprechen wollen, den Originalen ſelbſt vorzieht.

Darauf folgt die Beſchreibung und Erläuterung der Sonnenuhr des Phädrus aus dem Hofe der Kirche Panhagia Gorgopico (hier ſah Spon ſie ſchon. Voy. II. p. 127.) theils vom Vf. ſelbſt, theils von Herrn Delambre. Sie ſcheint den Schriftzügen nach zu urtheilen, aus der Zeit des Hadrian zu ſeyn, und wir bemerken dabey, daſs Leake's (S. 124.) Vermuthung, die Ruinen der Kirche Panh. Gorg. rührten vom Gymnaſium des Hadrian her, dadurch eine neue Beſtätigung erhält. Es wundert uns daſs dem Col. Leake ſelbſt dieſe Bemerkung des Vfs. entgangen iſt, und daſs dieſer ſonſt ſo umſichtige Schriftſteller zur Befeſtigung ſeiner Anſicht nur aus Spon (II, 278) eine Inſchrift anführt, die weniger treffend iſt. Ganz unbegründet iſt die Vermuthung daſs dieſer Quadrant aus der Acropolis herabgeholt ſey. Die *Obſervations du M. le Chev. Delambre ſur les Cadrans de Phaidros* ſind wörtlich abgedruckt, aber ohne Abbildung ſchwer zu verſtehen. Der Beſchreibung zufolge ſcheint der Elgin.

ginsche Quadrant dem Nanischen des Eutropius, über welchen Paciaudi in seinen Monum. Pelop. p. 123. Part. 1. zu vergleichen ist, sehr zu entsprechen. Der 5. §. handelt von der Caryatide, in der Elginschen Sammlung, von der Vorhalle des Tempels der Pandrosus. Der Vf. sucht die Meinung des Vitruv aufrecht zu erhalten, dass manche Caryatiden gefangene Caryerinnen vorstellen mochten, giebt aber zu, dass *diese*, in der Inschrift κοραι genannten Statüen, bloss Canephoren seyn sollten.

Was der Vf. S. 118 sq. über die Basreliefs, welche nach ihm zu dem Tempel der Aglauros nach Spon und Wheler zu dem der ungeflügelten Nice gehörten, bemerkt, ist in Hinsicht der Localität neuer Untersuchungen Cockerell's und Leake's gänzlich verfehlt. Man vergleiche darüber Leakes Athen p. 193 u. s. w. und die Abbildungen obgleich etwas weniger treu wie sonst bey Stuart II, c. 5. (nicht 6), Pl. XII. und XIII. Diese Basreliefs gehörten allerdings zu dem Tempel der Nice apteros vor den Propyläen. Die Erklärung der Sculpturen ist übrigens den Resten davon angemessen. Sie stellen die Kämpfe der Griechen mit den Persern auf drey Marmorn und den Kampf mit den Amazonen auf einem vierten vor. In Letztern sind einige Darstellungen, welche sich ganz genau in dem Tempel des Apollo zu Phigaleia wiederholen.

Dann folgt (S. 122) das Basrelief „aus dem Theater des Bacchus", was Stuart (II. p. 122) abgebildet und Elgin nach England gebracht hat. Der Vf. hätte hier statt des *Theaters des Bacchus* sagen sollen, Odeion des Herodes; denn K. O. Müller (in der Encyclopädie von Ersch und Gruber Art. Athen) und Leake haben hinlänglich erwiesen, dass Stuart sich in Hinsicht dieser beiden Theater geirrt habe. Das Basrelief stellt die Methe vor, wie sie dem bärtigen Bacchus Wein aus dem Mischkruge einschenkt. Zwey Satyrn stehen zu jeder Seite. Der Stil ist Alt-Attisch, weshalb wir glauben, dass das Basrelief wirklich in dem alten Theater des Bacchus gefunden oder aus dem Lenaeum in das Odeion hinüber geschafft sey. Stuart fand es nicht mehr an seiner Stelle sondern schon in des Englischen Consuls Logotheti's Hause, weshalb leicht eine Verwechselung in Hinsicht des Fundortes vorgehen konnte, besonders da man noch jetzt häufig die Benennungen der alten Theater in Athen verwechselt.

Das letzte von den Bilderwerken der Elginschen Sammlung, welche der Vf. erläutert, ist die Statüe von dem choragischen Monumente des Thonsyllus, welche Stuart II, IV. abbildet. Diese Statue hatte Stuart für die Personification der Hippothoontischen Tribus, deren Sieg das Monument verkündete, gehalten, und sie völlig als Weib abgebildet. Chandler hielt sie für die Niobe, andere hielten sie für die Diana, die auf mehreren choragischen Monumenten erscheint. Alle diese Hypothesen verschwanden als Elgin die Statüe nach London bringen liess, und mit *Visconti* wird jetzt jeder sie für die des weiblich gekleideten Bacchus halten. Die Sculptur ist grossartig und der Zeit des Praxiteles würdig, allein sie verliert doch in der Nähe der Sculpturen des Phidias vom Parthenon.

Endlich folgt ein *Catalogue raisonné* der griechischen Inschriften in der Elginschen Sammlung und Bemerkungen über die Begräbniss-Vasen und Säulen. Schade, dass in der Regel der Fundort der Inschriften nicht angegeben ist, wodurch sie sehr an Werth verlieren.

GESCHICHTE.

FREIBURG, in d. Universitäts-Buchh.: *Geschichtliche Darstellung sämmtlicher Begebenheiten und Kriegsvorfälle der Grossherzoglich-Badischen Truppen in Spanien* von 1808 bis 1813, bearbeitet von *Wilhelm Krieg v. Hochfelden*, Grossherzogl. Bad. Major u. s. w. Mit 1 Titelkupfer und 1 Karte von Spanien. Ohne Jahrzahl (1823). XVI u. 226 S. 8. (ohne das Pränumeranten-Verzeichniss.)

Wir haben den Titel etwas abgekürzt und bemerken daher im Voraus, dass auch auf die Bewegungen der übrigen französ. Armee in der Halbinsel, wenigstens *der* bey welcher die Rheinische Bundes-Division stand, die nöthige Rücksicht genommen worden ist. Man erfährt hier übrigens wenig Neues, da bekanntlich *Rigels siebenjähriger Kampf in der pyrenäischen Halbinsel* denselben Gegenstand, wenn auch mit erweitertem Gesichtskreis und bisweilen nicht rein militärisch behandelte. Hinsichtlich des Inhalts glauben wir daher auch uns auf die Anzeige des ebengenannten Werkes in diesen Blättern (s. A. L. Z. 1820. Nr. 105. und Erg. Bl. 1822. Nr. 47.), beziehen zu dürfen und bemerken nur dass das Grossherzogl. Badische Contingent von einem Infanterie-Regimente (zwey Bataillonen mit 46 Officieren 1687 Mann) und einer Fussbatterie (6 Kanonen 2 Haubitzen, die Stärke der Mannschaft ist nicht angegeben) am 29. August 1808 den Marsch antrat, am 11. Decbr. 1813 auf dem Glacis von Bayonne, in Folge des Uebertritts Badens zu der Coalition und des Tags vorher erfolgten Uebergangs der Nassauer und Frankfurter entwaffnet und ins Innere transportirt wurde. Das Infanterie-Regiment, welches zusammen 1358 M. Ergänzung erhalten hatte, zählte im November 1811 nur noch 1304 Mann. Die Notizen über den spätern Abgang und den bey der Artillerie fehlen; von letzteren sind 3 Officiere geblieben, von der Infanterie 21 (darunter der würdige Oberst *Porbeck* bey Talavera); dienstunbrauchbar wurden 4 und gefangen 3, beynahe alle übrige Officiere sind mehr oder minder schwer verwundet aber wieder hergestellt worden.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1824.

BIBLISCHE LITERATUR.

Frankfurt a. M., b. Hermann: *Die heilige Schrift in berichtigter Uebersetzung, mit kurzen Anmerkungen. Erster* Theil. *Altes Testament, historische Bücher. Zweyte* verbesserte Ausgabe. 1823. XXII u. 666 S. gr. 8.

Nachdem wir die Anzeige über den dritten Theil (das N. T.) nach der von Hrn. *v. Meyer* besorgten lutherischen Bibelübersetzung kaum vollendet hatten (vergl. Erg. Bl. 1824. Nr. 1. u. 2.), erhielten wir vom A. T. den *ersten* Theil, welcher die *historischen* Bücher umfasst. Hatte gleich schon der hochverdiente Mann Gottes, Luther, gerade diesen Theil unseres Erachtens von allen Büchern am besten ausgestattet, so sind doch allerdings auch Stellen genug noch übrig, welche einer Berichtigung bedürfen, und in so fern ist es dankenswerth, dass Hr. *v. M.* seinen Fleiss auch auf diesen Theil der heil. Urkunden gewandt hat. Könnten wir freylich schon über seine Bearbeitung des N. T., besonders aber über seine Anmerkungen, nur ungünstig urtheilen, so fürchteten wir diess um so mehr beym A. T., indem sich erwarten liess, dass nach seiner befangenen Ansicht typisch - allegorische Deutungen nicht ausbleiben könnten. In wiefern diese unsere Furcht sich gerechtfertigt habe, wird aus dem Verlauf dieser Anzeige sattsam erhellen. In welchem Geiste Hr. *v. M.* die Bibel interpretire, darüber haben wir unsere Leser bereits bey der Anzeige des N. T. belehrt; wir können diess daher hier ganz übergehen; denn wollten wir auch seine darüber aufgestellten Grundsätze einer durchgehenden Kritik unterwerfen, so würden wir ihn dennoch schwerlich von seinen Vorurtheilen zurückbringen, da er ja S. XIV selber sagt: „der heiligste Grundsatz bey der Erklärung des A. T., *und welchem der Herausgeber wider alles menschliche Urtheil unabänderlich treu bleiben wird*, ist der, — — die Bücher des alten Bundes aus und nach denen des neuen und ihrer vollendetern Offenbarung auszulegen. Er ist in den Urkunden des Christenthums so fest gewurzelt, *dass jeder Zweifel dagegen nur jüdischer oder heidnischer Natur seyn kann.*" Gegen das Urtheil der Gelehrten hat sich Hr. *v. M.* ohnehin dadurch zu decken versucht, dass er beynahe geradezu behauptet, nur der wisse die heilige Schrift so auszulegen, wie sie ausgelegt werden müsse, der seine dogmatischen Ansichten theilt. Da diess nun bey dem Recensenten nicht der Fall ist, so weiss derselbe schon im Voraus, dass Hr. *v. M.* sich hoch über ihm erhaben dünken und die Bibel besser zu verstehen wähnen wird, obgleich es des Rec. eigentlicher und einziger Beruf ist, den er mit grosser Vorliebe gewählt hat, in den Sinn der heil. Urkunden A. und N. T. immer tiefer einzudringen und angehenden Theologen zu ihrem Verständniss Anleitung zu geben. In der Vorrede zur ersten Ausgabe, welche hier wieder mit abgedruckt ist, heisst es in einer etwas gesuchten, nach Salbung strebenden Sprache: *„Was ein Prophet und ein Erleuchteter sey, das kann nur entweder eigene Erfahrung oder ein demüthiger Glaube fassen*, der sich durch die Entäusserung von *gemeinen* Begriffen die Freyheit erwirbt, ein höheres Erkennen zu ahnden, und selber damit in irgend einem Grade begnadigt wird. Jeder Streit über die Eingebung oder Eingeistung *(sic!)* der heil. Schrift ist einer der eitelsten, weil ihn nur derjenige als Gegner führt, welcher noch nicht wissen kann, wovon die Frage ist." (Durch solches Geschwätz glaubte also wirklich der Vf. mit einem Streiche jene Streitfrage abzuthun? Warum weiss denn der, welcher nach den Beweisen für die Inspiration fragt, nicht, wovon die Rede ist? Hr. *v. M.* weiss wahrscheinlich selber nicht, was er sagt. Aber der gute Mann liebt das Absprechen überhaupt, weil eben nichts leichter und bequemer ist. Auch hier trifft am Ende wohl das bekannte *damnamus, quod non intelligimus* ein. Denn so rücksichtslos hat sich keiner der achtungswerthen Anhänger der ältern Dogmatik jemals ausgedrückt; sie alle suchen ihre Annahme der göttlichen Eingebung *darzuthun.* Ein Glaube, der keine Gründe will, sie von sich stösst, ist ein unvernünftiger, ist Entwürdigung der Vernunft, der schönsten Gabe des Himmels! — Doch hören wir weiter): Ein solcher kann auch die heiligen Bücher nur *menschlich* auslegen, als blosse Volksurkunden der Hebräer. (Hr. *v. M.* legt sie also wahrscheinlich *nicht menschlich* aus, sondern wohl *englisch*, oder gar *göttlich?* Wohin aber diese *nicht menschliche* Erklärungsweise führe, davon geben die ihr entflossenen Anmerkungen ein trauriges, abschreckendes Beyspiel, und mahnen ernstlich daran, dass der Mensch sich doch nicht vermessen solle, etwas thun zu wollen, was über seine Sphäre hinausliegt. Aber so sind die, welche sich selbst für gerecht halten

und das Wahre allein ergriffen zu haben, sich einbilden; auf der Zunge haben sie Demuth, aber im Herzen thront der unbegrenzteste Hochmuth, wonach sie sich als die Auserwählten dem *vulgus* entgegensetzen); welche letztern doch schon in ihrem Namen einen Wink für den Uebergang enthalten, den der Glaube über die angebornen Vernunftschranken thun muss, und der diesem Volk, wo nicht allein, doch am offenbarsten und vollständigsten, und für alle Völker gezeigt wurde. (Wie tief ist diese Erklärung wiederum? Der Name *Hebräer* עברי soll andeuten, dass der Glaube die Schranken der Vernunft zu übersteigen habe. Die alten Canaaniter, welche der einwandernden Horde des Abraham den Namen: *die Jenseitigen* sehr schicklich gegeben zu haben scheinen, da die Hebräer selbst sich gewöhnlich mit dem patronymischen *Söhne Israel's*, *Israeliten* bezeichnen, haben sich es wohl nicht im Traume einfallen lassen, dass ihr profaner Mund eine solche hohe Weisheit zugleich mit dieser Benennung aussprach, und müssen es daher dem Vorredner Dank wissen, dass er sie zu so scharfsinnigen Nomenclatoren machte. Sie mögen ihn trösten, wenn seine Zeitgenossen gegen solche *unmenschliche* Deuteley eingenommen sind und sie für häfsliche Missgeburten einer krankhaften Phantasie, für Verunstaltungen des Alterthums halten, und in dem kecken Vortrage derselben, möge er mündlich oder schriftlich geschehen, den bemitleidenswerthen Zustand unserer Zeit nicht sowohl, als einzelner Irregeleiteter, aber auch sich selbst Irreleitender erkennen, so dass sie dem gesunden Menschenverstande ohne Scham und Scheu Hohn sprechen, und noch Gott einen Dienst damit zu thun glauben. *O sancta simplicitas!*). Abraham der Jenseitige ist der Vater derer, die von oben geboren sind in dem, der von oben her kommt." Ganz ähnlich spricht sich der Vf. S. VII der Vorrede aus; um seine Befangenheit ganz deutlich zu machen, möge noch diese Stelle hier stehen. Er sagt nämlich: „In der That erscheint uns Gott, Welt und Mensch im A. T. in demselben Wesen, Begriff, Umriss und Geschichte, wie im Neuen; und nur hier ist die Aufgabe dessen gelöst, was die Vernunft als Metaphysik bey sich selber sucht und nicht finden kann. *Die göttliche Dreyeinigkeit erblicken wir unter andern im Mosaischen Segen*, wo dreymal der Herr genannt wird, der Gott Israel's, der doch nur Einer ist, und *zwar zuerst als der unbegreifliche Ursprung alles positiv und negativ Guten* (der da segnet, und der da behütet) sodann *zweymal mit einem Angesicht, als der offenbarenden Form, und hier erstlich als die Quelle des Lichts und der Gnade, nämlich als der Sohn*, wie ihn Johannes darstellt, und *hierauf als der ewige Geist des Friedens und der Vollkommenheit.*" *Sapienti sat.*

In der Vorrede zu dieser zweyten Ausgabe kommt Hr. *v. M.* auch auf den Mysticismus zu sprechen, und unterscheidet richtig eine doppelte Art, aber in der Bestimmung derselben trifft er nicht das Rechte, und bleibt wegen seiner geschraubten Diction für den Ungebildeten und selbst einen grossen Theil der Gebildeten darin dunkel. Daher ist es auch kein Wunder, dass er selber sich nicht frey von dem *unechten* Mysticismus, wie er ihn nennt, zu erhalten gewusst hat; ein Muster des reinen Mysticismus, bey dessen Characterisirung wir uns hier nicht verweilen können, hat uns Jesus gegeben.

Obgleich in dem Vorhergehenden der Stab über die Anmerkungen bereits gebrochen worden und unsere Leser sich schon aus dem in der Vorrede ausgesprochenen, oben von uns hinlänglich geschilderten Geiste, der in jenen Glossen weht, ein ziemlich treues Bild von ihnen zu entwerfen im Stande seyn möchten, wollen wir doch, um nicht parteyisch zu erscheinen, unser Urtheil mit Beyspielen belegen. Wer dann nach diesen Proben noch Lust in sich fühlt, zu dieser trüben Quelle zu gehen, um Belehrung aus derselben zu schöpfen, der muss erleuchtet seyn nach des Vfs. Art; möge aber, das rathen wir ihm ernstlich, sich wohl vorsehen, dass er nicht, statt auf den gebahnten Weg der reinen Bibellehre geführt zu werden, von einem Trugbilde und Irrlichte in die Sümpfe und Pfützen längst abgethaner und verworfener Irrthümer und ganz unbiblischer Ansichten *verführt* werde.

Die hauptsächlichsten Fehler der Anmerkungen sind folgende:

1) Der Vf. legt den Schriftstellern des A. T. Vorstellungen bey, welche sie gar nicht ausdrücken wollten. Diess ist nicht bloss mit dogmatischen Ansichten der Fall, welche er aus dem N. T. sowohl, als auch aus der spätern Gestaltung der christlichen Glaubenslehre bey den evangelischen Dogmatikern, und selbst aus den abweichenden Meinungen separatistischer Parteyen dem A. T. aufträgt, sondern auch in vielen andern Dingen. *Non effert, sed infert sensum.* So heisst es zu 1 Mos. 1, 2: „Und die Erde war wüste und leer," in der Anmerkung folgendermassen: „auch öde, ungestalt: ein Chaos; *nämlich durch den Fall der Engel, der dieses Lichtrevier verfinsterte.*" Wo steht denn im A. T. Etwas von einem Abfall der Engel? wie kann denn die Erde ein Lichtrevier genannt werden? und wie sollte denn durch den Fall der Engel die Erde verfinstert seyn? Hr. *v. M.* erklärt hier willkürlich, wie die spätern Rabbinen. Zu v. 26: „Lasset uns Menschen machen u. s. w.," sagt der Glossator: Lasset uns, auch, wir wollen, ist nicht nur Plural der Würde, sondern auch *der Mehrzahl in Gott.* — Zu v. 27: „und er schuf sie, Mann und Weib," sagt er in der Anmerkung: „auch männlich und weiblich". Anfangs in Einer Person und verweiset auf Cap. 2, 18. 21. 22. 5, 2. Der bekannte Ausspruch 2, 17: „Denn welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben," wird so erläutert: „in den Zustand der Sterblichkeit, Sünde u. s. w. als den wahren Todeszustand fallen," mit Bezug auf Röm. 5, 12. Hebr. 2, 14. Eph. 2, 5. Cap. 5, 14. Allein an das paulinische Bild von dem

dem Zustande eines ungebesserten Menschen dachte wohl der Vf. der Genesis nicht. — Grundlos ist auch die Bemerkung zu 2, 18: „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sey;" denn sie behauptet, es sey diess geschehen, *seit Adam durch Lockung des Bösen lüstern worden*, bekanntlich aber trat der Reiz zur Sünde erst später ein, der Relation der Genesis zufolge. Uebrigens musste Adam sich in jedem Falle einsam und verwaist fühlen, während die übrigen lebenden Wesen alle ihres Gleichen hatten. — Zu 2, 21: „Da liess Gott der Herr einen tiefen Schlaf fallen auf den Menschen, und er entschlief," bemerkt Hr. *v. M.*: „Die sinnliche Trunkenheit stürzte ihn in die erste Schwäche." Offenbar ganz gegen den Sinn des Referenten. Ferner zu v. 21: „und er nahm seiner Ribben eine," heisst es: „die andere Grundkraft, Grundtheil," durchaus nicht im Sinne des Schriftstellers. — 3, 21: „Gott der Herr machte Adam und seinem Weibe Röcke von Fellen," soll man „im tiefern Sinn vom thierischen Ueberzug des unsterblichen Leibes" verstehen. — Ebendaselbst v. 22 ist Gottes Ausspruch: „siehe, Adam ist geworden als Unser Einer, von dem „ewigen Menschen Christus" zu fassen; und zu „Adam weiss, was gut und böse ist," lesen wir die Glosse: „*Indem* Satan den Menschen bloss mit der Gottähnlichkeit und Mündigkeit zu täuschen suchte, bewirkte er durch Gottes Dazwischenkunft (v. 15) das Einswerden des Menschen mit Gott, und den Stand der Vollkommenheit. Joh. 17, 11. 21 — 23. 1 Cor. 6, 17. Hebr. 5, 14. 2 Cor. 3, 18. Sein Wort wurde wahr. Vergl. Eph. 1, 4." — Der Fluch Gottes gegen die Schlange, (auf deinem Bauch sollst du gehen, und Erde essen dein Lebenlang), wird eigentlich genommen, denn der Glossator sagt: „Also vorher *keins von beiden; diese* Gestalt war zuvor (?) nicht in der Schöpfung;" und wagt, aller Naturkunde zum Trotz, hinzuzufügen: *Die Schlange isst Erde.* Doch wer kann länger bey den Willkürlichkeiten verweilen, welche sich der Vf. erlaubt, wer vermag bey der kühnen Verdrehung des einfachen biblischen Wortes, bey dem Aufspeichern leeren Strohes sich des gerechten Unwillens enthalten? Diesen Wust hinwegzuschaffen, wäre mehr als herculische Arbeit. Daher wenden wir uns zu einer andern Art von Anmerkungen; vielleicht finden wir in diesen etwas besseres, was uns mit dem Vf. aussöhnen könnte; wir meinen nämlich diejenigen Glossen, welche reine Worterklärung enthalten. Allein auch hier ist wenig Tröstliches zu suchen; denn

2) es fehlt dem Vf., wir wollen nicht sagen, an Vertrautheit mit dem feinern Sprachgebrauche, sondern sogar auch an einer nur oberflächlichen Kenntniss der hebräischen Sprache. Denn wäre diess nicht der Fall, so hätte derselbe nicht die erbärmlichsten Erklärungen wieder aufwärmen können, welche noch aus einer Zeit stammen, wo die alttestamentliche Exegese fast bloss ein Hin- und Herrathen war, sondern er hätte sich nach bessern Führern umgesehen. Oder glaubte er etwa, man könne noch wie ehemals, sich zu einem Interpreten des A. T. aufwerfen, ohne gründliche Kenntniss, es kämen die Erklärungen im Schlafe, wenn man nur einen handfesten Glauben hätte? Ist diess der Fall gewesen, so verdient er den gerechtesten Tadel, und unsere Kritik möge ihn lehren, dass die Zeit vorüber ist, wo man sich mit ungeweihter Hand an die Erklärung des A. T. wagen durfte, und dass der Glaube, möge er noch so stark seyn, doch das nicht geben kann, was einmal durch Arbeit erworben seyn will. Es ist nicht nöthig für unsere Behauptung hier eine Menge Belege zu geben: jedes Blatt fast giebt deren zur Gnüge. Daher nur einige. Zu 1 Mos. 1, 5, bey den Worten: „da ward aus Abend und Morgen der erste Tag," bemerkt Hr. *v. M.*: „eigentlich ein Tag;" er wusste also nicht, dass אחד das *cardinale* hier für das *ordinale* stehe, wie ihn Lexicon und Grammatik über diesen bekannten Sprachgebrauch belehren konnte. Zu v. 6: „es werde eine Veste," heisst es, „fester Unterschied, werde er als Boden, Gewölbe oder als ausgespannter Raum gedacht; Ausdehnung, Firmament; vergl. v. 16. 17, wonach die Veste im engern Sinn nur unser Sonnensystem begreift." Hier ist רקיע nicht recht gedeutet, denn nicht Festigkeit ist der im Worte liegende Grundbegriff, sondern *das Ausspannen*, also רקיע eigentlich das Ausgespannte; es ist daher nicht einerley, was man sich dabey denkt. Uebrigens ist es ganz und gar ersonnen, dass רקיע v. 17 u. 18 bloss von unserm Sonnensystem stehe; denn auch die Sterne (nicht bloss die Planeten) vergl. v. 16 u. 17 waren an der von Luthern so genannten Veste; zwar will Hr. *v. M.* unter כוכבים nach seiner Note zu v. 16 bloss „die Planeten unsers Sonnensystems und deren Trabanten, welche nebst Sonne, Mond und unserer Erde aus dem Chaos (v. 2) erschaffen sind," verstehen, aber ohne Beweis. — V. 7: „und es geschah also," wird erörtert: „zugleich ward fest, richtig; so auch im Folgenden." Wie verdreht und verkehrt! ויהי־כן ist nichts anders als: es geschah so; wer wird wohl in einer so gewöhnlichen Formel an die Grundbedeutung von כון *firmare* denken! — Wir schlagen eine andere Stelle auf, und treffen S. 63, welche nur wenige Noten hat; aber auch hier Falsches und Willkürliches. Bey Josephs harter Anrede an seine Brüder, 1 Mos. 42, 9: „ihr seyd gekommen, zu sehen, wo das Land offen ist," heisst es: „wörtlich die Blösse des Landes. Sie konnten verdächtig scheinen, weil sie nicht Canaanitische Gesichtsbildung u. s. w. hatten." Woher hat Hr. *v. M.* diese Nachricht; die Canaaniter und Hebräer gehören zu einem Völkerstamme, und hatten also beide die ausgezeichnete Gesichtsbildung, welche den Semiten characterisirt. Hätte der Referent dergleichen im Sinne gehabt, so hätte er es sicher dem Joseph auch in den Mund gelegt. Joseph führt aber gar keinen Grund an, warum er seine ihn nicht kennenden Brüder für Kundschafter und für verdächtig halte. Doch genug davon.

3)

3) Sind, wie das im N. T. schon gerügt worden, ine Menge von unnützen Anmerkungen gemacht. war will der Vf. vermittelst derselben dem Origialtext näher kommen, aber sehr oft sind unten in en Anmerkungen nur ein klein wenig vom Texte erschiedene Worte, oft verdunkeln und entstellen e den Sinn noch dazu. Wenn der Vf. glaubte, dass uther zu verbessern sey, so hätte er, nach seinem rundsatze in der Vorrede zum A. T. S. XI ohne Veiteres den Text ändern müssen. Da er aber oft der Anmerkung den lutherschen kräftigern Ausruck nur verwässert hat, so ist es gut, dass er die enderung nicht in den Text setzte. Wenn der Vf. emnach Erklärungen gab, wo es deren nicht beurfte, so soll daraus ja nicht gefolgert werden, als ätte er nur des Guten zu viel gethan. Im Gegeneil hat er sehr schwere Stellen oft ohne allen Comentar gelassen und sich mehr aufgehalten bey solhen Stellen, die keiner Nachhülfe bedurften.

Sind nun schon in dem leichtern Theile des A. T., en historischen Büchern, die Fehler des Glossators bedeutend, was läfst sich da erwarten von dem, as er für die sehr schwierigen Propheten und poeschen Bücher zu thun versucht hat? Doch wir ollen unserm Urtheile hier nicht vorgreifen, sonern unsern Lesern zu seiner Zeit das Nöthige darber mittheilen, freylich aber ganz kurz, da wir uns eym N. T. und diesem historischen Theile des A. T. usführlicher ausgesprochen haben.

Der Vf. hat aber nicht allein Anmerkungen zum A. T. geliefert, wird man sagen, er hat auch eine erichtigung der lutherschen Bibelübersetzung liern wollen; was ist von dieser zu halten? Die ntwort darauf ist: nicht allzuviel! Denn was wir chon bey Beurtheilung des N. T. nach der *v Meyerchen* Bearbeitung erinnerten, dasselbe gilt auch im anzen hier; nämlich die Verbesserungen sind nicht edeutend und konnten noch weit häufiger angeracht werden, wenn man einmal bessere Worte ählen wollte. Sonach hat Luther's Bibel durch Irn. *v. M.* hier keine eben grosse Umänderung in einer bisherigen Gestalt erhalten; auch war es nicht nöthig, wie es dagegen in andern Theilen, naentlich bey den Propheten, im höchsten Grade er Fall ist. Wir behalten uns also über die *älteste entliche Uebersetzung* ein ausführliches Urtheil is zur Anzeige des zweyten Bandes vor, da sich in iesem eigentlich zeigen wird, ob Hr. *v. M.* der unernommenen Berichtigung wirklich gewachsen war. Jnsere Leser werden es freylich kaum glauben, und ir können es ihnen nicht verargen, dass sie so denen; denn da derselbe in den Anmerkungen zum istorischen Theile des A. T. so wenig Sprachkenntiss, dagegen eine ausserordentliche Befangenheit des Urtheils bewiesen, so gehn ihm offenbar zwey Haupteigenschaften ab, welche zum Verständniss der prophetischen Schriften des A. T. in der Urschrift und zum Verbessern einer deutschen Uebersetzung derselben unerläfslich sind.

Ehe wir diese unsere Anzeige schliessen, haben wir noch über die Einrichtung der Ausgabe mit Anmerkungen Einiges zu erwähnen. Die apokryphischen Zusätze zum Buch Esther und das Gebet des Königs Manasse, sind hinweggelassen; von denen, die Luther nicht aufnahm, hat Hr. *v. M.* das vierte Buch Esra „hervorziehen zu müssen geglaubt, nachdem es auch in der Vulgate nicht fehlt, und es Luther für ein Gefäss von unedlerm Thon geachtet hat, als andere erleuchtete Männer, welche über dessen Dunkelheiten Aufschluss erlangt und viele Salzkörner der Weisheit in seinen Tiefen gefunden zu haben behaupten." Dieses vierte Buch Esra ist aber ein ausschliessliches Zubehör des glossirten Bibelwerkes, statt dessen in dem Bibelabdruck ohne Anmerkungen die Zusätze zu Esther und das Gebet Manasse aufgenommen sind. Der Vorrede zu diesem Bande ist eine kurze Einleitung in das A. T. und dessen historische Bücher insonderheit beygefügt. Der allgemeine Abschnitt derselben handelt vom *Canon*, *Eintheilung* und *Anordnung* des A. T., *Masora* und *Versionen*, und ist nicht frey von befangenen Ansichten, als: „*Zweifler* unserer Zeit haben unter Aufregung manches frühern, doch immer unbedeutenden Bedenkens, das Alter dieser Bücher tief herunter zu setzen, sie auch in ihre vermeinten Urbestandtheile zu zerlegen gesucht; allein ihre Gründe und Vorstellungen sind insgemein der Art, dass sie entweder geradezu widerlegbar sind, oder doch für die Hauptsache nichts verfangen, daneben auch einander selbst widerstreiten, der gläubige Leser sich also vollkommen darüber beruhigen darf." Die einleitenden Bemerkungen zu den einzelnen historischen Büchern sind kurz, und erstrecken sich fast lediglich auf ihren Inhalt. Diess ist auch gerade nicht zu tadeln; wenn aber der Vf. nicht mehr zu geben für gut hielt, hätte er auch die Controversen nicht in seinen Kreis ziehen, noch weniger, wie vom hohen Dreyfusse herab, sich eine absprechende Entscheidung darüber anmassen sollen. So heisst es z. B. S. XVII: „In den Schriften Mosis selbst liegt das Zeugniss ihrer schriftlichen Abfassung durch Moses, das mit der historischen Echtheit ihres ganzen übrigen Inhalts steht oder fällt;" und ein wenig weiter unten: „Am wenigsten ist in den ersten Kapiteln der Genesis an die Zusammenreihung verschiedener alten Urkunden zu denken, in deren einer der hebräische Gott *Elohim*, und in der andern *Jehova* ohne weitere Bedeutung genannt wäre."

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1824.

RÖMISCHE LITERATUR.

ZWICKAU, b. Schumann: *Virgils Aeneide*, in deutschen Jamben übersetzt von Dr. *Joseph Nürnberger*. 1821—22. *Vier* Bändchen. (Mit Titelkupfern.) *1stes* Bdchn. 188 S. *2tes* Bdchn. 192 S. *3tes* Bdchn. 192 S. *4tes* Bdchn. 240 S. 12.

Seit Schiller, in seiner frühesten Jugend mit einer hexametrischen Uebersetzung der Aeneide beschäftiget, (wovon interessante Proben in Prof. Haug'. schen Magazin stehen) als gereifter Mann mehrere Bücher des durch Harmonie der Diction und des Rhythmus besonders so vorzüglichen Heldengedichtes in freyere achzeilige Stanzen zu übertragen den Anfang gemacht, haben, wie wir uns erinnern, schon mehrere jüngere Dichter den Reiz erfahren, in dieselben Fußstapfen zu treten. So z. B. hat Hr. *Nehrlich*, jetzt in Karlsruhe lebend, schon vor vielen Jahren dem Rec. einige Proben im Msc. mitgetheilt, die dem Druck bestimmt, und nicht ohne glücklichen Fleiss auch mit eindringendem Geist componirt waren — ob sie wirklich erschienen sind, ist uns unbekannt. Hr. *Nürnberger* bekennt ebenfalls, dass Schiller und der Beyfall, den der Schillersche Versuch bey vielen Freunden der Virgilischen Muſse fand, ihm die erste Anregung zu seiner Arbeit gegeben. Zwar ist jetzt kaum mehr die Zeit wo es räthlich seyn dürfte, mit der Uebertragung eines klassischen Werks in einer andern, als seiner ursprünglichen Form vor dem Publikum aufzutreten; auch hat die Wahl der Stanze, wenn von dem eigenthümlichen Ton und Geiste eines hexametrisirenden Epikers, wie Virgil zumal ist, nicht zuviel verfliegen soll, ihre besondern Bedenklichkeiten, neben dem, dass sie leicht zu allzuvielen Umschreibungen verlockt, wovon auch die Schillersche an sich sehr gelungene Arbeit nicht frey ist. Schiller, wie Rec., der damals öfter mit dem Verewigten zusammen war, sich erinnert, unternahm jene Arbeit zur Erholung von einem Krankheitsanfalle; er wählte die Stanze, weil er in dem musikalischen Falle dieser Reimform für die Musik des Virgili'schen Hexameters das beste Surrogat finden zu können glaubte, ein besseres, als er sich vom deutschen Hexameter versprach, gegen den er zu jener Zeit — man weiss, wie sehr er wenige Jahre darauf seine Gesinnung hierin änderte — irren wir nicht, noch vom Umgange mit seinem Freunde Wieland während seines ersten Aufenthalts zu Weimar her, ziemlich eingenommen war. Auch sollte ihm diese Uebung ein Vorstudium seyn für die leichte Handhabung der Stanze zum Behuf eines grösseren epischen Gedichtes aus der Geschichte Friedrichs des Grossen, mit dessen Entwurf und dereinstigen Ausführung in der Form der Stanze Schiller damals, wie wir bestimmt wissen, sich lebhaft beschäftigte. Sein herrlicher Genius hat auch bey dieser Nebenarbeit viele Schwierigkeiten, die er sich selbst so wenig verbarg, dass sie ihn als solche, wie es in seiner Natur war, nur um so mehr reizten, das Wagniss zu bestehen, mit entschiedenem Glücke überwunden, und Rec. kennt selbst viele Leser und Leserinnen, die die Schillerschen Reimstrophen den noch so gelungenen Verdeutschungen neuerer Uebersetzer, die an die strengere Regel der Uebersetzertheorie sich hielten, weit vorziehen. Bey dem allen aber muss man doch, wenn man unbefangen urtheilen will, gestehen, dass sein Versuch keine eigentliche Uebersetzung, sondern nur eine freyere Nachbildung zu nennen ist, worin der Hauptgedanke der Urschrift in anderer Form, dieselben Bilder zwar vorkommen, aber meist mit andern Farben und anders gestellt, und nicht selten der mächtige Geist des Nachbildners, statt sich zu schmiegen nach dem des Urbildes, dieses unter sich zwingt.

So ferne nun eine freyere Nachbildung eines klassischen Werkes, die auf strenge Uebertragung nicht Anspruch macht, und ihrer Natur nach nicht machen kann, allerdings auch in der deutschen Literatur zuläſsig ist, zumal, da wir schon mehrere glückliche hexametrische Verdeutschungen der Aeneide haben, und neuerlich Voss die seine einer erneueten sorgfältigen Pflege unterworfen hat, wovon wir jüngst in diesen Blättern Rechenschaft gegeben haben, so ferne die Einkleidung endlich in eine gefällige vieler Ohren anschmeichelndern Reimform für manche Leser und Leserinnen weit einladender zu einer Bekanntschaft mit dem Römer ist, als der Hexameter, so wird kein Dichter es bereuen dürfen, auf einem solchen von Schiller schon eingeschlagenen Pfade fortzufahren, wenn er nur hinter Schiller selber nicht gar zu weit zurücke bleibt.

Hr. Dr. *Nürnberger*, durch Schillers Vorarbeit lebhaft angeregt, fasste schon vor mehrern Jahren den Entschluss an diese sich anzuschliessen und fortarbeitend in derselben Weise uns nach und nach die ganze Aeneide zu liefern. In dieser Absicht liess er schon

schon 1818 und 1819 zu Halle in Commission bey Hemmerde und Schwetschke das erste und dritte Buch einzeln erscheinen. Seine Versuche wurden in mehrern kritischen Blättern nicht ohne Beyfall aufgenommen, und diess, wie wir, früher schon mit jenen bekannt und bereits auch zu einer nur etwas verspäteten aufmunternden Anzeige gerüstet, versichern können, mit vollkommnem Rechte. Denn Hr. Dr. *N.* hat, wenn gerade kein Schillersches, doch allerdings ein achtungswerthes Talent mit entschiedener Liebe und rühmlichem Fleiss an seine Arbeit gebracht, und diess in den ausgestellten Proben schon, welche einzelne Ausstellungen auch sich mit Fug machen liessen, beurkundet. Um so mehr war er uns erfreulich, ihn auf diesen Pfade zu sehen, da von Geschäftsleuten seiner Gattung — er selbst hat sich bey jenen Proben auf dem Titelblatte, hier unter der Vorrede als königl. Preussischer Postmeister zu Sorau in der Lausitz angekündiget — solche Geistesbeschäftigungen weniger sonst dürfen erwartet werden, oder bey ihren heterogenen Berufsarbeiten an der Tagesordnung sind. Augemuntert durch die meist beyfällige Stimme seiner Rec. hat der Vf. nun unterdess muthig seinen Weg fortgesetzt und liefert in vier niedlich gedruckten Bändchen, die auch überdiess noch den Vortitel führen: *Taschenbibliothek der ausländischen Klassiker in neuen Verdeutschungen* die ganze Aeneide. Seinem ursprünglichen Plane zufolge liess er das Zweyte und Vierte Buch nach der Schillerschen Uebersetzung, da die seine sich ja doch nur an diese anreihen sollte, unverändert abdrucken. Er versichert, von manchen Bemerkungen seiner Rec. gewissenhaften Gebrauch gemacht zu haben, nur Einem Haupteinwurfe, die fremde Form der ursprünglichen antiken vorgezogen zu haben, hätte er nicht mehr begegnen können, wollte er nicht seinen ganzen anfänglichen Plan aufopfern, sonst aber habe er überall nach Gefälligkeit, schneller Deutlichkeit und Schönheit bey treuer und gleich kräftiger Wiedergebung des Gedankens aus allen Kräften gestrebt. Wir verkennen diess Streben keineswegs, aber doch entspricht der Erfolg nicht immer dem Streben. Da es dem wackeren Vf. ein redlicher Ernst ist mit seinen Bestrebungen, und er für die weitere Vervollkommnung seiner fast in zu kurzer Zeit nach den ersten Ausstellungen jetzt vollendeten Arbeit gewiss die Feile nicht aus der Hand legen wird, so wollen wir ihm hier einige unbefangene Bemerkungen mittheilen, die schon für die Erste Probe bestimmt waren, aber, wie wir sehen auch jetzt nicht zu spät kommen. Vielleicht dass er sie für eine neue Ausgabe benutzen kann. Dass der Vf. die Stanze gewählt hat, darüber rechten wir mit ihm, aus seinem Standpuncte genommen, wie wir schon oben sagten, keineswegs; aber einmal, weil doch die gewählte Reimform die Harmonie des hexametrischen Rhythmus einigermassen vertreten oder ersetzen soll, so wird darauf Rücksicht genommen werden müssen, dass die Stanzen selbst so wohlklingend als möglich gebildet werden, und weil die freyere Stanze nur — besser wäre allerdings für eine solche Arbeit die regelmässige — aus grösserer Bequemlichkeit und nach Schillers Vorgange vorgezogen worden, so möchte hier Wielands Muster im Oberon am meisten zu empfehlen seyn. Wir finden nicht, dass der Vf. dieses ganz so, wie es sich gebührte, studirt habe. Er würde sonst sorgfältiger in der gehörigen Abwechselung der männlichen und weiblichen Reime und ihrer Verschlingungen gewesen seyn. Man wird bey Wieland selten finden, dass wenn eine Strophe mit einem männlichen oder weiblichen Reime schliesst, die folgende mit einem ähnlichen anfängt, noch, dass weibliche oder männliche Reime, wie z. B. die vier männlichen I. B. Str. 23. bey unserm Vf. sich hintereinander ablösen.

> „Erzürnt, und doch sich gleich, hebt aus der wilden *Fluth*
> Der Gott die ewig heit're Stirn' *empor;*
> Da stellt sich ihm ein schrecklich Schauspiel *vor:*
> Der Flotte armer Rest: er sieht, mit welcher *Wuth*
> Um ihren Untergang die Elemente kämpfen;
> Und ahnend, dass ihm diess der Schwester List gethan
> Eilt er, der Ströme Zorn zu dämpfen,
> Und winkt dem Eurus und dem Zephyrus zu nah'n."

Und der Schluss der vorhergegangenen 22sten Strophe endete gerade auch mit einem männlichen Reim:

> „Da endlich dringt bis zu Poseidons tiefem Sitze
> *Des Ungewitters Wiederklang.*"

Im Lateinischen ist das Erste eine zusammenhängende Periode, die der Vf., wie es oft der Fall ist, und von einer solchen Wahl der Form geboten wird, in zwey Perioden zerschnitten hat.

> *Interea magno misceri murmure pontum*
> *Emissamque hiemem sensit Neptunus, et imis*
> *Stagna refusa vadis, graviter commotus; et alto*
> *Prospiciens, summa placidum caput extulit unda.*
> *Disjectam Aeneae toto videt aequore classem,*
> *Fluctibus oppressos Troas coelique ruina; etc. etc.*
> *Nec latuere doli fratrem Junonis et irae.*
> *Eurum ad se Zephyrumque vocat; dehinc talia fatur.*"

Wir haben die ganze Stelle hergesetzt, um zugleich auch eine Probe zu geben, wie der Vf. das Original handhabt. Die *ewig gleiche Stirne* und die Bestimmung: *doch sich gleih* sind nicht gerade in demselben. Diese Zuthaten sollen das *placidum* bezeichnen; wo der Vf. (S. die Anmerk.) dem Delille zu folgen vorgiebt, der es: „*courroucé mais tranquille* giebt: aber der Deutsche sagt mehr, als der Franzose sagt und sagen will, und setzt sich in dem: *erzürnt und doch sich gleich* einem Widerspruch aus, was bey jenem nicht der Fall ist; da der Sinn, so genommen, doch nur seyn kann: *innerlich ergrimmt behauptet er im Aeussern doch seine Würde und Ruhe.* Diess meint wohl der Vf. auch, aber so, wie er die Worte stellt, macht er sich von einer störenden Amphibolie nicht frey. Einigemale hat der Vf. auch in der ersten Probe ganze Strophen aus lauter weiblichen Reimen, und man sieht mit Absicht, um die Rede dadurch zu heben, gebildet, wie z. B. Str. 31. des ersten Buchs (v. 176 — 80.)

Nutri-

Nutrimenta dedit — — — omnem
Bald sieht man hoch empor die Flamme schlagen
Sie mühn sich Ceres ganz durchnäſste Gaben
Vom Schiffe an das Land zu tragen
Um sich an einem Mahl zu laben.
Zum Rösten wird die Frucht am Feuer ausgebreitet,
Vom Stein zermalmt wird Mehl daraus bereitet.
Nur für Aeneas gilt kein Weilen
Es heiſst die Sorge ihn, auf einen Felsen eilen.

Wir zweifelten, als wir früher diese Stelle lasen, ob diese beabsichtete Feyerlichkeit sich zu der Sache auf die es hier ankommt, in der That schicken und nicht eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringen möchte. Wir freuten uns daher, als wir in der vor uns liegenden Ausgabe die ganze Strophe nun so geändert fanden:

Bald schlägt die Gluth zur hellen Flamm' empor.
Das Volk schafft Ceres ganz durchnäſste Gaben,
Vom Schiff' ans Land, sucht das Geräth hervor,
Nach so viel Noth sich durch ein Mahl zu laben.
Zum Rösten — — —
— — — — —
— — — — —
— — — — —

Dieser Aenderung geben wir um so mehr unsern Beyfall, als jetzt der zuvor fehlende Begriff (*Cerealia Arma* durch *Geräth —*) ausgedrückt ist. Str. 75, 76. sind die weiblichen Reime, wo sie aber doch nicht durch die ganze Strophe herrschen Str. 75, 76.

Noch ist in tiefem Schau'n Aeneas ganz verloren,
Als plötzlich Dido in den Tempel schreitet,
Es scheint das hohe Weib zur Herrscherin geboren
Von einer Jünglingsschaar ist sie begleitet.

Dieser würdige Ton entspricht recht gut dem des Originals, auch das Folgende *qualis in Europae ripis*, zumal das deutsche Aequivalent für das so schön mahlende:

— illa pharetram
Fert humero, gradiensque deas supereminet omnes

sagt der Phantasie gefällig zu:

So zeigt Diana sich, wenn auf des Cynthus Höh'n
Der Oreaden Chöre sie umsteh'n;
Sie ragt empor vor allen in ihrem Jagdgeschmeide.
Und Mutterstolz erfüllt Latonens Herz mit Freude.

Das Auslaufende mit einer Uebersilbe im Abschnitte *allen*, gegen die sonstige Regel der Stanzen, verdient hier als Ausnahme mehr Empfehlung noch als Nachsicht; aber ohne Noth und Grund sollten solche Versfüſse nicht gebraucht werden, wie in folgenden Versen:

Mit einem Mal erhebt sich ein Getümmel; —
Was wieder zu erblicken die Trojer nimmer glaubten u. s. w.

Gelungner hingegen scheint uns die 76ste Str. *Talis erat Dido etc.*

„Gleich ihr die Menge überragend
Begiebt sich Dido in des Tempels Mitte,
Des Reiches Sorg' auf ernster Stirne tragend,
Mit abgemeſsnem, würdevollem Schritte:
Ein hoher Thron empfängt die Königin,
Und um sie her sieht man ihr Volk sich stellen;
Die Arbeit theilt das *Loos*, nach des *Gesetzes* Sinn,
Hört man das Urtheil sie in Streit'gen Sachen fällen.

Diese Bemerkungen hoffen wir werden hinlänglich seyn, um die Leser unsrer Blätter von dem Werthe dieser Uebersetzung in Kenntniſs setzen zu können, und wir zweifeln nicht, der Verf. werde schon jetzt, und zumal bey einer noch sorgfältigern Ueberarbeitung auf den Dank eines nicht unbeträchtlichen Theils des deutschen Publikums gerechten Anspruch machen können. Nur müſsen wir ihn schlieſslich noch bitten, bey nochmaliger Revision so, wie auf noch gröſsere Concentration als die ist, so er bereits rühmlich anstrebt, eben so auch auf noch gröſsere Reinheit des Reimes, die er ebenfals, was zu loben ist, bezweckte, künftig sein Augenmerk zu richten: *Drohte* und *Gebote* S. 9. Str. 10. *Simois* und *lieſs* S. 14. Str. 18. sind keine guten Reime; eher noch *Schooſs* und *Stoſs* S. 16. Str. 21. Am allerwenigsten aber sind es die Namen *Achates* und *Aletes* S. 16. Str. 22.

Ein gleiches Schicksal trifft den tapfern Achates
Und Abas, Ilioneus, den greisen Aletes

neben dem, daſs sie hier in einer ganz falschen Quantität gebraucht sind. Auch beleidiget das Ohr die meist nur im Oesterreichischen gangbare Ausſprache fremder Eigennamen die als Jamben zu gebrauchen sind, als Trochäen, wie z. B. hier S. 16. Str. 21. Oront statt: Orōnt (*den treuen Orōnt an der Spitze*) wogegen dann einmal der Held und Schäfer *Paris* gleich betont mit der Stadt Paris als Jambe gebraucht wird, und einmal wird statt des Reims gar eine Art Assonanz, um einen malerischen Effect des Originals auf diese Weise nachzukünsteln, gebraucht, die aber wenig Wirkung thut. Es ist die bekannte Stelle v. 46. beym Verf. Str. 11.

Ast ego, quae divom incedo — —
— — — — —
bella gero.
Und ich — ich Jovis Schwester und *Gemahlin*,
Ich, aller Götter Königin,
Mit Einem Phrygischen Stamm krieg' ich seit so viel Jahren.

NATURGESCHICHTE.

Dresden, gedr. b. Ramming: *Lichenes exsiccati*, auctoribus L(udov.) Reichenbach et C. Schubert, — oder: *Die Flechten, in getrockneten Exemplaren*, herausgegeben von *L. R.* und *C. S.* IItes Heft. IIItes Heft. 1823. in 4. (das Heft 1 Thlr.)

Diese beiden Hefte sind in der äuſsern Gestalt dem ersten (s. A. L. Z. 1823. Nr. 119.) völlig gleich. doch im Innern ist eine wesentliche Veränderung vorgefallen, indem statt eines eigentlichen Textes, jetzt nur unter jeder einzelnen Flechte der Name, die Diagnose und das Vaterland derselben auf einem kleinen Zettel gedruckt, aufgeklebt erscheint. Als Grund wird das Miſsverhältniſs des Preises zu der Ausgabe angeführt, was indeſsen die Freunde der Flechtenkunde eher für eine Entschuldigung als für eine eigentliche Rechtfertigung werden gelten laſsen.

Uns,

Uns, wir gestehen es, gefällt in dieser Beziehung die Einrichtung des ersten Hefts besser, vorausgesetzt, dass dabey nicht die sehr leicht zu vermeidenden Versetzungen der Arten vorkommen, die wir bereits beym ersten Heft gerügt haben und die der Druckerey allein zur Last fallen. Bey dieser ser Gelegenheit sey es uns gestattet, noch den Wunsch auszusprechen, dass es den Herausgebern gefallen möchte, auch stets, wenigstens wo es statt finden kann, das Linneische Synonym zu benennen. Diess ist für manchen Botaniker und namentlich für diejenigen, die erst die Lichenen studiren wollen und auf welche die Sammlung gewiss mit berechnet ward, von grosser Wichtigkeit. Auch wird dadurch der Uebelstand vermieden, dass man eine alte längst bekannte Flechte darum für neu hält, weil sie einen ganz neuen von dem linneischen verschiedenen Namen führt. Der Inhalt der beiden vor uns liegenden Hefte ist folgender: II. 26. *Arthonia polymorpha* Ach. auf dem *Cort. Cascarillae.* 27. *Lecidea icmadophila* Achar. 28. *Lecidea uliginosa β. humosa* Ach. 29. *Gyrophora pustulata* Ach. 30. *Calicium pusillum* Flörk. 31. *Calicium roscidum* Flörk. 32. *Porina pertura* Ach. var. *areolata.* 33. *Verrucaria planorbis* Ach. auf dem *Cort. Eluteriae.* 34. *Variolaria Flotowiana* Flörk. zu Ehren eines Herrn **von Flotow** genannt, der in der Neumark lebt und dem die Herausgeber viele von ihren Lichenen verdanken. 35. *Parmelia saxatilis* Ach. 36. *Lecanora chrysolema* Ach. am Pasterzengletscher in Kärnthen. 37. *Borrera tenella* Ach. 38. *Borrera ciliaris* Ach. 39. *Borrera flavicans β. laeta* Ach. aus Südfrankreich. 40. *Pelticlea venosa* Ach. 41. *Cenomyce coniocrassa* var. *excelsa* Flörk. 42. *Cenomyce decorticata* Flörk. 43. *Sphaerophoron compressum* Ach. 44. *Usnea longissima* Ach. Vom Schumberg in Mähren. 45. *Collema fasciculare γ, conglomeratum* Ach. 46. *Spiloma verrucosum* Flörk. 47. *Lecidea lurida* Ach. Aus Mähren. 48. *Verrucaria Schraderi* Ach. aus Mähren. 49. *Lecanora haematomma* Ach. 50. *Lecanora callopisma* Ach. — III. 51. *Arthonia pruinosa* Ach. 52. *Lecidea sanguinaria* Ach. vom Schneberg in Böhmen. 53. *Lecidea sabulatorum γ. euphorea* Ach. 54. *Lecidea vesicularis* Ach. aus Mähren. 55. *Lecidea rosella* Ach. aus der Neumark. 56. *Cyphelium tigillare* Ach. bey Königsbrück in Sachsen. 57. *Calicium quercinum* Pers. oder. C. *claviculare* Ach. 58. *Opegrapha phaea β. brunna* Ach. 59. *Tripethelium Sprengelii* Ach. ad cort. Cascarillae. 60. *Pyrenotea vermicellifera* Kunze Msc. bey Leipzig *ad annosarum quercuum corticem rimosam, nec non ad carpinos.* 61. *Lecanora atra* var. *torulosa* Flörk. 62. *Lecanora Flörkei* Flotow. Eine neue Art, die auf jungen Eichen in Pommern und Thüringen vorkommt. 63. *Lecanora tartarea* Ach. vom Schneeberg in Böhmen. 64. *Lecanora albella* var. *cinerella* Flörk. 65. *Parmelia physodes* Ach. 66. *Ramalina pollinaria* Ach. 67. *Cornicularia ochroleuca* Ach. aus den Salzburger Alpen. 68. *Stereaucolon pileatum* Ach. 69. *Collema velutinum* Ach. aus Bayern und bey Dresden. 70. *Spiloma versicolor* Ach. 71. *Lecidea dryina* Ach. 72. *Verrucaria gemmata* Ach. 73. *Leconora* (Lecanora) *rubra* Ach. 74. *Lecanora Swartzii* Ach. bey Dresden von Herrn Dr. *Reichenbach* gefunden und 75. *Lecanora circinnata* Ach. auf Kalchbergen in Mähren. Die Numern 46—50 und 71—75 sitzen auf Steinen oder dicken Rinden, weswegen die eine Seite des Deckels die Gestalt eines Pappkasten erhalten hat.

ERDBESCHREIBUNG.

BAMBERG, b. Lachmüller: *Panorama auf dem Weissen Stein,* oder Beschreibung desselben und Uebersicht der bekanntesten Ortschaften und Berge, welche man auf demselben sehen kann. Zum Besten der abgebrannten Bewohner Stambachs, ob Culmbach im Ober-Main-Kreise des Königreichs Baiern, herausg. von *Cölestinus Stöhr,* vormals Benedictiner zu Banz. Mit einer Karte. 1823. XII und 30 S. 8. (48 Kr.)

Nach öfterem Besteigen des Berges Weissenstein hatte sich der Vf. entschlossen eine Umsichtskarte davon zu entwerfen; das Abbrennen des Dorfes Stambach brachte den Entschluss zur Reife. Siebenzig Subscribenten sollen die ersten Kosten decken. Der Vf. behandelt das Ganze in 8 §§. — 1. Etymologie des *Weissen Steins* aus der Menge desselben; 2. die Lage, Form und Höhe des Berges aus den besten gedruckten Quellen; 3. Klima; 4. Boden und Gewächse; 5. Steine, Mineralien und Fossilien; 6. historische Notizen; 7. Aussicht auf demselben, oder Beschreibung der Oerter und Berge, die man auf demselben im Umkreise sehen kann, worin das Eigenthümlichste des Vfs. vorkommt; 8. Meilen- und Stunden-Register. Alle diese Gegenstände sind aus den besten Quellen zusammen getragen; gewöhnlich sind auch die eigenen Worte derselben beybehalten. Das beygefügte Panorama in gross Folio erstreckt sich gegen Ost über Kirchenlamiz, Luchsburg und Luisenburg — gegen West über Banz und die Hildburghäuser Berge — gegen Süd über Hohenmirschberg — gegen Nord über Schwarzenbach am Wald und Dobraberg. Die Karte ist ziemlich fehlerlos gezeichnet, und in der Lachmüllerischen Steindruckerey zu Bamberg sauber gedruckt. Wer auch hinsichtlich der Vollständigkeit der Beschreibung sowohl, als der Reinheit des Stiles noch Manches zu wünschen übrig hätte, der wird doch dem Vf. wegen seiner patriotischen Tendenz für die abgebrannten Bewohner Stammbachs gerne Nachsicht gönnen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1824.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

KOPENHAGEN, in Gyldendals Buchh.: *Athene. Et Maanedsskrift.* (Athene, eine Monatsschrift). *Erster* Band. 1813. 510 S. *Zweyter* Band. 1814. 574 S. *Dritter* Band. 578 S. *Vierter* Band. 1815. 580 S. *Fünfter* Band. 590 S. *Sechster* Band. 1816. 566 S. *Siebenter* Band. 586 S. *Achter* Band. 1817. 594 S. *Neunter* (und letzter) Band. 610 S. (Jeder Band ungefähr 2 Thlr.)

Nur den *ersten* Band dieser von einigen der geachtetsten dänischen Gelehrten verfassten *Athene*, womit, zufolge der Einladung, die 23 Jahre lang mit gleichem Beyfalle von Prof. *Rahbeck* herausgegebene dänische *Minerva* ersetzt werden sollte, redigierte Prof. *Nyerup;* zu allen folgenden Bänden, bis zum Schlussband, nannte sich Prof. *Molbech* als Herausgeber und gab zugleich in der dem zweyten Bande hinzugefügten Ankündigung die jedem Wissenschaftsfreunde erfreuliche Nachricht, dass er sich für diese Monatsschrift, „vermittelst der liberalen Anempfehlung, von Seiten der *königlich dänischen Kanzley*, die Vortheile der" (1799 allgemein und streng verbotenen) „Anonymität, deren Wichtigkeit für mehrere" (für alle) „Zweige der Literatur allgemein" (d. h. von allen wahren Freunden der Humanität und Cultur) „anerkannt sey," verschafft habe. Es würde unpassend seyn, bey der Anzeige dieser sehr schätzbaren Monatsschrift, deren frühes Aufhören nur dadurch weniger schmerzlich wird, dass ihr unter dem Titel: *Athenaeum, Tidsskrift for Videnskab og Kunst i Danmark* eine ähnliche Zeitschrift, in zwanglosen Heften, von demselben Herausgeber besorgt, bald folgte, jetzt noch ins Einzelne zu gehen: da einestheils der Inhalt der ersten Bände durch andere kritische Blätter auch dem deutschen Publicum schon bekannt geworden, und da anderntheils selbst seit Erscheinung der letzten Bände ein bedeutender Zeitraum wieder verflossen ist. Inzwischen hat sich unsere A. L. Z. verschiedentlich in der Beurtheilung anderer dänischen Schriften auf diese *Athene* berufen, (z. B. in der Rec. über *Grundtvigs Danevirke* u. a. m.), und eine nähere Anzeige derselben versprochen; und so wird es jetzt noch nicht zu spät seyn, dieses Versprechen zu erfüllen: wobey man sich jedoch, der Kürze wegen, nicht nach der Reihenfolge der einzelnen Bände richten, sondern nur darauf einschränken wird, mit Uebergehung aller Polemik, woran die *Athene* reicher ist, als sie es seyn sollte, und die selten ein anderes, als ein blosses Tages- und Personeninteresse hat, die wichtigsten Abhandlungen eines jeden der vorzüglichsten Mitarbeiter an ihr, so weit solche genannt sind, zur Sprache zu bringen. Eine ausführliche Beurtheilung derselben kann freylich jetzt nicht mehr erwartet werden. Die meisten Beyträge sind von dem Herausgeber, dem Bibliotheksekretair, Prof. *Chr. Molbech*, selbst; und es sind dieses nicht etwa, wie sonst bey Zeitschriften, worin mehrere Vf. auftreten, nicht selten der Fall zu seyn pflegt, blosse Lückenbüsser, sondern sie sind insgemein von recht gediegener Art, und halten schadlos für manche gehaltleere Aufsätze anderer Mitarbeiter. Hierhin zählt Rec. die *allgemeine Uebersicht der dän. Literatur aus den Jahren* 1813 *bis* 1816. B. 2. S. 74 f. B. 4. S. 65 f. B. 6. S. 89 f. und B. 8. S. 105 f. Der Vf. führt die bedeutendsten Schriften von den verschiedenen Zweigen der Literatur an und begleitet sie mit allgemeinen Urtheilen, in denen kein Unbefangener und Sachverständiger Einsicht, Mässigung und Unparteylichkeit vermissen wird. Vom Jahre 1813 heisst es unter anderm: „es verdient bemerkt zu werden, wie gering die Zahl der Uebersetzungen im Vergleiche mit der der Originalschriften ist, und wie sehr sich besonders die Anzahl der übersetzten Romane vermindert hat gegen sonst. Auch ist das Uebergewicht unverkennbar, welches die historische, politische, ästhetische und theologische Literatur über die physische, naturhistorische und medicinische" (*adde:* die pädagogische, philosophische und juristische) „Literatur gehabt hat." Mehr oder weniger ist diese Aeusserung auch auf die folgenden Jahre anwendbar; und wenn man etwa aus dem Umstande, dass unter den sogenannten *Brodwissenschaften* die Gottesgelehrtheit noch die Einzige ist, welcher viele Schriften gewidmet sind, den Schluss ziehen wollte: dass mehr Sinn und Eifer für Theologie in ihren verschiedenen Zweigen, als für andere Wissenschaften, herrsche: so würde man irren. Der wahre Grund ist vielmehr dieser, dass es, in Dänemark, wie in so vielen andern Ländern, unter den Geistlichen mehr Leser und auch mehr Schreiber giebt, als unter den Gliedern jedes einzelnen andern Standes. Auch rechnet man gewöhnlich manche Schriften zu den theologischen, die eigentlich gar nicht dahin gehören; z. B. Predigten, Gebetbücher u. a., blo-

bloſse Volksſchriften. — *Ueber das Weſen des Staates, Staatskraft, Nationalgeiſt, und über das, was der Staaten Stütze und der Nationen Stärke iſt in gefahrvollen Zeiten.* B. 2. S. 1 f. Wahrheiten, welche die tiefſte Beherzigung gerade von denen am meiſten verdienen, die dieſer Art Zeitſchriften am wenigſten zu leſen pflegen: Fürſten und ihre nächſten Umgebungen. Nie wird eines Staates Geſundheit und Gedeihen ungefährdet bleiben, ſo lange die einzig wahre Quelle deſſelben, das gute Einverſtändnis und Vertrauen zwiſchen der Regierung und den Regierten, mehr getrübt und verſtopft, als kultivirt und in den Gang gebracht wird. Auch der Beſtand des Rieſenſtaates unſerer Zeit, des kaiſerlich franzöſiſchen, beruhete doch nur auf der guten Meinung und Stimmung der Völker; und der Staat ſchwankte und ging unter, ſobald dieſe über ihr wahres Intereſſe zur Einſicht kamen. Dieſs ungefähr iſt es, worauf der Vf. ſo verſtändlich, als es noch 1812 und 1813 geſchehen durfte, hindeutet. Die nachherige Regierungs- und Staatengeſchichte von Europa hat für die Richtigkeit ſeiner Anſicht Belege geliefert, und ſie dürfte ihrer wohl, ehe der Welt Ende kommt, noch mehrere liefern. *Ueber die Geſchichte im Allgemeinen, als Wiſſenſchaft und erzählende Kunſt, ihr Verhältniſs zur Poeſie, zumal die epiſche, ihre Behandlung und Darſtellung, ihr Intereſſe und ihren Werth.* B. 3. S. 200 f. Keines Auszuges fähig und mehr Stoff enthaltend oder berührend, als er in einer kurzen Abhandlung gehörig verarbeitet werden konnte. Das Zeugniſs iſt Rec. dem Vf. ſchuldig, daſs er keiner von den Sonderlingen iſt, welche Geſchichte (*Factum*, das Geſchehene) mit Dichtung (Geburten der Phantaſie, Mährchen) verwechſeln, oder Eins für das Andere gelten laſſen. Er weiſs Wahrheit, Wiſſenſchaft, Kunſt, Wahrſcheinlichkeit, Möglichkeit, Gedicht u. ſ. w. recht vernünftig und wohl von einander zu unterſcheiden und jedem ſeine rechte Stelle anzuweiſen; wird ſich dadurch aber auch bey jenen, die ſich von ihrer Verwirrung und Vermiſchung alles Heil der Welt verſprechen, ſchlecht empfohlen haben. *Ueber die Heiligkeit der Nationalſprache, mit einer Nachſchrift an das däniſche Publicum.* B. 4. S. 273 f. Aus dem vorgeſetzten *Engelstoft*ſchen Motto: „könnte eine Sprache ausſterben und die Nation dieſelbe bleiben? Nein! Sprache und Nation ſtehn und fallen mit einander!" kann man auf den Hauptinhalt und die Richtung dieſer Abhandlung ſchlieſsen. Auch Rec. hält viel auf die Mutterſprache einer Nation, wenn ſie zu den gröſsern, die nöthigenfalls ihre Selbſtſtändigkeit zu vertheidigen und zu behaupten wiſſen, gehört; iſt aber von kleinern Völkern, z. B. den holländiſchen, italieniſchen, däniſchen, ſchwediſchen, norwegenſchen u. ſ. w. die Rede, ſo tritt er der von dem Vf. angegriffenen Meinung *Sneedorphs* und *Nyerups* bey, nach welcher es die Selbſtſtändigkeit ſolcher Völker verbürgen, aber nicht gefährden würde, wenn z. B. die Dänen und Schweden nur Einerley Sprache redeten, ſich aber nicht durch eine Menge, im Grunde betrachtet doch nur unweſentlicher, Verſchiedenheiten in der Sprache von einander abſonderten. Was gewinnt man durch eine ſolche Liebhaberey für eine Volksſprache? Nichts! Aber viel, viel geht dadurch hinſichtlich der Literatur, des Bücherverkehres, der Handlung, ſelbſt des Volksſinnes und des echten Weltbürgergeiſtes verloren. — *Ueber die Univerſalgeſchichte, ihre Idee und Behandlung.* B. 5. S. 429 f. Der Vf. nimmt auf *Kant*, *Schelling*, *F. Maier*, *Herder* u. a., welche über dieſen Gegenſtand geſchrieben haben, Rückſicht, und äuſsert hier und da Gedanken und Grundſätze, welche mit der im eben angeführten Aufſatze ſich verrathenden Engherzigkeit in Betracht der Nationalſprache in einigem Widerſpruche ſtehen. *Das königl. Muſeum und die Bibliothek auf dem Schloſſe zu Stockholm*, B. 6. S. 517 f. und: *kurze Nachrichten von der Stiftung, den Schickſalen und dem jetzigen Zuſtande der groſsen königl. Bibliothek zu Kopenhagen;* B. 7. S. 209 f. Daſs die Letzte bedeutende Vorzüge habe vor der Erſten, und, was beſonders neuere Werke betrifft, ſie weit hinter ſich zurücklaſſe, iſt einleuchtend. Mögen ſich die Wiſſenſchaften in Schweden unter der jetzigen Regentenfamilie mehr Achtung, Schutz und Unterſtützung zu erfreuen haben, als ſolches, man möchte ſagen, ſeit *Chriſtinens* Regierung, nicht der Fall war! *Beyträge zu einer Regierungsgeſchichte und Charakteriſtik Königs Chriſtian II.* B. 9. S. 1 f. „Wollte Gott," ſagt *Holberg* von dieſem Könige, „daſs er niemals das Schwert, ſondern immer nur die Feder gebraucht hätte; denn alle ſeine Geſetze und Verordnungen ſind ſo, daſs er dadurch eher den Namen: *Chriſtian der Gute*, als: *Chriſtian der Böſe*, verdient hätte." (S. 59). Hiſtoriſch neues hat Rec. in dieſen Beyträgen nicht gefunden; der Vf. hat aber *Behrmann* u. a. Schriftſteller über ſeinen Gegenſtand wohl benutzt und ſich das Verdienſt erworben, tiefer, als ſeine Vorgänger, in die wahren Quellen und Urſachen der groſsen Fehler des Königs eingedrungen zu ſeyn. Dieſe Quellen waren, was ſie bey despotiſchen Regenten in der Regel ſind: eine verkehrte Erziehung, erduldete unzeitige Strenge und ſchlechter Umgang in jüngern Jahren. Seine Hauptfehler beſtanden in Jähzorn, Härte, Miſstrauen und unkluger Eigenmächtigkeit. Ungünſtige Zeitumſtände trugen dann, wie faſt immer der Fall iſt, zu ſeiner Verſchlimmerung bey. Der Vf. verkennt eben ſo wenig das Fehlerhafte, als die beſſern Eigenſchaften, bey *Chriſtian*, welche Letztere ihn zu einem kräftigen, rechtsklugen und ſelbſtwirkſamen Staatslenker machten. — *Agnes Bernauer, eine hiſtoriſche Anekdote aus dem funfzehnten Jahrhundert.* B. 9. S. 281 f. Die bekannte Liebes- und höchſt wahrſcheinlich Heirathsgeſchichte von dem Herzoge *Albrecht III.* von Beiern und der *Agnes*, eines Baders *Bernauer* Tochter, welche für beide Liebende, beſonders die Geliebte, ein ſo trauriges Ende nahm. Sie verdient auch in deutſchen Zeit-

ſchrif-

schriften in ein erneuertes Andenken gebracht zu werden, theils, um unschuldigen Mädchen, die in Gefahr sind, von Fürsten sich bethören zu lassen, zur Warnung zu dienen: theils, um auf den Unterschied zwischen der heutigen frivolen Denkungsart im Vergleich mit der rauben Strenge der Vorzeit aufmerksam zu machen. Welcher heutige Fürst, als Vater, würde an der, wenn gleich bürgerlich gebornen, Gattin seines Sohnes so handeln, wie Herzog *Ernst* im J. 1435 an dieser *Agnes* handelte? *Blätter aus eines Reisenden Brieftasche im Sommer* 1817. B. 9. S. 292 f. u. S. 398 f. Die Reise geschahe durch einige der schönsten Gegenden von *Seeland*, *Langeland*, *Moën* und *Falster*. Man begleitet den Vf. allenthalben mit Vergnügen und findet seine Beschreibungen von Gegenständen der Natur und der Kunst, welche seine Aufmerksamkeit auf sich zogen, selbst dann anziehend und neu, wenn man manche dieser Gegenstände schon aus frühern Erzählungen kennt. Zu desselben Vfs. *Jugendwanderungen*, (s. A. L. Z. 1815. No. 135. *Ergänz. Bl.* 1817. No. 61.), können diese *Blätter* für eine angenehme Zugabe gelten. — Außer dem ersten Herausgeber, Pr. *Nyerup*, waren es die Professoren *Engelstoft*, *Hornemann*, *Müller* und *Olussen*, welche sich der Aufsicht und Leitung der Monatsschrift unterzogen hatten; Rec. hoffte also auch, gerade von diesen tüchtigen Gelehrten die meisten Aufsätze darin zu finden: aber vergebens. *Nyerup* lieferte zum 1sten Bande nur einige kurze und wenig bedeutende Aufsätze, z. B. *einige Briefe von Holberg an Gram*; *Excerpte aus alten dänischen Büchern auf der königl. Bibliothek*; zum 3ten, *einen Brief mit einem vorhin ungedruckten norwegischen Liede*, wovon die *Athene* früher eine Uebersetzung ins Englische mitgetheilt hatte; zum 4ten, *Etwas über das neue* (jetzt bekannte) *dänischnorwegische Schriftstellerlexicon*; (Rec. gehört nicht zu den, S. 95 erwähnten, Rigoristen, in Betreff der begehrten absoluten *Vollständigkeit* eines solchen Lexicons; aber er kann doch den Wunsch nicht unterdrücken, dass es Hrn. *N.* gefallen möchte, den längst versprochenen *Supplementband* zu diesem dän. norweg. Verfasserlexicon endlich zu liefern!); und zum 8ten Bande *eine Vorlesung über die Geschichte des Studiums der nordischen Mythologie*. Von *Engelstoft* und *Olussen* enthält die Monatsschrift gar nichts: es sey denn, welches nicht unwahrscheinlich ist, dass einige der mitgetheilten *anonymen* Aufsätze dem einen oder dem andern dieser Vff. gehörten. *Hornemann* schrieb nur für den 1ten Bd. S. 101 f. einige Nachrichten *von der gegenwärtigen Verfassung des königl. botanischen Gartens zu Kopenhagen, den in neuern Zeiten geschehenen Erweiterungen und Verbesserungen desselben* u. s. w., die jetzt nicht mehr neu sind. Die Arbeiten des Prof. *P. E. Müller*, die alle das Gepräge des Fleisses und der Sorgfalt ihres Vfs. tragen, wie man es selten findet, sind für den 2ten Band: *Gespräch, gehalten in der Mitte des 11ten Jahrhunderts zwischen Harald Haardraade und dem Barden* (Skjalden) *Stuf, aus dem Isländischen*, S. 93 f. Nach einem witzigen Wortspiele über den Namen von des Dichters Vater *Kat* (Katze) musste *Stuf* den König von Norwegen mit etwa 60 Liedern, die dieser sich vorsingen liess, einschläfern. Im ganzen Stücke spricht sich der Geist der alten Vorzeit, nach welchem die Höhern im Volke die Dichtkunst zu schätzen, aber auch die Dichter zu belohnen wussten, recht lebendig aus. Für den 7ten Band: *Krazenstein Stubs Denkmal*, S. 142 f. Hiermit muss der gehaltvolle Aufsatz verglichen werden, welcher sich von der Dichterin *Fried. Brun* geb. *Münter* im 8ten Bande S. 271 f. *über Krazenstein Stub und dessen hinterlassene Kunstwerke* befindet. Der Künstler *Kr. St.*, geb. zu Kopenhagen 1783, gest. zu *Kallundborg Ladegnard* 1816, dessen Gemälde zu den schätzbarsten Kunsterzeugnissen in ihrer Art gehörten, verdiente es, dass ihm von den Händen zweyer so achtungswürdiger Freunde und Beförderer der Kunst und Wissenschaft, wie Hr. *M.* und Frau *Br.*, Denkmale der gerechtesten Anerkennung seines Künstlerwerthes gesetzt wurden. Für den 8ten Band: *Hrolf Krages Saga*, *über Begebenheiten aus dem 6ten und 7ten Jahrhundert* S. 535 f. Nur ein Fragment aus dem 2ten Theile der *Sagabibliothek* des um die altnordische Literatur hoch verdienten Vfs., welches durch einige erst ganz neuerlich erschienene Schriften über denselben Gegenstand ein erhöhetes Interesse erhält. Von Frau *Brun* befinden sich, ausser mehreren Gedichten, z. B. *der Herbstabend*, an *Oehlenschläger*, B. 2. S. 475. *Das Erwachen*, an *Baggesen*, S. 479. *Die Rettung*, *eine Winteridylle*, B. 3. S. 289. *An Marie Therese*, Herzogin von *Angouleme*, B. 4. S. 550 ff., noch verschiedene, dem eben angeführten Aufsatze über *Stubs* Kunstwerke ähnliche, kurze Abhandlungen in dieser Zeitschrift, welche alle von dem feinen Kunstgeschmacke und lebendigen Kunstsinne der Vfn. das rühmlichste Zeugniss ablegen. Rec. muss sich darauf einschränken, sie nur anzuführen. *Il bambino di Ara Celi*, übersetzt ins Dänische von *Heiberg*, B. 3. S. 471. *Etwas über den dän. Bildhauer in Rom*, *Albert Thorvaldsen*, übersetzt von *Molbech*, B. 4. S. 1. *Ueber den Geschichtsmaler Ludwig Lund*, B. 4. S. 301, und: *über die neulich von Rom erhaltene Altarplatte des Geschichtsmalers L. Lund*, B. 9. S. 157. (Dieselbe ist für eine Kirche in Fyen bestimmt und scheint, ungeachtet dessen, was in einem spätern Aufsatze von einem ungenannten Kunstkenner dagegen eingewendet wird, ein Meisterstück in ihrer Art zu seyn); *Beschreibung von einer neu entdeckten Copie des Gemäldes von Lionardo da Vinci: das Abendmahl*, B. 5. S. 525. u. s. w. Ausser dem Leben und der Kraft, die Rec. fast in allen Aufsätzen der Vfn. mit Vergnügen wahrgenommen hat, machte es ihm auch eine besondere Freude, zu finden, mit wie vieler Wärme sie von den im Auslande lebenden dänischen Künstlern, *Lund* und *Thorvaldsen*, redet, deren Werke, wie

es

es scheint, im eigenen Vaterlande nicht allenthalben die Theilnahme und Gerechtigkeit finden, welche ihnen das Ausland, man kann, was zumal *Thorwaldsen* betrifft, ohne Uebertreibung sagen, *die Welt* widerfahren läfst. — Dr. Jur. *G. L. Baden* schrieb für den 4ten Band *über die Versorgung der Armen in ältern Zeiten*, S. 46 f. und: *antiquarische Anekdoten*, S. 112 f. Pastor *H. Bastholm* urtheilt *über die französische Revolution und Napoleon*, was den Letzten betrifft, so: „die Ehre ist ihm Alles, weil (?) sie die Begleiterin der grossen Handlungen ist, Wirksamkeit im Grossen das Element, worin sein Geist schweben muss; die Menschen sind ihm nichts, weil (?) er sich über sie erhöhet fühlt" (wie manche fühlten sich, mit und ohne Grund, über viele ihrer Zeitgenossen erhöhet: es wäre schlimm, wenn diese ihnen deswegen *nichts* gewesen wären!); „er *muss* (!) die Welt unglücklich machen, weil (?!) er auf keine andere Weise der Schöpfer ihres Glückes werden *kann*; die Religion ist ihm nicht wichtig *mit Rücksicht auf die Erde*" (mit Rücksicht auf den Himmel wäre sie es ihm also wohl); weil (?) er sich in die Stelle des Alleslenkenden setzt und sich es herausnimmt, dessen Gesetzgeber zu seyn. Nur wenn diese menschliche Macht von der himmlischen gebeugt, wenn er von seiner Höhe gestürzt ist, wird sein Geist, wenn er Kraft genug hat, sein Schicksal auszuhalten, in seiner Grösse zum Höhern sich erheben u. s. w." Der Sturz folgte bekanntlich tief genug, auch fehlte es dem Geiste nicht an Kraft, das Schicksal auszuhalten: aber von dem Erheben dieses Geistes in seiner Grösse zu dem Höhern hat eben nichts verlauten wollen. Hr. *B.* schrieb übrigens seinen Aufsatz noch im Frühlinge 1814 und wird wahrscheinlich durch die Begebenheiten von 1815 u. f. über Manches, den grossen *N. B.* Betreffende, anders denken gelernt haben, als vorher.

(Der Beschluss folgt.)

LITERATURGESCHICHTE.

Darmstadt, b. Taschè: *Westphälische Beyträge zur deutschen Geschichte* von *Joh. Suibert Seibertz*, (jetzt Justizamtmann zu Rüthen). *Zweyter* Band. 1823. 490 S. 8.

Dafs der geachtete Vf. in seinem Bestreben, von dem Herzogthum Westphalen literarische und historische Nachrichten zu liefern, rühmlichst fortgefahren hat, verdient schon um desswillen den wärmsten Dank aller Literaturfreunde und Geschichtsforscher, da, laut der Vorrede, dem Vf. bey dem Andrange überhäufter Amtsgeschäfte zur Ausarbeitung seiner Mittheilungen nur wenige Musestunden übrig geblieben sind. Der vor uns liegende zweyte Band enthält wie der erste (welcher in der A. L. Z. 1819 No. 315. von einem andern Rec. beurtheilt worden ist) blofs die andere Hälfte von „Nachrichten über die Schriftsteller des Herzogthums Westphalen," und einige Berichtigungen zum ersten Bande. Da übrigens das Erscheinen der folgenden Bände, (worin vorzüglich die aus archivalischen Urkunden geschöpfte Darstellung des Ursprunges der westphälischen Vemgerichte von höchstem Interesse seyn muss —) lediglich von der Unterstützung des Publicums abhängen soll; so hält es Rec. für doppelte Pflicht, alle Freunde und Beförderer der historischen Literatur auf diese nützliche Schrift aufmerksam zu machen. Auch der vorliegende zweyte Band enthält eine grosse Anzahl denkwürdiger Gelehrten, sowohl aus der Vorzeit, als aus dem 19ten Jahrhunderte, und wir beeilen uns, die merkwürdigsten derselben hier auszuheben. Dahin dürften nun gerechnet werden: *Marc. Molkenbuhr*, Franciskaner in Paderborn; hauptsächlich durch Controversschriften bekannt; *Joh. Christ. Multer*, Prof. des katholischen Kirchenrechts zu Marburg; *Theodor v. Neheim*, Geschichtschreiber aus dem 14ten Jahrhundert; *Fried. Theod. Pape*, ein Prämonstratenser, späterhin einer der heftigsten Jacobiner zu Mainz, und sodann einige Zeit Präsident des Cassationshofes zu Trier; *Joh. Rivius*, erst Rector in Zwickau und sodann Kirchenrath in Meissen, ein geachteter Schulmann aus dem 16ten Jahrhundert, dessen Schriften auf dem Tridentinischen Concilio verboten wurden; Dr. *Jul. Willh. Ruer*, in Marsberg, Herausgeber der vaterländischen Blätter für das Herzogthum Westphalen; *Ferd. Fr. R. Saalmann*, Hofrath und Leibarzt zu Münster; *Fried. Ad. Sauer*, Regierungs- und Consistorialrath in Arensberg; *Fr. Wilh. Wern. Freyh. v. Schorlemer*, Vf. einer anonymen Schrift: „zur Verfassung des landsässigen Adels im Herzogth. Westphalen," 1818; *Joh. Fried. Jos. Sommer*, Dr. der Rechte und Advocat zu Kirchhunden, als juridischer und historischer Schriftsteller, der sich auch lange unter dem Namen: *Westphalus Eremita* verborgen hielt; *Franz Wilh. Spiegel, Freyh. zum Diesenberg - Canstein*, kurköln. Kammerpräsident und Landdrost von Westphalen, ein hauptsächlich um die Universität Bonn vielfach verdienter Mann; *Joh. Steinwert*, Arzt und Maler im 15ten Jahrhundert, von welchem zuerst *J. C. v. Fichard*, genannt *Baur v. Eyseneck*, im ersten Bande seines Archivs für ältere deutsche Literatur und Geschichte gründliche Nachrichten mitgetheilt hat; Dr. *Joh. Stoll*, Medicinalrath zu Arnsberg; *Franz Jos. Thüsing*, Hofgerichtsadvocat daselbst; *Joh. Vesling*, welcher 1649 als Prof. der Chirurgie und Anatomie in Padua starb; *Kasp. Chr. Freyh. Voigt v. Elspe*, ein historischer Schriftsteller aus dem 17ten Jahrhundert, dessen Schriften jedoch nicht *vollständig* gedruckt worden; *Kasp. Vobelius*, ein Geograph und Astronom des 16ten Jahrhunderts; *Joh. Georg Weishaupt*, Prof. der Rechte in Ingolstadt; und dessen Sohn: *Adam Weishaupt*, merkwürdig durch seine Stiftung des Illuminaten Ordens. Für Freunde der Gelehrtengeschichte bieten insbesondere die beiden Artikel *Hermann* und *Joh. Nehemius*, manche neue Aufschlüsse. Vorzüglich interessant aber ist, in psychologischer Hinsicht, die Geschichte des im J. 1563 verst. Joh. Christ. v. Schöngels; denn nicht leicht hat ein einzelner Mann so viele Verbrechen verübt, als der eben genannte, welcher Dieb, Räuber, Mörder, Ehrenschänder, Hochverräther und Renegat war.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1824.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Kopenhagen, in Gyldendal's Buchh.: *Athene. Et Maanedsskrift.* *Erster* bis *Neunter* Band.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Prof. *Boye* lenkt in seinen B. 7. S. 437. u. 531. mitgetheilten, *dänischen Literaturbriefen* die Aufmerksamkeit auf einige seit etwa 20 Jahren eingeschlichene schriftstellerische Thorheiten — bedauernswerthen Folgen einer blinden Neuerungs- und *Joh. Balhorns* Verbesserungssucht. Unter andern rechnet er dahin die alberne Schreibart *Heks*, *Seks*, *Eksamen* u. s. w. indem man das einfache *x* in ein *ks* verwandelt, während man eben so albern *ti* statt *thi* u. s. w. schreibt, um sich das *h* zu ersparen. An ähnlichen verunglückten Geburten zwecklosen Abweichungen vom Gewöhnlichen kann Deutschland (wo es z. B. manche schön und modern finden, statt d. 1. Jun. lieber: d. 1ten *im* Jun. und dergl. zu schreiben) kaum reicher seyn, als es Dänemark ist. Die Briefe sind nicht ohne Witz und gute Laune geschrieben, müssten aber doch mehr ins Einzelne und Bestimmte eingehn, wenn sie besser wirken sollten. Originel, wie fast alles, was aus des Prof. *A. Gamborgs* Feder fliesst, sind dessen B. 7. S. 315. f. mitgetheilte Gedanken *über die zweckmässigsten Mittel, in einer grossen Stadt, wie Kopenhagen, den Diebereyen vorzubeugen und entgegen zu wirken.* Es ist nur zu wahr, dass fast jede neue Volksbürde, sie heisst Abgabe, Zoll, Stempel u. s. w. die Vermehrung der Diebereyen, der kleinen und der grossen zur Folge hat und es wäre die Frage, ob nicht, wenn man die ungeheuren Kosten, welche das Aufseherpersonale, die Gefängnisse, die Inquisitionen, selbst die Bestrafungen u. s. w. verursachen, zur Stillung des Hungers der ärmsten Volksklasse anwendete, dadurch den Diebereyen sicherer entgegengewirkt würde, als durch alle Bestrafungen. Der Vf. verwirft die Letzten ganz und gar nicht; er scheint nur der Meynung zu seyn: das Volk wolle doch essen und ehe mancher den Hungertod sterbe, greife er zu, wo der Himmel blau, der Tisch gedeckt, die Kasse zugänglich ist. Da aber diese Vorschläge weniger auf Bestrafung des begangenen, als auf Vorbeugung des noch nicht begangenen Diebstahls, weniger auf Palliativmittel, als auf Anwendung einer Redikalkur gerichtet sind, so vermuthet Rec. sie werden gleich vielen ähnlichen Vorschlägen, des selbstdenknden Vfs. übersehen und nicht befolgt werden. — Pastor *A. K. Holm* theilt, unter Mehreren, B 3. S. 381 f. seine *Bemerkungen über die liturgischen Verbesserungen im Preussischen* mit, deren Ausführbarkeit und Nützlichkeit ihm damals (1814) noch zweifelhaft schien; indessen hat seitdem der Erfolg gelehrt, dass jene Verbesserungen (dergleichen vielleicht auch in Dänemark dazu beytragen würden, die Achtung für den öffentlichen Gottesdienst zu beleben) mit merklichem Gewinn für das kirchliche Leben sich ausführen liessen. Desselben Vfs. Abhandlung *über den Jesuiterorden, dessen Verdienste um das Missionswesen und die Wissenschaften und was man von der Wiederherstellung des Ordens zu halten habe?* B. 6. S. 391 u. 471 f. ist mit vieler Unparteylichkeit und Sachkenntniss geschrieben und giebt des Vfs. warmen Eifer für das Heil und die Rechte der protestantischen Kirche deutlich zu erkennen. Vom Cand. *Hauch* enthalten die Bände 3 — 8 einige gefühlvolle Gedichte, für feinen ästhetischen Sinn spricht die Abhandlung über *Oehlenschlägers Helge* und das Fragment *über das Schöne in der Natur;* gegen den Inhalt des Gespräches: *welches der vorzüglichste unter den verschiedenen Sinnen sey?* B. 6 S. 1 f. lässt sich manches einwenden. S. 43 giebt der Vf. dem Gespräche folgende bemerkenswerthe Wendung: „Was wir hier besprochen haben, betrifft eine wichtige Frage. Wir stehen auf einem wissenschaftlichen Wendepunkt, wo die Atomistik mit der Dynamie streitet, wo der Geist über die Materie siegen will; manche Festung der Letzten ist gefallen, mancher kühne Versuch gewagt: aber es gehört Consequenz dazu, um zum Ziele zu kommen. So lange das Auge dem Ohre vorgezogen wird, wird die Mathematik den Vorzug haben vor der Philosophie und eine mathematische Anschauung ist das Höchste; erst wenn die Klarheit folgerichtig der Tiefe untergeordnet wird, wenn man *einsieht*" (aber gerade dazu gehört doch vor Allem — *das Auge?*) „dass die grosse Naturmathematik selbst die Oberfläche" (*Overflade;* Grundlage? Bedingung?) „einer Naturdynamie ist: so ist der Weg bestimmt und die Empirie muss der mit sich selbst einigen Philosophie folgen." u. s. w. Des einsichtsvollen Isländers, Prof. *Finn Magnussen*, B. 6 S. 101 f. abgedruckte *Einleitung in seine Vorlesungen über die mythischen und ethischen Gedichte der ältern Edda* ist seitdem die Herausgabe der ältern Edda selbst (erster, zweyter und dritter Band, Kopen-

penhagen b. Gyldendal, 1821 — 1822. kl. 8.) gefolgt; wovon wir demnächst unseren Lesern eine ausführlichere Anzeige zu geben gedenken: wo wir denn auf diese *Einleitung* zurückkommen werden. Noch liefert er S. 242. f. *der Dichtertrank*, *eine allnordische Mythe*, und B. 8. S. 310. f. *Haken*, *des Guten Andenken*, *besungen von Eyrind*, *dem Skaldenspieler*, nach des Originals eigenen Ausdrücken und Versmaass übersetzt. — Sowohl des Cand. Th. *C. Fr. Molbech* Uebersetzung: *über die Ursachen der wachsenden Macht von Athen und das Verhältniss dieses Staates zu Lacedämon nach dem 2ten Persischen Kriege bis zum Ausbruche des peloponnesischen Krieges*, nach *Thucydides*, B. 9. S. 185. f., als des Cand. Philos. *Salomonsen* Abhandlung *über die in dem alten Athen wohnhaften Fremden*, B. 8. S. 287. f. 385. f. sind mit Fleiss gearbeitet und erwecken von beiden Vff. gute Hoffnung für ihre künftige literarische Wirksamkeit. — Ein Ungenannter äussert sich B. 9. S. 524. f. *über Rom und* besonders den berühmten *dän. Künstler Thorwaldson* daselbst auf eine Art, welche dem Gefühle des Vfs. für tüchtige Künstler und ihre Werke zur Ehre gereicht. Gerecht ist seine Klage darüber, dass von *Thorwaldsons* grösseren Arbeiten auch nicht eine einzige nach Dänemark gekommen ist, während sie von Rom aus in alle Weltgegenden, selbst bis nach Amerika hin, wandern und allenthalben bewundert werden. Zwar hat er kürzlich 4 schöne Basreliefs für das Christiansburger Schloss zu Kopenhagen verfertigt; „aber, sagt der Vf., diese sind bestimmt, um *auswendig* auf das Gebäude gesetzt zu werden: wo in der Welt lebt dann der Künstler, dessen Arbeiten ein durch *Thorwaldson* äusserlich geziertes Schloss im *Innern* desselben würdig zu schmücken vermögen?" Uebrigens hat es das dänische *Publicum*, als *Thorw.* ganz neuerlich die Residenz seines Vaterlandes besuchte, nicht fehlen lassen an den unzweydeutigsten Beweisen der Huldigung seines seltenen Künstlerwerthes; und dass keins seiner grösseren Werke, die zum Theil, wie z. B. sein jüngst verfertigtes grosses Basrelief: *Alexanders Triumpheinzug in Babylon*, mit 15000 Species-Dukaten bezahlt werden, den Weg nach Dänemark gefunden hat: das ist wenigstens nicht die Schuld des *Publikums*. Auch von ungenannten Vff. sind einige die dänische, schwedische und deutsche Literatur betreffende Notizen, alle im 9ten Bande; z. B. *Anmerkungen über Manches in der dänischen Literatur und einige ihrer neuesten Produkte*, S. 236. u. 466. f. *Erwiederung auf einige Aeusserungen in der dänischen Literaturzeitung über die neuere deutsche und schwedische Literatur*, S. 259. f. *Kurze Nachrichten von den wichtigsten Originalschriften in der schwedischen Literatur*; S. 268. f. Schade, dass diese Nachrichten fast nur ästhetische Werke betreffen und sich allein auf die Jahre 1813 bis 1817 einschränken. Gäben uns die braven Dänen nicht zuweilen von dem, was in Schweden literärisch Neues geschieht, einige Kenntniss: so wäre ja die Literatur in Schweden ausserhalb dem Reiche beynahe eine *terra incognita*. Sonderbar ists, dass, nach Einem dieser Vff., seit Norwegen schwedisch geworden ist, in Norwegen und sogar in Schweden mehrere Schriftsteller etwas darin suchen, die *dänische* Sprache, Literatur, Schriften u. s. w. nicht mehr, was sie doch sind, *dänisch* sondern *norsk*, *nordisch*, oder, wenn man will, *norwegisch* zu nennen. O! Eitelkeit und Kleinigkeitsgeist, mitten unter den Literatoren! Die einzige ausführliche *Biographie*, welche in diesen 9 Bänden enthalten ist, ist die des hochverdienten *Carsten Niebuhr*, welche dessen Sohn, der Geh. Staatsrath *B. G. Niebuhr*, verfasst hat, B. 8. S. 1. f. u. S. 117. ff. Zwar besteht sie nur in einer dänischen Uebersetzung der deutschen Lebensbeschreibung, welche der Vf. in den *Kieler Blättern*, B. 3. S. 1. f. abdrucken liess; doch erhält sie vor dieser einen Vorzug durch das S. 224 — 228 angehängte vollständige Verzeichniss aller im *deutschen Museum*, im *Genius der Zeit*, in *Archenholzs Minerva*, in *Zachs mondtlicher Correspondenz*, in *Büschings wöchentlichen Nachrichten*, und in *Murrs Journale* befindlichen kleinen Abhandlungen von *C. Niebuhr*.

KLASSISCHE LITERATUR.

Hildesheim, b. Gerstenberg: *Miscellanea maximam partem critica*. Edi curaverunt *F. T. Friedemann* et *J. D. Godofr. Seebode*. Vol. I. P. III. 1822. (mit fortlaufenden Seitenzahlen S. 417 — 590). Part. IV. 822. (S. 593 — 782. mit Einschluss der *indices*.) (Prän. des Jahrg. 4 Rthl.)

Wittenberg, b. Zimmermann, London, Paris und Strassburg, b. Treuttel und Würz: *Miscellanea* etc. — Vol. II. P. I. S. 1 — 184. P. II. S. 193 — 398. 1823. 8.

Die beiden ersten Hefte dieser nützlichen Zeitschrift hat Rec. in dieser A. L. Z. 1822. Nr. 286. mit dem Lobe, das dem Unternehmen gebührt, angezeigt. Auch im *dritten* Hefte finden wir gehaltreiche Aufsätze, die wir uns freuen hier abgedruckt zu sehen. Dahin gehören *Torkill Baden's* Abhandlung über die *Unbrauchbarkeit der nordischen Mythologie für die bildenden Künste* (S. 417 — 446.). *Wyttenbach's oratio de philosophia* etc. (S. 507 — 519.) *Lobeck's* Dissertationen *de Tritopatribus* P. I. et II. (S. 520 — 530). (P. III. fehlt im folgenden vierten Hefte), *Jacobs nott. crit. in Aelian. et Plutarch.* (S. 530 — 534). Auch der Abdruck der Lebensbeschreibung von *G. C. Harless* durch seinen Sohn *C. F. Harless* (S. 447 — 476) ist als Beytrag zur Literaturgeschichte nicht unwichtig. *Bothe* setzt die Anmerkungen zum *Curtius* (s. Misc. Crit. Vol. I. P. 2.) fort: *F. N. Klein* theilt *lectt. Quintilian.* (S. 486 — 499) und Lesarten zu *Cic. de orat.* aus dem *Hahn'schen* Drucke (S. 499 — 507) mit, zu denen man vergl. *O. M. Müller* im Archiv f. Philol. u. Pädag. I. 1. 201 ff. *H. Harless* erklärt die Construction von ὅπως und ὅπως μὴ (S. 583 — 589) und *Grimm* die Adverbia *heute*, *heint* und *heuer* (S. 578 — 582).

Im

Im *vierten* Hefte finden wir abgedruckt, *Heeren's* Abhandlung *de chori Graecorum tragici indole* (S. 593 — 616), *Burmannum de Bentleii doctrina metrorum Terentianorum iudicare non potuisse*, von *Reiz* (S. 706 — 712); *de Idaeis Dactylis* von *Lobeck* (S. 727 — 734); *de versibus quibusdam Horatianis* von *Eichstädt* (S. 750 — 755); *de Arcadii quibusdam accent. praeceptis*, von *Göttling* (S. 755 — 768); Von neuen Auffätzen erwähnen wir aufser den Fortsetzungen von *Bothe* und *Klein Ahlwardt's Abh. de Tragicorum Comicorumque choris in genuina metra restituendis* (S. 712 — 727), *Matthiä's* Bemerk. zu *Cic. de orat.* (S. 675 — 683), und *Baden's* Anmerkk. zu *Lucanus* und *Quintilianus* (S. 744 — 750). Die *indices* (S. 767 — 782) find vom D. *Meyner*, Lehrer am K. Pädagogium zu Halle, gefertigt.

Noch reicher ist Vol. II. P. I. ausgestattet. Wir nennen zuerst die neuen Auffätze, als *Buttmann's Bemerkungen über einige Stellen alter Schriftsteller*, (Theokrit, Aristophanes, Athenäus, Horatius, Catullus), von S. 40 — 53., *Wunderlichii comment. in epigr. Bacchylidis et Simonidis. Ed. et nott. add. Fr. Jacobs* (S. 67 — 73); *Bornemann's* Bemerkk. über *Xenoph. Oecon. c.* 15. (S. 140 — 153) Dahin gehört auch das fpashafte *specimen Glossarii antiqui cum notis editoris anonymi* (S. 21 — 27), das gegen einige neuere Lateinschreiber und Erklärer des Cicero gerichtet zu feyn scheint. Für die Literaturgeschichte find wichtig: *Ruhnkenii epistolae ineditae ad Heynium, Vossium, Wolfium* (S. 10 — 21); *Jo. Grammii commentarius de rebus literariis ab J. L. Moshemio in Dania a. 1722. gestis, ed. T. Baden* (S. 102 — 122); *de codd. mss. biblioth. Cracoviensis, scr. G. Münnich* (S. 122 — 140. P. 1. in Misc. Vol. I. P. IV.), und *Passow's vitae A. B. Kayssleri et F. Th. Schneideri* (S. 153 — 164). Aber auch die blofs abgedruckten Abhandlungen find fehr gut gewählt. Wir fanden hier: *Struve's* Abhandl. *scholia in Hom. Odyss. a Buttmanno edita, nunc emendatiora* (S. 57 — 59); *Lobeck's dissertatt. I et II. de mysteriorum graecorum argumentis.* (S. 85 — 97); *Göttling's Commentation de accent. voc. gr. monosyllab. tert. declin.* (S. 97 — 102); *Graevii scholia in Cicer. de offic. L. I., ed. G. Röther* (S. 164. ff.) u. a. m. Die Rede von *Mosche de saeculi nostri misologia* (S. 27 — 40) hat D. *Wegscheider* mit Anmerkk. begleitet. Die Rede war auf jeden Fall *grade jetzt* des Abdruckes werth — passender vielleicht in einem theologischen Journale — und wer konnte fie besser commentiren, als der *gelehrte* und *aufgeklärte Wegscheider?* —

Das *zweyte* Heft, welches Rec. eben jetzt erhält, haben die Herausgeber fo reich ausgestattet, dafs wir deshalb eilen, die philologischen Lefer unfrer A. L. Z. mit dem Inhalte bekannt zu machen. Die mitgetheilten Auffätze find folgende: 1) *Graevii scholia in Cic. de Off. L. II., ed. Röther.* (S. 193 — 206). 2) *C. L. Struvii lectiones Lucianeae.* P. I. (S. 206 — 252). Für den Abdruck dieser fchätzbaren Arbeit, die durch einen fonderbaren Zufall im Wege des Buchhandels nicht mehr zu haben ist, mufs man der Redaction befonders dankbar feyn. 3) *Variae lectt. e cod. Cizensi in Cic. epp. ad div. L. II., enotatae a Daehne* (S. 252 — 258); 4) *Lobeckii diss. de mysteriorum Eleusiniorum gradibus* P. I. (S. 258 — 278). 5) *Hermanni diss. de praeceptis quibusdam Atticist.* (S. 278 — 293). Auch der Abdruck diefer trefflichen Abhandlungen wird erwünscht feyn. 6) *G. C. T. Franckii prolegg. in Cic. oratt. Verrin., de provinc. Rom. forma atque administratione*, (S. 293 — 354) eine im J. 1820 von der Kieler Univerfität gekrönte Schrift, welche diefer Auszeichnung allerdings werth gewefen zu feyn fcheint. 7) *Ph. Melanthonis prima adumbratio locc. theolog. Denuo ed. et praefatus est F. T. Friedemann.* (S. 354 — 371). Das Vorwort, das mit der bey Hn. *Friedemann* gewohnten Eleganz und Präcifion gefchrieben ist, darf man ja nicht überfehen. Es führt die Sache der fogenannten *rationalistischen* Theologie fiegreich gegen die Feinde derfelben, von denen es S. 359 treffend heifst: „*non dedignantur, in ephemeridibus et quacunque non data, sed arrepta occasione atram bilem in rationalisticam theologiam evomere, aut integris libellis editis Sertoriana rabie optimorum hominum nomina conscindere, aut tanquam oraculis de tripode missis, prae alta sua et ab omnibus erroribus libera eruditione aliorum ratiunculas, non refellere, sed inique deridere, — ac pro nihilo ducere.*" Nur ungern verfagt fich Rec. das Vergnügen noch Mehreres mitzutheilen. 8) *Fr. Jacobsii observatt. ad Libanium* (S. 371 — 374). 9) *Theoph. Wernsdorfii disp. de Aeneae Gazaii edit. adornanda. Adiectae sunt varr. lectt. e cod. August. Ed. G. G. Wernsdorf.* (S. 374 — 396). Der fchon ausgearbeitete Commentar war einem vom Herausg. nicht genannten Gelehrten übergeben, der jedoch, da man das Ganze wieder verlangte, nur das hier Abgedruckte zurückgeben konnte, da ihm das übrige in den Kriegsunruhen verloren gegangen war. 10) *De F. Grammii opusculis a Ruhnkenio desideratis, scr. T. Baden.* (S. 397. 98).

Rec. fürchtet nicht, dafs diefe reichhaltige Sammlung durch Hrn. *Friedemann's* Verfetzung vom Verlagsorte Wittenberg nach Braunfchweig in ihrem Fortgange geftört werden wird. Wir hoffen vielmehr recht viel von dem regen wissenfchaftlichen Leben, das im Herzogthume Braunfchweig durch den Verein *Ebert's*, *Krüger's*, *Günther's*, *Friedemann's*, *Petri's*, und andrer wackern Männer unter den Aufpicien des erleuchteten Ministers von *Alvensleben* entftehen wird.

SCHÖNE KÜNSTE.

LÜNEBURG, in Comm. b. Herold u. Wahlftab: *Oenotheren* (.) Ein deutfcher Liederkranz von *Karl Baldamus*. 1821. XXII u. 211 S. 8.

Wozu der ungewöhnliche griechifche Name für einen deutfchen Liederkranz? Wann wird endlich die Unfitte fo gefuchter Titel aus der Mode kom-

kommen, die einer einfachen, anspruchlosen Gabe doch gewiss nicht zur Empfehlung gereichen können? Vielmehr liegt in der Wahl eines so unerhörten, neuen Titels immer, wenigstens scheinbar, eine gewisse Prätension. *Oenotheren* nennt der Vf. seine Gedichte, „weil sie sich den stolzer prangenden, stärker duftenden Schwestern, den Tulpen und Hyacinthen, die des blendenden Tages Helle zu ertragen vermögen, nicht anzuschliessen wagen. Die Oenotheren, deren Plinius (B. XXI. c. 7.) gedenkt, und die das Alterthum auch Hesperiden hiess, hauchen ihre weniger strengen Wohlgerüche bloss bey nächtlicher Weile aus." — Wir ehren des Vfs. Bescheidenheit, so wie die reine Gesinnung, welche sich in seinen Gedichten durchgängig ausspricht, die auch hie und da von poetischem Gefühle zeugen; allein solche Eigenschaften machen noch nicht den Dichter aus. Von wahrhaft schöpferischer Kraft aber haben wir keine Spur gefunden; die meisten Gedichte sind schwach und leer an eigenthümlichen Gedanken, und auch in den wenigen, die durch Zartheit und Innigkeit der Empfindung ansprechen, wird der Leser durch allzuhäufige arge Verstösse gegen die Form unangenehm gestört. Einen grossen Raum nehmen überdiess Gelegenheitsgedichte ein, die ohne allen poetischen Werth sind.

Zum Belege unseres Urtheils genüge hier ein kürzeres Gedicht, das von Seiten des Gehalts noch zu den gelungeneren gehört, obgleich freylich der Gedanke schon zum Ueberdruss oft da gewesen ist.

Das Glück auf dem Lande. (S. 35.)

Friedsam lausch' ich auf der Blumen Sprache, —
Harmlos schau' ich nach der Sterne Gluthen, —
Träume sinnvoll bey des Geisbachs (*sic*) Fluthen,
Und so schwinden tonreich mir die Tage.

Fern von Menschen selbst geschaff'ner Plage,
Darf das arme Herz sich froh ermuthen,
Brechen rüstig jedes Zwanges Ruthen
Bey der Nachtigallen Liebesklage.

Du frisches Frühroth, wonn'ge Abendflammen,
Du waldbegränzter (*bekränzter?*) Berg, ihr grünen Matten,
Du Vogelchor, vom Wellenkuss begleitet,

Die Zeiten bürgt ihr, die von oben stammen,
Wo Liebe sich und fromme Unschuld gatten
Und Freundeshand zum stillen Himmel leitet.

Man sieht, das Gedicht war auf ein Sonett angelegt, und zwar ein trochäisches, welche Form wir hier ganz unangefochten lassen wollen. Nach den beiden trochäischen Quartetten aber tritt in den Terzetten plötzlich jambisches Maass ein, wodurch sich deutlich Mangel an rhythmischem Gefühl verräth; denn für eine Schönheit wird so gewaltsamen Wechsel Niemand ausgeben. Und wie leicht war diesem Uebelstand abgeholfen, wenn der Vf. nur in dem ersten Terzett das ganz überflüssige dreymalige Anfangswort *Du* strich, das zweyte Terzett aber so abänderte:

Zeiten bürgt ihr, die von oben stammen,
Wo sich Lieb' und fromme Unschuld gatten,
Freundeshand zum stillen Himmel leitet.

Gehen wir näher ins Einzelne, so stossen wir gleich anfangs auf den unstatthaften Reim *Sprache*, *Tage;* denn — von dem matten e in allen Endsylben, und von dem aus 5 trochäischen Wortfüssen bestehenden 7ten Verse nicht zu reden — auf folgende Fehler gegen den richtigen Ausdruck: „*Fern von Menschen selbst geschaffner* (selbstgeschaffner) *Plage*" ist sprachwidrig; der Artikel vor *Menschen* durfte nicht fehlen. Die „*Ruthen* des Zwanges" verdanken wir wohl nur dem Reime. Sehr gesucht und schielend ist der „Vogelchor vom *Wellenkuss* begleitet," statt vom *Wellenklang*, wie es besser hiesse. Den *Geisbach* statt *Giessbach* wollen wir auf des Setzers Rechnung schreiben.

Eine vollständige Aufzählung ähnlicher, zum Theil noch ärgerer Verstösse gegen Sprache und Versbau wird man uns gern erlassen. Nur einiges zur Probe. S. 25 fanden wir die harte Zusammenziehung *acht't* (st. achtet); S 185 gar *könn'n* (st. können). S. 129 wird gemessen:

Schicksal, gieb mir meine Habe
Grausames gieb sie zurück.

S. 36 heisst es:

Jeder nehme bescheiden sein Theil, nicht neidend den *Mitmensch* (en).

S. 52 beginnt ein *Trinklied:*

Wackre Zecher
kreiset den Becher u. s. w.

statt: *lasst* den Becher *kreisen.* — S. 73 findet sich gar:

Grosser Friedrich, schau' es doch,
Wie dein Volk die Schmach jetzt *roch* (!!)

Eine besondere Rüge verdient noch die nachlässige Behandlung antiker Versarten, namentlich des elegischen Maasses, welches der Vf. besonders häufig anwendet. Seit durch Verskünstler (im besten Sinne des Wortes), wie *Voss*, *Schlegel*, *Wolf*, u. a. unsere Prosodie so grosse Sicherheit gewonnen hat, und vorzüglich der Hexameter zu einem hohen Grade der Ausbildung gelangt ist, können Verse, wie folgende, auch dem minder feinhörenden Ohre nicht mehr erträglich seyn:

S. 16. In der Belgen zierlichen Schiffen — doch wohnet auch Kraft drin.

S. 17. Zeigt sich das christliche Kreuz — Constantin sah seines so.

S. 38. Mit dem Engel *rang* herzigen Sinnes der herrliche Jacob.

S. 44. Und der trotzige Sinn *löst' te in* Wehmuth sich auf.

S 54. Deutschlands Eiche *bleibe ein* Bild für deutsche Verfassung.

S. 96. Gleicht dem unstäten Rohe wahrhaft das unstäte Volk.

Das Gedicht *Bilder aus der Heimath*, das bey allem Mangelhaften doch durch einzelne gefühlvolle Stellen anspricht, schliesst (S. 157) mit dem hässlichen Pentameter:

Rede *huld'gend* zu dir dieses so *harmlose* Lied.

Druck und Papier sind, wie man sie von der *Vieweg'schen* Officin längst gewohnt ist.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1824.

GESCHICHTE.

HEIDELBERG, b. Winter: *Taschenbuch für Freunde der Geschichte des griechischen Volkes älterer und neuerer Zeit. Zweyter* Jahrgang 1824. Herausgegeben von Dr. *A. Schott* und *M. Mebold.* 360 S. 8.

Von diesem zeitgemäfsen Taschenbuche, dessen *erster* Jahrgang bereits (1823. Nr. 148.) angezeigt worden, liegt bereits der *zweyte* vor uns, der sich mehr noch, als jener, durch Mannichfaltigkeit des Inhalts und interessante Aufsätze, wenn schon nicht alle von gleichem Werthe sind, auszeichnet. Der Zweck der, hier zuerst genannten, Herausgeber ist bey der Fortsetzung im Ganzen derselbe geblieben, und nur der Plan etwas erweitert worden, wie sie sich hierüber in der Vorrede zur Genüge aussprechen. Nicht nur das neuere Griechenland soll der Gegenstand des Taschenbuchs seyn: der Zweck desselben führt nothwendig auch auf Darstellungen aus der ältern griechischen Geschichte, aber zunächst nur auf die, die sich nach einer leichten Ideenverbindung an die Geschichte des Tages anreihen lassen. Unter diese Gattung von Aufsätzen gehören die vier ersten, von denen der das Taschenbuch eröffnende: „Demosthenes, ein biographischer Versuch von *Ernst Münch*" das Leben des Mannes und jene Zeit der sterbenden Freyheit Griechenlands — worin sich allerdings ein passender Berührungspunct für die gegenwärtigen Zeiten der Erhebung des griechischen Volkes darbietet — trefflich schildert, wie sich von einem solchen Schriftsteller wohl erwarten läfst. Der zweyte Aufsatz von *demselben: „Ueber Morea oder den Peloponnes während des Mittelalters"* ist etwas zu mangelhaft, als dafs sich daraus ein vollkommenes Bild von dem Zustande jener Halbinsel unter dem griechischen Kaiserthum bilden liefse und Nr. III. „*Die Eroberung Constantinopels durch die Türken* von *Karl von Rotteck*" (aus der Iris vom Jahre 1810 abgedruckt) hätte das damalige abendländische Europa im Verhältnifs zu dem griechischen Morgenlande mit stärkeren Farben darstellen sollen: denn die Aehnlichkeit zwischen der damaligen Politik der Mächte Europa's und der, wie sie sich bey der Erhebung Griechenlands 1821 gestaltete, ist zu grofs, als dafs der Zeichner jener längst verflossenen Zeiten nicht die Gelegenheit benutzen sollte, in der Vergangenheit die Gegenwart sich spiegeln zu lassen. Im Uebrigen ist die Schilderung kräftig und besonders der letzte Constantin mit Liebe gezeichnet. Der vierte Aufsatz erzählt die *Zerstörung der Türkischen Flotte bey Tschesme im July* 1770 ziemlich ausführlich und erneuert durch diese That aus der Vergangenheit die hohe Freude an den ähnlichen Ereignissen der Gegenwart. Wäre nur jene That bey dem Versuche der grofsen Katharine, Griechenland zu befreyen, von einigem Einflusse gewesen. Die übrigen Aufsätze beschäftigen sich mehr oder weniger mit der Geschichte Neugriechenlands. Sehr wichtig unter diesen sind Nr. V., *Gespräch über die Ereignisse in der Moldau und Wallachey.* (1821.) Aus dem Neugriechischen des *Rizos* (eines sehr gebildeten, auch als Schriftsteller seiner Nation bekannten Griechen aus Constantinopel, der ein wichtiges Staatsamt in Bukarest bekleidete und Augenzeuge der dortigen Ereignisse war, s. S. 353. des Taschenbuches) übersetzt und Nr. VIII. „*Auszug aus dem Schreiben eines deutschen Arztes aus Athen v. 30sten Sept.* 1822." — allein über die militärischen Ereignisse verbreitete sich jenes Gespräch weniger, obschon es neben vielen interessanten Aufschlüssen über diesen Punct der griechischen Revolution eine begründete, wohl zu beherzigende Apologie der Griechen gegen so manche Vorwürfe S. 132. ff. und S. 136. einige wahre Worte über zurückkehrende Philhellenen enthält. Das Schreiben aus Athen theilt mehrere nicht unwichtige Nachrichten über die Revolution aus dem J. 1822, unter andern über die Invasion der Türken im Monat Julius, so wie auch Einiges über das Gefecht bey Peta in demselben Monat (über welches der nächste Jahrgang eine ausführliche Beschreibung nebst einem Plane enthalten soll) mit, und zeichnet sich durch die Unbefangenheit der Urtheile über die Griechen vor ähnlichen Mittheilungen aus: den Capitain Odysseus scheint jedoch der Vf. zu verkennen, wenn einigen aus Griechenland Zurückgekehrten Glauben beyzumessen ist. Doch fehlt es über jenen Kampf bis jetzt fast noch gänzlich an authentischen Quellen und nur unbefriedigend kann dieser Mangel durch die Berichte der einzelnen Philhellenen ersetzt werden. Die unter Nr. VI. gegebene *Uebersicht der Literatur den Griechischen Freyheitskampf und das neuere Griechenland überhaupt betreffend*, ist nicht vollständig: die Idee selbst verdient Beyfall, wenn zugleich, wie hin und wieder hier geschehen ist, kurze Urtheile über die einzelnen Schriften und Werke hinzugefügt werden.

den. — Das hier S. 160. über das bekannte Tagebuch von Lieber ausgesprochene möchte Rec. jedoch nicht unterschreiben. Die Fortsetzung dieser Uebersicht ist übrigens im nächsten Jahrgange zu wünschen und läfst sich dann auch Manches zu der hier gegebenen nachtragen. So war unter andern am Ende die in Paris erschienene Schrift eines Griechen: *La Grèce en* 1821 *et* 122. von der Prof. Krug in Leipzig eine deutsche Uebersetzung mit Anmerkungen besorgt, nicht zu vergessen. Der Auffatz Nr. VII. „*Die Schweizerischen Griechen - Vereine bis zum Anfange des Jahres* 1823" ist ein interessanter Beytrag zu der Summe dessen, was von aufsen *privatim* für die Griechen geschehen ist: am meisten hat sich dadurch die freye Schweiz ausgezeichnet, doch würde gewifs auch eine ähnliche, nur kürzere Mittheilung unter das, was die Griechenvereine in Deutschland und anderwärts für Griechenland gewirkt haben, willkommen seyn, um daraus ein Resultat über die den Griechen gewordene Unterstützung zu ziehen. Rec. hat eine solche Uebersicht vom Zürcher - Vereine *d. d.* December 1822. gesehen, die, specieller in den einzelnen Angaben, zum Muster dienen könnte. — Nr. IX. ist der Beschlufs des im ersten Jahrgange begonnenen Beytrags des Griechen *Xanthos*, der früher in Heidelberg studirte, zur richtigern und mildern Beurtheilung des jetzigen griechischen Volkes, von dem nur zu wünschen wäre, dafs er weniger flüchtig über die Literatur der Neugriechen, den Hauptgegenstand des Auffatzes sich verbreitete: die Ursachen, welche in den letzten funfzig Jahren auf Griechenlands Cultur und Civilisation einwirkten, sind von Koray in seinem bekannten *Mémoire* von 1803 besser auseinandergesetzt worden. Ueber diesen Nestor der neugriechischen Literatur ist eine biographisch-literarische Skizze, aus der *Biographie nouvelle des Contemporains* v. Jahre 1822 übersetzt, hier mitgetheilt, welche einen Begriff von der grofsen Thätigkeit und den Verdiensten des ersten unter den jetzt lebenden neugriechischen Gelehrten giebt, aber mit französischer Leichtigkeit bearbeitet ist. Die prosaischen Auffätze beschliefst die Lebensbeschreibung des am 4ten Nov. 1822 leider zu früh für Griechenland verstorbenen *Graf Norman Ehrenfels*, (geb. 14ten Sept. 1784.) der nach dem, was er geleistet hat, auf seiner militärischen Laufbahn gewifs Grofses gewirkt haben würde, wenn er länger gelebt hätte. Der übrige Inhalt des Taschenbuchs besteht in Poesien, die theils Uebersetzungen einzelner mit den neuesten Ereignissen in Berührung stehender Gedichte aus der griechischen Anthologie, von Dr. *Weber* in Wetzlar, theils Lieder sowohl von *Rhigas* im Originale nebst der Verdeutschung von *Wilh. Reinhold* und *Mebold*, und der englischen Uebersetzung des bekannten Δεῦτε παῖδες, von *Byron*, als von *Coray* unter andern Ἆσμα πολεμιστήριον τῶν ἐν Αἰγύπτῳ περὶ ἐλευθερίαν μαχομένων Γραικῶν, aus der Zeit der französischen Expedition in Aegypten, für dessen Verfasser *Koray* gehalten wird, (f. S. 265. des Taschenbuchs) mit Uebersetzungen von *Wurm* und *Mebold* und einem Musikblatte, das die griechische Melodie zu dem Ἆσμα von Koray enthält, theils eigene deutsche Gedichte von *Mebold* sind. Auch ist, S. 330. die herrliche Ode an die Hellenen von *Rizos*, die schon durch die sehr gelungenene Uebersetzung von *Stieglitz* in seinen zum Besten der Griechen herausgegebenen Gedichten (Leipzig 1823) bekannt geworden ist, im Originale und in einer Verdeutschung von *Mebold* mitgetheilt; doch kann Rec. sie nicht sehr rühmen, eben so wenig, als die andern Uebersetzungen, denen man zum Theil zu grofse Treue vorwerfen möchte. Für die Mittheilung der neugriechischen Gedichte verdienen die Herausgeber den Dank derer, die sich mit der Literatur der Neugriechen vertraut machen wollen. Die sehr gut lithographirten Bildnisse des Al. *Maurocordato* nach einem Gemälde von *Vernet*, des *Demosthenes* nach *Viscontis Iconographie* und des Graf *Normann* nach einer nach seinem Tode gefertigten Zeichnung, so wie eine Ansicht des *Akrokorinth* zieren das Taschenbuch, das, gut gedruckt, nur durch viele Druckfehler, auch in den Eigennamen, sehr entstellt wird. So steht z. B. S. 161. statt Cessen Cesten und S. 171. st. Wenck Wendt, anderer nicht zu gedenken.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Meifsner: *Predigten* von *Hermann Gottfried Horn*, Pastor an der St. Pauls Kirche auf dem Hamburger Berge. 1823. XII und 179 S. gr. 8.

Rec. hat diese Predigten, zwölf an der Zahl, mit Aufmerksamkeit gelesen und freuet sich der Bekanntschaft mit einem Manne, dem es ein rühmlicher Ernst ist, sich in seinem Amte möglichst nützlich zu machen und der sich glücklicher weise von dem Schwindel frey zu erhalten weifs, von welchem so viele jüngere Zeit - und Amtsgenossen ergriffen sind. Hr. *Horn* ist seit 1819 d. 5ten Dcbr. als Prediger bey der während der franz. Zwingsherrschaft eingeäscherten, dann wieder erbaueten Pauls Kirche auf dem Hamb. Berge, einer Hamb. Vorstadt als Prediger angestellt, und aufser den Gliedern seiner ihm besonders angewiesenen Gemeinde versammeln sich, wie die Vorrede berichtet, auch aus andern Gemeinden und sogar von andern Confessionen sonntäglich viele Zuhörer um seinen Lehrstuhl. Der Vf. ist bescheiden genug, diefs einzig „der Localität des H. B.", der die Mitte zwischen *Altona* und *Hamburg* hält, beyzumessen; wir sind aber sehr geneigt, auch das vorzüglich Anziehende seiner Vorträge dabey in Anschlag zu bringen, wie denn das sehr ansehnliche Subscribenten-Verzeichnifs ein augenscheinlicher Beweis von der Achtung und dem Beyfall ist, deren sich Hr *Horn* unter den Bewohnern beider Städte zu erfreuen hat, und zwar, wie wir gerne, in Beziehung auf das Allgemeine, das in diesen Vorträgen geleistet wor-

worden ist, mit Ueberzeugung hinzusetzen, sehr verdienter Weise, wenn gleich, wollten wir den genauesten Maassstab anlegen, im Einzelnen und Besonderen uns noch dieses oder jenes zu wünschen übrig bleiben möchte. Was sich nämlich im Allgemeinen zur Empfehlung dieser Vorträge mit Grund sagen läfst, ist dieses: Der Vf. hebt aus der Summe der für die öffentliche Erbauung geeigneten Wahrheiten vorzüglich diejenigen aus, die von einem unleugbar wichtigen Einfluss auf den christlichen Sinn und Wandel sind, und theilt seine Belehrungen darüber in einer fasslichen, ungekünstelten, doch sehr edlen und würdigen Sprache und in lichtvoller Ordnung mit. Die Einleitungen stehen mit den Abhandlungen in einer wirklich vorbereitenden Verbindung, wie es zweckgemäss, aber leider nicht immer bey den neueren und neuesten Predigtsammlungen, die dem Rec. zu Gesichte gekommen sind, der Fall ist. Die Hauptsätze sind, bis auf ein paar Ausnahmen, ungezwungen aus dem Texte abgeleitet, und dieser, die gewöhnliche Sonntagsperikope, wird in der Ausführung, wie es sich gebührt, wie es aber leider abermals von angehenden Predigern so selten zu geschehen pflegt, recht sorgfältig und meistens auch recht glücklich benutzt. Die Ausführung selbst hält sich zwischen einer zu grossen Ausdehnung und einer ungenügenden Kürze in einer glücklichen Mitte, und da sie durchaus practisch und tief ins Leben hineinführend ist, so bedurfte es auch nicht erst besonderer Anwendungen, statt deren der Vf. gewöhnlich mit einem paar kräftigen Worten oder mit einem passenden Verse aus irgend einem geistlichen Liede, seine Rede beschliesst. Sehr zur Ehre gereicht es ihm übrigens, dass er seine ihm besonders anvertraute Gemeinde und deren Bedürfnisse niemals aus den Augen verliert, und dennoch auch seine Vorträge so abzufassen weiss, dass sie dem Auditorium, das sich ausserdem in seiner Kirche einfindet, und worunter nicht wenige Gebildete sind, in Materie und Form genügen.

Was insonderheit die *Wahl der Materien* betrifft, so mögen die Leser es selbst sehr leicht, dass sie eine recht verständige sey, aus folgendem Inhaltsverzeichnisse ersehen. 1. Auf welche Weise müssen und können wir Hülfsbedürftigen zu Hülfe kommen? 2. Wie bist du herein gekommen und hast doch kein hochzeitlich Kleid an? 3. Können wir Protestanten uns noch fortdauernd der Segnungen unsrer Kirchenverbesserung erfreuen? 4. Ueber die religiöse Erziehung unsrer Kinder. 5. Wozu soll uns die Wahrheit führen: In kurzer Zeit ändert sich oft viel? 6. Ueber die nöthige Behutsamkeit in der Aufklärung Anderer. 7. Von dem hohen Ernst, mit welchem wir den Morgen eines neuen Jahres zu begrüssen haben. 8. Kann wohl jeder Mensch allen Versuchungen zum Bösen widerstehen? 9. Die Wahrheit im Leben und die Wahrheit nach dem Tode. 10. Warum muss die Erinnerung an den Tag unserer Confirmation uns immer wichtig und heilig bleiben? 11. Wie viel mehr Achtung der vernünftige und redliche Zweifler verdiene, als der in allem unbedingt Gläubige. 12. Wozu soll uns die Wahrheit antreiben: Gewiss ist der Tod, ungewiss die Todesstunde? Man sieht das die wenigsten dieser Themen, etwa 6. 8. 9. 11. ausgenommen, der Art sind, dass sie nicht schon recht oft im Kanzelvortrage vorgekommen und mit mehr oder minder Glück behandelt wären; aber practisch und der öfteren Erwähnung und Behandlung werth sind sie gewiss, wie es ja überhaupt dem Geistlichen, der seiner Gemeinde wirklich nützlich werden will, nicht sowohl um Neuheit und um eine oft sehr erzwungene Originalität, als vielmehr nur darum zu thun seyn muss, dass die heilsame Wahrheit, auch die schon bekannte, richtig gefasst, wohl verstanden, recht angewandt werde. So sehr wir nun mit der Wahl der abgehandelten Gegenstände Ursache haben zufrieden zu seyn, eben so sehr stellt sich Hr. *H.* in Behandlung seiner Texte und in der Ausführung seiner Hauptsätze als ein Mann dar, der mit Einsicht zu verfahren weiss, auf beides einen nicht gemeinen Fleiss verwendet und bey Beharrlichkeit in Verfolgung seines, laut der Vorrede, sich vorgesetzten Ziels es gewiss dereinst zu einer ausgezeichneten Vorzüglichkeit bringen wird. Leicht würde sich dieses Urtheil näher begründen lassen, wenn uns in diesen Blättern ein grösserer Raum zu Gebote stände. Wir beschränken uns daher nur auf Einiges, und erlauben uns bey Anführung desselben zugleich diese und jene kleine Bemerkung, die, wie wir glauben, dem würdigen Vf. selbst bey seinem unverkennbaren Streben das Bessere zu erreichen, nicht unwillkommen seyn werden. Da gestehen wir denn z. B. offen, dass uns die erste Predigt in dieser Sammlung am wenigsten befriediget hat. Sie ist zwar in ihren einzelnen Theilen der Perikope (Trin 7.) genau genug angepasst, aber eben dieser Theile sind — es sind nämlich 6 an der Zahl — für Einen Vortrag offenbar zu viele und selbst das Muster, dem sich Hr. *H.* nachzubilden sucht, der verewigte *Zollikofer*, kann ihm hier schwerlich zur Rechfertigung dienen. Uebrigens ist auch dieser Vortrag in der Ausführung so rein didactisch abgefasst, dass Rec. fürchtet, es sey ihr diese Form sehr auf Kosten der Wärme und des rednerischen Schwunges gegeben, die doch beide bis zu einem gewissen Grade auch der Kanzelvortrag nicht nur zuläfst, sondern sogar erfodert. Vielleicht hätte der Vf. besser gethan, wenn er sich strenge auf dem Wege erhalten hätte, den er in der Einleitung gewissermassen sich selber vorgezeichnet hatte, und etwa die Frage: *wem*, *wie*, *wann*, *was* soll man geben? bey der Partition zum Grunde gelegt hätte. In Nr. 2. will es Rec. scheinen, als stehe der erste Theil, der die Frage: Wie bist du u. s. w. in ihrer *Bedeutung* darstellen soll, nämlich als *Hauptheil* betrachtet, überflüssig und in seinem Verhältniss zu dem 2ten Theil auch gewissermaassen dürftig da. Was in ihm zu geben war, hätte als ganz kurze Vorbemerkung dem zweyten Theil füglich vorangesetzt werden können, so wie es auch Rec. noch nicht völlig entschieden

den ist, dass in dem Ev. mit dem allerdings bildlichen Ausdruck auf die hier benannte Sitte des Orients angespielt sey. Um so gelungener aber ist der zweyte Theil oder die eigentliche Predigt zu nennen. In der 3ten Pr. hat uns vorzüglich angenehm die Freymüthigkeit angesprochen, mit welcher der Vf. die Gebrechen des Zeitalters rügt, besonders S. 42. und 43, wovon wir einiges auszuheben uns nicht enthalten können, da es auch zugleich eine Probe von der Diction des Vfs. giebt. So heisst es S. 42: „Aberglaube und Schwärmerey schleichen unter uns, bösen Geistern gleich, herum und suchen wen sie ergreifen und in ihr Gefolge aufnehmen können." S. 43. aber werden beide als „das Bestreben" dargestellt, „die Religion *allein* zum Gegenstande des inneren (?) Gefühls zu machen, wobey alles, was nach Vernunft sich nennt (? als Vernunft erscheint) verworfen und verdammt wird, wo man blindes unbedingtes Hingeben predigt, wo man den nachdenkenden und forschenden Menschen sogleich für einen Zweifler, den prüfenden und das Unwesentliche vom Wesentlichen in Sachen des religiösen Glaubens trennenden Christen sogleich für einen Ungläubigen erklärt, wo man eine Menge von Worten mit Feuer und Salbung ausspricht, die sich recht gut mit anhören, aber doch den Geist und das Herz unbefriedigt lassen, Worte, die nicht nur dem Hörer unverständlich und dunkel, sondern auch wohl dem Redner selbst nicht klar und deutlich sind, eben weil er nur seinen dunkelen Gefühlen, nicht aber dem Licht der Wahrheit und den Foderungen des Verstandes und der Vernunft folgt" u. s. w. Wir übergehen, um nicht zu weitläuftig zu werden, die übrigen Vorträge und bemerken nur noch von der 6ten Pr. die *von der nöthigen Behutsamkeit in der Aufklärung Anderer* handelt, dass wir zwar gegen dieses Thema an sich nichts einzuwenden haben, auch die Behandlung desselben in diesem Vortrage im Ganzen genommen sehr beyfallswürdig finden, aber doch dasselbe über die Pericope am 3ten Adv. kaum gewählt haben würde: da es sich aus derselben doch nur mit Zwang herausbringen läfst. Diess zeigt sich denn auch nur zu deutlich in dem Uebergange, den der Vf. von seinem Texte zum Hauptsatze macht. Wenigstens war der Ausspruch Jesu schwerlich von dem Missbrauch gemeint, der von der durch ihn zu bewirkenden Aufklärung gemacht werden konnte, wenn er sagt: „selig — — ärgert," oder wenn auch, wie der Vf. behauptet, er dabey einen Blick „auf die grosse Finsterniss einerseits und auf die verfolgende Verkehrtheit und Schlechtigkeit der Zeitgenossen, andrerseits" warf, so hätte doch, wenn einmal das Thema gewählt werden sollte, ein kürzerer Weg dazu genommen werden können durch die einfache Bemerkung, die, nur mit andern Worten, am Schluss des Ueberganges vorkommt: „Selbst Jesus musste besorgen, missverstanden zu werden und ein Gegenstand des „Aergernisses" zu seyn; um wie viel schwerer wird „es uns werden, dem gänzlich auszuweichen, und wie sehr haben wir deshalb Ursach unsre Behutsamkeit zu verdoppeln!" u. s. w. — Hin und wieder möchte auch gegen Ausdruck und Schreibart einiges zu erinnern seyn; z. B. dass „wehrend" offenbar das Participium von dem Zeitwort „wehren" durchgehends statt „während" gesetzt ist. Mit der Anzeige dieser empfehlungswerthen Vorträge verbinden wir die Erwähnung einer Arbeit anderer Art, welche uns ebenfalls aus dortiger Gegend zugekommen ist, nämlich der:

HAMBURG, b. Wormer's Wwe.: *Denkblätter der Predigten welche in der heil. Dreyeinigkeitskirche zu St. Georg vor Hamburg gehalten sind* von *J. W. Rautenberg*, Pastor daselbst. *Zweyte* Sammlung. 1822. VI und 488 S. *Dritte* Samml. 1823. VIII u. 512 S. 8.

Wir würden von dem, was hier dem Publikum abermals aufgetischt wird, gar keine Notiz nehmen, sondern es bey dem über die erste Sammlung (1822 Erg. Bl. Nr. 15.) ausgesprochenen Urtheil bewenden lassen, und Hrn. *R.* seiner Selbstgefälligkeit, die ihn für jede wohlgemeinte Belehrung unzugänglich macht, und seiner vagen Geschwätzigkeit ruhig überlassen, wenn es uns nicht gerathen schiene, wenigstens des Vorworts zu gedenken, womit Hr. *R.* beide vorliegende Sammlungen auszustatten, für gut befunden hat. Er charakterisirt sich selbst darin zu sehr, als dass wir unsern Lesern diese Cabinets- und Dosenstücke zur beliebten Gemüthsergetzlichkeit nicht bekannt machen sollten. Zuerst trägt Hr. *R.* darin seine Rechtgläubigkeit zur Schau, namentlich seinen unbedingten Glauben an die Augsb. Conf. Wir wollen ihm beides nicht streitig machen, wiewohl ihm leicht nachgewiesen werden könnte, dass er gewiss nicht alles predigt, was in dieser Conf. steht, und dass er, in dem Bestreben *par eminence* rechtgläubig zu erscheinen, gar Manches behauptet, wovon es ihm schwer werden möchte darzuthun, dass es in der heil. Schr. gegründet, oder mit derselben auch nur vertragsam sey. Aber verbitten dürfen wir uns jenes „zur Schautragen" doch in sofern, als damit die von ihm, besonders in dem Vorworte zur 3ten Samml., laut ausgesprochene Sucht, seine Collegen zu verkleinern, sich im eigentlichen Sinne frech und unbesonnen paart. Dass er wegen unsrer Anzeige der ersten Sammlung uns „eine Wespe, sogar ein armes Thierchen nennt, dem der Stachel fehlt" verzeihen wir ganz gerne seiner beleidigten Eitelkeit. Ein Stachel jedoch, der ihm ein bischen wehe gethan hat, muss wohl da gewesen seyn. Woher sonst der Ingrimm, womit er sich gebehrdet? Seine Verse, die „der Leser, der sie nicht mag, für griechisch halten und überschlagen" soll, sollen forthin von uns eben so unangetastet bleiben, als alle übrigen Erzeugnisse seiner verkehrten Denkart und Imagination. Hr. *R.* hat ein grosses Privilegium!

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1824.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Berlin, b. F. Oehmigke: *Berlinsches Jahrbuch für die Pharmacie und für die damit verbundenen Wissenschaften. Fünf und zwanzigster* Jahrgang. *Erste* Abtheilung. Herausgegeben von Dr. *G. H. Stoltze*, Privatdocenten an der Universität zu Halle, Vorsteher der Apotheke, und der Medicamenten-Expedition des dasigen Waisenhauses u. s. w. Mit einem Porträt und einer Kupfertafel. 1823. XII u. 275 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Deutsches Jahrbuch für die Pharmacie. Zehnter Band. *Erste* Abtheilung.

Die fortgesetzte Erscheinung dieser Zeitschrift, welche unter der Besorgung des jetzigen Herausgebers sich immer mehr hebt, ist ein sicherer Beweis, dass sie vom Publicum richtig gewürdigt werde, und wir müssen mit Recht es loben, dass sich Hr. Dr. *Stoltze* alle Mühe giebt, die Tendenz dieser Zeitschrift immer unverrückt im Auge zu halten. Dieser neue Jahrgang enthält: I. *Abhandlungen. A. Abhandlung, die Verhältnisse und Pflichten der Apotheker im bürgerlichen Leben betreffend. Bemerkungen über den Rabatt, welchen die öffentlichen Armen- und Krankenanstalten nach der preussischen Arzneytaxe vom Jahre 1815 gesetzlich geniessen, vom Herausgeber.* Rec. stimmt den Ansichten des Vfs. bey und wünscht dass dieselben bey einer neuen Taxe gehörig gewürdigt werden mögen. B. *Abhandlungen naturgeschichtlichen Inhalts. Ueber die Abstammung der China nova.* Vom Herrn Professor Dr. *Hayne* in Berlin, *nebst einer Nachschrift vom Herausgeber.* Hr. Dr. *St.* äusserte sich im Berl. Jahrb. für 1822 bey Gelegenheit einer Recension des wichtigen Werkes von *Haynes* getreuer Darstellung der in der Arzneykunde gebräuchlichen Gewächse gegen die Meinung von *Hayne*, dass China nova und China rubra beide von Cinchona oblongifolia abstammen, und dass erstere von den jüngeren Zweigen des Baumes herrühren. Er stützte seine Meinung vorzüglich auf die ganz verschiedene chemische Constitution beider Rinden. H. Professor *Hayne* sucht seine Ansicht zu rechtfertigen, indem er zeigt, dass sich zwischen beiden Rindenarten Uebergänge finden, eine fortlaufende Reihe von der China rubra bis zur China nova verfolgt werden könne, und stützt sich ausserdem auch auf die Humboldtsche Sammlung, in welcher eine Rinde von Cinchona oblongifolia sich befindet, die von *Bonpland* selbst bezeichnet, und der China nova ganz gleich ist. Die verschiedene chemische Constitution glaubt Hr. *H.* von dem verschiedenen Alter beider Rinden herleiten zu können. Doch verdienen Herrn Dr. *Stoltze'ns* Zweifel noch immer Berücksichtigung. C. *Abhandlungen chemisch-pharmaceutischen Inhalts. Ueber die leichte Zersetzung der Blausäure*, vom Herrn Ober-Medicinalassessor *Schrader* in Berlin. Hr. *Schr.* glaubt dass die leichte Zersetzbarkeit der Blausäure (grösstentheils) von zu gewaltsamer Destillation und besonders von der Rectification über salzige Mittel, (wenn auch nur über Bittererde) herrühre. Die Anwendung der Phosphorsäure nach *Schraders* Vorschlage (s. Brandes Archiv II. B.) macht die Rectification der Blausäure ganz unnöthig, und ist daher sehr zu empfehlen. Rec. erhielt darnach mit Anwendung des von *Brandes* vorgeschlagenen Apparates stets eine Blausäure, welche nicht rectificirt zu werden brauchte und sich bey sorgfältiger Aufbewahrung lange unzersetzt hielt. *Ueber den Arsenikgehalt des Spiessglanzes.* Vom Herrn Ober-Medicinalassessor *Schrader* in Berlin. Eine sehr interessante Abhandlung, welche die durch *Serullas* gefundene Anwesenheit des Arseniks im Spiessglanze ebenfalls bestätigt. Hr. *S.* glaubt dass die Prüfung des Spiessglanzmetalls vor dem Löthrohre schon hinreichend den Arsenikgehalt erkennen lasse. *Ueber die Prüfung der schwefelsauren Magnesia auf Glaubersalz.* (Durch Glühen mit Schwefel.) — *Untersuchung der Cephalodien von Baeomyces roseus.* Vom Herrn Hofrath Dr. *Rudolph Brandes* in Salz-Uflen. Die Familie der Flechten ist chemisch, noch wenig untersucht, und das Wichtigste was wir davon wissen, besteht in den Arbeiten von *Westring*, *Proust*, *Berzelius*, *Schrader* und *Brandenburg*. Nichts desto weniger ist es für die physiologische Kenntniss dieser interessanten Familie der Gewächse von Wichtigkeit mehrere derselben chemisch untersucht zu sehen. Die interessanten Resultate dieser von Herrn *Brandes* angestellten Untersuchung der obengenannten Flechte sind, dass dieselbe bestehe aus schleimzuckerartiger Materie, dem thierischen Leim ähnlicher Phyteumacolla, Flechtengelatin, Erythrophyll und cellulöser Membran. Erythrophyll nennt Herr *B.* den von ihm in den Cephalodien entdeckten eigenthümlichen Farbestoff, welcher sich dem, welchen *Schrader* in der Par-

Parmelia parietina fand, anschliesst. *Ueber die beste Bereitungsart des Hahnemannschen Quecksilberoxyduls*, (*Hydrargyrum oxydulatum nigrum Pharm. boruss.*). vom *Herausgeber.* Der Vf. zeigt die Unzulänglichkeit der vorhandenen Angaben über die Bereitung dieses Arzneymittels, um ein stets gleiches Präparat darzustellen, und theilt eine Vorschrift dazu mit, welche von der Umsichtigkeit des Vfs. zeugt, und bey deren Befolgung auch Rec. ein stets gleiches Präparat erhielt. *Chemische Analyse der Benzoe*, vom *Herausgeber.* Diese vortreffliche Untersuchung hellt die Natur dieses pflanzensauren Harzes sehr auf. Der Vf. untersuchte vergleichend die braunen und weissen Stücke des Benzoeharzes und fand dass erstere im Wesentlichen aus Benzoesäure und einem gelben in absolutem Aether löslichem Harze und letztere aus Benzoesäure und einem in absolutem Aether unlöslichem braunem Harze (Halbharze) bestehen. Ein anderer wichtiger Theil dieser Abhandlung besteht in einer sorgfältigen Prüfung der verschiedenen Methoden zur Darstellung der Benzoesäure und der darnach vom Vf. aufgestellten neuen, welche höchst zweckmässig erscheint. Es folgen hierauf noch folgende Abhandlungen. *Bemerkungen über die Bereitung des Hahnemannschen Quecksilberoxyduls*, vom Hrn. *L. Hornemann* in Braunschweig. *Ueber die Gegenwart der Bernsteinsäure in den Terpentinarten*, vom Hrn. *Lecanu* dem Sohne und Hrn. *Serbat.* (Aus dem *Journal de Pharmacie.*) *Freyer Auszug aus den Beobachtungen des Hrn. Lassaigne über eine durch Destillation der Citronsäure gebildete neue Säure.* (Aus den *Annales de Chimie et de Physique.*) *Ueber die Bereitung und einige Eigenschaften des einfachen und des Jodinhaltigen Jodin-Kaliums*, vom Hrn. *Baup* zu Vevay. (Aus dem *Journal de Pharmacie*). *Ueber die Zerlegung der vegetabilischen und animalischen Substanzen*, vom Hrn. *Bussy* (eben daher). *Ueber die Erhaltung des salzsauren Quecksilberoxyduls im feinzertheilten Zustande*, vom *Herausgeber.* II. *Jahresbericht der wichtigeren die Pharmacie betreffenden Entdeckungen*, vom *Herausgeber.* III. *Verfügungen Königlich Preussischer Behörden, das Apothekerwesen betreffend.* IV. *Bücherkunde.*

Nach dem was wir hier kürzlich mitgetheilt haben, wird wohl ein jeder Sachverständige mit unsern Urtheile einverstanden seyn, dass dieses Werk fortwährend die grösste Theilnahme und Aufmerksamkeit verdiene.

SCHÖNE KÜNSTE.

Dresden, in d. Arnold. Buchh.: *Evadne*, oder *die Bildsäule.* Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach dem Englischen des *Richard Sheil* bearbeitet von *Theodor Hell.* 1822. 118 S. 8. (12 gr.)

Auf dem Binnentitel heisst das Stück *Evadne oder die Bildsäulen.* Beides, der Plural wie der Singular, ist in soferne passend, als die Heldin der Begebenheit in einem Saale voller Bildsäulen, hinter deren eine sie sich verborgen hat, ihren Hauptcoup ausführt, indem sie dort einen Mordanschlag auf den Herzog des Landes belauscht, und dann diesen Herzog rettet, indem sie ihn vor der Bildsäule ihres Vaters durch ihre Beredtsamkeit von dem sündhaften Gelüsten nach ihrer Person bekehrt, und dadurch zugleich Veranlassung zur Entlarvung des Bösewichts von Günstling giebt, welcher diese unreine Flamme in dem Herzog' angefacht und unterhalten hatte. Dass Hr. *Sheil* das Stück *Tragödie* genannt hat, ist weit schwerer zu rechtfertigen, als jener Doppeltitel in der Uebersetzung; denn wir sehen durchaus nicht, wo dieser Composition das Tragische sitzen soll.

Schiller sagt irgendwo, es müsse schon kein ganz gemeiner Kopf seyn, der in der Tragödie ohne Bösewicht auszukommen wisse. Der Verf. der Evadne, weit entfernt, nach *diesem* Ziele zu streben, scheint vielmehr dem Ruhme eines ungemeinen Kopfes auf dem diametraliter entgegengesetzten Wege nachgetrachtet zu haben: denn er hat es versucht, in der Tragödie *einzig und allein* mit einem Bösewicht auszukommen. Es ist einzig und allein der Bösewicht, (der herzogliche Günstling) welcher hier die Fäden der Begebenheit verwickelt; er allein ist es, welcher hier eigentlich handelt: alle übrigen Personen, der Herzog, Evadne, ihr Bruder, ihr Bräutigam, eine zweite Liebhaberin dieses Bräutigams, die Verschworenen, kurz alle Personen des Stückes erscheinen bloss als Maschinen, die er handhabt, und die so lange nach *seinem* Plane handeln, bis derselbe durch die Plumpheit seines eigenen Gewebes scheitert. Er selbst, der Bösewicht Ludovico, hat für Evadnen gebrannt, hat seinen beglückten Nebenbuhler mittels einer diplomatischen Sendung entfernt; und jetzt, nachdem er den Herzog für Evadnen entflammt, dadurch die empfindliche Ehrliebe des Bruders derselben aufgeregt, mit Hülfe einer, von Evadne's Geliebten verschmähten Dame Evadnen verdächtig gemacht, und nebenbey eine geheime Verschwörung gegen den Herzog angezettelt hat, jetzt kommt auf seine Veranlassung der Bräutigam Evadne's zurück, und reif scheint ihm nun sein Plan, welcher darin besteht, dass Evadne's Bruder den Herzog, weil er sein Haus entehren will, umbringen, die Verschwörung ausbrechen, das Volk ihn (den Bösewicht) auf den Thron setzen und Evadne dann die Seinige werden soll. Dass daraus nichts wird, haben wir bereits oben angedeutet, und es ist kein Wunder bey der ungeschlachten Anlage. Er bringt den Herzog unter dem ganz unwahrscheinlichen Vorwande, dass Colonna (Evadne's Bruder) selbst ihm die Schwester zuführen werde, in das Haus des Letztgenannten den er bereits zum Morde beredet hat. Hierauf entfernt er sich, und lässt die Sache gehen, ohne

zu

zu bedenken, wie leicht solch eine Sache *anders* gehen kann, sobald er fort ist. Und sie *geht* anders, eben weil, während er den Colonna zum Morde anfeuert, Evadne hinter einer Bildsäule steckt. Als er den Herzog ermordet glaubt, kommt er wieder, steht entlarvt, fällt den Herzog mit dem Degen an, und wird von Colonna erstochen, welcher früher, sehr episodischer Weise, ein Gefecht mit Evadne's Geliebten gehabt, und diesen bloss etwas zur Ader gelassen hat. Nach Aristoteles, (Poët. XIII, 4.) und nach dem Ausspruche eines gesunden Kunstsinnes, ist es aber nicht tragisch: τὸν σφόδρα πονηρὸν ἐξ εὐτυχίας εἰς δυστυχίαν μεταπίπτειν. Τὸ μὲν γὰρ φιλάνθρωπον ἔχοι ἂν ἡ τοιαύτη σύστασις, ἀλλ' οὔτε ἔλεον οὔτε φόβον etc. Dass so ein kecker und dabey bornirter Bösewicht umkomme, ist poëtisch *gerecht*, aber nicht tragisch *recht*, weil es weder Schrecken noch Mitleid erregt, und eben so wenig die Gewalt der Sittlichkeit über die Sinnlichkeit stärkt, als irgend etwas *Erhabenes* an sich hat. Was sich hier begiebt, so lange der Bösewicht noch intriguirt, ist moralisch hässlich, und zugleich niedrig wie die Quelle, woraus es fliesset, und was *am Ende* mit dem Bösewicht vorgeht, ist nicht erhabener, als jeder Strafactus menschlicher Criminaljustiz.

Es ist indessen sehr glaublich, dass dieses Product auf der englischen Bühne einen sogenannten *Erfolg* gehabt, und eine Art von Glück gemacht habe; denn es schmeichelt dem verderbten Geschmacke des modernen Theaterpublikums, schiebt dem Ernste der Tragödie eine tragerirte Rettungsgeschichte unter, und hat eine Charakteristik und eine Schilderey der Leidenschaften ganz nach dem *Princip der Theatermalerey:* grobe Striche und grelle Farben; auch hat der Vf. einige Theatercoups angebracht, wovon das Hervortreten der Evadne hinter der Bildsäule nicht der unwirksamste ist. Und einzig jenem Theatererfolge wird wohl diese Aftertragödie die Ehre der Hell'schen Bearbeitung zu verdanken haben.

Hr. *Th. Hell* unterhält nämlich schon seit mehrern Jahren eine theatralische Schnell-Uebersetzungs-Fabrik unter der Firma: Bühne der Ausländer. Neue Stücke, die im Auslande, besonders in Paris und London, einiges Glück auf den Bretern machen, übersetzt er in's Deutsche, und lässt sie zuvörderst als *Manuskript für die Bühnen* drucken, d. h. er bringt die Abdrücke nicht gleich in den Buchhandel, sondern überlässt sie für ein mässiges, sogenanntes Theaterhonorar den Directionen zur Aufführung, welche sich auf diese Fabrikarbeiten abonnirt haben. Erst nach Ablauf einer Frist, die vermuthlich durch das Abonnement bestimmt wird, lässt er sie als öffentliche Druckschriften verkaufen. Dass auch vorliegendes Stück unter diese Industrie-Producte gehört, zeigt theils der Binnentitel, nach welchem die Evadne das erste Stück vom vierten Bande der Bühne der Ausländer ist, theils die unverkennbare Fabrikmässigkeit der Uebertragung.

> Eure Schwelger —
> Bankete, Eure *hohen*, goldnen Feste,
> Die jeder Theil der ausgeraubten Erde
> Mit der *geplünderten Verschwendung* häuft. (S. 7.)

Was hat Hr. *H.* sich wohl unter einer geplünderten Verschwendung gedacht? S. 14. drückt Ludovico seinen Vorsatz, den Herzog umzubringen, in einem Beyseite mit den Worten aus:

> An *Paradieses Brust*
> Sollst du noch heut recht fest entschlummern.

S. 15. verspricht er dem Herzog, dass Evadne ihn mit ihren Reizen *krönen* soll. S. 19. nennt er das Bildniss des Herzogs: „schönes *Puppenspiel*", und S. 20. schliesst er den ersten Akt so:

> Allein ich will bald seine Hoheit lehren,
> Dass jene Lager, die ich kann bereiten,
> Gar *lastend* sind, und in den dunkeln Kammern
> Der Ewigkeit *gebettet* werden.

Wir sind nicht im Besitze des Originals, zweifeln aber billig, dass Hr. *H.* in diesen unbeholfenen Stellen es sinngetreu wiedergegeben hat. S. 22. heisst es ferner:

> Stört nicht mit *Edelsteinen* eures Schmeichelns
> Den Quell der Bitterkeit in meiner Seele;
> Denn lasst ihr sie auch noch so leis darein
> In Tropfen schlüpfen, regen sie im Fall
> Doch die vergifteten Gewässer auf.

Welch ein Galimathias! Dunkler, aber nicht besser als der Ausdruck S. 67:

> — wenn du erst
> In *Feuer* meine Seele tauchtest, hast
> Du nun mich *in Elisium gebadet;*

oder wie der S. 28:

> Ja Ja, ich wills aus Mitleid!
> Aus Mitleid für den *glühen Edelmuth*
> Des Herzens, den ich *in* dir sehe.

Dass überall „der Todt" (Tod) gedruckt ist, mag auf des Setzers Rechnung gesetzt werden, sammt der *liebenen* (liebenden) Betrachtung S. 32. und andern Fehlern mehr.

Möchte Hr. *H.*, wenn er nun einmal seine Uebersetzungen für die Bühnenverwaltungen doppelt gebrauchen, wenn er sie auch dem *lesenden* Publikum mittheilen will, doch lieber die Eilarbeiten bloss *geschrieben* an die Theater verkaufen, und sie erst dann drucken lassen, wenn er sie gefeilt haben wird. Oder wie, wenn er lieber diese ganze Fabrik eingehen liesse? Wir haben eben nicht bemerkt, dass die Bühnendirectionen von den Producten derselben (wenn wir etwa die diebische Aelster und die Waise und der Mörder ausnehmen, die, wenn wir nicht irren, auch in der Bühne der Ausländer erschienen sind) viel Gebrauch gemacht hätten.

VER.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Gerh. Fleischer: *Gott und Welt*, oder *wie Gott stets waltet und die Welt oft schaltet*; in Gleichnissen, Deutungen, Sagen und Erzählungen; dargestellt vom Grafen *Schlog von Rugenroth. Erstes* Bändchen. 1822. 219 S. 8.

In herzlicher Weise, voll religiöser Empfindung, geistreich, meistens natürlich und einfach, manchmal ein wenig gesucht und geziert, bietet hier der Vf. als Gabe dem Publikum, was er seine Sonntagsfeyer und sein Abendgebet nennt. Er beschreibt nämlich seinen Beruf und sein Leben folgendergestalt: „Als ich erwachsen war, so durchreiste ich die Welt und liess meinen Führer gewöhnlich zwey Stationen hinter mir her fahren, wobey wir uns beide gleich wohl befanden. Zuletzt merkte das mein Vater, und meinte dann auch, es sey des Geldes nicht werth, immer einen Nachhüter hinter mir her zu senden. Mein Führer hatte das Nachfahren auch satt, er ging über zu seinem *Beruf*, wie er mir Abschied nehmend, schrieb; er ward *Prediger*. Sein Beruf erinnerte mich an das Sprichwort meiner alten Erzieherin (was deines Berufs nicht ist, davon lasse deinen Vorwitz) und ich sann jetzt auch über meinen Beruf nach, da kein andrer mich wozu berief. Aus der Geschichte ward mir klar, dass ich in meiner Lage als Graf und Besitzer grosser Güter dazu berufen sey, den Landbau, das Gewerb und Handelswesen zu fördern und das Glück von Tausenden im eignen Wohlseyn zu schaffen. Als ich den Gedanken gedacht und mit Begeisterung aufgefasst hatte, so wurde mir klar, was mein Beruf sey, — eine frey gewählte Thätigkeit, wozu man alle Kräfte hat, und wobey man nichts anderes will, als das Heil der Welt. Um meinem Beruf wahrhaft und treu leben zu können, setzte ich meine Reise noch eine Zeitlang fort, besuchte die berühmten Landwirthe und Fabrikinhaber in Deutschland, reiste nach Frankreich und England, erforschte dort den Zusammenhang zwischen Verfassung und Staatsreichthum, und hielt mich eine Zeitlang in Schweden auf, wo mich der freye Bauernstand vorzüglich anzog. Der Tod meines Vaters veranlasste meine Rückkehr nach Deutschland, wo ich nach gehöriger Einsicht der Oertlichkeit meiner Lage, meinem frey gewählten Berufe zu Leben anfing. Weil mein Grundsatz war, von einem kleinen Punkte auszugehen, so beschränkte ich mich auf die Gärtnerey, und dabey stehe ich noch, und wird wohl kommen, dass ich als ein Gärtner sterbe, obgleich das anfänglich nicht mein Wille war. Ich wirthschafte jetzt zehn Jahre, habe mein grosses Gut fast ganz in einen Garten umgeschaffen, besitze eine Werkstätte zur Lieferung von allen Gartenwerkzeugen, leite eine grosse Schule, worin sich Gärtner für andre Kreise und Länder bilden, und mache so den Mittelpunkt eines bedeutsamen Gärtnerlebens aus — ich bin ein Gärtnergraf." —

Gerne wird jeder das Werk der Mussestunden dieses wackern Mannes in die Hand nehmen. Wir enthalten uns einer nähern Inhaltsanzeige, und führen nur Weniges an, um den herrschenden Ton zu bezeichnen. Nr. VI. ist überschrieben: „Wenn der Teufel krank ist, will er ein Mönch werden." Ueber das Daseyn des Teufels streiten sich die Gottesgelehrten, inzwischen das Wort ist da, und jeder hat die Freyheit mit Einem zufrieden zu seyn, oder sich mehrere beyzulegen. Denn der Teufel hat das Recht, sich in allerley Gestalten einzukleiden. Das einzige Unglück, was ihm widerfährt, besteht darin, dass er bisweilen *krank* wird. Es kommen nämlich Zeiten, wo sich die Menschen besonders gegen den Teufel erheben. Dann erwärmt er sich in einer Mönchskutte und nistet sich damit dort wieder ein, wo man ihn als Kirchenstürmer, Gottesleugner und Erzlügner ausgetrieben hat. Man nehme sich vor ihm in Acht, denn wer A sagt, muss bey einem guten Schulmeister das ganze A B C durchmachen; und der Teufel hat jetzt bey den Fortschritten des menschlichen Schulwesens das seine auch verbessert.

In ähnlicher Art wird unter Nr. VIII. das Sprichwort erläutert: „Gute Tage wollen starke Beine haben." So lange der Mensch hier auf Erden botenläufert und er durch kleine Leiden und Freuden durch muss, ist ihm in der Regel wohl. Wenn aber die Freuden über ihn in grossem Maasse hereinbrechen, dann werden sie ihm oft zum Kreutz, er bricht Hals und Bein, weil seine Kräfte durch Leiden noch nicht gehörig gestärkt sind. Je wohler es dir geht, desto mehr bete und desto eifriger, und bitte auch um einige Ruthenstreiche, denn du bist doch noch ein Junge, wenn auch die Haare schon weiss sind. Geht es dir recht böse und schlimm, ey so kannst du eher ein Vater unser weglassen.

Unter Nr. XIX. „Oft beisst der Zahn die Zunge, und doch bleiben sie gute Nachbaren," scheint es etwas gesucht, die Zunge und Zähne mit einem lieben Ehepaar zu vergleichen, der Mann fest, die Frau weich, wo der Mann wohl zuweilen der Frau wehe thut u. s. w. Inzwischen ist die moralische Deutung dieses Vergleiches praktisch und richtig entwickelt, und es sind nur wenige Stellen, wo dem Vf. dergleichen Vorwurf zur Last fällt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1824.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Karlsruhe, b. Braun: *Die Verfassung und das Procefsverfahren der Untergerichte im Grofsherzogthum Baden, mit Vorschlägen zu Verbefserungen durch Trennung der Justiz von der Administration, und Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens;* von *Chr. Donsbach*, Oberamtmann zu Ettenheim. 1822. XIIII u. 338 S. gr. 8.

Unter den vielfältigen Schriften über Justizverbefserungen nimmt die vorliegende einen ausgezeichneten Rang ein. Sie ist mit grofser Sachkenntnifs, Besonnenheit und Vorurtheilsfreyheit geschrieben; sie ist im hohen Grade freymüthig und ehrlich, ohne Unbescheidenheit und Anmaafsung; sie verfolgt ihr Ziel ruhig und fest ohne Absprünge, und beweist überall, dafs ihr Vf. aus Theorie und Erfahrung wufste, worauf es ankommt. Da Verbesserungen nur dann angemessen seyn können, wenn sie einen Uebergang aus dem Bestehenden in einen beffern Zustand ausmachen, wozu die genaueste Kenntnifs des erstern unumgänglich nöthig ist; so legt der Vf. seiner Arbeit eine umfassende Darstellung der dermaligen Beschaffenheit der Justizeinrichtungen und Rechtspflege in Baden, wie solche durch die neuern organischen Anordnungen gestaltet worden sind, zum Grunde, welche allein schon ein verdienstliches Werk ist. Damit aber verbindet der Vf. zugleich eine umsichtige und gründliche Kritik des Bestehenden, nicht minder der von einigen Deputirten in der Ständekammer gemachten Vorschläge zur Umgestaltung der Justiz. Dort, wie anderwärts, sind diese Vorschläge in der Hauptsache darauf hinausgegangen, dafs die Justizverwaltung künftig nicht ein Zweig der Staatsverwaltung bleibe, sondern ein Theil der Volksverwaltung werde, das heifst, dafs die Justiz nicht blofs in ihrem Richteramte unabhängig von aller Staatsgewalt gemacht, sondern selbst zu einem Werkzeuge der Geltendmachung des Volkswillens umgeschaffen werde, welches durch Oeffentlichkeit ihrer Verrichtungen und Einführung des Geschwornengerichts bewerkstelligt werden soll. Der Vf., den Grundsatz anerkennend, dafs die Justizpflege durchaus unabhängig seyn müsse, verwirft indessen gerade dieserhalb die Jury, weil in ihr keine unabhängige, sondern nur eine von den Vorurtheilen, Launen und Leidenschaften des Volkes regierte, Rechtspflege statt finden könne, wefshalb solche selbst für die Prefsvergehen gänzlich unstatthaft sey. Mit Frau v. Stael das Geschwornengericht für eine Einrichtung ansehend, welche der bürgerlichen Gesellschaft in ihrer Kindheit angehört, und dafür erachtend, dafs die Kinderkappe dem Jünglinge und Manne nicht anstehen könne, urtheilt er: „dafs man bey diesen öffentlichen Gerichtssitzungen auf Sach- und Rechtskenner unter den Zuhörern nicht rechnen dürfe, weil nur das Volk als Volk hier in Betrachtung kommt. Um nicht unwürdig auf ihrem Platze zu sitzen, müssen Richter unsers Jahrhunderts durch Wissenschaft und Kenntnisse, welche nicht im Kreise gewöhnlicher Volkserfahrung liegen, allzu ausgezeichnet über dem Volke stehen, um in demselben seines Gleichen als Controlleur oder Beurtheiler zu finden. Die Unabhängigkeit des Richters und unumschränkte Freyheit seines Urtheiles sind die Grundbedingungen richterlicher Unparteylichkeit. Der Richter darf also eben so wenig um die Volksmeinung, als um die Gunst eines Fürstenhofes sich bekümmern." (S. 120) Nicht minder ernst erklärt sich der Vf. gegen die Verleumdung derjenigen, welche das in Deutschland übliche Gerichtsverfahren ein heimliches nennen, weil es einen Widerspruch in sich enthält: Handlungen öffentlicher Beamten, welche aufserdem in Gegenwart der Betheiligten vorgenommen werden, heimlich zu schelten. (S. 8) Allein auch dem Vf. genügt diese Oeffentlichkeit nicht. Er geht davon aus, dafs die Gerichtsöffentlichkeit eine staatsbürgerliche seyn müsse, weil alle Staatsbürger nicht nur bey ihrer Handhabung betheiligt, sondern auch berufen sind, darüber zu wachen, dafs sie ihrer Bestimmung entspreche, und die wahrzunehmenden Mängel in der Repräsentation des Volkes zur Sprache zu bringen. Obgleich ferner, wie für alle Staatsdiener, so auch für die Justizbeamten, die Präsumtion der Pflichtmäfsigkeit streite, so sey doch diese Voraussetzung nicht unumstöfslich, sondern es müsse bey der Möglichkeit des Gegentheiles, auch für defsfalsige Zeugen gesorgt seyn Jedoch will er zwischen der Civil und Criminal-Justizpflege den Unterschied beobachtet wissen, dafs, da es dort zunächst immer nur um Privateigenthum sich handelt, es in das Belieben der Parteyen gestellt werden soll, Gerichtszeugen mit zur Stelle zu bringen, wo hingegen bey den Handlungen der peinlichen Justiz allemal drey Zeu-

Zeugen aus den Staatsbürgern der Reihe nach zugezogen werden sollen, ohne dadurch den freyen Zutritt aller übrigen Staatsbürger zu den Gerichtssälen zu beschränken, die ihnen vermöge ihres Bürgerrechtes nicht verschlossen werden dürfen. (S. 113) Jedoch dürfe dadurch der Zweck der Gerichtspflege selbst nicht vereitelt werden, noch haben andere Personen, als wirkliche Staatsbürger, eine gleiche Befugniss. Da während der Generalinquisition zur Entdeckung der Wahrheit und zur Ermittelung der That und der Thäter die Geheimhaltung der entdeckten Anzeigen und der genommenen Maassregeln der Polizey und Justiz unerlässlich ist; so will auch der Vf. die Gerichtsöffentlichkeit erst nach beendigter Generaluntersuchung eintreten lassen, und hält selbst eine öffentliche Wiederholung der Zeugenverhöre nur in dem Falle für nöthig, wenn deren Wahrheit bestritten und eine Confrontation der Zeugen unter sich oder mit den Angeklagten rathsam wird. (S. 116) Dahingegen soll der aus den verhandelten Acten auszuarbeitende Vortrag allemal, nach des Vfs. Absicht, entweder den Interessenten vor der Verlesung mitgetheilt, oder in ihrer Gegenwart abgelesen, und ihnen gestattet werden, gegen dessen Richtigkeit Einwendungen und Bemerkungen zu machen. Vorzüglich aber dringt der Vf. darauf, dass die richterliche Abstimmung, sowohl in Civil- als Criminalsachen, bey offenen Gerichtsthüren geschehe, weil diese Abstimmung die eigentliche Handlung des Richteramtes sey, mithin wenn man Oeffentlichkeit der Rechtspflege verlange, dieselbe ganz vornehmlich bey dieser Handlung eintreten müsse. Jedoch sey mit der Abstimmung die Berathung der Richter unter sich nicht zu verwechseln. Die letztere, welche nur eine Vorbereitung zu der Entschliessung jedes Einzelnen, und selbst noch kein Rechtsspruch sey, müsse schon darum im Stillen geschehen, damit sie theils ungestört vor sich gehe, theils das Ansehn der Gerichte vor den Augen des Volks nicht compromittire. Allein eben aus diesem Grunde wird auch die Abstimmung nicht öffentlich geschehen dürfen. Denn entweder sollen dabey die Entscheidungsgründe angegeben werden, oder nicht. Im letztern Falle kann die öffentliche Stimmgebung das Geheimniss der Entscheidung nicht aufheben, weil jedes Votum nur der letzte Schluss einer ganzen Reihe von Schlüssen ist, die man alle kennen muss, um beurtheilen zu können, ob jener aus wahren Vordersätzen durch richtige Folgerungen gezogen worden ist. Ohne Angabe der Gründe würde man Orakelsprüche, aber keine Urtheilssprüche vernehmen. Im andern Falle, wenn ein Jeder seine Gründe vollständig vortragen sollte, würde, abgesehen von dem ungeheuren Zeitaufwande, eine solche Abstimmung nichts anderes seyn, als eine Wiederholung der Berathung, bloss mit Hinweglassung derjenigen Ansichten, welche in Folge derselben gänzlich aufgegeben worden sind, indem ein Jeder für seine Meinung nicht bloss alle Unterstützungsgründe anführen, sondern auch die Zweifelsgründe widerlegen müsste. Die Hauptsache aber ist, dass ein Richtercollegium, wie der Vf. selbst anerkennt, (S. 30) eine mystische Person ist, deren Gesammtwille allein in Betrachtung kommt und dasjenige ist, was als rechtliche Entscheidung gilt. Die einzelnen Abstimmungen sind keine Urtheilssprüche, sondern, eben so, wie die Berathung, nur eine Vorbereitung zu denselben. So lange aus den einzelnen Abstimmungen kein Schluss gezogen und in der legalen Form ausgesprochen worden ist, kann aus jenen gar kein Recht hergeleitet oder dadurch begründet werden. Der Ausspruch der Gesammtheit der richterlichen Behörde allein ist folglich derjenige Act, durch welchen das formelle Recht, welches streitig war, festgestellt wird, und dessen Veröffentlichung darum nothwendig ist, wo hingegen diese Nothwendigkeit bey allen bloss vorbereitenden Handlungen wegfällt. Schwerlich dürfte auch jemals ein Beyspiel vorgekommen seyn, dass die Abstimmungen falsch gezählt worden wären. Hier controliren die sämmtlichen Mitglieder eines Collegii einander zu gut, als dass es noch einer andern Controle bedürfte. Eher kann daraus eine unrichtige Schlussziehung erwachsen, dass die mehreren Fragen, welche streitig sind und entschieden werden müssen, bevor ein Entschluss zu nehmen ist, mit einander vermengt und die Abstimmungen dadurch verworren werden. Um diess zu verhüten, wird es gut seyn, dass allemal die Fragen, welche zu entscheiden sind, von dem Vorstande des Collegii einzeln schriftlich zu den Acten registrirt werden, nebst ihrer Erledigung. Eine andere Controle ist zu dem Ende nöthig, um zu verhindern, dass der Richterspruch nicht aus einem unrichtigen Vortrage der Referenten hervorgehe. In dieser Beziehung verdient der Vorschlag, (S. 101) den vom Referenten gefertigten Actenauszug den Interessenten vor der Verlesung zur Wahrnehmung ihrer Gerechsame mitzutheilen, bey weitem den Vorzug vor dem andern, wonach der Actenauszug in ihrer Gegenwart verlesen, und jedem eine halbe Stunde vergönnt werden soll, sich darüber mündlich zu erklären. (S. 19) Denn nicht bloss ist die, allerdings unerlässliche, Zeitbeschränkung allzu willkürlich, und in manchen Fällen zu klein, in andern viel zu gross; sondern es läuft auch diese Verhandlung auf eine Wiederholung des schon Vorgebrachten, oder auf neue Verdunkelungen des Thatbestandes hinaus, theils durch Aushebung aus dem Zusammenhange gerissner Puncte, theils durch die Macht der Beredsamkeit. Auf der andern Seite können zu leicht erhebliche Umstände der Aufmerksamkeit entgehen, oder doch der Beweis der Actenwidrigkeit nicht auf der Stelle zu führen seyn. Wird hingegen der Aktenauszug schriftlich mitgetheilt zu schriftlichen Bemerkungen, mit denen zugleich die Rechtsdeductionen verknüpft werden können; so gehört es nun vornehmlich zum Amte des Re- und Correferenten, entweder die Ungegründetheit der eingereichten Bemerkungen aus den Acten nachzuweisen, oder in Ge-

mässheit derselben den Actenauszug zu berichtigen, worüber das, was geschehen ist, bey den Acten behalten werden muss. Am allerwenigsten scheint die Zuziehung von Gerichtszeugen während der Instruction der Processe, als Regel, nöthig zu seyn, wodurch entweder den Bürgern eine neue sehr beschwerliche, und eben darum bald in eine leere Formalität ausartende, Last aufgebürdet, oder die Kostspieligkeit der Processe bedeutend vermehrt werden würde. Wenn nur dafür gesorgt ist, dass die Actuarien von den Richtern unabhängig sind, dass jenen von diesen die Protocolle laut in Gegenwart der Interessenten dictirt, und solche demnächst den letztern zur eigenen Durchlesung und Unterschrift vorgelegt werden; wenn ferner den Parteyen nachgelassen wird, allen Zeugenvernehmungen ihren Vertheidiger oder Sachwalter beywohnen zu lassen, welche die aufgenommenen Protocolle durch ihre Unterschrift bekräftigen: so scheint es ganz unnöthig, noch Gerichtszeugen zuzuziehen, ausgenommen, wenn Interessenten nicht lesen und schreiben können, oder ihre Unterschrift ohne allen Grund verweigern. Selbst der Protocollführer wird, in Civilsachen wenigstens, erspart werden können, wenn die Interessenten darauf Verzicht thun. Die Befugniss aber, in allen Fällen, wo keine Nothwendigkeit vorhanden ist, dem Richter persönliche Auskunft zu geben, durch Bevollmächtigte seine Gerechtsame vor Gericht wahrnehmen zu lassen, gehört unstreitig zu den Befugnissen der staatsbürgerlichen Freyheit; (S. 7) woraus von selbst folgt, dass den Parteyen ein bloss mündliches Verfahren nicht aufgedrungen werden darf, theils weil die Schrift zur Controle der Sachwalter unerlässlich ist, *theils weil*, was diese beyzubringen für rathsam halten, ihnen nicht verschränkt werden darf. Daraus folgt indessen nicht, dass der Processgang durch Allotria aufgehalten werden dürfe, noch dass alle unerhebliche Angaben niederzuschreiben sind. Im Gegentheil müssen die Advocaten und Parteyen auf das Sachdienliche beschränkt, daher auch nur dieses aus ihrem Vortrage zu den Acten registrirt werden. Doch auch ausserdem ist die schriftliche Feststellung der Angaben der Parteyen sowohl, als der Zeugen, unentbehrlich, weil nur auf diese Weise die Gewissheit zu beschaffen ist, einmal dass die Prämissen der richterlichen Entscheidung mit jenen vollkommen übereinstimmen, und zweytens dass in höherer Instanz die Revision des ersten Urtheilsspruches auf den Grund der ihm vorausgegangenen Verhandlungen erfolge. Ausserdem würden die höhern Instanzen keine Instanzen, das heisst Prüfungen der ersten Entscheidung, sondern neue Richtersprüche mit grösserm Ansehen seyn. Ganz unbedenklich ist desshalb der Vorschlag derer verwerflich, welche aus der ersten Instanz nur einen Versuch, das Recht zu finden, machen wollen, und welche sich desshalb mit einer mangelhaften Einrichtung derselben begnügen.

„Die untersten Staatsbehörden sind es, die dem Volke am nächsten stehen, und desshalb möglichst vollkommen seyn müssen, weil in ihnen die Staatsregierung dem Volke unmittelbar erscheint, und weil sie durch ihre Nähe am entscheidendsten und im allerweitesten Umfange auf das Wohl oder Wehe der Staatsbürger ihren Einfluss äussern. Vollkommen eingerichtete Unterbehörden vermögen weit mehr Gutes zu leisten, als die Oberbehörden, welche das Unheil nicht immer wieder aufheben können, das übelbestellte Unterbehörden angerichtet haben. Eine der ersten Aufgaben der Staatsweisheit ist es, die untern Staatsämter so einzurichten und zu bestellen, dass die Bürger der Hülfe höherer Behörden möglichst entbehren können," und insonderheit in Rechtshändeln die höhern Instanzen nur bey wirklich zweifelhaftem Rechte zu ergreifen brauchen. (S. 21).

(*Der Beschluss folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ALTONA, b. Hammerich: *Natur, Kunst und Leben.* Erinnerungen, gesammelt auf einer Reise von der Weser zum Rhein und auf einem Ausfluge an die Gestade der Nord- und Ostsee, von *Elise Freyfrau von Hohenhausen*, gebornen *von Ochs.* 1820. IV u. 172 S. 8.

Die als Dichterin rühmlich bekannte Vfn. schrieb diese Erinnerungen für Freunde der Natur und Kunst nieder; neue Ansichten will sie den Gelehrten nicht geben, wohl aber wird sie unbefangenen Gemüthern einige recht heitere Stunden gewähren, besonders solchen, welche die von ihr geschilderten anziehenden Gegenden bereits selbst aus eigener Anschauung kennen; in dem Rec. hat sie manche frohe Erinnerung wieder aufgefrischt. Die Reise ging von Preussisch-Minden aus über *Detmold, Paderborn und Kassel*, zuerst nach *Frankfurt a. Main.* Die *Porta Westphalica* und die Lage der Stadt *Detmold*, worin damals noch die edle *Pauline* residirte, werden mit Gefühl geschildert. Nur fiel es mit Recht der Vfn. auf, dass Galgen und Rad auf einem grünen Anger dicht vor dem Thore sich dem Blicke darstellten. „Diese gräfslichen Zeugen der verderbten Menschheit sollten dem Auge des Fremden versteckt werden." Ueber Paderborn geht die Vfn. schnell hinweg; es folgen einige freundliche Ergiessungen über ihre Geburtsstadt *Kassel.* Das gesellige Leben daselbst aber wird nicht sehr gerühmt. „Die Gesellschaft" (heisst es S. 9) „theilt sich dort in lauter geschlossene Zirkel, als den altadligen, neuadligen, altdeutschen, gelehrten, declamirenden u. s. w. Diese Zirkel erhalten sich unvermischt mit den übrigen, wodurch Abwechselung und Mannigfaltigkeit der Formen und Gestalten verloren geht, u. s. w." Bey *Frankfurt* wird des würdigen *v. Bethmann* rühmlich erwähnt. Die stolzen Handelsherrn dagegen, die nur dem Mammon fröhnen, und deren in Frankfurt viele seyn sollen, kommen übel weg, wie sie es verdienen.

nen. Auch soll dort manche unglückliche Zwangsehe statt finden. Ausser einem gewissen altdeutsch seyn sollenden Wesen, fand die Vfn. wenig Spuren des wahren Deutschthums in und um Frankfurt. Einige ausgezeichnete Staatsmänner, Krieger und Diplomatiker, die der Bundestag und die Militär-Commitée zu Frankfurt versammelten, werden namhaft gemacht. Nach S. 27 sehen die Damen zu Frankfurt alle sehr blühend aus. Rec., der öfter in Frankfurt war, sah zwar viele recht hübsche, aber auch viele sehr bleiche Gesichter. Ganz unterschreibt Rec. das Urtheil über den Maler *Spagnoletto*, der einen Missethäter kreuzigen liess und tödtete, um nach ihm das Bild des sterbenden Erlösers zu malen. Der dritte Brief schildert das *Wilhelmsbad* bey Hanau, *Philippsruh*, und ergiesst sich in frohen Erinnerungen. Der vierte Brief beschreibt die *Mainfahrt*, *Mainz*, *Jahlbach*, den Ton und das Leben in Mainz, und ruft manche Scene der Vergangenheit zurück. Seit einigen Jahren werden alle Todten in ein an den Mainzer Kirchhof stossendes Beinhaus gebracht, wo man es 24 Stunden lang abwartet, ob das Leben sie zurückfodert. Die Glocke eines Schellenzuges ruht unter ihrer Hand, so, dass ihre leiseste Bewegung sie ertönend macht. Wenn jedoch die Vfn. daraus, dass seit zwey Jahren, wo das Beinhaus besteht, noch kein Todter weiter erwacht ist, den Schluss zieht, „dass die Angst, lebendig begraben zu werden, wohl mehr in der Einbildung, als in der Wirklichkeit begründet seyn möge," so dürfte sich doch wohl gegen diese Schlussfolge noch manches erinnern lassen. Wenn auch in 10 oder 20 Jahren nur *ein* Scheintodter wieder in's Leben zurückgerufen wird, so verdient diese Anstalt schon das grösste Lob. Wer es weiss, wie unsicher die Kennzeichen des wirklichen Todes sind, der kann sich bey dem gewöhnlichen schnellen Eilen zum Begraben eines Schauders nicht erwehren. Bey Gelegenheit der Erwähnung *Heinrich Frauenlob's*, den die Mainzer Frauen im J. 1318 zu Grabe trugen, ergiesst sich die Vfn. mit gerechtem Unwillen über die Unart so mancher Männer unserer Zeit, die ganze Frauenwelt nur mit anatomisch-prosaisch-politischem Auge zu betrachten, wiewohl sich auch nicht leugnen lässt, dass ein grosser Theil der jüngern Frauenwelt manche Veranlassung zu strengern Urtheilen der Männer darbietet; die bessern Männer und die wahrhaft Gebildeten unter ihnen wissen auch die Vorzüge des Geistes und Gemüthes edler Frauen anzuerkennen. Bey *Mainz* hätte wohl auch der wackere Erfinder der Buchdruckerkunst, *Guttenberg*, einer ehrenden Erwähnung verdient. Im *fünften* Briefe wird die Wasserfahrt bis *Koblenz* anziehend beschrieben, auch werden hier und in andern Stellen gefühlvolle Gesänge der Vfn. eingemischt. Einmal bemüht sie sich auch, das den Rheinländern so unwillkommene neue preussische Zollsystem als wohlthätig für die Zukunft darzustellen. — Von dem schön gelegenen *Koblenz* ging die Reise wieder nach *Mainz* zurück. Auch der wiederhergestellten Festungswerke zu *Ehrenbreitenstein* wird gelegentlich erwähnt. Der *sechste* Brief schildert die Wasserfahrt des Kaysers *Franz*, den Jubel, den seine Gegenwart in den Bewohnern der Rheingefilde erweckte; — *Rüdesheim*, die schöne Beleuchtung, die erhellten Burgen, der Wiederschein der Flammen im Rheine, — das alles wird mit lebendigen Farben geschildert. S. 83 ist eine schöne Ballade, *des Kindes Heimkehr*, eingerückt. Mit eben so vieler Theilnahme las Rec. einige andere, diesem Briefe eingemischte poetische Ergiessungen der gefühlvollen Vfn. Der *siebente* Brief schildert die Rückkehr, das Wiedersehen in *Frankfurt*, *Rödelheim* u. s. w.; und der *achte* und letzte Brief die Rückreise der Vfn. über *Marburg* und *Kassel*. Auch in diesen letzten Briefen weiss die Geistvolle Reisende durch ihre mitgetheilten Ansichten den Leser anziehend zu unterhalten. Rühmlich gedenkt sie mehrerer Gelehrten, deren persönliche Bekanntschaft sie auf ihrer Rheinreise machte, *v. Hartlebens* zu Mainz, *Erhards* aus München, *Karl Hofmanns* zu Rödelheim, *Justi's* zu Marburg, *Friedrichs* zu Frankfurt a. M., u. a.

Der *zweyte* Theil des vorliegenden Buches enthält einen *Ausflug an die Gestade der Nord- und Ostsee*, im J. 1819, und mit Lebhaftigkeit schildert auch hier die Vfn. die Eindrücke, welche die Gegenstände der Natur und Kunst, die Menschen und mancherley Anstalten und Einrichtungen auf ihr Gemüth gemacht haben. Die Reise ging zunächst über *Bremen* nach *Altona*. (Bey einer Vergleichung S. 116 wird *Palmyra* — nicht *Palmira* — in *Arabiens Wüste*, durch ein Versehen, verlegt; *Palmyra* aber lag in *Syrien*, in der Landschaft Palmyrene). In *Hamburg* fand die Vfn. die Stimmung trüber, wegen der vielen damals in England ausgebrochenen Bankerutte. S. 119 f. Etwas über *Klopstock* und sein Grab zu *Ottensee*. „Die säuselnde Linde, die es beschattet, streuete ihre Blüthen auf seinen Leichenstein; sonst waren keine Rosengebüsche für den Dichter da, der aus Palmen und Rosen am Tage des Gerichtes hervorzugehen wünschte." Die Stadt *Kiel* und ihre Bewohner werden von einer sehr vortheilhaften Seite geschildert. Ueber den von *Kiel* ausgegangenen Geist religiöser Schwärmerey und seine traurigen Folgen wird S. 139 f. offen und richtig geurtheilt. S. 147 f. wird des edeln, auch dem Rec. theuern Kunst-Veterans *Wilhelm Tischbeins* rühmlich erwähnt. Was *Hamburgs* Merkwürdigkeiten anlangt, so verweist die Vfn. mit Recht auf des trefflichen Domherrn *Meyers* genauere Beschreibungen. S. 158 f. wird der gefühlvolle Dichter *Schmidt* von *Lübeck* geschildert, auch *Rehbecks*, *Bartels*, *K. Reinhards* u. a. wird mit Theilnahme gedacht. Der *Anhang* S. 164 ist polemisch, die Vfn. wurde getadelt wegen ihrer Aeusserungen über religiöse Schwärmerey, und wird hier gerechtfertigt. Mehrere auffallende Druckfehler stören im Lesen dieser recht angenehm unterhaltenden Reisebeschreibung.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1824.

RECHTSGELAHRTHEIT.

KARLSRUHE, b. Braun: *Die Verfassung und das Processverfahren der Untergerichte im Grossherzogthum Baden* — von *Chr. Donsbach* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ist es nun ausgemacht, dass eine gründliche und solide Justizverwaltung Richtercollegien voraussetzt, und erfodert besonders die Oeffentlichkeit der Rechtspflege solche, so ergiebt sich von selbst, dass eine gute Justizeinrichtung ohne collegialische Rechtspflege in erster Instanz undenkbar ist. Oeffentlichkeit, Collegialität und Absonderung der Justiz von allen übrigen Verwaltungsangelegenheiten des Staates, das sind die wichtigen Momente, auf welche der Vf. hinarbeitet. Diese Absonderung der Justiz ist darum nothwendig, weil ausserdem nicht bloss Collisionen der Geschäfte unvermeidlich sind, sondern auch die Justizbehörden den höhern Verwaltungsbehörden subordinirt bleiben, mithin nicht der unentbehrlichen, und in der Constitution ausdrücklich zugesicherten, Unabhängigkeit theilhaftig werden können. (S. 103) Selbst von der Polizey muss die Justiz um so mehr getrennt werden, je mehr ausserdem die Vermengung und Verwechselung beider Gewalten zu besorgen ist, welche wesentlich verschieden sind, und deren Unterschied der Vf. sehr deutlich angiebt. (S. 131) Die Justiz richtet über begangene oder angeschuldigte Rechtsverletzungen, muss also dazu in jedem einzelnen Falle veranlasst werden; die Polizey hingegen verhütet alle besorglichen Nachtheile und Beschädigungen, nicht bloss durch freywillige Menschenhandlungen, sondern auch durch unfreywillige, und durch Naturereignisse. Sie ist für diesen Zweck ununterbrochen zur Thätigkeit berufen, und die Entdeckung der Verbrechen, wie die Verfolgung der Verbrecher gehört dazu, als eins der wirksamsten Mittel für ihre Aufgabe. Selbst die Criminalgesetzgebung ist nur ein Ausfluss der Thätigkeit der Polizey, indem sie freywillige Beschädigungen durch psychologischen Zwang abzuwenden sucht. Allein die Anwendung der Strafgesetze auf die Fälle ihrer Verwirkung ist ihr ganz fremd, und gehört ausschliesslich vor die Justiz, so dass selbst die Ahndung der Finanz- und Polizeyvergehen, welche sich dadurch von den eigentlichen Verbrechen unterscheiden, dass dort der zureichende Grund in positiven Bestimmungen der Staatsgewalt, hier unmittelbar in der practischen Vernunft und dem allgemeinen Sittengesetze beruht, ausschliesslich der Justiz zugewiesen werden muss. Denn schon die Bestimmung, ob irgend ein Vorgang bloss ein Vergehen oder ein Verbrechen sey, setzt schon eine richterliche Entscheidung voraus. Diess hindert jedoch nicht, dass für die Untersuchung der Vergehen ein mehr summarisches Verfahren, als in peinlichen Fällen, angeordnet werde; und könnten im allgemeinen die für die Forstfrevel gewöhnlichen Rügetage dabey zum Muster dienen. Doch selbst in den Forststrafsachen ist es ein augenfälliges Ungebürniss, wenn die verwaltenden Forstbeamten auf die Entscheidung einen Einfluss haben. (S. 134) Eine Trennung der Criminal und Civiljustizbehörden hält der Vf., mit vollem Rechte, für unzulässig und schädlich. Dahingegen verlangt er, dass, so wie die Aemter dermalen Polizey- und bürgerliche Strafen zu verhängen haben, ihnen auch, wenn sie erst eine collegialische Einrichtung erhalten haben, das erste Erkenntniss in den peinlichen Sachen zugewiesen werde. (S. 110) Gegenwärtig competirt ihnen nur die Untersuchung, und die Erkenntnisse werden bey den Hofgerichten gefällt, jedoch mit der Maassgabe, (S. 73) dass bey Todesstrafen, bey lebenswierigem Zuchthause, bey der Deportation, und bey der Dienstunwürdigkeitserklärung eines Staatsdieners, die Hofgerichte nur eine berathende, und das Oberhofgericht die urtheilende Stelle angeben. In diesen benannten Fällen muss auch dem Angeklagten selbst von Amtswegen ein Vertheidiger zugeordnet werden. Verdient es gleich keinen Beyfall, dass in diesen Fällen das erste Erkenntniss gleich in der höchsten Instanz gefasst wird, so verdient doch die Aufmerksamkeit und Wichtigkeit, welche auf die Unwürdigkeitserklärung zum Staatsdienste gelegt worden ist, um so mehr Lob und Nachahmung, je unverantwortlicher damit in manchen Ländern umgegangen wird, wo man nicht bedenkt, dass man einen furchtbaren Mord begeht, wenn man ohne hinlängliche Ursache einen ehrliebenden Staatsdiener, vielleicht mit seiner ganzen Familie, zur Verzweiflung zu bringen keinen Anstand nimmt. Eine andere Einrichtung in der Badenschen Criminaljustizverwaltung beweist ebenfalls, dass man dort mit Bedacht und Ruhe abgewogen hat, was anderwärts im Rausche angeregter

ter Gefühle behandelt worden ist. Die Tortur ist dort nämlich nicht gänzlich abgeschafft, aber nur in Folge ausdrücklicher Vorbescheidung anwendbar in den Fällen, wo die Hinterziehung und Verschweigung der Wahrheit ausgemacht und kein Zweifel daran ist. (S. 70) Es wird dabey zwar die Folter und das Erforschungsmittel der verheelten Wahrheit, das in einer bestimmten Anzahl Schlägen besteht, unterschieden; der Unterschied besteht indessen lediglich in den anwendbaren Zwangsmitteln. Von beiden ist die Bestrafung der Lüge vor Gericht verschieden, worauf die Untergerichte selbst zu erkennen befugt sind. Auch das verdient erwähnt zu werden, dass in Baden der Anklage- und Anschuldigungsprocess unterschieden ist; jener ist gänzlich aufgehoben, (S. 58) dieser hingegen zwar gestattet, der Denunciant wird aber nicht Ankläger und als solcher Partey, sondern seine Angaben dienen dem untersuchenden Richter nur zur Erforschung der wahren Beschaffenheit in dem eigentlich allein obwaltenden Inquisitionsprocesse. (S. 71) Der Denunciant ist dabey nur für freventliche Unwahrheit, aber für keine Unbesonnenheit verantwortlich, was eben so wenig zu loben seyn dürfte, als die Abschaffung des Accusationsprocesses. Die allerschwächste Partie in der Badenschen Justizeinrichtung ist, nach dem Vf., die Vollstreckung in allen nicht peinlichen Angelegenheiten, weil die Aemter keine eigenen Executoren haben, sondern alle Executionsvollstreckungen den Ortsvorständen auftragen müssen, welche als wählbare Vorgesetzte der Gemeinden von den Wählern abhängig sind und keinen Nachdruck haben (S. 34) Gleichwohl ist es sehr wahr, dass die richterliche Vollziehung des zugesprochenen Rechts so wichtig ist, als dessen Feststellung, weil diese ohne jene zu gar nichts führt, und weil der Credit des Landes von der Sicherheit der Execution abhängig ist. Der Vf. wünscht daher, dass den Gerichtshöfen nicht bloss zureichende Executionsmittel beygegeben, sondern auch eine allgemeine Executionsordnung erlassen werde, in der die löbliche Nachsicht gegen den der Schonung würdigen Schuldner mit der Strenge des Rechts verbunden wird, worauf der Gläubiger gerechten Anspruch hat. Was der Vf. bey dieser Gelegenheit über das Unpassende der Wahlen der ersten Ortsobrigkeit, welche von den Repräsentanten der Ortsgemeinden wohl zu unterscheiden ist, und über die Nothwendigkeit der Ernennung dieser letzten Glieder der Staatsverwaltung durch die Staatsgewalt, sagt, (S. 37) gehört zwar nicht unmittelbar zur Sache, ist aber sehr beherzigungswerth. Das Resultat des Ganzen ist, dass man in Baden, um eine vortreffliche Justiz zu haben, weder der Einführung fremder Institutionen bedürfe, noch dabey gewinnen würde, sondern dass es nur darauf ankomme, die schon bestehenden Einrichtungen von innen heraus zu verbessern und die vorhandenen Uebelstände in denselben zu tilgen. „Der Fehler unserer Rechtsverwaltung, heisst es S. 129, liegt in der bestehenden Aemterorganisation, in der Vereinigung der Justiz mit allen Verwaltungsgegenständen und der dadurch bedingten Abhängigkeit der Justizbeamten von allen Staatsoberbehörden, in der mangelhaften Besetzung der Aemter ohne Collegialität, in der Absonderung der Untersuchungs- von der Erkenntnissgewalt der Aemter in peinlichen Sachen, überhaupt in ihrer zu beschränkten Wirksamkeit und dem dadurch geschwächten Ansehn, in der zu sparsamen Besoldung im Verhältnisse zu andern Staatsdienern und zu ihrem wichtigen Berufe, im Mangel eines vollständigen Criminalcodex und eines bestimmten und umfassenden Gesetzes über das Verfahren in bürgerlichen und peinlichen Sachen, in der Unbestimmtheit und Begriffsverwechselung von Polizey- und Justizsachen, im Mangel einer hinreichenden Macht, die den Aemtern zu Gebote steht, um ihren Auflagen den Vollzug zu sichern, in dem weitläuftigen Gange des Recurswesens, und in der Abhängigkeit der wichtigern Criminalerkenntnisse von der Beurtheilung des Staatsministeriums und der darauf beruhenden Bestätigung des Landesfürsten."

LITERATURGESCHICHTE.

Herborn, gedr. mit Krieger. Schr.: *Johann Friedrich Fuchs*, nach seinem Leben dargestellt. Eine Gedächtnissschrift von *C. D. Vogel*, Herzogl. Nass. Schulinspector u. s. w. 1823. 34 S. 8.

Am 20sten Jun. 1823 starb zu *Herborn* der im Jahre 1818 in den Ruhestand versetzte Consistorialrath und erste Professor der Theologie *Johann Friedrich Fuchs*, ein Mann von Kopf und mannigfaltigen gelehrten Kenntnissen, der es verdiente, dass ihm diese kleine Gedächtnissschrift geweiht wurde. Er war geboren am 15ten November 1739 zu Breitscheid, einem Herzogl. Nassauischen Dorfe, wo sein Vater als Pfarrer stand, der, so wie dessen Gattin, einen wohlthätigen Einfluss auf die erste Bildung des Sohnes hatte. Im Jahre 1754 bezog er die Akademie *Herborn*, wohin er schon mehr Kenntnisse mitbrachte, als die meisten gewöhnlich wegzutragen pflegen. Er widmete sich, dem Willen seines Vaters gemäss, der Theologie, setzte aber vorzüglich auch seine philologischen und philosophischen Studien fort. In der orientalischen Literatur war der gelehrte Prof. *Johann Eberhard Rau* sein Führer. Das Frische und Lebendige des orientalischen Kolorits sagte seiner lebhaften Einbildungskraft vorzüglich zu. Ein Judenrabbiner, *Levi*, unterrichtete ihn auch eine Zeitlang in der Mischna und im Talmud. Seine ausgebreiteten, gründlichen Kenntnisse sammelte er auf der kleinen vaterländischen Akademie, worüber er sich selbst manchmal scherzend äusserte. „Ich habe, sagte er unter andern, meine kleinen Kenntnisse nicht mit Prunk über dem Wasser, wie *Moses* an einem

nem Orte sagt, geholt. Ich habe nur in *Herborn* studirt, und als Gast einige fremde Akademien besucht. Und mich gereut diese Verfahrungsart nicht; denn ich lese jetzt bey unsern Oekonomen, dass die Stallfütterung vortheilhafter sey, als der Weidgang. Und so habe auch ich die gelehrte Fremde, ausländische Weidgänge vermieden." Schon im J. 1758 folgte er dem Rufe als Rector nach *Stollberg* bey Aachen. Durch seinen Sinn für klassische Literatur hob er die Schulen und beförderte ihre Frequenz. Einen doppelten Ruf an das Rectoramt in *Duisburg* und *Düsseldorf* lehnte er ab. Im J. 1767 nahm er den Ruf als Prof. der Eloquenz und Geschichte auf der oranien-nassauischen Akademie zu *Herborn* an. Im J. 1774 wurde ihm auch das akademische Bibliothekariat übertragen, wodurch seine Liebe zur Literaturgeschichte und allgemeinen Bücherkunde neue Nahrung erhielt. In demselben Jahre wurde er auch Ephorus des Pädagogiums. Unter den Studirenden fanden seine Vorträge immer mehr Beyfall. Auch in dem Pädagogium führte er eine bessere Methode ein. Es schmerzte ihn aber, dass er seinem Lieblingsstudium, der griechischen Literatur, nicht mehr Verehrer auf der Akademie gewinnen konnte. In der Folge las er auch über mehrere Zweige der Geschichte, und seit dem J. 1792, wo er in die theologische Fakultät einrückte, hielt er Vorlesungen über die verschiedenen Fächer der Theologie. Im J. 1793 wurde ihm zugleich die erste Pfarrstelle übertragen. Als er der Gemeinde vorgestellt werden sollte, war die Kirche so voller Menschen, dass man kaum athmen konnte, und der Oberconsistorialrath Seel von Dillenburg, der die Einsetzung verrichten wollte, stürzte, vom Schlage getroffen, vor dem Altar nieder, und starb noch an demselben Tage. Seit *Arnolds* Tode nahm *Fuchs* die erste Stelle in der theologischen Fakultät ein. Noch 24 volle Jahre war er thätig in seinem doppelten Berufe. Mit zarter Schonung ward er im J. 1818 in den Ruhestand versetzt. Das Schmerzlichste war ihm, dass er die ehrwürdige Lehranstalt, an der er so treulich gewirkt hatte, seine theure *Johannea*, in den grossen Strudel des Unterganges der neuesten Zeit hinabsinken sehen musste. In den Ruhestand versetzt, nahm die Spannkraft seines Geistes fühlbar ab, es stellte sich Altersschwäche ein, und ein sanfter Tod endigte am 20. Jun. 1823 seine irdische Laufbahn. Seine glückliche Ehe war mit 14 Kindern gesegnet, wovon aber 9 schon frühzeitig starben. Die Natur hatte ihn reichlich mit ihren Gaben bedacht, darunter aber standen *Stärke des Gedächtnisses* und *lebendige Phantasie* oben an; tiefe Penetration und anhaltender Forschungsgeist waren ihm weniger verliehen. Unter allen Studien zog ihn das der Naturwissenschaft am meisten an. Sein theologisches System wurde in spätern Jahren durch schärfere Kritik und Exegese geläutert. Affabilität und gemässigte Jovialität waren im Umgang mit Freunden seine Begleiter. Sein sittlicher Charakter war achtungswerth. Rec., der den Verewigten vor mehr als 20 Jahren persönlich kennen lernte, erinnert sich noch mit grossem Vergnügen der heitern Stunden, die er im Umgange mit diesem gelehrten, witzigen, jovialen und gutmüthigen Manne zugebracht hat. — Seine kleinen, in lateinischer und deutscher Sprache abgefassten Schriften, grösstentheils aus der frühern Lebensperiode, sind am Ende dieser kurzen, aber lesenswerthen Denkschrift, wofür dem Vf. Dank gebührt, sorgfältig verzeichnet.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

DRESDEN, b. Walther: *Predigt, bey Eröffnung der von Sr. königl. Majestät zu Sachsen ausgeschriebenen allgemeinen Landesversammlung* am Feste der Erscheinung Christi, d. 6. Jan. 1824, bey dem k. evangel. Hofgottesdienste zu Dresden gehalten von Dr. *Christoph Friedrich Ammon*, Oberhofprediger u. s. w. 1824. 36 S. 8. (3 Gr.)

Noch giebt es in unserer vielbewegten Zeit Männer, die, mitten im Gewühle der politischen Parteyen, *neutral* stehen, und *mit Freymüthigkeit* ihre Ueberzeugung aussprechen dürfen, weil auch nicht der entfernteste Verdacht der Hinneigung zu der einen oder der andern Partey sie zu treffen vermag. Solche Männer *dürfen* sprechen; denn wie tief ständen wir, wenn selbst dieses Dürfen verkümmert würde. Solche Männer *müssen* aber auch sprechen: denn ihr unbefangenes Wort hat Gewicht vom Fürstenstuhle an bis zur Hütte! Rec. legt vielen Werth auf die Stimmen dieser Männer, welchen man im Laufe eines langen öffentlichen ehrenvollen Lebens nie eine politische Leidenschaftlichkeit, nie die Begünstigung einer an der Tagesordnung stehenden Partey, nie Menschenfurcht, nie aber auch Schmeicheley der Grossen und Mächtigen der Erde Schuld geben kann.

Zu den Männern, die *ohne Furcht und Tadel* über die mächtigen Ereignisse der Zeit von heiliger Stätte sprechen, gehört der ehrwürdige Vf. der anzuzeigenden Schrift. Mag man die Erfindung des Thema, die Verbindung des Evangeliums am Feste der Erscheinung mit der Bestimmung einer Landtagspredigt, die Haltung und Durchführung des Ganzen, die Kraft und Fülle der stilistischen Darstellung, und die besonnene Freymüthigkeit, welche durch die treffliche Entwickelung der Hauptidee hindurchgeht, berücksichtigen; so dürfte seit langer Zeit in der homiletischen Literatur der Deutschen keine so gediegene Kanzelrede erschienen seyn, als die vorliegende. Hat sie gleich ihre *nächste Beziehung* auf ein Land, an dessen Spitze seit länger als 50 Jahren ein Fürst steht, der schon längst den unentweihten Beynamen *des Gerechten* erhielt, so wird sie doch nach den *allgemeinen Grundsätzen*, die in jeder christlich-religiösen Rede vorwalten müssen, in allen Gauen Deutschlands mit hohem Interesse und mit reiner Achtung gegen ihren männlichkräftigen Vf. gelesen werden.

Der Vf., der die Regierungszeit des Herodes nach dem Texte des Festes und nach den

Nach-

Nachrichten des Josephus bestimmt im Auge behielt, fodert auf: zur *dankbaren Erinnerung an das Glück des Vaterlandes vor dem Bilde einer gewaltthätigen Regierung der Vorzeit.* Er führt dieses reichhaltige Thema durch fünf Sätze aus. 1) Dort kam die Stimme der Wahrheit vom Auslande; uns fehlt es nicht an freymüthigen Männern aus unserer Mitte. 2) Dort war man furchtsam bey jeder Regung eines freyen Wortes; und unsere Obrigkeit schenkt ihren Untergebenen ein festes Vertrauen. 3) Dort herrschte eine stolze Verachtung des Volkes; bey uns findet sich eine gesetzliche Achtung aller Stände. 4) Dort pflegte man verderbliche Rathschläge heimlich; bey uns herrscht eine gemessene Oeffentlichkeit gemeinschaftlicher Berathungen. 5) Dort erzwang man den Ungehorsam durch ungerechte Befehle; bey uns erleichtert man den Gehorsam durch weise Gesetze.

Es sey verstattet, nach Angabe dieses höchst lehrreichen Inhalts durch Mittheilung *einzelner Stellen* das oben ausgesprochene Urtheil zu belegen. „Noch vor wenigen Jahren sah man allgemeine Berathungen über die Angelegenheiten des Vaterlandes als ein kräftiges Mittel gegen das Stillestehen auf der weiten Bahn der menschlichen Wohlfahrt an; nun findet gerade dieser Stillstand überall grosse Vertheidiger und Lobredner. Noch vor wenigen Jahren war es eine edle Aufgabe der Zeit, der Willkür und Heimlichkeit durch die freye Herrschaft des Gesetzes zu steuern, und das Gesetz in eine bleibende Verfassung zu verwandeln; nun ist die Heimlichkeit wieder beliebt und sehr beliebt, und das Wort *Verfassung* fast ein Name der Schmach und des Schreckens geworden. Noch vor wenigen Jahren trat die Religion, zwar frey und würdevoll, wie es ihr geziemt, aber doch gerecht, ausgleichend, versöhnend zwischen die vordringende Freyheit und die zurückweichende Gewalt; nun ist sie wieder leidenschaftlich, eifrig und herrschsüchtig geworden; nun waffnet sie sich wieder mit drohenden Flüchen und Bannstrahlen. Sollte es nun nicht angemessen seyn, geschmeidig und doppelsinnig mit diesen wechselnden Ansichten der Zeit sich zu befreunden; sollte es nicht die Klugheit fodern, auch das Mittelmäfsige und Schlechte zu rühmen, wenn das Bessere nicht mehr gut seyn darf? — So würden wir denken, urtheilen und handeln, verehrte Stände des Landes, wenn uns die Belehrungen der Geschichte, wenn uns die Gesinnungen der Christen, wenn uns die Lehren der heiligen Schrift, wenn uns die Segnungen einer weisen und väterlichen Regierung noch fremd und unbekannt wären u. s. w." — S. 15: „Heftige Parteygänger, stürmende Volksredner, bittere und leidenschaftliche Tadler alles dessen, was von der Regierung ausgeht, sind zwar unter uns fast immer eine seltene Erscheinung gewesen; ein sanfter, grofsen Gemüthsbewegungen nicht leicht zugänglicher Charakter, ein zartes Gefühl für Anstand und Sitte, und vor Allem die Liebe zu unserm angestammten Regenten schützt uns beynahe von selbst gegen eine unerlaubte Widersetzlichkeit in Schrift und Sprache; auch haben wir schon in Zeiten gelebt, wo ein kaltes, aber ausdrucksvolles Stillschweigen fast das einzige Vertheidigungsmittel gegen niederbeugende Gewalt war. Gilt es hingegen der Würde und dem Ruhme eines geliebten *Königs;* gilt es der Unabhängigkeit und Wohlfahrt des Vaterlandes; gilt es den natürlichen und den wohlerworbenen Rechten einzelner Ordnungen und Stände; gilt es endlich der Freyheit des Glaubens und Gewissens; so haben sich unter uns zu allen Zeiten Männer erhoben, welche der erniedrigenden Willkür, dem vordringenden Stolze, der steifen Alterthümlichkeit, dem gesetzlosen Herkommen mit Licht, mit Kraft und Muth entgegenwirkten." — S. 19: „Bey uns kennt man die Furcht und den Schrecken nicht, den die höchste Gewalt überall einflöfst, wo ihr nicht Weisheit und Güte zur Seite gehet; man kennt den Argwohn nicht, der durch geheime Söldlinge alles auskundschaftet, und bey jedem Familienvereine seine verkleideten Späher hat; man kennt den schlauen Verdacht nicht, der mit treuloser Kunst jedes Siegel öffnet, um fremde Geheimnisse zu erforschen; man kennt selbst bey der Verwaltung des anvertrauten Gutes die ängstliche Vorsicht nicht, welche überall die Rechenschaft schärft und die Wachen verdoppelt; man kennt endlich bey dem öffentlichen Unterrichte *die Strenge nicht, die jedes freye Wort verweiset, oder donnernd zu Boden schlägt. Daher* die unerschütterliche Anhänglichkeit jedes wahren Sachsen an sein mildes Fürstenhaus u. s. w." — S. 33: „Wir sind alle treu und willig in unserm Gehorsam, *weil wir weise und gerecht regiert und zum Bessern hingeführt werden;* selbst Ihre Gegenwart in diesem Tempel, verehrte Stände, beweist es deutlich, welchen hohen Werth unsere Regierung auf die Weihe der Religion, und, was damit gleichbedeutend ist, auf den in den Gemüthern immer neu angeregten Sinn der Wahrheit und des Rechts legt. Darum beginnen Sie getrost und muthig Ihr wichtiges und edles Geschäft; darum schweigen Sie nicht, wenn Sie gefunden haben, dafs auch nur der Geringste unsers Vaterlandes beeinträchtigt, in seinen Leistungen überbürdet, und in seinen Rechten gekränkt wird: darum verdoppeln Sie da Ihre Aufmerksamkeit, wo die Trägheit, die Zweckwidrigkeit, die *Willkür, dieser Belial der bürgerlichen Welt,* sich unter dem Scheine des Herkommens in einen Engel des Lichts kleidet."

Rec. dankt dem ehrwürdigen Vf. im Namen Aller, die sein kräftiges Wort hoch erfreut und mächtig erschüttert hat, dafs er in einer Zeit, wo so viele weder kalt noch warm sind, die Rechte der ewigen Wahrheit männlich aussprach, und es aus der Schrift in den angezogenen Stellen nachwies, dafs der, der im ewigen Lichte wohnet, die Finsternifs hafst und das Licht liebt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1824.

OEKONOMIE.

HANNOVER, in der Hahn. Hofbuchh.: *Cellische Nachrichten für Landwirthe, besonders im Königreich Hannover,* herausgegeben im Namen der Königl. Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle. *Erster* Band, *Erstes* Stück. X u. 98 S. 4 Bogen Tabellen u. 2 Kupfert. 1819. *Zweytes* Stück. X u. 146 S. 8 Kupft. *Drittes* Stück. IV u. 127 S. 2 Kupft. 1822. 4.

Die Landwirthschaftsgesellschaft zu Celle — bekanntlich eine der ältesten in Deutschland — hat von jeher ungemein wohlthätig gewirkt. Nicht nur durch eine Menge Versuche, die sie veranlasste, und die Preise, welche sie auf die Beobachtung wichtiger Gegenstände und Ausmittelung der zweckmässigsten Methoden setzte, sondern auch durch die Empfehlung des Anbaues ökonomischer Pflanzen und Gewächse und den Vorschub, den sie demselben leistete, hat sie die Cultur des hannöverschen Landes ausnehmend befördert. Die Nachrichten von ihren Arbeiten und Bemühungen kamen *seit dem Jahre 1769* unter dem Titel heraus: Der Königl. Grossbrit. Lüneburg. Landwirthschaftsgesellschaft Nachrichten von Verbesserung der Landwirthschaft und Gewerbe. Diese wurden mit dem *3ten* Bande geschlossen, und die neuen Abhandlungen der Königl. Grossbr. Churf. Br. Lüneburg. Landwirthschaftsgesellschaft zu Celle traten 1787 an deren Stelle. Wie Hr. Staatsrath Thaer als Mitglied des engern Ausschusses an dieser Gesellschaft den thätigsten Antheil nahm, vereinigte er sich 1793 mit dem damaligen Secretair derselben, Protonotarius Beneke, und erweiterte den Plan der ältern Zeitschrift auf alle Gegenstände der Landwirthschaft, besonders auf alle dabey eingetretene merkwürdige Thatsachen in Niedersachsen. Er benutzte dabey alle an die Societät eingegangenen Abhandlungen, und dieses veranlasste die Annalen der Niedersächsischen Landwirthschaft, davon der erste Band 1799 erschien und mit dem 5ten Jahrgang 1806 endigte. Die Besitznahme des hannöverschen Landes von feindlichen Truppen setzte die Landwirthschaftsgesellschaft ausser Thätigkeit. In diesem Ruhestande verharrte sie bis zum Jahre 1816, wo sie sich unter landesherrlichem Schutze zu neuer Thätigkeit vereinigte und seitdem wieder durch die Regierung in ihrer wohlthätigen Wirksamkeit kräftig unterstützt wird. Von ihrem Eifer in Beförderung der Landescultur zeugen die gegenwärtigen Nachrichten, in welchen die Herausgeber „alles mitzutheilen versprechen, was für die Landwirthe aller Classen im Hannöverschen, vorzüglich im Zeitpuncte der Mittheilung Nutzen gewähren kann, ohne darauf zu sehen, ob ein Vorschlag gerade die *eigentliche* Landcultur oder andere dem Landwirth wissenswerthe Gegenstände betrifft, ob die Idee alt oder neu, schon in andern Schriften mitgetheilt ist, oder nicht." Aus diesem Gesichtspuncte müssen diese Nachrichten betrachtet und beurtheilet werden. Wir wollen nun den Inhalt der drey vor uns liegenden Stücke kürzlich anzeigen.

Das *erste Stück* theilt 1) nach dem kurzen *Vorbericht* 2) *Nachrichten zur Geschichte der Landwirthschaftsgesellschaft zu Celle* mit. Ihre Entstehung veranlasste König Georg III., welcher in England bemerkt hatte, dass die dortigen Privatgesellschaften auf die Beförderung des Ackerbaues und der Viehzucht den nützlichsten Einfluss hatten. Er äusserte sich daher gegen den damaligen Hannöverschen Staatsminister von Behr in London, dass es ihm angenehm seyn würde, wenn in seinen deutschen Landen sich eine Gesellschaft zu einem so heilsamen Zweck vereinigte. Zufolge dieser Aeusserung trat eine bedeutende Anzahl von Männern aus verschiedenen Ständen zur Beförderung des gesammten landwirthschaftlichen Gewerbes zusammen, und hielt am 4ten Juny 1764, als dem Geburtstage des Königs ihre erste Versammlung zu Celle. Schon am folgenden Tage langte das Königl. Confirmationspatent an, in welchem der Gesellschaft der landesherrliche Schutz zugesichert und die Freyheit von der Censur und Exemtion vom Brief Porto verwilliget wurde. Im folgenden Jahre übernahm die Königin die Protection der Gesellschaft, der König aber wies derselben eine jährliche Summe von 1000 Thlr. an, wodurch ihre Wirksamkeit einen bedeutenden Vorschub erhielt. Wie sehr sie sich um die Einführung des Kartoffel- Klee- und Futterbaues, die Verbesserung der Viehzucht, die Verbreitung verbesserter Ackergeräthe, den Anbau öder Gegenden, die Emporbringung des Obstbaues u. s. w. verdient gemacht, u. s. w.: alles dieses ist nebst ihren Verhandlungen von den Jahren 1816, 17 und 18 hier ziemlich ausführ-

lich mitgetheilt und gewährt vielseitiges Interesse. 3) *Mittheilungen aus der Englischen Zeitschrift der Gesellschaft des Ackerbaues und innerer Verbesserungsfortschritte.* Es ist bloss eine ausführlichere Inhaltsanzeige sämmtlicher Abhandlungen der vom Präsidenten der Englischen Ackerbaugesellschaft herausgegebenen Zeitschrift des *board of agriculture*, um das Publicum in den Stand zu setzen, die behandelten Gegenstände kennen zu lernen. Diesem Auszuge sind auf 2 Kupfertafeln die Zeichnungen 5 verschiedener Karren beygefügt, worunter die neuere von *Bakewell* verbesserte Irländische Karre befindlich ist. 4) *Vorschläge über die Versicherung des durch Hagelschlag entstehenden Schadens, und regelmässige Einrichtung freywilliger Unterstützungen.* Enthält sehr richtige aus der Erfahrung geschöpfte Bemerkungen gegen die Ausführbarkeit der Hülfe einer verhagelten Gegend durch Assecuranz bey den gewöhlichen Bauerhöfen, im Wege des freywilligen Beytritts sowohl als eines gezwungenen Eintretens in die Hagel - Assecuranz, und zeigt, dass kleinen Bauergütern weit leichter durch freywillige Beyträge an Naturalien geholfen werden könne, weshalb den benachbarten Dörfern unter sich darüber in einen Verein zu treten angerathen wird; zugleich aber werden die Besitzer grosser Wirthschaften auf die Grösse der Gefahr des Hagelschadens und die Vortheile, sich gegen denselben durch eine Assecuranz sicher zu stellen aufmerksam gemacht, und ihnen bis zur Errichtung einer inländischen Societät empfohlen, in eine der Hagelassecuranz-Gesellschaften zu Köthen oder Neu - Brandenburg zu treten, weshalb in 2 Anlagen die Constitutionen beider Gesellschaften *in extenso* mitgetheilt worden sind. 5) *Nachrichten über die zu Coldngen zur Vertilgung der Mäuse im Jahr* 1818 *bis* 1819 *angewandten Mittel und deren Erfolg.* Vom Landes - Oeconomie - Rath *Meyer* daselbst. Das von Schwerz empfohlne Räuchern mit Schwefel und Lumpen blieb wegen des zu leichten mit Stand vermischten Mittelbodens, welcher den eingelassenen Schwefeldampf, aller angewandten Mühe ungeachtet, einen Ausgang verstattete, ohne Wirkung, auch Malz in Kranigsaugen gekocht und in die Röhren der Mäuse gelegt, hatte keinen Erfolg. Dagegen zeigte sich das Löcherbohren von dem grössten Nutzen. Bis zur Aernte 1819 wurden durch dieses Mittel 33,000 Mäuse vertigt, und die Erhaltung der Feldfrüchte auf 1300 Morgen zu 2600 Thlr. angeschlagen, ungerechnet des zur Erhaltung des Viehes und Düngers so unentbehrlichen Klees. Im Kleinen erscheint das Uebel der Mäuseverwüstung noch ungleich grösser, daher dieses Mittel des Löcherbohrens zu ihrer Vertilgung nicht dringend genug empfohlen werden kann. Nachdem hierauf einige Einwendungen, welche dagegen gemacht werden könnten, entkräftet worden sind, zeigt der Verf., wie bey Anwendung dieses Mittels verfahren werden müsse. 6) *Erklärung und Vergleichung verschiedener Maasse, Gewichte und Münzen.* Sie sind aus Münchhausens Hausvater, Krusens Comptoiristen und Nelkenbrechers Taschenbuche zum Nutzen der Landwirthe beym Lesen landwirthschaftlicher Schriften zusammengetragen, und ihnen dadurch ein für allemal einen Schlüssel zu den verschiedenen Berechnungsarten der bekanntesten Länder zu geben.

Das *zweyte Stück* enthält *die Verarbeitung des Hanfs und Flachses durch Maschinen.* Vom Landes - Oeconomie - Rath *Meyer.* Dieser Gegenstand war für die hannöverschen Lande, in welchen der Ackerbau mit den Beschäftigungen des Garnspinnens so innig verbunden ist, viel zu wichtig, als dass nicht mit den neuerfundenen Maschinen Versuche hätten veranlasst und angestellt werden sollen. Alles, was hierin vom Jahr 1785 bis 1819 im In- und Auslande geschehen und versucht worden ist, findet man daher hier in chronologischer Ordnung zusammengestellt. Sowohl die Erziehung des Flachses und Hanfes, als auch die verschiedenen Methoden ihrer Bearbeitung, die von Hill, Bundy, Christian und andern erfundenen Maschinen, die Versuche, den gerotteten und ungerotteten Flachs auf diesen Maschinen zu bearbeiten, diess alles ist ausführlich beschrieben und durch beygefügte Zeichnungen ins Licht gesetzt. Das wichtigste Interesse gewährt jedoch die Untersuchung der Vortheile der Bearbeitung des Flachses und Hanfs im gerotteten und ungerotteten Zustande, mit Rücksicht auf die bey beiden Methoden anzuwendenden Maschinen. Es ergiebt sich daraus, dass zwar ungerotteter Flachs zum Spinnen brauchbar und gutes weisses Leinen daraus gemacht werden kann, dass aber die Vortheile des Nichtrottens in Ansehung der Quantität nicht mit Sicherheit haben ausgemittelt werden können: in Ansehung der Qualität hat man gefunden, dass 1) die Feinheit der Fasern und 2) die Haltbarkeit der daraus gesponnenen Fäden eben nicht grösser als bey gerottetem Flachs sind, dass 3) die Elasticität bey nicht gerottetem Flachs verloren gehe, und folglich auch die daraus gefertigte Leinewand weniger haltbar sey; dass 4) die Kosten beym Nichtrotten des Flachses keinesweges erspart, sondern vielmehr durch die nöthige Anwendung des Laugens vermehrt werden, dass 5) die Benutzung der Schäbe zum Viehfutter zu gering ist, als dass sie in Anschlag gebracht werden könnte; dass 6) der Gewinn in der Zeit der Verarbeitung nicht als ein dem Nichtrotten eigenthümlicher Vortheil anerkannt werden kann; 7) dass die bessere Beschaffenheit des Saamens auch beym Rotten des Flachses erzielt werden kann; dass 8) in Ansehung der Verhütung lebensgefährlicher Krankheiten durch Erhaltung einer reinen Luft es unwahrscheinlich sey, dass die Ausdünstung des Flachs - Rottens im Wasser der menschlichen Gesundheit Nachtheil bringen sollte, indem man wenigstens keine sichern Erfahrungen darüber habe und dass endlich 9) das Absterben der Fische auch durch die

die Röste des Flachses im Thau abgewendet werde. — Die Vortheile, welche die neuerfundenen Maschinen in der Anwendung gewähren, lassen sich ebenfalls nicht bestimmt und klar genug ausmitteln, dass eine baldige Anwendung derselben im Grossen erwartet werden könnte. Zuletzt werden noch die Fehler, welche bis jetzt bey der Verarbeitung des Flachses, hauptsächlich beym Rotten und der Bearbeitung auf unsern gewöhnlichen Maschinen gemacht werden, gerügt und gezeigt, worauf bey Verbesserung der letztern gesehen werden müsse.

Das *dritte Stück* ist mannigfaltigern Inhalts. Voran geht: 1) *eine Denkrede auf den König Georg III. bey der Eröffnung der Versammlung des engern Ausschusses am 8ten April* 1820 vom Hrn. Hofrath und Director *Jacobi*. In der 2) darauf folgenden Vorlesung wird *Georg III. als Landwirth* geschildert, vom Landesökonomierath *Meyer*. Der König trieb die Landwirthschaft auf dazu ausgesuchten sehr bedeutenden Ackerhöfen, in Windsor-Park, als Lieblingsbeschäftigung, und unterhielt mit den ersten Landwirthen der Zeit, dem Präsidenten Banks, Arthur Young, John Sinclair, Lord Sommerville u. a. eine stete Verbindung. Bey jenen Wirthschaften war es nicht sowohl auf Gewinn als vielmehr darauf abgesehen, eine Culturverbesserung überhaupt und vorzüglich eine Verbesserung des Viehstandes einzuführen und zu erreichen. Diese Lieblingsbeschäftigung wurde sowohl für England als die hannöverschen Lande höchst segensreich. Sie veranlasste nicht nur die Entstehung der Landwirthschaftsgesellschaft zu Celle, sondern auch die neue Gesetzgebung in Landes-Cultur- und Gemeinheitstheilungs-Sachen, vorzüglich im Fürstenthum Lüneburg, die Cultur- und Dörfer-Einrichtungen in den Bremschen Mooren, die Abstellung des Natural-Herrendienstes, welche besonders wohlthätig für das Land wurde, indem der Ertrag der Ländereyen nicht nur bedeutend erhöhet sondern auch den Eigenthümern das Tragen der schweren Kriegslasten sehr erleichtert wurde. Ausser diesen grossen Rücksichten liess aber auch Georg III. die übrigen Gegenstände, welche die Landwirthschaft empor bringen konnten, nicht ausser Acht; dahin gehören die Königl. Obstbau-Plantage zu Herrenhausen, aus welcher jährlich 4000 junge veredelte Stämme unentgeldlich an Landwirthe vertheilt werden; nicht weniger die Verbesserung der Pferdezucht und aller Viehrassen, wie denn insonderheit die verbesserte Einrichtung des jetzt allgemein berühmten Celleschen Landgestüts auf seine specielle Verordnung geschahe. Dass sich Georg III. durch alles dieses um die Landwirthschaft und die Cultur des hannöverschen Landes grosse Verdienste erworben habe, wird gewiss in dankbarem Andenken bleiben. 3) *Zeugenverhör über den Erfolg der Abstellung des Naturalherrendienstes in den Königl. Hannöverschen Aemtern Calenberg und Bockeloh u. s. w.* 4) *Biographie Johann Friedrich Meyers Ober-Landesökonomie-Commissairs zu Celle* von Dr. *Theod. Hagemann*. Ein würdiges Denkmal eines um sein Vaterland hochverdienten Mannes. 5) und 6) *Nachrichten von den Verhandlungen der Königl. Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle in der Versammlung des engern Ausschusses am 8ten April 1820 und 5ten Junius 1821.* 7) *Schreiben an Hrn. Arthur Young, Herausgeber der Annalen der Landwirthschaft. Ueber Hrn. Duckets Methode des Landbaues, von Hrn. Ralph Robinson in Windsor.* Man hat diesen Aufsatz, so wie verschiedene andere unter demselben Namen in *Arthur Youngs Annalen* vorkommende Briefe dem Könige Georg III. zugeschrieben. Sie enthalten bloss eine Darstellung der Ansichten, Erfindungen und Einrichtungen Duckets, der zwar ohne wissenschaftliche Bildung nur ein gemeiner Landmann war, aber seine Wirthschaft mit Verstand und Nachdenken betrieb. Der König hatte ihn auf seinen Spatzierritten mehrmals besucht, sich mit ihm umständlich unterhalten, seine Ansichten vollkommen aufgefasst, seine Einrichtungen und seine Werkzeuge gesehen, und den damit vorgenommenen Arbeiten beygewohnt. Das alles hatte einen so lebhaften Eindruck auf den König gemacht, dass er, wenn er über das Ducketsche Wirthschaftswesen sprach, sich mit einer solchen Vollständigkeit, Deutlichkeit und Bestimmtheit darüber äusserte, dass man sich dadurch völlig davon belehrt fand. Der König hätte also jene Briefe über die Landwirthschaft des Herrn Duncket wohl geschrieben haben können; allein Hr. Ober-Commissair Westfeld hat dagegen Zweifel erhoben, welche diesem Schreiben beygefügt sind, und es höchst unwahrscheinlich machen, dass der König diese Briefe geschrieben haben möchte. 8) *Beantwortung der von der Königl. Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle im Januar* 1818 *vorgelegten Fragen in Rücksicht auf das Amt Scharzfels.* 9) *Ueber die Vortheile der Wiesenbewässerung. Eine geschichtliche Darstellung der zu Meinersen angelegten Bewässerungsanstalten und deren Erfolgs*, von *Düring*. Ein sehr gelungener Versuch, der gewiss viele Wiesenbesitzer dortiger Gegend zur Nachahmung reizen wird. Die glücklich besiegten Schwierigkeiten zeigen, dass man sich durch vorkommende Hindernisse nicht gleich abschrecken lassen dürfe. 10) *Nachrichten von dem Betriebe des Ackerbaues mit Kühen in der Stadt Rehburg*, von *Lüder*. Für kleine Wirthschaften ist die Bearbeitung der Felder mit Zugkühen ungleich vortheilhafter als mit Ochsen. Im Voigtlande und einigen Gegenden der sächsischen Herzogthümer hat man dieses längst eingesehen, und man trifft daher in vielen Dörfern daselbst fast lauter solche Gespanne an. Der Vf. hat die Vortheile, welche die Bearbeitung mit Kühen gewährt, wodurch sich der Wohlstand der Einwohner von Rehburg seit 12 Jahren bedeutend gehoben hat, der Reihe nach aufgezählt. Besonders ist dabey zu merken, dass seit Einführung dieser Bespannungs- und Bewirthschaftungsart der Trieb zur

zur Gemeinheitstheilung und Verkoppelung unter den Einwohnern erwacht ist. Statt der ihnen dadurch entgehenden Streuheide, welche ihnen bisher zur Dünger Production diente, schlägt der Vf. die grüne Düngung vor, und hält den Spörgel für das passlichste Gewächs dazu. 11) *Erfahrungen über das Gypsen.* Ist ein Auszug aus zwey Abhandlungen von Hn. *Smith* und *A. Fothergill* in den *Communications to the Board of Agriculture.* Die wohlthätigen Wirkungen des Gypses werden einer fast ausschliesslich dem Klee, der Lucerne, Esparzette und mehreren andern Pflanzen zustehenden chemischen Kraft zugeschrieben, welche die Schwefelsäure in jedem Falle vom Kalke des Gypses trenne und damit eine neue Verbindung erzeuge. Diess sey die Kleesäure, deren Grundstoffe in jenen Pflanzen und Gewächsen die Tendenz haben möchten, auch ohne die Säure immer vollkommen ausgebildet entstehen zu lassen, den Kalk sich anzueignen, und die Schwefelsäure auszuscheiden, wodurch mehrere wirkende Kräfte zugleich thätig würden. Wenn hiedurch die Reizbarkeit der Pflanzengefässe zuerst angeregt werde, so müsse diese fortdauernd durch die dem Boden zum Theil mittelst des Gewächses, zugehenden neuen Erzeugungen, dem mehr oder weniger vollkommenen Kleesauren Kalke und der Schwefelsäure unterhalten werden, welche Letztere theils durch ihren Sauerstoff, theils auf andere Weise, ebenfalls das aufgeregte Pflanzenleben befördern und anfrischen müsse. Wäre nun einmal das Pflanzenleben dadurch stärker entwickelt, so würden die übrigen auf die Vegetation einwirkenden Kräfte dann auch um so thätiger ihren Einfluss ausüben können, wodurch die Productionen hervorgebracht würden, welche die Erfahrung als erzielbar dargethan hat. 12) *Ueber das Fiorin.* Ein Auszug aus *William Richardsons* Abhandlung in den *Communications of the Board of Agriculture.* Man muss sich in der That wundern, dass die in Deutschland angestellten Versuche mit dem Anbau dieser Grasart, deren Vorzüge von Richardson so hoch gerühmt werden, noch nicht bekannt geworden sind. Die hier auf Humphry Davys Auffoderung mitgetheilten Beobachtungen müssen nothwendig die Aufmerksamkeit aller Agronomen reizen. 13) *Kurze Darstellung der gegenwärtigen Obstbaumzucht in den Fürstenthümern Göttingen und Grubenhagen, mit Anführung der Mittel zu deren Beförderung,* von *Noltemeier.* Es dürfte unglaublich scheinen, wenn es der Vf. nicht ausdrücklich versicherte, dass in diesen Fürstenthümern die Obstbaumzucht noch so gänzlich vernachlässiget werden könnte. Die Ursachen dieser Vernachlässigung sind hier der Reihe nach angeführt, auch die Mittel zur Emporbringung der Obstbaumzucht angegeben. 14) *Ueber die zweckmässige Einrichtung einer Baumschule vorzüglich in Hinsicht des Sortiments.* Von *Ebendems.* Enthält recht gute und zweckmässige Vorschläge nebst einem Verzeichnisse der in den Baumschulen zu Oldershausen befindlichen Obstsorten. Sie enthalten 135 Aepfel-, 85 Birn-, 38 Kirschen-, 31 Pflaumen-, 12 Pfirschen-, 4 Apricosen- und 7 Weinsorten. 15) *Kurze Darstellung der Ursachen der Krankheit des Korns, welche von den Oeconomen, Brand, Mehlthau, oder Rost genannt wird,* von *Sir Joseph Banks* ohne Jahrszahl, wahrscheinlich aber im Jahre 1804 niedergeschrieben. Aus den *Communications to the Board of Agriculture.* Diese verheerende Krankheit des Getraides rührt von sehr kleinen, aber verzehrenden Schwämmen oder Champignons her, welche sich an den Stämmen, Stängeln und Blättern der lebenden Pflanzen ansetzen, und auf den 2 beygefügten Kupfertafeln microscopisch abgebildet sind. Der äusserst feine Saame dieser Pilze wird durch die Luft weiter verbreitet, so das ganze Felder davon angesteckt werden. Hr. *Banks* vermuthet, dass der Mehlthau durch den Dünger auf das Feld gebracht werde, wenn vom Mehlthau angegangene Strohhalme sich darunter befänden, und empfiehlt daher die Vorsicht, im Frühjahr alle jungen mit Mehlthau bedeckten Pflanzen aufzusuchen (?!) und dieselben auszureissen: ingleichen, wenn es durch Erfahrung bewiesen werden sollte, dass das Stroh im Dünger die Krankheit mit aufs Feld bringe, alle nicht gänzlich in Fäulniss übergegangene Halme aus dem Miste auszuziehen, um das Uebel wenigstens zu vermindern. Rec. enthält sich, etwas über die Unausführbarkeit dieser Vorschläge zu sagen, da sie jedem Landwirth sogleich in die Augen springt. Noch auffallender aber war ihm folgende Bemerkung: „Es ist einmal der Gebrach so, zum Saatkorn die dicksten und gesundesten Körner auszusuchen oder zu kaufen, die man nur erhalten kann, bloss weil sie das meiste Mehl enthalten. Aber diese Methode ist unstreitig ein unnützes Vergeuden des menschlichen Nahrungsstoffes. Die kleinsten Körner und selbst diejenigen, welche der Landmann aussiebt, bevor er sein Korn zu Markte bringt, und dem Federvieh giebt, erfüllen nach ungezweifelter Erfahrung denselben Zweck der Fortpflanzung, als die plumpsten und mehlreichsten Körner." — Gewiss ist es freylich, dass auch die kleinsten und selbst zusammengeschrumpfte Körner zur Fortpflanzung der Pflanze taugen, aber eben so gewiss ist es auch, dass sich die Aernte durch so mangelhaften Saamen ausserordentlich verschlechtert.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1824.

ALTERTHUMSKUNDE.

VENEDIG, b. Andeola: *Insulae Augustae Cretae Periplus*, prodromus antiquitatum Cretensium, auctore *Antonio de Torres y Ribera*, patricio, Hispalensi Presbytero Acad. Scient. Patavinae Socio. 1805. XII u. 352 S. fol. mit 3 Karten.

Der Vf. ging 1788 nach Concordia, um Alterthümer aufzusuchen; von da nach Porto Gruaro (Portum Romatinum), vielleicht ehemals Portus *Grajus* genannt. Hier fand er an dem Hause des Canonicus Quirini einen Stein mit griechischer Inschrift, den er 1789 die Erlaubnifs, in das Haus zu bringen, erhielt. Der Marmor war an beiden Seiten beschrieben und 1790 von Quirini seinem Freunde Petrus Persicus, einem edeln Venetianer geschenkt. Die Inschrift im dorischen Dialect enthielt drey bis jetzt unbekannte Bündnisse von Creta, woher der Stein war. Dieser Fund bewog den Vf., sich, wie er sagt, der ganzen Insel zu bemächtigen, und *in omnem Creticam antiquitatem incumbere.*

Seine Vorgänger waren in der Chorographie und den Alterthümern: Meursius, Reinesius, Cellarius, *Chishull*; in den Münzen Dapper, Harduin, Eckhell, Vaillant und Morelli; Mattaire in Hinsicht der dorischen Sprache. Die Karte entwarf er nach Mercator, Ortelius, Boschini, Coronelli, Sansorti (Arrowsmiths Seekarte kannte er nicht). Nach einer kurzen Uebersicht von Creta und die Cretenser, beschäftigt er sich in den ersten 82 Folio - Seiten blofs mit den Schriftstellern, die über Creta schrieben. Dieser ganze Abschnitt des Buches von XII Kapiteln ist sehr weitläuftig geschrieben, und enthält gerade das nicht, was der Leser darin sucht. So sind zwar in zwey Kapiteln Homer, Hesiodus, Diodorus, Siculus, Scylax, Dicaearch, Nonnus, Plinius, Strabo, Pomponius Mela, Ptolemäus und Hierocles nicht ohne einen Schwall von Worten als Quellenschriftsteller citirt, aber nirgends finden sich bestimmte Citate, die das Studium so sehr erleichtern. Er zieht den Ptolemäus allen übrigen Schriftstellern vor, und will die andern blofs zur Ausfüllung gebraucht wissen. Unter den „verlorenen Quellen" werden Kap. III auch die mit aufgezählt, die nicht verloren sind, und die nur beyläufig der Cretenser erwähnten. Wichtiger ist die Nachricht von den Manuscripten über die cretische Geschichte, welche sich in den venetianischen Bibliotheken theils im Auszuge, theils vollständig finden, und die von dem Vf. benutzt wurden. Hierunter verdienen besondere Aufmerksamkeit der Codex Mss. von *Bellius: Trattato del isola Candia di Onorio Belli Medico Vicentino.* Er enthält in zwey Büchern die Lage der Hauptvorgebirge, Flüsse, und bezieht sich auf die Karte des Ptolemäus, indem er die neuen und alten Namen vergleicht, dann die Geschichten, Sitten, Inschriften, die kürzlich entdeckt waren; datirt ist dieses Mscr. Canea 1596. Das Autographum dieses schätzbaren Werks, was zuletzt der Graf Carl Lodolo besafs, ist zwar verloren; allein der Vf. benutzte doch einen Auszug von Zenus, und einen andern der ambrosianischen Bibliothek in Mayland, beide wichtig für Geschichte, Topographie und Alterthümer der Insel.

Nach einem langen Zulaufe, den der Vf. gewann, und der den Leser beynahe athemlos gemacht hat, gelangt man endlich an das XIII Kapitel, in welchen die Namen Creta's und der Cretenser aufgezählt werden; im XIV spricht er von der natürlichen Beschaffenheit, und im XV Kapitel von den Ruinen der alten Städte Creta's. Wenn der Leser glaubt hier etwas wichtiges über die Ruinen bestimmter Cretischer Städte zu finden, so irrt er sich gewaltig. Der Vf. führt ihn vielmehr auf der ganzen Erde umher, und zeigt, wie durch natürliche Ereignisse und menschliche Kräfte Städte untergehen, und beweist zuletzt, dafs auch in Creta zuweilen Erdbeben verspürt sind, welche die Städte zu Grunde gerichtet haben können; dann folgt ein kurzer Ueberblick der Cretischen Städte. (Kap. XVI) Die Verschiedenheit der Angaben im Homer, der Il. II, 100; Od. 19 nur 90 Städte auf Creta angiebt, erklärt der Vf. dadurch, dafs Homer beide Mal nur eine runde Summe genannt habe (nicht wie Strabo durch Zerstörung von 10 Städten seit dem Zuge des Idomeneus gegen Troja, oder wie Ephorus, S. 150 dafs überhaupt nur 90 Städte gewesen wären.) Meursius zählt 120 (eigentlich 124) Städte namentlich auf, zu welchen der Vf. noch 21 hinzufügt, so dafs beynahe 150 herauskommen.

Im XVIII Kapitel wird die Küste zwischen dem Corycischen und Cyanischen Vorgebirge beschrieben; zuerst nennt der Vf. die Völker, Eteocreten, Cydonen, Pelasger und Dorienser, die Colonien der Athenienser, Argiver und Lacedämonier, welche die Stämme der Insel vermehrten; und so findet er eine besondere Verwandtschaft der Cretenser mit den

den Arcadiern, wegen der Gleichnamigkeit vieler Orte, wie: Gortyna, Trita, Lampe, Arcadia, Tegea Epia, Alea.

Die Stadt Corycus bey Ptol. ist *Κόριον*, ein Hafen des Steph. B., wo auch die Minerva einen Tempel hatte. Ruinen finden sich nach Bondelmontius und Thevet nahe bey einem kleinen Orte desselben Namens. Auch Cisamus am Psacon Vorgeb. hatte zu Belons Zeit noch den Namen Chisamo, und Bondelmontius fand viele Säulen und andere Trümmer daselbst. Den Namen des Vorgebirges Cyamus leitet der Vf. von שעם, *Arab. longus*, ab, weil dieses Vorgebirge weit ins Meer hineinläuft. Im XIX Kapitel, wo Herr *T.* die Küste vom Cyamischen Vorgebirge bis zum Vorgebirge Drepanon beschreibt, versetzt er die alte Stadt *Cydonia* von Canea 3 geographische Meilen westlich nach der Gegend des heutigen Spilea - Flusses; da aber viele Ruinen in Canea vorhanden waren, und zum Theil noch existiren, so muss Minoa, welches Ptolemäus zwischen Drepanum Pr. und dem Pycnusfluss setzt, diese Stelle einnehmen. Die sonderbaren Etymologien von Cydonia, dem Jardam (oder Jordan) übergeben wir. Im XX Kapitel folgen dann die Orte und Häfen zwischen dem Drepanum und Dium Pr., und zwar beschreibt der Vf. zuerst den Amphimalischen Hafen, der vom Vorgebirge Drepanum (jetzt Meleca) wieder zu Etymologien von מלך Anlass giebt. (p. 179). Amphimala lag nach *T.* da, wo auf dem hervorspringenden Vorgebirge Drepanum von Bellius und Delmonte Cisternen und andere Ruinen bezeichnet werden; allein ob der amphimalische Hafen nach Plinius, der Pantomatrium westlich davon setzt, nicht weiter östlich lag, lassen wir dahin gestellt seyn. Ueber die Städte *Hippoceronum*, Alys, welches vom Vf. aus Olys gebildet wird, um etwas etymologisiren zu können, *Ptera* oder *Aptera*, Rithymna (wo keine Alterthümer mehr seyn sollen) *Paraesus*, Stelae, Arcadia, *Anios*, Oaxus und *Arne*, die auf der Karte bezeichnet sind, finden wir entweder keine oder sehr schwankende Aufschlüsse, meist orientalische Träume, wie der Name Oaxus den Vf. wieder auf die Libysche Oasis führt. Die durch Druck ausgezeichneten Orte sind höchst zweifelhaft, und hätten auf der Karte lieber wegbleiben sollen. —. Das XXI Kapitel handelt von der Küste von Dium Prom. bis Zephyrium. Das Dion Prom. ist das vorzüglichste der ganzen Insel, welches auch am weitesten nach N. hervorspringt. Jetzt heisst es Sansosso (nach Arrowf. Sassoso), welchen Namen der Vf. von *Ζαν Σωτηρα* ableiten will. Dem Vf. auf allen seinen Irrgewinden durch die Cnossische, Oceanische Gegend zu folgen, wo der Oceanusfluss, der Triton und der Caeratus alle auf *einen* neuern Fluss *zusammenfallen;* seinen weitläuftigen Auseinandersetzungen über die Amnisidischen Nymphen, seinen Bemerkungen über die Insel Dia, welche auch Naxos geheissen haben müsse, weil die Ariadne von den Dichtern durch Theseus auf eine *wüste* Insel versetzt wird, allen diesen wortreichen und von richtigen und genauen Citaten entblössten Untersuchungen zu folgen, hiesse sich in das Cnossische, oder, wenn man lieber will, Gortynische Labyrinth verlieren, aus welchem es schwer seyn dürfte, sich wieder herauszufinden. Wichtig für künftige Bearbeiter dieser Gegend in geographischer Hinsicht sind indess die hier und da mit eingewebten Beschreibungen der Localitäten, die der Vf. aus seinen bisher wenig oder gar nicht bekannten Quellen zog, z. B. von dem Armirosluss, der am Strumbaloberge aus der Amnisischen Höhle mächtig hervorströmt, und bald einen Fluss bildet, dessen Mündung (ohne Zweifel ein alter Minoischer Hafen) Homer schon bekannt war; wichtig die Nachrichten von den Ruinen bey Tigani (S. 243), welche aus Bellius, Calergus und Bondelmontius beschrieben werden. Es fanden sich dort noch zwey Theater, mächtige Wasserleitungen, Gebäude von Marmorsäulen getragen und die Ruinen eines alten, jetzt verschütteten Hafens. Es ist höchst wahrscheinlich Panhormus des Ptolemäus, nicht Chersonesus, was östlich vom Zephyrium fällt. Im XXII Kapitel liefert der Vf. die Beschreibung der Küste vom Zephyrium bis Itanum - Vorgebirge, und der zweyte Artikel handelt besonders von den alten Städten Panhormus, Olus, dem Berge „Talleis" u. s. w.

Der Hafen Panormus, an der Spitze des Vorgebirges Zephyrium, ist ohne Zweifel Chersonesus, welches östlich, nicht westlich davon liegt. Ob auch Minoa hierher fällt, wie der Vf. ebenfalls annimmt, ist eine andere Frage. Bey Olus geht der Vf. ohne Grund von der Meinung Calapoda's ab, der diesen Ort nach Volismeni oder den Hafen St. Nicolo setzt, und die Inschrift von dem Tallaion-Gebirge und dem Jupit. Talleus giebt er nach der unrichtigen Abschrift bey Gruter (S. 1058) ΟΥΡΕΣΙ ΤΑΛΛΗΟΙΣΙ ΙΑΡΤΜΕΝΕ ΜΑΙΑΔΟΣ ΕΡΜΗ. Die berichtigte Lesart findet sich bey Iriarte in der *Descriptio codicum biblioth. reg. Matrit.* S. 324. ΟΥΡΕΣΙ ΤΑΛΛΑΙΟΙΣ etc. Die Inschrift wurde bey Rithymna gefunden; weil aber hier der Zeus Talleus verehrt wurde, so setzt der Vf. den Berg Talleis (Tallaion) hierher. Den Ruinen von Leopetra, die *T.* (S 253) nach Bondelmontius als von einer bedeutenden Stadt beschreibt, giebt er eine falsche Lage am Cheroxilosfluss. Seine Anwendung dieser Nachrichten auf die alte Geographie ist verwirrt. Wahrscheinlich sind dieses die Ruinen vom östlichen Minoa des Ptolemäus. Der Vf. setzt auf der Stelle, wo er auf der Karte vom neuen Creta, Leopetra und Palaeocastro hat, auf der vom alten *keinen* Ort. Eine keinem Schriftsteller bekannte Stadt des Alterthums Trapezus, bildet *T.* (S. 255) aus dem neuen Namen Trebisonde, und meint, es sey dieses eine Colonie vom Arcadischen Trapezus gewesen.

Im

im XXIII Kapitel, welches die Küste vom „Prom. Itanum" (nach *Torres* auf C. Sidero bezogen gegen Seylax, Plin. und Ptolem.) bis Samonium enthält, hofften wir vieles von den Ruinen zu Palaeocastro zu finden, wovon der ganze Berg, der das Vorgebirge bildet, Palaeocastro heisst; allein die Ruinen von Palaeocastro werden vom Vf. bloss *genannt*, ohne dass er einmal untersuchte, welcher alten Stadt sie angehörten, dagegen finden wir wieder etymologische Spitzfindigkeiten über den Namen des Hafens Grades (von Gad Phönic.) und von Samonium (von שכן *habitare*, wahrscheinlich *quia non habitabatur*). Ptolemäus ist fast die einzige Quelle der folgenden Küstengegend, die im XIV Kapitel vom Samonium bis zur Stadt Hierapytna beschrieben wird. Ptolemäus lässt folgen: Itanus am Dickteberge, Ampelos extrema, *Erythraeum* Prom. und Hierapetra. Die Stadt *Itanus*, von den Phöniciern erbaut, die doch wohl in der Nähe des von Plinius nach Westen von Hierapytna gestellten Vorbirges Itanum (C. Xacro) liegen musste, setzt der Vf. nun zurück zu *seinem* Vorgebirge Itanum (C. Sidero), diess ist ganz falsch. Es ist das heutige Sitano. Der Name kommt nach *T.* von der grossen Stadt Tanis in Aegypten her (S. 264). *Ampelos* liegt nach ihm am Cap Xacro, welcher Name von ἄκρα herkommen soll; allein diess ist falsch. Es muss bey C Giala gesucht werden, was auf der Arowsmithschen Karte sich findet, und das Vorgebirge Cadunata bey der Insel Peristera muss das Erythraeum seyn. Hierapytna ist fest, das heutige Girapetra. Der Vf. beschreibt die Ruinen (zwey Theater, ein Amphitheater, viele Thermen u. s. w.) *nach Bondelmontius*, Bellius und Foscarenus, kann aber *nicht unterlassen*, uns wieder mehrere Seiten voll etymologischer Grübeleyen aufzutischen. Dann beurtheilt er die Nachrichten über diesen Theil Creta's, welche wir der heiligen Schrift verdanken. Lucas und Paulus kamen hierher (Act. Apost. 27, 9. Epist. ad Tit. C. 1 v. 5). Lucas erwähnt: Salmone, Boni portus, Talassa, (Lassaia) Asson, Phoenix, Clauda.

Das Vorgebirge Salmon ist bekannt, jetzt unter demselben Namen, früher bey der Profan-Scribenten Samoniae. Dass aber der Vf. hierbey wieder nicht unterlassen kann, an Halmydessus und צלמון *umbrosum* und dergl. zu erinnern, ist natürlich. *Boniportus* folgte bald nach Umsegelung des Vorgebirges, wobey die Stadt Lassea lag, aus der *Torres* Talassa macht. Nach Bellius hat die Stadt noch jetzt den Namen Lassea. Auf der Karte ist Porto Calus oder Limones nahe bey Phaestus angegeben, welches aber sehr weit vom Salmonevorgebirge entfernt liegt. Phoenix ist bekannt, Feniki, ein Hafen, Canea ungefähr gegenüber. Assos kommt nirgends vor, ausser dass Plinius eine Stadt Asus im innern Lande ansetzt (IV, 12). Diess ist die Stadt, welche nur vom Schiffe aus gesehen wurde. *Clauda* ist ohne Zweifel die kleine Insel Kauda oder Gaudos, jetzt Gozzo. Ptolemäus nennt sie auch Claudos.

Das XXV Kapitel beschreibt die Küste von Hierapytna bis zum Prom. Leon. Nachrichten von Ruinen kommen hier nicht vor, auch bemerkt *Torres*, dass sich auf dem Dictegebirge bey Hierapytna keine Grotte finde, welche zu der Fabel von der Dictaeischen Höhle, wo Jupiter geboren seyn sollte, hätte Veranlassung geben können. Gortyna als im Mittellande belegen, wird nicht berührt.

Einen dunkeln und öden Weg vom Leon-Vorgebirge bis zum Hermäum führt uns der Vf. im XXVI Kapitel. Die Oerter Matalia, Asos, Electra (Fluss) u. s. w., werden mit sparsamen Lichte erhellt, und endlich will der Vf. uns noch die neue Stadt Sfachia als eine alte aufdringen (S. 310), wovon im ganzen Alterthume die Rede nicht ist. Das XXVII und XXVIII Kapitel handeln noch von den Städten der Gegend zwischen Hermaeum Prom. und Criu-Metopon und von andern Städten, über deren Lage man noch ungewisser ist. Das XXX Kapitel umfasst endlich die Inseln und Felsen bey Creta, wozu auch Calliste, Anaphe und Therasia gerechnet werden. Wichtige Nachrichten von gefundenen Alterthümern, welche die Lage der alten Städte befestigen könnten, finden sich in diesen letzten Kapiteln gar nicht. Auch ist sonst nichts darin, was nicht noch neuere, gründlichere Untersuchungen, wo möglich an Ort und Stelle, nöthig machte.

Sollen wir über das Ganze ein Urtheil fällen, so müssen wir leider gestehen, dass der Vf. zu denen gehört, welche durch viel Lärmen das Gute, was sie mittheilen, fast ungeniessbar machen; mit der äussersten Anstrengung haben wir ihn auf allen Kreuz- und Queerzügen begleitet, glauben aber, dass Hr. *T.* wenig so geduldige Leser finden wird, die es vermögen, das ganze Buch durchzulesen. In einem Auszuge von 10 bis 12 Bogen hätte er das meiste Gute liefern können, was diese 50 Bogen enthalten. Das Uebrige ist alles unnütz.

ERDBESCHREIBUNG.

Erlangen, b. Palm u. Enke: *Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten nach Salzburg, Tyrol und der Lombardey*, von Dr. *G. H. Schubert*, Bergrath und Prof. in Erlangen. 1823. VIII u. 278 S. kl. 4.

Es ist zwar keine ungewöhnliche Erscheinung, Professoren und Studenten, insonderheit des südlichen Deutschlands, in den Herbstferien durch Salzburg und Tyrol reisen zu sehen; auch beförderten diese Reisen schon verschiedene Berichte; doch natürlicher und ungekünstelter, als der vorliegende Bericht ist uns seit vielen Jahren keiner vorgekommen. Auch sind wir über die darin vorherrschende Gemüthlichkeit, Religiösität, und über die Allen verständliche Schreibart um so mehr erfreut, je unzufriedener wir, wie Andere, in mancher frühern

Schrift

Schrift des Vfs. mit dem undurchdringlichen Nebel philosophischer Träumereyen gewesen sind. Rec. kann sich über dieses Wanderbüchlein um so sachkundiger verbreiten, da er selbst den grössten Theil dieser Reise gemacht hat. Der Vf. reiste am 3ten Sept. 1822 von Erlangen über Nürnberg, welche Stadt er nach ihren vortheilhaften Aussenseiten sowohl, als auch ihren vorzüglichsten Merkwürdigkeiten mit unverkennbarem Patriotismus schildert. Die Wohnungen von A. Dürer, Hans Sachs, Sandrart, Panzer, Veit Stoss und A. Kraft, die alte Kaiserburg, die Frauen-, Sebalds- und Lorenzerkirche, der unvollendete Tempel deutscher Herren, der botanische Garten und der St. Johanneskirchhof haben für jeden Geschichtskundigen ein hohes Interesse, und der gute Bürgersinn der Nürnberger kann den Bewohnern anderer Städt zum Muster dienen. — Gerade weil in Neumark die Natur einen mineralogisch-botanischen Abschnitt macht, hat Rec. die Erwähnung der Heilquelle ungern vermisst. — Auf der Reise über Hemau, Kelheim, Landshut bis Neuötting ist dem Vf. nichts Besonderes begegnet; von dort an interessirte ihn der Kalkconglomerat, die Salzach, Burghausen mit dem schönen Schlosse, die Vorgebirge der Alpen, der Untersberg, Staufen und Watzmann. Die Stadt Salzburg mit ihrer Umgebung, besonders der Lustort Aichen, versetzte ihn in hohe Begeisterung; wesswegen er auch Berchtesgaden mit seinem Gaisberg besuchte, auf welchem eine herrliche Aussicht über 4 Seen und eine mit Schnee bedeckte Bergkette sich darbietet. — Das Befahren des Salzwerkes Hallein, die Ansicht des historisch-merkwürdigen engen Passes Lueg und der Zug über Werfen und Lend versetzen jeden Wanderer in die angenehmste Stimmung schon vor dem Besuche des Bades Gastein, wo nach Entschöpfung der einst reichen Gold- und Silbergruben nur noch eine sehr wirksame warme Heilquelle sprudelt. — Statt, nach dem ursprünglichen Plane, von hier in die nächsten Gebirgswege in 3½ Tagen zu Fuss nach Venedig zu kommen, wurde der Vf. mit seiner Gesellschaft durch einen Führer, einen Bergmann von Radhausberg, über Boeckstein in eine Thalschlucht, welche durch herrliche Wasserfälle und Grausen erregende Ueberhänge von Bergen höchst merkwürdig ist, an eine Sennhütte geführt, in welcher, ausser Milch, fast nichts zu finden war. Die schmuzige Zubereitung eines kleinen Abendmales, die Unterhaltung mit mehreren Aelplern, und das windige Nachtlager auf frischem Gebirgsheu hat der Vf. umständlich beschrieben. — In der zweyten Sennhütte des andern Tages ging es der Reisegesellschaft nicht besser; erst in Malniz wurde sie wieder ordentlich genährt, mittelst eines einspännigen Wagens durch das romantische Moelthal über Vellach und Flattach nach Winklarn gebracht. Dann ging die Wanderung wieder zu Fuss über Doellach und Heiligenblut, auf den Grossglockner, wo viele seltene Pflanzen gesammelt wurden, durch das Draüthal über Mittenwalde, Sillian, Brunecken, Brixen, Klaussen, Botzen nach Kollmann, wo die Porphyrgebirge die Aufmerksamkeit jedes Wanderers fesseln, wie die herrlichen Melonen, Orangen, Trauben und Kürbisse, welche auf dem Botzner Markte aus benachbarten Gärten verkauft werden. Das glückliche Zusammentreffen mit 5 Berliner Studirenden bewog erst unsern Vf., sich mit seiner Gesellschaft zur Reise nach Verona anzuschliessen, wozu in Branzol die Abfahrt eines Flosses auf der Etsch benutzt wurde. Die Umgebungen von Neumark, Salurn, Levis und Trient reizten nicht zum Verweilen. — Nach einem 1½tägigen Aufenthalte zu Verona, wo ausser dem bekannten Aphitheater alle übrigen Merkwürdigkeiten besucht wurden — nur die Bibliothek wird nicht erwähnt, trennte sich die Reisegesellschaft zur Hälfte nach Mailand, zur Hälfte nach Peschiera; dahin fuhr unser Vf. mit seinen beiden Gefährten zur Ansicht des Gardasee's; in Lanziss wurde das Nachtlager genommen, und ein Kahn zur Fahrt nach Torbole gedungen. Des andern Morgens schifften sie bey gutem Winde ab, ergetzten sich an den Orangen, Citronen und Oelbäumen, welche die beiderseitigen Ufer des See's bedeckten, und an den vielen Ortschaften zu beiden Seiten; unterdessen erhob sich von Monte Baldo her ein gewaltiger Sturm zum grössten Schrecken der ganzen Schiffsgesellschaft, welche noch glücklich genug war, nach einiger Zeit landen, und sich am Feuer abtrocknen zu können. Nach einiger Erholung wurde über Riva nach Torbole gesegelt, daselbst übernachtet, und eine Betrachtung über die herrlichen Pflanzengewächse am See gehalten. Der Fussweg von hier nach Roveredo veranlasste den Besuch der am Eingange dieser Stadt befindlichen Seidenfabrik, wo mehrere hundert Mädchen mittelst zweyer Dampfmaschinen die Seide von den Kokons abspinnen. Die Fussreise von Roveredo bis Trient war angenehm, aber ein daselbst eingetretener starker Regenguss wurde um so lästiger, als die ganze Gesellschaft aus Missverständniss von der Thorwache auf das Polizey-Bureau unverzüglich geführt wurde, um die Pässe persönlich vorzulegen. Durch diese Zögerung, welche das Aufsehen aller Stadtbewohner erregte, sowohl als durch den Regenguss wurde man aber zugleich veranlasst, zu Trient im deutschen Wirthshause zu übernachten. Dann wurde die Reise über Botzen, Klausen, Brixen, Sterzing und Steinach nach Innsbruck ziemlich eilig fortgesetzt, wo die Kunstdenkmäler der letzte Gegenstand einiges Aufenthaltes vor der Rückreise nach Baiern waren.

Freunde der Botanik und Mineralogie werden dieses Wanderbüchlein mit eben so viel Vergnügen lesen, als andere Leser sich der gemein fasslichen Beschreibung der vierwöchentlichen Reise eines Philosophen erfreuen werden. Die Beylage eines kleinen Kärtchens würde übrigens dem Büchlein eben so vortheilhaft gewesen seyn, als die Weglassung mehrerer zweckwidriger Anekdoten aus Jena, Nürnberg, München u. s. w., obgleich sie die gewöhnliche Stelle der Lückenbüsser hier nicht vertreten.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1824.

GESCHICHTE.

London, b. Cadell: *The history and antiquities of the Tower of London;* with biographical anecdotes of royal and distinquished persons; deduced from records, statepapers and manuscripts, and from other original and authentic sources. By *John Bayley*, Esq. F. A. S. In two Parts. Part. I. 1821. gr. 4. 272 S. nebst 14 S. Vorrede und 34 S. Anhang. Mit vielen Kupfern. (Preis 3 L. 16 S.)

Eine ausführliche, aus sichern Quellen bearbeitete Geschichte des *Tower's* in London fehlte bisher durchaus, und Alles, was wir davon erfahren, beschränkte sich gröfstentheils auf die mangelhaften Notizen in den allgemeinen Topographien der ungeheuern Hauptstadt, in welchen selbst das Interessanteste nur oberflächlich behandelt werden kann, wenn man nicht allzu voluminöse Werke geben will. Dem Vf. des vorliegenden Werkes gebührt daher dankbare Anerkennung dafür, dafs er die Bahn gebrochen, nähere Aufschlüsse über diese Burg zu geben, welche der Schauplatz so wichtiger Begebenheiten, der Kerker so manches Edlen, der Zeuge so vieler öffentlichen und heimlichen Hinrichtungen der bedeutendsten Männer und Frauen verschiedener Zeiten war, und dessen Geschichte so oft eingreift in die allgemeine Geschichte des englischen Volkes. Wie schon der Titel bemerkt schöpfte der Vf. seine Notizen aus handschriftlichen und sonstigen sichern Quellen, was ihm durch seine Stellung als einer der *Sub-Commissioners on the public records*, und durch die freundschaftliche Unterstützung mehrerer gelehrten Freunde, welchen die Schätze verschiedener Archive offen standen, sehr erleichtert wurde. Verzögert wurde die frühere Erscheinung dieser seiner Arbeit durch den unglücklichen Brand der Bensley'schen Buchdruckerey 1819, wobey der Vf. sein ganzes Manuscript einbüfste.

Der Plan des Ganzen ist auf zwey Bände berechnet, von welchen der *erste* uns vorliegende die eigentliche allgemeine Geschichte des Tower's chronologisch geordnet, nebst einer Beschreibung der vorzüglichsten Gebäude desselben enthält, dahingegen der 2te Theil die Geschichte desselben, besonders als *Staatsgefängnifs*, liefern soll. Dennoch macht jeder Theil für sich ein Ganzes aus, und eignet sich auch wohl zur einzelnen Anzeige. Wir beschränken uns daher hier auf den *ersten* Theil, da der *zweyte* uns noch nicht zugekommen ist.

Nach dem schon erwähnten Plane des Werkes eröffnet es der Vf. mit einer *chronologischen Uebersicht der Geschichte des Tower's* (S. 1 — 104.). Der Vf. beginnt dieselbe mit einer Widerlegung der gemeinen Annahme und Sage, dafs die Römer und namentlich J. Cäsar denselben gegründet haben, indem er zeigt, dafs auch nicht ein einziger haltbarer Grund für diese Behauptung aufgestellt; wohl aber gar Vieles und Wichtiges dagegen gesagt werden könne, indem kein einziger glaubwürdiger älterer Historiker es erwähne, und auch das älteste bisher aufgegrabene Gemäuer nicht eine Spur von römischer Bauart an sich trage. Die ersten Werke von Bedeutung legte hier vielmehr *Wilhelm der Eroberer* an, unter Leitung seines berühmten Kriegsbaumeister's *Gundulf*, Bisch. von Rochester, ums J. 1080. Er baute und befestigte namentlich den jetzt sogenannten *White-Tower*. Wilhelm II. und Heinrich I., der Erbauer von Westminster-Hall, setzten das angefangene Werk fort, der letztere mit besonderem Eifer zur grofsen Unzufriedenheit seiner, durch diesen Bau hart geplagten Unterthanen. Dieser König benutzte es auch bereits als Staatsgefängnifs, und Ranulph Flamband, Bischof von Durham und erster Rath Wilhelm's I., war (im J. 1100) der erste daselbst eingesperrte Staatsgefangene. Als königl. Residenz brauchte den Tower zuerst K. Stephan im J. 1140. Durch die Kaiserin Mathilde kam er auf kurze Zeit als Privateigenthum oder Lehn in die Hände der Familie *De Mandeville* (1140 — 1143). Die Stelle eines Commandanten im Tower wurde bedeutend: *Thomas à Becket* suchte sie vergebens, und fand darin eine der ersten Veranlassungen seines spätern Betragens gegen Heinrich II. Als Richard I. bey seinem Zuge nach Palästina die Schlüssel des Tow. seinem Kanzler Longchamp anvertraute, erregte diefs grofse Eifersucht bey dem hohen Clerus und ward die erste Ursache der unter der Regentschaft ausbrechenden Unruhen. Johann II. erweiterte den Tower bedeutend und hielt oft sein Hoflager darin. Im Verlauf der unter ihm ausbrechenden Bürgerkriege, kam der Tower (1216) in die Hände des Prinzen Louis von Frankreich, bis dieser das folgende Jahr genöthigt war, ihn an Heinrich III. zu übergeben, welcher ihn ausbessern und mit viel Geschmack und Kostenaufwand erweitern liefs. Er scheint oft darin residirt zu haben. Vom J. 1233 — 35 hielt

hielt die Prinzessin Isabelle, nachmalige Gemalin Kaiser Friedrich's ihr Hoflager darin. Heinrich's III. Plan, das Parlament im Tow. zu versammeln (1236), mislang. Im J. 1239 brachte derselbe König einen grosen Theil seiner Schätze dahin, und fing zugleich an, den Platz mehr zur wirklichen Festung zu machen, um sich zur Zeit der Gefahr darin sichern zu können. Doch wurde sein Bau durch ein allgemein für wunderbar gehaltenes Ereigniss gestört, indem die Hauptheile seiner neuen Anlagen zu wiederholten Malen durch eine Explosion wieder einstürzten. Endlich siegte die Beharrlichkeit des Königs, welcher den Tow. befestigte, ihn mit einem tiefen Graben umgrub, und eine Garnison hineinlegte, um sich nöthigen Falls gegen seine aufsässigen Barone gehörig schützen zu können. Die bald ausbrechenden offenbaren Fehden mit ihnen nöthigten Heinrich III., oft seine Zuflucht dahin zu nehmen. Im J. 1265 kam der Tow. in die Hände der Rebellen, welche ihn bis zur Schlacht von Evesham (in dems. J.) behaupteten. Beym Ausbruch der neuen, von Gloucester erregten Unruhen, übernahm, in Abwesenheit des Königs, der päpstliche Legat Otho den Befehl im Tow., und vertheidigte denselben, unterstützt von einer Menge geflüchteter Juden, mit Glück gegen die Rebellen, bis Entsatz herbeykam und die Ruhe wieder hergestellt ward. K. Eduard I. erweiterte die Befestigung des T. im Plane seines Vaters, und legte besonders die Aussenwerke gegen Westen, zur Vertheidigung des Hauptthores an; und dieses sind die letzten bedeutenden Zusätze zu den Festungswerken. Zugleich bestimmte ihn dieser König aufs neue zum Staatsgefängniss, und füllte ihn besonders mit Juden und den vornehmen Gefangenen, welche er in seinen Kriegen gegen Wales und Schottland gemacht hatte. K. Eduard II. sah den T. auch mehr als Festung und Staatsgefängniss, und nicht als seine Residenz an. Nur als er gegen die unruhigen Barone an den Grenzen von Wales zog, brachte er seine Familie dahin in Sicherheit. Im J. 1324 ward ein Complott gemacht, die im T. befindlichen vornehmen Staatsgefangenen zu befreyen, was jedoch noch vor seiner Ausführung verunglückte. Nur Mortimer entkam aus seinem Verhaft, floh nach Frankreich, und erregte von dort aus Krieg gegen die Königin Isabelle. In diesem Kriege befestigte Edward den T. immer mehr, und schloss sich endlich auf einige Zeit darin ein. Kaum hatte er ihn wieder verlassen, so bemächtigten sich die aufrührerischen Einwohner London's desselben, befreyeten die Gefangenen u. s. w. (1326). Edward III. setzte eine eigene Commission nieder, den Zustand des Tower's zu untersuchen: der Bericht dieser Commission ist in dem Appendix (I — IV) mitgetheilt. Der Anschlag der Reparaturkosten belief sich auf 820 L. 3 S. 4 d. — Mortimer empfing hier im J. 1330 seinen längst verdienten Lohn. Edward III. residirte im Tower in den Jahren 1337 und 1338, und machte hier seine Plane zu den französischen Feldzügen. So lange diese glücklich gingen, war der T. angefüllt mit vornehmen Gefangenen, und im J. 1347 ward auch David Brus (Bruce), König von Schottland, dahin gebracht, und schmachtete daselbst bis 1358. Sein Einzug in sein Gefängniss war so pomphaft, als kehre er von einem Siege zu seinem Volke zurück. (S. 30) Sein königl. Nachfolger in der Gefangenschaft war bekanntlich K. Johann von Frankreich nebst seinem Sohne Philipp. (1358 — 60). — Der unglückliche Richard II. wurde mit ungewöhnlicher Pracht im T. gekrönt (1377), litt aber auch eben hier die härtesten Demüthigungen. Merkwürdig ist die Rede der Abgeordneten des Parlaments an den abgesetzten König, welche wörtlich mitgetheilt wird (S. 41). — Unter Heinrich IV. zeigt sich kein ausgezeichneter Punct in der Geschichte des T., und weder dieser König, noch sein Sohn und Nachfolger, scheint dort residirt zu haben. Die Bestimmung als Staatsgefängniss blieb ihm. Die Geschichte der Kriege der beiden Rosen verflicht sich oft in die des Tow. Beym Ausbruch derselben nahm Lord Scales Besitz vom T. für Heinrich VI, musste ihn jedoch bald nach der Gefangennehmung des letztern übergeben. Eduard IV. hielt hierauf daselbst ein furchtbares Blutgericht über die Anhänger seines Nebenbuhlers (1462). Im J. 1464 ward Heinrich VI. als Gefangener dahin gebracht und daselbst eingesperrt. Im folgenden Jahre schlug Elisabeth Gray, die Gemahlin Eduards IV. ihre Residenz im T. auf, und von der Zeit an wurde derselbe wieder als Aufenthaltsplatz der englischen Könige gebraucht, „weil der König seine treuen Londoner Anhänger die Vortheile seiner Nähe wollte geniessen lassen." Im J. 1470 kam der T. wieder in die Hände des Hauses Lancaster, und König Heinrich ward wieder frey, um ein Jahr darauf nebst seiner Mutter wieder in sein Gefängniss zurückzukehren, wo er bald darauf, nicht ohne Verdacht der Ermordung, starb. Im J. 1478 fiel im T. ein neues Opfer der grausamen Rachgier Eduards, welcher seinen eigenen Bruder, den Herzog von Clarenze zum Tode verurtheilte, und, nach dem Berichte gleichzeitiger Schriftsteller, in einem Fasse Malvasier-Wein ersäufen liess. Ueber die vielbesprochene Ermordung Eduards V. und seines Bruders, verspricht der Vf. im 2ten Theile nähere Aufschlüsse zu geben. Hier begnügt er sich, das Factum früheren Berichten nachzuerzählen, ohne jedoch die Glaubwürdigkeit derselben anzuerkennen. Er ist vielmehr der Meinung und festen Ueberzeugung, dass die beiden jungen Prinzen nur aus England entfernt, aber keineswegs ermordet wurden, und unterstützt diese Behauptung mit haltbaren Gründen (S. 61 — 64). — Unter Heinrich VII. fiel der letzte Plantagenet, Eduard, Graf von Warwick, unter den Henkersbeil im Tower, wie auch viele andere hier bluteten, oder als Gefangene schmachteten. Im J. 1501 hielt Heinrich VII. ein glänzendes Turnier im T., wo seine Gemahlin und Familie residirte. — Heinrich der VIII. begab sich sogleich

gleich nach seines Vaters Tode (1509) nach dem Tower, und begann seine Regierung damit, die Räthe seines Vorgängers, Epsom und Dudley, dem Hasse des Volkes zu opfern. Mit Katharine von Aragonien hielt er hier einen prächtigen Hof. Hier eröffnete Anna Boleyn ihre kurze glänzende Laufbahn. (1533). Mordscenen ohne Ende: Fisher, Bisch. von Rochester (1534), Sir Th. Moore (1535), Anna Boleyn, mit 5 Todesgefährten (1536), der Marquis von Exeter, mit 3 Gefährten, alle unschuldig, wie er selbst (1538), Cromwell, Gr. v. Essex (1540), der mächtige Bekämpfer des Papismus. Sein Verbrechen war, zur Heirath mit Anna v. Cleve gerathen zu haben. Im J. 1542 fiel hier das Haupt von Heinrichs vierter Gemahlin, Catharine Howard, nebst ihrer Vertrauten, Lady Rochford. Ein Augenzeuge giebt einen interessanten Bericht von dieser Hinrichtung und dem reuigen Geständniss der beiden Frauen (S. 73). — Eduard VI. hält sein Hoflager im T., nachdem er daselbst von seinem Oncle, dem Lord Protector zum Ritter geschlagen worden. Während der (1549) ausgebrochenen Unruhen bemächtigten sich die Unzufriedenen des Tower's. Im J. 1552 fiel hier Sommerset mit vieren seiner Freunde. — In demselben Jahre (d. 9ten July) hielt die unglückliche Jane Gray ihren feyerlichen Einzug im T., und wenige Tage darauf wird sie als Gefangene dahin gebracht. Die Königin Mary hielt kurze Zeit ihr Hoflager im Tower, und richtete wieder eine katholische Capelle darin ein. Ihre Feinde fielen unter dem Schwerte ihrer Rachsucht, im Tower sowohl als in allen Strassen London's, wo überall Galgen aufgerichtet waren. — Elisabeth wurde 1554 in den T. gesperrt. Am *28sten November* 1558 hielt sie daselbst ihren Einzug *als Königin*. Die weitläuftige Beschreibung des hierauf folgenden festlichen Einzuges in Westminster, nach gleichzeitigen Schriftstellern, ist ein neuer Beweis für die historische Wahrheit der trefflichen Gemälde in dem allgelesenen Roman Kenilworth (S. 89 f.) Im Verfolg ihrer Regierung scheint E. nicht wieder im T. residirt zu haben. Dagegen war er, als Staatsgefängniss, wohl zu keiner Zeit mehr mit angesehenen Gefangenen angefüllt, als gerade unter der jungfräulichen Königin. An der Spitze einer alten handschriftlichen Liste der Gefangenen, welche der Vf. im Auszug mittheilt, stehen sieben Doctoren der Theologie, sämmtlich Bischöfe, welche im May und Juny 1560 dahin gebracht wurden, um Elisabeth's Oberhoheit (*Supremacy*) anerkennen zu lernen. Die Reihe der unter E. hingerichteten bedeutenden Staatsgefangenen eröffnet der unglückliche Liebhaber der noch unglücklichern Maria Stuart, Thomas Howard, Herzog von Norfolk (1569), und schliesst Elisabeth's eigener Günstling, Graf Essex, welchen seine königliche Gebieterin nach langem Kampfe zwischen Liebe und Furcht auf dem Blocke enden liess (den 25sten Februar 1601). Von seinen Mitschuldigen folgte ihm bloss Danvers, welcher, nachdem er 10000 K. für sein Leben geboten, mit grosser Standhaftigkeit auf dem Schaffot endete. Auch der herrliche Sir Walter Raleigh bewohnte einige Zeit als Gefangener den T., nachdem er sich die königliche Ungnade durch eine Liebschaft mit einer schönen Hofdame der Königin zugezogen hatte. Nach kurzer Frist ward ihm jedoch die Freyheit und der Gegenstand seiner Wünsche als Ersatz für die Entbehrung gewährt. — Jakob I. hielt nur kurze Zeit sein Hoflager im T., besuchte ihn aber oft, der Thierkämpfe wegen, welche er daselbst veranstalten liess. Unter den Gefangenen, die unter seiner Regierung im T. fielen, ist wohl keiner ausgezeichneter und beklagenswerther als der edle Raleigh, welcher hier im Kerker seine Weltgeschichte schrieb. — Während der unruhigen Regierungszeit Karls I. war der T. wichtig als Staatsgefängniss und Festung. Hier endeten auf dem Schaffot 1641 der Graf von Strafford und der Erzbischof Laud. Die Sicherheitsmaassregeln, welche der König in Betreff des T. traf, erregten den Unwillen und die Beschwerden des Volkes. Da der König nicht darauf achtete, wurden die Sherifs von London beauftragt, den T. zu blokiren, und seine Verproviantirung zu hindern. Den Befehl darin hatte Sir John Byron, „ein Mann aus alter Familie und von untadelichem Charakter," der sich darin behauptete, bis endlich das Unterhaus es durchsetzte, den Sir John Conyers, einen verdienstvollen Officier auf diesen Posten zu bringen. Da er jedoch nicht geneigt war, in die Plane des Parlaments einzugehen, wie man doch von ihm verlangte, so nahm er bald wieder seinen Abschied, und der T. ward der Obhut des Lordmayor Sir Isaac Pennington anvertraut: „*that the citizens* — wie Lord Clarendon sagt — *might see, that they were trusted to hold their own reins, and had a jurisdiction committed to them, which had always clashed with their own.*" Der letzte Commandant des T. unter Karl I. war Th. Fairfax, welcher ihn an Cromwell übergab. — Unter dem Protectorat erreicht die Bevölkerung des T. mit Staatsgefangenen den höchsten Gipfel, so dass der Vf. sagt, eine namentliche Anführung derselben würde einen ganzen starken Band füllen. Von den wichtigsten derselben verspricht er im 2ten Theile Nachricht zu geben. — Bey der Restauration nahm Gen. Monk, im Namen Karl II. Besitz vom Tower, entliess die grosse Zahl der Gefangenen und legte eine bedeutende Besatzung hinein. Die Königsmörder nehmen die Plätze der vorigen Gefangenen ein. Im J. 1666 machte Oberst Rathborne mit mehreren Officieren einen Plan, den T. durch Ueberfall zu nehmen, was aber verrathen wurde, und die Hinrichtung von acht Häuptern der Verschwornen zur Folge hatte. Bey dem unglücklichen Brande in demselben Jahre ward der T. nur durch die weisesten Vorsichtsmaassregeln und das Umspringen des Windes gerettet. — Nach dieser Zeit verliert die Geschichte

te des T. ihr Interesse. Keiner der Könige residirte seitdem darin, nicht einmal während der Tage, unmittelbar vor dem feyerlichen Einzuge in Westminster, wie es bis dahin gebräuchlich war. Unter Jakob II. finden wir nur noch einige bedeutende Staatsgefangene darin; doch von diesen, sowie von den spätern, wird uns erst der folgende Theil weitere Nachricht geben. — Seit Jakob II. kam die alte Königsburg in Verfall; nur im J. 1692, wo man einen Aufruhr befürchtete, ward sie wieder etwas hergestellt und aufs neue befestiget; seitdem aber geschah nichts wieder zur fernern Erhaltung und sie verfällt immer mehr. —

(Der Beschluss folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HALLE, in d. Rengerschen Verlags-Buchh.: *Epistelpredigten* von Dr. *Ernst Gottfried Adolph Böckel.* 1823. X u. 286 S. 8.

Herr Dr. *Böckel* gehört der Klasse von neuern Kanzelrednern an, die in die Fusstapfen des unvergesslichen *Reinhard* treten, ohne sich davon durch die neuern tadelsüchtigen Bestrebungen irre machen zu lassen, die darauf ausgehen, den Werth der Reinhardschen Predigtmethode auf alle nur mögliche Weise zu verkleinern. Wir wollen den Quellen, aus welchen diese Verkleinerungssucht ihren Ursprung nimmt, hier nicht weiter nachspüren, aus Furcht, mancher sehr unlautern zu begegnen. Wir sind indess und bleiben vor der Hand der unvorgreiflichen Meinung, dass unsern jüngern Homileten kein besserer Rath zu geben, auch so manchen eben nicht sehr lieblichen Auswüchsen der homiletischen Kunst nicht sicherer vorzubeugen seyn möchte, als eben dadurch, dass jene sich recht sorgfältig dem Muster *Reinhards* anschliessen. Denn wiewohl wir aller blinden und sclavischen Nachahmung von Herzen feind sind, auch sehr gern eingestehen, dass selbst der treffliche *R.* das Ideal einer durchaus vollkommenen Kanzelberedsamkeit nicht erreicht habe, so würde es doch ohne Zweifel um die christliche Erbauung sehr wohl stehen, wenn Reinhards Textbehandlung, seine glückliche Wahl und erschöpfende Anordnung der Materien, die Gründlichkeit und das Lichtvolle seiner Ausführung, seine natürliche, kunstlose und doch so durchaus würdige Sprache und sein voller, runder, wohlklingender Periodenbau recht viele Nachahmer fänden. Wenigstens würden wir dann nicht von so vielen Missgeburten heimgesucht werden, wie sie leider jetzt unter mancherley seltsamen Titeln von Messe zu Messe in die Welt treten; schwächlich von Haus aus, darum auch sehr bald den sanften Tod der Vergessenheit sterbend. Wenn wir nun mit vollem Rechte versichern können, dass in den Vorträgen des Hrn. D. *B.* alle jene so eben genannten preiswürdigen Eigenschaften sich mehr oder weniger wiederfinden, so haben wir damit zugleich auch unser Urtheil über den Werth derselben ausgesprochen. Hr. *B.* geht als R's. Geistesverwandter seine Bahn, zwar mit einem auf seinen Vorgänger fest gerichteten Blick, aber doch mit freyer Selbstständigkeit und als Selbstforscher und Denker, der das selbsterworbene Eigenthum seines reichangebaueten Geistes zum Nutzen und zur Belehrung seiner Zuhörer und Leser zweckmässig anwendet. Was der Vf., dem wir in neuerer Zeit ausser einigen einzeln erschienenen Gelegenheitspredigten auch noch *Festpredigten* verdanken, für dieses Mal giebt, sind *Epistelpredigten*, die dem Erbauung suchenden Leser um so willkommener seyn werden, je weniger verhältnissmässig nock zur Zeit an guten und zweckmässigen Bearbeitungen der epistolischen Texte Ueberfluss ist. Dass die synthetisch - analytische Methode, welche Hr. *B.* befolgt, bey diesen Texten grössere Schwierigkeiten als bey den evangelischen Perikopen habe, ist Männern vom Fach hinlänglich bekannt, und um so mehr gereicht es diesen Vorträgen zu einer nicht geringen Empfehlung, dass der Vf. jene Schwierigkeiten meistens glücklich zu überwinden gewusst hat. Von den hier gelieferten dreyzehn Vorträgen hat der *vierte* am Sonnt. Invoc. über 2 Cor. 6, 1 — 10 gehalten: *dass der wahre Fromme dem grossen Haufen ein Räthsel sey*, nicht nur, weil dieses Thema selten auf der Kanzel behandelt wird, sondern hauptsächlich wegen der sehr vorzüglichen Behandlung des Vfs., Rec. besonders angezogen. Nur die ungebührliche Länge dieser, sowie der übrigen Predigten, von welchen selten eine weniger als anderthalb enggedruckte Bogen einnimmt, kann Rec. nicht ungerügt lassen. Auch kann er dem Vf. nicht beystimmen, wenn, wie bey 1 Joh. 5. geschehen, die von der biblischen Kritik für „unecht" erklärten Worte beym Vorlesen eines Bibeltextes ausgelassen werden. Das kann leicht Verwirrung geben, selbst wenn, wie eine Note S. 132 uns sagt, „beym Confirmandenunterrichte die Gründe dieses Verfahrens" mitgetheilt werden. Sollte solches Weglassen überhaupt zulässig seyn, so müsste consequenterweise jeder Text nach den von der Kritik vorgezogenen Varianten vorgelesen werden, da dann zuletzt die kirchliche Uebersetzung kaum mehr erkennbar, und der Zuhörer seine Bibel vergebens mit zur Kirche nehmen würde. In Ansehung des Drucks und Papiers können wir nicht umhin, darüber zu klagen, dass jener das Auge sehr angreift, und dass dieses sehr schlecht ist.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1824.

GESCHICHTE.

LONDON, b. *Cadell*: *The history and antiquities of the Tower of London* — — *By John Bayley* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der *zweyte* Abschnitt enthält eine *Local-Beschreibung der Burg*. (S. 105—272). Der Tower liegt bekanntlich auf dem nördlichen Ufer der Themse, am östlichen Ende der Stadt London, und ist durch diese seine Lage dazu geeignet, den Fluss zu beherrschen und jede Annäherung zur Hauptstadt von dieser Seite zu hindern. Die Festungswerke nehmen einen Flächenraum von etwas mehr als 12 acres ein. Sie bestehen aus einer Citadelle, nebst den nöthigen Innen- und Aussenwerken, und sind von einem breiten und tiefen Graben, welcher von der Themse sein Wasser erhält, umgeben. Der Festung zunächst ist ein freyer Platz von bedeutender Grösse, *Tower-hill* genannt, der Richtplatz, wo so manches edle Blut geflossen. Er ist, so wie der Tower selbst, eine königliche Domäne, mit eigener Gerichtsbarkeit. — Der Haupteingang in den T. ist eine steinerne Brücke, am südwestlichen Theile. Ausserdem sind noch zwey Eingänge über Zugbrücken auf der Südseite, und ein geheimer Eingang zu Wasser, unter einem starken Thurme, das Verräther-Thor (*Traitorsgate*) genannt, weil auf diesem Wege sonst die Staatsverbrecher in die Festung gebracht wurden. Der Haupteingang führt durch mehrere wohlbefestigte Thore in das Innere der Citadelle. Diese besteht aus den königlichen Gemächern, und den eigentlichen bedeutendern zur Festung gehörigen Gebäuden. Das innere Thor — ein schönes Denkmal der Baukunst des 14ten Jahrhunderts — ist an der Südseite. Der wichtigste und älteste Theil des *innern Towers* ist 1) die *Citadelle*, ziemlich im Mittelpunkte des innern Hofes. Sie ward erbaut von Gundulf, Bischof von Rochester, auf Befehl Wilhelm des Erob., im J. 1080. Sie führt jetzt gewöhnlich den Namen der Cäsars — oder der weisse Thurm (*Caesar's-or the White Tower*, in einem Plane v. J. 1335 *La blaunche Tour)* von seiner weissen Farbe. Der Vf. giebt zur genauen Beschreibung desselben vier schön gestochene Ansichten des Ganzen und einzelner Theile, nebst drey recht zweckmässigen Grundrissen. Der *White-Tower* besteht aus einem grossen, durchaus massiven Gebäude von 116 Fuss Länge, 96 Fuss Breite und 92 Fuss Höhe mit Eckthürmen, welche über das Dach hervortreten. Einer dieser letztern heisst das Observatorium, weil hier Flamstead, der Astronom Karl 2. seine Beobachtungen anstellte. Die beiden jetzigen Haupteingänge in das Gebäude sind neu, die Spuren des alten Hauptthores aber noch deutlich zu bemerken. Ueberhaupt ist das Aeussere vielfach verändert worden, so dass nur noch wenig von der ursprünglichen Bauart zu bemerken ist. Das Innere des ersten Stockwerkes besteht aus drey grossen Hallen oder Sälen, und einem dickmaurigen, fensterlosen Kerker, wo *Raleigh* seine Weltgeschichte geschrieben haben soll. (S. 111). Bemerkenswerth ist die sonderbare Gewölb-Construction, welche ziemlich dieselbe ist, die *Winkelmann* S. 352 im 1sten Theile der *Fernow*'schen Ausgabe seiner Werke beschreibt. Die Gewölbe haben ganz das Ansehen, als seyen sie aus grossen behauenen Steinen gefügt; bey näherer Untersuchung zeigt sich jedoch, dass sie nur aus einer dicken Kalklage, in welche Klumpenweise *(wedge wise)* kleinere Steine geschüttet sind, bestehen. Das äussere Ansehen rührt wahrscheinlich von einem Unterbau her. Im zweyten Stock befindet sich die sogenannte *Caesar's Chapel*, jetzt gänzlich im Verfall, was man um so mehr bedauern muss, da sie unstreitig eins der schönsten Ueberreste Normännischer Baukunst in England ist. Es bleibt ungewiss, wenn sie ihrer ursprünglichen Bestimmung entzogen wurde; seit Karl II. ist sie jedoch bereits zur Aufbewahrung eines Theils des Staatsarchivs benutzt. — Das oberste Stockwerk enthält besonders das sogenannte Rathszimmer *(Council room)*, wo die Geheimraths-Sitzungen gehalten wurden, wenn der König im T. residirte. Es ist in seiner Bauart der grossen Westminster-Halle nicht unähnlich. — Im ganzen Gebäude ist übrigens kein Kamin, kein Ofen und kein Brunnen. — 2) *Chapel of St. Peter ad Vincula*. Mit zwey Ansichten. Sie ward erbaut unter Edward I., statt einer ältern verfallenen. Von Interesse für die Kunstgeschichte sind die Befehle Heinrich's III., die Ausschmückung der Kapelle durch Gemälde betreffend. (S. 118. Anmerkung). Hier ruhen die sterblichen Ueberreste mehrerer wichtigen unter Henkers Beil gefallenen Staatsgefangenen: Th. Moore, Fisher, Anna Boleyn, Catherine Howard, Lady Rochford, Mary von Salisbury

burg — der letzte (weibl.) Zweig der Plantagenets — Essex, Sommerset, und sein Gegner John Dudley, Th. Howard, und die drey Häupter der Empörung von 1745 Lord Lovat, der Earl von Kilmarnock und Balmerino, alle drey in *einem* Grabe. An der Nordseite findet man ein schönes Monument, dem Andenken einiger Glieder der Familie Blount 1592 errichtet. Hinter der Capelle war sonst eine Einsiedeley, dessen Bewohner vom Könige täglich einen Penny erhielt. — 3) *The Lieutenant's-House*, im südwestlichen Winkel des innern Hofes erbaut, unter Heinrich VIII, gröſstentheils aus Holz, merkwürdig durch das darin befindliche Denkmal, welches die Theilhaber der Pulververschwörung auf ewige Zeiten brandmarken soll. Die lange lateinische Inschrift wird mitgetheilt, ist jedoch, wie auch die Beschreibung des Monumentes schon durch die *Archaeolog. Brit. (Vol. XII.)* hinlänglich bekannt; weniger dürften es die darunter eingekratzten Ergüsse loyaler Gesinnungen seyn. 4) *The Bell-Tower*, unmittelbar hinter dem eben beschriebenen, hat seinen Namen von der Lärmglocke, welche darauf hängt. Die Bauart verdient die Aufmerksamkeit des Architekten. 5) *The Beauchamp-or Cobham-Tower* (mit einem Plan und einer Ansicht des Innern), steht 141 F. von dem vorigen. Seine beiden Namen hat er von Gefangenen, welche darin saſsen. Er ward besonders als Staatsgefängniſs benutzt, wovon die vielen darin befindlichen Inschriften zeugen. Der Vf. führt mehrere Belege für die harte Behandlung an, welche die hier Eingesperrten erfuhren unter andern einen Brief des Bischofs Fischer, (S. 136.) worin er klagt, daſs er weder ein Hemde, noch ein sonstiges Stück Wäsche und Kleidung mehr habe, um seine Blöſse zu decken. Weitläuftig verbreitet sich der Vf. über die Geschichte des unglücklichen Philipp Howard, Graf v. Arundel (S. 139 bis 146). Hier findet sich auch ein sonderbares Bildwerk nebst Unterschrift von John Dudley, dessen Entzifferung bis jetzt noch Niemanden gelungen ist. Der Vf. giebt eine getreue Abbildung davon. Ungern nur enthalten wir uns einige der hier in einsamen Stunden von den Eingekerkerten niedergeschriebenen oder mit Mühe in Stein eingegrabenen Gedanken mitzutheilen. Interessant sind die hier von dem Vf. eingeschalteten Nachrichten von dem eifrigen Katholiken Dr. Store, welcher 1571 hingerichtet ward. Hier findet sich auch der Name der unglücklichen Jane Grey, von ihrer eigenen Hand geschriebenen, und erinnert an die schöne Stelle der *Eremites en Prison (Consolat. 5.)*, als der geistreiche Gefangene Josephinen's Namenschiffre findet. — 6) *The Devereux Tower.* Unter Heinrich VIII. hieſs er der Teufels-Thurm *(Robyn the Devylls T.*, auch *Develin-T.)*. Seinen jetzigen Namen hat er von Devereux, Gr. v. Essex, Elisabeth's Günstling, welcher hier gefangen saſs. — 7) *The Flint-Tower*, wovon aber bloſs noch die Grundmauer übrig ist, 90 Fuſs nord-östl. vom vorigen. Er wurde vor ungefähr 20 Jahren abgetragen, und ein neues Gebäude dahin gesetzt. — 8) *The Bowyers-Tower.* (Mit einer Ansicht des Innern), hat seinen Namen daher, weil er die Wohnung des königlichen Bogenbewahrer's war. Hier soll der schon oben erwähnte Georg, Herzog v. Clarence, auf Befehl seines Bruders Eward IV. in einem Fasse voll Malvasier-Wein ersäuft worden seyn. Jetzt befindet sich hier eine Sammlung alter Waffen. — 9) *The Brick Tower.* Jetzt ganz im Verfall. 10) *The Jewel-Tower*, sonst *Martin's T.*, war bis nach Elisabeth's Zeit Staatsgefängniſs; dann wurde er zur Aufbewahrung der Kronjuwelen bestimmt, welche seit Heinrich III. in einem Seitenthurme des *White-T.* aufbewahrt worden waren. Dieses Kapitel ist mit besonderer Vorliebe ausgearbeitet, freylich für den Nicht-Engländer (*Foreigner*) viel zu weitläuftig, für den Cockney von London aber vielleicht noch zu kurz; denn dieser hält die Juwelen-Kammer für den Inbegriff aller Erdenschätze. Wir glauben der Neugier unsrer Leser durch einen kurzen Auszug völlig zu genügen. Die Geschichte der hier aufbewahrten Juwelen und Pretiosen reicht bis zu Johann II. hinauf, welcher viele davon als Kronschatz erkaufte, Seine Nachfolger waren oft genöthigt sie zu versetzen, und der Vf. theilt mehrere der bey solchen Gelegenheiten ausgefertigten Pfandzettel mit. S. 188—194 giebt der Vf. ein von K. Jakob I. eigenhändig unterschriebenes Verzeichniſs der sämmtlichen Kronjuwelen. Das Amt eines Aufseher's dieses Schatzes, welcher seit Heinrich VIII. den Titel eines *Master and treasures of the jewel house* führte, war sehr ehrenvoll und einträglich; denn derselbe hatte zugleich den Ankauf des nöthigen Silbergeräthes zu besorgen, sowohl für den Hof, als auch für die Gesandten und höhern Staatsbeamten, welche bekanntlich ihr Silbergeschirr für die Dauer ihrer Stellen, vom Staate erhielten. Nachdem der Vf. den Rang und die Besoldung dieses Beamten weitläuftig erörtert, erzählt er das Raubattentat unter Karl II., welches von einem gewissen Blood mit zwey seiner Spiesgesellen äuſserst listig ausgeführt, aber durch ein Zusammentreffen mehrerer Umstände doch vereitelt wurde. Das Wunderbarste bey der Sache ist, daſs eben dieser Räuber nicht nur aller Strafe entgieng, sondern sogar eine ansehnliche Pension erhielt, das Vertrauen des schwachen Königs gewann und sich bis zu seinem Tode darin erhielt. Seit diesem verunglückten Versuche sind die Vorsichtsmaaſsregeln getroffen, womit man jetzt diesen Gegenständen der Neugier und des londoner Spiesbürger-Stolzes dem Schaulustigen zeigt. Es befinden sich darunter *fünf* Kronen. Der hier befindliche Reichsapfel *(the Orb)* ist ein Ball von Gold, fechs Zoll im Durchmesser, mit Rosetten von Diamanten und Perlen besetzt. Oben auf ist ein sehr schöner Amethyst, der einem 3½ hohen goldenen Kreuze zum Piedestal dient. Das Verzeichniſs der übrigen Insignien und Kostbarkeiten, bestehend in mehrern Sceptern, Spornen, Armbändern u. s. w. füllt die S. 203—206. — 11) *The Constable-To-*

Tower. 12) *The broad Arrow-T.* Beide zu Gefängnissen benutzt. 13) *The Salt T.* Enthält unter andern hinterbliebenen schriftlichen Spuren seiner frühern unglücklichen Bewohner, auch eine sonderbare, sorgfältig in Stein eingegrabene, dem Anschein nach astronomische Tafel, bis jetzt noch unerklärt. Sie rührt von einem gewissen *Hugh Draper* her, welcher im J. 1560 hier eingesperrt ward, auf die Beschuldigung, er sey ein Hexenmeister. Weitere Berichte über ihn fehlen, ausser dass ihm sein Wärter, in seinem noch vorhandenen Berichte das Zeugniss giebt, dass er ein allgemein geachteter Mann sey. Die räthselhafte Tafel giebt uns der Vf. in zierlicher Abschrift. 14) *The Lanthorn T.* Ein Theil der königl. Apartements. Die sonst dazu gehörigen Gebäude sind niedergerissen. — Hier wurden die grossen Banquette gegeben, und hier hielten die Könige ihr Hoflager vor ihrem feyerlichen Einzuge in Westminster. 15) *The Ordnance Office.* Die Wohnung des Aufsehers der sämmtlichen Unterbeamten (*the master of the King's Ordnace*). Das alte Haus brannte 1788 ab, und das jetzige ward an dessen Stelle erbaut. 16) *The Record-T.*, sonst der *Hall-T.*, weil er neben der grossen Halle stand; bisweilen auch der *Wakefield-T.*, wahrscheinlich von irgend einem Gefangenen so genannt. Nach dem *White-T.*, gewiss der älteste Theil der Burg. Er besteht aus dem Erdgeschoss und einem Stockwerk deren jedes ein achteckiges Zimmer bildet, von ziemlich gleicher Grösse. Der obere Theil scheint neuer, vielleicht aus dem 12ten oder 13ten Jahrh. Hier soll Heinrich VI ermordet worden seyn. Seit Heinrich VIII. hat er seine jetzige Bestimmung als Staats-Archiv. Die ältesten hier liegenden Urkunden (*records*) *Cartae antiquae* genannt, bestehen aus 41 *Rollen*, und gehen von Edward dem Bekenner bis zum 13ten Jahrh. Die zweyte Abtheilung geht von der Regierung Johannis — wo sie jedoch unvollständig ist — bis zum Tod Eduard IV. Die dazu gehörigen, chronologisch geordneten und verzeichneten Urkunden bestehen aus 2200 Numern. Die wichtigsten derselben werden näher beschrieben (S. 220 — 224), und die verschiedenen Rubriken unter welche sie geordnet, angegeben. Ausser diesen sind noch viele andere wichtige Urkunden im Tower aufbewahrt, unter dem Titel: *Records of the Court of Chancery.* Dieses Archiv wurde, so wie alle übrigen, sonst als ein Theil des königl. Schatzes angesehen, wovon noch die Benennungen: *the treasuries of the King's bench* u. dergl. für Archive herrühren. S. 226 — 231. folgt die Geschichte des Archives. Unter den Archivaren (*Keeper's of the Records*) werden als vorzüglich thätig aufgeführt: *Bowyer*, unter Elisabeth, welcher der erste war, der versuchte, die bisher ohne alle Ordnung aufgeschichteten Urkunden einigermaassen zu ordnen; der gelehrte *Selden*, dessen Leben weitläuftig mitgetheilt wird (S. 241 ff.); *Will Prynne*, der berüchtigte Eiferer (geb. 1600, gest. 1669); *Sir Algernon May* u. a. a., aus deren Leben der Vf. interessante Notizen mittheilt. Die grössten Verdienste um eine bessere Ordnung des Staatsarchives erwarb sich *Lord Halifax*, zu Anfang des vorigen Jahrh., indem er die Nothwendigkeit Kataloge abzufassen u. dergl. m. im Parlamente in Anregung brachte. Die Verdienste und der Eifer des vorigen Königs auch in dieser Sache, werden dankbar anerkannt. Vieles ist seitdem für die Erhaltung und Ordnung dieser Urkunden geschehen, aber Vieles bleibt dennoch zu thun übrig, da mehrere derselben des Abschreibens gar sehr bedürfen. Die Aufsicht ist einem *Keeper* anvertaut; der jetzige ist *Henry Pettrie*, ein sehr gelehrter Antiquar und Historiker. Sein Vorgänger war der allgeachtete *Lysons* (gest. 1819). — Westlich vom *Record-T.* ist 16) der sogenannte Blut-Thurm (*Bloody T.*) früher, bis zu Elisabeths Zeit *the Garden T.* genannt. Seinen jetzigen Namen hat er von der Sage, dass in demselben die beiden jungen Prinzen Edward V. und sein Bruder ermordet worden. Die Sage gründet sich hauptsächlich auf einige dort unter Karl II. aufgefundene Gebeine, welche man für die Gebeine der unglücklichen königl. Kinder nahm, und feyerlich in der Capelle Heinrich VII. beysetzte. Auch hier äussert der Vf. starke und durch haltbare Gründe unterstützte Zweifel über die wirkliche Ermordung der Prinzen, indem er dieselbe als unklug und unzeitig darstellt. Dass mehrere die beygesetzten Gebeine für die eines Affen halten, ist bekannt. — Uebrigens befinden sich im Innern des Tower's noch die grossen *Zeughäuser*, deren weitere Beschreibung wir, da sie aus vielen Reisebeschreibungen bekannt sind, übergehen. Mit Recht rügt der Vf. den Missbrauch der vielfachen und kostspieligen Trinkgelder, welche der Zulass zu diesen, an sich wenig bedeutenden Dingen, nöthig macht. (Doch diess ist nicht allein im Tower der Fall, sondern überall in England, wo etwas zu sehen ist, das Britische Museum ausgenommen. Am auffallendsten ist es in den Häusern und Villen der Grossen, namentlich in Blenheim, wo fast jede schöne Aus- und Ansicht bezahlt werden muss; eine rühmliche Ausnahme macht davon die Dienerschaft des Herz. v. Wellington, welche, wenigstens vom Rec. durchaus kein Trinkgeld für die gezeigten Herrlichkeiten und gehabte Mühe annahm). — Bey Beschreibung der Rüstkammer, giebt der Vf. auch eine Abbildung des Beiles, mit welchem Anna Boleyn und Jane Grey enthauptet wurden.

Die Aussenwerke des Tower's, (The Outer Ward) bestehen grösstentheils aus einer Reihe kleiner Thürme, auf der Seite der Themse, welche alle unter Heinrich III. erbaut wurden. Wir begnügen uns mit einer blossen Anführung ihrer Namen, da ihr Inneres nichts Merkwürdiges darbietet: 1) *The Develin Tower*, 2) *the Well T.* 3) *the Craddle-T.* 4) *the Traitor's Gate*; 5) *the By Wand T.* 6) *the Martin-T.* — An die Stelle älterer, noch grösserer Aussenwerke ist jetzt die königl. *Menage-*

rie

rie getreten. Heinrich I. scheint zuerst wilde Thiere in seinem Park zu Woodstock unterhalten zu haben. Später wurden sie nach dem Tower gebracht. Heinrich III. unterhielt hier besonders einen Eisbär, den er von Norwegen erhalten hatte, zu dessen Unterhalte die Stadt London täglich 4 Pence geben und zugleich ein langes starkes Seil liefern musste, um die Bestie daran zu befestigen, wenn sie in die Themse fischen gieng. Unter demselben Könige kam auch der erste Elephant, ein Geschenk des Königs von Frankreich, nach England, für welchen die Stadt London gleichfalls sorgen und ihm ein eigenes Haus (40 Fuss lang und 20 Fuss breit) bauen musste. Hier befriedigte Jakob seine Lieblingsneigung zu Thierkämpfen. Der jetzige geringe Bestand dieser Menagerie ist hinlänglich bekannt. — In einem auf die Ortsbeschreibung folgenden und diesen Theil schliessenden Anhange (S. I—XXXIV.) theilt der Vf. einige Urkunden, grösstentheils Bauanschläge und die Verwaltung des Tower's betreffend mit, welche wir ihm gern erlassen hätten.

Ueber das Aeussere des Werkes haben wir nichts weiter zu bemerken, als dass es mit verschwenderischer Pracht und ausgezeichneter Correctheit gedruckt und mit wirklich schönen Kupferblättern ausgeschmückt ist. Die erste Platte giebt eine sehr schön gearbeitete Ansicht des Tower's, von der Themse aus; die 2te einen Plan desselben, wie er unter Heinrich VIII. war. Die Gegenstände der übrigen sind bereits oben angegeben.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Gleditsch: *Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr* 1824. 366 S. 12.

Wie gewöhnlich ist dieses Taschenbuch reich mit poetischen Beyträgen in gebundener und ungebundener Rede ausgestattet, und mit artigen Kupfern verziert. Leider kommt die Kritik dem Buche langsam nachgehinkt; sie kann sich also kurz fassen. Erzählungen, oder Novellen, deren besonderer Charakter immer noch nicht genug geschieden wird, haben geliefert: *Leopold Schäfer*, *Achim von Arnim*, *Helmina von Chezy* und *Contessa*. *Leonore von San Sepolcro*. Novelle von *Leop. Schefer* beginnt die Reihe oder den Reihen. Rec. muss über diese Darstellung dasselbe Lob, aber auch denselben Tadel aussprechen, mit welchem er die in dem vorigen Jahrgange des Taschenb. z. ges. Vergn. befindliche Gabe dieses Vfs. angezeigt hat. (Ergbl. d. A. L. Z. Nr. 7. 1823.). Dieselbe Vollendung der Sprache, dasselbe frische, warme, südliche Leben, dieselbe Neuheit und Ueberraschung der Scenen, aber auch dieselbe Breite im Einzelnen, dieselbe unstatthafte Anwendung des bloss Grässlichen, dieselbe Unwahrscheinlichkeit und Unnatur mancher Verwickelungen und Ereignisse. Möchte der Vf. mit seinem schönen Talente mehr haushalten, bald etwas Grösseres unternehmen, dabey aber eine verständige Kritik zu Rathe ziehen und nicht dem Modegeschmack, der nur Seltsames und Furchtbares will, huldigen. Die zweyte Erzählung ist: *Raphael und seine Nachbarinnen* von *Achim von Arnim*. Rec. kann nicht sagen, dass sie ihn besonders angesprochen hätte. Sie enthält zwar manche anmuthige, ergetzliche Darstellung, besonders im Anfange; aber er liebt nun einmal diese Verdrehungen der Geschichte zu Gunsten des Romans nicht; sie erscheinen ihm mehr als absichtliche Unwahrheit, denn als Dichtung, und das um so mehr, je mehr sie sich durch Benutzung wahrer Begebenheiten als wahr darstellen wollen. Ganz etwas Anderes ist es mit W. Scots historischen Romanen und den glücklichern deutschen Nachahmungen derselben von *van der Velde*, wo die Geschichte nur den Namen hergiebt und an ihr selbst nichts verändert wird. Ueberdiess leidet die Erzählung im Ganzen sehr an einer gewissen Breite, um nicht zu sagen Langweiligkeit, die den guten Eindruck des Einzelnen gar zu sehr schwächt. An diese Erzählung schliesst sich „*der Zauberspiegel*" von *Helmina v. Chezy*, der mehrere gelungene Stellen hat und sich gut lieset, aber doch in der Anlage nicht neu genug ist, um dauernd anzuziehen. Das beste Stück in Prosa ist unstreitig „*das erste Blatt aus Herrn Balthasars Leben*, von *Contessa*, das Rec. mit wahrem Wohlgefallen gelesen hat. Es ist leicht, gewandt, natürlich geschrieben, reich an komischen Zügen, die nicht zum Burlesken herabsinken. Einzelne Scenen sind fast dramatisch behandelt. Darin, dass Rec. den Erfolg der Reise nach Berlin ungern vermisst, möge der Vf. die Bitte finden, recht bald das *zweyte* und *dritte* Blatt nachfolgen zu lassen.

Unter den zahlreichen Gedichten, welche dieses Taschenbuch enthält, zeichnen sich besonders mehrere von *Fr. Förster*, *W. Müller*, *Fr. Rückert* und *A. Wendt* aus. Den *(achtfachen) Junggesellenübermuth* von *O. v. der Löben*, kann Rec. darum nicht loben, weil der Uebermuth nirgends, auch nicht in der Poesie, gut thut. Ueber die *Räthsel*, *Charaden* und *Logogryphen* sagt Rec. nichts. — Zu zwey Gedichten sind Compositionen von dem wackern *Schulz* beygefügt. Zwey Kupfer beziehen sich auf die Novelle Leonore von San Sepolcro; eines gehört zu einem etwas breiten, erzählenden Gedichte von *Fr. Laun*; eines stellt Herrn Balthasar vor, wenn er mit dem geretteten Kinde über den Zaun steigt, und ist das gelungenste; eines gehört zum Zauberspiegel. Alle sind in der bekannten Rambergischen Manier. Die vier übrigen stellen Scenen aus *W. Scottschen* Romanen, Waverley, dem Alterthümler und dem Astrologen dar, und sind von *Allan* in London gezeichnet, von *Meyer* gestochen. Es ist viel Ausdruck darin.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1824.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, bey Reimer: *Hamann's Schriften.* Herausgegeben von *Friedrich Roth. Vierter* Theil. 472 S. *Fünfter* Theil. 294 S. 1823 und 1824. 8.

Den Geist und die eigenthümliche Richtung des Schriftstellers haben seine Leser schon aus den frühern Theilen kennen gelernt, und sie finden sich in Allem wieder, was der Mann drucken lassen, oder Freunde im Briefwechsel mitgetheilt; allemal fähig, das Nachdenken anzuregen, reich ausgestattet mit den vielseitigsten Anspielungen auf gelehrte Werke und Zeitverhältnisse, dadurch auch manchmal dunkel und hieroglyphenartig. Der vierte Theil enthält alle Werke aus Hamann's mittlerem Alter, für welche der Herausgeber mehrere mit Berichtigungen und Zusätzen von Hamann's Hand versehene Exemplare verglich, und Abänderungen oder Einschaltungen in den gegenwärtigen Abdruck aufnahm. Die drey ersten Stücke dieses Bandes, I. *Zwey Recensionen über den Ursprung der Sprache: II. Des Ritters von Rosenkreuz letzte Willensmeynung über den Ursprung der Sprache;* III. *Philologische Einfälle und Zweifel über eine akademische Preisschrift* — beziehen sich auf Herder's Preisschrift über den Ursprung der Sprache. Hamann konnte nach seiner supernaturalistischen Ueberzeugung keinen natürlichen Ursprung der Sprache annehmen, und indem er diesen Gegensatz kund giebt, berührt er eine grosse, selten genug anerkannte philosophische Wahrheit. Jeder *Ursprung* nämlich weist nicht blos auf Gott zurück, sondern läfst gar keine andere Erklärung zu, als göttliches Wirken. *Erste* Bewegung, *Erster* Organismus, *Erstes* Wort, sind *göttlich*, und nur die fortgesetzte Bewegung, organische Zeugung, Ueberlieferung des Worts sind *natürlich*, das heisst, sie sind eine sinnlich angeschaute *Reihe* des Werdens in der Zeit, während der *Anfang* solcher Reihe durchaus keine Anschauung gestattet. Wenn nun die Philosophie bemüht ist, das Uebernatürliche des Anfangs aus dem Natürlichen des Fortgangs zu erklären, oder vielmehr den Fortgang zum Anfang selber zu machen, was sich widerspricht, so streitet Hamann dagegen, als gegen Ungebühr und Vernünfteley. „Die sinnreiche Hypothese," sagt er, „welche den Ursprung der Sprache menschlicher Erfindung unterschiebt, ist im Grunde ein loser Einfall einiger Neutonianer diesseits des Wassers, die alle, wie Pope meint, zum possirlichen Affengeschlecht gehören, und neuerlich mit dem Grundsatze des Widerspruchs alle Besonnenheit scheinen beynahe verleugnet zu haben. Erfindung und Vernunft setzen ja schon eine Sprache zum Voraus, und lassen sich eben so wenig ohne die letztere denken, wie die Rechenkunst ohne Zahlen." (S. 15). Wenn der menschliche Unterricht bey der ersten Sprache wegfällt, der mystische für unphilosophisch gehalten wird, so bleibt noch der thierische übrig. „Allen bis auf den heutigen Tag gedruckten Systemen zufolge, behaupten die Thiere das fürstliche und priesterliche Recht der Erstgeburt. Hat sich auch wohl die Weisheit der Aegypter, unter denen Jannes und Jambres den Nachruhm der Weisheit über alle unsere heutigen Panglossen und Helvetiussen und Achitophelen behaupten werden, bis zur Anbetung der Thiere ohne zureichenden Grund erniedrigen können. Was sind die Meisterstücke unserer stolzen Vernunft, als Nachahmungen und Entwickelungen ihres blinden Instinkts? Das geborgte Feuer aller schönen und geadelten Künste, als ein prometheisches Plagium des ursprünglich thierischen Naturlichts? (S. 16)." — „Wenn man Gott als die Ursache aller Wirkungen im Grofsen und Kleinen, oder im Himmel und auf Erden voraussetzt, so ist das gezählte Haar auf unserm Haupte eben so göttlich, wie der Behemoth, jener Anfang der Wege Gottes. Alles göttliche ist aber auch menschlich, weil der Mensch weder wirken noch leiden kann, als nach der Analogie seiner Natur. Diese *communicatio* göttlicher und menschlicher *idiomatum* ist ein Grundgesetz und der Hauptschlüssel aller unserer Erkenntnifs und der ganzen sichtbaren Haushaltung. Weil die Werkzeuge der Sprache wenigstens ein Geschenk der *alma mater* Natur sind, und weil, der höchsten philosophischen Wahrscheinlichkeit gemäfs, der Schöpfer dieser künstlichen Werkzeuge auch ihren Gebrauch hat einsetzen wollen und müssen, so ist allerdings der Ursprung der menschlichen Sprache göttlich. Wenn aber ein höheres Wesen, oder ein Engel, wie bey Bileams Esel, durch unsere Zungen wirken will; so müssen alle unsere Wirkungen, gleich den redenden Thieren in Aesops Fabeln, sich der menschlichen Natur analogisch äussern, und in dieser Bezie-

ziehung kann der Ursprung der Sprache und noch weniger ihr Fortgang anders als menschlich seyn und scheinen. . . . Unterdessen kommt mir die Hervorbringung des menschlichen Geschlechts aus einem Sumpf oder Schleim noch immer wie eine schöngemalte hirnlose Maske vor. Kein bloßser Töpfer plastischer Formen, sondern ein Vater feuriger Geister und athmender Kräfte zeigt sich im ganzen Werk." (S. 24). — Am Ende wählt Hamann folgende Hypothese: „Musste nicht mein Freund Herder, um in den akademischen Schranken dem vorgesteckten Ziel, dem Kleinod des verkündigten Preises nachzujagen, musste er nicht laufen, als aufs Ungewisse, fechten als der in die Luft streicht? Ja er hat als ein *schöner* Streiter gelitten, und ist von Rechts wegen gekrönt worden, weil er gesetzmäſsig gekämpft hat. Als ein kluger Haushalter eines ungerechten Mammons, hat er Nichts anders, als die Offenbarungen und Ueberlieferungen seines Jahrhunderts zum Grunde legen, und seinen Beweis auf Sand, Stückwerk, Holz, Heu, und Stoppeln bauen können, aber freylich alles nach der neuesten Bauart seines Zeitalters . . . . . er konnte nichts Anderes als eine Satire schreiben für ein arges ehebrecherisches Geschlecht, daſs weder Unthier noch Unmensch, sondern ein Ungeheuer ist, mit eisernem Arm, Ameisenbauch und dem Antlitz des Anubis, für ein Geschlecht, das Gott verleugnet, und eilt, reich zu werden, und durch vermischte Verse in Poesie und Prosa den Himmel und die Erde zu erobern meint." (S. 66. 69).

No. IV. *Das Selbstgespräch eines Autors* ist ein Aufsatz, wodurch *Hamann* dem Buchhändler Nikolai den Verlag seiner philologischen Zweifel und Einfälle anbot, der ihn nicht annahm, sondern sich durch einen gedruckten Brief über *H.* lustig zu machen suchte. Diesen lieſs Nikolai dafür in der Schrift: *an die Hexe von Kadmondor* (No. VIII.) auftreten. No. V. *Beylage zu den Denkwürdigkeiten des sel. Sokrates*, ward durch Eberhards Apologie des Sokrates, und durch den Beyfall, welchen Marmontel's Belisaire fand, veranlaſst. VI. *Neue Apologie des Buchstabens H.* Von ihr sagt Jacobi: „er wisse nicht, ob wir in unserer Sprache etwas aufzuweisen hätten, das an Tiefsinn, Witz und Laune, überhaupt an Reichthum von eigentlichem Genie, sowohl was den Inhalt als die Form angeht, diese kleine Apologie eines zweydeutigen Buchstaben überträfe;" wie solches der Herausgeber in der Vorrede anführt. VII. *Lettre perdue d'un Sauvage du Nord* war an einen gewissen *Entrepreneur de la compagnie du sel* gerichtet. IX. *Christ. Zacchaei Telonarchae Prolegomena über die neueste Auslegung der ältesten Urkunde des menschlichen Geschlechts* sind an Kant gerichtet, und durch zwey Briefe desselben an Hamann über das Herder'sche Werk, die im achten Bande folgen sollen, veranlaſst. Auch hierin wieder Gedanken wie folgende: „Unter allen Sekten, die für Wege zur Glückseligkeit, zum Himmel und zur Gemeinschaft mit dem *Ente Entium*, oder dem allein weisen Encyclopädisten des menschlichen Geschlechts ausgegeben worden, wären wir die elendesten unter allen Menschen, wenn die Grundfeste unsers Glaubens in dem Triebsande kritischer Modegelehrsamkeit bestände. Nein, die Theorie der wahren Religion ist nicht nur jedem Menschenkinde angemessen, und seiner Seele eingewebt, oder kann darin wieder hergestellt werden, sondern eben so unersteiglich dem kühnsten Riesen und Himmelsstürmer, als unergründlich dem tiefsinnigsten Grübler und Bergmännchen." — X. *Le Kermes du Nord* ist den andern französischen Aufsätzen verwandt, im Jahre 1774 verfaſst, aber dessen nächste Veranlassung konnte der Herausgeber nicht auffinden. Ganz seltsam erscheint Hamanns Vortrag in französischem Gewande. — XI. *Mancherley und Etwas von einem Recensenten trauriger Gestalt.* Es ging beiden vorigen Numern der Zeit nach voran, und ist nur durch Versehen nach ihnen gesetzt worden. — XII. *Versuch einer Sibylle über die Ehe* war ein Glückwunsch zur Hochzeit des Buchhändlers Hartknoch, und bezieht sich viel auf Hippels Schrift über die Ehe. — XIII. *Hierophantische Briefe.* Sie beziehen sich auf eine Dissertation des damaligen Hofpredigers Stark zu Königsberg, der Hierophant genannt wird, weil er ein Freymaurerlied mit dieser Ueberschrift gemacht hatte. S. 273 fragt Hamann: „worin besteht die Abgötterey, dieses Hauptlaster des Heidenthums? — Bey *Kindern* in der Lüsternheit nach jeder verbotenen Gartenfrucht — bey *Menschenjägern* von philosophisch-poetischer Einbildungskraft in dem systematischen Bau eines Thurms von unabsehbarer Spitze." — Und S. 233 wird gefragt in Bezug auf Versuche, das Christenthum durch den Theismum und durch das Papstthum zu reformiren und wieder herzustellen: „ob nicht der Unglaube des Theismus und der Aberglaube des Papstthums im Grunde einerley Meinung und Erfolg haben, sich aus bloſs entgegengesetzt scheinenden, aber wirklich correlativen Triebe, dem allerheiligsten Glauben der Christen zu widersetzen, und eben dadurch als Werkzeuge das unsichtbare oder geistliche Wachsthum desselben befördern, wider Wissen und Wollen — ob der Theismus, als ein natürlicher Sohn des Papstthums und zugleich sein ärgster Erb- und Hausfeind, nicht eine Hierarchie im Schilde führe, gleichwie das Papstthum den Unglauben *in petto* habe — ob nicht der Theismus und das Papstthum sich den Namen des Christenthums mit eben so viel Schein als Eifer anmaaſsen können und müssen, um die beiden Schalen der Muschel unter sich zu theilen — ob nicht die Perle des Christenthums ein verborge-

genes Leben in Gott, eine Wahrheit in Christo dem Mittler und eine Kraft seyn müsse, die weder in Worten und Gebräuchen, noch in Dogmen und sichtbaren Werken besteht, folglich auch nicht nach dialektischem und ethischem Augenmaaße geschätzt werden kann?" — XIV. *Zweifel und Einfälle über eine vermischte Nachricht der allgemeinen deutschen Bibliothek*, Bd. XXIV. St. 1. S. 288 fol. Sie haben es mit einem Aufsatze in dieser Zeitschrift zu thun, der fünf Schriften *Hamann's* anzeigte und im achten Bande abgedruckt werden soll. *Hamann* eifert gegen den Götzen der gesunden Vernunft, den ihm die deutsche Bibliothek vorhielt:" „die Gesundheit der Vernunft *ist der* wohlfeilste, eigenmächtigste und unverschämteste Selbstruhm, durch den alles zum *Voraus* gesetzt wird, was eben zu beweisen war, *und* wodurch alle freye Untersuchung der Wahrheit gewaltthätiger als durch die Unfehlbarkeit der römisch - katholischen Kirche ausgeschlossen wird." (S. 324). — „So wie alle Arten der Unvernunft das Daseyn der Vernunft und ihren Missbrauch voraussetzen: so müssen alle Religionen eine Beziehung auf den Glauben einer einzigen selbstständigen und lebendigen Wahrheit haben, die, *gleich* unserer Existenz, älter als unsere Vernunft seyn muss, und daher nicht durch die Genesis der letztern, sondern durch eine unmittelbare Offenbarung der erstern erkannt werden kann. Weil unsere Vernunft blos aus den äussern Verhältnissen sichtbarer, sinnlicher, unstätiger Dinge den Stoff ihrer Begriffe schöpft, um selbige nach der Form ihrer innern Natur selbst zu bilden, und zu ihrem Genuss oder Gebrauch anzuwenden: so liegt der *Grund der Religion* in unserer ganzen Existenz, *und ausser der Sphäre* unserer Erkenntnisskräfte, welche alle zusammengenommen, den zufälligsten und abstraktesten *modum* unserer Existenz ausmachen. Daher jene mythische und poetische Ader aller Religionen, ihre Thorheit und ärgerliche Gestalt *in den* Augen einer heterogenen, incompetenten, eiskalten, hundemagern Philosophie, die ihrer Erziehungskunst die höhere Bestimmung unserer Herrschaft über die Erde unverschämt andichtet." (S. 328). — XV. *Kleine Aufsätze von* 1770 — 1776, deren Veranlassungen in ihnen selbst angegeben sind.

Der *Briefwechsel* im fünften Theile von 1770 bis 1778 ist hauptsächlich an Herder gerichtet, unterbrochen gegen drey Jahre durch Herders Reisen. Briefe an einige Andere sind nach der Zeitfolge dazwischen gestellt. Ueber die kleinen Verhältnisse und häuslichen Vorfälle, welche darin berührt werden und manchem Leser zu weitläufig scheinen könnten, beruft sich der Herausgeber auf das Beyspiel anderer Briefsammlungen, und dass durch eine so grosse Umständlichkeit allein recht anschaulich werden kann, wie schwer dem Manne das Leben gemacht wurde, wie er es nahm und trug; was, abgesehen von der Dienlichkeit zur Erklärung seiner Schriften, die mehr als bey andern Schriftstellern, Frucht seines Lebens waren, schon an sich betrachtenswerth und lehrreich sey. Wirklich erscheinen Hamann's Lebensverhältnisse recht drückend. Er schreibt 1770 an Moses Mendelssohn: „es geht jetzt ins vierte Jahr, dass ich bey der Provinzialaccise und Zolldirection als *Secretaire traducteur* stehe: Ich bin den ganzen Tag so besetzt mit Arbeit, dass ich für meine Augen und meine Gesundheit fürchten muss, und dass, wenn ich nach Hause komme, ich nicht mehr weiss, ob und was ich anfangen soll. Indessen wohnt noch immer in meinem Busen die Erbsünde der Lesesucht und einer gewissen unbestimmten Lüsternheit nach Dingen, die nicht der Mühe werth, oder die über meinen gegenwärtigen Horizont sind.... Ich beziehe diese Michaelis ein kleines Häuschen, das ich in der Nachbarschaft meines Bureau, von dem ich jetzt eine halbe Meile weit wohne, die ich viermal des Tages diesen ganzen Sommer habe laufen müssen, gekauft habe. Wiewohl ich mir wenig Bequemlichkeit und Vortheil von dieser neuen Einrichtung vorstellen kann, so verspreche ich mir doch wenigstens etwas mehr Ruhe und Stetigkeit." — Ferner heisst es in einem Briefe von 1773: „ich habe seit drey Monaten in einer Wüste gelebt und in einer Entfernung von der Welt wie ein unreines jüdisches Weib. Verdenken Sie mir also nicht, wenn mein Brief diese Empfindungen des Widerwillens und der Unzufriedenheit athmet." (S. 22). Freylich entgegnet ihm auch Herder im Jahr 1774: „ich lebe in einem Kanaan zwischen Stein und Felsen, abgesondert von der ganzen Welt, und also auch von dem guten Geschmack .... ohne Freund, wie Sie; anderthalb Freundinnen; aber mein Weib ist mir Alles." — Wieder entgegnet Hamann 1776: „über *gaudia domestica* geht Nichts, hierin besteht der einzige Himmel auf Erden; aber *mala domestica* sind auch die wahre Hölle selbst für Patriarchen und Davide gewesen. Gottes Geist und des Menschen Sohn sind hier die einzigen Schulmeister." (S. 171). — Einzelne merkwürdige Urtheile sind dann im Briefwechsel zwischen die Lebensnachrichten reichlich zerstreut. So äussert Hamann: „mir hat Schlözer's Stil und Ton immer widerstanden, *non possum dicere quare?*" (S. 23). Rec., dem stets eben so zu Muthe gewesen, glaubt die Ursachen davon hinreichend entwickeln zu können. Herder schreibt: „es wird einst werden, dass die Offenbarung und Religion Gottes, statt dass sie jetzt Kritik und Politik ist, simple Geschichte und Weisheit unseres Geschlechts werde. Die magere Bibel wird alle sieben Wissenschaften der alten und tausend der neuen Welt, wie die fetten Kühe Pharaons, in sich schlucken; dann wird sich aber die Noth erst anheben — bis ein Tag kommt, der durch *facta* und *acta* Alles entsiegelt." — Ueber Missverständnisse heisst

heifst es bey Hamann S. 138: „dafs Sie mich bisweilen gar nicht, bisweilen ganz unrecht verstanden, ersehe ich aus einigen Stellen. Ich will mich aber darüber nicht rechtfertigen, um nicht zu mehr Misverständnissen Anlafs zu geben. Bey aller Verschiedenheit unserer Lage mag es eine geheime Gleichförmigkeit unter unsern Umständen geben, durch die es sehr natürlich zugehen mag, dafs wir uns einander verwechseln, und der eine seine eigenen Vorurtheile dem andern beymisst, welches mir mit den optischen Gesetzen unserer Seele und ihrer Urtheilskraft übereinzustimmen scheint." — Und über das Christenthum an Lavater: „was Moses am brennenden Busche sah, der brannte ohne zu verbrennen, das ist für uns das Judenthum und Christenthum, und der Stifter beider ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen..... Mein ganzes Christenthum ist ein Geschmack an Zeichen und an den Elementen des Wassers, des Brodtes, des Weines. Hier ist Fülle für Hunger und Durst — eine Fülle, die nicht blofs, wie das Gesetz, einen Schatten der zukünftigen Güter hat, sondern αυτην την εικονα των πραγματων, in sofern selbige durch einen Spiegel im Räthsel dargestellt, gegenwärtig und anschaulich gemacht werden können; denn das τελειον liegt jenseits." (S. 278). — Mit diesem Bekenntnifs des Autors wollen wir von ihm dermalen Abschied nehmen und die baldige Herausgabe der noch folgenden Theile wünschen.

KIRCHENGESCHICHTE.

Altona, b. Hammerich: *Friedrich Heinrich Scheifflers Nachrichten von den evangelisch-reformirten Gemeinden in Hamburg und Altona. Ein Nachtrag zu J. A. Boltens historischen Kirchennachrichten.* 1823. X (XIV) u. 32 S. 8. Nebst einem tabellar. Verzeichnifs sämmtlicher Prediger d. reform. Gem. in H. u. A. seit 1589.

Der ehemalige Compastor zu Altona, *Johann Adrian Bolten* gab in den Jahren 1790 und 1791 (gleichfalls in obengen. Verlagshandlung) heraus: *Historische Kirchennachrichten von der Stadt Altona und deren verschiedenen Religionsparteyen, von der Herrschaft Pinneberg und von der Grafschaft Ranzau. Zwey* Bände. (S. A. L. Z. 1790. No. 337. und 1792. No. 29.). Seitdem sind nun Ergänzungen nöthig geworden, und diese giebt der würdige *Scheiffler*, was die evangelisch-reformirten Gemeinden in Hamburg und Altona betrifft, auf diesen wenigen Blättern, und zwar so, dafs zugleich in einer gedrängten historischen Ueberficht *Boltens* Nachrichten Bestätigung erhalten. Man lieset hier mit Interesse, wie zuerst diese Gemeinden durch den Verfolgungsdruck in den Niederlanden, Frankreich u. s. w. aus vertriebenen Handels- und Gewerbsleuten entstanden sind, wie die ersten Ausgewanderten, in Hamburg und Altona sich niederlassend, der schon damals in *Stade* bestehenden Gemeinde sich anschlossen, wie jedoch die weite Entfernung sie bald, zu Anfang des 17ten Jahrhunderts, nöthigte, auf eine nähere und bequemere Einrichtung bedacht zu seyn, wie ihnen von dem Grafen *Ernst v. Schaumburg*, als damaligen Landesherrn, die Erlaubnifs, eine Kirche zu Altona zu erbauen, gegeben ward; welche Kirche jedoch 1645 abbrannte, die indefs noch in demselben Jahre nebst einer Kapelle aus freywilligen Beyträgen wieder aufgebauet ward; wie im Jahr 1686 die stark angewachsene französische von der holländischen und deutschen sich trennte, und eigene Prediger berief; wie und auf welche Veranlassung 1716 der gröfsere Theil der Hamb. reform. Conf. sich von den Altonaern absonderte, einen Kirchenrath, eigene Kirchen und Prediger erhielt; wie 1774 eine von zwey Predigern bediente *deutsche* Gemeinde entstand, der seit 1761 eine französisch-reformirte Gemeinde zur Seite gestanden, welche beide Gemeinden seit 1785 in ihren kirchlichen Angelegenheiten des Schutzes der Hamburgischen Obrigkeit geniefsen u. s. w. Die Zusätze, die auf S. 13 anfangen, betreffen die Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes, das Gesangbuch, die Agende, die Communionshandlung, das Schulwesen u. s. w. Die angehängte Tabelle ist sehr instructiv. — Noch ist zu bemerken, dafs die nächste Veranlassung zur Herausgabe dieser schätzenswerthen kleinen Schrift in der Feyer lag, welche die dankbare Gemeinde des hochverdienten Vfs. ihm zu Ehren nach 25 bey ihr in Ruhm und Segen zurückgelegten Amtsjahren veranstaltete. Eine herzliche Zuschrift, in welcher der treffliche Mann seine Gefühle gegen diese Gemeinde ausspricht, gereicht der Schrift zu einer schönen Zierde. Wir schliessen diese Anzeige mit dem aufrichtigen Wunsch, dafs die Vorsehung ihn noch viele Jahre, eben so segenvoll wie bisher, wolle wirken lassen.

Berichtigung.

Ergänz. Bl. 1824. No. 1. S. 2. Z. 19 v. o. lese man *ersten* statt letzten.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1824.

GESCHICHTE.

ERFURT, in d. Keyserschen Buchh.: *Zeitschrift für die Völker- und Kriegsgeschichte der Vorzeit.* In Verbindung mit Mehreren herausgegeben und redigirt von *F. W. Beniken*, königl. preuss. Hauptmann von der Armee. *Erster* Band. (Das Alterthum). VIII u. 480 S. *Zweyter* Band. (Das Mittelalter). 1821 u. 1822. (Preis beider Bände zusammen 10 Fl. 48 Kr.).

Der Zweck dieser, vor einigen Jahren erschienenen, Zeitschrift ist nach der, in der *Vorrede* enthaltenen Erklärung des Herausgebers: „den auf die Kriegsgeschichte vorzüglich begründeten Erfahrungssatz, dass der Krieg sammt seinen Einrichtungen nur dann einem Volke genügenden Schutz gewähren kann, wenn er in genauem Einverständnisse mit den Kenntnissen, Sitten und Gebräuchen desselben bleibt, und in solchem Sinn gelehrt und geführt wird, allgemein anschaulich zu machen, die Richtigkeit desselben aus den mannichfachen Kriegsvorfällen einer frühern Zeit zu erweisen, die Lust am Studium der Geschichte, dem vortrefflichsten Bildungsmittel für den Officier, zu wecken und zu beleben, und endlich nach und nach den reichen, in den Musterschriften des Alterthums und des Mittelalters grösstentheils unbenutzt ruhenden Schatz trefflicher Kriegskenntnisse für die deutsche Sprache zugänglich zu machen." — Jeder Jahrgang dieser Zeitschrift soll in zwey Bände zerfallen, deren erster einen Abschnitt aus der Kriegsgeschichte des Alterthums, der zweyte aber einen solchen aus dem Mittelalter in sich fassen wird.

Der Vorrede folgt ein Aufsatz: *über den Werth der Geschichte im Allgemeinen, insbesondere aber für den Krieger*, nicht unpassend als Einleitung zu dem ganzen Werke. Diesen folgen im *ersten* nachbenannte Aufsätze: 1) *Der Rückzug der 10,000 Griechen.* Aus Xenophons Feldzug des jüngern Cyrus. In Xenophons bekannter Darstellung des Feldzugs des jüngern Cyrus gegen seinen Bruder, den persischen Könige Artaxerxes II. (Memnon), welche besonders dadurch merkwürdig ist, dass sie ein helles Licht auf den kriegerischen Geist, die Streit- und Heereskunde, und die Kriegszucht der Griechen in einer Zeit wirft, wo die Zerrüttung ihrer innern Angelegenheiten den nahen Fall des gemeinsamen Vaterlandes bereits klar andeutete, befindet sich manches für die Belehrung des Kriegers minder Wichtige, das eigentlich nur den Faden des Gewebes zusammenhält. Der Uebersetzer hat dieses minder Wichtige, wozu er leider auch den Anfang des Feldzugs bis zur Schlacht bey *Cunaxa*, und den Schluss, von der Ankunft der 10,000 Griechen in Trapezunt an, gerechnet hat, bloss in einem sehr gedrängten Auszuge, alles rein Kriegerische aber und vorzüglich Belehrende mit Xenophons eigenen Worten gegeben. Diese verschiedene Behandlungsart hat natürlicherweise bewirkt, dass der Stil nicht durchaus gleichförmig ausgefallen ist. Ueberhaupt würde es ohne Zweifel besser gewesen seyn, wenn der Uebersetzer die Geschichte des Rückzuges der 10,000 Griechen, nicht sowohl wörtlich übersetzt, als vielmehr deutsch bearbeitet hätte, indem es weniger an guten Uebersetzungen, als an guten Bearbeitungen Xenophons fehlt. Die der Darstellung des Rückzugs angehängten Erläuterungen sind allerdings sehr zweckmässig; aber der grössere Theil derselben hätte füglicher dem Text einverleibt werden können, es versteht sich jedoch mit Weglassung derjenigen Abschweifungen, welche dem Gegenstande selbst fremd sind. In jedem Fall hätte im Texte auf die Erläuterungen hingewiesen werden sollen, weil man so erst spät auf dieselben stösst. Dass sich Cyrus wider den *Darius* empört habe (wie S. 10 gesagt wird), kann nur durch Versehen bey dem Drucke stehen geblieben seyn. Für die Plane: die Schlacht bey Cunaxa, die Zug- und Schlachtordnungen der 10,000 Griechen auf ihrem Rückzuge von den Ufern des Tigris bis an das schwarze Meer, und die Siege der 10,000 Griechen in Armenien darstellend, werden die Leser dem Hrn. Herausgeber gewiss recht dankbar seyn; aber ein Kärtchen des Kriegsschauplatzes, etwa wie dasjenige, welches *Le Cointe* seinen *Commentaires sur la retraite des dixmille* etc. angehängt hat, nur besser gezeichnet, würde gewiss ebenfalls sehr willkommen gewesen seyn; bey der Wohlfeilheit der Steinabdrücke, und dem etwas zu hohen Preise der Zeitschrift, wird dieser Wunsch nicht unbillig erscheinen.

2) *Der zweyte punische Krieg.* Nach des Polybius und Livius Darstellung. — Der Anfang dieses Krieges, — Hannibals Marsch von der Rhone bis über die Alpen, — ist schon oft der Gegenstand sorgfältiger und mühsamer Forschungen gewesen. Der Vf. lässt sich mit Recht über den Weg, auf wel-

chem Hannibal die Alpen überschritten hat, und welcher alles Streitens darüber ungeachtet, noch immer nicht recht ausgemacht ist, in keine lange Erörterungen ein; sehr richtig bemerkt er dagegen, dass es nicht der Uebergangspunkt, oder die einzelne Schwierigkeit, welche diese oder jene Stelle vielleicht mehr oder minder gehabt haben mag, ist, was dem Krieger an dieser Begebenheit wichtig erscheinen muss, sondern der Geist, in welchem eine solche Unternehmung entworfen, die Kühnheit, Umsicht und Beharrlichkeit mit der sie ausgeführt wurde. Da es jedoch immer anziehend bleibt, zu wissen, was einsichtsvolle Männer durch ihre Forschungen herausgebracht haben, so führt der Vf. die Meinungen des Abauzit, Folard, Reichard und de Luc an, die er auf einem Kärtchen sehr deutlich versinnlicht. Auf diesem Kärtchen ist übrigens, wahrscheinlich durch Versehen des Lithographen, dem grossen St. Bernhardts Berg, der Name *Berg St. Gotthard* beygelegt worden. Durch den Umstand, dass Polyb das Thal nicht genau bezeichnet, durch welches das karthagische Heer in die Ebene von Turin herabstieg, und den Namen des Flusses, der dasselbe durchfliesst, zu nennen versäumte, wurde die unbegrenzte Bahn der Vermuthungen über Hannibals Marsch eröffnet. Hierzu kommt noch, dass man auf mehreren Puncten aller der verschiedenen Strassen, auf welchen nach dem einen oder dem andern Schriftsteller das karthagische Heer die Alpen überschritten haben soll, am häufigsten aber auf dem grossen und kleinen Bernhard, wie auf dem Mont Cenis, Punische Münzen, Elephantenzähne und Gebeine gefunden hat. Lange herrschte die allgemein verbreitete Meinung, die Carthager seyen über den *Monte viso* nach Italien gezogen. Johannes v. Müller ist auch dieser Meinung. Der Ansicht Folard's, Hannibal sey über den *Mont genèvre* gezogen, traten der Abbé Denina, der General Servan, Regis und andere bey. Wieder Andere stimmen mit Abauzit, der den Hannibal über den Mont Cenis ziehen lässt. Am wahrscheinlichsten ist die Meinung *Simmlers*, eines Schriftstellers des 15ten Jahrhunderts, die auch von de Luc, und in neuerer Zeit von dem geistreichen und gründlichen Rogniat und von Mathieu Dumas angenommen worden ist, und die sich besonders auf den gut berechneten Operationsplan des grossen karthagischen Feldherrn gründet. Dieser Meinung nach marschirte das karthagische Heer über den kleinen St. Bernhards Berg, und stieg durch das Thal von Aosta nach Ivrea herab. — Bey dieser Gelegenheit kann Rec. nicht umhin, die interessante Parallele anzuführen, welche Rogniat in seinen Betrachtungen über die Kriegskunst zwischen dem Feldzug *Napoleons* im Jahr 1800 in Italien, und dem Zuge Hannibals zieht. Die Aehnlichkeit zwischen diesen beiden Unternehmungen ist sehr auffallend. Der römische Consul, Publius Scipio, hatte sich nach dem Uebergange Hannibals über die Rhone hinter die Berge Liguriens beynahe in dieselbe Stellung zurückgezogen, in der sich das österreichische Heer unter General Melas im Jahr 1800 befand. Anstatt den Uebergang über die Alpen von vorn zu erzwingen, wie es Scipio und Melas erwarteten, fassten *Hannibal* und *Napoleon* den bewundernswürdigen Entschluss, diese mächtige Scheidewand im Rücken ihrer Gegner, an einer von diesen nicht bemerkten Stelle zu übersteigen. *Hannibal* ging zuerst bis Lyon, dann bis Seyssel die Rhone aufwärts; hier verliess er die Ufer des Flusses, wendete sich rechts, durchkreuzte das Gebirge, und erstieg die Alpenkette auf dem Fusssteig des kleinen St. Bernhards-Bergs, von wo aus er hierauf in das Thal von Aostas herabstieg. *Napoleon* versammelte sein Heer bey Dijon, folgte dem Lauf der Rhone bis Saint Maurice aufwärts, wendete sich sodann gegen die Schweiz und hierauf rechts, um durch den engen Pass des grossen St. Bernhards-Bergs die Alpen zu überschreiten, worauf er ebenfalls in das Thal von Aosta herabstieg. *Hannibal* und *Napoleon* wendeten sich hierauf gegen den Po. Die Gefahren, die erstern bedroheten, als ihn die Bewohner der Alpen in mehreren Engpässen überfielen, die Mühe, die er sich gab, seine Elephanten über das Gebirge zu schaffen, und sich an die Stelle der alten eingestürzten Strasse eine neue zu bahnen, können den Anstrengungen und dem Verluste der Franzosen bey der Fortschaffung ihres Geschützes und Fuhrwerks, welches durch Menschenhände bis auf den Gipfel des grossen St. Bernhards-Berges hinauf geschleppt werden musste, und der Erstürmung des Forts Kardo zur Seite gestellt werden. Auf die Nachricht von dem Uebergange *Hannibals* verliess Scipio so plötzlich als General Melas es that, das Ligurische Gebirge; Scipio war aber schneller oder glücklicher als der österreiche Feldherr, denn er hatte bereits den Po bey Piacenza überschritten und den Ticino erreicht, als ihn das karthagische Heer erreichte. Die Oesterreicher waren dagegen nur bis Alexandrien gekommen, als sie mit dem französischen Heere bey Marengo zusammentrafen. Die Schlacht, die der österreichische Feldherr in dieser Stellung verlor, war entscheidend, und musste es seyn, während das Treffen, welches der römische Consul am Ticino verlor, ihn nur zu dem Rückzug über dem Po nöthigte, ohne ihn seiner Verbindungen mit *Rom*, von woher er seine Verstärkungen erwartete, zu berauben. Ein Blick auf die Karte reicht hin, um die Verschiedenheit der gegenseitigen Lagen zu erkennen, und zugleich zu zeigen, dass, während *Napoleon* die Operationslinie seiner Gegner durchschnitt, er die seinige nicht bloss stellte, und sich die Möglichkeit sicherte, im Unglücksfall durch das Thal von Aosta über die Alpen und von da nach *Genf* sei-

seinen Rückzug auszuführen. (Der Herr Major von Decker, welcher in seinen Ansichten über die Kriegführung im Geiste der Zeit, 1te Auflage, Seite 101 — 103, vorstehende Parallele ebenfalls, jedoch wörtlicher, übersetzt hat, muss jenen Blick auf die Karte versäumt haben, denn er hat sich zwey arge Fehler zu Schulden kommen lassen. Er sagt nämlich: Scipio habe seine Verstärkungen „*von der Rhone*" her erwartet, und später: „*Napoleon* hätte seinen Rückzug durch das Thal von Aosta über die Alpen *nach Genua* ausführen können"). — Die Art des Vortrages der Geschichte des merkwürdigen zweyten punischen Krieges, kann Rec. nicht billigen. Der Vf. hat nämlich theils wörtliche, theils gedrängte, und zuweilen mit Bemerkungen durchflochtene Auszüge aus dem Polybius und Livius gegeben, und häufig die Angaben des letztern denen des ersteren dieser beiden Schriftsteller zur Vergleichung an die Seite gestellt. Polybius und Livius gehören längst nicht mehr zu denjenigen alten Schriftstellern, deren Werke erst für die deutsche Sprache zugänglich gemacht werden müssen. Warum lieferte also der Vf. nicht lieber eine gleichförmig bearbeitete fortlaufende Geschichte jenes Krieges mit blosser Hinweisung auf die Quellen, die um so willkommener gewesen seyn würde, als die Stellen, welche der Vf. frey bearbeitet hat, in einem für die Kriegsgeschichte ganz geeigneten, einfachen, höchst deutlichen und anziehenden Stile vorgetragen sind.

3) *Ueberſicht des Kriegswesens der Griechen.* (Nach den Angaben des Herodot, Thucydides, Plutarch, Xenophon, Demosthenes, Arrian, Curtius u. a.). Eine zwar sehr gedrängte, aber lehrreiche Uebersicht des Kriegswesens der Athener, Lacedämonier und Macedonier.

4) *Die Längenmaße der Alten* (zusammengestellt nach Potter, d'Anville, Paukton, Adams, Grosse u. a. m.). Eine möglichst vollständige und dem Zweck der Zeitschrift um so mehr entsprechende Darstellung der Längenmaasse der Griechen, Römer, Aegypter, Perser u. a., als in den bisher in jener Zeitschrift vorkommenden historischen Aufsätzen, die Entfernungen u. s. w., unübersetzt geblieben sind.

5) Unter der unrichtigen Aufschrift *Aphorismen* enthält das erste Heft: 1) *Meinungen des Vegetius über die Auswahl und Einübung der jungen Mannschaft*, von denen der Herausg. sagt, dass sie eben so anwendbar für unsere Zeit, als wohl zu beherzigen seyen. 2) *Kriegslisten des Iphikrates*, eines Feldherrn der Athener. Meistens Anekdoten aus dem Kriegerleben des Iphikrates, aber keine Kriegslisten. Das zweyte Heft. 1) Die Beantwortung der Frage: *Was verstanden die Alten unter Taktik und Strategie?* 2) *Die Helden des zweyten punischen Krieges*; und zwar: a) *Hannibal*; — aber keineswegs, wie man mit Recht erwartet, eine biographische Skizze und Charakteristik jenes grossen Mannes, sondern nur eine gedrängte Wiederholung des zweyten punischen Krieges. b) *Publius Cornelius Scipio* (Africanus). — Der Sieger bey Zama; ebenfalls weniger Biographie, als kurze Darstellung der Ereignisse, an welchen Scipio Theil nahm. 3) *Sallust's Urtheile über Menschen- und Staatenleben.* (Bruchstücke aus dessen Catilina und Jugurtha). — In einer Zeitschrift für Völker- und Kriegsgeschichte wohl nur als Lückenbüsser zu betrachten, obgleich der Herausgeber sich öfters mit Mangel an Raum entschuldigt. Diesen Urtheilen sind zwey angeblich vom *Setzer* herrührende Anmerkungen angehängt; wenn man das lange und doch nicht vollständige Druckfehler-Verzeichniss am Ende des zweyten Heftes bemerkt, so kann man allerdings auf die Vermuthung gerathen, der Setzer habe dem Inhalt mehr Aufmerksamkeit, als seinen bleyernen Buchstaben gewidmet.

6) *Uebersicht des Kriegswesens der Römer.* Trefflich geschrieben und sehr anziehend, aber leider nur Fragment, weil der „sparsam gemessene Raum eine weitere Darstellung des römischen Kriegswesens nicht erlaubte." Die Leser werden bis zur Erscheinung des *zweyten Jahrgangs* der Zeitschrift zur Geduld verwiesen. Wollte aber der Herausg. nicht die ganze Uebersicht in dem ersten Bande beendigen, so würde es besser gewesen seyn, wenn er auch den Anfang für den zweyten Jahrgang aufgespart hätte. Ueberhaupt muss Rec. bey dieser Gelegenheit bemerken, dass Hr. von Beniken ebenfalls in den Fehler der meisten Herausgeber von Zeitschriften verfallen ist, die Aufsätze zu zersplittern.

7) *C. Julius Cäsar, das Vorbild von Napoleon Bonaparte; von Wendel.* Unter dieser täuschenden Aufschrift giebt H. Wendel nur einige von den Zügen, die Julius Cäsar und Napoleon mit einander gemein hatten; aber nicht ihre gemeinschaftliche Grösse wird hier dargestellt, sondern H. W. beschränkt sich im Wesentlichen darauf, zu zeigen, dass Cäsar's Kriegsberichte eben so übertrieben waren als die Bülletins Napoleons.

8) *Literatur-Bericht.* Unter dieser Aufschrift will der Herausgeber Werke aus dem Gebiete der Kriegsliteratur anzeigen, und diesen Anzeigen in möglichst gedrängter Kürze das anfügen, was er sich bey dem Lesen derselben gedacht hat, und wie er glaubt, dass der Zweck des Vfs., so wie er ihm einleuchtet, erreicht und dessen Idee durchgeführt sey.

(Der Beschluss folgt.)

BERN, b. Jenny: *Historischer Kalender für die Schweizer-Jugend* für das Jahr 1823. Herausgegeben von *E. Stierlin*, erster (m) Helfer (Diacon) am Münster. *Dritter* Jahrg. 104 S. 16. Mit 6 Kupfern. (Steindrucken).

Ebend.:

Ebend.: *Vierter* Jahrgang, für das Jahr 1824. 120 S. Mit 6 Kupfern.

In seiner N. 112 der Erg. Bl. der A. L. Z. 1822 von uns näher bezeichneten, einfachen und Belehrung mit Unterhaltung verbindenden Manier fährt Hr. *Stierlin* fort, die Aufmerksamkeit der Schweizerischen Jugend auf einzelne merkwürdige Begebenheiten, die sich in ihrem Vaterlande zugetragen, und auf das Thun und Wirken vorzüglicher, aus Helvetiens Schoosse hervorgegangener Männer hinzulenken. In dem Jahrgange 1823 nehmen die *Entstehung der Stadt Schaffhausen*, *die Mordnacht zu Zürich* und *die Schlacht bey Tätwyl* bey weitem den meisten Raum ein. In dem ersten dieser drey Aufsätze vernimmt man, wie im elften Jahrhunderte rings um das *vom Grafen Eberhard von Nellenburg* gestiftete Kloster *Allerheiligen* aus einem unbedeutenden Flecken als ansehnliche und blühende Stadt, nach und nach *Schaffhausen* hervorging. Es genossen nämlich die Mönche des gedachten Klosters einer solchen Achtung und Liebe, dass sie während der vielen um sie her wüthenden Kriege ruhig und unangetastet blieben, daher denn viele Bewohner der Umgegend, wegen mehrerer Sicherheit, ihre Wohnungen, auch viele Edelleute ihre Burgen verliessen und sich unter den Schutz des Klosters *Allerheiligen* nach Schaffhausen begaben, das hierdurch in kurzer Zeit zur bedeutenden Stadt anwuchs, indess andere Flecken, Dörfer und Burgen verödeten und in Schutt und Trümmer zerfielen. Was aber diesen Klosterbewohnern eine solche Achtung erwarb und zusicherte, war „Selbstverleugnung, Erhebung und Kraft des Geistes, dem Lebensgenusse zu entsagen, der strengsten Mässigkeit und der *fleissigen Arbeit* (auch ausser ihren Mauern, wie z. B. mit Urbarmachen des Landes) sich zu unterwerfen, selbst die nächtliche Ruhe zu opfern, und diess alles nicht auf kurze Zeit, sondern für das ganze irdische Leben." (Also nicht ein unthätiges, sogenanntes Ruhen in Gott, nicht ein sich Dahingeben an schwärmerische und mystische Ideen, nicht ein blosser Lippendienst, noch ein behagliches und selbstgefälliges Herabschauen auf die Kinder der Welt). Bey der Beschreibung der gewaltig grossen Heuschreckennoth im J. 1338 ermangelte der Vf. nicht, die Jugend auf die rettende Hand der Vorsehung aufmerksam zu machen. „Doch — heisst es S. 47 — was die Menschen mit all ihrer Weisheit, mit all ihrer Kraft nicht abzuwenden vermochten, das wandte Gott durch gering scheinende Mittel. Krähen, Elstern und andere dergleichen Vögel fanden sich, durch das reichliche Futter angezogen, häufiger als sonst ein, und frassen das Ungeziefer so gierig weg, dass sie es endlich bis auf die letzte Spur vertilgten."

In dem „*historischen Kalender für* 1824" enthält einer der längern Aufsätze „*König Albrechts Tod und die Blutrache*," eine Darstellung der Mordscene zu Windisch, im Kanton Aargau, im J. 1308, und der ihr im Gefolge gehenden vielfältigen Ausbrüche wüthender Rachbegierde. Als ein bedeutendes Wort wird am Ende dieser Erzählung die Rede *Bruder Berchthold Strebels von Offtrigen*, eines alten Kriegsmannes Königs Rudolfs, angeführt, der auf einem Berge unweit Habsburg einsiedlerisch lebte und sich nie wollte bereden lassen, in die Kirche des auf dem Königsfelde, wo der Mord an Albrecht verübt worden war, erbaueten Klosters zu kommen, indem er sagte: „*Frau, es ist ein schlechter Gottesdienst, wenn man unschuldig Blut vergiesst und aus dem Raub Klöster stiftet; Gott hat Gefallen an Gütigkeit und Erbarmung.*" Die Beschreibung des Erdbebens von 1536, welches in der Stadt *Basel* und der ganzen Umgegend fürchterliche Verheerungen anrichtete, benutzt Hr. *St.* dazu, der edeln Aeusserung des damals mit Basel in Feindschaft lebenden Herzogs Albrecht von Oesterreich zu gedenken, welcher denen, die ihm anriethen, jene Schreckenszeit zur Eroberung der wehrlosen Stadt zu benutzen, zur Antwort gab: „*Da sey Gott vor, dass Albrecht von Oesterreich die tödte, welche der göttliche Arm schon verwundet hat.*"

In dem angedeuteten Sinne hat der Vf. die meisten seiner Aushebungen aus der vaterländischen Geschichte vorgenommen, und da er mit diesen zwey Jahrgängen seines historischen Kalenders anfängt, seine Bearbeitungen auch auf seltene, durch ihre Grösse in Erstaunen setzende Ereignisse in der physischen Welt auszudehnen, so hat er seinen Stoff hierdurch unendlich vervielfältigt. Mit desto sorgfältigerer Auswahl wird er ohne Zweifel von einem Jahre zum andern zu Werke gehen, und von den Naturbegebenheiten sich zu seinen Darstellungen nur solche ausersehen, denen sich, wie bey den meisten der bis jetzt beschriebenen, neben dem Ungewöhnlichen und Ergreifenden des Ereignisses selbst, als eines Naturphänomens, auch eine moralische Seite abgewinnen lässt. Ebenso wird er auch bey Aufstellung seiner historischen Gallerie es immer mehr zu vermeiden suchen, seine Wahl gerade auf solche Begebenheiten fallen zu lassen, die wie *die Mordnacht zu Zürich*, *König Albrechts Tod* und *die Blutrache* u. a. m. durch die mehrfachen Bearbeitungen der gesammten Schweizergeschichte sowohl als einzelner Theile derselben (von dem mit flüchtiger Feder, doch nicht ohne Geist, unter mancherley Titeln an der vaterländischen Geschichte hinstreifenden *Leonhard Meister* bis zu *Vögeli's* verständig einfacher Darstellung und *Zschokke's* lebendigem Volksbuche), so wie auch durch die in verschiedenen Städten der Schweiz erscheinenden, zum Theil schon zu längern Reihefolgen angewachsenen „*Neujahrsblättern für die Jugend*," welche grössten Theils vaterländisch - geschichtliche Gegenstände behandeln, bereits zum Wissen eines Jeden, den solches interessiren mag, und namentlich zur Kenntniss des heranwachsenden Geschlechtes gebracht sind, für welches zunächst, wenn nicht ausschliesslich, Sammlungen, wie die vorliegenden, bestimmt seyn sollen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

März 1824.

GESCHICHTE.

Erfurt, in d. Keyserschen Buchh.: *Zeitschrift für die Völker- und Kriegsgeschichte der Vorzeit* — — von *F. W. Beniken* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der *zweyte* Band enthält folgende Aufsätze: 1) *Die Völkerwanderung.* Der Vf. dieses als Einleitung zur Geschichte des Mittelalters dienenden Aufsatzes geht von dem Gesichtspuncte aus, dass, so wie griechisches und römisches Leben das Alterthum, so die *deutsche Nation* Zeit und Wesen des Mittelalters bestimmt habe, und liefert eine zwar ziemlich gedrängte, aber aus den besten Quellen geschöpfte und trefflich dargestellte Uebersicht der Völkerwanderungen in Europa von dem Einbruche der *Cimbern* und *Teutonen* (von 113 — 101 vor Chr. Geb.) bis zu dem Sturze des weströmischen Reiches durch Odoaker (476 nach Chr. Geb.). 2) *Die Byzantiner.* Eine ebenfalls sehr gedrängte, aber gut geschriebene Uebersicht der Geschichte des oströmischen Reichs, von seiner Entstehung bey der Theilung der römischen Monarchie (im Jahr 395 n. Chr. Geb.) bis zur Eroberung von Byzanz durch die Osmanen unter Mohamed II. (im Jahr 1453). 3) *Aphorismen. Allgemeine Bemerkungen über das Mittelalter.* Die Aufschrift „Aphorismen" kann nur durch Versehen diesem Auszug aus Fr. Rühs Handbuch der Geschichte des Mittelalters vorgesetzt worden seyn. Die Bemerkungen sind sehr gut, aber in einer Zeitschrift wie die vorliegende, sollte man nicht auf Abschriften stossen. 4) *Die Moslemim;* ein blosser Auszug aus Ludens vortrefflicher Geschichte der Völker und Staaten des Mittelalters, der die, durch Mohamed bereitete, Umwälzung in Arabien, und ihre nächsten Folgen sehr geistvoll und anziehend darstellt. 5) *Die Westgothen in Spanien und Gallien.* Eine nur zu sehr gedrängte Geschichte der Gründung, des Wachsthums, des Sinkens und des Untergangs des von Ataulph (412 n. Chr. Geb.) gegründeten, und durch die Moslemim unter Tarik-Ben-Ziad in der Schlacht bey Xeres de la Frontera (26. Juli 711) zertrümmerten Reiche der Westgothen in Spanien. Etwas mehr Ausführlichkeit würde diesen Aufsatz ungleich interessanter gemacht haben. 6) *Spaniens Eroberung durch die Moslemim.* Dieser Aufsatz kann als Fortsetzung des vorhergehenden betrachtet werden, enthält aber ebenfalls nur eine ganz allgemeine Uebersicht. 7) *Untergang des Ostgothen Reichs in Italien.* (Nach Procop und Agathias). Eine musterhafte Erzählung des gothischen Krieges in Italien, und der Vertreibung der Ostgothen aus diesem Lande. 8) *Die Longobarden in Italien.* (Nach Procop, Paul Warnefried und Erchembert). Abermals nur eine ganz allgemeine und sehr gedrängte Uebersicht, den Zug der Longobarden nach Italien, die Gründung ihrer Herrschaft, die Gestaltung ihres Reiches, die Erhebung, das Sinken und den Fall jener Herrschaft mit wenigen Worten darstellend. Der Vf. setzt in der Regel den alten Ortsnamen die jetzt üblichen Benennungen bey, was sehr zu loben ist; hat sich aber zweymal geirrt. Das alte *Mons silicis* heisst jetzt nicht Montelese, (wie es auch von d'Anville irriger Weise genannt wird), sondern *Monselice*, und das alte Monoecia (nicht Modoecia, wie Hr. *B.* schreibt) heisst gegenwärtig Monza und nicht Mozza. 9) Unter der, wie früher, so auch hier, unrichtigen Aufschrift *Aphorismen* kommen nachbenannte Kleinigkeiten vor. a) *Die Hierarchie.* Eine aus Roth's Lehrbuch der Geschichte entlehnte Betrachtung über die Entstehung und Ausbildung der geistlich-weltlichen Herrschaft. b) *Karl der Grosse und der Priesterstand.* Nichts als eine von Karl in den Capitularien an die Priester gerichtete Frage, wodurch er zu erkennen gab, dass er aufgeklärter dachte, als mancher spätere Monarch. c) *Kaiser Karls Siegel.* Eine unbedeutende Anekdote. d) *Zustand Britanniens* von 446 — 827. Ein Bruchstück aus Koch's Gemälde der Revolutionen in Europa. e) *Einfluss germanischer Gesetze, Sitten und Bildung auf die Gestaltung der damaligen Zeit.* Ebenfalls aus Koch's Gemälde der Revolutionen entlehnt. Das Resultat ist: dass der Einbruch der germanischen Völker in die Provinzen des abendländischen Reiches die wahre Quelle der Barbarey, der Unwissenheit und des Aberglaubens war, worin dieser Theil von Europa so lange versunken blieb. Andererseits diente diese Revolution dazu, Europa von dem Despotismus der Römer zu befreyen, und die Spuren von Freyheit, welche sich in den Verfassungen der germanischen Völker befanden, auch auf andere europäische Nationen überzutragen. f) *Christenthum, Königthum und Lehenwesen,*

ſen, als Mittel zur Bildung der Zeit nach der Zerſtörung des abendländiſchen Reiches. Dieſer nicht unintereſſante Aufſatz iſt ein Auszug aus Rehms bekanntem Handbuch der Geſchichte des Mittelalters. 10) *Das Kriegsweſen der Deutſchen.* Eine kurze, gröſstentheils aus Tacitus geſchöpfte Ueberſicht des Kriegsweſens der *alten* Deutſchen. 11) *Ueberſicht der Begebenheiten in Spanien von 718 bis 755.* Aus *Juan de Ferreras.* Eine Fortſetzung des oben unter No. 6. angeführten Aufſatzes. Von den hier erzählten Begebenheiten — wie z. B. der Kampf der Moslemim gegen Karl Martell, hat ſich bey weitem der gröſsere Theil nicht in Spanien, ſondern in Frankreich ereignet, wodurch zwar die Ueberſchrift unrichtig wird, der Aufſatz ſelbſt aber keineswegs an Intereſſe verliert. 12) *Mohamed's Herrſchaft (Reich) von ſeinem Tode bis auf das Jahr 752.* Ein Auszug aus v. Dreſch Ueberſicht der allgemeinen politiſchen Geſchichte. Der Aufſatz erzählt mit wenigen Worten die Thaten und Eroberungen der nächſten Nachfolger Mohameds. 13) *Ueberſicht der fränkiſchen Geſchichte von Chlodwig bis auf Karl den Groſsen* (v. 481 bis 771). Dieſe Schilderung eines höchſt merkwürdigen Zeitraums der fränkiſchen Geſchichte kann meiſterhaft genannt werden. Der Vf. hat zwar Manches aus Ludens allgemeiner Geſchichte der Völker und Staaten des Mittelalters und aus Perz Geſchichte der merovingiſchen Hausmeier entlehnt, die entlehnten Stellen aber mit dem, was ſeine eigene Arbeit iſt, zu einem trefflichen Ganzen vereinigt. 14) *Das Reich der Byzantiner in Bezug auf das Kriegsweſen.* Dieſer Aufſatz zerfällt in drey Theile; der erſte Theil hat die Aufſchrift „*Einleitung*" ſteht aber mit dem erſten Aufſatz im erſten Bande (Ueber den Werth der Geſchichte u. ſ. w.) bey weitem in näherer Verbindung, als mit dem Kriegsweſen der Byzantiner. Der zweyte Theil, mit der Aufſchrift „*die Römer bis zur Theilung des Reichs*," iſt zwar an und für ſich gut, paſst aber gewiſs nicht in eine Schilderung des Reiches der Byzantiner in Bezug auf das Kriegsweſen. Der dritte Theil endlich führt die Aufſchrift „*Die Byzantiner*," und enthält, was die oben angeführte Ueberſchrift anzeigt, zwar kurz, aber vortrefflich ausgedrückt. 15) *Die Juden im Orient.* Ein Auszug aus „Rüh's Handbuch der Geſchichte des Mittelalters," der eine ſehr gedrängte Ueberſicht der Geſchichte der Juden im Orient enthält. 16) Literaturberichte.

Am Schluſſe des zweyten Bandes rechtfertigt ſich der Herausgeber über die Verſchiedenheit in der Bearbeitung, die bey dem Vergleichen beider Bände nur zu deutlich hervortritt, auf folgende Art: Den Uebergang vom Alterthum zur neuern Zeit bildet ein weiter, in ſeinen Anfängen höchſt dunkler Zeitraum. Das Mittelalter iſt bis auf Karl dem Groſsen, dem erſten Ordner und Geſetzgeber, als ein chaotiſcher Knauel, als eine Zeit der Gährung zu betrachten. Soll aber Karl's Walten, ſo wie die mit ihm anfangende Geſtaltung erkannt und begriffen werden, ſo muſs man die Fäden, welche ſich durch den Gräuel der Verwüſtung bis ins Alterthum hinüber ſpinnen, und die Leiter der neuen Lebensranken ſind, an denen die Zeit grünt, ſorgfältig in dem allgemeinen Treiben der Völkermaſſen, ſo wie in einzelnen Zügen ihres wandelbaren Daſeyns aufſuchen und darſtellen. Dieſes zu thun, eine Vorbereitung auf die Zeit des Werdens und Bildens im Mittelalter zu liefern, war des Herausgebers Abſicht, und darum muſste Alles ſo allgemein gehalten werden. Jetzt glaubt er, ſeine Leſer bis zu dieſer Geſtaltungszeit herangeführt und einen zweckmäſsigen Uebergang in die kriegsgeſchichtlichen Einzelnheiten gefunden zu haben; der nächſte Band wird davon Zeugniſs geben, daſs dieſe Ueberſichten von Nutzen ſind, und ſoll dasjenige enthalten, was anfangs für gegenwärtigen Band beſtimmt war. Rec. ſieht den Nutzen der Ueberſichten recht gut ein, glaubt aber eben deſswegen, daſs der Herausg. den beabſichtigten Zweck durch eine allgemeine, gleichförmig bearbeitete, die einzelnen Reiche und Völker möglichſt im Zuſammenhang umfaſſende Ueberſicht bey weitem beſſer, als durch die vielen abgeriſſenen, chaotiſch unter einander liegenden Bruchſtücke erreicht haben würde, durch welche Arbeit er zugleich auch das geiſtloſe Abſchreiben aus bekannten, der deutſchen Sprache durchaus zugänglichen Schriften gänzlich hätte vermeiden können.

Die Klage über den hohen Preis der Zeitſchrift muſs in Betreff des zweyten Bandes erneuert, und noch verſtärkt werden, indem dieſer Band nicht nur ſo manche bloſse Abſchriften enthält, ſondern auch um einige Bogen ſchwächer als der erſte Band, und nur mit zwey Planen verſehen iſt.

Für ſolche Leſer, welche ihre Hefte Bandweis zuſammenbinden laſſen, iſt ein allgemeines Inhaltsverzeichniſs für jeden Band zu wünſchen. Rec. ſchlieſst mit der Ueberzeugung, daſs ſich dieſe Zeitſchrift bey dem unverkennbaren ernſtlichen Willen des Herausg., nur Gutes und Nützliches zu liefern, bald zu einer hohen Stufe von Vortrefflichkeit und Gediegenheit erheben wird.

MATHEMATIK.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Vorleſungen über die Militärgraphik*, in beſonderer Hinſicht auf die *Situationszeichnung*, von *Georg Wilhelm Horrer*, Premierlieutenant im Königl. Sächſ Ingenieurkorps und Lehrer der Bildungsanſtalt dieſer Korps.

Korps. 1822. Mit 14 Kupfertafeln und 5 Tabellen. X u. 312 S. 8. (3 Thlr. 16 Gr.).

Da unter Graphik bekanntlich die Kunst zu schreiben und zu zeichnen verstanden wird, so hat der Vf. vorliegender Schrift, unter Militairgraphik, die Zeichnung solcher Gegenstände gemeint, die sich auf den Krieg beziehen, und diese sind denn auch lediglich der Gegenstand seines Werks. Gewifs ist die Bearbeitung dieses Zweiges der Militairwissenschaften, ein sehr verdienstliches Unternehmen, das in der Zusammenstellung und in dem Umfange, wie hier geschehen, ein Ganzes geworden ist, nach welchem bisher der für höhere Zwecke sich bildende Militair vergeblich umsah. — Nach der *Einleitung*, die den Umfang, den Zweck und die vorzüglichsten Begriffe der Militairgraphik auseinander setzt, folgt eine kurze *Geschichte des Kartenwesens* und der *Situationszeichnung*. Der Vf. theilt die Geschichte der alten Geographie in zwey Perioden, von Sesostris bis Alexander dem Grofsen, und von diesem bis Ptolemäus. Zur Zeit des Mittelalters und seit dem Verfalle des römischen Reichs ist wenig für die Geographie geschehen; zu den Erstern aber, welche dann in Europa die Geographie wiederum in Anregung brachten, rechne man Johann Stöffler, Professor der Mathematik in Tübingen und seinen Schüler Sebastian Münster, welcher als deutscher Strabo bekannt ist; dann hat Gerhard Mercator, der von 1512 bis 1594 lebte, das Meiste zur Vervollkommnung der Geographie beygetragen, und Ideen in Anregung gebracht, die von Newton, Huyghens, Dominic Cassini, Maupertuis und Bouguer gehörig benutzt und durch ihre Arbeiten erweitert und vervollkommnet sind. — Von Specialmessungen und deren Darstellung auf Rissen, mittelst Situationszeichnung in neuern Zeiten, wird nur die nöthige Erläuterung gegeben, und hierbey der sächsischen topographischen Landesmessungen und der daraus entstandenen Karten, ausgeführt durch das sächsische Ingenieurkorps, mit vielem Ruhme gedacht; dafs dabey der wackere Major Lehmann und seine Verehrer schlecht wegkommen würden, liefs sich wohl erwarten. S. 50 wird gesagt, dafs die nach Lehmann benannte Zeichenmethode meistentheils nur von seinen Schülern gepriesen werde, welche entweder selbst gar nicht, oder doch wenigstens äuserst dürftig zeichnen, und nicht im Stande wären, eine Feldwacht, dem Terrain anpassend, aufzustellen, und die Verschanzung eines Unterofficierpostens richtig anzulegen. Dagegen liefse sich nun manches sagen — doch es frommt nicht, hierüber an diesem Orte genauere Nachweisungen zu geben, und Rec. bedauert sehr, dafs der verehrte Vf. ebenfalls leidenschaftlich an einem solchen Parteystreite Theil genommen hat.

Der *zweyte* Abschnitt des Werks theilt Einiges aus den astronomischen Wissenschaften, besonders aus der mathematischen Geographie mit, was auch, wenn das Nachfolgende gehörig verstanden werden soll, hier an seinem Platze ist.

Im *dritten* Abschnitte handelt der Vf. von der Perspective und den Projectionen. Sehr verständig und klar sind hier die für jede Projectionsweise gegebenen Bedingungen, und die Art der Ausführung nach den besten Vorschriften hierüber auseinandergesetzt und durch mehrere zweckdienliche Aufgaben erläutert. Insbesondere zeigt §. 80., welche Schwierigkeiten die Kartenarbeiten mit sich führen; denn da die Erdoberfläche gekrümmt sey und die Oberfläche einer jeden Sphäre oder eines Sphäroids auf eine gerade Ebene sich genau gar nicht darstellen lasse, ohne die Bilder auf ihr zu entstellen, die Bedingungen einer guten Karte aber sind: die Figur der Länder nicht zu verunstalten, den Gröfsen der Länder auf der Karte ihr wahres Verhältnifs unter sich zu geben, die Entfernung der Orte in Verhältnifs der wahren Entfernung zu setzen, und das, was auf einen gröfsten Zirkel der Sphäre liegt, auf der Karte in einer ganz geraden Linie darzustellen, diese Foderungen aber sämmtlich zu erfüllen unmöglich ist, man nur theilweise denselben genügen kann, und dieses auf die verschiedenen Projectionsarten geführt hat. Der Vf. theilt die Projectionen in stereographische-, Central- und orthographische Projectionen, und jede wiederum nach ihren Unterabtheilungen, als: Polar-, Aequatoral- und Horizontalprojectionen ein. — Der *vierte* Abschnitt trägt einige Bestimmungen aus der Terrainlehre vor; und der *fünfte* giebt allgemeine Sätze der Taktik an. Zwey sehr schätzbare Abschnitte, die in möglichster Kürze das Erfoderliche genau bezeichnen.

Die *zweyte Abtheilung* des Werks enthält gröfstentheils das vom Vf. aufgestellte System der *Situationszeichnung*, welches alle hierher gehörigen Gegenstände in folgerechter Ordnung enthält. Er zeigt hier, dafs die orthographische Projection diejenige sey, welche bey den topographischen Situationszeichnungen angewendet werden muss, weil alle Gegenstände in derselben, sie mögen von einer Art seyn von welcher sie wollen, nach Länge und Breite mit dem Zirkel müssen abgemessen werden können. Da nun aber auf einem Situationsplane nicht allein Entfernungen gesucht werden, sondern auch die verschiedenen Höhen und Abdachungen der Berge; so müssen, um dieses letztere zu bewirken, gewisse Grundsätze aufgestellt und festgehalten werden, die in der Folge entwickelt sind. — Die Erleuchtung und ihre Abstufungen werden bey den Contourzeichnungen der Berge dergestalt angewandt, dafs daraus ersehen werden kann, zu welchem Bergsysteme die einzelnen Theile eines Berges, oder die in Projection vorgestellten Abdachungen gehören. Um Höhen und Böschungswinkel im Grundrisse anzugeben, bedient man sich der Schraffirung, oder des Ausfüllens von Zonen mit Strichen, wobey man sich

sich einen Berg in mehrere horizontale Schichten von gleicher Höhe durchschnitten denken muss. Die erste von dem Vf. aufgestellte Hauptregel wäre nun, dass die Striche desto kürzer gemacht werden müssen, je grösser der Böschungswinkel ist. — Was die Bestimmungen für das zweyte Erfoderniss, die Lage der Schraffirungen oder Striche anbelangt, so stelle man sich vor, dass eine Bergmasse so unter Wasser gesetzt sey, dass kein Theil davon unbedeckt ist, und dass das Wasser sich nach und nach senke, so dass am Ende der Fuss der Bergmasse sichtbar werde. Das kleinste und natürlichste, folglich auch ganz homogene Maass der Flüssigkeit ist der Tropfen, und man kann die Wassermasse sich aus solchen Theilen bestehend denken; an diesem einen Wassertropfen liegen aber mehrere, und je nachdem sich das Wasser senket, werden einige Wassertropfen um einen Punct herum stehen, deren Anzahl von dem Winkel abhängt, unter welchem die Seitenlinien des Profils des Berges sich oben begegnen; hieraus entsteht aber eine Tropfenkette, welche, wegen der angenommenen Form des Körpers, in einer Kreislinie um den obern Tropfen, als Mittelpunct liegen. Verfolgt man nun jeden Tropfen in einer solchen Kette, auf seinem Wege des Abgleitens bis zum Fusse, so werde man finden, — sagt der Vf. — dass dieser sein Weg, eine *gerade* Linie vom höchsten Puncte angefangen, seyn müsse. Das nämliche gelte auch, wenn man Berge sich von der Art vorstelle, dass ihr höchster Punct auf einer Seite, und nicht über der Mitte ihrer Grundfläche sich befände. Es folge aber hieraus, dass, wenn man Figuren mit Strichen oder Schraffirungen belege, diese jedesmal in gerader Richtung von der Kuppe bis zum Fusse zu führen seyn. Rec. hat geglaubt, diesen Gegenstand hier umständlich auseinander setzen zu müssen, weil hierin *der Hauptunterschied* der Horrerschen und Lehmannschen Bergzeichnungslehre liegt, indem letztere verlangt, dass die Schraffirungen jedesmal rechtwinkelig die um den Berg gelegten Horizontalen begegne, in den meisten Fällen demnach, von der Kuppe bis zum Fusse, *keine gerade, sondern eine gekrümmte Linie* seyn müsse. — Der Vf. vorliegender Schrift stellt nun für die Lage der Schraffire nach seinem Systeme, noch folgende Regeln auf: alle Striche eines Berges müssen von dessen Kuppe aus die Hauptrichtung erhalten; diejenigen Striche, welche die Hauptwände einer Schlucht bilden, dürfen sich unter keinem andern Winkel, als zwischen 90 und 150 Grad auf höchste begegnen; die Spitze des Winkels, welche die Schraffirungen zur Bildung einer Schlucht machen, ist jedesmal nach dem Abfalle gerichtet. Was die Form der Striche anbelangt, so treffen die Vorschriften des Vfs. mit den Lehmannschen grösstentheils überein, nämlich die Striche müssen desto stärker, dichter und kürzer seyn, je grösser der Neigungswinkel der darzustellenden Fläche ist; und im Gegentheil schwächer, weiter und länger, je kleiner dieser Winkel ausfällt.

Was der Vf. von ökonomischen Planen S. 280 u. f. gesagt hat, bedürfte mancher Berichtigung und Zusätze; dieser Abschnitt zeigt, dass Hr. *H.* über Gegenstände aburtheilt, die ausser seinen Kenntnissen und seiner Sphäre liegen; so gehört z. B. zu den von ihm nicht mit angeführten Bedingungen eines ökonomischen Risses, dass Ländereyen und Abschnitte davon, die gewissen Servituten unterworfen sind, von denen Zinsen erhoben, oder die durch Frohnen bearbeitet werden; diejenigen Stücke, welche nicht zu geschlossenen Gütern gehören, sondern die besonders bewirthschaftet werden, die ganz oder zum Theil der Huthung unterworfen sind; solche, die unter besonderer Gerichtsbarkeit stehen u. s. w., angegeben und kenntlich gemacht werden müssen. — Ferner in den Grundstücken sind die örtlichen, oft nicht in die Augen fallenden, jedoch für die Bewirthschaftung der Güter oft wichtigen Gegenstände, als: Gallen- und Brandflecke in den Feldern, Entwässerungs- und Bewässerungsgräben in den Wiesen u. dergl. Gegenstände mehr zu unterscheiden. — Was die Situation eines solchen Risses betrifft, so müsse dieselbe, sagt der Vf., in einem ökonomischen Risse ganz wegbleiben, sie mache den Plan undeutlich, besonders bey steilen Abhängen, und es ginge nicht nur der Ueberblick verloren, sondern man wäre auch schwer im Stande, die so nöthigen Kleinigkeiten mit Bestimmtheit abzunehmen und zu erkennen. — Hierauf erwiedert Rec. Ein Oekonom, der einen Riss versteht, weiss auch gewiss die darauf angedeutete Situation zu würdigen und daraus zu beurtheilen, welche Felder einen südlichen, und welche einen nördlichen Abhang haben, ob in den Grundstücken Wassergräben, und nach welchen Gegenden hinzuleiten sind; wie bey Anlegung von Wegen die Richtung des Berges berücksichtigt werden muss, und Bedingungen der Art mehr. Um damit nicht kleine Gegenstände in der Zeichnung durch die Striche der Situation einer steilen Böschung gedeckt werden, hat man ja nur nöthig, die Scala der schwarzen Striche und des weissen Zwischenraumes bis auf 90 Grad auszudehnen.

Schade, dass das übrigens so nützliche Werk durch so viele Druckfehler entstellt ist.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1824.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Bamberg u. Würzburg, in der Göbhardt. Buchh.: *Die Verbannten.* Ein Drama in vier Acten, nebst einem Nachspiele. Von *Joseph Freyherrn von Auffenberg*, Lieutenant u. s. w. 1821. 153 S. gr. 8.

2) *Ebendaselbst: Das Opfer des Themistokles.* Ein Trauerspiel in fünf Acten. Von *demselben Verfasser.* 1821. 135 S. gr. 8.

Der Stoff von Nr. 1. ist der Sturz des interessanten russischen Emporkömmlings, Fürsten Menzikof, unter Peter II. (1727.) Vor sieben Jahren kündigte in der jüdischen Zeitschrift *Jedidja* (Berlin 1817.) ein Herr Dr. *Hellmuth Winter* mit einer beinah' unglaublichen Selbstgenügsamkeit an, dass er aus diesem geschichtlichen Stoffe eine „heroische Universal-Tragödie" gemacht habe, deren Element (Grundidee wollt' er vermuthlich sagen) die *Lebensregel* sey: Hochmuth kommt vor dem Falle. Wir wissen nicht, ob er mit seinem Werke zu *Stande gekommen ist*; aber auf keinen Fall kann diese Winter'sche Universal-Tragödie unserm Vf. zum Muster gedient haben, denn dieser hat es eben nicht darauf angelegt, in seinem Drama das angeführte triviale Sprichwort auszuführen, er hat vielmehr dahin gearbeitet, der geschichtlichen Begebenheit einen tüchtigeren tragischen Tragebalken unterzuziehen: die Idee eines ernst strafenden Verhängnisses. Sein Menzikof nämlich hat eine Ehe geschlossen, auf welcher Vaterfluch haftet; er hat die Tochter eines Grofsen des Reichs geheirathet, den er, freylich durch eine *pflichtmäfsige* Anzeige aufrührischer Plane, auf das Blutgerüste gebracht hatte. Diese Unterlage ist wenigstens nicht schwächer, als die im Othello, wo Desdemona wider Vaters Willen sich vermählt. Die geschichtliche Ueberlieferung, dass Menzikof durch Unterschlagung einer bedeutenden Geldsumme, welche der Kaiser seiner Schwester bestimmt hatte, in Ungnade gefallen seyn soll, war in einem Drama, dessen *Held* Menzikof seyn sollte, nicht füglich zu gebrauchen, und Hr. *v. Auffenberg* benutzte mit Geschick *den* historischen Umstand, dass Menzikof in dem Momente gestürzt wurde, wo Peter II. im Begriff stand, sein Eidam zu werden, zur Erfindung einer dramatisch schicklicheren Ursache des Falles. Menzikof hat den Kaiser durch mancherley Vorspiegelungen zu dem Entschlusse bewogen, seine Tochter Lisinka zur Gemahlin zu erwählen. Zum Unglück liebt Lisinka den Sohn des Dolgorucky, des Feindes von ihrem Hause, und in dem Augenblicke, wo die Verbindung der Liebenden, in welche Dolgorucky auf seines Sohnes Bitten gewilliget hat, beide Familien versöhnen zu wollen scheint, vermehrt Menzikof die Erbitterung, indem er die Werbung abweiset, um seinen ehrgeitzigen Plan zu verfolgen. Der Kaiser, von Menzikof in den Irrthum geführt, dass Lisinka ihn liebe, erklärt seine Wahl, welche den Fürsten Dolgorucky um so mehr verwundet, da er selbst, für *seine* Tochter, auf die Krone Rechnung gemacht hatte. Lisinka, ausser sich über die, von ihrem Vater verhängte Verbannung ihres Geliebten, wirft sich dem Kaiser zu Füssen, der Monarch sieht sich von seinem Günstlinge getäuscht, Dolgorucky steigert dessen Unwillen, und Menzikof sieht seinen Sturz als nahe, dringende Gefahr voraus. Hier fasst er den verzweifelten Entschluss, durch Militär-Rebellion (er war Feldmarschall des Reiches) sich zu retten, und *selbst* den Thron zu besteigen, den seine Tochter verscherzt hatte. Unklug genug läfst er seine Gemahlin in die Karte schauen, und diese glaubt, den auf ihrer Ehe haftenden Vaterfluch sühnen, und ihres Gatten *Seele* retten zu müssen, indem sie, kurz vor dem Ausbruche der Empörung, den Kaiser zu einer Flucht drängt, welche den Erfolg des verbrecherischen Unternehmens unmöglich macht, und den Fürsten in die Macht seines Feindes giebt. Er wird nach Siberien verbannt, und — im *Nachspiele* — finden wir ihn auf dem Wege dahin, am Grabe seiner Gattin, und in Gesellschaft seiner Tochter, die ihn begleitet hatten. Hier beschert der mitleidige Dichter der unglücklichen Liebe noch ein unverhofftes Glück. Der junge Dolgorucky kehrt eben aus der Verbannung zurück, und die liebende Lisinka, in der Hoffnung, dem Vater Gnade auszuwirken, folgt ihm dahin, von wannen sie gekommen ist. Mit dieser erfreulichen Aussicht in die Zukunft schliesst das Drama.

Der Anlage nach ist es also eigentlich eine Tragödie, und da der Vf. die Hauptperson auf eine gewisse Höhe der Lebensansicht gestellt hat, die besonders gegen das Ende den Leser durch die Kraft erhebt, womit sie den Fürsten seinen Fall ertragen lehrt; so hört das Stück dadurch, dass im Nachspie-

spiele Ausfichten zu einer Peripetie aus Schlimm in Gut eröffnet werden, keinesweges auf, tragischer Natur zu seyn. Dafs der Held unwiderruflich untergebe, ist eben nicht wesentlich; nur thut es dem Totaleindrucke Eintrag, dafs er im Glücke abstofsend auf uns wirkt, und erst im Unglücke anziehend wird.

Besser wirkt in dieser Hinsicht Nr. 2, *der Opfertod des Themistokles.* Der jetzige dramaturgische Aristarch des Tübingischen Literaturblattes, der mit Lobsprüchen sonst nicht freygebig ist, hat in Nr. 97. des vor. J. diese Dichtung zwar nur beyläufig, aber ungemein beyfällig erwähnt. Er meinte, dafs die schwere Aufgabe, einen Charakter, der grofs ist im *Guten*, zu einem *erhabenen* Gegenstande für den Kunstsinn zu machen, von unserm Vf. hier nicht übel gelöst worden. Fechtend für das Vaterland zu sterben, sey noch nicht erhaben; aber zu sterben, um nicht *wider* das Vaterland zu fechten, welches undankbar uns in's Elend verstiefs, das sey *grofs*, und Hr. *v. A.* hab' es grofsartig dargestellt. Abgesehen davon, dafs es von vorn herein ein wenig zu *breit* geschieht, müssen wir dieses günstige Urtheil bestätigen. Gleich bey seinem Auftritte zieht Themistokles das Gemüth mächtig an, theils durch das Unglück der ungerechten Verbannung, theils durch den Muth, womit er sich zum *Feinde* flüchtet, den er überwunden hatte. Wir sehen durch diesen kühnen Schritt sein Leben in Gefahr gesetzt, und als der Eindruck des Wagstückes auf den Perserkönig diese Besorgnifs schwinden macht, wird eine andere rege: das Band der Freundschaft, welches zwischen Themistokles und Artaxerxes sich zusammen zieht, und des Königs Plane gegen Griechenland, lassen uns fürchten, dafs der Held von seiner moralischen Höhe am Ende doch noch zu dem Charakter eines Ueberläufers herabsinken werde, zumal da Themistokles die Tochter des persischen Feldherrn Tisaphernes liebt, und der König für diese Liebe, gegen den Vater der Jungfrau, so entschieden Partey nimmt, dafs dieser im thätlichen Widerstande gegen des Monarchen Machtspruch das Leben verliert. Auch *schwankt* Themistokles; aber er *steht*, und die Geliebte selbst, welcher der Fluch des sterbenden Vaters die Hoffnung auf *irdisches* Liebesglück geraubt hat, hilft ihm den Sieg erringen. Als es gilt, den Befehl über das gegen Griechenland bestimmte Heer zu übernehmen, sinkt er selbst als feyerliches Abschiedsopfer an dem Altare nieder, nachdem die Geliebte (ein wenig stark an Elviren in der Schuld mahnend) ihm vorangegangen ist.

Da dieses Trauerspiel bereits vor 3 Jahren im Druck erschienen ist, so würd' uns die Gleichgültigkeit der deutschen Bühne gegen dasselbe (oder auch wohl deren Unbekanntschaft damit) befremden, wenn wir nicht wüfsten, wieviel sie jetzt mit Freyschützen, Pretiosen, Eurianthen u. s. w. zu thun hat. Wir wollen ihr auch nicht rathen, davon Notiz zu nehmen, denn *dem* Publikum, welches *sie* sich zugezogen hat, kann schwerlich ein Themistokles gefallen, wenn er nicht gesungen und getanzt wird. Auch scheint eine Zeit, welche das bekannte *Gegenbild* des Themistokles von den Gesalbten ehren und mit Denkmälern verherrlichen sah, wenig dazu geeignet, an einer Darstellung jener wahrhaft unsterblichen That der Vaterlandsliebe denjenigen lebhaften Antheil zu nehmen, den der *Theater*erfolg einer so gehaltvollen Production erfordern möchte. Aber *Leser* giebt es hoffentlich in Deutschland noch genug, welche fähig sind, Genufs daraus zu schöpfen, und diese wollen wir zum Lesen einladen durch eine Probe, die wir aus der entscheidenden Scene nehmen, wo Artaxerxes um den Arm des Themistokles gegen Griechenland wirbt.

Themistokles.

Lafs mich sterben!
Nicht mit Verrath beflecke meinen Ruhm.

Artaxerxes.

Verrath?! ich frage: *wer* hat Dich *verrathen?*
Wer gab Dich *höhnend* jedem Elend preis?
Wer nennet jetzt noch fluchend Deinen Namen?
Athen!! dort wohnt die *Schande*, hier der *Ruhm*,
Der Mensch tritt hülflos in das Leben. Wie
Du kamst — *so* hat Athen Dich fortgeschleudert!
Warum? weil Du die Brust mit Narben decktest,
Das Haupt mit Lorbeer. Weil Dein altes Schwert
Die Schaaren Persiens vertilgte; weil
Athen durch Deine Kraft die erste Stadt
Des unbesiegten Griechenlands geworden.
Was gab es Dir zum Lohn für Deine Thaten?
Ein *Bettlerkleid?* — *Wer* hat Dich nun beschützt?
Wer rettete Dein Leben? wessen Hand
Ersetzte doppelt das verlor'ne Glück?
Wem dankest Du die Freuden Deiner Liebe,
Die höchste Wonne dieser Sterblichkeit?
Ich *frage, wem?* nun magst Du selbst entscheiden.

Themistokles.

(im höchsten Kampf.)
O Undank! Undank! gräfslichstes der Laster!!

Artaxerxes.

Willst Du an *mir* ihn üben?

Themistokles.

Nein, bey'm Himmel!
Ich will Dir lohnen, wie ein Mann es kann.
Nenn' mir ein Land, das jenseits Deiner Meere,
Dich zum Besitze lockt, das Deine Väter
Mit hoffnungsvollem Auge schon betrachtet!
Nur seinen Namen nenne mir, und gieb
Den kleinsten Theil des Heer's zu meiner Fahne:
Ich führe Dir die ersten jenes Landes
Gebunden her, vor Deinen Königsthron:
Wo nicht, sollst Du mit Staunen es erfahren,
Wie ich ein Opfer meines Dankes fiel.
Im Sturze selbst, besieg' ich Deine Feinde,
Mir ist das Leben feil für Deinen Ruhm!!

Artaxerxes.

In Griechenland kannst Du mir dankbar seyn.

Themistokles.

Den Erdball will ich Deiner Krone beugen,
Nur Griechenland nimm aus von diesem Kampf.
Gönn' ihm die Freyheit, die mit Blut erkauft,
Die schönste Zierde dieses Volkes ist.
Nicht zum Verrathe treibe Deinen Freund,
Zum Wahnsinn nicht, der mich bereden will:
Dodona's Stimme habe mir gelogen!!

Ar-

Artaxerxes.

Athen sprach Dich von jedem Schwure frey.
In der Verbannung endet Deine Pflicht.
Ein Opfer, das der Rache Du verweigerst,
Es sey *gerechtem* Danke dargebracht:
So bleibest Du bey Deiner Nachwelt gross,
Sie wird Athen verdammen — Dich erheben.

Themistokles.

Und wenn ich Deine Schaaren nun geleite,
Glaubst Du — ich werde — siegen?

Artaxerxes.

Für den Sieg
Bürgt mir Dein *Name*.

Themistokles.

Viel hab' ich erlitten.
Gerechten Hass könnt' ich im Herzen tragen,
Mit meinem Fluch den Fluch Athen's vergelten!
Ich *will* es nicht; der Undank ist so gross,
Dass nur der Himmel ihn bestrafen kann.

Artaxerxes.

Er will ihn strafen, und durch Deine Hand!

Themistokles.

Dem *Volke* Griechenlands gehör' ich an!
Es soll die Schuld der Einzelnen nicht büssen.
Bedauern kann ich die Verblendung nur,
Zu strafen stehet nicht in meiner Macht.
Und wär' es auch, und zög' ich siegreich ein,
Den alten Ruhm auf's neue Dir bewährend;
Ich müsste zittern vor dem Lorbeerkranze,
Der aus dem Blut des Vaterlandes keimt.
Zum Ziele könnt' ich Deine Schaar geleiten,
Wer aber bürget für die *Frucht* des Sieges?
Wenn ich Athen erstürme, und das Blut
Die Schwelle meines Vaterhauses netzt,
Wenn Persiens Zorn die Tempelpforten sprengt;
Die Gräber öffnet, um die Todten selbst
Im tiefen Schlaf des Friedens zu entweihen!
Wenn meine Vaterstadt in Trümmer geht —
Die Sinkende empor zum Himmel ruft:
„*Das ist Themistokles*, der *Rache* sucht!!"
Glaubst Du, dann könnt' ich jubelnd wiederkehren?
Nein! *Gnade* würd' ich suchen bey den *Göttern*,
Und stürzen mich in's mordbefleckte Schwert.
Des Führers Fackel wäre dann erloschen,
Ihr ständet einsam in dem Labyrinth.

Artaxerxes.

Ist das dein letztes Wort?

Themistokles.

Das Wort der Ehre.

Artaxerxes.

So wisse denn, was ich nunmehr beschloss.
Zur Trennung mag sich Hero vorbereiten,
Ich kann ihr nicht ersetzen, was Du raubst.
An Deiner Seite wohnt ihr Lebensglück,
Doch — sie ist Perserin, und wird es opfern.
Ein Schiff mit königlicher Pracht geziert,
Es sey zum Abschied Dir geschenkt. Du kehrst
Zurück in's Vaterland, und sagst den Griechen:
Der König Persiens rüste sich zum Kampf,
Sie möchten Dir das Hoize Heer vertrauen,
Und enden der Verbannung herbe Schmach.
Die Noth erhebet Dich zur alten Stufe:
Athen bereut — nimmt seinen Retter auf.
Nun lebe wohl. Ich schenke frey Geleit,
Am Tag der ersten Schlacht seh'n wir uns wieder.
(Er wendet sich zum Abgehen.)

Themistokles.

(plötzlich einen Gedanken erfassend, mit Würde)
Nur Dir allein kann ich diess Wort verzeihen.
Dass Du mich schnöden Undanks fähig hieltest,
Es sey vergessen — und ich *bleibe*.

Artaxerxes. (freudig.)

Wie?!!

Themistokles.

Ich sehe nun, was mich zum Ruhme führt.

Artaxerxes.

In meine Arme!!

Themistokles.

Gieb mir keinen Dank.
Der Mensch ist wandelbar, nur *ganz* vollbracht
Kann seine That verdienten Lohn erwarten.

Artaxerxes.

Dein mächtiges Bewusstseyn hat gesiegt.
Du fühlest wieder Deinen eignen Werth.

Themistokles.

Ich fühle ihn. — Schlagfertig ist das Heer?

Artaxerxes.

Ich wünsche, morgen Susa zu verlassen.

Themistokles.

Auch mich erfüllet dieser Wunsch: doch gross
Und überraschend war der Augenblick.
Nur wen'ge Ruhestunden gönne mir,
Dass ich den schnellen Wechsel mündlich trage.
Noch eine Bitte!

Artaxerxes.

Sprich.

Themistokles.

In meinem Land
Herrscht eine Weise, die ich stets geehrt:
Am ersten Tag des Krieges pflegen wir
Uns zu versammeln in Athenen's Tempel.
Dort wird die alte Waffe neu geweiht,
Manch' grosses Wort gesprochen von den Vätern.
Für's Wohl der Streiter, die zum Kampfe zieh'n.
In meiner Wohnung, die Du mir geräumt,
Liess ich der Göttin hohes Bild errichten,
Und eine Opferflamme sternenklar:
Sie brennet Tag und Nacht am heil'gen Herde.
Es ist das Schönste, was an's Vaterland
In wehmuthsvollen Stunden mich erinnert.
Dorthin berufe Deines Heeres Häupter,
Dass ich der Göttin noch ein Opfer bringe.
Der Anblick wird zum Kampfe sie begeistern,
Und leicht vollend' ich dann das grosse Werk.

Artaxerxes.

Von selt'ner Wehmuth find' ich Dich ergriffen.

Themistokles.

Der Wechsel war zu schnell, ich muss mich fassen:
Ein klarer Blick nur sieht das klare Ziel.
Jetzt geh' zur Ruhe, und erwache *früh*, *)
Denn viel des Grossen muss ich Dir verkünden.

Artaxerxes.

Willkommen ist, was uns zum Siege führt.

Themistokles.

Es führet mich zum Siege. Lebe wohl!

---

*) „Geht, und dann legt euch zur Ruh,
„Und erwacht gefassten Muthes." S. die *Schuld*, Act. IV. Sc. 7. a. E. Der Rec.

Es

Es sind nicht die einzelnen Schönheiten dieser Scene, sondern es ist die Haltung im dramatischen Gange derselben, die, obwohl sie nach dem unten angeführten Vorbilde der Schuld sich gerichtet zu haben scheint, uns dennoch von dem Vf. das Beste hoffen lässt, wenn er nur des leidigen Vielschreibens sich entschlagen, wenn er eine Henne werden will, die nicht bloss Eyer legt, sondern auch ausbrütet. Themistokles ist ein ausgebrütetes, alle andern, die bis jetzt uns von Hrn. *v. A.* zu Gesichte gekommen, waren bloss gelegte.

LITERATURGESCHICHTE.

Lemgo, in d. Meyerschen Hofbuchh.: *Das gelehrte Teutschland* oder *Lexicon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller.* Angefangen von *Georg Christoph Hamberger*, Professor der Gelehrten-Geschichte auf der Universität zu Göttingen. Fortgesetzt von *Johann Georg Meusel*, königl. Bayerschen geh., königl. Preuss., fürstl. Brandenburgischen und Quedlinburg. Hofrathe, ordentl. Prof. der Geschichtkunde auf der Universität zu Erlangen. *Neunzehnter* Band. Bearbeitet von *Johann Wilhelm Sigismund Lindner*, Advocaten zu Dresden, und herausgegeben von *Johann Samuel Ersch*, Professor und Ober-Bibliothekar auf der Universität zu Halle. — *Fünfte* durchaus vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1823. 490 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Auch unter dem zweyten Titel:

Das gelehrte Teutschland im neunzehnten Jahrhundert, nebst Supplementen zur *fünften* Ausgabe desjenigen im achtzehnten. Von *Johann Georg Meusel. Siebenter* Band. Bearbeitet von *Johann Wilhelm Sigismund Lindner* und herausgegeben von *Johann Samuel Ersch.*

Diess ist der *erste*, von Hrn. *Lindner* zu Dresden gearbeitete und von Hrn. Prof. *Ersch* nur herausgegebene Band der Fortsetzung des gelehrten Teutschlands, und wir freuen uns, dem Publicum die Versicherung geben zu können, dass unsere in der A. L. Z. 1822. Erg. Bl. Nr. 96. ausgesprochenen günstigen Erwartungen vollkommen erfüllt worden sind, und dass dieser Band mit sichtbarem Fleisse und mit aller der Genauigkeit ausgearbeitet ist, die ein literarisches Werk dieser Art fordert. Er umfasst die vier Buchstaben O, P, Q und R, und es werden, der angehängten Nachschrift zu Folge, noch zwey Bände für die rückständigen Buchstaben S bis Z erforderlich seyn.

Den bedeutendsten äussern Umfang zeigen im vorliegenden Bande folgende Artikel: *Oehlenschläger*, *Oken*, *Olbers*, *Oltmanns*, von *Orelli* (Johann Conrad), *Osiander* (Fr. Benj.), *Pahl*, *Parizek*, *Passow* (Franz), *Paulus* (H. E. G.), von *Pelkhoven*, *Pescheck* (Christian Adolph 2.), *Petri* (Samuel Fr. Erdmann), *Pfaff* (Ch. H.), *Pfaff* (Joh. Wilh. Andr.), *Pflaum* (J. C. L.), *Pichler* (Karoline), *Planck* (G. J.), *Pöhlmann*, *Pölitz*, *Pohl* (Hans F.), *Poppe*, *Prechtl* (J. J.), *Prechtl* (Maximilian), *Primisser* (Aloys), *Räss*, *Rassmann* (Ch. F.), *Rebs*, *Rehfues*, *Reil* (J. Ch.), *Reinbeck*, *Reinhard* (Fr. Volkmar), *Reithofer* (Dion. Franz v. Paula), *Renard*, *Ribbe*, *Richter* (Joh. Paul Friedr.), *Ritter* (Georg Heinrich), *Rittler* (Franz), *Robbi*, *Rochlitz*, *Rockstroh*, *Röhr*, *Rohlwes*, *Rosenmeyer*, *Rosenmüller* (E. F. K., J. C. und J. G.), *Rost* (F. W. E.), *Rotermund*, von *Rotteck*, *Rühs* und *Rumpf* (J. D. F.). Der Artikel *Poppe* ist der längste unter allen.

Zu ergänzen oder zu berichtigen haben wir sehr wenig gefunden in diesem Bande, der auch weit correcter gedruckt ist, als der vorhergehende. Folgende Bemerkungen mögen für unsere aufmerksame Durchsicht zeugen: S. 41. sollte statt *Nachtigall* (pseudonym *Otmar*) *Nachtigal* stehn, als die richtigere Schreibart. S. 190. Heinrich *Pourroy*, aus Halberstadt gebürtig, war der letzte Prediger der seitdem eingegangenen französisch reformirten Gemeine daselbst, trat nicht lange nach Errichtung des Königreichs Westphalen in westphälische Civildienste, und ist jetzt preussischer Regierungssecretär zu Düsseldorf, auch Mitarbeiter am Sprecher oder rheinisch westphäl. Anzeiger. S. 204. A. *Prietze* ist Rector der Schule zu Wegeleben bey Halberstadt. S. 209. scheint bey der Notiz von *Pröstler* ein Irrthum obzuwalten. Unseres Wissens hiess der vermeinte Verfasser der Gleimschen Kriegslieder nicht so, sondern *Pressler* und lebte zu Halberstadt. S. 232. K. A. *Ragotzky* starb am 5ten Januar 1823. S. 244. ist im Art. *Rassmann* Zeile 1 von oben statt *September* zu lesen *December*. Vom zweyten Jahrgang der Thusnelda sind nur die 3 ersten Hefte Januar bis März erschienen. Unter *R.* Schriften fehlt der neue Kranz deutscher Sonette. Nürnberg 1820. (s. A. L. Z. 1820. Erg. Bl. No. 118.) Das Taschenbuch Mimigardia erschien nur für die Jahre 1810 bis 1812, in zwey Jahrgängen, denn der zweyte Jahrgang führt die Jahrszahlen 1811 und 12 zugleich auf dem Titel. S. 296 Heinrich Ernst *Rassmann* war nicht in der Stadt Wernigerode, sondern in dem Dorfe *Stapelnburg* in der Grafschaft Wernigerode geboren, wie der zehnte Band des gel. Teutschlands richtig angiebt. S. 299. Karl Leonhard *Reinhold* starb im April 1823. Doch diese Notiz ist dem Herausgeber vermuthlich erst nach Abgang des Manuscripts zugekommen, weshalb wir auch mehrere ähnliche mit Recht übergehen.

Wir sehen mit Verlangen der Fortsetzung und Beendigung dieses verdienstlichen Werks entgegen, zu dessen Unterstützung durch dafür geeignete Nachrichten und Notizen wir nochmals alle, die es vermögen, nachdrücklich auffordern.

Berichtigung. Erg. Bl. 1824 Nr. 24 S. 187 Z. 21 v. u. lese man: *Dieser liess Nicolai'n* statt: diesen liess Nicolai

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1824.

ERDBESCHREIBUNG.

Paris, b. Nicolle: *Lettres sur quelques cantons de la Suisse écrites en* 1819. 1820. VIII. 494 S. (Mit einer das Hospiz auf dem Grimselberge vorstellenden Titel - Vignette.)

Ebend., b. Nepveu: *Lettres sur la Suisse écrites en* 1820, *Suivies d'un voyage à Chamouny et au Simplon.* 1822. VIII. 417 S. 8.

Wie die Vorrede zum ersten Bande dieser eigentlich nur Ein Ganzes ausmachenden Doppelsammlung von Briefen zu vernehmen giebt, so sind dieselben von ihrem Vf., Hn. *Raoul - Rochette*, *Mitgliede der Akademie zu Paris*, ursprünglich nicht für die öffentliche Bekanntmachung bestimmt gewesen. Auf der Reise, mit fliegender Feder, zu Papier gebracht, und an den Ort ihrer Bestimmung schnell hingesandt, sollten sie hauptsächlich dazu dienen, die Eindrücke, welche die Naturschönheiten der Schweiz, die in diesem Lande so häufig vorkommenden *vues étonnantes*, *magnifiques*, *admirables*, *magiques*, *superbes*, die *aspects enchanteux*, *jolis*, *charmants*, *extraordinaires*, mit Einem Worte die *beautes infinies de la nature* auf ihn gemacht hatten, genau, so wie er dieselben an Ort und Stelle auffasste, in sich und Andern zu bewahren. Er hat daher auch keine besondere Sorgfalt auf seine Schreibart verwandt, noch, wie etwa gewissenhaftere Reisende zu thun pflegen, sein erstes Concept verbessert, berichtigt oder von etwanigen Auswüchsen gereinigt, sondern dasselbe unverändert dem Drucke übergeben, also wie es ihm nach Auffassung dieses oder jenen ersten Eindruckes aus der Feder floss. Naturschönheiten und Politik sind übrigens, nebst vielen gröfstentheils sehr bekannten, geschichtlichen Anführungen und Sittencharakteristiken, die Hauptgegenstände, welche er durch den ganzen Verlauf seiner Reise ins Auge fasst. Im zweyten Bande wird dem Publicum die Ausbeute von zwey spätern Schweizerreisen des Vfs. vom Jahre 1820, vor Augen gelegt, welche, zufolge des Vorberichtes, die früher gelieferte Beschreibung einiger Schweizercantone vervollständigen soll. Diese Vervollständigung läfst jedoch eine Menge sehr bedeutender Lücken übrig. Es hat nämlich Hr. *R. R.*, nach Art der gewöhnlichen Reisenden, seinen Wanderstab meist nur nach den besuchtesten und gefeyertesten Plätzen, Städten und Bergen der Schweiz hin gerichtet, wogegen eine grofse Anzahl der interessantesten, aber von der allgemeinen Heer- und Etappenstrasse der grofsen Reisearmeen abliegenden Gegenden, Bergen, Gebirgspässen, Heilquellen von seinem Fufse unberührt und von seinen Augen ungesehen geblieben ist, wie z. B. die reizenden Gegenden von *Yverdon*, *Orbe*, *Aubonne*, das *ganze Saanen - Land* mit seinen merkwürdigen Nebenthälern und den *Sieben Brunnen an der Lenk*, die an Merkwürdigkeiten ihres Gleichen suchende, sich unmittelbar in das Thor von *Aoste* hineinsenkende *St. Bernhards - Strasse*, die Heilbäder von *Baden*, *Schinznach*, *Fidris*, das heitere *Engadin*, sammt den Bergpässen der *Albula*, des *Juliers* u. s. w., die *Pässe von Schwytz* und *Altorf* nach *Glarus* hinüber, der gröfsere Theil von *Graubündten*, die ganze *italienische Schweiz* mit ihren wunderschönen Seen, und noch viel Anderes.

Rousseau's Wohnung im *Val de Travers*, durch welches Hr. *R. R.* in die Schweiz eintritt, ist von einem Schuster besetzt, der hier den Cicerone macht, jedoch kein gewöhnlicher ist und an der lebhaften Rührung, die das Herz des Fremdlings beym Anblicke der Rousseau'schen Reliquien durchdrang, den innigsten Antheil zu nehmen schien. — Ueber die Thäler *Locle* und *La Chaud - de - Fonds* und die Industrie, Kunst und Anlagen der dortigen Einwohner findet man hier nichts Neues. — Was von *isolirten Hütten* im *Jura - Gebirge* gegen *Neuchatel* hin, die in einer dem Anscheine nach nur für *Raben* erreichbaren Höhe über ihre Tannenumkränzungen hinaus ragen, und von ihren Bewohnern erzählt wird, die mit Lasten von Holz sich über steile Fusspfade, zum Theil an furchtbaren Abgründen hinweg, wagen, und nahe an den Wolken zur Welt kommen, leben und sterben, ist in den Schweizergebirgen, z. B. in Graubündten, dem Walliser-Lande u. s. w. etwas ganz Gewöhnliches. Die, freylich sehr schöne, eine Uebersicht auf den *Neuenburger* - See und das ihn umschliessende, reiche und mannigfaltige Hügel - Amphitheater gewährende Bergstrafse von La Tourne und Boudry, schildert der Vf. als ein wundervolles Zaubergemälde, dessen Eindruck auf das Gemüth die Sprache nicht zu bezeichnen vermöge. Wo wollte er Worte für seine Gefühle finden, wenn er sich auf den *Kammor*, oder auf die *Dolle*, oder auf den *Weissenstein* versetzt und die Unermesslichkeit einer dieser Fernsichten seinen Augen enthüllt sähe? — Bey *Neucha-*

chatel erwähnt der Vf. auch wieder des allbekannten, aber auch allbekannt zu seyn verdienenden Dr. *Purry*, und erzählt, was längst öffentliche Blätter Jedermann zur Kunde gebracht haben, dass ein anderer Bürger von *Neuchatel*, Hr. von Pourtale's, der ältere, 750,000 Francs zur Stiftung eines Hospitales ausgesetzt und in dieser Anstalt, vermöge einer nie genug zu preisenden Erhabenheit seiner Denkungsart, obwohl selbst ein *Calvinist*, eine Capelle für den *katholischen* Cultus habe erbauen lassen. Diess führt ihn auf die Toleranz in Religionssachen. Und da stellt er denn, keck genug, nicht zwar als eine durch eine Reihe von Thatsachen bereits hinlänglich begründete Erfahrungswahrheit, sondern als eine Behauptung, „*dont le reste de son voyage* (d. h. seine ganze Reise vom fünften Tage an) *lui doit offrir plus d'une preuve*," den Satz auf, *dass religiöse Toleranz ganz ungezweifelt einen Hauptzug des Schweizerischen Nationalcharakters ausmache*. „*Cette tolérance religieuse* — heisst es S. 24 — *ne resulte en aucun lieu du texte d'aucune loi positive, ni de raisonnemens élevés et philosophiques: c'est tout simplement le bon sens du peuple, qui en a trouvé la nécessité; c'est ce bon sens, qui le conserve partout sans restriction, aussi bien que sans effort.*" — Und bald hernach: „*Le Catholique ne voit dans le Calviniste que le membre de la grande famille helvetique.*" — Und S. 27: „*On reproche à la religion Catholique d'être intolérante: l'exemple de la Suisse prouve manifestement le contraire, puisque partout, où les communions chrétiennes vivent rapprochées et paisibles, il faut bien que le mérite de cette tolérance se partage entre tous les cultes.*"

Uns würde es nicht schwer fallen, den angeführten und ähnlichen Aeusserungen des Hn. *R. K.* entgegen, Thatsachen zu erwähnen, welche beweisen, dass von katholischer Seite in der Schweiz fortwährend viel Intoleranz geübt wird; davon zeugt der vor ein paar Jahren in der *Saane* ertrunkene Pertsche Apotheker *Jacob Kober*, welchem in dem gepriesenen duldsamen Freyburg ein ehrliches Begräbniss auf dem Gottesacker der Stadt bloss darum verweigert wurde, weil er ein Protestant war, und dessen Freunden in Folge dieses Abschlages die Wahl blieb, die Leiche entweder in eine Ecke des sogenannten *Armsünder-Kirchhofes* unter den Verbrechern beerdigen, oder aber dieselbe, was auch wirklich geschah, nach dem reformirten *Murten* abführen zu lassen. Eine ähnliche Unduldsamkeit ward um dieselbe Zeit im Canton *Schwytz* an dem auf dem *Rigikulme* vom Blitze erschlagenen Lohnbedienten *Daniel Meyer* aus *Lausanne* zu Tage gelegt, welchem, als einem Protestanten und Ketzer, die Brittin, in deren Diensten er gestanden hatte, nicht vermögend war, ein sogenanntes ehrliches Begräbniss auf dem Gottesacker zu *Arth* auszuwirken. Des geheimen Aufspürens und Anwerbens einzelner protestantischen, oft nichts weniger als werthvollen Seelen unter das Panier des katholischen Glaubens, der fortwährenden Renitenz von katholischer Seite gegen paritätische Ehen und anderer ähnlicher Thatsachen nicht zu gedenken.

Auf eine Charakteristik der politischen Verhältnisse von *Neuchatel*, lässt der Vf. die Beschreibung seines Ausfluges nach der *Peters-Insel* folgen, wo die Bewirthung vortrefflich, das Obst aber sehr mittelmässig ist. Den Beschluss dieses Abschnittes machen Bemerkungen über den Charakter der *Neuenburger*, welche vortreffliche Leute, insgesammt im eigentlichen Sinne Bürger und Brüder sind, viel Geist haben, der zwar häufig durch Wissenschaft ausgebildet, aber jener Vortrefflichkeit ungeachtet, noch häufiger durch Anmaassung verdorben ist. Zu bemerken ist, dass der Vf. den Charakter einer ganzen Nation nach der gemeinen Volksklasse zu beurtheilen pflegt. (S. 37). — Nach S. 38 hatten die liberalen Ideen in *Neuchatel* weniger Anhänger gefunden, als in keinem andern der Schweizer-Cantone. — Von *Murten*, wo dem Leser die *crambe recocta* der Beinhausgeschichte vorgesetzt wird, geht es nach dem traurigen und Gothischen (gleichwohl, nach des Rec. Meinung, seiner ganz originellen Lage wegen sehr bemerkenswerthen) *Freyburg*. Von dem verdienstvollen *P. Girard* heisst es, er sey zwar ein *cordelier*, wie es ihrer wenige gebe, im Verbreiten seiner Methode eben so eifrig, als die Jesuiten im Verunglimpfen derselben, gelte aber, und zwar mit Recht, für einen Anhänger aller neuen Ideen, und sey daher der Abgott einer Partey, die sich auch in *Freyburg*, wie anderwärts überall, rühre und thätig sey. Ueberhaupt wolle dieser (leidige) liberale Geist nicht aufhören unter der Bürgerschaft zu spuken, und es erfodere von Seite der Regierung (welcher es zwar nach S. 55 an Energie, Leben und Thätigkeit gebricht, und welche auch die Industrie nicht zu befördern weiss) eben so viel Festigkeit als Mässigung, um jenem geschwornen Feinde der Legitimität den Kopf zu zertreten. In welchem Geiste die *Wiedereinführung der Jesuiten* (dieses traurigste aller Zeichen der Zeit), die der Vf. „*des hommes instruits et modestes*" (!!) und ein „*corps solidement constitué*" nennt, im Gegensatze mit *quelques professeurs isolés et vagabonds* erzählt werde, kann man sich denken. — Mit dem schönen Gemälde öffentlichen Wohlstandes und eines allgemeinen Wohlbefindens (?), zu dem sich in *Bern*, wohin die Reise weiter geht, Land, Leute, Strassen, Promenaden, Gewässer, Aussichten, Gebäude, Anstalten und noch viel Anderes vereinigt, bildet der Anblick der zum Gassenkehren in Ketten verurtheilten Verbrecher beiderley Geschlechter einen schmerzlichen (in der That widrig zu schauenden) Gegensatz. „An der Academie zu Bern werden die Wissenschaften auf eine sehr ausgezeichnete Weise und auch die theologischen Studien mit Erfolge gelehrt." Wenn dem also ist, warum fangen denn gerade jetzt die wenigen Patricier, welche ihre Söhne der Theologie widmen wollen, damit an, dass sie

sie dieselben zu Betreibung ihrer Studien in eine Nachbarstadt senden? — „Einzig die schönen Wissenschaften scheinen weder bey der Regierung noch bey den Einwohnern überhaupt — denn wir denken, dass unter *le peuple* diese zu verstehen seyn werden — sehr in Gunsten zu seyn, indessen mögen die *ernsten* Republikaner desswegen keinen Tadel verdienen, dass sie andere Kenntnisse, die zur Aufklärung und sittlichen Vervollkommnung des Menschengeschlechtes geeignet sind, dem Blendwerke der Schöngeisterey vorziehen." Trotz dieser Behauptung haben in dem anti-schöngeisterischen Lande *Kuhns Volkslieder* in neuester Zeit ziemlich viel Glück gemacht, der *Neue Robinson* und die *Idyllen und Volkssagen* des jüngern *Wyss* sind häufig und mit Vergnügen gelesen worden; von den Brüdern *Wurstemberger* hat sich wenigstens der eine nicht eben *invita Minerva* im dramatischen Fache versucht; — die Harfentöne des ältern *Wyss* enthalten ebenfalls viel Vorzügliches, und die schöngeistigen, auch von *Bern* ausgehenden *Alpenrosen* sind nächst den von dem verstorbenen *Bridel* fast durch ein Menschenalter hindurch geführten *Etrennes Helvétiennes* das einzige Schweizerische Taschenbuch solcher Art, das sein Daseyn schon seit einer Reihe von Jahren, wenn auch nicht fortwährend, mit gleichem Glücke gefristet hat. Auch die bürgerliche Verfassung von *Bern*, die Revolution von 1798, und der gegenwärtige Zustand der Republik wird von Hrn. *R. R.* ausführlich und in rein-ultracistischem Sinne besprochen; dann durchläuft er als im Fluge die *Fellenbergische* Anstalt zu *Hofwyl*, schildert sie nach ihren Hauptabtheilungen und mit Inbegriff der dortigen, *fünf und dreissig Professoren* zählenden, humanistischen Schulen, aus dem Munde des Grafen von *Vieille-Ville*, dessen einiger Maassen *pro aris et focis* geschriebene Schrift *Les instituts d'Hofwyl* sich in der A. L. Z. 1822. Nr. 107. angezeigt findet, und der ihn in Ermangelung seines wegen des zufälligen Ueberdranges von Fremden nicht zu sprechenden Principalen herum führte. Seinen Bericht über *Bern* schliesst der Vf. mit einem allgemeinen Urtheile über die Bernischen Sitten (*moeurs privés*) überhaupt. Hier kommen nun (S. 113 u. 114) jene „ernsten, nach sittlicher Vervollkommnung strebenden, und darum die Belletristik gering schätzenden, Republikaner" ganz anders zum Vorscheine. „Die Sitten" — sagt Hr. *R. R.* — „sind zu *Bern* noch dieselben, welche sie vor der Revolution waren, und es will scheinen, als hätte dieser Freystaat, oder wenigstens die an seiner Spitze stehenden Regenten sich überhaupt in keinem Zeitalter einer grossen Strenge der Grundsätze beflissen. Der Unglaube ist zu Bern nichts seltenes, dagegen aber nicht minder offenkundig eine wüste Ausgelassenheit der Sitten. Wenige Fremde, die nicht im Falle gewesen wären, oder nicht die Mühe genommen hätten, in dem an der *Aare* gelegenen, die Bäder enthaltenden, Quartiere der Stadt (die *Matte* genannt; in ein oder zwey dieser Häuser kann man ohne Verletzung des Anstandes ein Bad nehmen; die übrigen lassen die meisten Reisenden, in so fern sie nicht Wüstlinge sind, unbesucht), sich hiervon zu überzeugen." — Was sind denn nun, möchten wir Hrn. *R. R.* fragen, diese Berner und die an ihrer Spitze stehenden Regenten eigentlich? Sind sie ernste Republikaner, welche mit Geringschätzung der schönen Wissenschaften eifrig das Werk ihrer sittlichen Vervollkommnung betreiben? Oder sind sie lockere Zeisige, welche, Regierende sowohl als Regierte, keine Grundsätze haben, und dafür, dass sie keine weder haben noch handhaben, durch Duldung einiger öffentlichen Häuser an der Aare den Beweis leisten? Was würde Hr. *R. R.* dazu sagen, wenn man um desswillen, was in seiner Vaterstadt, neben den vielen andern Schlupfwinkeln der Liederlichkeit, im Palais Royal mit seinen Caffés, seinen Caveaus für Sehende und Blinde, Foyers, Dachstübchen, geheimen Niederlagen die Sittlichkeit höhnender Bücher u. s. w. geschieht und getrieben wird, die Pariser im Allgemeinen, wenn man ihre Regenten oder gar diesen oder jenen *Akademiker* der Unsittlichkeit beyzüchtigen wollte?

Von *Bern* geht der Vf., wie man gewöhnlich zu thun pflegt, nach dem *Oberlande*, dessen Cascaden, Firner und übrige Naturschönheiten, auch die Menschen, in nicht unangenehmer Darstellung beschrieben werden. Bey den Gletscherabenteuern läuft etwas Hyperbel mitunter, und die Rede, welche die durch jene grossen Naturscenen bey dem Vf. erregten Gefühle bezeichnen soll, ist hie und da etwas zu hochtönend. Wenn Hr. *R. R.* bemerkt, dass die Engländer die Schweizerischen Strassen *mit Guineen übersäen*, und dass die Schweizer alles, was jene Fremdlinge an sie verschwenden, mit grösster Sorgfalt zu Rathe halten, so ist diess dahin zu berichtigen, dass früherhin wohl die Engländer für freygebige Reisende galten, die sich aus dem Gelde eben nicht viel machten, dass sie sich aber in den neuesten Zeiten verdienter Maassen in den Ruf von Knickerey und Geiz gesetzt haben, und dass sie dermalen einem grossen Theile nach die Schweiz bereisen, um Ersparnisse zu machen, nicht um ihre Reichthümer aufgehen zu lassen. Dass sich die Gastwirthe, Führer und überhaupt wer mit ihnen in Verkehr kommt, für ihre Wunderlichkeiten und griesgrämischen Anmaassungen bezahlen lassen, ist begreiflich und nur in so fern tadelnswerth, als solches, was zuweilen der Fall ist, übertrieben wird. — Aus dem *Berner Oberlande* geht es nach *Unterwalden ob* und *nid dem Wald*. Bey *Sarnen* Wiedererzählung des Allbekannten vom Bruder *Niklas von der Flüe*, nebst oberflächlichem Anstreifen an die Geschichte der neuern Zeiten. Auch hier finden sich die Grund-

züge

züge der Cantonsverfassung eingeschaltet. Der Vf. scheint überhaupt hiervon ein besonderer Liebhaber zu seyn. Es fehlte hierzu, neben den mündlichen Erkundigungen, die er hie und da einzuziehen wusste, auch nicht an sehr brauchbaren, gedruckten Subsidien, unter denen das ihm wohlbekannte *Usteri'sche Handbuch des Eidsgenossischen Staatsrechtes* oben an steht. Warum er aber Nachrichten solcher Art gerade an seine *Gattin* adressirt habe, an welche die meisten dieser Briefe gerichtet sind und für die der *einfache* Landrath von *Unterwalden* eben so wenig Interesse als der *doppelte* und der *dreyfache* haben dürfte, sieht Rec. nicht ein. — Die Kirche zu *Alpnach*, von der es (S. 246) heisst, dass sie sich, in welchem Lande sie auch stände, durch die Eleganz ihrer Bauart und die Kostbarkeit ihrer Verzierungen auszeichnen würde, ist, wie jedermann weiss, ein Muster von Geschmacklosigkeit und von architektonischer Plumpheit. Aus *Unterwalden* reist Hr. *R. R.* nach *Luzern*. In diesem Abschnitte heisst es (S. 253) unter manchen andern, wie sich erwarten lässt, nicht sehr genauen Angaben: „*die Gemälde der Mühlenbrücke sind eine von Meglinger verfertigte Copie des berühmten Holbeinischen Todtentanzes, welcher in Basel zu sehen ist.*" Wenn dieser Holbeinische Todtentanz so berühmt ist, warum erwähnt denn Hr. *R. R.* in seinen Baseler Briefen, im zweyten Bande, desselben mit keiner Sylbe und sagt nicht einmal, dass er ihn gesehen habe? Es hat aber mit dem gedachten Kunstwerke diese Bewandniss, dass es erstlich nicht von Holbein, sondern von einem Schüler desselben, *Johann Klauber*, gemalt war, und zweytens, dass es nach und nach ein Raub der Zeit geworden und seit 1805 völlig in Trümmer gegangen ist. (S. *Ebels* Anleit. 3te Ausg. 2ter Th. S. 190 *Biographie univ.* T. XX. S. 468). Ein Ueberbleibsel davon war noch vor weniger Zeit, als eine Curiosität, in dem Cabinette des jetzt mit Tode abgegangenen Rathsherrn *Vischer am Rheinsprunge in Basel* zu sehen. — Im Zeughause zu *Luzern*, wo dem Vf. die gewohnten Merkwürdigkeiten vorgezeigt werden, bekommt er auch die Waffenrüstung, in welcher *Zwingli* 1531 bey *Kappel* den Tod fand, zu Gesichte. Hierüber bemerkt er: obwohl diese Rüstung, nach seinem Dafürhalten nicht zu den Tropäen gehöre, welche das Heiligthum des Patriotismus und der Ehre zu schmücken verdienen (S. 258 u. 259), so müsse man doch eingestehen, dass jener Priester, der unter dem Hochmuth eines Prädicanten die Seele eines Helden verborgen habe, als ein wackerer Streiter gefallen sey; und in dieser Beziehung nehme er das Interesse eines jeden, der etwas auf persönliche Tapferkeit halte, trotz seiner *verderblichen* Lehre, verdienter Weise in Anspruch; auch möge ein so ruhmvoller Tod wohl als Sühnopfer für manche Irrthümer gelten; und Ein Verdienst wenigstens komme dem Züricherschen Reformator zu Gute, um das ihn die Reformatoren unserer Tage nicht beneiden werden, das nämlich, seinen Glauben mit seinem Blute besiegelt zu haben. In diesem letztern Puncte glaubt Rec. dem Vf. unbedingt Recht geben zu müssen, denn auch er ist überzeugt, dass weder ein *Fürst von Hohenlohe* seinen Beruf zum Wunderthäter, noch ein *Haller* seinen neu acquirirten Glauben, noch endlich jene fanatische, nordische Kreuzfahrerin der neuesten Zeit ihre verwirrten Prophetenworte mit ihrem Blute würde besiegeln wollen. — Wenn Hr. *R. R.* im *Jahre* 1819 von dem Lyceum und Gymnasium zu Luzern meldet, dass alle Zweige der Philosophie und schönen Wissenschaften daselbst mit Erfolg getrieben werden und dass Luzern sich gegenwärtig im Besitze aller für ihn die aufgeklärteste Stadt wünschbaren Anstalten für öffentlichen Unterricht befinde, so war dieses gerade dasselbe Jahr, in welchem, wie in Dr. *Troxlers* Schrift: „*Luzerns Gymnasium und Lyceum*" ausführlich zu lesen steht, die Regierung sich aus wichtigen Gründen bewogen fand, eine *Reform ihres Lyceums* vorzunehmen, welcher sich späterhin, auf Antrag des Erziehungsrathes, eine, zwar nur auf das dringendste sich beschränkende, *Verbesserung des Gymnasiums* anschliessen sollte, die indess eine erzwungene Majorität der Professoren des Collegii wieder zu hintertreiben wusste. Wie es demnach *vor* diesen Bewegungen in jenen Anstalten um die Wissenschaften und deren Vortrag möge gestanden haben, ist leicht zu errathen. Von den spätern Rückschritten vom Lichte zur Finsterniss in der genannten Stadt hatte Hr. *R. R.* zu der Zeit, da er sein Buch schrieb, noch nichts wissen können. Dr. *Troxler* hatte damals seine Entlassung noch nicht erhalten, der Vf. der Schrift: „*Von der Rangordnung der himmlischen Heerschaaren*" war noch nicht auf den Lehrstuhl der Philosophie erhoben und die Luzernischen Land - Dekanate hatten *Zschokke's Schweizergeschichte* noch nicht als „*ein den katholischen Glauben und die Kirche auf die frechste Weise entstellendes Buch*" bezeichnet. — Wir übergehen, gleich vielen andern, einen von *Luzern* datirten Brief, der die damals dort versammelte *Tagsatzung* zum Gegenstande hat, und das Schweizerische Repräsentanten - Corps als bloss dem Namen nach föderal, aber aller eigenen Kraft und alles politischen Ansehens ermangelnd und einzig den dermaligen Willen der Militairmächte Europa's zur Gewährleistung ihres Daseyns habend schildert; wobey abermals der Anlass ergriffen wird, auf die *Liberalen* und die verhassten *Philosophen* loszuziehn, dagegen den „*armen Jesuiten*" (S. 299) das Wort zu reden.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

März 1824.

ERDBESCHREIBUNG.

Paris, b. Nicolle: *Lettres sur quelques cantons de la Suisse écrites en* 1819 u. s. w.

Ebend., b. Nepveu: *Lettres sur la Suisse écrites en* 1820 u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Noch ein Brief von *Luzern* aus (S. 302 — 314) will die schwierige und häufig besprochene Frage erörtern, ob es für die Eidsgenossenschaft zuträglich sey, Truppen im Solde fremder Mächte zu unterhalten. Dieser Brief enthält unter manchem Wahren ebenfalls viel Einseitiges, was auf eine höchst mangelhafte Kenntniss des Landes, um dessen Wohl oder Weh es sich handelt, schliessen läst. Auch scheint der Vf. bey diesem seinem Räsonnement hauptsächlich diejenigen Truppen im Auge zu haben, welche die Schweiz bey der „*nation généreuse*," der er selbst angehört, stehn hat. Es liesse sich aber mit Grunde fragen, ob nicht, wenn dieser Menschenhandel einmal fortdauern soll, dieser oder jener andere auswärtige Dienst, z. B. der Niederländische, unter den gegenwärtigen Umständen dem Französischen bey weitem vorzuziehen wäre. Hr. *R. R.* glaubt übrigens, dass der Schweiz dieser Verkauf des Blutes ihrer Tapfern weder Ehre noch Sicherheit gewähre und sich höchstens mit Uebervölkerung entschuldigen lasse; diese aber sey in jenem Lande nirgends, vielmehr ihr Gegentheil zu finden. — Es giebt, möchte Rec. hierauf antworten, allerdings übervölkerte Gegenden in der Schweiz, wie sich der Vf. durch eine genauere Ansicht des obern Theiles des *Grossthales* von *Glarus*, der östlichen Bezirke des Cantons *Zürich* und anderwärts leicht hätte überzeugen können, aber gerade in diesen Gegenden der drückendsten Armuth herrscht ja die grösste Anhänglichkeit an das Mutterland und am wenigsten Lust zu auswärtigen Kriegsdiensten. Uebrigens möchten wir in Betreff dieses Punctes am liebsten *Müllern* beypflichten, wenn er (Briefe an seinen ältesten Freund S. 229) sagt: „auswärtiger Kriegsdienst, als Abfluss für die Menge unruhiger (und unsittlicher) Jugend und als ein Unterhaltungsmittel der Waffenliebe (vielleicht auch als Pflanzschule einzelner, vorzüglicher Stabsofficiere) mag bleiben." — Die Behauptung, dass der Schweizerboden ein undankbarer Boden, und die Industrie dieses Landes noch sehr selten und unvollkommen sey, finden wir, unbedingt wie sie d[a] steht, keiner Widerlegung werth. Sie widerleg[en] sich aber am besten durch eine Menge Stellen in de[s] Vfs. Werke selbst, z. B. I. 467 II. 3, 27, 395, w[o] sogar von „*progrès funestes de l'industrie*" die Red[e] ist u. a. m. — Auf der Reise nach dem *Rigi*, *Schwytz* und *Uri* · *Altorf* erfährt der Leser wenig, das er nicht selbst schon mehrmals gelesen oder gesehen hätte. Selbst die Geschichte von des *Abb[é] Raynals* vom Blitze zerschmetterten Denkmale sei[-] ner eigenen Thorheit und von jenem unter de[n] Trümmern von *Goldau* lebendig hervorgezogene[n] Weibe werden wieder aufgetischt, und beyläufi[g] auch hier, wie überall, der Frau *Raoul-Rochette* in Betreff der Constitutionen und des politische[n] Zustandes der gedachten Cantone einige *notions directrices* an die Hand gegeben. — Der Brie[f] S. 394 ff. enthält allgemeine Bemerkungen übe[r] den Charakter, den religiösen Geist und die gesellschaftlichen Tugenden der Bewohner von *Schwytz* und *Uri*. Als Beweis, mit welcher unüberlegten Anmaassung der Vf. in Verunglimpfung ganzer Völker und in Aeusserung seines Hasses gegen alles, was Liberalität und Philosophie heisst, unter deren Aegide freylich am allerwenigsten sein eigenes Buch geschrieben ist, zu Werke gehe, mag aus diesem Abschnitte folgendes dienen: Nachdem er erklärt, dass „da die kleinen Cantone in ihrer gegenwärtigen Unwissenheit frey und glücklich seyen, er nicht absehe, wohin eine grössere Aufklärung sie führen würde, noch, warum sie aufhören sollten, eine Religion zu lieben, unter welcher sie ihre Tyrannen verjagt und ihre Unabhängigkeit behauptet haben; — und dass sie in Bezug auf den ihnen gemachten Vorwurf religiöser und politischer Intoleranz, so sehr unrecht nicht daran thun, wenn sie, was ihnen schädlich sey, von sich stossen, sie, die sich durch ihre Tapferkeit im Kampfe für die allgemeine Unabhängigkeit das Recht erworben haben, zu denken, oder, *wenn man wolle, zu irren, wie sie es gut finden*, um so mehr, da die Philosophie, wenn sie auch vermöchte, elegante Sitten und feine Manieren unter ihnen einzuführen, doch nicht leicht im Stande seyn würde, die Natur eines undankbaren, mit Gletschern bedeckten und von Abgründen durchschnittenen Bodens umzugestalten:" nach dieser Vorausschickung also werden die Bürger von *Uri* und *Schwytz* (S. 402) folgender Maassen angeredet: „Lasst denn, Bürger von *Schwytz* und *Uri*, lasst denn

denn die *Genfer*, dieses nicht so wohl freye, als stürmisch unruhige Volk, das künftighin Eurem Bunde nichts einbringen kann, als Juwelen und Sophismen; lasst die *Züricher*, dieses *peuple lâche autant que lettré*, durch ihren Luxus Eurer Armuth Hohn sprechen und sich ihrer Philosophie, die sie mit ihren Sitten bezahlt haben, zu ihrem Vortheile bedienen, und lacht über diese Comptoir-Republikaner und Buden-Philosophen, so lange, bis hinwiederum sie Euch siegreiche Waffenthaten werden entgegenstellen können!" — Was soll man von einem solchen Raisonnement halten und davon, dass der Vf. im Verfolge, in Betreff der Genfer, selbst und von freyen Stücken eingesteht, dass vielleicht eine etwas schwärzere Laune auf seine Aeusserungen über dieselben Einfluss gehabt haben möchte?

Mit beschleunigten Schritten und des Raumes halber gezwungen, manches zu übergehen, das wir gerne auch noch mit berührt hätten, folgen wir unserm Franzosen von *Altorf* über den *Gotthard*, die *Furka*, den *Grimsel* nach dem *Haslithale* und von da nach *Lausanne* und *Genf*, an welch' letzterm Orte er sich noch mit Mehrerem seiner Galle gegen die Genfer entladet, von denen er (S. 489 ff.) nicht weiss, wer von beiden einen unangenehmern Eindruck auf ihn gemacht habe, ob sie, oder die Stadt, in welcher sie wohnen, sie, „Leute, deren unermüdete, einen Charakter von Niedrigkeit an sich tragende Thätigkeit, sich mit nichts in Vergleichung setzen lasse, als mit der ihr Inneres verzehrenden Gewinnsucht, deren Gott der Eigennutz sey, welcher in jedem Hause einen Tempel, an jedem Individuum einen Priester habe, die an allen Dingen einzig die materielle und einträgliche Seite zu schätzen wissen, zwar Geist und Kenntnisse besitzen, jedoch beides auf die Beförderung des eigenen Vortheiles gerichtet, daneben noch für geistvoller und kenntnissreicher gelten möchten, als sie es wirklich seyen, bey denen die Wissenschaften, jedoch einzig die Physik und die Naturwissenschaften cultivirt, die literarischen Studien hingegen und auch die Künste, in so fern sie nicht unmittelbar etwas Verkäufliches erzielen, vernachlässigt und sogar verachtet seyen, kurz ein Haufen von Handwerkern und Redekünstlern, deren habsüchtiges Gewerbe und ungestüme Freyheit alle Moral in Geschwätz, und alles, was Tugend heisst, in klingende Münze verwandele." Hier möchte man mit Juvenal ausrufen: *Ballatis (eheu) turgescens pagina nugis!*

Die zweyte Reise des Hrn. *R. R.*, deren Beschreibung an seinen Collegen in der Akademie, den Hrn. *Abel-Rémusat* gerichtet ist, geht, nach einem kurzen Ausfluge von *Lausanne* nach *Gryerg*, dem *Genfer-See* nach durch das *Unter Wallis* nach den Bädern von *Leuk*, über den *Gemmi* zum zweyten Male nach Meyringen und nochmals über den *Brünig* auf *Stanz* und *Zug*. Von *St. Maurice* bemerkt der Vf., dass im Mittelalter die Legenden von der Thebanischen Legion in Verbindung mit den Opfergaben und Reliquien, welche die verschwendende Frömmigkeit der Fürsten in jene Abtey zusammengehäuft, dem Orte einige Celebrität verschafft und Wallfahrer in Menge herbeygelockt haben. Gegenwärtig werde St. M. nur noch von Neugierigen und von Kaufleuten besucht, und jene Schätze der Gottseligkeit haben ihren ehemaligen Werth verloren. Das betrachte *er*, nicht gleich vielen Andern, als eine Wirkung jener so hoch gepriesenen Fortschritte der Aufklärung, sondern als eine neue Gattung der Speculation oder des Irrthums, der ungleich weniger Anziehendes habe, als jene Irrthümer vergangener Zeit. Wallfahrten, durch die man den Frieden der Seele in die Heimath zurückgebracht habe, seyen ohne anders zum wenigsten so viel werth gewesen, als kostspielige Reisen zur Befriedigung eitler Neugierde. „*Et dussiez-vous*" — so schliesst der Vf. sein Räsonnement, — „*rire à mes dépens, je me trouve bien moins raisonnable, de venir à St. Maurice, pour admirer des rochers et des cascades, que pour y révérer une châsse ou baiser un reliquaire.*" (!!) — Auf der Höhe des *Gemmi*, in dem Wirthshause von *Schwarzbach* (Schwarrenbach) nimmt der Vf. bey Gelegenheit seines Zusammentreffens mit einigen deutschen Musensöhnen in Teutonischem Costüme und mit Physiognomieen gleich denen ihrer Voraltern, der wilden Germanen, den Anlass, mit den wenigen Worten: „*Nous les vimes* (S. 66) *comme dans leurs écoles, courir après les nuages, au gré des vents, qui les emportent,*" eine höchst platte, nur der Unwissenheit eines Franzosen nachzusehende Sticheley auf die deutschen Lehrinstitute einzuschalten.

Von *Zug* nimmt Hr. *R. R.* seinen Weg durch das bekanntlich höchst romantische, von einer ans Melancholische anstreifenden Stille beherrschte Thal von *Egeri*, über den *Morgarten*, wo des Helden *Reding* mit verdientem Lobe erwähnt, aber irriger Weise angegeben wird, dass auf seinem Grabsteine zu *Schwytz* sein Name und weiter nichts zu lesen sey; denn unter seinem Namen finden sich die gewichtigen Worte: „*cuius nomen Summa laus*" in den Marmor gegraben.

Vom *Morgarten* geht Hr. *R. R.* nach *Maria-Einsiedeln*. Auf dieser Reise hat er uns am wenigsten erbaut. Er, ein Mitglied eines Vereines berühmter Gelehrten, von welchen aus Licht und eine vernünftige Ansicht der Welt und ihrer sittlichen und geistigen Verhältnisse sich über nahe und entferntere Umgebungen verbreiten sollte, erscheint als Sachwalter und Verfechter der Finsterniss und ihrer verderblichen Werke, und huldigt dem Principe einer absoluten Alleinherrschaft des blindesten Aberglaubens. Ihm ist diese Reise, wenn irgend eine, reich an angenehmen Eindrücken und grossherzigen Erinnerungen gewesen. „In der ziemlich öden und unwirthschaftlichen Oberalp (durch wel-

welche der Weg von Egeri nach Einsiedeln führt) reichte mir — erzählt Hr. *R. R.* — ein Kapuziner, in dieser Wüste der einzige Gastwirth, die einzige, ihm zu Gebote stehende Erfrischung, Wasser an einer *fernen Quelle* geschöpft. Mit Bewunderung war ich hier Zeuge, wie viele Tröstungen und Aushülfen die Religion unter den härtesten Entbehrungen darzubieten vermag." — Glaube doch Hr. *R. R.* ja nicht, dass diese andächtigen Männer von eitel Quellwasser leben, oder dass je einer von ihnen in Folge seiner Selbstpeinigungen Hungers gestorben sey. Das Gegentheil könnten alle diejenigen bezeugen, welche mit dem die Gläubigen brandschatzenden Leben jener vagirenden Brüder bekannt sind, und wer irgend mehrere derselben beysammen gesehen hat, muss auch mehr als eine stämmige und wohlgenährte Gestalt unter ihnen erblickt haben. „So wie wir uns" - heisst es dann weiter — „*Einsiedeln* näherten, nahmen alle unsere Gedanken im Voraus eine der Heiligkeit dieses berühmten Ortes angemessene Richtung. Die Luft, welche man hier einathmet und sogar die Atmosphäre, von der man umgeben ist, haben, ich weiss selbst nicht was in sich, das zur Andacht stimmt und Sammlung des Gemüthes gebietet. In jedem Baumstamme, der aus weisser Rinde hervor, sein altes Gezweige über unsere Häupter ausbreitete, glaubten wir das hochgefeyerte Zeichen des Christenthums und in jedem Reisenden (diesen Umstand scheint Hr. *R.* am richtigsten gesehen zu haben) einen Pilgrim zu erblicken." . . . . Diese Wallfahrtenden sah der Vf. mit dem Ausdrucke andächtiger Sammlung in Gesicht und Haltung durch die nach der Abtey führenden Strassen ziehen, mit lauter Stimme Gebete recitirend, die nur etwa durch eine freundliche Begrüssung an Hrn. *R. R.* unterbrochen wurden. Im Verfolge beschreibt der Vf. den „in den Augen der Religion selbst nicht minder als in den Augen der Menschen ehrwürdigen Ursprung des Klosters," kommt dann auf das durch den *berüchtigten* (*fameux*) *Zwingli* über dasselbe herbeygeführte Ungewitter der Reformation zu sprechen, „deren Werke jene Bande von *Philosophen*, an deren Spitze 1798 *Schauenburg* in die Schweiz einzog, auf eine der Reformations - Stürme würdige Weise die Krone aufgesetzt und den Zweck ihres *liberalen* (!) Streifzuges mit mörderischer und ruchloser Hand beendigt habe." „Gott aber" — heisst es S. 109 — „täuschte die Erwartung seiner Feinde (der Franzosen seiner Landsleute nämlich, welche die „*durch so viele Wunder geheiligte*" Kapelle zerstört und einzig das Bild selbst, theils, weil es nur von Holz war, theils weil es in Paris noch grössere Schmach erdulden sollte, verschont hatten), wenigstens darin, dass er ihrer ohnmächtigen Wuth ein eben so ohnmächtiges Trugbild in die Hände lieferte. Die ächte Bildsäule war zeitig genug nach Schwaben gerettet worden, und was die Agenten des Directoriums mit sich fortnahmen, war bloss eine Truggestalt, eine Trophäe, würdig solcher Sieger, ein Geschenk, würdig solcher Gewalthaber." — Rec., er gesteht es offen, ist die Abtey Einsiedeln mit ihren Umgebungen und Zuthaten in einem ganz andern Lichte erschienen, und hat oft schmerzliche Gefühle in ihm erweckt, „*quasi error di servitù vicina.*" Wenn er die hoch stolzirenden Thürme und das pallastartige Kloster aus der weiten Einöde von Moor und nur zur Hälfte gelichteten Wäldern emporsteigen sah und tief unter ihnen die an ihre gewaltigen Grundvesten sich anschmiegenden, zum Theil elenden, Hütten, so erblickte er in der Zusammensetzung des Ganzen nicht, wie es S. 109 heisst: „ein rührendes und fühlbares Bild der Unterstützung, welche die Religion den Schwachheiten derer darbietet, die unter ihren Fittigen Schutz suchen," wohl aber ein sprechendes Symbol der Land und Leute weit umher mit übermächtigem Arme durch Sinnenreiz, Phantasiespiel und abergläubische Vorspiegelungen zusammenjochenden Mönchsgewalt. In den duzend - und hundertweise abgezählten Gebeten, Vaterunsern und Litaneyen, von denen Strassen und Kirchen wiedertönten, offenbarte sich ihm keinesweges, *le Zèle d'une piète toujours ardente*" (S. 111) sondern ein geistloses Geplärre, an dem das Herz keinen Theil hat, das zugleich noch oft durch profanes Geschwätze unterbrochen, wie Holzverkauf stück - und schockweise abgethan und fast ausschliesslich der Jungfrau als ein schuldiger Tribut oder als Versöhnungsmittel für begangene Fehler und Frevel, als etwas zur Wallfahrtsordnung Gehöriges, entrichtet wird. Auch jener zuvorkommenden Humanität von Seite der Wallfahrtenden, deren Hr. *R. R* so rühmlich erwähnt, hatte Rec. sich nicht immer zu erfreuen, vielmehr ist ihm manche saure und unerfreuliche Miene von solchen Ketzer witternden Frömmlingen, zumal aus den kleinen Cantonen, aufgestossen. Wenn der Vf. S. 107 von Erkenntlichkeitsbezeugungen redet, welche von diesen Wallfahrten (*pieux pélérinages, sources de tant de lumières!!* S. 136) an der geweiheten Stätte zurückbleiben, und von Früchten der Reue, die nicht zu theuer zu stehn kommen, wenn sie zu dem Preise derjenigen Güter erkauft sind, welche die *Philosophie* unserer Tage lieber an ein unsicheres Börsenspiel und an gewagte Tontinen - Speculationen verschwendet, so möchten wir unsererseits lieber von den Sporteln und Abgaben aller Art reden, welche, gestützt auf die vermeintliche Heiligkeit des Ortes, der Eigennutz der Mönchskolonie den fremden Ankömmlingen, in so fern sie mit gereinigtem Gewissen wieder von dannen ziehen wollen, abzunöthigen weiss. — Und in der That, wenn Hr. *R. R.* sich etwas weniger von den ersten flüchtigen Eindrücken hätte hinreissen lassen, wenn er sich die Mühe genommen hätte, entweder selbst sorgfältig nachzusehn, oder genauere Erkundigungen einzuziehn, so müsste er sich überzeugt haben, dass, nächst der Ehre Gottes und der Jungfrau, jene Klostermänner die Beförderung des eigenen Nutzens vor-

vorzüglich und fortwährend im Auge behalten; dass so zu sagen jede religiöse Function ihre Taxe habe, dass Beichtstuhl, Absolution, Messen und das höchst ärgerliche, an hohen Festen den ganzen Tag hindurch dauernde Weihen von Rosenkränzen, Bildern, Kleidungsstücken, Geräthschaften u. s. w. durch ein berührendes Hinhalten an das wunderthätige Marienbild, dass dieses und noch viel Andres mit klingender Münze vergütet werden müsse. Es hätte ihm klar werden müssen, dass mit jenem Marienbilde ein eigentlicher, der Vernunft Hohn sprechender Götzendienst getrieben werde, dass von den zahllosen Pilgrimen, welche diese Einöde betreten, nur wenige aus ungeheucheltem frommen Sinne und Gewissenstrieb den Kreuzzug unternehmen, weit die mehrern hingegen auf geistliche Instigationen; viele, um sich in grossen Gesellschaften neben den frommen Uebungen gütlich zu thun, oder auch gegen baare Bezahlung von ihren Committenten, in deren Namen sie so und so viel zu beten, diese und jene geweihete Waare einzukaufen, eine gewisse Anzahl Messen zu besorgen und zu erkaufen haben. Und ebenso würde er sich, wäre er nur etwas weniger flüchtiger Reisender, überzeugt haben, dass die Industrie und Thätigkeit der Einwohner von Einsiedeln, weit entfernt, einen bedeutenden Schwung zu nehmen (S. 113), sich vielmehr fortwährend in dem beschränkten Kreise eines alten Fabrik- und Krämerschlendrians von Rosenkränzen, Crucifixen, elenden Asceticis und geistlich-geistlosen Tractätchen, Wachskerzen, Abbildungen von Kloster und Kirche, Marienbildern, kurz, um mit einer berühmten Brittin zu sprechen, in der Sphäre alles dessen herumtreibt, „was von materiellen Gegenständen dem Himmel gefallen mag und seinen Segen herabruft." — Dass die Freunde und Beförderer der Dunkelheit, nah und fern, es mit Lust sehen, wie der Ruf von *Maria-Einsiedeln* sich jetzt im XIX Jahrhundert, von einem Jahre zum andern wieder höher hebt, und die Zahl der Wallfahrtenden aus der Ferne zunimmt, was namentlich der vorjährige Festtag der *Kreuzerhöhung* auf eine höchst auffallende Weise bewiesen hat, lässt sich begreifen. Nicht minder begreiflich ist es, dass die Klosterbrüder von *M. E.* selbst mit Wohlgefallen Zeugen sind, wie dasselbe Volk, welches 1798 durch *Schauenburgs-Philosophen-Horden* Meinrads Heiligthum ausgeraubt und entweiht hatte, um neuerdings durch die zahlreichen Elsasser, Lothringer u. s. w., die es nach *Einsiedeln* sendet, theils von freyen Stücken, theils, und mehr noch, von seinen geistlichen Obern angemahnt, auf eine der Oekonomie des Klosters so sehr zusagende Weise sein Schärfchen herbey trägt, um jenen Sitz der religiösen Knechtschaft, jene Werkstätte von Verstandes- und Gewissensfesseln, schöner, als sie zuvor war, auszustaffiren und fester, als vielleicht jemals, zu begründen. Anders aber verhält es sich mit der Ansicht eines französischen Akademikers, betreffend die genannte, gegen wahre Religiosität und Herzensfrömmigkeit gerichtete Anstalt, und diejenige, welche Hr. *R. R.* darlegt, diese glaubten wir darum pflichtmässig und alles Ernstes rügen zu müssen.

(Der Beschluss folgt.)

NATURGESCHICHTE.

BERLIN, b. F. Oehmigke: Dr. *Karl Ludewig Willdenow's Anleitung zum Selbststudium der Botanik*, ein Handbuch zu öffentlichen Vorlesungen. *Dritte* vermehrte und verbesserte Ausgabe, mit vier ausgemalten Kupfern und des Vfs. Bildniss. Herausgegeben von Dr. *H. F. Link*, Prof. der Botanik und Director des bot. Gartens. 1822. 537 S. 8.

Die erste Auflage dieses Buches besagte, dass sein Zweck dahin gerichtet sey, dem angehenden Arzte, Wundarzte und Apotheker einen Leitfaden zur nähern Kenntniss der am meisten benutzten Gewächse zu geben. In der Vorrede zur gegenwärtigen bemerkt der Herausgeber, dass nicht nur auf jene, sondern auch auf Jeden, welcher sich mit Kräuterkunde beschäftigen wolle, nunmehr Rücksicht genommen sey. Es sey daher manches zu Weitläuftige, so wie manche unrichtige Ansicht *W's* ausgelassen, dafür manche wilde und in Gärten wachsende Pflanzen mehr aufgenommen worden. Hatte das Buch schon vormals sein Publicum gefunden, so wird es dieses jetzt, bey so wesentlichen Verbesserungen, um so weniger verfehlen, obschon wir nicht begreifen, wie es zum reinen Selbststudium ausreichen soll. Die noch ganz im Willdenow'schen Stile verbliebene kurze Einleitung ist hierzu viel zu dürftig und nüchtern; auch wird der Mangel aller literarischen Nachweisungen sehr bemerklich. Druckfehler wie *Ulmus tuberosa*, *Dyadelphia*, *filius ante natrem (patrem* oder *matrem!)* hätten sorgfältiger vermieden werden können. Bekanntlich enthält dieses Buch die Gattungs- und Artenbeschreibungen kurz, aber gründlich, in deutscher Sprache, und darunter die Angabe des Nutzens, Vaterlandes und manchmal einer Merkwürdigkeit. Diess ist jetzt alles sehr zweckmässig und wissenschaftlich, in guter Auswahl, wie es sich vom Herausgeber nicht anders erwarten lässt. Nur hie und da vermisst man einiges Wünschenswerthe; z. B. bey *Oenothera biennis* den bekannten Namen *Rapontica-salat*. Bey *Cassia marylandica* hätte angeführt zu werden verdient, dass ihre Blätter den Senesblättern an Wirkung völlig gleich sind. Da das Blitzen der rothgelben Blumen von *Tropaeolum* (hier *Trophaeolum* geschrieben) mehr als problematisch ist, so hätte diess wenigstens berührt werden sollen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

März 1824.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Nicolle: *Lettres sur quelques cantons de la Suisse écrites en* 1819 u. s. w.

Ebend., b. Nepveu: *Lettres sur la Suisse écrites en* 1820 u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Von *Einsiedeln* geht die Reise nach *Glarus* und bis hinauf nach der *Sandalp*, von da über den *Wallenstetter-See* nach dem *Pfefferfee-Bäde*, *Chur*, *Appenzell*, wo, grösstentheils nach mündlichen Mittheilungen des jetzt verstorbenen Landammanns *Zellweger*, über Land und Leute, Nationalcharakter und Verfassung manches nicht Uninteressante gemeldet wird, nach *Constanz*, dem *Rheinfalle* und ohne grosse Ausbeute von nicht schon zur Genüge Erzähltem, nach *Schaffhausen*. Ein von hier aus datirter Brief hat den berühmten *Johannes von Müller* und seine Würdigung als Verfasser der *Schweizergeschichte* und der Briefe an *Bonstetten* zum Gegenstande. Aus Vielem, was in diesem Briefe Stoff zu Bemerkungen an die Hand gäbe, wollen wir hier nur Einiges ausheben. S. 252 nennt Hr. *R. R.* Müller einen Geschichtschreiber „*qui professe par dessus tout l'attachement aux anciens principes de gouvernement.*" Eben dieser M. aber spricht in seinen, dem Hrn. *R. R.* wohl schwerlich bekannten „*Briefen an seinen ältesten Freund in der Schweiz*" (Zürich, Orell 1812), indem er unterm 27sten Februar 1800 dem Vertrauten seines Herzens seine Gedanken über eine das Vaterland zum innern und äussern Frieden führende Reorganisation mittheilt, neben anderm davon, dass in den Städte-Cantons den Hauptstädten kein anderer Vorzug, als eben die Regierung zu lassen seyn dürfe, weil sie zugleich das Centrum der Bildungsanstalten und Depots von Archiven, Magazinen, Gemeingeldern u. s. w. wären; er spricht *von Landleuten* von beträchtlichem Vermögen, die aus eben diesem Grundsatze ins *Bürgerrecht* und im zweyten Geschlechte in Aemter aufzunehmen wären, von Landvögten, welche die *Landleute* aus den *Grossen* oder *Kleinen* Räthen zu wählen hätten, von *Freyheit des Handels und Wandels*, von Aufnahme der *Gemeinen Herrschaften in den Bund*, also von eben so vielen, mit den Grundsätzen der alten aristokratischen Regierung gar sehr contrastirenden Neuerungen. Er war demnach, trotz Hrn. *R. R's.* Behauptungen, keiner von denen, welchen jeder alte Bürgermeister *divus* war und welche bittern Hass wider eine Stadt sahen, an deren Verhandlungen das wenigste getadelt wurde (S. 153 des gedachten Werkes), sondern ein Mann, der, wie er selbst in seiner Zuschrift an den Kurfürsten von Mainz sich erklärt, „mit gleichem Eifer alt hergebrachte Formen der Verfassung zu *erhalten und eben dieselben durch die Beförderung wahrer Aufklärung mit einem neuen Geiste zu beleben trachtete*" (Müllers sämmtliche Werke, Theil XIX. S. XLVII.) „und als eine erlaubte Gegenrevolution, als die allein wahre und nothwendige, diejenige erklärte, welche das Eine und Wesentliche zum Gegenstande hat, nämlich die enge niedrige Denkungsart, welche über einer Familie oder einer Zunft den Nutzen der Stadt, über Vorrechten der Stadt das Wohl des Cantons und über diesem den Flor und die Ehre der Eidsgenossenschaft aus den Augen setzt, endlich doch in den vaterländischen Gemeinsinn umzugestalten, ohne welchen alle Eidsgenossenschaft unmöglich ist" (Ebendas. S. LXXIX.). — In einer unmittelbaren, die Charakteristik Joh. v. Müllers sich anschliessenden Stelle setzt unser Reisender vollends der Befangenheit seiner theologischen sowohl als philosophischen und politischen Ansichten die Krone auf. Sie lautet also: .... *Comment un pareil écrivain a-t-il pu trouver des lecteurs chez cette nation allemande, aujourdhui si follement emportée à des innovations de toute espèce, qui s'égare avec ses philosophes dans les régions de la métaphysique la plus abstraite, qui sous des guides moins estimables encore, court au renversement de toutes les croyances positives et qui fait du raisonnement un si déplorable abus, qu'on l'a vu naguère trouver, dans les idées les plus généreuses, les moyens de transformer la révolte en principe et l'assassinat en martyre?*"

Diese Aeusserungen gehörig zu beleuchten, würde über die Schranken einer Recension, ja selbst auch einer recensirenden Abhandlung hinausgehn. Nachstehende wenige Fragen können wir indess nicht umhin, dem Vf. zu ruhiger Prüfung vorzulegen. War es die deutsche Nation, die mit dem Beyspiele einer tollen, Länder und Völker über und durch einander werfenden Neuerungssucht voranging und kaum jetzt noch ihre Ruhe gefunden hat? — Ziemt es einem Franzosen, über die Fortschritte der Deutschen in der Philosophie abzusprechen, und kann überhaupt, diese Wissenschaft betref-

treffend, zwischen dem, was in neuern Zeiten, wenn auch mit ungleichem Erfolge, aber darum mit nicht geringerer Geistesanstrengung, die Deutschen gethan haben, und den Bemühungen der Franzosen mit Einschluss der *Destutt de Tracy*, *Degerando*, *Genty* und einigen andern gemachten Versuche, eine Vergleichung Statt finden? Wie hiesse der Franzose, der sich rühmen dürfte, den Weltweisen von Königsberg verstanden zu haben? Hat ihn aber der eine und andere wirklich in seinem wahren Sinne aufgefasst, warum mussten denn, eingenommen wie der Franzose für sich selbst und für seine Nation ist, Deutsche und vollends *Schweizer* mit Abfassung des Artikels *Kant* in der *Biographie universelle* und mehrerer anderer vorzüglicher Aufsätze dieses Werkes beauftragt werden? Sind Schriften, wie *l'homme machine*, *le Système de la nature* und ähnliche, aus deutschen Federn geflossen? Ist es eines unparteyischen Mannes würdig, das, was die verstiegene Vernunft eines Einzelnen in Glaubenssachen ausheckte, oder eine Frevelthat, die ein einziger politischer Fanatiker begangen, oder was einige wenige, zum Theil noch unbärtige Brausköpfe, unter Missbilligung aller Verständigen und Wohldenkenden in politischer Hinsicht gesprochen oder geschrieben haben, auf Rechnung einer ganzen Nation zu setzen, und diese in ihrer Gesammtheit, nach einzelnen Ausweichungen und Abartungen würdigen und ihren politischen, religiösen und sittlichen Standpunct bestimmen zu wollen? Und wenn vollends von Religion und Sittlichkeit insonderheit die Rede seyn soll, wo fände sich ein deutscher Staatsmann, der verworfen genug gewesen wäre, um die *Confessions d'un prisonnier du chateau de Vincennes* in die Welt zu senden? Und Schriften, wie *Terese philosophe*, *Justine*, und so manche ähnliche Erzeugnisse eines verwüsteten Kopfes, ertödteten sittlichen und religiösen Gefühles, einer zur Raserey verdreheten Phantasie und zur Blutgier gesteigerten Ausgelassenheit, sind diese giftigen Pilze, diese *opprobria* des XVIII. Jahrhunderts, aus deutschem Boden hervorgeschossen? Und mag es endlich aus Stellen, wie die angeführte, hervorgehen, dass der Vf. (Vorwort zu Bd. 1. S. 1.) sich es habe angelegen seyn lassen, mit *candeur*, *bonne foi* und *exactitude* zu schreiben, ehrlich und offen, mit geflissentlicher Vermeidung von Uebertreibung und Unwahrheit, mit Schonung für die Ehre anderer Menschen, ja ganzer Abtheilungen des Schweizervolkes, das, wie *Köppen* sagt, in seinen Mischungen von Fehlern und guten Eigenschaften vollkommen andern Völkern gleicht, und endlich mit Genauigkeit, so weit als diese mit dem Grundsatze bestehen kann, den der Vf. S. 2. Bd. 2. ausspricht, wenn er sagt: „*ce qu'on appelle le vrai n'existe presque nulle part d'une façon absolue en traits, qui soient parfaitement incontestables?*"

Bey der Schilderung *Zürichs* und der Züricher, an denen Hr. *R. R.*, ungeachtet er sie früherhin selbst als ein *peuple lâche autant que lettré* bezeichnet hat, doch im Ganzen sehr viel zu rühmen weiss, finden sich eine Menge anmasslicher Urtheile über Personen, übertriebene, zum Theil auch grundlose Berichte über Staat, Kirche, Gelehrtenwesen alter und neuer Zeit, über Sitten, Gebräuche, gesellschaftliches Leben, Mundart u. s. w., so wie der Vf. dieselben Männer von der entgegengesetztesten Denkart und ungleichen Einsichten, Gelehrten, Staatsmännern, einseitigen, wenn auch das Gute bezweckenden Sittenrichtern innerhalb ihrer vier Privatwände abgehört und abgehorcht, oder auch gedruckten Schriften, wie z. B. *J. Meisters Voyage de Zuric à Zuric*, enthoben hat, zu einem unförmlichen, unvollständigen und oberflächlichen Ganzen zusammen gestoppelt, dessen einzelne Bestandtheile aber der Raum dieser Blätter uns nicht mehr zu beleuchten gestattet. Leicht könnte übrigens jene *Cortesia incivile*, wie *Alfieri* sie nennt, womit Hr *R. R.* hier zu Werke ging, zur Folge haben, dass ihm mehr als eine Thür, die sich ihm diessmal mit treuherziger Zuvorkommenheit öffnete, bey einem zweyten Anklopfen verschlossen und versperrt bliebe. Dessen nicht zu gedenken, dass das „*jacet alta mente repostum*," womit zuweilen auch grössere Geister die Gleichartigkeit ihrer Abkunft mit den kleinern beurkunden, auch noch manches nachtheilige Wort über ihn und sein Reisebuch herbeyrufen dürfte, wie denn auch wirklich schon jetzt mehr als Ein Schweizerblatt, (man sehe u. a. die *Neue Züricher Zeitung* 1823. Nr. 37 u. 43) dem gedoppelten Berufe des Hrn. *R. R.* zur Reise- und Geschichtschreiberey (denn bekanntlich ist er nun auch als Revolutions-Geschichtschreiber der Schweiz aufgetreten) mit derber Unumwundenheit die Geburtsstunde gestellt hat. — Von *Zürich* reist der Vf. nach *Basel*. Die wenigen Nachrichten über diesen Ort sind auch keinesweges neu, und einen Theil der Sehenswürdigkeiten der Stadt, wie z. B. das berühmte *Wocher*sche Panorama, lässt er ungesehen. Von *Basel* geht es über *Bonneville* und *Salenches* nach *Chamouny*, über den *Col de Balmé* nach *Martinach* zurück, über den *Simplon* nach *Domo d'Ossola*, wo der eigentliche Reisebericht und sodann mit einigen allgemeinen Betrachtungen über den politischen und moralischen Zustand des Schweizerlandes das ganze Werk endet. Der Abschnitt über das *Chamouny-Thal* beschäftigt sich meist mit der dortigen ausserordentlichen, doch auch fast schon bis zum Ueberdrusse geschilderten Natur. In die Beschreibung des *Walliserlandes* sind, wie überall, politische Andeutungen und Skizzen von Verfassungen eingeschoben. In seinen Schlussbetrachtungen bleibt der Vf. seiner Manier zwar getreu, doch fehlt es mitunter auch nicht an wahren und gründlichen Bemerkungen, wie z. B. S. 405, wo es heisst: „*La Suisse n'a de ressources contre sa faiblesse relative que dans l'union la plus intime de tous les membres, qui composent la confédération: c'est la condition indispensable de son existence; malgré l'opposition des vues, des intérêts et des croyances, qui divisèrent de tout temps*

temps ces états fédératifs, cette vérité essentielle y devient (*devroit devenir*, möchte Rec. sagen) *de jour en jour plus sensible à tous les hommes vraiement amis de leur pays.*"

Wir müssen hier abbrechen und noch manche Bemerkung über das Reisewerk des Hrn. *R. R.* wider Willen zurückhalten. Wir haben es übrigens für unsere Pflicht erachtet, die mancherley schwächern Seiten desselben mit der Fackel einer unparteyischen Kritik zu beleuchten, auf die Einseitigkeit des Vfs., seine Uebertreibungssucht und Oberflächlichkeit, sein öffentliches Gebrauchmachen von vertraulichen Privatmittheilungen, seine Dürftigkeit an neuen Nachrichten und auf die vielfachen Kränkungen des Leumundes Anderer, die er sich zu Schulden kommen läfst, aufmerksam zu machen; um so mehr, als gerade solche mit Zuversicht und Keckheit auftretende Schriften, vor vielen andern, begierig aufgenommen und gelesen werden, auch schon ihrer Verfasser wegen desto allgemeinern Glauben finden. Wir sind übrigens weit entfernt, dem Vf. hinsichtlich seines Talentes und seiner Darstellungsgabe, zumal von Naturschönheiten, so wie auch seiner Geschäftigkeit im Zusammentragen dessen, was er auf seinen Wanderungen gesehn, gehört und gelesen hat, nicht volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Auch ist uns keinesweges unbekannt, dafs sich derselbe schon in mehr als Einem Fache der Wissenschaften sowohl als der Geschäftsführung nicht unbedeutende Verdienste erworben hat. Um desto eher dürfen wir ihm zutrauen, dafs er auch dieser unserer Beurtheilung Gerechtigkeit widerfahren und uns nicht mit *Maenius* ein: „*Egomet mihi ignosco!*" zurufen werde: denn in diesem Falle müfsten auch wir mit *Horaz* erwiedern: „*Stultus et improbus hic amor est dignusque notari.*"

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

GIESSEN, b. Heyer: *Ueber das Wesen und den Beruf des evangelisch-christlichen Geistlichen.* Von *Ludw. Hüffell. Zweyter* Theil. 1823. X u. 478 S. gr. 8.

Eine kurze Anzeige dieses Theils, mit welchem die nützliche Schrift beschlossen wird, mag um so mehr genügen, da eben dieser Theil nach Rec. Meinung eigentlich mehr als eine Zugabe zum Werke, (S. A. L. Z. 1822. N. 259) denn als ein unentbehrlicher Bestandtheil desselben zu betrachten ist. Die Aufgabe, die sich der Vf. laut des Titels seiner Schrift gemacht hatte, war, wie es scheint, vollkommen gelöst, sobald der Geistliche, als solcher, das heifst, in seinen kirchlichen und amtlichen Verhältnissen und Obliegenheiten vollständig, genau, richtig und würdig dargestellt war. Da nun diefs im ersten Theil geschehen, so konnte auch um so mehr das Werk als geschlossen angesehen werden: denn was der Geistliche nun aufserdem noch als wissenschaftlich gebildeter Mann, als Redner und als religiös-sittlicher Mensch seyn soll, das kann, in so fern er diefs theils mit andern Menschen überhaupt, theils mit gewissen Ständen gemein hat, schwerlich als zum „Wesen und Beruf" desselben gerechnet, sondern es ist, wie unumgänglich nothwendig es auch, um jenes „Wesen" zu behaupten und diesen „Beruf" zu erfüllen, erfodert werden möge, einer eigenen Behandlung, die durch obigen Titel ausgeschlossen wird, zu unterwerfen. Davon indessen abgesehen, verdient auch dieser Theil wegen seines gewichtigen Inhalts die sorgfältigste Aufmerksamkeit und in Hinsicht des von dem Vf. darauf verwendeten Fleifses die dankbarste Anerkennung und freundlichste Aufnahme. Wiewohl das Meiste jenes Inhalts schon bekannt und in mancherley Zusammenstellungen und Formen von Andern oft genug gesagt ist, so kann es doch kaum oft genug wiederholt; es kann wenigstens von denen, die sich dem sogenannten *geistlichen* Stande widmen wollen, selbst von denen, die schon in geistlichen Aemtern stehen, nicht sorgfältig genug beherziget werden, und Hr. *H.* hat sicher das Verdienst, den Gegenstand würdig und namentlich in Hinsicht auf das seiner ganzen Schrift zum Grunde liegende Princip dargestellt zu haben. Zwar hätte wohl Manches weniger weitschweifig vorgetragen, manche wörtliche Anführung aus ältern und neuern Schriften entweder völlig erspart oder doch abgekürzt, besonders der Predigerton, in welchen der Vf. hie und da verfällt, wohl vermieden und durch das alles viel Raum geschont, wie auch dem Leser ein Beträchtliches an Zeit und Kosten hätte geschenkt werden können. So möchte z. B. im ersten Hauptabschnitte die Nr. 1. „Feststellung allgemeiner Principien" sich wohl auf die Hälfte zurückbringen lassen, wenn es dem Vf. gefallen hätte, theils das aus dem ersten Theil zwar hierher Gehörige, doch schon Bekannte, durch blofs kurze Hinweisungen mehr zu beschränken, theils diese oder jene Digressionen, die, wie gut sie sich auch lesen lassen, doch eigentlich zur Sache wenig beytragen, gänzlich wegzustreichen, theils überhaupt sich einer gewichtigern Kürze zu befleifsigen. Jetzt zieht sich diese Abtheilung, die wirklich mit wenigen klaren Worten abgethan werden konnte, durch fast drey volle Bogen hin. So hätte die aus *Nösselt's* Anweis. zur Bild. angeh. Theologen entlehnte Eintheilung der gesammten Philosophie, so wie sie hier (S. 78 und 79) ausführlich zu lesen ist, gar füglich entbehrt werden können, so wie denn auch der aus *Herder's* zerstr. Blättern genommene Dialog: „der Kanzelredner" betitelt, der hier eine ganze Seite füllt, (S. 375 u. 376) sehr überflüfsiger Weise vollständig abgedruckt ist, anderer eben so weitläuftigen Anführungen, statt deren ein bloses Citat oder eine kurze Hinweisung eben dieselben Dienste würde geleistet haben, nicht zu gedenken. Vom Predigerton geben S. 418 — 420, wozu noch gar

gar viele andere, wenn es Noth thäte, nachgewiesen werden könnten, hinreichende Beweise. Aller dieser Ausstellungen jedoch ungeachtet, behält die Schrift, aus oben schon angeführten Gründen, ihren unleugbaren Werth. Eine Inhaltsanzeige des Ganzen, durch die man sich in dem Buche leichter würde zurecht finden können, vermisst Rec. ungern, um so mehr da das angehängte, beide Theile umfassende Register über die wichtigsten Materien die Stelle von jenem doch nicht ganz vertritt. Die Uebersicht, wie wir sie uns zum Behuf unserer eigenen nähern Beschäftigung mit dem Werke ausgezogen haben, ist folgende: *Erster Abschnitt* (S. 1 — 304) behandelt am ausführlichsten den *wissenschaftlichen* Standpunkt. Er zerfällt in folgende Abtheilungen: 1) Die schon erwähnte Feststellung gewisser Principien (S. 1); 2) Sprachstudium (S. 44); 3) Studium der Philosophie (S. 65); 4) St. d. Geschichte (S. 121); 5) Das eigentliche theol. Studium, wo nach einer abermaligen, etwas weitläuftigen Einleitung über das Studium der Theologie überhaupt (S. 139); a) von der historischen (S. 173); b) von der exegetischen (S. 188); c) von der systematischen (Dogmatik und Moral) (S. 210); d) endlich von der praktischen Theologie (S. 233) gehandelt wird, über welche sich der Vf. zuerst wieder nach den allgemeinen Umrissen, und sodann nach den einzelnen Disciplinen (Homiletik, Katechetik, Liturgik und sogenannte Pastoraltheologie) verbreitet. *Zweyter Abschnitt* (S. 305 — 356), die *Kunst der körperlichen Beredsamkeit* betreffend, fängt 1) mit allgemeinen Bemerkungen über die Nothwendigkeit d. k. B. für den evangelischen Geistlichen an (S. 305), die doch kaum einer so grossen Ausführlichkeit, da diese Nothwendigkeit schwerlich bezweifelt wird, bedurft hätten; geht dann 2) zur nähern Angabe der Natur und Beschaffenheit der körperlichen Beredsamkeit über (S. 330), und giebt endlich sehr kurz einige der vorzüglichsten Mittel an, um, wie der Vf. sich ausdrückt, den Geistlichen auf den Standpunkt derselben zu versetzen (S. 352). Der *dritte Abschnitt* endlich (S. 357 — 448) sucht, weitläuftiger als es nöthig war, den *religiös-sittlichen Charakter* des Geistlichen ins Licht zu stellen. Gerade hier giebt es des unnöthigen Beywerkes gar viel, z. B. was (S. 402 — 409) über die biblische Geschichte nach Inhalt und Form vorkommt, wie gut es sich übrigens auch lesen lässt. Auch hier machen abermals 1) allgemeine Bemerkungen (S. 357) den Anfang. Es folgt 2) die nähere Entwickelung des religiös-sittlichen Charakters selbst (S. 388). Zu dem allen noch (S. 449 — 472) ein *Anhang*, der einige besondere *Verhaltungsregeln* enthält, das *äussere* Leben des evangelisch-christlichen Geistlichen betreffend. Ueber Zeiteintheilung, Ackerbau, Kleidung, Besuch des Schauspiels und öffentlicher Concerte, Kartenspiel, gesellschaftlichen Umgang u. a. kommt sehr viel Lesenswerthes vor; nur kann man sich doch zuweilen des Gedankens nicht erwehren, dass es um unsere *Geistlichen!!* zum grossen Theil noch sehr schlimm, oder wenigstens gar misslich stehen muss, da solche Erinnerungen für sie noch für nöthig erachtet werden. Ob aber Männer, denen solches wirklich noth thut, Bücher, wie das vorliegende, überall zur Hand nehmen und sich und ihr Leben und Seyn, wie in einem mahnenden Spiegel, darin beschauen werden? ist die Frage. Zu wünschen wäre es allerdings; wie denn zu erwarten steht, dass dieses Buch, wo es mit Aufmerksamkeit und gehöriger Anwendung gelesen wird, zur Veredelung des Predigerstandes viel beytragen werde. — Eine Unzahl von Druckfehlern, namentlich auch in der Literatur, wo sie für den Unkundigen gerade am störendsten wirken, entstellt übrigens auch diesen Theil nicht minder, als den frühern.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Tauchnitz: *Lateinisch-Deutsches und Deutsch-Lateinisches Schulwörterbuch*, bearbeitet nach den grössern Werken von *Forcellini*, *Scheller*, *Bauer* und *Kraft*. 580 u. 485 S. jede von drey Columnen. gr. 12. (Stereotypendruck.)

Hr. Tauchnitz, unermüdet thätig, das Studium der alten Schriftsteller durch Lieferung wohlfeiler und nett gedruckter Handausgaben zu erleichtern, hat in dem obengenannten Buche dem Schüler eine sehr zweckmässige und brauchbare Hülfe bereitet. Dieses Schulwörterbuch enthält bey dem engen Drucke, der indessen die Augen nicht beleidigt, einen ungemeinen Reichthum von Worterklärungen und selbst Redensarten; auch sind die bedeutendsten mythologischen Namen aufgeführt; endlich die Sylben, deren Quantität nicht durch Position augenfällig ist, mit den Zeichen der Länge oder Kürze versehen worden. Das Papier ist weiss und fest, der Druck scharf, schwarz und correct. Indem wir diess nützliche Buch der Aufmerksamkeit der deutschen Schulmänner angelegentlich empfehlen, sprechen wir den Wunsch aus, dass der Hr. Verleger bald ein Real-Schulwörterbuch möge folgen lassen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1824.

ALTERTHUMSKUNDE.

Elberfeld, in d. Büschlerschen Verlagsbuchh.: *Etymologisch - mythologische Andeutungen* von *Konrad Schwenck*, nebst einem *Anhang* vom Prof. *Fr. Gottl. Welcker*. 1823. VIII u. 366 S. nebst einem Register. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Wieder ein mythologisches Werk, worin Scharfsinn und Gelehrsamkeit aufgeboten sind für ein einseitiges Streben. So wie ein Theil der Mythen-Forscher die meisten Hellenischen Mythen im Orient aufzufinden, und ihre Urbedeutung aus semitischen Sprachwurzeln zu entwickeln sucht, aber dabey das religiöse und bürgerliche Leben in Hellas selbst, und die eigene geistige Thätigkeit des hellenischen Volks in der Ausbildung derselben nur zu sehr aus dem Auge verliert; so sucht der Vf. des vorliegenden Werks, ohne einen Blick auf den Orient zu werfen, das ganze hellenische Mythenwesen auf dem Grund und Boden von Hellas selbst, und den Ursinn derselben in hellenischen Sprachwurzeln. „Mit der Annahme, sagt der Vf. (S. 7.) dass die *griechische* Religion sich mit der griechischen Nation *von ihren ersten Anfängen* ausbildete, fällt nun die Annahme von den fremden Namen der griechischen Gottheiten von selbst zusammen, welche selbst, wenn sich das zweyte erweisen liesse, auf schlechtem Grund beruhete. Denn da die meisten Namen der Götter nur Eigenschaften derselben bezeichnen sollen, so hätte es schon bey der nationalen Eigenthümlichkeit der Griechen, alles zu gräcisiren, nicht fehlen können, dass sie diese Beywörter übersetzten. Es kann daher keine Wahrscheinlichkeit haben, wenn man die griechischen Götternamen in das Prokrustes-Bett der orientalischen Sprachen einzwängt, und uns neue Bedeutungen ausredet, oder zuschneidet." Indessen wird Hr. *Schw.* Einwanderungen von Asiaten mit uralten Priesterinstituten in Hellas doch aus der Geschichte nicht wegbeweisen können. Dass das griechische Volk mit andern in einem alten Zusammenhange gestanden habe, leugnet er selbst nicht, indem das seine Sprache, die mit mehreren andern innig verwandt sey, zur Genüge beweise. Aber, er meint, trotz dieses Zusammenhangs der Sprachen könne es doch niemand einfallen zu behaupten, die Griechen hätten die Ihrige von einem der Völker, wo die Verwandschaft erscheine, überkommen; sondern man sey nur berechtigt, an einen gemeinschaftlichen Ursprung dieser verwandten Sprachen zu denken. — Wonach haben denn in neueren Zeiten die *Kanne*, *Sickler* u. a. sonst gestrebt, als die Bedeutung der griechischen Götter- und Heroennamen aus einer solchen Ursprache, die sie in den Wurzelworten der semitischen Sprachen noch zu finden glaubten, auszumitteln? Und ist ihre Annahme denn unwahrscheinlich? minder unwahrscheinlich, als, dass alles auf hellenischem Grund und Boden entsprossen ist? Mögen sie mitunter in ihrem Streben zuweit gegangen seyn; aber wird man nicht auch unwillkürlich an des Hrn. *v. Rösch* — (*Beyträge zur Geographie und Geschichte der Vorzeit*) — alphabetische Skalen erinnert, wenn der Verf. uns Ableitungen, wie Δὶς, Ζὶς, Ζὴς, Ζεύς, Ζὴν, Ζὰν, und ohne stärkeren Zischlaut Δεὺς, Θεὺς, Θεὸς, *Deus*, oder als verwandt mit Ζὰν, *Janus*, *Jana*, *Thana*, Ἀθήνη, Ζαυώ, *Juno*, oder, als verwandt mit Δὶς, Δὶος, Ἰώ, mit eingeschobenem ν, Ἰνώ, dann Βῖνος Βένδις, *Venus* vorführt? Welcher Name liesse sich bey dieser Willkürlichkeit des Etymologisirens nicht ableiten? Und ist denn der Vf. sicher, dass nicht das Wort, worauf die Bedeutung des Götternamens gründet, sich gerade von dem Götternamen, der doch vielleicht in einer fremden Sprache gesucht werden muss, sich in die griechische Sprache abgesetzt habe? Das Etymologisiren hat überhaupt seine bestimmte Grenzen, und kann zu nichts weiter nutzen, als den Urbegriff auszumitteln, da die Sprache von jeher recht gut gewusst hat, was sie durch ein ausgeprägtes Wort hat bezeichnen wollen. Sehr richtig sagt Hr. Prof. *Welker* in der höchstbelehrenden Zuschrift an den Vf. S. 253 fg.: „Was die griechischen Götternamen betrifft, so dürfte man meiner Meinung nach von den übrigen die nicht zahlreiche Classe der ältesten, welche sich aus der griechischen Sprache nicht erklären lassen, oder wenn das Stammwort Bedeutungen auch in sie abgesetzt haben sollte, doch an sich von höchst allgemeinem und unbestimmtem Begriff sind, streng zu unterscheiden haben. In ihnen erblickt man die urälteste Bekanntschaft mit andern weit verbreiteten Völkern; sie gehören der Menschheit, nicht der besonderen religiösen Bildung eines Volkes an, oder sind unter den Völkern gewurzelt wie alte Eichbäume in einem Wald, um welche herum viele Geschlechter nach einander abgelebt sind, und die längst aufgehört haben, selbst neue Zweige und Blüthen zu treiben. —

Die

Die andere Claſſe der eigentlich bedeutſamen Namen und Beynamen erklärt ſich bis auf wenige Ausnahmen aus der griechiſchen Sprache und den nächſt verwandten Mundarten. — Wo dieſe zureichen, fremde Sprachen hereinzuziehen, iſt einer der Hauptirrthümer, welche von tüchtigen und würdigen Gelehrten gepflegt oder geduldet, von ſeichten Köpfen in die Wette genährt, einen an ſich ſchon höchſt ſchwierigen und verwickelten Gegenſtand mannichfach zu verdunkeln und zu verwirren beygetragen haben. Jedes Volk ſchafft ſeine hieratiſchen und poetiſchen Namen, bildet ſich gleichſam ein Syſtem ſolcher Namen für die einheimiſche Religion, für alle höheren und freyen Anſchauungen; ſie ſind ſein älteſtes Denken und Dichten. Dieſelbe Erſcheinung, die wir in der Edda, wie im Oſſian, in Deutſchland wie in Indien haben, bietet in dieſer Hinſicht auch Grichenland dar. — Eigennamen laſſen ſich nicht ſtreng unterſcheiden. Jene gehen in dieſe über, andere an anderen Orten. Die Beynamen aber ſind der älteſte Ausdruck zugleich des Dogma und des Lobgeſangs. Von den Namen-Liturgieen der älteſten Zeiten ſind die ſpäten Orphiſchen Hymnen als ein ungefähres Bild, als ein entfernter Nachklang zu betrachten. — Formeln und Hymnen aus ſolchen Namen zuſammengeſetzt, ſollte man denken, die Vorſtellung von der Allgegenwart Gottes, von ſeinen unendlichen Beziehungen zur Natur und zum Leben der Menſchen und die Ahnung einer beſonderen Vorſehung bey der Gemeine wecken und unterhalten; doch immer geht Aberglaube und Miſsbrauch allem Beſten zur Seite. Mit der Natur der griechiſchen Götternamen und Titel ſtimmen im Allgemeinen die *Indiſchen*, wie ſie im erſten Abſchnitt des Amaraſticha zuſammengeſtellt ſind, ſehr überein, ſo, daſs der Bruder Paulino mit Recht auf die groſse Aehnlichkeit mit den Orphiſchen Hymnen hinweiſt."

Den Naturdienſt, der durch ganz Aſien verbreitet iſt, findet der Vf. auch in Griechenland. So lange er nun nicht wird beweiſen können: daſs dieſs ein geſchloſſenes Land war, und daſs ausländiſche Culte durchaus nicht eingewandert ſind, wird man immer berechtigt ſeyn, bey ähnlichem Namen und ähnlichem Cult die Urideen eines Götterweſens im Orient zu ſuchen, und eine Einwanderung von daher anzunehmen. Nur darf der *hiſtoriſch-kritiſche Weg* dabey durchaus nicht verlaſſen werden. Iſt die Uridee dort aufgefunden und mit Sicherheit ausgemittelt; ſo hat man, ſo weit als möglich, die Bahn nachzuweiſen, auf der ſie in Hellas einwanderte, und auszumitteln, in welcher Geſtalt ſie hier eintrat, und, wie ſie *im Laufe der Zeit* allmählig bey den Hellenen von Dichtern, Künſtlern u. a., unverſchmolzen, oder, wie gewöhnlich geſchah, verſchmolzen mit einheimiſchen Mythen, umgeſtaltet und ausgebildet ward, wobey ſelbſt den Gründen, die ſie zu dieſer Umgeſtaltung wahrſcheinlich beſtimmten, möglichſt nachzuſpüren iſt und, wie Hiſtoriker, Philoſophen und Grammatiker, oft von der Uridee ſich himmelweit entfernend, ſie anwandten und deuteten. Nur ein ſolches Verfahren iſt der Behandlung der Mythologie gedeihlich; jedes andere verwirrt das Sagengewirre noch mehr, oder führt bey dem Streben nach Einfachheit in der Auffaſſung, das jetzt vorherrſcht, zur Einſeitigkeit.

Als Probe, wie der Vf. die Mythologie behandelt, mag Folgendes dienen:

„Τηθύς, Θέτις

Wie ſchon oben bemerkt worden, bedeuten dieſe Worte Mutter Erde, wie *μήτηρ*, *μαῖα* ebenfalls ſo gebraucht werden. Sie ſind verwandt mit *τήθη Amme*, *Groſsmutter*, *τηθίς Muhme*, welches mit dem Wort Mamme für Mutter zuſammentrifft, gleichwie Amme auch ganz daſſelbe iſt. Aus *τηθύς* bildete ſich mit der Zeit *θέτις*. Tethys ward Gemahlin des Keanos d. h. Waſſer und Erde wurden vermählt, und aus der Verbindung beider entſteht das Wachsthum. Eben ſo ward zwiſchen Poſeidon und Demeter ein Liebesverhältniſs gedichtet, ferner Nereus und Doris und Pontos und Ge kommen als verbunden in der Theogonie vor. Als Gemahlin des Meers verlor Tethys (Thetis) nach und nach ganz die Bedeutung von Muttererde und ward Meergöttin. Es könnte ſcheinen, man habe, als ſie ganz zur Meergöttin geworden war, wieder umgekehrt dieſelbe Verbindung von Waſſer und Erde ausdrücken wollen, indem man die Erde zur männlichen und das Waſſer zur weiblichen Gottheit machte, in der Vermählung von Peleus und Thetis (*πελος*) heiſst Schlamm, Lehm, ohne P Laut *ἔλος* Sumpf, *Πηλόγονος* ſ. v. a. *γίγαντες*. Allein dieſe Annahme hat wenig Zuverläſsiges, indem man leicht für die Hauptgöttin des Landes einen Landesheros erdichten konnte als Gemahl, oder fand ſich ein ſolcher Landesheros vor, ſo war die Verbindung ſehr leicht und natürlich, und es finden ſich ſo viele mit Peleus übereinkommende Namen in Theſſalien (ihr Grund mag das Pelasgiſche geweſen ſey), daſs man leicht auf einen Orts- oder Landesheros Peleus kommen konnte. Es gab dort die Städte *Πέλη*, *Πέλλα*, *Πέλιννα*, *Πελληνη*. Die Berge *Πελεθρόνιον* und *Πηλιον* (ſo hieſs auch eine Stadt, wo die Hochzeit von Peleus und Thetis ſoll gefeyert worden ſeyn, und wo Cheiron ihren Sohn Achill erzog. Dieſe Namen reichten hin einen Landesheros *Peleus* zu erdichten, ſo, daſs man nicht nöthig hat, ihn für einen Erdgott zu erklären, wogegen noch der wichtige Umſtand ſtreitet, daſs es der Anſchauung, aus welcher ſolche Verbindungen hervorgehn, widerſpricht, die Erde zum zeugenden und das Waſſer zum empfangenden Princip zu machen. *Theſſalien* hatte von der Verehrung der Thetis ſeinen Namen, und den Waſſercultus daſelbſt beſtätigen auch noch andere Namen, nämlich, daſs ein Theil des Landes, wo nicht das ganze, Achaja, *Αχαΐα* heiſst, und daſs *Achilles* *Αχιλλεύς* als Sohn der Thetis Theſſaliſcher Heros war. Beide Namen beziehen ſich aufs Waſſer [*ἄια*, *ἄχα*, *aqua*,

αqμα, ἀχελώος, so wie auch *Aiakos* Αἰακός, der des Peleus Vater genannt wird. (Die Mutter hieſs ψαμάθη, eine Nereide) was denn Achill der Aiakide heiſst. (Der Name kommt von der eben angeführten Wurzel). Spuren der Ueberſchwemmung mögen dort vorzüglich jenen Cultus begünſtigt haben, und das frühere Unterwaſſerſtehen mancher Theile ſcheint auch einer der Namen des Landes Αἱμονια anzudeuten, wenn man nämlich annehmen kann, daſs dieſs Wort aus ἀμονία oder ἁμονια entſtanden iſt. (Vergleiche des Teſſaliſch - macedoniche Ημαθία). Wer hierunter das *rothe Land* verſtehen wollte, von αἷμα *Blut*, dem würde der Name Πυῤῥαια, ſo hieſs Theſſalien, ebenfalls zu Statten kommen. Sollte nicht auch Νεσωνίς (Νεσσωνίς) für Νησωνίς von νῆσος, ebenfalls eine Benennung dieſes Landes, das *Inſelland* d. h. das von vielen Seeen durchſchnittene, zwiſchen denen ſich das Land, wie Inſeln, ausnimmt, welche Gewäſſer nach und nach Ablauf fanden oder austrockneten. — Die Erde hieſs auch, Τιταία (oder τιτίη und man könnte da in Δη ein μήτηρ der T Laut vor die Wurzel getreten iſt, auch dieſs von αἶα ableiten, doch iſt der Uebergang von τιτθαία in τι ταία zu gering, als daſs man zweifeln ſollte, es ſey von Τηθύς, Θέτις anders, als in der Form, verſchieden. Τιτίας, ein ſo genannter kretenſiſch - idaeiſcher Daktylos, der für einen Πάρεδρος der Rhea galt, iſt mit τιτίη verwandt, und bezieht ſich auf die Erde, eben ſo der Rieſe Τιτυός, den die Erde geboren hatte, wie denn die Rieſen und Ungeheuer Erd- und Waſſergeburten waren, γίγαντες oder γηγενεῖς oder Söhne Poſeidons. — Daſs der Name τίτθη von θάω ſäugen herkomme, möchte doch noch zu bezweifeln ſeyn, und das Wort vielmehr zu *jenen* ganz einfachen, bald mit Reduplication ausgeſprochenen *Klängen* gehören, womit Vater und Mutter angeredet und bezeichnet wurden. So heiſst τεττα, der Vater von τα, mit anderer Reduplication ἄττα, und ſo ſcheint τίττη Mutter geheiſsen zu haben, θ ſtatt τ, τίτθη beweiſt nicht, da aus αττα auch ἀπφά, ἀπφός ward. Ueberhaupt laſſen ſich die meiſten Wörter, welche die Verwandtſchaft und Freundſchaft bezeichnen, von dieſen einfachen Klängen πα, μα, τα ableiten, πατήρ, ματήρ, ἔτης, ἑταῖρος, ἠθεῖος *Pathe*, *Dotte*, *Dottin*, δάηρ, μαῖα, μάμμα, Muhme, zu dem Stamme τα, wozu *Dot*, *Dottin*, gehört, muſs auch Tochter gezählt werden, eigentlich *Dohter* u. ſ. w.

Kann man die etymologiſchen Combinationen weiter treiben? Und was wird denn am Ende damit gewonnen? Laſſen ſich mit den Mythen von der Tethys, *alle* Mythen bey andern Götterweſen erklären?

STATISTIK.

1. Zürich, b. Orell, Füſsli und Compagnie: *Regierungs - Etat des Eidsgenöſſiſchen Standes Zürich*, auf das Jahr 1824. 137 S. 8.

2. *Ebendaſ.*: *Etat des Stadtraths und der übrigen Adminiſtrationen der Stadt Zürich*, ſammt dazu gehörigen Beamtungen, Stellen und Dienſten. Auf das Jahr 1824. 30 S. 8.

3. *Ebendaſ.*: *Etat des Stadtraths, der Adminiſtrationen und Commiſſionen deſſelben, des ehrwürdigen Miniſteriums, des löblichen Schulraths, und der bürgerlichen Dienſte der Stadt Winterthur.* Auf das Jahr 1824. 18 S. 8.

4. *Ebendaſ.*: *Die Kirchen und Schullehrer des Kantons Zürich*, ſammt der Klaſſe der Exſpectanten; wie auch alle Züricheriſchen Geiſtlichen, ſo in den übrigen eidsgenöſſiſchen Kantonen und andern Ländern ſtationirt ſind; und die, die ihre Stellen reſigniert haben; auf das Jahr 1824. 17 S. 8.

5. *Ebendaſ.*: *Fabriken - und Handelshäuſer der Stadt und des Kantons Zürich.* 1824. A. In Zürich. B. In Winterthur. C. Auf der geſammten Landſchaft.

6. *Ebendaſ.*: *Genealogie der vornehmſten europäiſchen Regenten und aller lebenden Glieder ihrer Häuſer.* 1824. 64 S. 8.

Begehret jemand dieſe ſechs beſonders paginirten Numern zuſammen zu beſitzen, ſo erhält er ſie mit einem gemeinſchaftlichen Titel verſehen, auf welchem über dem züricher Wappen die Worte ſtehen: *Regierungs - und Adreſs - Calender des Cantons Zürich auf das Jahr* 1824. Angehängt ſind alsdann die Ankunft und der Abgang der Poſten, die Anzeige der bey dem Kaufhauſe zu Zürich ankommenden und abfahrenden Fuhren und Schiffe und das eigentliche Kalenderwerk. Nr. 1. führt zuerſt die eidsgenöſſiſchen Bundesbehörden und Beamten auf. Die ſchweizeriſchen Handelsconſuln ſind mit einem zu Neuyork und einem zu Aleſſandria in den amerikaniſchen Freyſtaaten vermehrt worden. Der päpſtliche Nuntius und die auſserordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſter bey der Eidsgenoſſenſchaft erhalten ſo wie der Präſident der Tagſatzung, in dieſem Jahr der *Graf von Mülinen* in Bern, amtlich den Titel Excellenz, der aber den bloſsen Geſchäftsträgern und Miniſter - Reſidenten nicht gegeben wird. Baden hat keinen diplomatiſchen Agenten mehr in der Schweiz; auch iſt nirgend der zum preuſsiſchen General - Conſul ernannte Legationsrath von Fauche - Borel erwähnt. Die Kantonalbehörden ſind: I. *A.* M. Hochgeachten Herren des groſsen Raths, *B.* M. Hochgeachten Herren des kleinen Raths, an deſſen Spitze der Amtsbürgermeiſter Jkr. (Junker) David *Wyſs*, geb. 1763. *C.* Die Mitglieder des Staatsraths nebſt der Staats-Kanzley, *D.* M. Hochgeachten Herren des Obergerichts unter dem Vorſitze des zweyten Bürgermeiſters Jkr. (Junker) *Hans Reinhard* aus dem Beckenhofe, geb. 1755. Die Mitglieder heiſsen einzeln ganz ſachgemäſs Oberrichter. *E.* Das Ehegericht. — II. Die Hochobrigkeitlichen Commiſſionen.

nen. Sie folgen alphabetisch auf einander und sind zahlreich, da sie alle Zweige der innern Verwaltung umfassen. In literarischer Beziehung gedenken wir nur der Bücher-Censur, der Bürgerschul-Aufseher, der Deutschschul-Aufseher, des Erziehungsraths, der Gelehrtenschul-Aufseher, des Kirchenraths, der Kunstschul-Aufsicht, des Schulconvents u. d. m. — III. Die einzelnen Militair, Polizey, Justiz. Administrations, Medicinalbeamtungen, worunter namentlich die Inspectoren der Elementar-Schulen, nach den funfzehn Schulkreisen, in die der Kanton zerfällt. IV. Die eilf Oberämter des Kantons und ihre Beamten als der Oberamtmann (eigentlich Regierungs-Statthalter), die Amtsrichter, die Beysitzer des Oberwaisen-Amts, der Amtsschreiber, die Gemeinde-Ammänner und Friedensrichter. Der Oberamtmann zu Knonau *Johann Heinrich Frick* aus Maschwangell ward im vorigen Jahre, nach einer dreytägigen Sitzung des Obergerichts, seiner bis dahin bekleideten Stelle und als Mitglied des grossen Raths entsetzt. Der Militair-Etat des Standes bildet die letzte oder Vte Abtheilung. In keinem der schweizerischen Adress-Kalender begegnet man einer so grossen Anzahl Schriftsteller, was bey dem schweizerischen Athen nicht befremden darf. In keinem andern Kanton giebt es so viele Anstalten für die allgemeine Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse, für Wohlthätigkeit, für gemeinnützige Zwecke. — Dass die Mitglieder der altadeligen Familien stets das Wörtchen Jkr. (Junker) vor ihrem Namen führen, scheint eine sehr alte Gewohnheit zu seyn. Es vertritt gleichsam die Stelle des sonst üblichen *von*.

Nr. 2. Der (tägliche) Stadtrath bestehet aus 15 Mitgliedern einschliesslich des Stadt-Präsidenten und des Vice-Präsidenten. Der grosse Stadtrath zählt ausserdem noch 52 Ausschüsse aus den dreyzehn Zünften der Stadt. Die von demselben mehrentheils nur auf bestimmte Jahre besetzten Stellen und Aemter sind, wie gewöhnlich in kleinen Republiken, sehr zahlreich. Manche führen Bemerkungen, die ausserhalb Zürichs wohl einer eigenen Erklärung bedürfen, wie z. B. die *Immener*, die *Einzeller*, der *Uhrenrichter*, die *Spetter* und *Vice-Spetter*, *die Spetterinnen*, die *Sigristen (Sacristani?)*, die *Kirchgangsagerinnen*.

Nr. 3. Der grössere Stadtrath in Winterthur zählt 39 Mitglieder, der tägliche nur 14. Wie in der Hauptstadt eine Menge Aemter und Commissionen, ein Schulrath, Schulinspectoren, eine Schul-Commission. Die öffentliche Knabenschule mit neun Classen hat den Herrn *Joh. Conr* ***Troll***. V. D. M. zum Rector. Der Bibliothek-Convent bestehet aus einem Präsidenten Herrn *Joh. Heinr.* ***Sulzer*** M. D. Stadtphysicus, vier *Consiliariis*, einem *Antiquarius*, was hier wohl so viel als Aufseher über die Alterthümer bedeuten soll, zwey *Perpetuis*, vier *Ambulatoriis*, und einem *Secretär*.

Nr. 4. Die Geistlichkeit des Kantons d. i. die reformirte, denn der katholischen wird nirgend gedacht, zerfällt in zehn Kapitel, wovon ein jedes einen Notar, einen Cämmerer und einen Decan hat. Antistes ist der Pfarrer zum Gross-Münster Se. Hochwürden *Joh. Jac* ***Hess*** Dr. Theol. geb. 1741. Auf das Stadt Kapitel folgt das *Collegium publicum* mit 14 Professoren, das *Collegium humanitatis* mit 6 Professoren, das *Politische-Institut* d. i. die höhere Bildungsanstalt für Staatsbeamte, mit 3 Professoren, die Gelehrten-Schule in drey Klassen mit 5 Lehrern, die Kunstschule in drey Klassen mit 7 Lehrern, die Bürger-Schule in drey lateinischen und drey französischen Klassen mit 11 Lehrern; zwey deutsche Schulen, und eine Töchterschule mit 7 Lehrerinnen. Von den Züricher Geistlichen in andern eidsgenössischen Kantonen sind mehrere vom kleinen Rathe, andere von auswärtigen Collatoren gewählt. Es giebt Züricher Geistliche in Frankreich, Deutschland und Russland, die, da sie hier aufgeführt werden, mit der vaterländischen Synode doch wohl noch in Verbindung stehen müssen. Die Expectanten bilden eine eigene Classe mit einem Präses und einem Decan. Der erste Expectant ist 1751 geboren und wartet bereits seit 1774 auf eine Pfarre, wenn das Wort expectiren hier nicht etwas anderes als warten bedeutet. Nützlich ist das alphabetische Register über die 144 Pfründen oder Pfarrstellen.

Nr. 5. Liefert eine interessante Uebersicht der gewerblichen Thätigkeit im Kanton Zürich. Die Hauptstadt, um nur Einiges anzuführen, zählt 10 Banquierhäuser, 5 Buchdrucker, 5 Buchhändler, 25 Fabriken in Seiden und Halbseidenzeugen, 23 Fabriken in Mousselinen, 5 Kattunfabriken, 2 Kupferdrucker, 4 Kupferstecher, 4 Kupferstich- und Kunsthandlungen, 4 Lesebibliotheken, 2 Musikhändler, 1 Schriftgiesserey, 8 Sensalen u. s. w. Unter den Buchhändlern vermissen wir Herrn *Salomon* ***Fries***, *in der Schöpfe* Nr. 345. *kleine Stadt*.

Nr. 6. Ist mit sichtbarem Fleisse bearbeitet und sehr genau. Es schliesst mit einer auch in dem bekannten Gothaischen Kalender befindlichen tabellarischen Angabe der Zeitpuncte des Regierungsantritts der jetzt lebenden europäischen Regenten und des natürlichen Alters des Regenten bey der Nachfolge.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

März 1824.

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

Hannover u. Leipzig, im Verlag d. Hahnschen Hofbuchh.: *Magazin für christliche Prediger.* Herausgegeben von Dr. *H. G. Tzschirner*, Prof. der Theologie und Superintendent in Leipzig. *Ersten* Bandes *erstes* Stück. 1823. VI u. 302 S. *Zweytes* Stück. IV u. 300 S. gr. 8.

Nachdem dieses Magazin zuerst bey Frommann zu Züllichau 1782 — 1791 in zwölf Theilen unter Leitung *Bahrdt's*, und unter der Aufschrift: „Magazin für Prediger, oder Sammlung neu ausgearbeiteter Predigt-Entwürfe über Sonn- und Festtags-Evangelien und Episteln u. s. w." erschienen war, so ward es in eben jenem Verlage in gleichfalls zwölf Bänden, nach einem erweiterten Plan unter dem Titel: *Neues* Magazin u. s. w. von *W. A. Teller* 1792 — 1802 fortgesetzt. Nach ihm übernahm die Redaktion desselben, der verewigte *Löffler*, der es abermals unter der simpeln Aufschrift: *Magazin* für Prediger in acht Bänden, zuerst in Jena bey *Frommann*, dann bey den Gebrüdern Hahn zu Hannover 1803 — 1815 erscheinen liess, von dem es zuletzt auf den Herrn Oberhofprediger Dr. *Ammon* überging, von welchem wir durch die Hahn'sche Hofbuchhandlung sechs Bände 1816 — 1821 unter dem Titel: Magazin für *christliche* Prediger erhalten haben. Nach dem Abgange des Hrn. Oberhofprediger *A.* hat die Verlagshandlung einen andern Herausgeber, sehr würdig und zum unleugbaren Vortheil dieses so beliebten Magazins, in der Person des Hrn. Prof. und Superintendenten Dr. *Tzschirner* gefunden. Man muss gestehen, wenn die Fortsetzung wirklich ein *Bedürfniss* seyn sollte — wovon Rec. für seine Person sich nicht wohl überzeugen kann — so konnte sie in keine bessern Hände als in die des jetzigen verdienten Herausgebers gerathen, der sich seinem würdigen Vorgänger, sowohl in der nähern Bestimmung: „für *christliche* Prediger", als auch in dem Plan des Werkes anschliesst, in Ansehung des letztern jedoch mit der Abänderung, dass die „Kritiken", welche Hr. Dr. *A.* gab, für die Zukunft aus guten Gründen wegfallen sollen. Demnach besteht nun auch forthin, wie unter der letzten Redaktion, jeder Band dieses Magazins aus *zwey* Stücken, deren jedes in sechs bis sieben Rubriken: Abhandlungen, Sonntagspredigten über gewöhnliche Texte, Gelegenheitspredigten, Festpredigten, Katechetik und Katechesen, kleine Reden, auch, wozu hier Stück 2. der Anfang gemacht worden ist, religiöse Gesänge enthalten soll. Berechnet man nun das Verhältniss der *Abhandlungen* zu dem übrigen, ausschliesslich für praktische Arbeiten bestimmten Theil, und sieht, dass jene in beiden Stücken zusammen von den 602 Seiten des ganzen Bandes nur 135 Seiten also nur etwas mehr als $\frac{1}{5}$ des Ganzen einnehmen, und dass sogar die eine von diesen Abhandlungen im zweyten Stück weit mehr in das praktische, als in das eigentlich wissenschaftliche Fach einschlägt, so kann man in Rücksicht auf den Stand, für welchen dieses Magazin bestimmt ist, den Wunsch nicht unterdrücken, dass es dem würdigen Herausgeber möchte gefallen haben, den Abhandlungen einen grössern, den praktischen Arbeiten dagegen einen geringern Platz einzuräumen. Unter „Predigern" denkt sich wenigstens Rec. wissenschaftlich-gebildete Männer, welche die Musse, die ihnen das Amt übrig lässt, gern dazu anwenden werden, auch mit andern theologischen Gegenständen, als mit denen, die unmittelbar das Amt betreffen, sich zu beschäftigen; unter „Geistlichen" aber, wie man ja auch wohl die Prediger betitelt, möchte Rec. sich gern auch geistreiche, wenigstens nicht geistesarme Männer denken, die selbst produciren können und daher der fremden Vorarbeiten bey Ausrichtung ihrer Amtsgeschäfte entweder gar nicht oder doch nur sehr wenig und selten, bey einer etwa durch mancherley Umstände herbeygeführten Lähmung ihres geistigen Vermögens bedürfen. Ja er ist kühn genug zu behaupten, dass, wenn es auf eine wirkliche Unterstützung Hülfsbedürftiger Prediger mit solchen Magazinen, wie es doch allerdings scheint, abgesehen ist, der Zweck offenbar verfehlt sey. Hülfe im eigentlichen Sinne findet nämlich der Hülfsbedürftige hier nicht, und er findet sie gerade um so weniger, je trefflicher die ihm vorliegenden Arbeiten der Meister des Fachs sind. Denn ist es schon misslich eine fremde Arbeit auf die Kanzel zu bringen und wird derjenige, der diess thut, schon darum, weil das Meisterhafte, das für ein ganz anderes Auditorium berechnet war, für das seinige selbst *mutatis mutandis* nicht passt, immer — schlecht predigen: wie viel weniger wird von an-

dern Amtsreden, die ihren ganz besondern Zweck und daher auch eine dem Zwecke gemäfse besondere Einrichtung haben, bey zwar ähnlichen, aber niemals ganz gleichen Gelegenheiten, Gebrauch gemacht werden können. Man versuche es nur einmal, eine Tauf- oder Trau-, oder Abendmahlsrede, wie sie in solchen Magazinen vorkommen, wenn man so reden darf, auf einen andern Boden zu verpflanzen, und gewifs, wer sein Amt nicht ganz gedankenlos und mechanisch zu treiben gewohnt ist, wird schon bey dem ersten Versuch fühlen, wie durchaus unzweckmäfsig das sey. Wozu also die übergrofse Menge solcher praktischen Arbeiten in unsern Magazinen? Anders verhält es sich unleugbar mit den *Abhandlungen*. Diese, mögen sie nun einen Gegenstand aus der eigentlichen gelehrten Theologie oder einen mehr in das praktische Fach einschlagenden, behandeln, dienen auf jeden Fall zur Anregung des Geistes, führen denselben eine wissenschaftliche Nahrung zu, helfen den Gesichtskreis erweitern, und befördern mittelbar auch gewifs die höhere Tüchtigkeit zur Verwaltung des Amts in praktischer Hinsicht, eben weil sie zur weitern Fortbildung des Geistlichen im Allgemeinen beytragen.

Was übrigens die einzelnen Beyträge und Aufsätze in diesem *ersten* Bande des *Tzschirner*'schen Magazins anbelangt, so bürgt schon der Name des berühmten Herausg. für den Gehalt derselben, und überdiefs darf man dem Publikum nur einige von den Männern nennen, die ihm als Mitarbeiter zur Seite stehen, nur sagen, dafs z. B. ein *Dolz*, *Goldhorn*, *Röhr*, *Rüdel* u. a. sich um diese neueste Sammlung verdient machen, um derselben die verdiente Aufmerksamkeit und Theilnahme zu gewinnen. In was für einem Sinn und Geist der würdige Herausgeber das Magazin zu leiten gedenke, darüber spricht sogleich der Auffatz genügend aus, mit welchem derselbe das erste Stück dieses ersten Bandes eröffnet, und welcher die Aufschrift führt: *die Verschiedenheit der dogmatischen Systeme kein Hindernifs des Zwecks der Kirche.* Die drey zu jetziger Zeit gleichsam um die Herrschaft kämpfenden Systeme. Hr. *Tzschirner* nennt sie das biblisch-christliche, das rationalistische und das ästhetische — werden in der Kürze nach ihren Hauptzügen dargestellt, nach ihrem innern Gehalt und Werth unparteyisch gewürdiget, und es wird bündig gezeigt, dafs der Prediger, welchem von diesen Systemen er auch huldige, sein Lehramt auf eine segenreiche Weise führen und mithin den Zweck der Kirche fördern könne. So stellt denn auch dieser Vf. seine Leser, zwar ohne es ausdrücklich zu bemerken, auf einen festen „Standpunkt" und es ist zu wünschen, dafs gerade dieser Standpunkt, der eine gewisse Sicherheit sowohl gegen „Einseitigkeit" als gegen „Befangenheit" — Rec. möchte hinzusetzen, auch gegen Wankelmuth und öftern Meinungswechsel — zu gewähren scheint, von allen recht genau möge ins Auge gefafst werden. Hr. *M. Osiander*, Diakonus zu Balingen in Würtemberg, giebt uns *Ideen zu einer pragmatischen Darstellung der Paulinischen Versöhnungslehre.* Diese Ideen verbreiten sich über die *Entstehung* der Paulinischen Theorie, ihren *Zusammenhang* mit dessen sonstigen Lehrbegriff, ihren *Effect* auf die Ausbreitung des Christenthums, auf die Gestaltung des christlichen Lehrbegriffs, und auf die sittliche Wirksamkeit unserer Religion; und sie haben auf eine sorgfältige Prüfung, die jedoch hier unmöglich angestellt werden kann, sehr gerechten Anspruch. Auf diese beiden schätzbaren Abhandlungen im ersten Stück folgen nun unter Nr. 2 die *Sonntagspredigten* über die gewöhnlichen Texte, deren diefsmal fünf, nämlich zwey von D. *Röhr*, eine vom Diakonus *Sachse* in Meuselwitz und zwey vom Prediger *Horn* in Weimar sind. Die *Röhr*'schen Predigten bedürfen einer neuen Empfehlung um so weniger, da beide sich auch in der bis jetzt in zwey Theilen erschienenen Sammlung seiner in der Hof- und Stadtkirche zu W. gehaltenen Vorträge befinden, und die Kritik sich über diese schon beyfällig ausgesprochen hat. Hr. Diakonus *Sachse* redet über die vierte Bitte im Vaterunser, theils der im Herzogthum Altenburg bestehenden Kirchenordnung gemäfs, nach welcher beym Nachmittagsgottesdienste Jahr um Jahr wechselsweise über Luthers Katechismus gepredigt wird, theils auf Veranlassung eines seinen Wohnort betroffenen Brandunglücks und der nach demselben wiederhergestellten Wohngebäude. Sein Thema ist: *des Menschen Wohnung ist dem täglichen Brode gleich*, welcher Gedanke wohl noch etwas verständlicher hätte ausgedrückt werden mögen, übrigens aber sehr gut, plan und fafslich entwickelt und in den drey Theilen bewiesen wird, weil nämlich der Mensch einer Wohnung nicht minder als des Brodes bedarf; weil er sie auch selber bauen mufs, wie das Brod; weil sie, wie das Brod, unter Gottes Gnadenschutz sicher steht. Hr. Prediger *Horn* erinnert in der ersten seiner Predigten nach Matth. 18 über das Evangelium vom Schuldner an *das dreyfache Gericht, dem kein Mensch entgehen kann*, nämlich das eigene Gewissen — das Urtheil der Nebenmenschen — das Gericht Gottes; in der zweyten aber über Luc. 7 schildert er die *Wittwe*, und zwar 1) die *trauernde*, als Gegenstand der Theilnahme, 2) die *hülflose*, als Gegenstand der Barmherzigkeit; 3) die *fromme*, als Gegenstand der Achtung; 4) die *einsame*, als Gegenstand den uns die Unbeständigkeit des irdischen Glückes und die Unsicherheit menschlicher Verbindungen vor Augen stellt. Wie die letzte dieser Predigten durch eine reichere Erfindung sich auszeichnet, so die erste durch eine gröfsere Einfachheit. Beide verdienen ihren Platz. In Nr. III. unter der Rubrik: *Gelegenheitsreden*, erfreut uns zuerst Hr. Dr. *CR.* und Hofprediger *Kaiser* zu Ansbach durch eine Predigt und Installationsrede bey der Einführung des Hrn. Dekan und Oberpfarrers *Endres* zu Schweinfurt. Beide, die Predigt sowohl als die Rede, sind gründlich gedacht,

dacht, wohl ausgeführt und müssen von einer guten äusserlichen Beredsamkeit unterstützt, tiefen Eindruck gemacht haben. Besonders hat uns in der J. R. das Geschichtliche recht wohl gefallen. Auch diese Vorträge sind übrigens schon durch einen besondern Abdruck bekannt. Darauf folgen *zwey öffentliche Vorträge nach dem Brandunglück zu Prosen*, der eine von *F. A. Lobeck*, Pfarrer daselbst, der andere von dem Bruder desselben *G. A. Lobeck*, Pfarrer in Grunau gehalten; beide, wie es bey einer solchen Gelegenheit sich erwarten läst, in einem gerührten und ergreifenden Ton; beide aber, wenn Rec. nicht sehr irrt, schon anderswo dem Druck übergeben. Den Beschluss dieser Rubrik macht eine Predigt *beym Wechsel des Magistr. zu Leipzig, vom Magister Rüdel* vorgetragen, in welcher derselbe mit seiner gewohnten gefälligen Beredsamkeit den Satz anschaulich macht: *wie viel das bürgerliche Leben durch den Geist des herrschenden Zutrauens gewinne*. Es folgen Nr. IV. *Festpredigten*, zuerst eine durchaus trefflich gearbeitete vom Herausgeber am Reformationsfeste: *wie wichtig es sey, ein Veränderliches und ein Bleibendes in der christl. Kirche zu unterscheiden*, wo nur die Theile etwas kürzer hätten ausgedrückt werden mögen. Es heisst nämlich: „diese Unterscheidung führt 1) zur rechten Würdigung der Verschiedenheit in den Ansichten und Weisen der verschiedenen christlichen Kirchen und dadurch zur Duldsamkeit; 2) sichert den Besitz und rechtfertigt den Gebrauch der evangel. Freyheit, welche unsere Kirche behauptet, und unterstützt 3) den Grundsatz, dass auch die Kirche in ununterbrochener Entwickelung sich fortbilden müsse, durch dessen Befolgung dem Evangelio seine ungeschwächte Kraft und Wirkung für alle Zeiten erhalten wird." Wie viele Zuhörer sollten wohl im Stande seyn, was doch wünschenswerth wäre, diese drey Gründe gleich in ihrer ersten Angabe in dieser Ausführlichkeit so klar aufzufassen, dass ihnen nun wirklich dadurch ein Leitfaden dargeboten wäre, dem sie bey dem ganzen folgenden Vortrag folgen können? Würdig schliesst sich seinem Collegen an der Thomaskirche zu Leipzig der dortige Archidiakonus Dr. *Goldhorn* mit der am dritten Pfingsttage 1822 über Apostelg. 8, 14 ff. gehaltenen Predigt an, die sehr zeitgemäss *Blicke der Andacht auf die Länder und Städte richtet, in welchen die ersten christl. Gemeinden geblühet haben*, und 1) den äussern Zustand, 2) die bürgerliche Lage, 3) den religiösen Zustand derselben darstellt, wie sie jetzt beschaffen sind. — Ferner giebt Hr. *L. Ritter*, Oberpfarrer in Rötha, uns einen psychologischen Versuch in einer Homilie über das Evangelium am zweyten Ostertage Luc. 24, die aber eigentlich aus drey an drey verschiedenen Osterfesten gehaltenen Vorträgen in Eins zusammengezogen ist. Sie stellt in neun Sätzen *Aufschlüsse über den Zustand des liebenden Herzens in tiefer Trauer* dar. Diese *neun* Aufschlüsse hierher zu setzen, möchte doch den Raum zu sehr beengen. Sie zeugen übrigens für die Menschenkenntniss des Vfs.; nur glaubt Rec., dass die Art der Darstellung wohl hier und da noch etwas andringlicher hätte seyn können. Von Hrn. G. S. Dr. *Röhr* liest man endlich eine Busstagspredigt, die *ein ernstes Nachdenken über die sittlichen Gebrechen unserer Zeit* zu befördern sucht. Sie befindet sich gleichfalls in der Sammlung seiner schon gedruckten Predigten, was doch wirklich für die Besitzer dieser Sammlung, die nun Ein und Dasselbe zweymal bezahlen müssen, unangenehm ist.

(*Der Beschluss folgt.*)

RECHTSGELAHRTHEIT.

GIESSEN, b. Heyer: *Versuch einer historisch-dogmatischen Entwickelung der Lehre von dem Testamente der Aeltern unter ihren Kindern.* Eine Probeschrift von Dr. *Johann Adam Fritz* aus Lindenfels im Odenwalde. 1822. 83 S. 8.

So wenig wir auch überall auf Dissertationen und Probeschriften junger angehender Rechtsgelehrten halten, und so wenig Vortheil aus ihnen *in der Regel* für die Wissenschaft geschöpft werden kann, — desto angenehmer ist es, eine Ausnahme von dieser Regel anzutreffen und sie eine *sehr gegründete* Ausnahme nennen zu können, indem dieses Schriftchen nicht nur besondern Scharfsinn, so wie richtige und gründliche Kenntnisse der Gesetze und ihres Geistes, sondern auch eine vorzügliche und sehr zu lobende Belesenheit verräth.

Schon wie der Titel zeigt, wollte der Vf. die Lehre von den Testamenten der Aeltern unter ihren Kindern historisch-dogmatisch entwickeln. Dieses Versprechen hat er dadurch vollkommen erfüllt, dass er im *ersten* Abschnitt die Geschichte des römischen Rechts bis auf die Nov. 107.; im *zweyten* das durch diese Nov. sanctionirte Recht, und im *dritten* die Abänderungen des deutschen Rechts, dargestellt und ausgeführt hat. Dieser *dritte* Abschnitt ist vorzüglich für den Practiker von Wichtigkeit. Bey allem ist übrigens Präcision und viele Rechts- und Geschichtskunde gezeigt, und wir glauben überzeugt zu seyn, dass der Vf. bey weiterm Vorschreiten dem juristischen Publicum noch mehrere angenehme Geschenke machen wird.

LITERATURGESCHICHTE.

LÜNEBURG, b. Herold u. Wahlstab: *Almanach der Georg-Augusts-Universität zu Göttingen, auf das Jahr 1823. Dritter* Jahrgang. XII u. 212 S. 12.

Indem Rec., welcher des ersten und zweyten Jahrgangs in diesen Blättern (A. L. Z. 1821 Nr. 273 und Erg. Bl. 1822 Nr. 109) mit gebührender Auszeichnung gedacht hat, diesen dritten Jahrgang beurtheilt, muss er zugleich sein Bedauern darüber zu erkennen geben, dass es nach der Vorrede auch der letzte seyn wird, da der verdiente Herausgeber, durch Mangel an Unterstützung sich ausser Stande sieht,

sieht, denselben fortzusetzen. Der verewigte Hofrath Osiander war der *einzige* von den Universitätsmitgliedern zu Göttingen, der sich in dieser Hinsicht für Herbeyschaffung und Mittheilung der nothwendigen Materialien interessirte!! „einen Gönner, wie ihn, klagt der Herausgeber, fand mein Almanach nicht weiter."

Einige der frühern Rubriken sind diessmal weggelassen, weil sie unverändert von neuem hätten abgedruckt werden müssen; hinzugekommen sind dagegen die Rubrik XVII. *Einweihung der neuen Universitätskirche;* XX. Nachricht von der angeordneten *Speiseanstalt* (durch freywillige Sendung von Seiten mehrerer Honoratiorenfamilien) *für kranke Studirende;* XXI. *akademische Concerte;* XXII. *Armenwesen;* XXIII. *Industrie- und Arbeitsschule*, von denen jedoch die beiden letztern, streng genommen, nicht hierher gehörten.

Aus den einzelnen Nachrichten heben wir folgende aus: Um Ostern 1823 war die Anzahl der Studirenden 1419, also 17 mehr als im vorigen Jahre. Davon studirten Theologie 270, Jurisprudenz 730, Medicin 224, Philologie u. s. w. 196. Promotionen fielen vom 1sten Jan. bis letzten Dec. 1822 vor: bey der juristischen Facultät 32, bey der medicinischen 47, und bey der philosophischen 7. — Das Museum erhielt ein reiches Geschenk von Aschenkrügen durch Hrn. Prof. Büsching in Breslau. — Im akademischen Hospitale wurden im Wintersemester 1821—1822 293 Kranke behandelt, von denen 7 starben. Im Sommersemester 1822 wurden 376 Kranke behandelt, von denen 15 starben. Im Entbindungshospitale fielen seit dem 1sten Jan. bis Ende Dec. 1822, 119 Geburten vor. Diese gaben 121 Kinder, von denen 12 todtgeboren oder verstorben sind. Von 119 Wöchnerinnen starben 2. Im Thierhospitale wurden von Michaelis 1821 bis dahin 1822 behandelt: 168 Pferde, 2 Esel, 11 Rinder, 1 Schaaf und 23 Hunde, also 205 Thiere, von denen 137 geheilt, 4 gebessert entlassen wurden, 12 starben und 2 getödtet wurden.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BREMEN, b. Heyse: *Davids Schwanengesang.* Eine Predigt von *G. H. van Senden*, holländ. reformirtem Prediger zu Middelbert bey Gröningen. Zum Besten der Griechen herausgegeben. 1823. 35 S. 8.

In einer ziemlich unbehülflichen und schwerfälligen Vorrede zu dieser Predigt, sagt der Vf., dass sie vor der *französischen* Gemeinde zu Emden (in *deutscher* Sprache?) gehalten, und desswegen erschienen sey, weil in derselben „beyläufig, wie es die Rede mit sich brachte, (?) den Griechen das Wort geredet worden." Schicklicher würde es seyn, wenn in einer Predigt, die „zum Besten der Griechen" herausgegeben wird, nicht bloss beyläufig, sondern geradezu und umständlich von denselben die Rede wäre. Aber auch an sich ist diese Predigt von keinem sonderlichen Gehalt, und in der Form ganz den Kanzelvorträgen der Dominés in Holland gleich, die fast immer aus drey Theilen bestehen, nämlich — aus einer weitläuftigen, oft sehr überflüssigen Texterklärung, dann aus einigen im Text enthaltenen oder damit in Verbindung gebrachten allgemeinen Lehrwahrheiten, meist dogmatischer Art, und endlich aus einer Anwendung. — Zum Text der vorliegenden Predigt ist 2 Buch Sam. 23, 1 — 4 gewählt, und die alte Ueberschrift in Luthers Bibelübersetzung hat den Titel hergeben müssen. In der Texterklärung sucht der Vf. unter andern weitläuftig zu beweisen, dass man auch „im Greisesalter" noch *dichten* könne. „Der Greis steht in diesem Lebensalter zwischen Zeit und Ewigkeit in der Mitte, und brücket (*sic*) beide zusammen." Sogar den „grauen scottischen Barden *Ossian*" bringt hier der Vf. auf die Kanzel, so wie im Verfolg die „rohen *Chauker*" an der Ems, den *Senegal* und *Ganges*, die *Australier* und *Huronen*. Besonders merkwürdig ist in dieser Predigt S. 18 eine Beschreibung des Sonnenaufgangs, wobey der Vf. seine Zuhörer abentheuerlich genug auf das Dach des Davidschen Pallastes versetzt, sie über *Gilgal* und *Nob* hinausblicken und so viele Einzelheiten in weiter Ferne sehen und hören lässt, dass man eine Wunderscene in irgend einem orientalischen Mährchen zu lesen glaubt. Eben so gesucht und ganz unpassend schildert der Vf. S. 28 eine Nacht, in welcher die dürstende Natur, gleichwie das Kind an der Mutter Busen an den *geschwollenen Brüsten* (*sic*) der Wolken lag, nährende und erquickende Ströme zu trinken." — In den vorkommenden Gebeten tritt der Vf. vor dem Allwissenden zugleich als Erzähler auf. Rec. muss zweifeln, ob den *Holländern* solche Quasi-Predigten behagen mögen; für das *deutsche* Publicum ist wenigstens diese ganz überflüssig; auch ist für den angegebenen Zweck — „die Griechen" — ein solches Mittel eben so wenig würdig genug, und mag zur Erreichung desselben kaum wirksamer seyn, als eine in das *Weltmeer* zur Bewegung desselben geworfene — *Erbse*.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1824.

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

Hannover u. Leipzig, im Verlag der Hahnschen Hofbuchh.: *Magazin für christliche Prediger.* Herausgegeben von Dr. *H. G. Tzschirner* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Sehr erfreulich in jeder Hinsicht ist, was wir unter Nr. V. aus dem Fache der *Katechetik* und an wirklichen *Katechesen* lesen. Dolz und Plato geben uns höchst willkommene, lehrreiche, den Sinn für die katechetische Kunst anregende, das Studium derselben nicht minder, als die eigene praktische Uebung derselben fördernde, und die Schmähungen, welche sich die liebe Sokratik seit einiger Zeit gefallen lassen muss, durch die That selbst widerlegende Aufsätze zum wahren Gewinn für das Magazin. Ueber den *Geist der Katechetik vor der Katechetik, besonders auch in der Lehrart Jesu* verdanken wir dem würdigen *Dolz* einen sehr instruktiven Beytrag zur Geschichte des Fachs, (die Jahrzahl bey *Trozendorf* oder *Friedland*, die S. 240 mit 1723 angegeben ist, ist ein Druckfehler) und ausserdem treffliche Gedanken und Vorschläge über *Katechisationen auf dem Lande; nebst einem Versuche einer solchen Katechisation*, der *meisterhaft* gelungen ist. Nach Hos. 14, 6 wird nämlich das sehr specielle Thema: *was lehrt uns Gott durch die Rosen?* abgehandelt, und, was besonders für angehende Katecheten wichtig ist, in den unten am Rande hinzugefügten Anmerkungen häufig nachgewiesen, wie bey der Behandlung dieser auf den ersten Anblick für Manchen allerdings befremdend klingenden Materie jeder Anstoss zu vermeiden ist, und wie, im Fall das Antworten stocken, Hülfsfragen zu bilden sind. Wohl wäre zu wünschen, dass es möglich seyn möchte, Aehnliches auch bey den übrigen praktischen Arbeiten einzuführen. Wenigstens würde Rec. für seine Person es für keinen Verlust halten, wenn auch der Meisterwerke *an der Zahl* in diesem Magazin wenigere sich fänden und dagegen auch nur Ein solches Meisterwerk mit Anmerkungen begleitet durchgeführt würde, in welchen gezeigt werden möchte, wie dieselbe Materie unter andern Verhältnissen, vor einem andern Publikum u. s. w. mit den nöthigen Modificationen zu behandeln sey, da müsste jeder Schein, als werde die Trägheit durch solche Sammlungen begünstiget, von selbst wegfallen; und gewiss würde die Bildung des Lehrstandes dadurch gewinnen. Nicht minder trefflich, wenn gleich in anderer Art, ist die Katechisation des verdienten *Plato* gelungen, die den Satz behandelt: *wie eine christliche Jugend das Gebot: ehret den König* 1 Petr. 2, *befolge;* nur ist, wie Rec. glaubt, diese Katechisation, die wohl das Maass einer Stunde ziemlich überschritten haben mag, etwas zu ausführlich gerathen. Den Beschluss dieses ersten Stückes machen endlich unter Nr. VI. zwey *kleine Reden* vom Herausgeber, deren erste, eine Beichtrede, *das Sündenbekenntniss als Bedingung der Begnadigung* darstellt, die andere, eine Vorstellungsrede, zwar durch die Neuheit der Wendung, womit der Vf. sich seinem Ziel zu nähern sucht, einige Aufmerksamkeit erregt, aber doch, wie es Rec. scheinen will, etwas gezwungen und gedehnt gearbeitet ist.

Das *zweyte* Stück wird unter Nr. I. *Abhandlungen* von Dr. *Goldhorn* sehr würdig mit einer gelehrten Untersuchung über *das Schweigen des Joh. Evangel. über den Seelenkampf Jesu in Gethsemane* eröffnet. Der Vf. leitet in Opposition gegen *Bretschneider* gerade von diesem Schweigen Beweise für die Echtheit des Evangeliums aus innern Gründen ab. Es folgt weiter ein trefflicher Aufsatz von *Dolz* über *die Alterthümlichkeitsliebe unserer Zeit in Beziehung auf Kirche, Schule und häusliche Andacht.* Wird auch schwerlich dadurch bey denen viel gebessert werden, die in dieser Lächerlichkeit schon befangen sind, so kann dieser Aufsatz gewiss beytragen, manche, die in Gefahr stehen, sich zu ihr hinüber zu neigen, bey nüchternem Muthe zu erhalten. Endlich berichtet uns Hr. Magister *Haasenritter* zu Burgwerben über die von ihm in den Jahren $18\frac{21}{22}$ und $18\frac{22}{23}$ behandelten *Predigttexte.* Sie scheinen mit Einsicht gewählt und dem Zweck der christlichen Erbauung sehr gemäss behandelt zu seyn. Wir übergehen die praktischen Arbeiten Nr. II — IV., durch die sich ausser dem Herausgeber die Herren *Biederstedt, Fink, Loback, Röhr, Rönnenkamp* und *Rüdel* um ihre Amtsbrüder, denen dieses Magazin bestimmt ist, verdient gemacht haben, und bemerken nur, dass wir in den beiden Predigten des Hrn. *Fink* den denkenden Mann keinesweges verkennen und demselben eben so wenig unsere Achtung verweigern, uns jedoch mit der ganzen, in diesen Vorträgen herrschenden Manier, die uns etwas Steifes und Gezwungenes zu haben scheint, nicht wohl befreunden können. Unter Nr. V. im Fach der *Kate-*

chetik und *Katechesen* spricht zuerst Hr. Magister *Hausbrandt*, Prediger zu Zilly bey Halberstadt, über *sonntägliche Katechisation auf dem Lande in der Kirche*, und trifft in Vielem mit dem, was *Dolz* St. 1. darüber gesagt hat, zusammen, geht jedoch auch seinen eigenen Weg, und zeigt sich als ein Mann, dem sein heiliges Amt am Herzen liegt und der reiflich darüber nachdenkt, von einer höchst achtungswürdigen Seite. Rec. hat den Aufsatz mit grosser Befriedigung gelesen.

Nr. VI. *Kleine Reden*. 1) Eine Rede bey der 50jährigen Amtsfeyer des Oberpredigers und Superintendenten *Heller* zu Mansfeld, vom damaligen Consistorialrath zu Merseburg, jetzt nach Berlin als Oberconsistorialrath und Probst berufenen Hrn. *Neander*. Sie ist nach Ebr. 13 „J. C. gestern und heute" u. s. w. über *die Unvergänglichkeit des Evangeliums* gehalten, und spricht eben so sehr durch ihre Gründlichkeit, als durch ihre Herzlichkeit erfreulich an. *Das Abendmahl, ein Mahl des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung*, von *Rüdel*; ein Aufsatz, der alle die Vorzüge in sich vereinigt, durch welche die Arbeiten des Vfs. sich gewöhnlich auszuzeichnen pflegen. Hr. Diakonus *Rönnenkamp* zu Lunden in Holstein erfreut uns endlich mit einer *Rede zur Einweihung eines Schulhauses*, die ganz specielle Rücksichten auf Lokalverhältnisse nimmt. Der Vf. scheint ein Mann von Geist zu seyn. Noch ist diesem Stücke eine Nr. VII. zugesellt, welche *religiöse Gesänge* liefert. Diessmal sind deren vier gegeben, die sämmtlich Hrn. *Fink* zum Vf. haben. Den frommen Sinn, der sich in ihnen ausspricht, weiss Rec. gebührend zu ehren; über den dichterischen Werth maasst er sich dagegen kein Urtheil an. — Noch kann Rec. nicht umhin, schliesslich zu bemerken, dass eine sorgfältigere Correctur nicht schaden könnte. Es wären wohl manche sinnentstellende Druckfehler, mitunter auch auffallende Sprachfehler, die den Verfassern unmöglich aufgebürdet werden können, zu rügen, z. B. S. 132: „wir sind vor diesem Altar*e* getreten;" S. 135: „diese christliche Gemeinde erwar*ten* von Ihnen." Eben so auf derselben Seite: „der Kreis dieser würdigen Männer *erwarten*" u. a. m.

ALTERTHUMSKUNDE.

HALLE, b. K. Grunert: *Handbuch der alten Geographie für Schulen*, von *Samuel Christoph Schirlitz*, Doctor der Philosophie und Lehrer an der lateinischen Hauptschule im Waisenhause zu Halle. Nebst *einer Zeittafel zur Geschichte der alten Geographie* und zwey Kärtchen. 1822. XVI u. 496 S. gr. 8.

Den regen Sinn für die Alterthumswissenschaften, der sich in den neuesten Zeiten auf die vielfachste Weise ausgesprochen habe, will der Vf. auch schon unter der studirenden Jugend, unter welcher er eben noch zu wenig verbreitet sey und verbreitet werde, erweckt und genährt wissen. Zu diesem Zwecke genügt es ihm nicht, die alte Geographie bloss als eine unentbehrliche Hülfswissenschaft der Geschichte darzustellen, in wiefern sie zur Bestimmung der Begebenheiten nach dem Locale beyträgt, mit Hinwegwerfung alles Unerweislichen und Entbehrlichen, wie *Nitsch* gethan, und etwa so wie *Heeren* in den seinem Handbuche der alten Geschichte vorangeschickten geographischen Vorkenntnissen, eben wegen Mangels an „*einem guten, kurzen Abrisse der alten Geographie in Einem Bande.*" Sonderbar, dass den eben angeführten Worten Heerens Hr. *Sch.* gerade durch die Herausgabe seines Handbuches nachzukommen gedenkt, dessen Vortrag zwar nur einen halbjährigen Cursus ausmachen, jedoch *zugleich* (Vorr. S. VIII) *dasjenige aus der politischen Geschichte, aus der Mythologie, Kunst und Wissenschaft enthalten soll, wodurch dieser oder jener Ort merkwürdig geworden ist*, wobey auch, wie hinzugefügt wird, die nöthigen literarischen Nachweisungen nicht fehlen dürfen. Hr. *Sch.* vermisste in den bisherigen kleinern Werken dieser Disciplin theils die *neuern Forschungen*, theils die *Geschichte* und *Literatur derselben*. Aber so lieb durch Mittheilungen solcher Art das Buch dem Gebrauchenden wird, so gewiss sind sie zu weit ausgedehnt worden. Wohl sind im Geschichtsbuche die Entscheidungen über das Vorhandenseyn früherer Epopöen bey den Römern, höchst wichtig, aber wer erwartet in einem Handbuche der Geographie Sätze wie: *Die Βατραχομυομαχία (der Frosch- und Mäusekrieg) ist eine Parodie auf Homers Iliade, welche gewiss aus viel späterer Zeit ist, als man sonst immer geglaubt und am allerwenigsten von Homer oder aus dem Homerischen Zeitalter herstammt.* Die Angaben der Hymnen des Homer oder der Orphischen Gedichte, die Grabschriften der Dichter, Noten wie S. 295, die zweifelhaften Etymologieen der Eigennamen, oder wie: *νόμος von νέμω, νένομα* u. s. f. haben wesentlichern Notizen den Platz geraubt. Unverhältnissmäsig kommen auf Germania nur 8 Seiten, wovon allein auf die Erklärung des Namens selbst eine ganze kommt. Daher auch S. 379: „Wegen Mangel an Raum kann bey der Darstellung Germaniens nur das Nöthigste in geographischer Rücksicht bemerkt werden; das Geschichtliche muss ganz übergangen werden, was auch um so eher geschehen kann, da die alte Geschichte und Geographie Deutschlands auf vielen Schulen einen besondern Unterrichtsgegenstand ausmacht." Um so willkommner würden die Angaben seyn, und verhält es sich nicht mit der Geschichte und Geographie von Rom und Griechenland eben so? S. 377 liest man: „Eine allgemeine politische Eintheilung darf man im alten Germanien so wenig als Städte suchen," nachdem man S. 116 gelesen: „Tacitus giebt eine geographische oder statistische, politische und histo-

storische Beschreibung des alten Deutschlands." Oft vergebens bedient sich dieses Handbuchs der junge Leser (und Lehrer) beym Homer in Beziehung auf einzelne Ortschaften und deren gleichnamige Benennungen, wie *Temesa*, *Pylos*, *Theben*.

Die *geschichtliche* und *mathematische* Darstellung (jedoch kommt letztere vor jener, welche von S. 17 bis 132 geht), sagt der Vf., verdanke er am meisten dem Werke des um diesen Theile (Theil) besonders verdienten Hrn. Prof. Ukert, ohne andere Schriftsteller unberücksichtigt gelassen zu haben. Aber Wiederholungen, Hypothesen und lange Noten setzen diesen ersten Theil ausser Verhältniss zum zweyten. S. 18 steht: „mit Kosmas Indopleustes, einem Christen der lat. Kirche zu Ende des 5ten Jahrhunderts;" und S. 20: „bey den ersten Christen, ein ägyptischer Mönch, Kosmas (500 nach Chr.) mit dem Beynamen der Indosfahrer, Indopleustes." S. 23 bey Homers Geographie fällt es auf, *Heyne's* Excurse zur Iliade nicht mit angeführt zu finden, während desselben Excurse zur Aeneide dem Vf. mehr zur Hand gewesen zu seyn scheinen. S. 34 heisst es: dass dem Homer, im Westen bekannt gewesen feyen das Volk der Träume, der weisse Felsen, die Sonnenpforte und im Okeanos der Wohnsitz der Harpyien und das Eiland der Seligen, dass man aber diess nur aus dem *spätern* Theile der Odyssee ersehe und hierüber *Spohn* in *Comm. de extrema Odysseae parte* (welcher Titel nicht einmal ordentlich abgedruckt ist, auch erschien die Schrift nicht 1815, sondern 1816) am reichhaltigsten gehandelt habe. Vom Homer selbst also konnte die Rede nicht seyn, wenn dort: *später*, soviel als: *später hinzugedichtet*, ist; denn dafür hält man den Abschnitt von Od. ψ. 227 an, zum Theil eben wegen der geographischen Abweichungen, wozu z. B. auch die Sikelischen Alten zu rechnen XXIV. 211. 366. 389. als nicht gehörig in die Zeit, worin die Insel mit Cyclopen, Laestrygonen und andern Ungeheuern bevölkert war. S. 58 ist bey Herodot besonders in der Note viel Ueberflüssiges gesagt, wie, dass man nicht selten seine Werke den Musen dedicirt habe und was diess bedeute. Im Texte heisst es: *Herodot war ein scharfsinniger und genauer Forscher*, und in der Note steht Strabos Urtheil unbestritten da: *er liebe Falsches einzuweben*. Einmal bemerken wir, dass der Vorwurf, Herodot habe sich vieles aufschwatzen lassen, ungerecht ist, und dass, zumal in den zwey letzten Decennien, seine Erzählung mehr Begründung der Wahrheit erhalten hat, was auch schon andere bemerkt haben; sodann, was *Poppo* in seiner Ausgabe des Thucydides bemerkt, (*de ratione qua Th. argumentum suum tractavit*), dass die Sage, die auch Hr. *Sch.* wiederholt, „Thucydides habe den alten Herodot bey den Ol. Spielen seine Geschichte vorlesen hören und sey bewegt in Thränen zerflossen" sich selbst schon dadurch widerlegt, dass Herodot nur 13 Jahre älter war. S. 67 steht *Oase* mit *Gegend* erklärt, da es doch *Wohnung* bedeutet. S. 73 konnte zur Characterisirung des *Periplus* leicht eingeschaltet werden: *sehr interpolirten*. S. 98 verstehen wir die Note nicht: „Das Urtheil des Livius über Polybius *eum esse auctorem haud quaquam spernendum* scheint sehr wenig zu sagen, und um so mehr zu befremden, je mehr gerade den Polybius Livius benutzte." Spricht es nicht die Anerkennung der in geographischer Hinsicht ausserordentliche Ueberlegenheit des P. über den L. deutlich aus? Dass Epaminondas erst durch den Sieg bey Leuctra den Messeniern die Freyheit wieder verschaffte, steht S. 142 unten und S. 143 oben. Bey *Pylos* wäre die Lage zu bestimmen gewesen, da es noch mehrere Städte dieses Namens gab und die Ruinen von Pylos bey Pausanias 6, 22, wie neulich ein Geograph bemerkte, vielleicht nur die sind, welche Strabo unter dem Namen des längst zerstörten *Dyspontium* kennt. Nur ein *Ephyra* ist erwähnt, (*Korinth*), allein Eustath. (zu Od. I. 259.) S. 54 ed. Bas. zählt 6 Städte jenes Namens auf. Wenn Ovid sagt *Thessala Tempe* (S. 189), so geschieht es doch bloss, weil er diessmal Thessalica im Verse nicht brauchen kann. Im Texte heisst es: *zu bemerken ist das reizende Thal*, in der Note: *es war ein reizendes Thal*. Hier gab es eine Gelegenheit, der Jugend zu lehren, dass zuweilen auch geographische Angaben bloss auf poetischer Fiction fortberuhen. Dass Tempe kein reizendes Thal ist, berichten glaubwürdige Reisende, wie Walpole und Pouqueville, welcher Griechenland in allen Richtungen durchzog, ohne die Nachrichten der Alten aus dem Auge zu lassen. Aber die vorherrschenden Züge eines Thales, Weite, Schönheit und Ruhe, haben auch niemals auf Tempe anwendbar seyn können. Aelian, Livius und Q. Curtius geben jenen in grader Linie laufenden Schlund zu einer Meile an, dabey aber sind Stellen, wo das Bette des reissenden Peneus (Ovid. Met. I. 578.), der jedoch seinen Namen nicht mehr hat, den ungefähr 100 Fuss breiten schroffen Abgrund der Klippen, welche 600 bis 800 Fuss über die Fläche steigen, ganz einnimmt. Plin. und Max. Tyr. Den Durchgang des Wassers soll, nach einem unter den Thessaliern herrschenden Glauben, Neptun selbst eröffnet haben, worüber Herodot im ersten Buche seine Meinung mittheilt, vergl. Eust. zu Hom. Il. XVII. Das Andenken dieser Begebenheit nun, durch ein jährliches Fest der alten Städte gefeyert am westlichen Eingange Tempes, gab der Gegend ihre Merkwürdigkeit. Die Anspielung Lucans: *flumina dum campi retinent nec pervia Tempe dant aditus pelago* ist bekannt. — *Bosporos* ist übersetzt *Ochsenfurt*. — Die Auswanderung der *Bataver* aus Deutschland, scheint auch Hrn. *Sch.* kurz vor Cäsar's Ankunft Statt gefunden zu haben. Im Gegentheil muss sie früher gewesen seyn, da sie

fie Cäfar weiter nicht erwähnt. — Bey Catull XXXV. 11. findet fich *cuniculofum* nicht. — Nach Städten, wie *Caefarodunum* (Tours) *Duroverum* (Canterbury), *Durobrivus* u. f. w., fucht man im Handbuch vergebens. Dafs *Mona* das jetzige *Man* ift, fteht nicht da, obfchon das kleinere *Anglefey* erwähnt wird. Bey *Pannonien* fehlen viel merkwürdige Städtenamen. Schon anderswo ift die hier wiederholte Sage widerlegt, dafs Atropatene vom Feldherrn *Atropates*, dem es Alexander fchenkte, benannt fey, der Ausdruck heifst: *Feuerland*, jetzt: *Adferbeitfchan*. Die Angabe der neuern Namen fehlt öfter. *Sebaftopolis* nennt Hr. *Sch. Sevatapolt*, anderswo heifst es: *Sawatopoli*; fo der Hafen von *Iffus*, *Golfo di Scanderoon*; anderswo: *Golfo di Lajazzo*.

Zum Schluffe bemerken wir noch, dafs der Verfuch, die nicht Röm. Namen auch nicht mehr Römifch zu fchreiben, am Ende darauf hinausläuft, dafs man die Griechifche Benennung wählt und fich doch dabey nicht gleich bleibt. Alfo findet man *Kyros* ftatt *Korefch*, *Aefchylos* ftatt *Aifchylos*, fowie S. 141 *Lefchä*, *Darios* ftatt *Dareios*, S. 16 *Stathmos* und doch *Schönus* und *Plethrum*, S. 61 *Sikelia*, ein ander Mal: *Sikuler* (Siculi), das Land *Sicilien*, und S. 272 fogar: *Sizilien*, S. 279 *Padus* und *Danubios*; *Utika*, *Kolonie*, felbft *Afrika propria*.

Im Regifter fehlen z. B. *Arrian*, *Cherusker* (S. 113), *Epidamnos* und *Epidauros* ftehen an falfchen Stellen, *Korone* fehlt (S. 143), fo auch *Ithome*, *Moschika*, *Nubien*; *Pannonia* fteht nach *Panormos*. Das *Thebä-ἑκατόμπυλοι* ift getrennt von dem in Aegypten. *Hyperboräer* ift einer jener Druckfehler, deren fich aufser den angegebenen im Verzeichniffe noch fo viele andere befonders in Accenten finden. S. 9 Z. 5 v. u. *de* ftatt *des*, S. 40 *etabliffement*, S. 48 Ἀλέξανδρος, S. 52 *Φερεκύδης ἀθηναῖος* und *ἐκεῖνου*, S. 59 Ὠκεανὸν, S. 69 Μυριοβιβλῳ, fo auch S. 70 *βιβλοι*, S. 71 Ἰταλιας und *βιβλοις*; S. 94 *Meröe*, S. 107 Βιθυνοὶ, S. 126 Ἀγισυμβα, S. 138 oben und unten *Gréce*, dafelbft einmal *Barbiè*, S. 141 *des Lakedämons Sohn*, S. 143 *Mofenigo* (richtiger Moffenigo), S. 156 *Magarenfer*, gleich darauf *μεταλαβόντες*, fodann Εὐκλειδην, S. 165 *Hyppokrene*, S. 189 Τὲμπη, S. 299 *parfumieurs*, S. 301 fehlt nach *Entdeckungen* das Punctum, fodann Ὀμβρικοι, S. 303 *inter Gallicos Italicosque gentes quafiterminus*, S. 305 *transitis* für *translftis*, S. 323 *ocre* ftatt *ore*, S. 348 *Lion* ftatt *Lyon*, S. 351 *Soiffon* ftatt *Soiffons*, S. 365 *Stad*. Im Druckfehlerverzeichniffe felbft Νοστοὶ für Νόστοι und *geffinus* ftatt *geffimus*.

Den angehängten Kupfertafeln geht eine kurze Erklärung voran, die auf dem Titelblatte nicht mit angegeben ift, aber es fehlt auch auf demfelben die Anzeige, dafs das eine der Kärtchen die Irren der Io nach Aefchylus, das andere die Welttafel nach J. H. Vofs darftellt, beide fauber gefertigt. Und wenn es demnach fchon dem jungen Studirenden, vermöge der hier fo eifrig und reichlich gefammelten Hülfsmittel, möglich und fogar leicht gemacht ift, fich defto lebhafter in alte Zeiten und Länder zu verfetzen, fo find die angedeuteten Rügen nicht im Stande, das Lob eines folchen Werkes zu fchmälern.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

QUEDLINBURG u. LEIPZIG, b. Baffe: *Die Perlenfchnur*, aufgereiht von Dr. *F. Puftkuchen*. 1820. *Erftes* Bändchen. VIII u. 223 S. (Mit einem Titelkupfer.) *Zweytes* Bändchen. 218 S. kl. 8. (1 Thlr. 20 Gr.).

In diefen fehr kleinen und fehr unfcheinbar auftretenden Bändchen finden wir gar Mancherley; Erzählungen und Mährchen in Profa, Gedichte verfchiedener Art, Aphorifmen unter der Auffchrift: *Hafelnüffe*, eine Parabel und eine Phantafie über ein Gemälde, einen ins Gebiet der Pfychologie gehörenden Auffatz: merkwürdige Träume u. f. f. Die einzelnen Beyträge find mit *Fr. Puftkuchen*, *Ferd. Glanzow*, *Aurelie*, *Wilhelm P.* und *Nathanael* unterzeichnet. Nach Rafsmann's Pantheon deutfcher Dichter aber find die Namen *Ferd. Glanzow*, *Aurelie* und *Nathanael* nur Hüllen, unter denen fich der Herausg. *F. Puftkuchen* felbft verfteckt, und in der vorgefetzten Dedication redet derfelbe von dem Ganzen als von *eigenen* Jugendverfuchen. Man ift alfo wohl berechtigt, das Meifte in diefen Bändchen, vielleicht nur das mit *Wilhelm P.* unterzeichnete ausgenommen, dem Herausg. zuzufchreiben. An fich ift der Gehalt der einzelnen Beyträge ziemlich ungleich. Manches ift kaum mittelmäfsig, z. B. die an der Spitze ftehende Volksfage: der *Faffenftein*; anderes erhebt fich über die Linie des Mittelmäfsigen, wohin wir befonders Manches im zweyten Bändchen, wie die Parabel: *das Marienbild* und mehr noch die Phantafie *Cäcilie* rechnen. Faft in allen Auffätzen erfcheinen einzelne Geiftesblitze und Aeufserungen, die von tiefer gemüthlicher Anfchauung zeugen, aber das Ganze ift gewöhnlich nicht in fich vollendet und abgerundet, wohl gerade zu fragmentarifch, wie das Mährchen *Hordilo* im erften Bändchen. Den Gedichten fehlt es gröfstentheils an technifcher Vollendung; ihr Vf. weifs Sylbenmaafs und Reim nicht recht zu handhaben. Eine Ausnahme macht das gelungene Gedicht *Liebesfreunde*; auch die *Lebensregeln* find mit Lob zu erwähnen. Das Befte in beiden Bändchen aber möchten die *Aphorifmen*, angeblich aus dem Nachlafs eines Alchymiften feyn, die theilweife viel Geift und Talent verrathen. Wir geben einige zur Probe: „Atheiften und Materialiften und viele Menfchen aufser ihnen, find Würmer, die den Leichnam der Welt, deren Geift fie verleugnen, auffreffen." — „Die Charakterbildung des Menfchen ift ein *al fresco* Malen. Das erfte Auftragen verliert fich in den naffen Grund, es mufs gleichmäfsig öfter wiederholt werden. Auch foll man nichts fremdes dazwifchen malen, um zu fehen, ob es etwa beffer hafte." — „Nur das bewegte Herz fucht Liebe. So gehen wir in Tänzen und in Trauerzügen zu Paaren, über die Gaffen aber ohne Zwang allein."

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1824.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HANNOVER, b. Kius: *Actenstücke der zweyten allgemeinen Ständeversammlung des Königreichs Hannover*, enthaltend die königlichen Propositionen und Ministerialschreiben, so wie die ständischen Anträge und Antworten. *Erste, zweyte, dritte, vierte* Diät. 1821 — 1823. 4.

Ebendas.: Auszüge aus den Protocollen der zweyten allgemeinen Ständeversammlung des Königreichs Hannover (zu denen für die *erste* und *zweyte* Diät obige Actenstücke die Anlagen bildeten) 4.

Diese Anzeige schliesst sich an die früheren Anzeigen in der Allg. Lit. Zeit. v. 1815. Nr. 168 und 267. über die erste Zusammenberufung einer allgemeinen Ständeversammlung zu Hannover auf den 15ten Dec. 1814, über ihre Zusammensetzung, und ihre Verhandlungen.

Die Hauptfrage war bis 1820: wir Hannoveraner sind wieder aus dem Französischen und Westphälischen Kriegs- und Verwaltungswirrwar und mit uns die Hildesheimer und Ostfriesen zusammengekommen; aber wie stellen wir uns alle nun untereinander auf gleichen Fuss, oder wie und was machen wir uns allen, damit Niemanden zu nahe geschieht? Der König hat von seinen deutschen Erblanden kein Dorf an Frankreich abgetreten, er ist mit ihm fortdauernd im Kriege gewesen, er und sein Haus hat in seinen Erblanden dieselben Rechte nach wie vor der dortigen Fremdherrschaft, in Beziehung auf Landeshoheit und Kammergüter, auf Unterthanen und Nachbaren; und wie sein Recht, so gelten die Rechte von seinen Landen und Leuten. Zwischen ihnen war alles klar, kein Bedenken und kein Zweifel. Noch dazu übte der König sein Recht, wo es wehe thun konnte, z. B. wider die vorgefallenen, doch nur wenigen Ankaufungen und Ablösungen von Zehnten, Zinsen und Diensten u. s. w., mit Schonung, so dass die Besitzer unter billigen Bedingungen die Pachter wurden. Seine Behörden dachten nicht an Anmassungen, und die Kirche, der Adel, die Städte, die Dörfer fürchteten sie nicht. Mit dem Kaiser und dem Reiche waren nur Namen verschwunden, und mit dem deutschen Bunde nur völkerrechtliche Verhältnisse angenommen. Es stand ein Jeder wieder auf seinem festen Rechtsgrunde; es ging wie vormals auf Treue und Glauben. Aber es ging doch nicht wieder wie sonst. Die Kammer konnte neben dem Staatsministerium nicht wieder wie sonst unabhängig bestehen, als sie mit ihm und aus ihr denselben Präsidenten hatte, und es mit ihren Mitgliedern ergänzte, und sie konnte eben sowenig neben der Domänenverwaltung eine Menge Ministerialsachen behalten, ohne dass bey dem Ministerio das Nöthigste die allgemeine Uebersicht und durch sie die Einheit des Verwaltungsgeistes mangelhaft wurde, und dass es bey der Vergrösserung des Landes um das Doppelte Geschäftsverwirrung gab. Die Kammer, wie das Ministerium hatten Mittelbehörden nöthig, in deren Ermangelung zum Theil die Landschaften einige Verwaltung geführt und zum Theil die Amtleute die regierenden Herren gemacht hatten. Die protestantische Kirche hatte mit Niemanden zu rechten, und Jedermann fand die Befreyung der Lehrer und Prediger von der Grundsteuer billig. Aber der Adel kam selbst unter sich durch die Steuerfrage in Verwickelung. Soweit das Land französisch gewesen, hatte es sich selbst wieder von den neuen Steuern freygemacht, und konnte doch bloss und allein zu den alten Steuern nicht zurückkehren; soweit es dagegen Westphälisch gewesen, hatte es die neue Besteurung beybehalten. Es konnte der Adel in dem einen Landestheil nicht steuerfrey, und in dem andern steuerpflichtig seyn, dasselbe galt von den Zunftgenossen, und die Städte und Dörfer in beiden Theilen hatten eben so gerechten Anspruch auf ihre Gleichstellung in der Besteurung. Die Folter wollte Niemand mehr haben, aber wenn der Adel seine Gerichtsbarkeit wieder ausüben wollte, so wollten sich die Bürger und Bauern von ihren Mitunterthanen nicht an Leib und Leben kommen lassen. Alle Welt sah ein, dass man mehr Ausgaben als sonst haben musste, weil man mehr Schulden und Soldaten als sonst hatte; aber man wollte zugleich auch gute Wege statt der schlechten, einerley vollwichtiges Geld statt des fünferley Ausschusses, wohlfeile rasche Gerichte, statt der theuern und langsamen, und überall wo es nützlich und nöthig, rüstige, tüchtige Verwaltungshülfen statt der nichtigen und papiernen haben. Das zugetretene Hildesheim vermehrte die Verwicklung. Es war in wenigen Jahren durch alle staats- und völkerrechtliche Umwandlungen gegangen, durch die Säkularisationen und Indemnisationen, durch Eroberung und Verschenkung, durch Zurücknahme und Abtretungsverträge. Aus allem die-

diesen bildete sich ein neues Recht, womit es an Hannover kam, und es konnte sein altes Staatsrecht gegen den Reichsdeputationsabschied weder für die katholische Kirche, noch den Adel, noch die Städte und Dörfer in Anspruch nehmen, aber es stand in Betreff der Eigenthumserwerbung im Kriege mit Hannover in umgekehrtem Verhältniss, und die verfassungsmässigen Verfügungen der Zwischenregierungen über das öffentliche Eigenthum, über Lehne und Domänen hatten hier rechtliche Folgen. Ostfriesland gelangte dagegen von Preussen an Hannover mit seinem alten Staatsrecht. Es behielt seine Provinzialstände, wie die alt hannoverischen Lande, konnte sich aber eben so wenig wie diese der gleichmässigen Besteurung entziehen, worüber nur auf einem allgemeinen Landtage verhandelt werden konnte. Mussten und sollten die Provinzialstände bleiben, so mussten und sollten sie auch die Elemente der allgemeinen Ständeversammlug geben; und damit stand ein allgemeines gleichmässiges Wahlrecht in Widerspruch; auf der andern Seite liessen sich aber die freyen Landbesitzer aus keiner Provinz von der allgemeinen Ständeversammlung ausschliessen, weil sie aus einigen dazu berechtigt waren. Bey den Verhandlungen über die Ständeverfassung war besonders die Meinung über die Bildung von Kammern getheilt. Der König entschied mittelst Patents vom 7ten Dec. 1819, dass die allgemeine Ständeversammlung aus zwey Kammern bestehen solle: die erste aus den Standesherren und den Majoratsherren mit 6000 Thlr. reinen Einkünften, und aus Abgeordneten der Ritterschaft, aus dem Präsidenten des Obersteuercollegium, den ritterschaftlichen Mitgliedern des Schatzcollegium, den Aebten zu Loccum und Michaelis, dem oder den katholischen Bischöfen und einem angesehenen protestantischen Geistlichen: die zweyte Kammer aus den nicht ritterschaftlichen Mitgliedern des Schatzkollegium und aus den Abgeordneten von den protestantischen Stiftern, den Consistorien der Landesuniversität, den Städten und den freyen nicht ritterschaftlichen Gutsbesitzern. Die Ständeversammlung soll im Wesentlichen *dieselben Rechte* ausüben, welche früher die Provinzialstände ausübten, namentlich das Recht der *Verwilligung* und der *Mitverwaltung* der Steuern, das Recht bey neuen *allgemeinen Landesgesetzen* zu *Rathe* gezogen zu werden, und über zu ihrer Berathung gehörige Gegenstände *Vorstellungen* an den *König* zu bringen.

Die Ständeversammlung nahm die Arbeiten ihrer provisorischen Vorgängerin auf, und verfuhr im Geist der Gründlichkeit, der Ordnung und der Vorsicht. Schon ihr erstes Geschäft, die Wahl der Präsidenten war sehr glücklick: den Grafen Meerveldt fand die erste Kammer beständig in ihren Grundsätzen, und die zweyte Kammer in gefälligen Formen, er gewann für sich durch edeln Charakter, Klarheit und diplomatische Vermittelungskunst; der Geheimenrath Nieper stand der zweyten Kammer mit dem praktischen Blick und Takt vor, den eine langgeübte Geschäftsleitung und Vergegenwärtigung des Verwaltungsganges ihm zu eigen gemacht hatte. Dennoch liess aus den schon angedeuteten Gründen sich nicht vermeiden, dass die beiden Kammern schwerer mit einander als mit der Regierung übereinstimmten, und dass die Ostfriessischen Abgeordneten sich beynah zurückgezogen hätten. Auch beschickten einige Körperschaften den Landtag nicht, um die Kosten zu sparen, und der ständische Antrag auf deren Uebernahme ward von königlicher Seite nicht genehmigt. Nach diesen und andern Anzeigen mag die Versammlung in der That nicht ein augenblickliches lebhaftes Interesse im Lande erregt haben, und volksthümlich wie man es nennt, war sie allerdings nicht, sie gab sich weder leidenschaftlicher Erhitzung noch schwärmerischen Hofnungen hin. Schöne Reden wollten die Lüneburger Haide nicht in ein Land wo die Zitronen blühen, verwandeln, oder mit den Göttinger Studenten ein Reich der Wahrheit und Tugend gründen, und die beliebte Kunst trieb sich auch nicht, die Machthaber ins öffentliche Gespött zu bringen. Es ging wie in deutschen Collegien zu, die meisten Mitglieder waren Geschäftsmänner, es ging langsam, aber vorwärts; und waren die Kammern einverstanden, so gaben sie gediegene Arbeiten ab. Es gehörten aber die Anordnungen, welche in ihrer *ersten* Sitzungszeit (Diät nennt man sie, deren man bisher viere zählt, die Ständeversammlung selbst dauert sechs Jahr) zu Stande kamen, zu den wichtigsten, und betrafen die Truppenverminderung, die Kosten des Kriegswesens, und die Dienstpflicht. Die Kriegsverfassung eines Landes war, ist, und wird immer für seine ganze Staatsverfassung entscheidend seyn, das wusste man; die allgemeine Pflicht zum Kriegsdienste war ein neues, hartes Gesetz, das sah man; die Kosten des Hannov. Truppenstandes lassen den von Natur armen und durch Schulden schwer belasteten Haushalt nicht emporkommen, das fühlte man schmerzhaft; aber der deutsche Bundesbeschluss beschränkte das Ersparen, und liess für ein Ersparen nach Englischer Art nur die Hoffnung, dass er selbst wieder beschränkt werden würde. Wenn man nicht alle gewünschten Ersparungen erhalten konnte, so erhielt man dagegen das Aushebungsverfahren nach den schonendsten Rücksichten für Staatswirthschaft und ungestörte Bildung, wider Willkührlichkeit und Diensterschwerung geregelt zugleich mit einer jährlichen Rechenschaft von dem Soldatenverbrauch, welche doch wohl ebensoviel werth ist, als die Rechenschaft von dem jährlichen Geldverbrauch.

Mit der *zweyten* Sitzungszeit begann die Oeffentlichkeit der Verhandlungen durch den Druck der vorliegenden Protocolsauszüge, diese haben das Wesentliche wörtlich, folgen aber den Protocollen zu ängstlich, um nicht dadurch der gedrängten Zusammenstellung der Meinungen und Gründe mit den Gegenmeinungen und Gegengründen zu schaden, um nicht hin und wieder statt übersichtlich, weitläuftig zu seyn. Ueberdiess scheint es nicht natürlich, dass man zwey Schriften zugleicher Zeit lesen muss, weil der

der Gegenstand der Verhandlungen und ihr Ergebniss oder die Regierungsanträge und ständischen Erwiederungen den Protocollauszügen nicht eingefügt sondern als Aktenstücke beygefügt sind. Die wichtigste Verhandlung welche in dieser Sitzungszeit zum Schluss kam, war die Annahme des Budgets, aber dabey vertagte sich wiederum eine Hauptsache: Die Entscheidung über die Beschaffenheit des neuen Steuersystems. Man war eins, dass man ein allgemeines gleichmäsiges Steuersystem haben müsse, dass die Grundsteuer seinen Hauptbestand bilden solle, und dass die Entwerfung ihrer Mutterrollen nach dem angenommenen Verfahren zur Bestimmung des steuerbaren Flächeninhalts und Ertrages geschehen möge; dass man bis zur Annahme dieses neuen Steuersystems bey dem bestehenden Abgabenwesen bleiben müsse, worin die Steuerbeyträge der Provinzen einigermaßsen unter sich ausgeglichen, und die vormals Steuerfreyen zur Mitleidenheit gezogen waren. Aber das Missverhältniss zwischen der Ausgabe und Einnahme und die Nothwendigkeit die Mehrausgabe in dem Budget durch neue Besteurung zu decken, und die Mehrausgabe in den Vorjahren durch Anleihen zu berichtigen, ward in den Kammern laut beklagt, und viele meinten, man könne und müsse sparsamer seyn, und besonders die Soldaten sich nicht soviel kosten lassen. Man lehnte den Vorschlag der Regierung ab, die Grundsteuer zu erhöhen, weil die Grundbesitzer durch die wohlfeilen Preise (welche damals indess erst anfingen) sehr benachtheiligt und zurückgebracht würden. Dagegen verwilligte man eine Erhöhung der Kopfsteuer und einiger Vorbrauchssteuern. Die neue Grundsteueranlage schien nun wenig Arbeiten und Kosten, nach so vielen und grosen, noch zu erfodern, und schon das nächste Jahr in Vollziehung kommen zu können. Ihr Anfang sollte das Ende der Steuerfreyheiten seyn, und je näher dieser Anfang schien, desto lebhafter und ernstlicher ward die Entscheidung über die Entschädigungsfrage wegen der Grundsteuerfreyheiten in den Kammern betrieben, und zwischen ihnen bestritten. Sie waren und blieben darüber getheilter Meinung. Die erste Kammer nahm den Regierungsantrag zur Abfindung der Steuerfreyen durch ein Kapital, dessen Zinsen einem Viertel ihres neuen Grundsteuerbeytrages gleichkämen, unbedingt an, die zweyte Kammer bezweifelte dagegen die rechtsbegründete Fortdauer der Steuerfreyheiten, und stimmte für die erwähnte Abfindung nur unter der Bedingung, dass die Befreyung von der Kavalleriequartirung und Verpflegung alsdann gleichfalls erloschen sey. Beide Kammern überliessen dem Könige die Entscheidung.

Diese Entscheidung erfolgte in der *dritten* Sitzungszeit dahin, dass die vormals Steuerfreyen von der Kavalleriequartirung und Verpflegung frey seyn sollen. Die Stände brachten nun von Neuem in Erinnerung, ihnen das Resultat der Untersuchung über die bisherige Unterbringungsart der Kavallerie und über deren Kasernirung mitzutheilen. Sie erklärten, dass sie sich berechtigt und verpflichtet hielten künftig als Beytrag des Landes zu den Kosten des Militäretats nicht mehr als 1400,000 Thlr. zu bewilligen, statt der bisherigen 1500,000 Thlr., jedoch noch für ein Jahr 100,000 unter die ausserordentlichen Ausgaben bringen wollten. Eine schwere, drückende Last der Abgaben, eine fast allgemeine Lähmung des Handels und der Gewerbe, die Preislosigkeit der Producte des Ackerbaues und ein zunehmender Mangel an baarem Gelde, das sey der traurige Zustand worüber die Deputirten aus allen Gegenden des Landes übereinstimmten. In diesem Nothstande liege die dringendste Auffoderung für sie, die Lasten der Unterthanen zu erleichtern, und Ersparungen zu machen, wo es thunlich sey. Dahin müssen sie den Landesbeytrag zu dem Militäretat rechnen. Eine Einschränkung dieser Ausgabe werde durch die vermehrte Schuldenlast, und die Nothwendigkeit erfodert für ihren Antrag zu sorgen, wozu noch nicht der Anfang gemacht sey. Vormals sey zu den Truppenkosten der Beytrag des Landes 900,000 Thlr. und der Kammer 343,000 Thlr. gewesen, und dieses Verhältniss durch den Zutritt neuer Lande nicht verändert; auch begründe der deutsche Bundesbeschluss eine solche Anstrengung nicht, wie sie bisher statt gefunden habe. Das Grundsteuergesetz nahmen die Stände zwar mit Modificationen an, welche schon an sich eine Umarbeitung der vorgenommenen Steuerbeschreibungen nöthig machten; aber die ganze Grundsteueranlage sollte nun durch Central- und Provinzial-Commissionen von landesherrlichen und ständischen Mitgliedern geprüft und rectificirt werden und sodann zur Quotisation der Provinzen auf zwanzig Jahr dienen. Durch dieses Quotisationssystem erhalten die Provinzialstände nicht bloss auf die erste Anlage, sondern auch auf die Verwaltung der Grundsteuer grossen Einfluss. Gleich auf der Stelle von practischem Nutzen war die zu lang entbehrte Wechselordnung, und die bewirkte Veränderung mit dem Landdragonerkorps. Durch die Kostenverwendung auf die Schiffbarmachung der Ems erfüllte man das vertragsmäsig gegebene Wort an Preussen, und gab in bedrängter Zeit für die reichere das Hoffnungszeichen zu Wirthschaftsanlagen im Grossen.

Der *vierten* Sitzungszeit gehört das Gesetz über die Wegeordnung und die Schuldentilgungskasse. Die Westphälische Schuld blieb auf sich beruhen; und den Ständen ward auf die Vorstellung wider das Verbot an die Gerichte über die Klagen wegen der Beytreibung der von holländischer Seite aufgehobenen Domänengefälle zu erkennen, erwiedert, dass die Aufhebung von holländischer Seite nur bedingt und in Verbindung mit einem neuen Steuersystem erfolgt sey, und dass von hannoverischer Seite diese Aufhebung mit demselben Recht, womit sie angeordnet, zurückgenommen worden, dass man den Bezug der Domänengefälle zugleich mit dem alten Steuersystem wieder eingeführt, und den Gerichten nur untersagt habe, *über* diese Verordnung zu erkennen, und ihren Beruf zum Urtheilsprechen *nach* den Gesetzen zu

über-

überschreiten. War die Grundsteueranlage in dem vorigen Jahr nicht zu Stande gekommen, weil man grosse Fehler in der Abschätzung des Ertrages entdeckt hatte, so kam sie dieses Jahr nicht zu Stande, weil man noch grössere Unrichtigkeiten in der Berechnung des Flächeninhalts bemerkte, und es ward nun eine geometrische Ueberschlagung alles steuerbaren Grundeigenthums angeordnet. Mit der neuen Grundsteuer unterblieb auch die neue Häusersteuer; und einem höhern Ansatz der Ackerleute in der Kopfsteuer versagten die Stände die Zustimmung. Der König genehmigte die Herabsetzung des Landesbeytrags zu dem Militäretat auf 1400,000 Thlr. nach Untersuchung der Ersparungen, welche sich machen liessen. Die Stände erkannten dankbar, dass die Staatseinnahmen und Ausgaben in ein richtiges Verhältniss gesetzt, der Rechnungshaushalt geordnet und der Kredit durch den vortheilhaften Abschluss einer Anleihe von 2 Millionen bewährt worden.

Eine gute Sache scheuet den Tadel nicht; so soll denn hier noch Einiges gegen das Hannöversche Ständewesen bemerkt werden. Es hat nun 9 Jahr gedauert, aber es ist nicht so viel ausgerichtet, als man nach den Kosten erwarten durfte, die Stände haben eine halbe Million Thaler verzehrt, die man nicht einmahl gehabt, sondern geborgt hat. Der Hausmannsverstand des Bauern hat das gleich gesehen, und sich keine unnöthige Kosten gemacht, um dabey zu seyn, wenn er es konnte. Die Bürgermeister sind den Edelleuten wohl zuweilen lästig gewesen, und haben ihnen etwas die Wahrheit gesagt, aber gefruchtet hat es nichts. — Der Zuschnitt war schon früher zu gross, und jetzt ist er noch grösser geworden. Die Behörden und Beamten sind noch zahlreicher und kostbarer gemacht, und ein Haupttheil der Verwaltung und der Einnahme, das ganze Kammerwesen, ist im Dunkel geblieben. Man hat eine grosse Summe auf ein neues Steuerwesen verwandt, und es ist bey dem alten mit schweren Zugaben geblieben. Die Fehler, weswegen die Grundsteuerbeschreibung bisher immer von Neuem umgearbeitet ist, sind Kleinigkeiten gegen den Grundfehler, den der völlige Sturz aller bisherigen Durchschnittspreise, die Entwerthung der landwirthschaftlichen Erzeugnisse, das Verschwinden des reinen Ertrags und dadurch die Verwirrung aller Vermögensverhältnisse der Grundherren, und Landwirthe hineinbringt und gegen den noch grösseren Fehler den ein allgemeiner Preis für das Land hinein bringt, da der Preis von einer Gegend zur andern und zwischen den Marktorten um mehr als das doppelte abweicht. Die Regierung wollte die Grundsteuer zur Hauptsteuer machen, und die Natur und Lage der Sachen zwingt sie nun die Verbrauchssteuer dazu nach dem Zwischenspiel zu machen, welches mit den persönlichen Steuern von den Renten, Gewerben und Köpfen getrieben wird. Von dem was noth that, ist noch Vieles zu ordnen: ein tüchtiges peinliches Recht wider die Landplage der Gauner und Raubmörder, wider schlechte Beamte, und wider die vornehmen Verbrecher, die man kennt und nicht nennt, ist ein frommer Wunsch, ein bürgerliches Recht, das der Richter versteht, und woraus gut und schnell Sicherheit des Vermögens und Standes herauskommt, ist gleichfalls ein fromer Wunsch, und die letzte wahre Handlung alles Gesetzgebens ein Aufschwung, mindestens ein Reiz für ein seelenvolles Leben, für Geistesanstrengung, Kunstliebe, Wissenschaft und Ruhm ist es nicht minder.

Böses ist leicht gesagt, Gutes schwer gethan, aber hier ist doch wirklich viel gethan. Ein Blick auf und in das Land, auf die Ruhe, die Behaglichkeit beweist, dass ein Jeder sein Recht hat, und es zu haben fühlt. Das aber ward eben dadurch erreicht, dass man die neue Ordnung auf das bestehende Recht gründete. Hätte man das nicht thun wollen, so hätte man entweder ohne Stände regieren müssen, welches bekanntlich die Entwicklung der Selbstständigkeit und der Ideen behindert, oder man hätte das repräsentative System einführen müssen, dessen Wirkung bey plötzlicher Einführung (und nicht bey seiner allmählichen Entwicklung) immer ist, wenn es nicht verwildert oder gleich wieder untergeht, dass Ansehen, Einfluss, Macht an neue Geschlechter kommen. Der Grundsatz die Geschlechter in ihrem Recht und Besitz zu erhalten, war allerdings für den Adel am vortheilhaftesten, weil er der berechtigtste Stand war, aber der Grundsatz galt doch für alle bürgerliche Stände, und er bewahrte den Treuglauben unter ihnen, welchen der Umsturz der Verfassung erschüttert haben würde. Auf der Ständeversammlung hat man die gegenseitigen Interessen lebhaft bestritten, aber hat der Adel die Seinigen auf Kosten der andern vermehrt, oder hat er für das gemeinschaftliche Interesse Opfer gebracht? Gab es einen früheren Landtag, auf welchem das Privatinteresse dem öffentlichen mehr nachgestanden hätte? Man tastete das Kammergut nicht an, aber ward es nicht steuerpflichtig, und das Familiengut des königlichen Hauses jedem andern Familiengut gleichgestellt? In der ganzen Reihe der Gesetze ist kein einziges welches nicht mit practischer Sachkenntniss und Wissenschaftlichem Sinn entworfen wäre, und die Hülfsmittel der Gesetzgebung die statistischen Nachrichten, die Verwaltungsdetails weren noch nicht so vor Augen, als sie es in der Folge seyn werden. Es fehlte noch an Vorarbeiten. Die Bahn musste erst gebrochen werden, aber sie ward rüstig und tüchtig gebrochen. Gewonnen ist schon jetzt die Klarheit über das gemeinschaftliche Verwaltungsinteresse, der Fortschritt in Gründung von Hülfsanstalten für Erwerb und Bildung, der Anfang in dem Aufräumen veralteter Justizsysteme, der Grundsatz der Steuergleichheit, der Grundsatz gleichmässiger Vertretung für die freyen Gutsbesitzer, und die öffentliche recht ordentliche Rechenschaft über das Blut und das Geld, welches der öffentliche Dienst jährlich in Anspruch nimmt. Wo, wann ist in ein paar Jahren so viel und auf so ruhigem anständigem Wege gewonnen?

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

März 1824.

ALTERTHUMSKUNDE.

LONDON, b. Bulmer: *Observations on the Topography of the Plain of Troy* and of the principal objects within, and abound it described, or alluded to, in the Iliad, shewing that the System of M. de (sic) *Chevalier*, so long upheld, is founded in a most erroneous Topography. And also that the two Sources denominated the warm and the cold Spring, on which his System materially rests, do not present any contrast; but are exactly alike, in Point of Temperature; that is, *Cold*. With a Map, in which the Topography set forth by M. de Chevalier, is contrasted with the several Statements of three other Travellers in the Troad. Also a Sketch of the Western Part of the Region of Mount Ida — by *James Rennell* F. R. S. of L. E. and G... and M. J. P. 1814. XI u. 156 S. 4.

Unter diesem langen Titel giebt Hr. *Rennell* hier eine Schrift über das Troj. Gefilde, welche das, früher überall mit großer Freude aufgenommene, Le Chevalier'sche, von Choif. Gouffier kürzlich noch gründlicher ausgeführte System, umstoßen soll. Schon auf dem Titel seiner Schrift kündigt der Vf. dieselbe als Streitschrift gegen Hrn. Le Chevalier (nicht De Chevalier wie *R.* ihn immer nennt), an. In der Vorrede stellt der Vf. ohne Beweis hin: 1) dass Le Chevalier's System mit der Untersuchung über die verschiedene Temperatur der Quellen, bey Bunar-Bachi, welche Le Chevalier behaupte, er aber leugne, stehen und fallen müsse. Dann wendet der Vf. gegen Le Chevalier ferner ein: 2) Der Prof. Carlyle habe 8 Quellen von derselben Art gefunden, anstatt 2 von verschiedener Wärme. 3) Der Name des Flusses Shimar sey offenbar der des Simois. 4) Chevalier gäbe der Trojanischen Ebene, in welcher gefochten, eine zu große Ausdehnung, die nicht mit der von dem Dichter angegebenen Zeit der Truppenmärsche übereinstimme. 5) Es wäre schwer zu begreifen, wie der „*equable and smothly flowing River of Bounarbashi*" der „*irregular and furious torrent of the Scamander*" seyn sollte. Die übrigen Einwendungen sind ganz unbedeutend.

Was nun die Kritik dieser Einwürfe betrifft, so müssen wir vor allen Dingen bemerken, dass der Vf. selbst gesteht, er verstehe zwar kein Griechisch, was bey einer so verwickelten Sache und poetischen Sprache schlimm scheinen könne; allein es sey nicht immer eine kritische Kenntniss der Sprachen nöthig, um den Text nach Uebersetzungen guter Philologen zu verstehen. Er folge daher im Allgemeinen Cowpers Uebersetzung, deren Treue man ihm gelobt habe; zuweilen versichert er jedoch, einen der griechischen Sprache kundigen Freund zu Rathe gezogen zu haben. Ein solches *Geständniss* ist allerdings eine schlimme Sache, da durch Unbekanntschaft mit der Sprache eben die größsten Irrthümer in die Geographie sich eingeschlichen haben; allein noch schlimmer steht es mit der Sache des Vfs., wenn, wie wir darthun werden, alle seine auch aus der neuen Geographie gegen Lechev angeführten Gründe ohne Gewicht sind.

Ehe wir aber diese Gründe selbst näher beurtheilen, müssen wir noch erwähnen, dass es nicht eben leicht ist, dem Vf. überall zu folgen, weil er seine Beweisstellen gar nicht citirt. Nun zur Widerlegung der einzelnen Einwürfe des Vfs. gegen das Le-Cheval. System.

1) Die warme und kalte Quelle des Seamander werden, trotz aller Versuche, den heutigen Mendere zu Homers Scamander zu machen, von Homer ganz in die Nähe des alten Troja gesetzt, so dass die Troerinnen zur Zeit des Friedens hinausgingen, um ihre Kleider darin zu waschen. Wenn Homer nun den Umstand schildert, dass die eine dieser Quellen im Winter warm und dampfend, die andere kalt wie Eis sey, so kann dieses eine poetische Verschönerung seyn, ohne dass die Lage Trojas an den Quellen des Scamander, welche ebenfalls zur Erklärung des letzten Kampfes des Hector und Achill ganz nahe am Scäischen Thore angenommen werden müsse, verrückt werden darf. Le Chevalier fand indessen allerdings die eine Quelle, wenn auch nicht siedend heiss, doch warm und die andere kalt, und mehrere Reisende nach ihm machten dieselbe Bemerkung. — *Rennell* stellt dagegen mehrere andere Beobachtungen zusammen (S. 61), aus welchen erhellen soll, dass die Quellen am Hügel von Bunar-Bachi alle gleich warm seyn, und eine Temperatur von 61° — 64° Fahr. haben sollen. Sie hatten nach Hawkins 63° — 64°, Capt. Hayes 64°, Dr. Clarke 62°, Hobhouse 61°. Hawkins wollte bemerkt haben, dass die Quellen alle gleich kalt wären, und Sipthorp (Ed. Transact. IV. S. 114), dass die Quelle, welche ihm als

als die warme angegeben wurde, „ihm keine Empfindung von Hitze" gemacht habe; dennoch muss der Vf. S. 68 gestehen, dass das Wasser der einen Quelle *nach allen Nachrichten* im Winter so warm sey, *dass es dampfe* (S. 63), das der andern Quelle dagegen nicht, und dieses stimmt auch mit den neuern Untersuchungen des Herrn Dubois, (Chois. Gouffier voy. pittor. II, 2. S. 270) so wie mit Choiseuls Bemerkungen überein. Dubois fand die warme Quelle Jan. 1815. 2 — 5° über den Temperaturzustand der Luft und beobachtete sie 5 Tage hindurch, während welcher Zeit sie mit Dampf bedeckt war. Die kalte dagegen war ½ — 1° R. unter dem Temperaturzustande der Luft, und ohne darüber sich sammelnden Dampf. Wenn wir nun bedenken, dass Homer Il. XII, 14, um die Temperatur der Quelle zu bezeichnen, das Epitheton λιαρὸς gebraucht, welches auch von einem angenehmen Baade gebraucht wird, so sieht man, dass er sie nicht als *kochend* habe beschreiben wollen, und dass alle Erscheinungen der warmen Quellen von Bunar-Bachi mit der Beschreibung, welche Homer von der warmen Quelle des Scamanders macht, übereinstimmen. — Es ist aber offenbar ein elendes Hülfsmittel, um seine Meinung zu behaupten, wenn der Vf. zu der Versicherung Sibthorp's seine Zuflucht nimmt, dass die warme Quelle „*communicated to themno sensation of heat,*" denn dieses würde eine Wärme von mehr als 27° R. voraussetzen, die niemand dieser Quelle zugeschrieben hat.

2) Der zweyte Einwurf des Vfs. gegen Hrn. Le Chevalier ist der, dass der Fluss von Bunar-Bachi nicht 2, sondern 8 Quellen habe. Dieses zu beweisen, beruft er sich auf Carlyle's Karte, welche er jedoch selbst (S. XX) „*indeed a verry rude and imperfect performanbe, it considered as a pica of geography, to which indeed it has no title*" nennt. Ein einziger Blick des Lesers auf dieses schlechte Machwerk zeigt ihm, wie wenig sich der Vf. darauf hätte verlassen müssen. — Neuere Nachrichten sprechen auch allerdings wieder für Hrn. Le Chevalier. Der Hauptquellen sind nämlich nach Dubois im Ganzen nur zwey. Beide sind von ihm mit den Umgebungen abgezeichnet, und befinden sich in Chois. Gouff. voy. pitt. II. Th. 2. Abth. Pl. XXIII, 23 dargestellt. Auch sind sie hier beide von dem Herausg. dieser letzten Abtheilung des Chois. Werks (wahrscheinlich B. du Boc.) genau beschrieben. Die *warme Quelle* kommt aus einem viereckigen mit Granitblöcken eingefassten Bassin, und dient auch jetzt den Einwohnern von Bunar-Bachi bloss zum Waschen. Damit verbindet sich bald eine zweyte warme Quelle, die aus einem hufeisenförmigen Bassin hervorkommt. Beide befinden sich zunächst bey Bunar-Bachi. Der Grund der Quellen ist nach Hauy quarzig und mit Körnern von kohlensaurem Kalk gemischt. — Sie fliessen bald ineinander, bilden so *eine* warme Quelle und verbinden sich mit der kalten Quelle, welche aus den südlichen unbedeutenden Höhen mit grosser Macht hervorbricht und durch ungefähr 116 kleinere Quellen verstärkt wird, welche aus dem nur etwa 2 Fuss hohen Ufer des Hauptkanals entspringen. Hieraus sieht man, dass Hr. Carlyle nicht nur 8, sondern 120 Quellen und darüber hätte zählen können, wenn er aufmerksam zugesehen hätte, dass aber dennoch 2 Hauptkanäle sind, deren einer das Wasser der warmen, der andere das der kalten Quellen fortführt.

3) Was den Namen des Simois anbetrifft, den Le Chevalier in den heutigen Mendere sucht, *Rennell* aber in Carlyle's Shimar wiederfindet, so ist dieses eine Entdeckung, welche dem Vf. als die wichtigste für die ganze Geographie dieser Gegend erscheint; aber es ist Schade, dass auch diese Entdeckung bloss eine Folge der Unkunde der Neugriechischen Sprache bey dem Vf. ist. *Rennell* bedauert, dass Hr. Prof. Carlyle seine, aus der Wiederentdeckung dieses *herrlichen Namens* gezogenen Schlüsse nicht mehr habe erleben können (S. XI); allein wir zweifeln, dass es Hrn. Carlyle angenehm gewesen seyn würde, seine Nachricht von der Existenz eines Shimar-Flusses *so* benutzt zu sehen. Um dem alten Namen des Simois noch näher zu kommen, dreht der Vf. aus Shimar Simores heraus. Das Ganze ist leider ein Missverständniss. Carlyle bemerkt selbst (in seinem Journal), dass er von Eski-Akhei-Kui am *Shimar*-Fluss nach der zerstörten *Wasserleitung*, am obern Theile desselben, (nicht völlig eine halbe Stunde von Eski-Akhe-Keui) eine Tour gemacht habe. Eine Wasserleitung heisst aber bey den Neu-Griechen *Κιμαῤῥα*, daher hat auch der Fluss den Namen Kimarra, welchen Carlyle auf englische Weise Shimar schreibt, und *Rennell* weiter in Simores verdreht. — So schön begründet ist also des Vfs. Haupteinwurf, der dadurch noch komischer wird, dass dieser nach Homer (XII, 22. XXI, 314 u. 308) so wilde Strom, der aus den tiefen Schlünden des Ida abschüssig herunterströmt und Baumstämme und Felsen mit sich fortwälzt, von dem blumichten Scamander aber gegen den Achill zu Hülfe gerufen wird, ein kleines Bächelchen von 3, schreibe *drey, Fuss Breite* ist, worüber Dubois mit leichter Mühe hinweghüpfte. (Coif. Gouffier II, 2, 296).

4) Den vierten im Anfange hingeworfenen Einwurf, welcher von der zu grossen Ausdehnung der Ebene nach Le Chevalier hergenommen ist, motivirt der Vf. 118 weiter. Vom Skäischen Thore bis zu der griechischen Verschanzung war nach Chevalier 7 brittische Meilen in gerader Linie, und dieser Raum wurde an dem Tage, wo Hect. das griech. Lager angriff, vier Mal von der Armee durchzogen, so dass die Trojaner 28 bis 30, oder 32 engl. Meilen in einem Tage hätten machen und doch noch fechten müssen. Die ganze Schlacht endete aber noch vor Sonnenuntergang (Il. XVIII.

V.

v. 241), indem die grofse Schlacht auf dem Throsmos, als die Griechen aus ihren Verschanzungen früh Morgens hervorbrachen, am Mittage noch nicht entschieden war. Hier ist aber die Länge des Tages von Mittag bis Sonnenuntergang nur $7\frac{1}{2}$ Stunde am längsten Tage. Die vier Märsche aber die nicht eher anfingen als nach der Schlacht auf dem Throsmos geben 30 Meilen, dazu kommen denn die Kämpfe an und in den Verschanzungen, und im Blachfelde selbst. Hieraus erhellt nach *R.*, dafs die Stadt nicht so entfernt gewesen seyn kann von der alten Seeküste. — Wenn aber das alte Troja da stand, wo später Ilieusium Pagus nach Demetrius von Seepsis lag, so war die Entfernung vom Scäischen Thore (wenn man die Stadt in die Ebene hinein weit ausdehnt) nur etwa 4 englische Meilen, die ganze Summe der Märsche betrug dann 15 oder 16 Meilen, „*oder* ungefähr einen gewöhnlichen Tagemarsch für eine Armee." Obgleich wir es nun nicht im geringsten tadeln, dafs Hr. *R.* so genau den Homerischen Helden jeden Schritt nachrechnet, und die Zeit misst, welche sie auf jeden Marsch verwenden; so sind wir doch mit Heyne der Meinung, dafs man Homer zu viel Ehre anthut, wenn man in dem Dichter einen genauen Chronographen sucht. Homer hatte Sagen vor sich, und in diesen war eine gewisse Zeitfolge zu beobachten in so fern, dafs das später erfolgte nicht als früher geschehen dargestellt werden durfte. Weiter war aber für einen Dichter der Heroenzeit nichts nöthig, und dafs wirklich Homer sich hierin keine so genauen Gesetze vorschrieb, sieht man deutlich aus der schnellen Aufführung der Mauer, mit Thürmen, Zinnen, Graben und Pallisaden, Il. XII. 29. 255. Il. VII. v. 336. XII, 259, welche zwischen der ersten und zweyten Schlacht in einer Nacht vor sich gegangen seyn müfste. Alles dieses so wie die Zerstörung der Mauer durch Apollo und Poseidon ist episch verschönert. Il. XII. 1. sqq.

5) Der fünfte Einwurf ist hergenommen von der Natur des Flusses von Bunar - Bachi im Gegensatz zu Homers Beschreibung. *Rennell* sagt, Homer nenne ihn *in indifferent places* (die er nicht anführt) *aweful flood, gulphy stream — vortiginous; from Jove derived, swift Scamander eddy whirling flood-dizzy strem:* alle Epitheta bezeichneten *depth, capacity* und *rapidity.* Nun ist es aber schlimm, wenn der Vf. die Epitheta erst aus einer Uebersetzung kennen lernt und dennoch urtheilen will; dann, wenn er diese Stellen nicht einmal anführt. Im Gegentheil stimmt die Natur des Flusses von Bunar - Bachi weit besser mit dem von Homer beschriebenen Scamander überein als die des Mendere, und die Natur des von Homer beschriebenen Simois weit besser mit der des heutigen Mendere als der Shimar des Vfs., dessen *Namen* auch, wie wir gesehen haben, nichts mit dem Simois zu schaffen hat.

Der *Scamander* ist bey Homer ein raschströmender Fluss, welches damit übereinstimmt, dafs er nicht nur nach Le Chevalier (S. 35), sondern auch nach den neuern Untersuchungen des Hrn. Dubois bey Choif. Gouffier (*Voyage pittoresque* II, a. S. 272) rasch und voll aus seiner Quelle hervorsprudelt. Seinen raschen Lauf verliert er erst da, wo man ihm ein neues künstliches Bette gegen das Aegäische Meer zu gegraben hat. Er ist ferner nach Homer Il. VII. 329. Il. XXI 124. δινήεις, wirbelnd. Solche Wirbel entstehen aber nur in einem tiefen Strome und finden sich wirklich in dem von Bounar - Bashi, während der Mendere - Su so niedrig über blosses Steingerölle fortfliefst, dafs er im Sommer ganz trocken wird, und im Frühlinge nur durch den schmelzenden Schnee hoch aufschwillt. Der Scamander schwillt nach Homer nicht an, ist ein schönfliessender ἐΰῤῥειος Fluss mit reinem Wasser (ἀγλαὸν ὕδωρ Il. XXI. 345), seine Ufer sind mit Blumen umkränzt (Il. II, 467) und mit Weiden, Lotus, Binsen und *cyperus rotundus* (Sprengel Theophrast S. 361) bedeckt, und Aale und Fische ernährt er in seinem Gewässer. Endlich wird er von Homer nur so breit geschildert, dafs ein abgehauener Baum hinreichte, um eine Brücke darüber zu bilden. Dieses alles, was gänzlich mit der Natur des blumigten Flusses von Bunar - Bachi, der tief aber nicht in weiten Ufern (12 — 20 Fuss höchstens) immer gleichmäfsig dahinfliefst, übereinstimmt, zusammengehalten mit den beiden Quellen dieses Flusses, von denen die eine warm, die andere kalt ist, läfst keinen Zweifel übrig, dafs der Fluss von Bunar - Bachi wirklich der von *Homer* beschriebene Scamander *sey*, der durch die vielen Bergströme aber zuweilen anschwellende Simois, welchen der Scamander gegen den Achill, mit seinen „mächtigen Wogen, und dem lauten Geräusche uferentrissener Stämme und Steine zu Hülfe ruft," der Mendere - Su sey, auf den alles dieses pafst. Was nun des Vfs. eigene Meinungen betrifft, so sind diese vorzüglich folgende:

Troja oder Ilium zeigte schon zu Demetrius von Skepsis Zeiten keine Spuren mehr, und mufste daher blofs historisch bestimmt werden. Die warme Quelle war dem Demetrius ganz unbekannt, Ilium lag nach ihm (S. 29) auf der Stelle, wo später Iliensium pagus war (Strab. 597), defshalb setzt der Vf. die Lage von Alt - Ilium zwischen Kalifatli und Atchekui (S. 125), wo indefs weder von dem einen noch von dem andern Ueberreste, noch auch die Quellen des Scamanders nach Homer, noch auch die hohe Feste Pergama zu finden sind. Die Lage der Stadt Ilium fällt nach *R.* gröfstentheils in die Ebene, wofür er Hom. Il. XX, 215 und Strabo 592 und 593 anführt; auch glaubten die Einwohner von Kalifatli, dafs ihr Dorf auf einem Theil des alten Iliums stände (Gell. Troy S. 57). Pergama ist nach ihm nahe bey Atchecui S. W. E. Die Höhe (fällt mit Il. Pagus zusammen), wo Kauffer einige Säulen von „sehr alter (welcher?) Form" S. 115 gesehen habe.

Das Thal Thymbra ist nach dem Vf. das heutige Thymbrek und der Tempel des Thymbr. Apoll nach Strabo 50 Stad. von Neu - Ilium. An die Stelle, wo bey Kalil - Eli prächtige Ruinen eines Tem-

Tempels gefunden sind, kann man diesen T. des Apoll, wie die meisten thun, nicht hinsetzen, sondern er fällt auf die Gegend bey Thumbreek - Kui, 4 englische Meilen höher, wo Capit. Franklin und Hope Ruinen eines schönen Tempels Dorischer Ordnung gefunden haben. Er ist vom feinsten Parischen Marmor und heisst bey den Eingebornen Thymbrek-Muzarlik (Franklin's Tour. S. 11 u. 12) *Rennell* meint, diess sey der wahre Homersche Tempel (S. 117), und der andere bey Kalil-Eli ein späterer römischer; allein woher denn hier die Dorische Ordnung? woher der Marmor, der erst lange nach Homer zu Säulen angewandt wurde? Dieser Tempel sowohl als der andere bey Kalil-Eli, der nach Franklin (S. 8 u. 9) Corinthischer Ordnung ist, nach Le Chevalier Dorischer mit einzelnen Capitälen Corinthischer Ordnung (was sonst an *einem* Tempel nie vorkommt, obwohl sich der Jonische und Dorische Baustil vereinigt findet), sind gewiss Römischen, oder erster höchstens Aeolischen Ursprungs, lange nach dem Trojanischen Kriege. Nach Clarke (Vol. II. S. 84) sind sogar Bruchstücke von *Dorischen*, *Corinthischen* und *Jonischen* Capitälen in den Ruinen bey Khalil-Eli vorhanden, was auf ein noch weit jüngeres Datum schliessen lässt.

Den Mangel der warmen Quelle bey dem vermeintlichen Orte, wo Ilium gelegen haben soll, erklärt der Vf. dadurch, „dass durch ein Erdbeben nichts so leicht zerstört werden könne, als die Localität einer Quelle." — Wenn wir nun aber auch ein solches Erdbeben hier annehmen wollten: würde dadurch die warme hier zerstörte Quelle zu der des *Scamanders* werden, welcher nach des Vfs. Meinung viele Meilen höher auf dem Cotylus-Berge entspringt? nach Homer aber vor dem Scäischen Thore von Ilium entsprungen seyn soll? Wir schliessen diese Anzeige mit den Worten Heynes (Vorrede zu der Dorneddenschen Uebersetzung der ersten Le Chevalierschen Nachricht über diesen Punct. Leipz. 1792. S. XXXII). „Die Quellen des Scamander finden sich bey Bounar-Bashi und in der Nähe dabey die Stelle von Troja." Herr *Rennell* hat sich also vergebens bemüht, die bisherigen Untersuchungen aus einem Schriftsteller, dessen Sprache er seinem eigenen Bekenntniss zufolge nicht einmal verstand, und aus unkritischen neuern Nachrichten zu widerlegen.

GESCHICHTE.

Paris, b. Plancher: *Mémoires pour servir à l'histoire de Charles XIV. Jean Roi de Suède et de Norwège;* contenant *l'itinéraire d'un voyage en Suède, la relation de la révolution de 1809, la vie politique et militaire de Bernadotte comme général français, son élection comme prince royal de Suède, ses actes et sa correspondance, ses campagnes contre Napoléon en 18$\frac{13}{14}$, la campagne de Norwège, la fin du règne du roi Charles XIII., l'avènement de Charles XIV Jean, son couronnement à Stockholm et son sacre à Drontheim.* Le tout recueilli et rédigé sur des actes authentiques par le chef d'escadron *Coupé de St. Donat* chevalier et ancien officier supérieur de l'état major du prince de Ponte Corvo et *B. de Roquefort*, membre de la Société royale des Antiquaires de France, de l'académie de Göttingue etc. 1820. *Erster* Theil. XXIIII u. 348 S. *Zweyter* Theil. 358 S.

Man sollte fast glauben, das Buch habe zwey Vf., nicht um die Ehre, sondern um den Tadel zu theilen: denn statt Reisebeschreibungen enthält es Stationsverzeichnisse, statt der Uebersicht von dem Zustande der Kunst und Wissenschaft in Schweden eine Namensliste, und die Angabe, dass man dort Universitäten, Akademien, Bibliotheken und andere mögliche Anstalten bemerke, und statt der Denkwürdigkeiten des Königs seine Bülletins und öffentlichen Reden. Den Beschluss macht ein Auszug aus ungedruckten *Considérations politiques de l'Europe*, der nach ihrem Druck nichts weniger als verlangen lässt. Von des Königs Bildungsgeschichte und seinen Verbindungen erfährt man nichts; aber es soll ein Soldat von Royal Marine mit dem kriegslustigen Jüngling die Kleidung gewechselt und gesagt haben: Vorwärts, ich mache aus dir einen Marschall von Frankreich. Nachdem der junge Krieger sich in Ostindien und Korsika versucht hat, soll er doch Lust gehabt haben, die Rechte zu lernen, aber unter der Fahne durch einen jener gebieterischen Instinkte zurückgehalten seyn, welcher so viele höhere Menschen so schnell zum Ruhme geführt hat. — Die Verschwornen sollen zwanzig Jahr einen Arm gesucht haben, um Gustav III. niederzustossen, so wahr ist es, dass die *Rasse* der *Ungeheure* nicht zahlreich ist; indess Anckarströem war da! — Ein Land, wo die Krone dem Recht oder der That nach von der Wahl abhängt, muss ein Land seyn, wo die Annahme an Kindesstatt in Ehren ist. Wahl und Annahme an Kindesstatt begreifen einander, und das Eine kann durch das Andere übersetzt werden. Kann man wohl gründlicher im Staatsrecht seyn, als die beiden Herren? Aber sie sind auch die Artigkeit selbst, sie finden in Tacitus und der Edda, dass die alten Schweden die Frauen geehrt haben, und wenden sich dann zu den Damen mit der Frage: ob es wohl Barbaren gewesen seyn können?

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

März 1824.

ERDBESCHREIBUNG.

London, b. Balduin u. a.: *Columbia*, being a geogr., statist., agric., commercial and polit. Account of that country — 1822. Vol. II. 782 S. 8.

(Fortsetzung der Recension in Nr. 15. der A. L. Z. 1824.)

Zweyter Theil. *Erstes* Kapitel. *Producte.* Venezuela hat nur unbedeutende Gold- und Kupferbergwerke; desto reicher ist Cundinamarca an edlem Erz und das Silber ganz vorzüglich rein, und Platina nirgends so häufig als hier. Auch findet man dort Smaragde. Die Provinz Choco liefert allein über 12000 Pfund Gold. Die neuen Silber- und Goldbergwerke zu Vega de Supia liegen wegen eines Processes unter den Eigenthümern still, und andere liess das spanische Gouvernement nicht weiter bearbeiten. Quecksilber ist im Ueberfluss da. Salz und Mineralwasser sind reichlich vorhanden, letztere in größter Mannichfaltigkeit; die Perlfischerey, ohne alle Polizeyaufsicht, ist gegen vormals äusserst unbedeutend. — Zucker wird ungeachtet der reichen Pflanzungen nur wenig ausgeführt; denn die Creolen verbrauchen viel Zucker und der ärmste Neger trinkt Cacaowasser mit ungereinigtem Zucker. Zucker bedarf nicht gerade eines Tropenlandes; um Granada in Spanien gedeiht er, ja sogar im Pariser Pflanzengarten ärntete man Zuckerrohr, das sehr gut crystallisirten Zucker lieferte und nicht viel weniger an Quantität. Feuchten und sandigen Boden liebt der Zucker nicht, wohl aber einen sehr tiefen, fetten und aschgrauen, wo das Wasser nicht tief eindringen kann, sonst gedeiht er schlecht. Bey der nähern Auseinandersetzung der verschiedenen Gattungen des Zuckers — creolischen, otaheitischen und batavischen — deren Bau, Ertrag u. s. w. können wir dem Vf. nicht folgen; und eben so müssen wir übergehen, was er über den Bau des Kaffees, des Cacaos, des Tabaks, der Baumwolle und des Indigo sagt. — Cundinamarca liefert treffliche *Cochenille.* — *Brasilienholz* führt Marecaybo aus. Die unendlichen Hinterwälder Columbias sind noch ein Dickigt voll von Schlangen und wilden Thieren, in die noch kein Mensch anders als durch Flussschifffahrt eindrang und sich vom Ufer niemals weit entfernte. — An Medicinpflanzen liefert Columbia Sassafrass, Storax, Meerzwiebeln, Cassia, Guayac, Aloe, Quinquina, Cinchona, (Jesuiter-Rinde) Sarsaparilla, Kamarinden. — Die Häute Columbias sind theurer als die von Buenos Ayres, weil erstere im Gerben mehr Gewicht behalten, da die Seefahrt kürzer ist und sie daher weniger austrocknen. Die Esel sind grösser geworden als die europäischen, die Ziegen sind hier milchreicher, jedoch kleiner; das Schwein eben so; der eingewanderte Hund hat hier zu bellen aufgehört.

Zweytes Kapitel. *Handel.* Die spanische Colonialregierung erschwerte möglichst allen Handel auf den vielen kleinen Binnen und Nebenflüssen, aus Furcht, dass unverzollte Waaren sich dadurch ein- und ausschleichen könnten. Es wird jetzt anders werden, denn kein anderes Land hat bessere Ausfuhrplätze in zahlreichen Strömen die sich ins Meer ergiessen. Die Mündungen des Orinoco müssen bald der Sitz eines grossen Welthandels werden. Dafür sorgt der Besitz der wichtigen Insel Trinidad und der drey Colonien in Guyana in der Hand der Britten. Schon sind sie in engster Verbindung mit den Indianern des Orinoco-Deltas, die ihnen zu Lootsen dienen und aus Naturkindern bereits eifrige Schleichhändler zu werden anfangen. Für die berühmten Comptoire in Trinidad ist der Orinocco und Nordbrasilien so bekannt, als dem Londoner das Ufer der Themse; aber diese Handelsherren, die ungeheuren Gewinn ziehen, hüten sich sehr, ihre genauen Landeskenntnisse und die Ausdehnung ihres Verkehrs der Regierung und andern Handelshäusern bekannt werden zu lassen. Ihr grösster Verkehr leitet Waarensendung durch und über St. Thomas, das wahre Eldorado Westindiens. Die Indianer der Delta-Mündung (Guaraon) lebten meist in gutem Vernehmen mit den Missionen, jetzt verführen sie ihnen manche Missionsglieder, dass sie sich von den Missionen trennen, neue Dörfer bilden und den Schleichhandel für die Gebühr mit den Plantagen der Hinterwälder befördern. — Betrachtet man die vielen vorspringenden Vorgebirge und die Einöde der Küsten an manchem günstigem Hafen und die hier immer wehenden Winde, so liegt das Resultat klar vor Augen, dass es nirgends schwerer seyn kann, die Küsten der westindischen Freyhäfen in Columbia dergestalt ins Auge zu fassen, dass der alte Schleichhandel in offenen Böten ganz gehindert werden könne. Noch kennt man nicht einmal alle Orinocco-Mündungen, deren wenigstens elf vorhanden sind. Schon jetzt beschifft der Schleichhandel die Mündungen Boca de Navios bey Punta Barima, de Mariusas, Macareo, Pedernales und Manamo grande. Die erste Boca de Navios ist

ist die weiteste und tiefste. Hier wächst besonders die Mauritia-Palme (Sagobaum) aber sie ist nicht so mehlreich als der Sagus rumphii auf der asiatischen Insel Amboina. Ein englischer Acker hat dort 435 Stämme, die jährlich über 8000 Pf. Sago nachhaltig liefern. Freylich liefert der Brodbaum noch mehr, aber minder nahrhafte Frucht. An Nahrungsstoff für den Menschen liefert die Sagopalme mehr als selbst die Kartoffel, die auch ein Product der Berge Columbias ist. Die Mauritia-Palme ist hier der Aufenthalt der Indianer in den Gipfeln, die in der Periode der Ueberschwemmung über dem Wasser hervorragen. Zwischen den Zweigen bauen sie sich eine Hütte, deren Abendfeuer den Schiffern in der Dunkelheit als Pharus dient. Nur diese Eingebornen kennen die Wald-Pfade, welche sie in der Dürre mit dem Festlande verbinden. Die Missionarien nennen jene Palme den Baum des Lebens, weil er den Indianern jedes Bedürfniss befriedigt, denn die Frucht, das Mark, der zuckerhaltige Baumsaft, frisch und nach der Gährung als Wein, die Fibern der Schösslinge, dienen den Indianern zur Nahrung und zum Weben der Hängematten, oder Verfertigen der Stricke. Freylich stehen diese Wilden auf einer sehr niedrigen Stufe der Civilisation, allein weil diess der Fall ist; genügt ihnen auch, wie den einfachsten Insecten, die Nahrung und das Leben von einer einzigen Pflanzengattung. Da die Bienen in die Hohlung dieser Bäume bisweilen Honig tragen, so giebt ihnen das ihren Meth durch Gährung. — Die Festungswerke von Vieja Guyana an der Chicasmündung des Orinocco existiren noch, obgleich die Stadt verschwunden ist. Zum Schiffbau kann kein Platz gelegener seyn, dem dazu nichts in der Nähe als Mastenholz fehlt, das nur hohe Gebirge der Tropen oder die gemässigte Zone aus der Gattung coniferae liefern. Von grosser Wichtigkeit ist, dass die Hauptstadt Columbias Angostura der Mündung des Orinocco so nahe ist. — Jetzt geht sehr viele baumwollene englische Waare wegen der Wohlfeilheit nach Columbia und verdrängt das deutsche und schlesische Linnen; aber da hier alles am alten hängt, so muss der britische Fabrikant immer mehr lernen, deutsche Kennzeichen und Güte der Waare aus Flachs in Baumwolle nachzuahmen, besonders aber die Weisse, welche der Kreole höher als Feinheit und Weiche schätzt. So dauerhaft als Flachslinnen ist es freylich niemals. Columbia verbraucht viel unechtes, in England fabricirtes Diamantengeschmeide, aber da hierin der Spanier wohlfeiler arbeitet, so wird diese Ausfuhr eines fremden veredelten Fabrikats Spanien wohl verbleiben. Goldarbeiten, die dort gangbar seyn sollen, müssen blassgelb seyn und in Silber Piastergehalt haben. Spitzen gehen dahin stark aus England. Alles Seidenzeug verlangen die Kreolen dunkelfarbig. Sehr viel Casimir aus England, viele Hüte und militärische Verzierungen tragen jetzt dort die Weissen. Die Jugend verbraucht viele Stiefeln, besonders englische Arbeit. — Folgende Scale giebt einen Maasstab, was bisher an Procenten der Einfuhr Europa an Columbia lieferte. Frankreich $37\frac{1}{2}$ Procent, Grossbritannien 20, Spanien 10, Italien $7\frac{1}{2}$, Deutschland $7\frac{1}{2}$, Niederlande $12\frac{1}{2}$, die Schweiz 5 in Summa 100. Sicher führt etwas von den niederländischen Gütern auch Deutschland aus. — Die Einfuhr aus Asien beträgt $\frac{1}{4}$ der Ausfuhr aus Europa. — Dieses Viertel liefert fast ganz das britische Ostindien und wenig China und die niederländischen Colonialhäfen. Doch verschafft sich die weise niederländische Colonialverwaltung dafür desto mehr Gewinn im Verkehr mit den Philippinen. Sehr war also bey der alten Handlung Columbias Frankreich interessirt. Der Form nach hat Grossbritannien die südamericanischen Freystaaten nicht anerkannt, aber in der That allerdings durch Consulate, die der Unterthanen Interesse in den fremden Häfen wahrnehmen und zugleich die Regierung von dem unterrichten, was oft wider das Interesse der jetzigen Handelsherren, dem Handel Englands mit Südamerica und Mexico, im Grossen den Geschäftsverkehr beider Nationen betrachtet, förderlich seyn und werden kann. Die französische unbedeutende Unterstützung des spanischen Interesse in Versorgung der wenigen noch übrigen spanischen Besitzpuncte war unpolitisch. Desto nationaler war der grosse heimliche Handel von Martinique nach Columbia. Heimlich war aber nur die Befrachtung französischer Güter in den Häfen von Martinique, die jetzt St. Thomas unter dänischer Flagge versendet, das auch fast allein die Assecuranzen von Gütern aus Columbia besorgt, weil es billig tarifirt, und vor allem treibt bey dem hohen columbischen Zoll die britische Colonie Trinidad einen unermesslichen Schleichhandel. — Die columbische Einfuhrabgabe ist 15 bis 35 Procent auf Nationalschiffen. Fremde Flaggen geben 5 Procent mehr. Alle directe Einfuhr aus Europa leidet einen Rabatt von $7\frac{1}{2}$ Procent am Bord der Nationalschiffe und von 5 Procent zum Vortheil der europäischen Flaggen. — Die Catalonier haben fast den ganzen Grosshandel Columbias in der Hand und bilden gemeiniglich ein gutes Einverständniss unter einander, um unbestellte Waaren wohlfeil einzukaufen. Börse zu halten und öffentlich zu handeln versteht man hier nicht. Die Magagier sind schlecht und schmutzig. Was diese columbischen Kaufleute, die gemeiniglich sparsam, und daher reich sind, versprechen, darauf kann man rechnen. Der Verkauf giebt 4 bis 6 Monate Credit, und oft erfolgt auch dann die Zahlung noch nicht. Daher muss der Verkäufer nicht darauf rechnen mit der eingeführten Ladung die Rückfracht bezahlen zu können, und das reichste Land ist immer in Schuld bey den Europäern. Viele baare Münze ist nicht in Columbia in Umlauf, und $\frac{1}{3}$ ist schlechte Scheidemünze, aber sie hat gleichen Courrentwerth mit den Piastern. Die Justiz der Handelsrichter ist schnell und rasch executo-

torisch. Das Bilbaohandelsherkommen ist hier ebenfalls Herkommen und duldet keinen Betrug der Verkäufer. Den Kleinhandel haben Canarier und selten Kreolen. Sie verdienen darin 25 bis 30 Procent. Doch sind diese nur selten reich, weil alle ihren Verkehr mit Gemächlichkeit treiben und dieser Kleinhändler so viele sind. Die Kreolen machen häufig Banquerott. Sie bezahlen den Verkäufer sehr langsam und fast niemals baar bey der Ablieferung, doch sind diese Handelsleute im Ganzen ehrlich. Die Bodegas und Pulperias (Victualienhändler und Schenkstuben) dürfen auch Sonntags einen offenen Laden halten. Diese haben fast allein Canarier und Catalonier, ihre Waare verdirbt oft, aber der Profit ist wenigstens der Einkaufssumme gleich. In diesem Geschäft wird viel Geld gewonnen. *Von* seiner theuern Manufactur kann Columbia *nichts* ausführen. Weil der Ausländer viel Cre*dit* giebt und der inländische Fabrikant wenig, so sichert schon diess dem Auslande einen langen vortheilhaften Handel, und der Handlungsjugend Deutschlands, die ihre Gesundheit ein Dutzend Jahre wagen und sperren will, einige Aussicht in Columbia. Man sieht aber dagegen, dass Compagnien, die ehrlich dirigirt werden, sich für einen starken Handel nach Columbia aus Europa weit mehr, als einzelne Unternehmungen eignen, besonders wenn in den Haupthäfen die Compagnie grosse Verkaufscomptoire errichtet und diese bey mässigem Anfang die Laune der Käufer studieren. Nach Cuba geht unter neutraler Flagge ein grosser Verkehr, denn das reiche Cuba cultivirt die wenigsten hauptsächlichen Artikel seines grossen Luxusverbrauchs. Zwischen dem Pflanzer und dem Verkäufer herrscht kein Vertrauen. Er veraauctionirt gemeiniglich seine *Producte.* — Der Cacao, Indigo, Tabak, Häute geben 10 *Procent* Ausfuhrzoll, Kaffee nichts. — Ausser jenen Zolleinnahmen Columbias bezieht solches den Ueberschuss der geistlichen reichen Zehnten, nachdem davon nach dem jüngsten Tarif die Kirche und Geistlichkeit höchst anständig besoldet worden. Die Stempelabgabe ist hoch, die Bergwerksabgabe 1 Procent, die Accise nicht geringer, die Alcavala von allen landwirthschaftlichen Verkaufsproducten, die daher die Grundsteuer vertritt 8 Procent. Bey jeder Ausfuhr dieser Güter an einen andern Ort zum abermaligen Verkauf wiederum 8 Procent, endlich allgemeine Kopfsteuer von 20 Pesos bis zu $\frac{1}{8}$ Piaster jährlich.

Wie entstand die Revolution in Columbia? Die erste Entstehung der Revolution lag in der Ankunft dreyer im Jahr 1797 aus Spanien nach La Guayra gesandten Staatsgefangenen, die dort milde Behandlung und Freunde fanden und die Trennung von Spanien der dortigen Handelswelt, den Pflanzern und der Jugend als nützlich für Venezuela begreiflich machten. Der General Miranda, gebürtig aus Carnocas, stritt in Nordamerica für dessen Freyheit unter Frankreichs Fahnen, diente in Frankreichs Insurrectionsheer und bemühte sich in Europa Jedermann und selbst Katharina die Grosse für die Revolution der spanischen Colonie zu interessiren. Die Präsidenten der vereinigten Staaten und die britische Regierung versprachen Miranda Unterstützung, hielten aber weniger als man ihm und den Revolutionsanhängern in Venezuela versprach. Dennoch brach der Greis mit einer Handvoll Freywilliger nach Coro in Venezuela auf und ungeachtet des Beystandes des Admiral Cochrane scheiterte Mirandas Versuch gänzlich. Es war nahe daran, dass britische und nordamericanische Unterstützungen Südamerica revolutionirt hätten; dass der Plan unvollzogen blieb, war Schuld des Präsidenten der nordamericanischen Freystaaten. Die britische Besitznahme von Buenos-Ayres war so eigennützig, dass sie die unruhigen Venezueler Grossbritannien abgeneigt machte. Als aber 1808 die Junta in Sevilla, in Asturien und Ferdinands Regierung in Madrid alle drey einzeln die Colonie für sich gewinnen wollten, da war der Zeitpunct der Befreyung leicht zu benutzen; statt dessen wollten, bis auf den Vicekönig in Mexico, alle übrigen Statthalter den König Joseph anerkennen, aber nicht die Kreolen, die eine Vorliebe für die Bourbonen ergriff, weil sie unglücklich waren. In Caraccas bat man den Generalcapitän, eine Junta wie in Spanien zu berufen, er schlug diess ab. Bis zu Anfang 1810 sandten die spanischen Colonien der insurrectionellen Junta Spaniens zur freywilligen Kriegsbeyhülfe 90 Millionen Piaster. Quito erklärte sich zuerst 1809 den 10ten Aug. von den spanischen Junten unabhängig. Auch trat Santa-Fe bey. Aber den Vicekönigen in Peru und Neu-Granada gelang die Auflösung der Junta zu Quito, nach einer bewilligten Generalamnestie, diese Vicekönige begingen aber das Unrecht, die Amnestie nicht zu halten. Man verhaftete die Anhänger der Junten und liess sie durch das aufgereizte gemeine Volk in den Gefängnissen ermorden. Die Generaljunta Spaniens zeigte den Colonien gleiche Härte den 19ten April 1810, berief nun eine General-Junta in Caraccas, eine provisorische Regierung für Ferdinand VII. und schickte den Vicekönig und die Audiencia nach den nordamericanischen Freystaaten, mit Abschaffung der Alcaoala, der Schutzabgaben der Indianer und derjenigen auf Einfuhr der Sclaven. Andere Maassregeln ergriffen andere Junten. Die spanische Generaljunta erklärte Caraccas für rebellisch und liess die Häfen blockiren. Caraccas griff nun, in Bürgerkrieg ausbrechend, das königl. gesinnte Marecaybo an, aber vergeblich. Auch Santa-Fe insurgirte den 20sten July 1810, und wollte sich während Ferdinand VII. Gefangenschaft selbst verwalten, schickte auch den Vicekönig fort, als er dagegen wirkte. Der Gouverneur von Popoyan Tacon ergriff nunmehr die Waffen wider die insurrectionelle Regierung zu Santa-Fe, aber Tacon wurde 1811 nahe bey Popoyan geschlagen. Nun folgte ein Streit der Provincialjunten des jetzigen Columbias über die Art der interimistischen Regierung, und in Folge dieses Streites erlangte die Partey der span. Junta abermals die Obermacht, indem Tacon die Sclaven für das span. Interesse bewaffnete. Zugleich trat Miranda 1811 wie-

wieder auf, der mit geringen Abänderungen die alte Colonialregierung den reichen Familien der Eingebornen zuwenden wollte. Diess vermehrte die Uneinigkeit der Insurgenten, und veranlasste in Venezuela die democratisch gesinnten Kreolen den 5ten July 1811, sich für unabhängig von Spanien zu erklären. Den 23sten Dec. 1811 gab sich Venezuela eine der der nordamericanischen ähnliche Verfassung. Vergeblich war Grossbritanniens redliches Bemühen, die Colonien mit Spaniens General - Junta auszusöhnen. Aber alles augenblickliche Glück zerstörte das schreckliche Erdbeben den 26sten März 1812, denn nun erklärte die boshafte Priesterschaft, dass die Zerstörung so vielen Wohlstandes eine Strafe Gottes für Verletzung der Rechte der Kirche sey, und der span. General Monteverde vertilgte mit Feuer und Schwert, was von seinen Gegnern Widerstand zu leisten versuchte. Miranda litt durch Desertion seiner Truppen, und selbst Porto - Cabello fiel in die Hand der Spanier mit Caracoas durch Capitulation, die Monteverde schlecht hielt. Die Insurrection unterlag. Noch schlugen sich indess Spanier und Insurgenten in Neu - Granada; die erstern liessen Tausende hinrichten. Nur Carthagena leistete empört durch die Grausamkeit der Royalisten Widerstand, ihre Generale übten Retorsionsmaassregeln und erlitten Niederlagen. Indess Monteverdes Grausamkeit die Rebellion in Cumana unter dem jungen Marino erneuerte und dieser sich in Maturin behauptete, kam der General Simon Bolivar mit 600 Mann über die Andes und schlug die Spanier. Der Krieg wurde nun von beiden Seiten ein Kampf auf Leben und Tod, und Bolivar blieb gemeiniglich Sieger, wenn nicht durch Tapferkeit, doch durch Desertionen der Truppen des unmenschlichen Monteverde. Er nahm 1813 Caraccas. Marino war Sieger im Osten, Bolivar im Westen. Nur Porto - Cabello blieb noch Monteverde. Nach erhaltener Verstärkung liess er sich wieder bey Agnacalicate schlagen. Sein General Salamon setzte dennoch mit gleicher Grausamkeit den Krieg fort. Auch Bolivar fiel in Verdacht nicht republicanischer Gesinnung. Diess bewog ihn den 2ten Jan. 1814 eine Versammlung der Notabeln zu berufen, in deren Hände der Unzufriedene sein Commando niederlegte, aber neue Vollmacht als Dictator empfing. Die Spanier bewaffneten nun im Innern was sie aufbieten konnten gegen Venezuelas Küstenrepublicaner und Mord und Kampf herrschte überall. Boves und Roselle hieben auf dem Marsch nach Caraccas alles nieder, was nicht ihrem Banner folgte, diess bewog auch Bolivar und die republicanischen Generale, alle Gefangenen niederschiessen zu lassen. Mehrere Siege erfocht er wider die Spanier und siegte mit einigem Resultat den 28sten May 1814 über die Royalisten und Cagigal. Als aber der Sieger sein Heer getheilt hatte, erlitt er mit seiner Partey manche Schlappe und musste überall weichen. Nun sandte der hergestellte König Ferdinand VII. seinen Anhängern Morillo mit 10,000 alter Soldaten zur Verstärkung. Ferdinand befahl den Insurgenten, die Waffen niederzulegen. Der Generalcongress von Neu - Granada verlor indess die Besonnenheit nicht, und sein Schicksal ahndend wenn er sich unterwürfe, konnte er dennoch nicht dazu gelangen, den Präsidenten Alvarez von Cundinamarca zum Bündniss zu bewegen. Da beschloss der Generalcongress Cundinamarca zu erobern. Den Befehl zur Vollziehung erhielt und vollendete Bolivar; Santa - Fe mit Alvarey capitulirte und Cundinamarca verbündete sich mit der Insurrection. Selbst die Priester wurden republicanisch gesinnt. Aber dem Interesse der Insurrection schadete Carthagenas Abneigung wider Bolivar, obgleich es bald hernach von Morillo belagert wurde. Carthagena fiel und bald darauf nach mancher Niederlage der Republicaner Santa Fe de Bogota Juny 1816. Aber der Sieger fühlte doch schon, dass jeder Sieg ihn beym allgemeinen Hasse der Kreolen und Priester wider die das spanische Interesse unterstützende Aristokratie immer mehr schwäche und dessenungeachtet behandelte man die bloss Verdächtigen so grausam, dass Caraccas auf dem Festlande und zugleich Arismendi auf der Insel Margarita von neuem rebellirte. Bolivar und Brion eilten ihm zu Hülfe und landeten bey Cumana, zogen Guerillas an sich und bewäffneten selbst Sclaven für die Freyheit nach dem Beyspiel der Spanier. Morales mit seinen Spaniern zwang aber dennoch Bolivar sich wieder einzuschiffen. Die übrigen Republicaner siegten indess bey Alacrom und nahmen Barcelona und andere Plätze. Thätig, grausam und doch ohne Erfolg, kämpfte Morillo auf der Insel Margarita wo alles zum Aufstande geneigt war. Die Heere würgten sich einander und der oft siegende Morillo gelangte weder zur Unterdrückung der Republicaner, noch diese zum ruhigen Besitz ihrer Waffenlinien, als grosse Corps neuer Freywilligen aus England bey den Insurgenten 1818 eintrafen, welche am Ende als erfahrne Veteranen, der kreolischen demokratischen Partey den Sieg überall verschafften, besonders da speculirende britische Kaufleute den Insurgenten Waffen und Munition in grosser Quantität sandten. Auch hier entschied den langen Parteykampf das Ausland, wenn auch nicht die britische Regierung. — 1819 den 15ten Febr. versammelte sich der zweyte Congress von Venezuela. Seitdem begünstigte das Glück die Insurrection immer mehr. Nach dem Siege bey Bojaca nahm Bolivar Santa - Fé, indess Paez die Royalisten im Innern von Venezuela aufrieb. Den 17ten Dec. 1819 verbanden sich Venezuela und Neu - Granada zu *einer* Republik. 1820 versuchte Morillo die Insurrection durch Bewilligung der Rechte der spanischen Constitution vergeblich zu gewinnen und schloss am Ende, ehe er sich nach Spanien einschiffte, einen Waffenstillstand, aber der Kampf erneuerte sich bald wieder. Indessen eroberten die Insurgenten Carthagena; auch die Provinz Quito vereinigte sich mit Columbia. Der District von Pasto im Gebirge wurde nach Entwaffnung der spanischen Besatzung ebenfalls mit Columbia vereinigt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1824.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Nepveu: *L'Autriche*, ou moeurs, usages et costumes des habitans de cet empire, suivie d'un voyage en Bavière et au Tyrol, ouvrage orné de quarante huit gravures représentant plus de cent vingt personnages differens. Par M. *Marcel de Serres*, ancien inspecteur des arts et manufactures etc. 1821. 6 Tomes. 12. (13 Fl. 48 Kr.)

Diese Reisebeschreibung war auf Befehl der französischen Regierung verfaſst, und enthält viele statistische Details, verbreitet sich aber gröſstentheils nur über die Sitten der österreichischen Bewohner, welche durch 48 Kupferstiche, gröſstentheils nach der eigenen Zeichnung des Vfs., in ihren wesentlichsten Nationaltrachten dargestellt sind. Jemehr sich die verschiedenen Theile der österreichischen Monarchieen durch Trachten und Gewohnheiten unterscheiden, desto mehr wurde das Interesse des Reisenden in jeder Gegend von Neuem gereizt; wir nehmen nur Beyspielsweise den lustigen Tyroler gegen *den kalten* Oesterreicher, und diesen gegen den feurigen Unger.

Die ersten *zwey* Bände verbreiten sich über die Grundzüge der Geschichte; der *dritte* über den Umfang des Gebietes im Allgemeinen, und mit den Bemerkungen über die verschiedenen Provinzen, die weiblichen Trachten von Hermannstadt sind durch Kupferstiche kenntlich gemacht. Die Macht des österreichischen Staates scheint der Vf. mehr auf Galizien, Ungern und Böhmen beruhen lassen zu wollen, als auf den übrigen Provinzen. Er theilt die sämmtlichen Staaten in die nördlichen, südlichen und mittäglichen ab; er bestimmt den Umfang derselben auf 11,999 Quadratmeilen mit 26,000,000 Einwohner, wonach also 2176 Seelen auf eine Qm. kommen. Rücksichtlich der Religion möchte kein anderer als der russische Staat in Mannichfaltigkeit der Gottesdienste dem Oesterreichischen gleich kommen. Die katholische Religion ist die vorherrschende; doch giebt es auch in allen Provinzen Lutheraner, in einigen Juden, Griechen, Armenier u. s. w. Die vorzüglich kultivirten Provinzen bieten den Reisenden einen herrlichen Anblick durch ihre Fruchtbarkeit dar. Geschmackvolle Gebäude findet man auſser der Residenz nur in Hauptstädten; die meisten Dörfer sind im schlechten Stile aufgeführt. Der Charakter der Einwohner ist so mannichfaltig, als ihre Sitten und diese wechseln mit dem Klima. Fast überall ist die Liebe für den Regenten und dessen Familie vorherrschend, womit auch volle Ergebenheit in alle Verfügungen der Regierung verbunden ist. Die eigentlichen Oesterreicher auf dem Lande lieben die Reinlichkeit, wie jene in der Stadt; sie sind munter und friedfertig, und lieben das Ceremoniel. Die literarische Eifersucht, das Haschen nach Titeln ist hier nicht so bemerkbar. Für öffentliche Angelegenheiten wurde man zwar, seitdem das Vaterland öfters in Gefahr gekommen ist, empfänglicher, aber nur in Beziehung auf die österreichischen Staaten. Die in Norddeutschland durch alle Stände herrschend gewordene Leseluft ist in Oesterreich noch nicht sichtbar, die Phantasie ist noch nicht so rege, und die sinnlichen Genüsse beschäftigen zu sehr. Redlichkeit ist ein vorherrschender Zug, wie die eheliche Treue und Kinderliebe. Im Umgange sind sie geschmeidig, obgleich nicht ausgezeichnet gebildet; einfach in ihren Sitten und gutmüthig. Das weibliche Geschlecht hat ganz eigene Vorzüge vor vielen Provinzen Deutschlands, daher die Frauenzimmer als das belebende Princip aller Gesellschaften betrachtet werden; viele sprechen die meisten europäischen Sprachen mit Fertigkeit. Sie sind religiös ohne besondere Bigotterie; sie zeigen sich im Innern des Hauses mit so viel Würde, als im öffentlichen Leben. Die Oesterreicher scheuen fremde Moden, sie suchen ihren Nationalgeschmack aufrecht zu halten. Die Wohlthätigkeits-Anstalten werden im ganzen Reiche bestens berücksichtigt, wozu der unsterbliche Kaiser Joseph II. vorzüglich Anregung gab. Die Landesstraſsen sind zwar keine Chausseen aber sie werden jährlich im April und October mit so viel kleinen Steinen überführt, daſs sie diesen ziemlich gleich kommen. So leicht die ungerischen Pferde für die Postanstalten zu haben sind, so ist doch das Schnellfahren nicht bey diesen, sondern nur bey den Fiackern zu Wien gebräuchlich. Während des Sommers befinden sich alle vornehme Edelleute auf ihren Landgütern, welche sie erst im Herbste wieder verlassen, um die Winterfreuden der Städte zu genieſsen.

Vierter Band. Ausgezeichnet ist die Lust der Bewohner Oesterreichs ihre Zerstreuung im Besuche der Theater zu finden. Die Schauspieler haben den Ruf der Rechtlichkeit, und ihr gutes Beyspiel wirkt vor-

vortheilhaft auf das Publikum zurück; man betrachtet sie als öffentliche Sittenrichter. Eben so beliebt sind auch die Tänze unter allen Ständen. Da die Zahl der Universitäten und andern höhern Bildungs-Anstalten mit jener der Einwohner in keinem Verhältnisse steht, so haben auch die liberalen Ideen sich nicht unter die grosse Menge verbreiten können, wie im übrigen Deutschland. Die Zahl ihrer Schriftsteller ist verhältnissmässig gering. An genialen Menschen ist ein fühlbarer Mangel, Nachahmung ist der herrschende Charakter. Jede Provinz unterscheidet sich von der andern in Sprache, Charakter, Sitten und Literatur; jede sieht mit Stolz auf die andere herab; jede wird nach besonderen Gesetzen regiert, und lebt in dem Wahn, mit der andern nichts gemein zu haben.. Meisterwerke der Kunst und geniale Producte der Literatur finden sich unter ihnen so selten, dass auch durch deren Erscheinung keine Gemeinschaft unter ihnen bewirkt werden kann. Durch die Verbindung Oesterreichs mit dem Orient in mancherley politischer Rücksicht ist das Studium der Sprache desselben nothwendig geworden, wofür zu Wien ein eigenes Institut errichtet ist. In der Geschichte und Geographie haben sich seit Jahrhunderte mehrere Schriftsteller unsterblichen Ruhm erworben. Unter den schönen Künsten hat die Maler- Bau- und Kupferstecher-Kunst die zahlreichsten Zöglinge und Beschützer. Dessen ungeachtet finden sich nur wenige Producte der Eingebornen, welche auf bleibende Achtung sachkundiger Ausländer Anspruch machen können; fast allen Künstlern kann man mehr Geduld und Ausharrung, als wahres Talent zuschreiben. Zu den schönsten Kunstproducten neuerer Zeit wird mit Recht die kolossale Statue Kaiser Josephs II. aus Bronze von Zauner auf dem Burgplatz zu Wien gezählt. Das vor 6 Jahren erst errichtete polytechnische Institut hat durch seine fast 600 Zöglinge jedes Jahres einen sehr wohlthätigen Einfluss auf alle Handwerke der ganzen Monarchie gewonnen. Durch Haydn und Mozart wurde der Sinn für Musik so angeregt, dass die vornehmsten Standespersonen sich bemühen, active Mitglieder des Musikvereins zu Wien zu seyn, welcher gegen 700 Mitglieder zählt.

Man theilt die österreichischen Staaten nach den Bewohnern im Mittelpuncte, an den Gebirgen und an den Küsten ab, nämlich in die Oesterreicher, Ungern, Siebenbürger, Gallizier, Kroaten, Dalmatier, Steyermärker, Kärnthner, Tyroler, Böhmer und Schlesier. Im Mittelpuncte wohnen die Oesterreicher, Gallizier, Ungern und Mährer; zu den Bergbewohnern gehören jene von Siebenbürgen, Buckowina, Böhmen, Schlesien, Steyermark, Kärnthen und Tyrol; zu den Küstenbewohnern rechnet man die Kroaten, Slavonier, Krainer, Illyrier und Dalmatier. Die Beschreibung der einzelnen Landestheile beginnt der Vf. mit *Niederösterreich*; von der Kultur des Bodens und von der Thätigkeit in den Fabriken kommt er auf die Sitten der Land- und Stadtbewohner; er verweilt natürlich bey der Stadt Wien am längsten, indem er selbst die Diebe, Pastetenbuden und Gauner derselben nicht unberührt lässt. Im Ganzen lässt er dem guten Charakter der Oesterreicher, besonders der Bewohner von Wien, Gerechtigkeit widerfahren. Auch die Umgebungen der grossen Kaiserstadt, besonders Kahlenberg und Dornbach, beleuchtet er nach ihrem verschiedenen Vorzuge.

Der *fünfte* Band eröffnet sich mit allgemeinen Betrachtungen über den berühmten Badort Baden bey Wien nach seiner bekannten Wirksamkeit und Annehmlichkeit. Er kehrt dann wieder zu den allgemeinen Betrachtungen über Polizey, Klima, Civilisation, Temperament, Moralität, Lebensmittel und Leichtsinn zurück, und schreitet dann zu den Bewohnern *Böhmens* nach den verschiedenen Provinzen, stellt eine Vergleichung der Provinzialstädte mit der Hauptstadt, und dieser mit anderen grossen Städten an. Hier erwähnt er zuerst die Annehmlichkeiten der Umgebungen Wiens mit ihren Vorstädten, kommt dann an die Basteien, Thore, an die geschmacklos gebaute Burg, berührt das herablassende Benehmen des Kaisers Franz I., die öffentliche Bibliothek als Bauwerk des Kaisers Karl VI. Die Geschichte der Entstehung mit den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten der Bibliothek an Büchern und Kupferstichen ist zweckmässig eingewebt. An dieselbe reihet sich das Antiken- Münz- und Naturalienkabinet, die Augustinerkirche mit ihren Grabmälern. Als Intermezzo ist die Schilderung des schönen Geschlechtes zu Wien und der ganze gesellschaftliche Ton zu betrachten. Plötzlich springt der Vf. wieder auf die Porzellain-Fabrik und in das Belvedere, in das Universitätsgebäude, in den botanischen Garten, die Josephinische Akademie, das orientalische Institut, Theresianum, die Akademie der schönen Künste, die Zeughäuser, die Stephanskirche, über deren allseitige Verhältnisse der Vf. sich weitläufig verbreitet. Er ist geneigt die Strasse, Graben genannt, sowohl wegen der Zusammenkunft der feinen Welt, als wegen der Auslage der vorzüglichsten Galanteriewaaren mit den Verhältnissen des *Palais Royal* zu Paris zu vergleichen, wenn ein bedeutendes Monument, oder ein grosser Pallast, oder ein Garten in der Nähe zu finden wäre. Mit den Kaffee- und Traiteurshäusern ist er nicht zufrieden. Den Apollosaal beschreibt er (noch nach seinem alten Zustande vor 10 Jahren) dann den Prater, den Augarten und die Brigitten-Au. Von der Volksmenge kommt er auf die Thätigkeit der Polizey, den Zustand der Strassen, auf die Gesundheit der Einwohner, auf die Gasthäuser und Gastfreundschaft und endlich auf die Theater. Den Schluss dieses Bandes macht eine kurze Anzeige der verschiedenen Nationen; deren Individuen in ihrer Originaltracht zu Wien zu sehen sind, weswegen er sie auch nach ihrer Natürlichkeit in schönen Abbildungen lieferte.

Den *sechsten* Band eröffnet der Vf. mit der Beschreibung seiner Reise nach München. Die Gebäude dieser Hauptstadt, welche vor andern hervorragen, setzen

setzen ihn schon von Ferne in Staunen. Unter den ihm interessant vorkommenden Gegenständen nennt er das Isarthor, den Schrannenplatz, die Kauffinger-Gasse, und den schönen Thurm; er besuchte die Frauenkirche, die Burg, die Schatzkammer, die reiche Kapelle, den botanischen Garten, die Bildergallerie, die Steindruckerey, die Akademie mit ihren Sammlungen und das neue Theater an der Isar. Von hier machte der Vf. einen Uebergang auf die Civilisation und Gutmüthigkeit der Baiern, auf die Sitten und Gewohnheiten der Bewohner von München, besonders rückfichtlich der Religiosität und der gemeinen Klasse. Der Industrie der Tyroler hält er dann eine vortreffliche Lobrede; wer sich nicht in Handelsverbindungen einläfst, ist ein leidenschaftlicher Jäger; im bürgerlichen Gewerbe haben sie eine ausserodentliche Fertigkeit, Kleidung und Anstand der Tyroler Mädchen erhebt er nach Verdienst, wie ihre Vorliebe für Nationalgesänge. Der Vf. nimmt daraus Veranlassung über ihre Liebschaften, Verehelichungszeit, Vergnügungen u. s. w. ausführlich sich zu verbreiten. Von der Hauptstadt Innsbruck liefert er eine kurze Beschreibung, vorzüglich von der Residenz, (ehemaligen) Ambraser Sammlung, Universität, Bibliothek, Franziskanerkirche, Statue Kaiser Maximilians I., mit dem Grabmale und den vielen Bronzefiguren in derselben, ohne die anstofsende Silberkapelle mit Stillschweigen zu übergeben. Das Rathhaus mit seinem vergoldeten Dache, das alte Schlofs, die alte Residenz, die beiden Ufer des Inn, die Bauart der Stadt, die Wirthshäuser mit ihren schönen Kellerinnen sind Gegenstände der Aufmerksamkeit des Vfs. Von der Ambraser Sammlung zählt der Vf. eine Menge Kostbarkeiten auf, welche schon seit mehr als einem Jahrzehnte zu Wien im untern Gebäude des Belvederes prangen. Der Charakter der Einwohner mit den Umgebungen von Innsbruck wird vom Vf. so würdig dargestellt, als er es verdienet, woran sich eine vortheilhafte Schilderung des bekannten Tyroler Martyrers Hofer anschliesst. Den Schlufs dieses Werkes macht eine Beschreibung des Hochgebirges Brenner, der Stadt Meran, der Höhlen der h. Cäcilia und ihres Geliebten Lorenzo.

Aus dieser Inhalts-Anzeige mögen sich unsere Leser überzeugen, dafs der Vf. keinen Gegenstand ganz gründlich — und alle zusammen nicht in systematischer Verbindung behandeln wollte. Wahrscheinlich ist seine Arbeit mehr auf Unterhaltung als Belehrung der Leser berechnet. Seine Schreiart ist angenehm, oft sogar eine gewisse Sentimentalität vorherrschend. — Lettern, Druck und Papier sind gut, die Kupfer theils schwarz, theils illuminirt, nur mittelmäfsig.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Wien, b. K. d. Vf.: *Auseinandersetzung der Verletzungen aller Theile des menschlichen Körpers* sammt den verschiedenen daraus entstehenden Folgen, nach der Lage der Theile und nach der Eintheilung der Oberfläche und des Baues. Zum Gebrauche bey den öffentlichen Vorlesungen für angehende Aerzte und Wundärzte. Von *Aloys Michael Mayer*, der Arzneykunde und der Augenkrankheiten Doctor und ordentlicher öffentlicher Lehrer der Anatomie an der Universität zu Wien. 1821. 151 S. 8.

Es ist gewifs recht zweckmäfsig, wenn die Studirenden, nachdem sie einen vollständigen Cursus der Anatomie nach der gewönlichen Methode des Vortrages angehört haben, besonders darin unterrichtet werden, welche Theile sie an den einzelnen Gegenden und Stellen des menschlichen Körpers von der Haut an noch einwärts bis auf die Knochen, unter und neben einander finden. Die Uebungen in eigenen Zergliederungen der Leichname müssen wohl hier vorzüglich mitwirken, um die relative Lage der Gebilde dem Gedächtnisse so einzuprägen, dafs sie der Erinnerung jeder Zeit lebhaft vorschweben; indessen hat Rec. doch schon seit mehrern Jahren jene zweyte Methode des Unterrichts in Verbindung mit der ersten für seine Zuhörer sehr nützlich ja nöthig gefunden, sie werden dadurch meistens erst gehörig hingewiesen, worauf sie bey ihren anatomischen Arbeiten mit vorzüglichem Nutzen für ihr folgendes practisches Leben, zu achten haben. Zur Wiederholung solcher Vorträge und auch selbst zum eigenen Unterricht ist diese Schrift den Studirenden und auch practischen Aerzten und Wundärzten zur schnellen Erinnerung an die Theile, welche bey einer Verletzung getroffen seyn können, um so mehr zu empfehlen, da der Vf. zugleich auch auf die Folgen aufmerksam gemacht hat, welche die Verletzungen der wichtigern Gebilde haben können. Der Vortrag folgt den Haupttheilen des menschlichen Körpers, die Verletzungen am Kopfe machen den Anfang, dann folgen die Verletzungen am Halse, am Stamme, vorn und hinten und an beiden Seiten, am Becken, der innern Theile der Brust, der Eingeweide des Unterleibes, ihrer Gefäfse und Nerven, der obern und untern Gliedmaafsen. Warum der Vf. die Verletzungen des Auges mit der Bemerkung übergangen hat: „diese gehen nicht den an, für welchen ich schreibe, sondern den Augenarzt," begreifen wir nicht, da man doch das Wissen der Aerzte und Wundärzte die sich nicht mit dem operativen Theile der Augenheilkunde beschäftigen, so sehr beschränken sollte, dafs man sie auch nicht Einmal mit den Verletzungen bekannt machen will, welche jenes Organ treffen können.

Düsseldorf, b. Arnz u. C.: *Vollständige Sammlung officineller Pflanzen. Zehnte* Lieferung. 1824. gr. Fol.

(Vergl. A. L. Z. 1824. Ergänz. Bl. Nr. 6. Seite 47.)

Im Allgemeinen müssen wir bemerken, dafs das vorliegende Heft seine Vorgänger rückfichtlich der weit

weit deutlichern und vollständigern Analysen der Blüthen und Fruchttheile übertrifft, ein Vorzug, den es unstreitig dem Herausg. Dr. *Nees von Esenbeck d. J.* verdankt. Dagegen bleibt dasselbe von Seiten der Illuminirung hinter allen vorhergehenden Heften gar sehr zurück; es ist in der That kaum möglich mit weniger Sorgfalt das Ausmalen zu betreiben. Vielleicht hat zufälliger Weise gerade Rec. ein wahrhaft besudeltes Exemplar erhalten, demnach sollten die Verleger solche missrathene Blätter gar nicht in den Handel geben. Nach dieser Erinnerung gehen wir zur Anzeige des Inhalts selbst über. — 212. *Areca Catechu L.* deren Früchte in ganz Ostindien zur Bereitung des Betels angewendet werden. Nach Francis Hamilton (*Transact. of the Linnean Society* Band XIII) ist es zweifelhaft, ob wirklich *Catechu* aus dieser schönen Palme bereitet wird. Mit dieser Angabe muss man indessen um so mehr die bestimmten Behauptungen Heyne's vergleichen als letzterer ebenfalls mehrere Jahre in Ostindien lebte. Hr. *Nees von Esenbeck* entscheidet sich weder für die eine noch für die andere dieser Ansichten. Die Abbildung der *Areca Catechu* ist übrigens nach *Hayne. Darstellung.* Band VII. taf. 35. mithin eine blosse Copie. — 213. *Zingiber Cassumunar Roxb.* in Coromandel, Bengalen und Bahar in Ostindien einheimisch. Die gelbe Knollenwurzel dieser Pflanze ist die *Radix Cassumunar* der Officinen, die vormals den *Zingiber Zerumbet* zugeschrieben wurde. Die getreue Abbildung und Beschreibung wird um so angenehmer seyn als beides nach einer lebenden Pflanze entworfen ward, die im botanischen Garten zu Bonn geblüht hat. Dazu kommt, dass gute Abbildungen fast unentbehrlich sind, wenn man sich einen anschaulichen Begriff von dem abweichenden und ganz eigenthümlichen Blüthenbau der Scitamineen machen will. — 214. *Papaver officinale Gmelin.* Bald als *P. Sativum* als eigene Art aufgestellt, doch mehrentheils als eine blosse Spielart von *P. sommiferum L.* betrachtet. Der deutsche Name, *weisser Mohn*, bezeichnet die Farbe der Blume und der Saamen. Die Saamenkapsel bleibt auch bey der Reife geschlossen. — 215. *Matricaria Chamomilla L.* und zum Unterschiede 216. *Chrysanthemum inodorum L.* — 217. *Anthemis Pyrethrum L.* — 218. *Anthemis nobilis L.* heisst in dem italienischen Apotheken *Camomilla romana* oder *Camomilla nobile*, sonst wird sie gewöhnlich in Italien *Erba Appiolina* genannt. In den Gärten kommt oft eine Abänderung dieser Pflanze vor, die durch die Kultur nicht nur gefüllte Blumen, sondern auch ein ganz fremdartiges Ansehen hat. Wo wir nicht irren, wird diese Abänderung in *Camerar.* Ep. 646. als *Chamaemelum romanum flore multiplici* aufgeführt. — 219. *Rosa centifolia L.* Die Abbildung unter dem Mittelmässigen. Auch heisst die Pflanze auf Italienisch nicht *Rosajo*, sondern *Rosa di cento foglie* und in den italienischen Apotheken *Rosa doppia* und *Bottoni di Rose.* — 220. *Cassia marylandica L.* mit der Bemerkung, dass die Blätter dieser schönen Pflanze in Nordamerica statt der Blätter der *Cassia lanceolata* und *C. Senna* angewendet werden. — 221. *Dorstenia Contrayerva L.* In Italien heisst die peruvianische Giftwurzel *Contrajerva.* — 222. *Cnicus benedictus Spreng.* oder *Centaurea benedicta L.* Das Kardobenedictenkraut ward schon früher von Linnee als *Cnicus* aufgeführt; später brachte er es zu *Centaurea*, wohin es freylich nicht gehört. *Targioni-Tozzetti* in seinen *Istituzioni botaniche. Terza edizione. Firenze* 1813. III. IV. und 295. nennt es *Calcitrapa benedicta.* — 223. *Spiraea trifoliata L.* eine sehr hübsche Pflanze, deren Wurzel in Nordamerica als Brechmittel statt *Ipecacuanha* angewendet wird. Sie könnte leicht angebauet werden, da sie unser Klima erträgt. Ein Druckfehler hat den französischen Namen *la Spirée trifoliée* in *la Spiére trifoliée* verwandelt. — 224. *Daphne Laureola L.* Eine verfehlte Abbildung, denn sie stellt den schönen Strauch durchaus als eine krautartige Pflanze dar. Von dem eigenthümlichen *habitus*, der Vielastigkeit des Stammes, dem Lederartigen der Blätter keine Spur. — 225. *Trigonella Foenum graecum L.* Eine sehr mittelmässige Abbildung, aus der die eigenthümliche Form der Blättchen nicht entnommen werden kann, zu geschweigen, dass die Hülsen wie Blätter abgebildet sind. — 226. *Bryonia dioica L.* auf zwey Tafeln, auf deren letzte die Wurzel allein abgebildet stehet. — 227. *Pimpinella Saxifraga L.* — 228. *Pimpinella dissecta Hoffm.* Doch wohl gewiss *specie* von der vorhergehenden verschieden. Wir bemerken, dass *G. T. Hoffmann* in seinem *Syllabus plantarum umbelliferarum.* Mosquae 1814 in 8. *Pimpinella dissecta* unter den *Umbelliferis officinalibus* nicht aufführt, wogegen er sie in seinen *Genera plantarum Umbelliferarum.* Mosquae 1814. S. 91. als eigene Art von von *P. Saxifraga, media, nigra* und *magna* trennt. — 229. *Plantago Psyllium L.* — 230. *Plantago Cynops L.* — 231. *Plantago arenaria W. et K.* Diese Pflanze wächst auch in Norddeutschland z. B. in der Mark Brandenburg, in der Lausitz, in Sachsen. Von dieser Art wird nach des Herausgebers Versicherung in Frankreich der Saame gesammelt, der gegenwärtig im Handel als *Semen Psyllii* häufig vorkommt. — 232. *Absinthium officinale R.* oder *Artemisia Absinthium L.* Aus den Synonymen läst sich die eigentliche Bedeutung des auf den ersten Namen folgenden *R.* nicht entnehmen. Von dem *Vin* und dem *Extrait d' Absinthe* hätte wohl etwas gesagt werden können, da dieser für die Schweiz wichtige Handelszweig zugleich in dem Lande selbst zu den Hausmitteln des Volks zu gehören pflegt. — 233. *Liquiritia officinalis Mönch.* oder *Glycirrhiza glabra L.* das Vaterland des gemeinen Süssholzes ist Südeuropa. Der Wurzel wegen wird es in Deutschland insbesondere bey Bamberg cultivirt. — 234. *Glycirrhiza echinata L.* Das stachliche Süssholz ist in den südlichen Provinzen Russlands und in Ungern zu Hause. Die in Deutschland cultivirte Wurzel hat einen nur unbedeutenden süssen Geschmack.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1824.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Fulda, in der Roos'schen Buchh.: *Die sämmtlichen Parabeln Jesu. Uebersetzt, erläutert und besonders praktisch - homiletisch bearbeitet für den Religionslehrer*, von *Joh. Jac. Kromm*, evangelischem Prediger. (Wo?) 1823. XI u. 366 S. gr. 8.

Nürnberg, in Comm. b. Riegel u. Wiessner: *Die Gleichnissreden Jesu. Leicht gereimt und gemeinverständlich ausgelegt* von *Ludw. Pflaum*, Dekan, Distrikstschulinspector und Stadtpfarrer zu Baireuth. 1823. X u. 161 S. kl. 8. (Ohne Register u. Inhalt u. Subscribenten - Verzeichniss, zusammen 1 Bogen.)

Diese beiden Schriften, die, eine jede in ihrer Art, recht viel Empfehlungswerthes haben, können füglich zu Einer Anzeige verbunden werden, da sie einen und denselben Gegenstand und zwar, wenn gleich in verschiedener Manier und zu besondern Zwecken, beide praktisch behandeln. Beide Vf. sehen die Parabeln oder Gleichnissreden Jesu — und wer möchte ihnen nicht beystimmen? — als den Kern seiner Lehre an, und finden in ihnen einen unerschöpflichen Reichthum an hochwichtigen, nicht genugsam zu beherzigenden Wahrheiten. Beide gehen darauf aus, den rechten Sinn dieser trefflichen Reden begreiflich und ihren lehrreichen Inhalt für Herz und Leben anwendbar darzustellen. Beide Vff. verfahren dabey mit Kenntniss und Geschick. Nur hat Hr. *Kr.* sich sein Gebiet etwas weiter und umfassender gesteckt, als Hr. *Pfl.* Jener sucht nämlich, wie auch der Titel besagt, mit seiner Schrift dem „*Religionslehrer*," welche Benennung denn freylich unbestimmt lässt, welche Klasse von Religionslehrern eigentlich gemeint sey, wie aber aus dem Zusatz „homiletisch bearbeitet" und auch aus der Einrichtung des ganzen Buches selbst erhellet, hier den „Prediger" anzeigen soll; Hr. *Pfl.* hingegen bestimmt sein Werklein dem „*Volksschullehrer*" beym Unterricht der Jugend in der Religion, und sodann dem Erbauungliebenden Publicum überhaupt. Beide Vff. geben eine Uebersetzung, beide erläutern den ihn gegebenen Stoff und wenden ihn zur Erbauung an; und man muss beiden, in wie verschiedener Art sie auch dabey verfahren, das Zeugniss geben, dass sie eine klare Ansicht von ihrem Zweck hatten und auch grösstentheils demselben treu geblieben sind und ihn glücklich erreicht haben; daher auch beide Schriften dem Publicum empfohlen zu werden verdienen, dem eine jede von ihnen bestimmt ist. So viel im Allgemeinen. Doch möchte es nicht überflüssig seyn, über jede von ihnen auch noch im Besondern ein kurzes Wort zu sagen.

Der Vf. von Nr. 1., Hr. *Kromm*, der sich auf dem Titel sehr unbestimmt als einen „evangelischen Prediger" bezeichnet, nach dem der Vorrede beygefügten Datum aber zu schliessen Prediger zu Gelnhaar im Grossherzogthum Hessen ist, giebt sich dem Leser in der Vorrede als Vf. des *Onesimus* u. s. w. (Marburg und Cassel 1822) zu erkennen. Wie nun aber bey dieser Hinweisung auf eine frühere Schriftstellerey und nicht etwa nur auf den *Onesimus*, sondern auf mehrere „mit Beyfall aufgenommene literarische Arbeiten" (Vorr. S. IX auch im Buche selbst an mehreren Stellen) es eigentlich zu verstehen seyn mag, wenn gleichwohl in der Zueignungsschrift an Sr. Hoheit den Gross - und Erbprinzen *Ludewig* von Hessen von einer „Jugendarbeit," welche hiermit überreicht werde, die Rede ist, gesteht Rec. nicht wohl zu fassen. Doch das ist Nebensache. Die Hauptsache ist die Beurtheilung dessen, was Hr. *Kr.* in seiner dreyfachen Beziehung als Uebersetzer, Exeget und Homilet hat leisten wollen und wirklich geleistet hat. Es wird genügen, von jedem eine Probe zu geben. Was nun die Uebersetzungen betrifft, bey welchen von den *Bahrdt*schen, *Ess*'ischen und von *Meier*schen Arbeiten, obgleich nicht sclavisch, gefolgt zu seyn der Vf. selbst bekennt, so scheint für dasjenige Publicum, dem diese Arbeit zunächst bestimmt ist, wenig damit gewonnen zu seyn, und es hätte viel Raum erspart werden können, wenn sie völlig weggeblieben wären, und wenn der Vf., was etwa in der Luth. Uebers. zu berichtigen war, den exegetischen Anmerkungen hätte beyfügen wollen. Denn was ist denn, namentlich für Homileten, die doch billigerweise den Grundtext sollten lesen und verstehen können, Grosses damit gewonnen, wenn z. B. Matth. 18 statt des Luth. „rechnen wollte" es hier heisst: „Rechnungen abnehmen wollte," oder v. 24 statt: „da kam ihm Einer vor, der war ihm 10000 Pfund schuldig" hier: „so kam ein mit 10000 Talen-

lenten ihm in Rückstand verbleibender Schuldner vor," wo noch überdiess das: „in Rückstand verbleibender" mit „Schuldner" eine sehr schleppende Tautologie bildet; oder „den Rückstand abzutragen" statt: „zu bezahlen." Dergleichen könnten wir mehr, sowohl aus dieser Parabel Matth. 18, als auch aus andern anführen. Nicht viel besser steht es um die exegetischen Anmerkungen, wobey der Vf. *Schmidt*, *Kühnöl* u. a. zu Führern gehabt zu haben versichert; das Wesentlichste davon hätte sehr füglich ganz kurz unter dem Text bemerkt werden können, statt dass es in etwas breiter Manier von der Uebersetzung völlig abgesondert gegeben wird, besonders da doch die Prediger sehr zu bedauern seyn möchten, denen erst gesagt werden muss, dass *δια τουτου desshalb*, *συνδουλος Mitdiener*, wie *δουλος Diener*, *ἐξελθων herausgehend* und noch dazu: „sc. aus der Versammlung" heisst u. s. w. Lobenswerth ist hingegen die hinzugefügte Paraphrase, in welcher Vers für Vers das Bild enthüllt, meistens auch der Sinn recht gut getroffen wird, wiewohl wir uns bedenken würden v. 26 27 der Parabel so geradehin auszudrücken: „Lasst uns nur demüthig ihn um Gnade anflehen! Gnädig erlässt uns der liebevolle Vater unsere Schulden." — Auf die Paraphrase folgt abermals besonders eine Darlegung des Inhalts, die gleichsam den Uebergang zur homiletischen Bearbeitung macht, bey dieser Parabel aber gleich von vorn herein etwas sehr Triviales und dabey durch den Text so wenig, als durch den Zweck Jesu bey Vorlegung des Gleichnisses Begründetes aufstellt, nämlich: „Es war für den König sehr *heilsam?!* dass er eine gewissenhafte Rechnung von seinen Staatsdienern foderte" — — „Es ist von der höchsten Wichtigkeit — — über uns selbst Verhör zu halten — — vor dem Richterstuhl unsers Gewissens." — In Ansehung des *praktischen* oder des *homiletischen* Theils ist der Vf. „seinen eigenen Weg gegangen" (Vorr. S. X.) und „bescheidet sich gerne, die Fülle der Parabeln hiermit ganz ans Licht gezogen zu haben;" soll wahrscheinlich heissen: „nicht ans Licht" u. s. w. Wir kehren abermals zu der Parabel Matth. 18 zurück, und bemerken an ihr, wie der Vf. in dieser Hinsicht verfährt. Es sind aber Materialien theils zu *Synthetischen* Reden, theils zu *Homilien*, die hier mitgetheilt werden. Ob nun, was die ersten betrifft, angehenden Predigern mit Hauptsätzen und Eintheilungen, wie folgende, gedient seyn werde, stehet sehr zu bezweifeln. Nach v. 23 (?) *Wie nöthig und heilsam es ist* (sey), *oft strenge Rechnung von uns zu fodern.* a) Was heisst: Rechnung u. s. w. b) Wie nöthig und heilsam es sey. Nach v. 24. *Treu und redlich soll Jeder seinem Berufe und seinem Amte leben.* a) Jeder hat einen Beruf. b) Wann lebt er diesem treu? c) Was sind die Folgen einer treuen Pflichterfüllung? Nach v. 25. *Wir versprechen viel und halten oft wenig.* a) Was versprechen wir? b) Wir versprechen es, aber u. s. w. c) Folgerungen u. a. Zu den *Homilien* giebt der Vf. bey dieser Parabel vier Aufsätze, wovon wir hier nur Nr. III. als den kürzesten mittheilen wollen. Der Hauptgedanke, der hiernach in Form einer Homilie behandelt werden soll, ist folgender: *Gottes Ernst in der Behandlung derer, die seine Wohlthaten missbrauchen, seine Liebe mit Undank verkennen.* a) Auf mancherley Weise sucht uns Gott auf den Weg des Friedens zu leiten, b) und ob wir gleich oft an ihm uns aufs neue versündigen — seine Liebe verkennen, so trägt er uns c) doch mit Schonung und Güte, und bewahrt uns vor dem Abgrunde, der uns zu verschlingen droht. d) Missbrauchen wir aber auch jetzt noch seine Liebe, so ist er ernst in seiner Behandlung und — vor uns ist Tod und Untergang. Dazu die Parenthese: (Alles abgeleitet aus der Parabel). Das Fehlerhafte in der ganzen Anlage ist sichtbar genug. Hier sey nur bemerkt, dass a) weder in der Parabel noch im Thema liegt; dass sich zwischen b) und c) gar kein Eintheilungsgrund findet, dass d) nichts weiter ist als das wiederholte Thema selbst, und dass endlich das Ganze, so wie es da steht, mit der wahren Homilie eine nur sehr geringe Aehnlichkeit hat. Ungeachtet dieser Ausstellungen nimmt Rec. dennoch sein im Allgemeinen ausgesprochenes Urtheil nicht zurück, sondern bestätigt es vielmehr in so fern, als Hr. *Kr.* bey aller Verbesserung, die seine Schrift zulässt, sich dennoch in derselben von einer Seite gezeigt hat, die den Mann von Kenntniss, Talent und praktischer Einsicht verräth, und als junge Homileten, wenn sie sich auch nicht durchaus von ihm berathen finden, doch Manches von ihm lernen können.

In Nr. 2. giebt Hr. Dekan *Pflaum* einen recht schätzbaren Beytrag zur religiösen Erbauung und zur Beförderung eines zweckmässigen Religions-Unterrichts in unsern Volksschulen. Ob es gut gethan sey, in der Vorrede sich so ausführlich, als es S. III — VII geschehen, über die Fehden zu erklären, in welche der Vf. über seine Religionsansichten mit diesen oder jenen gerathen ist, lässt Rec. dahin gestellt, da es schwer ist, die individuelle Lage und das Localverhältniss, worin ein Schriftsteller sich befinden mag, aus der Ferne richtig zu beurtheilen. Das sehr reiche Subscribenten-Verzeichniss scheint jedoch zu verbürgen, dass die Zahl derer, die des würdigen Mannes verdienstvolle Wirksamkeit dankbar anerkennen, nicht gering sey, und um so eher müsste er es wohl mit Gleichmüthigkeit ertragen können, wenn Andere von andern Gesichtspuncten ausgehen. Zwar sind die ihm gemachten Beschuldigungen, deren einige er namentlich anführt, etwas herber Natur; doch mag Hr. *Pfl.* bey genauer Selbstprüfung nicht verkennen, dass er hier und da in seinen Schriften über religiöse Gegenstände sich etwas zu lebhaft und zu strenge möge geäussert und dadurch manchem Gegner wenigstens schein-

scheinbare Gelegenheit zu jenen allerdings gehässigen Insinuationen möge gegeben haben, wie unbillig diese übrigens auch seyn mögen. Dem sey aber, wie ihm wolle, wir haben es nur mit der Beurtheilung des vorliegenden Büchleins zu thun, welches wir zu seinem Zweck recht brauchbar, und worin wir auch nicht das geringste finden, das nicht im Geiste des Christenthums gedacht wäre und wodurch der verdiente Vf. auch nur in den leisesten Verdacht kommen könnte; dass er „jeder wahren Idee über menschliche Bestimmung und menschliche Natur ermangele" — „eine verworrene Ansicht vom Christenthum und von der christlichen Erziehung habe" — „von einem eigentlich *türkischen* Religionseifer sie leiten lasse" u. s. w. Können wir zwar nicht unbedingt in den Grundsatz einstimmen, den der Vf. in der Vorrede S. IV u. V geflissentlich wiederholt, dass „aller Religionsunterricht, wenn er ein evangelisch-christlicher seyn soll, von J. C. anfangen müsse, und dass man bey den *kleinsten* Schulkindern einer evangelisch-christlichen Gemeinde nicht frühe genug anfangen könne, ihnen von J. C. zu erzählen" u. s. w., so stört uns derselbe doch nicht weiter, wenn wir das Lesen des Büchleins selbst beginnen, und uns überzeugen, dass der Vf. den Volksschullehrern ein recht brauchbares Hülfs-, und dem Publicum überhaupt ein recht wackeres Erbauungsbuch dargeboten habe. *Poetisches* Verdienst haben die Uebersetzungen allerdings nicht. Darauf macht aber der Vf. auch so wenig Anspruch, dass vielmehr der Zusatz auf dem Titel: „leicht gereimt," dem Leser hinlänglich sagt, was er hier zu erwarten habe. Wenn aber S. IX der *Vorrede* gleichwohl die Hoffnung geäussert wird, „*gerade dadurch* (sc. durch diese Reimereyen) werde die Aufmerksamkeit manches Christen, vorzüglich manches Lehrers auf die, in den Evangelien selbst enthaltenen Originalien gerichtet, und diese etwa dem Gedächtniss besser empfohlen werden," so scheint es, als sey doch höchstens nur für den letzten Theil dieser Hoffnung, und zwar namentlich für den Schüler und auch für diesen nicht sowohl in Hinsicht der Originalien, als vielmehr nur für die Parabeln, wie sie in der Lutherischen Uebersetzung stehen, einiger Grund vorhanden. Was es mit der „Treue in Uebertragung des Originals" deren sich der Vf. rühmt und von welcher er sogar behauptet, dass sie „oft wörtlich" sey, auf sich habe, wird sich vielleicht unten zeigen. Die *Auslegung* aber ist, was sie seyn soll, praktisch und fasslich, und die *Hauptlehre*, welche der Vf. einer jeden solchen Auslegung nach dem Inhalte der Parabel hinzufügt, ist wirklich in dem Gleichniss enthalten, geht ungezwungen aus demselben hervor und ist dabey so kurz gefasst, dass sie dem Gedächtniss leicht behaltbar bleibt. Zur Probe geben wir Matth. 13 das Gleichniss von der Perle, als eins der kürzesten. Es hat zur Aufschrift: *die Perle*, und lautet:

„Des Herren (?) Himmelreich
Ist einer Perle gleich.
Von unschätsbarem Werth.
Der Mann, der sie begehrt,
Geht hin mit festem Muth,
Verkaufet all' sein Gut;
Kauft diese Perle dann,
Und ist ein reicher Mann."

Vergleichen wir nun diese Uebersetzung mit dem Original, so finden wir doch beträchtliche Verschiedenheit. Im Original nämlich ist nicht sowohl „die Perle" als vielmehr „der Kaufmann selbst, der köstliche Perlen sucht" der Gegenstand der Vergleichung. Im Original findet sich auch nichts von dem „festen Muth," womit der Kaufmann hingeht, sondern nur das simple „Hingehen." Im Original endlich lesen wir nichts von dem Zusatz: „und ist ein reicher Mann," wenn gleich dieser Zusatz dem Sinne nach allerdings darin liegt. — Die hinzugefügte *Auslegung* nebst der *Hauptlehre* ist folgende: „dieses kleine, aber herrliche Gleichniss ist selbst eine köstliche Perle aus einer bedeutenden Anzahl von Gleichnissreden Jesu, welche Matth. 13 seines Ev. Buchs wie eine Schnur Perlen an einander reihet. Uebrigens ist die Deutung des Gleichnisses sehr leicht. *Der Kaufmann, der gute Perlen suchte*, ist jeder edle Mensch, der (?) nach göttlicher Weisheit, vollkommener (?) Tugend und himmlischen Troste sehnsuchtsvoll verlangt. Die köstliche *Perle*, die er fand, ist nichts anders, als die Religion Jesu, welche allein jene heiligen Güter darbietet. Dass aber der Kaufmann *alles verkaufte, was er hatte, um diese köstliche Perle zu kaufen*, deutet an, dass man die ewigen und seligmachenden Segnungen der Religion Jesu nicht zu theuer erkaufen könne, und dass man seine Lieblingsneigungen, all' sein Erdengut, ja sein Leben selbst, mit Freuden darum geben müsse. Für die Jünger hatte dieses Gleichniss noch die besondere Beziehung, dass sie, um zu dem vollkommenen Besitze der Religion Jesu dieses wahren Himmelreichs (?) gelangen, und sie auch andern mittheilen zu können, den grössten Mühseligkeiten sich bereitwillig hingeben müssten. Für uns aber enthält es die *Hauptlehre: O Christ, sey stets bereit, auch dein Liebstes aufzuopfern, um deiner Religion getreu zu bleiben* (vielleicht besser und der Parabel gemässer: um Schätze für deinen Geist zu gewinnen).

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GÖTTINGEN, b. Deuerlich: *Handbuch für Studirende, oder philosophische Encyclopädie der Disciplinen und Künste zur Bildung wahrer Gelehrten*, von Dr. *B. Schmitz*, Docent der Philosophie und der Philologie an der Universität zu Göttingen. 1820. 160 S. kl. 8.

Da der Vf. keinen andern Begriff von dem *Gelehrten* hat, als den eines *Gebildeten* überhaupt; so verlangt er von ihm kurz und gut, dass er

„Al-

„Alles wisse," und sich nicht auf ein bestimmtes Fach beschränke; ohne zu bedenken, dass dieses bey der Tiefe des *gelehrten* Wissens unmöglich ist, und dass *Viel*wisser, die aber Alles nur *halb* wissen, weit minder zum Vortheil der Wissenschaft und des Lebens wirken, als der tüchtig Gelehrte in seinem Fache. Wie im Physischen Theilung der Arbeit zur Vervollkommnung aller Producte, Fabricate und Geschäftszweige führt; so auch geistig. Thue nur jeder in dem Gebiete, wofür sein Talent ihn bestimmt, das Seine und mit Gemeingeist, so wird das Zusammenwirken Aller schon zum Rechten hinführen. Allein der Vf. will durchaus, dass man Alles wisse. — S. 36 heisst es unter andern: „So lange dem Menschen überhaupt in und über und unter der Welt noch etwas verborgen ist, so lange ist er wahrlich kein Weiser zu nennen" — will durch ein *lebendiges Wissen* Umfang und Tiefe vereinigen und zu dem Allwissen in dieser wissenschaftlichen Encyclopädie der Doctrinen und Künste — „der wesentlichen Vorschule, ja der Hauptschule aller Schulen" — sicher geleiten; verspricht auch allen denen, die sein Handbuch gebrauchen, das er ihnen überreicht, „als einen Maasstab, als einen Prüfstein ihrer Studien und gemachten oder zu machenden Fortschritte, als ein Malzeichen ihres Bestrebens und Fortbildens auf ihrer wissenschaftlichen Laufbahn, als ein Muster und Wahrzeichen jeder echten, gediegenen, lebendigen, seligen Erziehung und Bildung," Segen für sie selbst und für die Menschheit.

Betrachten wir aber dieses Handbuch näher, so findet sich — Vorrede, Inhalt und Titel mit eingerechnet — die Allweisheit des Vfs. auf 160 weit gedruckten Seiten in klein Octav; und nicht genug, dass es „das ganze Resultat all' *seines* Studirens, Forschens und Wissens in sich schliesst," so soll es auch zugleich die Methodik aller Disciplinen und Künste umfassen; ja noch mehr, es enthält ausserdem auch wirklich eine Menge abgeschmackter Declamationen, wovon nur folgende kurze Stelle zur Probe diene: S. 46. „Ach, Ihr Hochgelehrten Herren! bekennet doch nur eure Verirrungen und Thorheiten und kriechet geduldig zum Kreuze, o kriechet zum Kreuze unsers Herrn Jesu Christi! Schwört zu *Jacob Böhmens*, („dem Keiner unserer nachherigen sogenannten Philosophen würdig ist, die Schuhriemen zu lösen." S. 44. Unter den Deutschen wird nur *Heinroth* auf d. f. S. dieser Ehre würdig erkannt, und versteht sich der Vf., der zu den *wenigen* Deutschen gehören mag), Schwöret zu Jacob Böhmens Fahne, und lernet von ihm Gott, und den er gesandt hat, Jesum Christum erkennen!

Die Encyclopädie selbst ist nichts als ein Inhaltsverzeichniss von den abzuhandelnden Materien mit wenigen eingestreueten Bemerkungen. So z. B. ist ihm Theosophie die geoffenbarte Theologie. Und wie dürftig sieht es auch nur in diesen Ueberschriften und in der Zahl der Wissenschaften und Künste selbst aus. Am vernünftigsten spricht der Vf., nachdem er seinen Allweisheitsrausch etwas ausgeträumt hat, im Anhange, wo er auf einige Gegenstände besonders eingeht, aber nicht *lebendiger* und nicht anders, als andere nüchterne Leute, darüber spricht. Aber mit dem 12ten Kapitel, kommt in der Geheim- und Wahrsagerkunst der Paroxysmus wieder und verbreitet sich auch auf das Verzeichniss der zu einer kleinen Hausbibliothek für Studirende nothwendigen Bücher. Es sind bloss Namen von Schriftstellern, nach den Fächern geordnet. Aber wie lückenhaft mag auch darin die Kenntniss des Vfs. seyn! In *Psychologie* und *Logik* steht niemand, als *Kiesewetter*, *Schultze* (sic!) und *Teten*, (so öfter statt *Tetens*. Wahrscheinlich sah der Vf. das Buch nie und hielt den rechten Namen für den Genitiv). *Jacob Böhme* neben *Kants* Kritiken! *Ohe iam satis!*

KIRCHENGESCHICHTE.

PARIS, b. Bechet: *Esquisses historiques et politiques sur le Pape Pie VII.* suivies d'une notice sur *l'election de Leon XII.* par M. *Guadet.* 1824. VIII u. 183 S. 8.

Neues findet sich in dem Büchlein nicht; die Lage des Mannes, dessen Biographie wir lesen, ist eben so bekannt als es natürlich ist, dass der heil. Stuhl durch das Cardinalscollegium, so lange es gehen will, seinen Einfluss behaupten wird.

NEUE AUFLAGE.

WIEN, b. Gerold: *Die Heitzung mit erwärmter Luft durch eine neue Erfindung anwendbar gemacht*, und als das wohlfeilste, bequemste, der Gesundheit zuträglichste, und zugleich die Feuersgefahr am meisten entfernende Mittel zur Erwärmung grösserer oder mehrerer Räume, als: der öffentlichen Gebäude, der Herrschaftswohnungen, Fabriken u. s. w., dargestellt von *P. T. Meissner*, Magister der Pharmacie, ordentl. und öffentl. Professor der technischen Chemie am K. K. polytechnischen Institute und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. *Zweyte*, sehr vermehrte, und bis auf die Anleitung zur Erwärmung selbst der kleinsten Wohnungen und zur zweckmässigen Einrichtung der Trockenanstalten u. s. w. erweiterte Auflage. 1823. XXII u. 143 S. 8. Mit 20 Kupfertafeln. (2 Thlr.) (S. die Recens. A. L. Z. 1823. Nr. 238.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1824.

OEKONOMIE.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Ueber höhere Landescultur und den vortheilhaften Anbau neu entdeckter Getreidearten*, vom Freyherrn *von Witten*. 1821. 8. (1 Thlr.)

Selten liefern grofse Gutsbefitzer die Gefchichte ihrer landwirthfchaftlichen Erfahrungen, weil fie ihre grofsen Güter eben nur in höherer überblickender Sphäre zu überfchauen gewohnt feyn mögen. Eine rühmliche Ausnahme macht der Vf. diefes Werks, das wir hier zu muftern haben.

Wahr ift des Vfs. Bemerkung, dafs der Reichthum der Nationen in dem Ueberflufs der durch zweckmäfsige Anwendung der Arbeit hervorgebrachten Bedürfniffe des Lebens beftehe; vorausgefetzt, möchten wir hinzufetzen, dafs der Genufs des Ueberfluffes *unter viele* (wie in den amerikanifchen Freyftaaten) und nicht unter wenige Mitglieder des Staats vertheilt ift. Jemehr die Civilifation fteigen wird, defto mehr wird bald hier, bald dort Mangel an den nothwendigften Lebensbedürfniffen eintreten und diefs wird dazu beytragen, die Völker gefellig und von einander abhängig zu machen, fo wenig diefes auch folchen Staatsmännern gefallen mag, die gerne die Unterthanen ihres Staats von allen übrigen ifoliren möchten.

Ganz richtig fagt ferner der Vf.: „Der Vervollkommnung der Landwirthfchaft gebührt die höchfte Staatsaufficht, alles andere Induftriewefen, befonders in ausländifchen Producten, ift dagegen Nebenfache." Um die Landcultur zu befördern, ift nöthig: 1) die richtigere Kenntnifs der Landwirthfchaft und fchnelle Verbreitung jeder nützlichen neuen Entdeckung. Dazu hilft ein Inftitut, wie das Thärifche wenig; man könnte dazu die Amtsblätter der Regierungen und den Schulunterricht benutzen. 2) Die Aufhebung der fchädlichen Servituten, befonders des Naturalzehntens, der Dienfte und der Weideberechtigungen. *Dahin ftrebt vor allem Preufsens Regierung mit Eifer, und wenige andere folgen ihr darin.* 3) Den eignen Landeserzeugniffen folchen Vorzug auf den inländifchen Märkten zu verfchaffen, dafs fie in mäfsig guten Jahren von den Fremden nicht verdrängt werden. (Ganz treten wir diefer Meinung nicht bey; denn fonft erleichtert diefe Begünftigung den grofsen Landgütern das Fortbeftehen ihrer dem Ganzen wenig einbringenden Landwirthfchaft, um z. B. die hohen Preife einländifcher Schaafwolle nach ihrem Gefallen *zum Nachtheil* der inländifchen Tuchfabricatur beftimmen zu können). 4) Dafs diejenigen Dörfer, bey denen eine Auseinanderfetzung nicht rathfam feyn möchte (der Fall dürfte aber fehr felten Statt finden) angehalten wenden, ihre Felder in Schläge zu theilen und die Kartoffeln in die Reihe des Fruchtwechfels auf zu nehmen. 5) Beförderung des Anbaues der Brache. 6) Theilung der Gemeinheiten mit häufigem Ausbau auf diefelben und Abwäfferung der Sümpfe auf Koften des Staats, in denen nach des Vfs. Anficht, das Erdöl die Wurzeln, die Sumpfpflanzen und die Moorerde durchdrungen hat. Es ift wahr, dafs, wenn man Heideboden umpflügt, und die umgekehrte Furche 2 Jahre faulen läfst, felbft die Heide alle 3 Jahre ohne Dünger einen guten Roggenertrag liefern kann; aber immer ift ein folcher Heideertrag klein. Flugfand mufs, es kofte was es wolle, mit Kiefern und Birken befetzt werden, fonft reicht folcher immer weiter. 7) Veredlung der ganzen Viehzucht in allen Gattungen derfelben. 8) Herftellung von Staatsbaumfchulen in jedem Kreife zum Obftbau. 9) Anlage von Kunftftrafsen und Canälen, wie in Preufsen überall der Fall ift. 10) Benutzung der Mittel, die fchlummernde Vegetationskraft mancher Erdarten zu wecken. 11) Anbau der Gewächfe nur an den Stellen, wo fie ihren natürlichen oder durch Kunft zubereiteten Boden finden. Ein lockerer Boden ift nicht für Gewächfe fchwacher Halme. Wo der Boden viel Unkraut liefert, dahin gehören nur fchnellwachfende Getreidearten. Pflanzen, die viele Nahrung aus der Atmofphäre einfaugen, ziehen in Niederungen *zu viel* Feuchtigkeit aus der Luft an und werden daher bleich und kränklich; fie gehören auf die Höhen. Diefs fodern fogar mehrere Weitzenarten. Jeder Boden müfste nur die Pflanzen hauptfächlich erzielen, die folchem befonders angemeffen find.

Richtig ift des Vfs. Bemerkung, S. 24. dafs man zur Erzielung ftarker Vermehrung fremder Getreidearten, im Freyen aber in Befriedigungen anfäen mufs. (Alle Thiere find nämlich fo lecker, als die Menfchen nach einer feltenen ihnen angenehmen Nah-

Nahrung; das hat Rec. häufig bemerkt, und hat daher fremde Getreidearten in Gärten niemals erzielen können. Selbst die gefräfsige Aente berührte niemals eine gemeine Stachelbeere, so lange eine edlere mit dem Schnabel zu erfassen war; Sperlinge, Mäuse, Frösche, Regenwürmer haben einen gleichen Instinkt.)

(Wir könnten manche ausländische Pflanze auch bey uns benutzen, selbst der wärmsten Climate, wenn wir die Ausdünstung unsrer Stallthiere in einem an der Morgen- und Mittagsseite angebrachten Glashause zu benutzen verständen, und wenn unsere Kunstgärtner nicht sogar im Sommer nach Sonnenuntergang die Tropengewächse gegen kalten Thau (ohne Nachtfrost) einsperrten, da sie doch im Vaterlande die kalten Nächte und den starken Thau zu ihrer Vegetation bedürften. Die reinlich behandelten Ananas, Palmen u. s. w., sind viel leichter zu erziehen, als unsere Gärtner glauben.)

Eine Kette bildet die ganze organische Natur. Jedes Thier bedarf Sauerstoff zum Leben und athmet Kohlensäure aus, welche die Pflanze nicht entbehren kann; durch die Vegetation entzieht letztere den Wasserstoff der eingeathmeten Kohlensäure und haucht den Rest für die thierische Aneignung wieder aus. In Afrikas Sandwüste vegetiren nur schwammige Gewächse, die sich ganz aus der Athmosphäre ernähren. Auch diese Steppen wird der Mensch einst mit solchen zu seiner Ernährung bevölkern, wenn die wachsende Bevölkerung ihn dazu zwingen wird. — Der Mergel ist ein Haupthülfsmittel zur Vermehrung der Vegetation, der Kalkmergel für saure Niederungen, der Sandmergel für schweren Thonboden, der Thonmergel für leichte Aecker.

Ueber den *Winter-Weizen* bemerkt der Vf., dafs nur in schnelltreibenden und Grafswüchsigen Aeckern *späte* Saat heilsam seyn könne. Frischer Mist und lockerer Boden geben daselbst einen zu raschen Wuchs und Lagerkorn. Hornig wird aller überreifer Weizen, doch werden es einige Gattungen schneller, als andere. Nach seinen Erfahrungen empfielt er *triticum maculatum* (gefleckten Blattweizen) der frühe reift; 2. *triticum pilosum* (Sammetweizen) mit graugelber gedrängter Aehre und blafsgelbem Korn. Er gewinnt aber leicht Brand in Thälern, oder eingeschlossenen Feldern, da er zur vollständigen Befruchtung den freyen Zutritt der Sonne und Atmosphäre verlangt. Seine wolligen Haare sind einsaugende Gefäfse, daher er selbst auf Höhen viel Saamen giebt, er fodert aber einen reinen Boden und frühe Einsaat. Er hebt sich nicht früh im Frühjahr, bedarf zur Nachhülfe der Egge, hat übrigens dicke Aehren. 3. *Tr. rubescens* (röthlich glatter ägyptischer Weizen) kann einen etwas feuchten Boden leiden, bedarf aber frühe Saat und zeigt keine Brandähren, weil die grofsen festsitzenden Saamenspelzen, die Befruchtung vor widerwärtiger Witterung schützen. Nach dem englischen Oel-Senf (*sinapis alba*) im July reifend, geräth er besonders gut und dieser giebt mehr Oel als Rapsaat, leidet nicht am Pfeifer und wurzelt sehr tief; weniger geräth er nach Klee. 4. *Tr. flexuosum* (Perlweizen auf Mittelboden). Der Saame hat eine schöne Farbe. — An Sommerweizen empfiehlt der Vf. für die *erste Ackerklasse, Tr. meum* (fig. 12.) und *Tr. pyramidatum* bisweilen etwas hornig (für Graupen dienlich) fig 13. Für die *zweyte Ackerclasse. Tr. inane* (markhelmiger Weizen) reift spät. fig. 14. *Tr. fastuosum* (Prachtweizen) verlangt frühe Einsaat und wächst anfangs langsam (fig. 12.). Für die *dritte Ackerklasse Tr. flabellatum* (Fächerweizen) wächst schnell und eben so *Tr. pubescens* (bengalischer Weizen) fig. 17. Der Saame ist länglich, das Mehl fein; dieser und *Tr. pulverulentum* (weisser Niednagel) haben den Vorzug, niemals am Brande zu leiden. — *Tr. Spelta aestivum*, mit weisser Aehre und kleinen Grannen ist der angemessenste Speltweizen für Nordteutschland.

Der *Roggen* verliert, wenn er gebeutelt wird, seinen aromatischen Geschmack, gewinnt ihn aber wieder, wenn man die Kleye durch siedendes Wasser auszieht und sich des geschwängerten Wassers zum Einteigen bedient. Wo rother Klee geräth, mufs man Perlweizen und keinen Roggen bauen. Zur Saat empfiehl der Vf. *Secale cereale grandiflorum* wegen seiner Fruchtbarkeit. (Grofsblumiger Roggen) Die Aehre hat starke Knoten und eine Menge kleiner Einsaugungsgefäfse. Noch wohlthätiger ist für diesen Roggen, wenn vorher tatarischer Buchweizen oder *spergula arvensis* oder der üppig wachsende begypfete Buchweizen untergepflügt, und der etwas feuchte Grund gepfergt worden. S. *cereale nigrum* war in Nordengland oder Schottland einst häufig. Man gab ihn auf, weil der Britte nur gesichtetes Mehl zum Brot geniefst und der Saamen schwärzlich braun ist. Das wird aber den Nordteutschen, der die Kleye aus seinem Roggenbrod nicht scheidet, nicht verhindern, diese nützliche Gattung zu erzielen. — *S. cereale dentatum* (gezähnter Roggen, Wallachischer Roggen) Vierländer Roggen. Er ist dickschaalig, wie fast alles Marschgetreide, aber auf etwas feuchtem Boden ist er ergiebig. Nur mufs man sich hüten, der Saat gerade die nämliche Düngung zu geben, die sie auf dem Boden traf, wo sie gewachsen ist, sie mufs sehr dünne gesäet werden. *S. cereale multicaule* (Staudenroggen) oder *praecose* (Johannisroggen). Er ist mit dem Ersteren wahrscheinlich einerley, wird mit Nutzen in Holstein gebaut und im Herbst abgemähet. Seine tiefe Wurzelung, weil er so früh gesäet worden, läfst ihn kalte Winter überstehen und weil er früher blüht; so kommt er zur Befruchtung *vor* der in Nordteutschland gewöhnlichen May-Regenzeit und aus diesen Gründen zusammengenommen ist

ist er sehr ergiebig. — (Bekanntlich geht viel Brenkenhagener und Hasselburger Roggen aus Holstein, der selten Johannisroggen ist, zur Saat nach Mitteldeutschland und bis Wittenberg. Er verdient diesen Vorzug wegen seines feinen Mehls und reicher Vegetation. Diese ist aber *natürliche Folge* der holsteinischen Hauptdüngung mit Kuhmist auf gemergeltem Boden, der in Holstein gewöhnlichen mäfsigen Düngung des Roggens und der Sorgfalt nur das reinste und voll ausgewachsene Getreide frühe zu säen, so wie der aufserordentlich starken Bewurzelung, weswegen er auch dünn gesäet wird. Nie mufs nämlich die folgende Pflanzengeneration das nämliche Reizmittel empfangen, dafs der Vater erhalten hat. Düngt man nun im mittlern Deutschland meistens mit Schaafdünger die Roggenäcker: so erklärt sich, warum *diese* Holsteinische Saat vortrefflich gerathen *muss*, und um so mehr, je weniger Generationen *seit* der Verpflanzung aus dem Vaterlande verflossen sind, auch warum in der Regel alle fremde Saatarten besser als einheimische gedeihen. —

Ein paar Umstände hat der Vf. bey seinen fremden Getreidearten nicht bemerkt, die hauptsächlich entscheidend sind für den ergiebigen Ertrag: a) die stärkeren natürlichen Saugewurzeln auf einem reinen und tiefen Boden, und b) ob die Blüthe bey dem gewöhnlichen Wachsthum nach der Saatzeit, in die Regenperiode der Region, wo gesäet wird, fällt, oder nicht. Im ersteren Falle mufs schon diefs allein die Fruchtbarkeit vermindern. Unsere grofsen Oekonomen haben noch lange nicht genug die Physiologie der Pflanzen studirt. — So möchten wir anrathen, dafs in der Nähe grofser Städte ein kluger Oeconom die edelsten Getreidearten wie in Flottbeck, fast *blofs* auf Strafsendünger bauete, und es kann nicht fehlen, weil wenige Landleute der stärkern Transportkosten halber davon viel brauchen können, dafs dieser Dünger dort billig zu haben seyn wird. Einem blofs mit Strafsendünger erzielten Saatgetreide mufs ein ökonomischer hoher Werth beygelegt werden und doch hat noch keiner aufser dem Baron Voght zu Flottbeck diese natürliche Speculation gewagt. Die Anlegung solcher Gutswirthschaften, blofs auf Saatgetreide berechnet, würde z. B. die so anstöfsigen faulenden Düngerhaufen vor den Thoren von Berlin in der Hitze des Sommers schnell wegschaffen. Da gutes Saatgetreide immer sehr theuer bezahlt wird und mit den Hauptstädten alles communicirt: so mufs in deren Nähe, eine Landwirthschaft blofs für Saatgetreide vorzüglichster Art, und zur Prüfung neuer Arten eingerichtet, sich auch für die Gutsberechnung nützlich bewähren. Ein anderer unbemerkter Grund, warum südlicher erzogene Saaten im Norden *sehr* gedeihen, ist, dafs jene nicht so flach liegende Saugewurzeln haben, als im Norden, weil sie mit solchen zu schnell in der Hitze ausdörren würden; dagegen haben nördlich erzogene Pflanzen stärkere Pfahlwurzeln. Der Saamentausch von Norden nach Süden und umgekehrt erhält einige Generationen hindurch, wenn auch nicht für immer, die climatischen Vorzüge auch den versetzten Pflanzen.

Unter den *Gerstenarten* zieht der Vf. die zweyzeilige gemeine allen vor, und empfiehlt in dritter Ackerklasse *hordeum capense* (Capgerste) gröfstentheils sechszeilig, eine schnell und üppig wachsende Sommergerste; sie bestaudet sich stark und hat breite Blätter, und in 4ter Ackerklasse *hordeum maculatum* (gefleckte Pfauengerste) welche frühe Einsaat liebt.

Der *Hafer* (gedeiht nicht im Süden, weil er flach wurzelt). Die besten neuen Gattungen sind: *Avena praegravis* (amerikanischer Hafer). Er ist auf schwerem Boden ergiebiger, als der englische. Auf nassem Boden wird seine Schaale härter, wie das allgemein zu seyn pflegt. Zum Bierbrauen empfiehlt ihn seine natürliche nicht unangenehme Bitterkeit. Früh im März gesäet und einige Tage zuvor genäfst, wird er oft vor dem Roggen reif. In zweyter Ackerclasse empfiehlt sich *Av. tatarica*, reift spät bey üppigem Wuchs; in dritter Ackerclasse *Av. bengalensis*, *Potatoe*-Hafer, (vermuthlich Kartoffelhafer) kernig und vom festen Wuchs, *Av. persica*, üppig, aber reift spät. *Av. fusca*, brauner Hafer; in fünfter und sechster Ackerclasse, er scheffelt stark, weil sich die drey Saamenkörner nicht leicht trennen; *Av. chinensis*, hat ein grofses Korn, dafs eine weifse Grütze liefert, und schüttet stark. (Da die Chinesen seit Jahrhunderten an der Küste den Feldbau gartenmäfsig betreiben; so hat es keinen Zweifel, dafs dort alle Getreidearten so wie auch Baumfrüchte und Reifs *ganz vorzüglich veredelt seyn müssen*. Vom Reifs und Zuckerrohr weifs man, dafs der Javane gerne neue und vollkommnere Reifs- und Zuckerarten aus China kommen läfst und im gebirgigen Lavasande von Java noch weiter veredelt.

Die *Hirse* fodert durchaus einen sehr reinen Boden und eignet sich besonders zu einem Product veredelter Spatencultur, da sie sehr sorgfältig gelesen seyn will, weil der Saame nicht zu einer Zeit reif wird. Auf grofsen Feldern geht viel Saamen verloren; daher drischt man solche unverzüglich auf dem Felde. Im preufsischen Staat cultivirt ihn am meisten Lissa im Posenschen, auf behordeten Aufsenäckern und auf kräftigem Neubruch, ohne den grofsen Verlust des Saamens, der auf dem Felde ausfällt, zu achten. — Der *Mays* gedeiht sehr sparsam selbst in Mitteldeutschland, da er keine Nachtfröste leiden kann und folglich für Bruchgegenden sich durchaus nicht eignet; in jedem Fall mufs man die Seitenschüsse ausbrechen, die ihn unnütz entkräften und selten reif werden. Sie sind dem Vieh äufserst nahrhaft und lieben die Schweine

ne die unreifen Kolben. — *Erbsen*, die Cultur verdienen, müssen mit dem vierten Gliede blühen. Die beste ist *pisum grandiflorum*, die grosse französische Erbse, und *Pisum falcatum* die Sichelerbse. Die nützlichsten Erbsen liefert die Gegend um Halle, die weich und einträglich sind und dabey frühe reifen ohne Stange zu bedürfen. Immer gewinnt man durch das Einweichen der Erbsen vor der Saat einige Tage frühere Zeitigung. Jede späte Saat ist in Gefahr vom Unkraut überwältigt zu werden, und in der Production dürftig. Feuchte Witterung in der Blüthe schadet dem Ansetzen der Schoten nicht. Jeder gut bestandene Erbsenacker muss schnell eine neue Saat erhalten, und umgekehrt werden, das lehrt schon der eigenthümliche Geruch beym Schneiden eines stark bestandenen Erbsenfeldes. — Die *Linse*, verlangt einen sehr unkrautreinen Boden oder wird überwachsen, die besten Arten sind: *Cicer Lens minor* (die kleine Linse) und *Subviritis* (die mittlere Linse) an Ergiebigkeit und Wohlgeschmack. — Von *Bohnen* empfiehlt der Vf. nur die Pferdebohne *Vicia faba equina*. Aber auch die niederstämmige in Linien gesäet und mit dem Kartoffelpfluge beworfen, giebt guten Ertrag und eine nützliche Vorfrucht. In der Schiffskost der Matrosen wird sie mit Recht geschätzt. — Unter den *Wicken* ist vorzüglich *Vicia albicoma* (weisshaarige Wicke) sie reift spät und *Vicia mihi* besonders zur frühen Saat. Beide leiden nicht vom Mehlthau; gleichen Werth hat *Vicia praecox*. — Alle Versuche, den in Sümpfen wachsenden Reiss *Oryza sativa* bey uns zu acclimatisiren, sind gescheitert. Auch die *Oryza mutica* (Bergreiss) verlangt einen humosen, tiefliegenden, etwas schlammartigen Boden (etwa Teichgrund), in den ersten drey Monaten bedarf er etwas Bewässerung, die nur auf solchem Boden Statt finden kann. Von den meisten Gattungen chinesischer Reissarten wissen wir noch nichts zuverlässiges. — Die *Knollengewächse* ausser den Kartoffeln sind noch gar nicht untersucht und doch verdienten diess wohl die einheimischen Saleparten.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, in der Hinrichs. Buchh.: *Penelope, Taschenbuch für das Jahr* 1822, herausgegeben von *Theodor Hell*, 11ter Jahrgang mit 8 Kupfern, 374 S. Desgl. *Penelope für* 1823 mit 9 Kupfern 384 S. und *Penelope für* 1824 mit 8 Kupfern. 468 S. 12.

Wir heben aus diesen wie gewöhnlich reich ausgestatteten und geschmackvoll verzierten Bändchen nur solche Stücke heraus, welche aus der Flut ephemerer Erscheinungen durch ihre eigene Kraft hervortauchen, und durch ihre eigenthümliche Bedeutsamkeit für das Vergessen zu gut sind. Der geniale Erzähler *von der Velde* hat für jeden dieser Almanache eine längere Geschichte geliefert: *Guido* für 1822; den *Wunsch des Cansu*, ein allegorisches Mährchen persischen Ursprungs für 1823, und *das Horoscop*, eine Scene aus den Religionskriegen in Frankreich, für 1824. Jede derselben besitzt eigenthümliche Vorzüge, doch erscheint *der Wunsch des Cansu* als das schwächste Product, was wohl weniger an dem Vf. als an dem benutzten Originale liegt. Die höhere Vollendung in Sprache und Stil zeigt sich in dem Horoscop. Die *Nachbildung*, (Rec. will nicht sagen *Nachahmung*) der *Walter Scottschen* Romane, die der Vf. in den letzten Jahren glücklich begonnen hat, ist darin nicht zu verkennen. Möchte derselbe bey seiner Liebe für das echtvaterländische, indem er die Vorzüge jenes Meisters sich zu eigen macht, auch die Schwächen desselben, die er mit andern ältern und neuern englischen Romanschriftstellern gemein hat, Breite und Weitschweifigkeit in Erörterungen, Reden und Schilderungen vermeiden lernen. — *Das Gesangbuch* von *Richard Roos* (1822) zeichnet sich durch rührende Einfachheit und schlichte Natürlichkeit als ein liebliches Stillleben aus. *Prätzels Martinsgans*, die er im 11ten Jahrgang aufgetischt, zieht weit mehr an als seine *Nachtigall*, welche im dreyzehnten etwas langweilig singt. *Friedrich von Heiden* hat eben so mit den *Rettern*, im Jahre 1823, mehr Lob zu ärnten, als mit dem *Sohn der Wildniss* im Jahre 1824, der etwas gedehnt ist. *B. v. Miltitz* hat den im Jahrgang 1822 angefangenen *Dreykönigsabend* in dem von 1824 ergetzlich und anmuthig fortgesponnen. Die *Thräne* von *Gustav Schilling* und die *Grenzcommission* von *Clauren* bezeugen die anerkannte leichte und gewandte Erzählungsweise beider Verfasser, die sich nur vor der Leichtfertigkeit zu hüten haben, damit dieselbe nicht, allzu nachsichtig behandelt, sich in Frivolität, welche nimmer frommen kann, verwandle. *Karoline Mathilde, Königin von Dänemark* (mit dem lieblichsten Porträt) ein historisches Gemälde von *Elise von Hohenhausen* hat gelungene Stellen. Unter den Gedichten ist eben nichts Bedeutendes. Was die *Kupfer*, eine *fortlaufende Gallerie zu Schillers Gedichten*, betrifft, so sind mehrere sehr gut zu nennen, aber es ist auch manches Bild darunter, was fratzenhaft und karrikaturmäsig ist; z. B. diejenigen, die in dem letzten Jahrgange die Freude und den Triumph der Liebe darstellen sollen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1824.

MATHEMATIK.

Berlin, b. dem Vf. und in Comm. b. Dümmler: *Astronomisches Jahrbuch für das Jahr* 1826, nebst einer *Sammlung der neuesten in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten*; mit Genehmhaltung der Königl. Akad. d. Wissenschaften, berechnet und herausgegeben von Dr. *J. E. Bode*, Königl. Astronomen, Ritter u. s. w. *Ein und-funfzigster* Band. 1823. 256 S. 8. Mit 1 Kupf. (1½ Rthlr.)

Das Jahr 1826 hat Ostern am 26sten März. Von drey Sonnen- und zwey Mondfinsternissen ist in Europa nur Eine Sonnenfinsterniss am 29sten Nov. in Berlin 7 Zoll stark, und eine totale Mondfinsterniss am 14ten Nov. sichtbar. Saturn wird am 16ten Febr. vom Monde bedeckt. — Dem Jahrbuche, das der verdiente 77jährige Vf. in ununterbrochener Folge der Bände noch immer fortsetzt, schliessen sich folgende astronomische Aufsätze an. 1) Resultate der neuen Triangulirung im Hannöverschen, Braunschweigschen und Lüneburgschen, von Hofrath Ritter *Gauss* in Göttingen. Der Vf. giebt hier, obschon das Triangulirungsgeschäft noch nicht ganz vollendet ist, vorläufig mit Zuziehung der von Zachschen Basis, mehrere aus seinen Dreyecken abgeleitete geographische Bestimmungen, namentlich die Länge und Breite für den Brocken, für Hildesheim, Braunschweig, Hannover, Celle, Neustadt, Lüneburg und Hamburg. Die Breite der neuen Sternwarte in Göttingen findet der Vf. 51° 31′ 48″,7, die Länge — 47′ 19″2, im Bogen von Seeberg. Die Breite des Brocken 51° 48′2″,7 weicht 10″ von der astronomischen Bestimmung durch Hrn. *von Zach* ab, vielleicht, wie der Vf. vermuthet, wegen Anziehung der südlich liegenden Harzgebirge, während dass im Norden sogleich das flache Land anfängt. Auch über terrestrische Refraction hat der Vf. seine Beobachtungen mitgetheilt. 2) Beyträge zu geographischen Längenbestimmungen; neunzehnte Fortsetzung von Prof. *Wurm* in Stuttgart. Zuerst Nachträge von Längenbestimmungen durch die merkwürdige Sonnenfinsterniss 7ten Sept. 1820, aus Beobachtungen in Gibraltar, Bern, Christiana, Jena, Dorpat und Frederiksvärk, Orten, von denen bisher keine oder nur wenige astronomische Bestimmungen der Länge bekannt waren. Die übrigen Berechnungen enthalten unter andern folgende bis jetzt der Länge nach noch niemals oder nur selten astronomisch bestimmte Puncte: Cap. Domesnäs in Curland, Tarnow in Gallicien und Bogenhausen bey München. 3) Beobachtungen des Mars, der Vesta, des Uranus und Saturnus, sammt deren Berechnung, auch beobachtete Sternbedeckungen und Verfinsterungen der Jupiterstrabanten im J. 1822 auf der Kaiserl. Universitäts-Sternwarte in Wilna von Prof. *Sniadecki*. Die Opposition des Saturns im Jahr 1822 findet man hier, mit gehöriger Rücksicht auf den Meridianunterschied, um 1st 33′ 50″ früher in Zeit angegeben, als in Prag nach *Bittner's* Beobachtung (Nr. 10): überdiess ist die heliocentrische Länge des Saturns in der Opposition um 52″ kleiner als in Prag; nur in der heliocentrischen Breite stimmen beide Beobachter genau zusammen. Hier muss irgendwo ein Versehen vorgefallen seyn. Auch die Gegenscheine des Uranus, an beiden Orten beobachtet, stimmen nicht sehr gut. 4) Mars-Beobachtungen zu Paramatta, der neuen Sternwarte in Neu-Süd-Wales, von Prof. *Rümker*. Der Vf., ein geborner Deutscher, der im J. 1821 mit dem General *Sir Thomas Brisbane* (jetzt Gouverneur der Colonie) nach Neu-Süd-Wales abging, hat schon mehrere astronomische Beobachtungen nach Europa abgeschickt. Die Inclination der Magnetnadel hatte er auf der Reise zu Rio Janeiro 15° 25′ 36″ gefunden. 5) Ebendesselben Beobachtungen des Enckeschen Kometen, sammt mehreren astronomischen Nachrichten und Beobachtungen: Der Vf. war so glücklich, was dem englischen Astronomen auf dem Cap der guten Hoffnung nicht gelungen ist, den berühmten Kometen, der nach *Encke* einen Umlauf um die Sonne von 3 bis 4 Jahren hat, und im J. 1822 auf der andern Halbkugel wieder sichtbar seyn sollte, wirklich am 2ten Jun. 1822 ganz nahe an der Stelle, wo er angekündigt war, zu entdecken, und bis zum 23sten Jun. häufig zu beobachten. Der Komet war so eben, 9 Tage nach seiner Sonnennähe, in der Abenddämmerung aus den Sonnenstrahlen herausgerückt. Der Vf. theilt noch eine Beobachtung des Wintersolstitium 1822, von ihm selbst und dem Gouverneur angestellt, mit; eine am 16ten Aug. 1822 beobachtete Sonnenfinsterniss und mehrere Sternbedeckungen und Verfinsterungen der Jupitersmonde. Da die Länge von Paramatta 9st 55′ östlich in Zeit be-

beträgt, so sind freylich nur wenige correspondirende Beobachtungen aus Europa zu erwarten. An einem Catalog südlicher Sterne wird vom Vf. gearbeitet. Dasselbe Kater's Pendel, das in London 86090,37 Schwingungen gemacht hatte, machte in Paramatta nur 86021,73, also in einem mittlern Sonnentage 68,64 Schwingungen weniger, wenn alles auf die Meeresoberfläche den leeren Raum und 60° Fahrenheit reducirt wird. (Die Breite von Paramatta ist 33° 48′ 42″ südlich, die Breite von London, St. Paul, + 51° 30′ 49″). 6) Ueber die Durchsichtigkeit des Weltraums, von Dr. *Olbers* in Bremen. Der Mensch schätzt grosses und kleines nach dem Maasstabe seines eigenen Körpers und seiner nächsten Umgebungen: daher staunen wir bey Dimensionen, wie sie eine genauere Betrachtung des Himmels uns darbietet, und kaum vermag unsere Einbildungskraft sich noch Abstände von Sternen vorzustellen, die, nur durch Herschel's grosse Teleskope sichtbar, 1500 oder mehrere Tausendmal weiter von uns entfernt sind, als Sirius und Arcturus. Aber, fragt der Vf., ist damit der Scharfblick des nun verewigten *Herschel* den Grenzen des Weltalls nahe, oder auch nur merklich näher gekommen? Wer mag das glauben, da der Raum unendlich, und für uns wenigstens keine Grenze denkbar ist, über welche hinaus ein unendliches Vacuum läge, ohne eine Spur der schaffenden Allmacht. „Man kommt (so läst der Vf. jetzt *Kant* sprechen) der Unendlichkeit der Schöpfungskraft göttlicher Allmacht im geringsten nicht näher, wenn man den Raum ihrer Offenbarung in eine Sphäre, mit dem Radius der Milchstrase beschrieben, einschliest, als wenn man ihn auf eine Kugel vom Durchmesser eines Zolles beschränkt. Vom Unendlichen bleibt doch alles Endliche unendlich weit entfernt, und es wäre ungereimt, von der schaffenden Kraft einen unendlichen kleinen Theil in Wirksamkeit zu versetzen, und den übrigen unendlich grossen Theil ewig ruhen zu lassen: auch die Ewigkeit (Unendlichkeit der Dauer) reicht für uns nicht zu, die Zeugnisse des höchsten Wesens zu fassen, wenn sie nicht mit Unendlichkeit des Raums verbunden wird." Dass aber nicht nur das Minimum von Raum, das unser bewaffnetes Auge bisher übersehen hat, oder übersehen kann, sondern dass der ganze unendliche Raum des Himmels mit Sonnen, Planeten, Kometen, zerstreueten Lichtstoffen, oder, wer weiss? mit welch' andern uns völlig unbekannten Schöpfungen, angefüllt seyn mag, ist höchst wahrscheinlich. Nur muss, um diess wahrscheinlich zu finden, zuvor noch ein sehr scheinbarer Einwurf entfernt werden: wenn nämlich, nach allen Richtungen hin unendlich viele Sonnen vorhanden sind, mögen nun diese mehr nach gleichförmigen Abständen, oder mehr Systemsweise vertheilt seyn, so müsste der ganze Himmelsraum für uns eben so helle seyn als die Sonne. Alle von unserm Auge zum Himmel gezogene Linien müssten in diesem Fall auf Fixsterne treffen, und zwar auf unermesslich viele hintereinander, wie auf unermesslich viele nebeneinander; jeder Punct des Himmels müsste uns demnach Fixsternlicht, d. h. Sonnenlicht, zusenden. (Man muss hierbey Helligkeit und Lichtstärke unterscheiden; letztere ist die mit der scheinbaren Grösse multiplicirte Helligkeit, und sie verhält sich direct wie die Helligkeit, und verkehrt wie das Quadrat des Abstandes). Offenbar widerspricht die Erfahrung diesem Schlusse, dessen innere Richtigkeit *Halley* aus ganz unhaltbaren Gründen bestritten hat. Und wohl uns, ruft der Vf. aus, dass wirklich der ganze Himmel nicht so hell, wie die Sonne, ist! Wäre dem so, so wäre es, die mit unserm Organismus unverträgliche Lichtmasse und Hitze abgerechnet, bald um unsere ganze Astronomie geschehen; unsere Sonne würden wir nur hier und da, wenn sie Flecken hat, erkennen; Mond und Planeten an ihrer dunkleren Scheibe mit Mühe unterscheiden, und vom ganzen Fixsternhimmel nichts wissen (d. h. den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen). Der obige Schluss, dass bey unendlich vielen Sternen der Himmel uns sonnenhell erscheinen müsste, muss sich also wohl auf eine Voraussetzung gründen, die in der Wirklichkeit nicht Statt hat, und diese Voraussetzung war eine vollkommene und überall gleiche Durchsichtigkeit des Raums. Wir haben also immer noch keine Ursache, an der Unendlichkeit des Raums zu zweifeln, wenn wir nur nicht annehmen, dass das Licht in jeder Entfernung vom leuchtenden Körper uns völlig ungeschwächt zukomme; eine solche ganz gleichförmige Durchsichtigkeit aller, auch der fernsten Räume des Himmels, ist selbst nach uns bekannten Erfahrungen nicht denkbar. Wenn gleich die dichtern Planeten keinen Widerstand im Aether finden, wie die Beobachtungen ihres Laufs bisher gezeigt haben (was vielleicht nicht bey allen Kometen der Fall ist; vergl. Nr. 8), so darf der Raum doch nicht ganz leer gedacht werden, da, wo er von keinem Weltkörper besetzt ist; wir wissen z. B., dass er mit der sich nach und nach zerstreuenden Schweifmaterie der Kometen und mit dem Stoffe des Thierkreislichtes gefüllt ist; auch schon die vielen sich durchkreutzenden Lichtstralen müssten, wenn auch sonst nichts im Raum vorhanden wäre, einen kleinen Verlust von Licht für uns bewirken, was auch durch Vergleichung der Cassegrainschen und Gregorianischen Teleskope, und der relativen Dichtigkeit des Lichts vor und hinter dem Brennpuncte sphärischer Spiegel sich bestätigt (Philos. Transact. 1813 und 1814). Läst aber der Raum nicht *alles* Licht bis zu uns durch, so bedarf es nur eines geringen Grades von Undurchsichtigkeit, um die Folgerung, dass wir bey unendlich vielen Fixsternen jeden Punct des Himmels so helle wie die

die Sonne sehen müssten, völlig zu vernichten, was der Vf. durch scharfsinnige Gründe und Berechnungen erweist. Man setze z. B., dass von 800 Strahlen, die uns Sirius oder irgend ein Stern erster Grösse zusendet, nur 799 zu uns kommen, und einer ausbleibt, die Undurchsichtigkeit des Raumes also hier bloss den achthundertsten Theil der ganzen Lichtsendung beträgt, so ist diess schon vollkommen hinreichend, uns den Himmel, auch wenn das Sternenheer ins Unendliche sich ausdehnte, so erscheinen zu lassen, wie er wirklich sich darstellt. Unter eben dieser Voraussetzung, und nach den Gesetzen, wie das Licht bey seinem Fortgange in nicht absolut durchsichtigen homogenen Substanzen geschwächt wird, findet nun der Vf. weiter, dass ein Fixstern schon bey einer Entfernung von 84 Sirius-Distanzen ein Zehntel, bey 178 Distanzen zwey, bey 285 Distanzen drey, bey 408 Distanzen vier, bey 554 Distanzen fünf Zehntheile an Helligkeit für uns verlieren würde. In solchen Distanzen also, wo unser bewaffnetes Auge noch Sterne unterscheidet, mag die Helligkeit, durch Schwächung des Lichts im Raume, etwa bis zur Hälfte abnehmen. In weit stärkerem Verhältnisse aber nimmt für uns die Helligkeit in noch grössern Distanzen ab; sie ist in einem Abstande von 1843 Siriusweiten nur noch der zehnte, von 3682 nur noch der hundertste, von 5523 nur noch der tausendste Theil der ursprünglichen Helligkeit. In einem Abstande von 30,000 Siriusweiten würde der Ueberrest von Helligkeit, der uns noch zu gut käme, gegen die absolute Helligkeit sich verhalten, wie 1 zu 1977 Billionen, ein Ueberrest, der 65900 Millionen Mal schwächer ist, als die Helligkeit des Vollmonds, und 732250 Mal schwächer, als die Helle des Himmelsgrundes in einer heitern Vollmondsnacht, was von völliger Dunkelheit um nicht viel verschieden seyn dürfte: Sterne, die noch weiter entfernt sind, können begreiflich gar nichts mehr zur Erhellung des Himmelsgrundes in unsern Nächten beytragen. 7) Nordpolardistanz von 44 Fixsternen für das Jahr 1822, und Vergleichung derselben mit dem Bradleyschen Verzeichnisse, von *Pond*, königl. Astronom in Greenwich (mitgetheilt von Prof. *Tralles* in Berlin, der in London am 19ten Nov. 1822, zu frühe für die Wissenschaft, mit Tode abging). *Pond* glaubt, dass die Fixsterne eine mit der Rectascension im Verhältniss stehende Bewegung nach Süden haben. 8) Fortgesetzte Nachrichten über den Ponsschen Kometen, von Prof. *Encke*, Vicedirector der Sternwarte Seeberg. Dieser Komet, besser der Enckesche genannt, ist der oben Nr. 5 erwähnte, von *Rümker* jenseits des Aequators wieder aufgefundene. Im Jahr 1822 wurde er zum fünften Mal sichtbar, nachdem man ihn früher in den Jahren 1786, 1795, 1805 und 1819 beobachtet hatte. Die erste Entdeckerin des Kometen bey seiner ersten vollständigen Erscheinung (denn im J. 1786 wurde er nur zweymal von Meciain beobachtet), war *Miss Caroline Herschel*, Williams Schwester; diese fand ihn am 7ten Nov. 1795 in Slough; einige Tage später sah man ihn auch in Berlin und Paris; bey der vorletzten Erscheinung wurde er zuerst von *Pons* in Marseille am 26sten Nov. 1818 entdeckt, und bis zur Mitte Januar 1819 beobachtet. Die Identität des Kometen ist nun durch die fortgesetzten scharfsinnigen und äusserst mühsamen Berechnungen von *Encke* vollkommen erwiesen, und nie wird man ihn mehr am Himmel verlieren können; seine nächste Erscheinung (er braucht etwas über 1200 Tage zu seinem Umlauf um die Sonne), fällt im Jahr 1825. Die Enckeschen nun abermals neu verbesserten Elemente stellen die bisherigen Bewegungen des Kometen sehr genau dar; indess bleibt noch eine kleine, dem Astronomen nicht unwichtige, Abweichung von der Theorie zurück, die *Encke*, übereinstimmend mit *Olbers*, aus dem Widerstande einer gewissen nach ihrer Wirkung und Gesetzen freylich uns unbekannten Materie im Weltraum erklären zu müssen glaubt. *Olbers* erinnert ins besondere, dass der Komet während eines nicht unbeträchtlichen Theils seines Umlaufes sich durch die Region des Thierkreislichtes bewegt, und dass es eben derselbe Komet ist, durch dessen Mitte *Herschel* am 9ten Nov. 1795 einen kleinen Doppelstern 12 bis 13 Grösse mit beynahe ungeschwächtem Lichte sehen konnte; ein so ausserordentlich lockerer Komet konnte wohl in seinem Laufe auch durch feinere Stoffe des Weltraums einigermaassen gestört werden. Die Umlaufszeit erscheint im Perihel 1822 abermals etwas verkürzt, die Excentricität vermindert, die Oerter vor und nach dem Perihel stimmen nicht gut zusammen u. s. w. Eine kleine Aenderung in der Masse des Jupiters, der vorzüglich störend auf den Kometen einwirkte, kann jene Abweichungen nicht heben: der Vf. nimmt daher einstweilen an, dass die Verkürzung des Umlaufs für jeden Umlauf gleich gross sey, dass die Dichtigkeit des Aethers oder des widerstehenden Medium, mit dem Radius Vektor im umgekehrten Verhältnisse stehen und der Widerstand selbst der Dichtigkeit jenes Mittels und dem Quadrate der Lineargeschwindigkeit des Kometen proportional seyn möge. So gelang es ihm, ein System von Elementen für die verschiedenen Perihelien des Kometen aufzustellen, in welchem die Abweichungen sehr merklich herabgesetzt werden. Der Herausgeber des Jahrbuchs hat auf der beygefügten Kupfertafel den Lauf des Enckeschen Kometen an den Füssen der Zwillinge vorbey durch das Einhorn, nach *Rümker's* Beobachtungen im Jahr 1822, so wie den Lauf des dritten Kometen 1822, ebenfalls nach *Rümker*, vom 23sten Sept. bis zum 11ten Nov. abgebildet; der dritte Komet (vergl. Nr. 12) bewegte sich scheinbar vom westlichen Arme des Ophiuchus durch die Schlange zum Scorpion, dem Antares westlich vorbey, fast gerade von Norden nach Süden. 9) Sternbedeckungen und Verfinsterungen der Jupiterstrabanten, Aequinoctien

und

und Solstitien, Gegenschein des Uranus 1822 und andere astronomische Beobachtungen von dem Astronom *David* und Adjunct *Bittner* in Prag. Der Eintritt der Sonne in den Widder wurde in Prag beobachtet W. Z. 20. März 16st 56′ in den Krebs 21. Jun. 14st 13′ 30″ und in den Steinbock 22. Dec. 9st 14′ 35″; im Frühlingsäquinoctium wurde die Sonne mit Sirius, im Sommersolstiz mit Arktur, im Wintersolstiz mit Fomalhaut verglichen. 10) Beobachtete Gegenscheine des Mars, Saturns und Jupiters 1822 in Prag, von *Bittner*. (Vergl. oben Nr. 3). 11) Beobachtung und Berechnung der Gegenscheine des Saturns und Jupiters im Jahr 1821, nebst Sternbedeckungen, im Jahr 1822, beobachtet von Prof. *Derfflinger* in Kremsmünster. 12) Beobachtete Sternbedeckungen und Verfinsterungen der Jupiterstrabanten, nebst Beoachtungen des dritten Kometen im Jahr 1822 vom 2ten bis 17ten Sept., von Prof. *Hallaschka* in Prag. Im Jahr 1822 wurden von den Astronomen zwey neue Kometen entdeckt, und einer wieder aufgefunden. Den ersten Kometen dieses Jahres entdeckte der Oberlieutenant *v. Biala* in Prag am 16ten May im Fuhrmann; den dritten entdeckte eben derselbe am 19ten Aug. im Kopfe des Drachen; dieser dritte Komet war damals dem blossen Auge sichtbar; der zweyte ist der Enckesche Komet (s. oben) von *Rümker* am 2. Jun. wiedergefundene. 13) Aus einem Schreiben von Dr. *Olbers*. Die Sonnenfinsternifs am 29sten Nov. 1826 wird, nach des Vfs. Berechnung, für Bremen 7 Zolle Min. stark seyn. Der Enckesche Komet wird bey seiner nächsten Erscheinung 1825 am Ende des Julius und den ganzen August hindurch höchst wahrscheinlich wieder zu Gesicht kommen, wiewohl klein und nur durch gute Fernröhre erkennbar; er nimmt seinen Lauf vom südlichen Theile des Fuhrmanns durch die Zwillinge bis zum Löwen. Im Jahr 1828 hingegen wird er vortrefflich, und ungefähr so, wie 1795 zu sehen seyn; seine Sonnenähe fällt nach *Encke* 1828 Ende Dec. oder Anfang Jan. 1829. 14) Originalbeobachtungen des dritten Kometen von 1822, und Reduction derselben auf gerade Aufsteigung und Abweichung, von *Olbers*. 15) Einige mechanische Untersuchungen über die Entstehung der Kometenschweife, von Dr. *Lehmann* in Berlin. (Auszug des Vfs. aus seiner Göttinger Inaugural-Dissertation). Der Vf. sucht die Entstehung des Schweifs, soviel möglich, bloss aus allgemein bekannten mechanischen Naturgesetzen, ohne Beyziehung fremder chemischer oder ganz neuer Kräfte zu erklären, und als eine Art von Ebbe und Fluth in der Kometenatmosphäre darzustellen. Er nimmt an, die Kometen drehen sich um ihre Axe, entweder, wie die Hauptplaneten, so dafs sie nach und nach alle Theile ihrer Oberfläche der Sonne zuwenden, oder wie die Nebenplaneten, so dafs immer dieselbe Seite des Kometen der Sonne zugewandt ist, und Rotationszeit und Sideralumlauf um die Sonne zusammenfallen; eine ähnliche Erscheinung bey der Rotation des Monds erklärt *La Place* bekanntlich daraus, weil unser Mond auf der uns zugewandten Halbkugel mehr Masse habe, was auch bey den Kometen Statt finden könnte. Nicht alle Kometen zeigen einen Schweif; nur bey denen kann er sich erzeugen, die nach Art der Nebenplaneten rotiren. Jeder Theil der Kometenatmosphäre wird von vier beschleunigenden Kräften getrieben, von der Expansivkraft, und dann von der Gravitation sowohl gegen die Sonne, als gegen den Kern, und gegen alle übrigen Theile jener Atmosphäre: die vierte dieser Kräfte kommt hier nicht in Betrachtung. Nun können offenbar auf der von der Sonne abgewandten Seite die Atmosphärtheilchen nicht völlig so stark angezogen werden, wie der näher liegende Kern von der Sonne angezogen wird. Der Unterschied der Wirkung ist noch nicht merklich, so lange die Gravitation gegen den Kern mit der Expansivkraft das Gleichgewicht hält. Aber bey der Annäherung zur Sonne fängt die nach der Richtung des Radius Vector zerfällte Expansivkraft an, die nach derselben Richtung zerfällte Schwerkraft des Kerns zu übertreffen, und die Atmosphärtheilchen werden gezwungen, sich nach der von der Sonne abgewandten Seite von dem Kerne zu entfernen; die Atmosphäre dehnt sich aus; ein Schweif bildet sich hinter dem Kometen, und dieser Schweif wird bey der steigenden Annäherung zur Sonne und bey dem Zusammenwirken noch anderer Ursachen immer mehr verlängert, selbst bis auf Millionen Meilen. Diefs ungeheure Wachsthum erklärt sich eben dadurch, weil immer einerley Seite des Kometen der Sonne zugewandt ist, und alle den Schweif erzeugenden und vermehrenden Kräfte nun unausgesetzt nach einer und eben derselben Richtung wirken. Ganz auf ähnliche Art erklärt sich die allmählige Abnahme und Auflösung des Schweifs. Dafs aber nicht auch auf der der Sonne zugekehrten Seite ein Schweif wahrzunehmen ist, wird begreiflich, wenn des Kerns Schwerpunct nicht mit seinem Mittelpuncte zusammen, sondern näher gegen die der Sonne zugewandte Oberfläche fällt. Auch die gekrümmte Gestalt der Schweife weifs sich der Vf. aus seinem Systeme zu erklären. 16) Astronomische Beobachtungen, auf der königl. Sternwarte zu Berlin angestellt im Jahr 1822, von *Bode*. Grosse Erweiterungen, welche die Stadt Berlin seit 120 Jahren, oder seit der Gründung der Sternwarte erhalten hat, wirken für Beobachtungen auf der letztern sehr ungünstig; niedrige Sterne lassen sich nicht ohne grosse Schwierigkeit in den Ausdünstungen langer Strassen beobachten.

(Der Beschlufs folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1824.

MATHEMATIK.

BERLIN, b. d. Vf. und in Comm. b. Dümmler: *Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1826* — von Dr. *J. E. Bode* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

17) Ein stärker als gewöhnlich vergrössernder Ocularansatz (*Pancratic Eye - Tube*) für achromatische Fernröhre, erfunden von Dr. *W. Kitchiner* in London. Der Herausgeber des Jahrbuchs klagt über Dunkelheit der Beschreibung dieser neuen Art von Vergrösserung. Diese Vergrösserung wird auf das Doppelte der gewöhnlichen in demselben Fernrohre gebracht, durch gehörige Verlängerung des Abstandes zwischen den zwey dem Auge, und den übrigen zwey dem Objectivglas zunächst stehenden Ocularen. Die Ocularröhren sind graduirt und können mit leichter Mühe auf jede Vergrösserung gestellt werden. Ein Ocularansatz dieser Art, der nach Berlin verschrieben wurde, schien alles das, was man von ihm sich versprechen konnte, zu erfüllen; diess wäre also eine neue sehr nützliche Erweiterung des Gebrauchs achromatischer Fernröhre. 18) Beobachtungen des dritten Kometen von 1822 vom 23sten Sept. bis zum 11ten Nov. berechnete parabolische Elemente desselben, Beobachtung des Mercurdurchgangs durch die Sonne am 5ten Nov. und des Sommersolstitium im Dec. 1822 in Paramatta, von *Rümker*. 19) Geographische Bestimmungen in der Altmark und an deren Grenzen, vom Musikdirektor *Stöpel* in Tangermünde. Der Vf. hatte zu seinem Vergnügen eine trigonometrische Messung unternommen, und theilt hier seine sich an die Dreyeckkette des Königl. Preuss. Generalstabs anschliessenden geographischen Bestimmungen von 134 Städten und Dörfern mit; für jeden Ort ist neben der Länge und Breite seine Entfernung von Tangermünde in Preuss. Ruthen und das Azimut angegeben. 20) Beobachtung eines vom Mars am 20sten May 1822 bedeckten kleinen Sterns, von Prof. *Tralles* in Berlin. Die grosse Schwächung des Lichts bey diesem Sterne bey einem nicht unbeträchtlichen Abstand vom Rande des Planeten beweist für das Daseyn einer Atmosphäre des Mars. 21) Ueber die von dem Geheimenrath *Pastorf* (s. astronom. Jahrb. 1823 und 1825) wahrgenommene Photosphäre der Planeten, von *A. Ritz* aus Gnadenfeld in Oberschlesien. Dass diese Photosphäre nichts reelles ist, sondern in der Beschaffenheit der Beobachtungswerkzeuge ihren Grund hat, haben schon *Kunowsky's* Versuche sehr wahrscheinlich gemacht; dasselbe wird hier durch die theoretischen Untersuchungen von *Ritz* bestätigt. Der Vf. nimmt an, dass das Object eines achromatischen Fernrohrs aus drey Linsen besteht, wovon die erste (die gegen das Object gerichtete) und die dritte auf beiden Seiten convex, die zweyte auf beiden Seiten concav ist. Und nun sucht er durch Berechnungen die Möglichkeit darzuthun, wie um jeden sehr hellen Gegenstand eine schwache Lichterscheinung durch Reflexion des Lichts zwischen einem Paar der Objectivlinsen alsdann sich bilden kann, wenn die Halbmesser der einander entgegenstehenden die Reflexion bewirkenden sphärischen Flächen entgegengesetzt gleich, oder wenigstens nicht viel verschieden sind. 22) Bemerkungen über denselben Gegenstand, vom Justiz - Commissionsrath *Kunowsky* in Berlin. Durch neuere praktische Versuche findet der Vf. im Ganzen die Theorie von *Ritz* im vorigen Aufsatze gerechtfertigt. Bemerkenswerth ist insbesondere, dass dem Vf. noch kein Achromat vorgekommen ist, der nicht mehr oder weniger jene optische Erscheinung zeigte; vom kleinsten Opernglase an bis zum vollkommensten Sternrohr von *Dollond, Ramsden, Couchoix, Fraunhofer* u. s. w., und dass sogar die Deutlichkeit der Erscheinung von der Güte des Objectivs abhängt; je schärfer und reiner das Bild desselben ist, desto bestimmter zeigt sich der äusserst zarte Lichtkreis, den Hunderte von Beobachtern, bloss, weil der Lichtschimmer ungemein schwach ist, bisher nicht bemerkt haben. Auch fand der Vf. durch seine Erfahrungen genau bestätigt, was *Ritz* theoretisch gefolgert hatte, dass der Durchmesser des Phänomens der Oeffnung des Objectivs proportional sey, und dass dessen Bedeckung die Gestalt der Erscheinung modificiren müsse. Der Vf. konnte z. B. durch angemessene Bedeckung den Durchmesser des Lichtkreises auf wenige Minuten reduciren, die Gestalt durch abgeänderte Bedeckung mit einer Papierkappe bald eckig, bald oval, jetzt sternförmig und dann wieder streifig machen. Hiernach möchte wohl das Urtheil über die sogenannten Photosphären der Planeten nicht mehr zweifelhaft scheinen. 23) Ueber neue Verbesserungen der Mondstafel vom k. k. Astronomen und Ritter *Bürg* in Wien. Einige Resultate der mühevollen Arbeit, die der Vf. zur Verbesserung seiner Mondstafeln unter-

ternommen hat. Er findet nun die mittlere Länge des Knotensupplements, Epoche 1779 für Greenwich, mit Einschluss der Seculargleichung 9Z 10° 34′ 5,″9. — de (wo de der mögliche Längenfehler 1779 ist). Der Vf. verbessert, seinen neuesten Untersuchungen gemäss, einige der früher von ihm gegebenen Breitengleichungen des Monds, und findet es in mehr als einer Hinsicht bestätigt, dass die von ihm vormals bestimmte mittlere Bewegung des Knoten bedeutend zu gross sey. Aus mehreren Vergleichungen ist ihm am wahrscheinlichsten, dass der Fehler in der jährlichen mittlern Bewegung des Knoten nicht unter 2 Secunden beträgt, was dem von *Wurm* auf ganz anderem Wege gefundenen Resultat am nächsten kommt. 24) Fragmente zur Erklärung des Aratus, von Prof. *Schaubach* in Meiningen. Der Vf. bearbeitet schon seit mehreren Jahren eine neue Ausgabe von Cicero's, von Germanici und von Avieni Arateis, und dem Scholiasten des Germanicus; eine dem Philologen wie dem Astronomen viel Lehrreiches versprechende Unternehmung. Schon hat er seit 1817 in einer Reihe von Programmen mehrere Resultate seiner Untersuchungen mitgetheilt, wovon das Jahrbuch hier einiges im Auszuge liefert; es sind zum Theil kritische Verbesserungen des verdorbenen Textes, mit Sacherläuterungen. 25) Die totale Mondsfinsterniss den 26sten Jan. und Antares Bedeckung vom Monde den 5ten Febr. 1823, beobachtet von *Rümker*. Die Abweichung der Magnetnadel zu Paramatta war im Febr. 1823 östlich 8° 36′ 40″ Neigung zu Ende des J. 1821 = 62,3619. 26) Fixsternbedeckungen 1820 und 1821, und die Sonnenfinsterniss den 7ten Sept. 1820, beobachtet von *Struve*, *Walbeck* und *Knorre* in Dorpat. 27) Beobachtungen des Uranus, Sternbedeckungen und Verfinsterungen der Jupiterstrabanten vom Prof. *Lesky* in Crakau. 28) Ueber die astronomische Strahlenbrechung, von Prof. Ritter *Bessel* in Königsberg. In kleinern Zenitdistanzen stimmen des Vfs. Beobachtungen über die Strahlenbrechung, mit einem Reichenbachschen Meridiankreis angestellt, auf das genaueste mit den Bradleyschen Resultaten in seinen Fundam. Astron. überein. Hier theilt der Vf. mit, was Dr. *Argelander* in Königsberg aus sehr zahlreichen Beobachtungen (bisher hatte man für so kleine Höhen nur äusserst wenige) mit dem Caryschen Kreise über die Refraction der Sterne bey einem Zenitabstande von 85° bis 89° 30′ gefunden hat. Die mittlere Horizontalrefraction scheint beyläufig auf 35′ 30″ zu kommen. 29) Astronomische Nachrichten, vom Prediger *Luthmer* in Hannover. Diese Nachrichten betreffen *W. Herschel* und dessen Familie. *Herschel* liegt in der Kirche zu Upton, eine Viertelstunde von Windsor, begraben; seine Schwester, *Caroline*, lebt jetzt in Hannover; sein einziger Sohn, ein geschickter Mathematiker und Mitglied der Londner Societät der Wissenschaften, hat ihm in der Kirche von Upton ein einfaches Denkmal setzen lassen. Die vollständige, von dem Sohne verfasste, Inschrift des Denkmals enthält das Jahrbuch; sie endigt mit folgenden Worten: — „*Vitam utilem, innocuam, amabilem Non minus felici laborum exitu quam virtutibus Ornatam et vere eximiam Morte suis, et bonis omnibus deflenda Nec tamen immatura clausit Die 25. Augusti A. D.* 1822 *Aetatis vero anno* 84." 30) Elemente der Junobahn, aufs neue berechnet vom Prof. *Nicolai* in Mannheim. Der Vf. stets bemüht, seiner Theorie der Junobahn mehr Vollkommenheit zu geben, hat 15 seit dem J. 1804 eingefallenen Oppositionen der Juno genau berechnet, und daraus wieder neu neuverbesserte Elemente hergeleitet. Die Jupitermasse, welche sämmtliche Oppositionen am besten vereinigt, und die sich zur Sonnenmasse verhält wie 1 zu 1053,429, weicht merklich von der Laplaceschen Bestimmung ab, und nähert sich der Gaussischen durch die Pallastheorie gefundenen. Vielleicht hängt, wie der Vf. vermuthet, die wahre Attraction mit von der eigenthümlichen Organisation jedes Himmelskörpers ab, und man muss vielleicht zwey Massen unterscheiden, die eine in Beziehung auf den gestörten Planeten, die andere in Beziehung auf die Sonne; die erstere könnte verschieden ausfallen, je nachdem man sie aus der Wirkung auf diesen oder jenen Planeten herleitet. Ein Gedanke, der, wenn er sich bestätigt, von wichtigen Folgen für die Theorie der Planetenbahnen seyn dürfte. 31) Sternbedeckungen, 1821 auf der K. K. Sternwarte zu Wien, beobachtet vom Prof. *Littrow*. 32) Verzeichniss von 795 Doppelsternen für das Jahr 1820 nach gerader Aufsteigung und Abweichung, mit Nachweisung der Klasse und Numer des Herschelschen Catalogs, vom Prof. *Struve* in Dorpat (aus dessen astronom. Beob. III. Band gezogen). — 33) Noch verschiedene astronomische Beobachtungen, Nachrichten und Bemerkungen. Unter neuerschienenen Schriften wird auch *Harding's* Himmelsatlas in 27 Karten als nun vollendet angezeigt. *Lohrmann* in Dresden arbeitet an einer neuen genauen Mondskarte in 25 Blättern. *Berenger-Labaume* in Marseille will sämmtliche 50000 Sterne der *Histoire céleste* nach gerader Aufsteigung und Abweichung herausgeben.

ERDBESCHREIBUNG.

Bern, b. Burgdorfer: *Kleine Reisen in der Schweiz*, für die Jugend beschrieben von *Fr*(iedrich) *Meisner*, Prof. der Naturgeschichte in Bern. *Drittes* Bändchen. Mit 3 Kupf. 1823. 256 S. 8.

Im zweyten (A. L. Z. 1823. Erg. Bl. Nr. 72) angezeigten Bändchen dieser Reisen hatte der Vf. in Sachseln, an der Gruft des Bruders Klaus, von dem Leser Abschied genommen; in dem vorliegenden nimmt er den dort abgerissenen Faden seines Berichts wieder auf, um seine muntere und wiss-

wissbegierige Gesellschaft weiter durch Unterwalden, Uri und Ursern über die Furka und die Grimsel nach Interlacken zu führen. Er beginnt mit der ältern Geschichte der Waldstätte und schildert auf die bekannte anziehende Weise, die Entstehung des Schweizerbundes und (S. 51) dessen Fortgang. Ueber das *Melchthal*, wo *Heliciten* in einem grünlichen Sandstein vorkommen, tritt Hr. *M.* in den *Kernwald*, der seit 1153 Unterwalden in zwey abgesonderte Landschaften, nämlich Ober- und Niederwalden trennt. Jede für sich hat ihre eigene Verfassung und Regierung, obgleich sie in gemeinschaftlichen Angelegenheiten nur Einen Freystaat ausmachen und als solchen auch nur Eine Stimme bey der eidsgenössischen Tagsatzung haben, zu welcher der Ehrengesandte abwechselnd aus Ober- und Niederwalden erwählt wird. Aus dem Kernwalde kommt man in das *Ennenmoos*, eine romantische Wildniss mit einer Kapelle. Sie giebt die natürliche Veranlassung der heldenmüthigen Gegenwehr zu gedenken, die hier, so wie am *Rotzloche*, am *Drachenried* und anderwärts im Kanton, die Unterwaldner im Jahre 1798 den eindringenden Franzosen leisteten. Ihr Kampf war vergeblich und der 9te September dieses Jahres stürzte das Land in das tiefste Elend. Ganze Ortschaften wurden an jenem Tage zerstört und in einen Schutt- und Steinhaufen verwandelt, wie *Kirsiten*, *Stanzstadt*, das jetzt durch mehrere öffentliche Gebäude als ein Zollhaus, eine Waarenniederlage, hier Susthaus genannt, ein stattliches Ansehen hat und *Stanz*. *Stanz* ist der Hauptort Niederwaldens. Es liegt in einem angenehmen Wiesenthal, das unter dem Schutze des Bürgenberges mit vielen Obst- und grosen Nussbäumen prangt. Auf dem Rathhause hängt der Abschied des Bruders Niklaus von der Flühe von seiner-Familie, ein treffliches Gemälde von *G. Volmar*, das auf der Kunstausstellung in Bern 1810 den von der Regierung ausgesetzten Preis erhielt, nachmals aber als ein bleibendes National-Eigenthum und Denkmal in Stanz aufgestellt ward. Das Besuchen mehrerer Kirchen und Klöster giebt Anlass zu belehrenden Bemerkungen über zwey Eigenthümlichkeiten des Katholicismus, nämlich die Beinhäuser und die sogenannten religiösen Orden. Ein anmuthiger Weg führt nach *Buochs*, einem am See gelegenen, durch seine ganz neuen schönen Häuser ausgezeichneten Dorfe, wo der berühmte Maler *Würsch*, ein blinder 75jähriger Greis, am 9ten Sept. 1798 seinen Tod in den Flammen seines eigenen Hauses fand. Nichts unterbricht die Wasserfahrt auf dem Vierwaldstätter See von Buochs nach Flüelen als eine überaus interessante Einschaltung über *Engelberg und die Surenen*, die Darstellung der eigenthümlichen Landestracht in Unterwalden, Einiges über die ehemalige Republik *Gersau*, die jetzt zu dem Gebiete des Kantons Schwyz gehört, und die Schilderung der unvergleichlichen Ufer, an denen unter andern Tell's Kapelle und das berühmte *Rütli* liegen. *Flüelen* ist der Hafen von Uri. Seine Einwohner gelten für die besten Seeleute am Lucernersee. Durch eine fruchtbare Ebene gelangt man von da nach *Altorf*. Ein heftiger Wind wehete der Reisegesellschaft entgegen. Es war der *Föhn*, dessen merkwürdige Erscheinungen dem Dr. *Lusser*, einem Freunde des Vfs., nacherzählt werden. *Altorf* ward 1799 fast gänzlich eingeäschert. Der Flecken ist grofs, hat ein völlig städtisches Ansehen und über 4000 Einwohner. Hier, so wie in dem nahen Dorfe *Bürgeln* am Eingang des wilden Schächenthals erinnert gar manches Denkmal an Wilhelm Tell, dessen Familie mit *Verena Tell*, die im Jahre 1720 starb, gänzlich erlosch. Nun beginnt eine lange Tagereise, nämlich von *Altorf* nach *An der Matt* über *Göschenen*, die *Schöllenen*, die *Teufelsbrücke*, das *Urnerloch* mit Belehrungen über die Bergkrystalle oder die sogenannten Strahlen, das Murmelthier und die Kriegsbegebenheiten, denen im Jahre 1799 auch der St. Gotthard, das Ursernthal und der Kanton Uri zum Schauplatze dienen mussten. Ein eigener Abschnitt ist dem *St. Gotthardsgebirge* und dessen benachbarten Thälern und Bergen gewidmet, die in mineralogischer Hinsicht die grössten Merkwürdigkeiten darbieten, und von denen man eine vollständige Sammlung in *An der Matt* bey einem Hrn. *Nager* findet. Der Rückweg führt über *Hospital*, *Realp*, den höchsten Punct des Furkagrats, der Ursern von Oberwallis scheidet und sich 7795 Fuss absoluter Höhe erhebt, die gefährlichen *Mayen* (Blumen) *wand* zur Herberge auf der *Grimsel*, deren Wirth „der Spittler" heisst. Ueber dessen eigene Lebensweise in der unwirthbaren Höhe während der Sommermonate, die *Grimsel* überhaupt, den *Aargletscher*, die eigenthümlichen Erscheinungen, die alle Gletscher darbieten, verbreitet sich der sechste Abschnitt, während der siebente die Reise von der *Grimsel* nach *Meyringen* erzählt. Auch hier, wie allenthalben, sind botanische und entomologische Bemerkungen an passender Stelle eingestreuet Der achte Abschnitt schildert *Meyringen* und das *Hasslithal*, der letzte endlich führt über den *Brienzer-See* nach dem herrlich gelegenen *Thun*. Von Thun geht wöchentlich zweymal ein Schiff die Aar hinab nach Bern, das wegen der in der Regel darauf fortgebrachten Kälber das *Kälberschiff* und scherzweise die *Kälberflotte* genannt wird. Diese Gelegenheit benutzte die Reisegesellschaft, um auf eine geschwinde, bequeme und wohlfeile Art nach Bern zurückzukehren. Die artigen Kupfer von *G. Lory* gezeichnet und von *D. Burgdorffer* und *F. Hegi* gestochen, stellen vor: 1) eine Ansicht des *Urner-Sees*, mit dem Flecken: *Brunnen* im Vordergrunde. 2) Die *Teufelsbrücke*. 3) Die seltsamen Eiskegel des *Aargletschers* und die darauf ruhenden Felsenblöcke. Nr. 3. ist als Zierbild auf dem in Kupfer gestochenen Titel angebracht.

GESCHICHTE.

Leipzig, in der Hinrichs. Buchh.: *Die Weltgeschichte für gebildete Leser und Studierende*, dargestellt von *Karl Heinrich Ludwig Pölitz*, ordentlichem Lehrer der Staatswissenschaften an der Universität zu Leipzig. *Erster* Band. XIV u. 528 S. *Zweyter* Band 366 S. *Dritter* Band 898 S. *Vierter* Band 788 S. *Vierte* berichtigte, vermehrte u. ergänzte Auflage. 1824. 8.

Im Jahre 1820 erschien die *dritte* Auflage dieses Werkes (s. A. L. Z. 1821. Nr. 28.), dass schon nach *drey* Jahren eine *vierte* nöthig ward, beweist, wie sehr es im Publico geschätzt worden ist, und das mit Recht. Denn der berühmte Vf. ist unablässig bemüht, sowohl aus der ungeheuren Masse der Begebenheiten das Wichtigste auszuheben, als auch dasselbe durch die stilistische Form anziehend zu machen. Gegen den möglichen Vorwurf, dass er nicht alles aus den Quellen geschöpft habe, ist in der Vorrede S. VI. richtig bemerkt. „So gewiss es in unsern Tagen Tadel verdienen würde, wenn ein geschichtliches Werk, das den Zeitbedürfnissen entsprechen soll, die Ergebnisse der genannten Forscher, die zum Theile bereits in den Compendien übergegangen sind, nicht benutzen wollte; so gewiss es ferner keinen Historiker giebt, der in *allen* Theilen der allgemeinen Geschichte *völlig gleichen* Umfang der Kenntnisse besäse, und durchgehends eigenthümliche, von keinem andern entlehnte Untersuchungen aufstellte und für seine individuellen (besondern) Zwecke bearbeitete, so gewiss darf ich doch versichern, dass besonders die Darstellung der *neuern* und *neuesten* Geschichte, und namentlich die Geschichte der *germanischen* Völkerschaften in diesem Werke das Ergebniss meiner eigenen Forschungen ist." — Das Letzte kann Rec., so viel er das Buch mit andern Geschichtswerken verglichen hat, ebenfalls bestätigen. — Aber woher kommt es denn, dass der Vf. unter seinen Forschern, ausser *Gibbon*, keinen Ausländer weiter anführt, und selbst unter den Deutschen manche ausgelassen hat, z. B. *Ideler*, *Mannert*, *Böckh*, *Creuzer* u. s. w., die sich wohl mit diesem und jenem als Forscher in der alten Geschichte messen könnten?

In der Anordnung der Bände weicht diese *vierte* Ausgabe nicht von der *dritten* ab. Der *erste* Band umfasst die *alte* Geschichte bis *Oktavians* Alleinherrschaft in Rom oder 30 J. vor Christo. Nach den neuesten Ansichten fängt der Vf. mit den *Indern* an, als dem ältesten bis jetzt bekannten Volke, und stellt das, was besonders Engländer und Deutsche über die frühesten Zeiten desselben gesagt haben, zusammen. Es fiel aber Rec. auf, dass unter den Hülfsmitteln (S. 58 u. 59) nicht auch die neue Ausgabe von *Heerens Ideen* aufgeführt war, in welcher Th. I. B. 2. von S. 293 an wohl die beste Uebersicht von dem zu finden ist, was sowohl Ausländer als Einheimische bis jetzt über die indische Geschichte zu Tage gefördert haben. Vielleicht gefällt es auch dem Vf. in einer neuen Ausgabe die indischen Namen der vier Hauptkasten, der *Braminen*, *Ketri*, *Vaisya* und *Sudra* anzuführen, und jede genau zu bezeichnen. — Bey Arrian S. 55 ist noch zu bemerken, dass er seine Nachrichten nicht bloss aus *Nearch*, sondern auch aus der verloren gegangenen indischen Geschichte des Megasthenes schöpfte, der 300 Jahr vor Christo lebte und als Gesandter des Seleucus Nicator an den indischen König Sandrocottus geschickt wurde.

Der *zweyte* Band geht bis auf die Entdeckung von America oder bis 1492. Dieser Band, welcher *funfzehn Jahrhunderte* umfasst und nur 366 Seiten zählt, schien Rec. immer, im Verhältnisse zu den übrigen, zu karg bearbeitet; aber er enthält vortreffliche Partien, wohin besonders *die Zeiten Karls des Grossen* (von S. 168 an) und die *Kreuzzüge* (von S 218 an) gehören. Auch *Constantin* ist richtig (S. 59) geschildert: „Das seltene Gemisch von wenigen guten und vielen fehlerhaften Eigenschaften in seinem Charakter machte ihn weder zu einem *guten*, noch zu einem *grossen* Regenten, ein Beyname, den ihm nur die Schmeicheley geben konnte."

Im *dritten* Bande sind die Begebenheiten von der Entdeckung Amerika's bis auf die französische Revolution abgehandelt, oder von 1492 bis 1789. Vorzüglich gelungen ist dem Vf. die Darstellung von Luthers Reformation und von der Entstehung der nordamerikanischen Freystaaten.

Der *vierte* Band könnte wohl im Vergleiche mit den übrigen Bänden ein *Handbuch der neuesten Geschichte* genannt werden, da hier alles ausführlicher vorgetragen und manches bis in das kleine Einzelne verfolgt ist. Wenn sich dadurch auch eine Art Missverhältniss zu den übrigen Theilen in Absicht der Behandlung des Stoffes ergiebt, so wird doch gewiss der Freund der neuesten Geschichte damit zufrieden seyn, indem er hier keines Kommentars bedarf. — Auch die Ungleichheit der Schreibart in diesem Bande gegen die in dem vorigen lässt sich wohl daraus erklären, dass man anders schreibt, wenn man historische Umrisse giebt, als wenn man ausführlich erzählt. Ja es ist nicht zu vermeiden, dass der Ton der Denk- und Zeitschriften, aus denen man zum Theil die neueste Geschichte geschöpft hat, in die Darstellung übergeht.

Schliesslich erlaubt sich Rec. noch über den *Titel* des Buches eine Bemerkung. Er fand immer einen kleinen Anstoss an den Worten: „Die Weltgeschichte für gebildete Leser *und* Studierende." Diess klingt, als wenn die Letzten nicht mit zu den *gebildeten* Lesern gehörten. Es sollte daher wohl umgekehrt heissen: „*für Studierende und gebildete Leser*," da es der letzten viele giebt, die nicht zu den sogenannten Studierenden gehören; oder auch: „*für gebildete Leser, besonders für Studierende*."

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1824.

NATURGESCHICHTE.

Frankfurt a. M., b. Hermann: *Taschenbuch für die gesammte Mineralogie mit Hinsicht auf die neuesten Entdeckungen.* Herausgegeben von *K. C. v. Leonhard. Sechszehnter* und *Siebenzehnter* Jahrgang —

Auch unter dem Titel:

Mineralogisches Taschenbuch für das Jahr 1822, mit *Sismondi's* Bildnifs und 4 Tafeln. *Dasselbe* für das Jahr 1823, mit *v. Trebra's* Bildn., mehreren Tafeln und Karten.

Mit dem Jahrgange 1821 erhielt diese, für die Mineralogie sehr wichtige Zeitschrift, eine Erweiterung, indem die Bogenzahl bedeutend vermehrt und das Ganze in 3 Abtheilungen gebracht wurde. Der Jahrgang 1822 ist dem vorigen darin gleich, nur weicht seine Einrichtung in der Art ab, dass die Rubrik – Oryktognosie – fehlt, in deren Hinsicht der Herausgeber sich auf sein neues *Handbuch der Oryktognosie* bezieht.

Erfreulich ist es, zu sehen, wie dieses wissenschaftliche Werk schon seit einer so geraumen Zeit besteht und sich stets mehr erweitert; man kann schon hieraus auf das Bedürfnifs einer solchen Jahresschrift schliessen, so wie auf die Theilnahme der Mitarbeiter und des kaufenden Publicums.

Der Inhalt ist folgender: *Erste Abtheilung.* 1) *Abhandlungen.* a) *Beobachtungen am Vesuv, angestellt im Jahre* 1820 *von Sr. Königl. Hoheit, dem Prinzen Christian Friedr. von Dänemark* (aus einem Briefe an den Herausgeber). Der Prinz bestieg den Vesuv in Gesellschaft von Humphry Davy und Ritter Monticelli am 26sten Januar und 27sten May; es wurden an der fliessenden Lava, besonders über die Gasarten, die aus derselben aufsteigen, Beobachtungen gemacht, und ermittelt, dass diese es sind, welche die Lava aufsteigend machen, und dass sie hauptsächlich aus salzsauren Wasserdämpfen bestehen; daher auch die verschiedenen Sublimationen auf und in der Lava meist sich als salzsaure Salze zeigen. — b) *Der Opal auf den Feröern, vom Grafen Vargas Bedemar.* Es wird hier ausgeführt: dass das Farbenspiel der Opale nicht, wie man gewöhnlich glaube, einer einzigen Art zukomme. Die Opale theilt der Vf. ein: 1) in edle, d. i. durchsichtige; 2) in undurchsichtige, an die sich der Hydrophan und Kacholong anschliessen; der Halbopal macht den Uebergang in den Pechstein; die einzelnen Varietäten werden näher charakterisirt und die Fundorte angegeben. c) *Ueber das Bernina - Gebirge in Graubündten,* von *L. von Buch;* abgedruckt aus den Schriften der Königl. Academie der Wissenschaften in Berlin von den Jahren 1814 bis 1815. d) *Uebersicht der wichtigsten Erzeugnisse des Gotthardts, vom Diacon Wagner in Aarau.* e) *Geognostischer Versuch über das Erzgebirge Sachsens, von Bonnard;* im Auszuge verdeutscht vom Herausgeber, aus dem Journal des mines, Vol. 38, ist hier noch nicht beendet. — 2) *Uebersicht der neuern Entdeckungen und Veränderungen in der Mineralogie.* a) *Die Quecksilbergruben in der Pfalz;* ausgezogen aus der Abhandl. von Schulz in Karsten's Archiv III. 36. — b) *Geognosie von England;* ausgezogen aus der Müller'schen Uebersetzung von Backewell's Einleitung in die Geognosie. c) *Miszellen;* enthalten Auszüge und Notizen aus verschiedenen Werken. 3) *Briefwechsel;* ein Schreiben von Bauersachs in Zellerfeld, über Spiessglanz - Silber und Arsenik - Silber.

Zweyte Abtheilung. 1) *Abhandlungen.* a) *Einige geognostische Angaben über das Jura - Gebirge, von C. Escher,* vorgelesen in der Gesellschaft Schweizerischer Naturforscher. — Diese Abhandlung betrifft vorzüglich die Verbreitung des Juragebirges, und die Sandstein Formation zwischen dem Jura und den Alpen (Mergelsandstein nach Keferstein); diese liegt auf dem Jurakalke, wird aber aus mehreren Abtheilungen bestehen, deren geognostische Verwandtschaftsverhältnisse noch nicht gehörig ausgemittelt sind; die ausgedehnteste, zunächst dem Jura sich hinziehende Abtheilung dieser Sandstein-Formation, hat horizontale Schichten von Sandstein und Mergel, mit untergeordneten Lagern von Nagelfluhr und Steinkohle, welche letztere bey Elgg und Koepfnach gewonnen wird, wo sie häufig Süsswassermuscheln und Zähne von verschiedenen Thieren führt. b) *Mineralogische Beschreibung der Gegend von Halle, von v. Veltheim.* Dieser höchst werthvolle Aufsatz ist aus Kruckenberg's Jahrbüchern der ambulatorischen Klinik zu Halle entnommen, wo der Mineralog eine so gediegene geognostische Arbeit so leicht nicht sucht; doch leidet es wohl keinen Zweifel, dass die Salubritätsverhältnisse einer Gegend, in einer gewissen Art von Zusammenhang

hange mit den geognostischen Verhältnissen der Gegend stehen. Am meisten herrscht um Halle die Porphyr- und Steinkohlenformation, die sich, nach dem Vf. als zwey Porphyr-Bildungen darstellen, zwischen denen die Steinkohlenbildung inne liegt, so dass diese sich nie unter dem ältern und über den jüngern Porphyr findet. Beide Porphyre sind zwar sehr ähnlich, doch waltet bey dem ältern die porphyrartige Structur ausgezeichneter vor, da der jüngere Porphyr mehr körnige Structur hat. Dann wird der bunte Sandstein und Muschelkalk beschrieben, und ausgeführt, dass die Salzquellen von Halle, über welche viele interessante Nachrichten mitgetheilt werden, ihren Ursprung in den Zwischenbildungen dieser beiden Formationen nehmen, wogegen mehrere eisenhaltige Mineralquellen dem bunten Sandsteine entfliessen. Schliesslich geschieht der Braunkohlenformation Erwähnung. c) *Ueber das Krystallisations-System des Titanites, von G. Rose* in Berlin (mit 3 Kupfertafeln). Diese eben so gründliche als umsichtige Arbeit erschien zuerst im Jahre 1820 lateinisch, als Inaugural-Dissertation (*de Sphenis atque Titanita systemate crystallino dissertatio*); sie begreift den Titanit, Sphen, so wie das Wernersche Braun- und Gelbmenackerz, die sämmtlich in jeder Beziehung nur eine Gattung bilden, die hier mit vorzüglicher Genauigkeit bearbeitet ist; das Krystallographische ist nach der Methode von Weiss behandelt. d) *Aphorismen über die Braunkohlenformation, von Ch. Keferstein.* Es wird hier zuerst aufmerksam gemacht, wie sehr man zur Zeit in Deutschland die Untersuchung der Schichten vernachlässigt habe, welche Braunkohlen führen, da man diese meist als zufällig zusammengeschwemmte Massen betrachtete, die der nähern Untersuchung kaum werth wären, ob wohl eine ganze Reihe von Formationen, die nichts weniger als Zusammenschwemmungen sind, jünger als die Braunkohlen sich zeigen; der Inbegriff der mit Braunkohlen wechselnden Schichten, wird hier Braunkohlenformation genannt; die französischen Geognosten bezeichnen diese als *argile plastique*. Zusammengesetzt wird diese Formation: 1) aus der Kohlenbildung, die Braunkohle und Alaunerde liefert; 2) aus der Gypsbildung, die meist mächtige Flötze von erdigen Gyps zeigt; 3) aus Thon, der meist plastisch ist; 4) aus der Quarzbildung, die theils lockerer Sand, theils verschmolzener (Braunkohlensandstein) ist; letzterer, auch unter dem Namen von Trappsandstein bekannt, wurde sonst zu der sogenannten Flötz-Trappbildung gerechnet. e) *Geognostischer Versuch über das Erzgebirge in Sachsen, von Bonnard.* (Fortsetzung). 2) *Uebersicht der neuen Entdeckungen* u. s. w. *Gerhard über Weissstein, Felsit und einige verwandte Gebirgsarten*, (abgedruckt aus den Abhandlungen der Königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin vom Jahr 1814). Es werden hier in der Familie des Feldspathes unterschieden: a) Feldspath; b) Amausit (Weissstein); c) Felsit (dichter Feldspath, Thonstein und Labrador); d) Saussurit; e) Trapp mit Eisenthon. — *E. Home über die fossilen Rhinozeros-Knochen von Plymouth*, ausgezogen aus Gilberts Annalen der Physik; dann folgen noch einige Notizen über Versteinerungen aus andern Zeitschriften entlehnt. 3) *Miszellen*; 4) *Briefwechsel*. *Zipser* beschreibt das Vorkommen einiger Ungarischer Mineralien; *Bredsdorff* die Torfmoorkohlen von Seeland; *Merian* einige Gegenden im Zweybrückschen; *v. Laizer* die Erdölgruben zu Bechellbrunn in Elsass.

Dritte Abtheilung. 1) *Abhandlungen.* a) *Beyträge zur Naturgeschichte der freyliegenden Felsblöcke in der Nähe des Alpengebirges, von Escher*; (abgedruckt aus der neuen Alpina). Die Meynung des trefflichen Vfs. dieser gründlichen Untersuchung geht dahin, dass Wasserströme, wahrscheinlich entstanden durch Brüche grosser Seen in den Alpen, die so merkwürdigen, oft ungeheuren Geschiebe auf den Jura gebracht haben werden, deren Ursprung so oft besprochen ist. b) *Müller, über den Hyalit des Zoptenberges.* Der Serpentin in der Gegend von Reichenstein verändert sich ungemein in der Nähe des unter ihn liegenden Granites; er zerkluftet, zersetzt sich, führt Chrysopras und alle die bekannten mit diesem einbrechenden Fossilien, bey der Jodansmühle auch den neu entdeckten Hyalit, meist in der Form von farbenlosen, meist durchsichtigen Tropfen, besonders die Klüfte eines Quarzlagers bekleidend, das im Serpentin aufsetzt. Der Hyalit scheint ganz junger Bildung zu seyn und sich noch fortwährend zu erzeugen. c) *Beyträge zur chemischen Kenntniss der Mineralkörper, von John*; sie enthalten die Analysen von Uran-Vitriol, Kobald-Vitriol, des sogenannten Blödit, eine dem Glauberit ähnliche Verbindung, die zu Ischel mit Polyhalit und Gyps einbricht. d) *Ueber die Umänderung des wärmern Klima's im Norden unserer Erde und dessen Ursachen, von v. Nau*; abgedruckt aus den Schriften der Academie der Wissenschaften in München. 2) *Uebersicht der neuen Entdeckungen* u. s. w. Auszüge aus *Brongniars* Abhandlung über die Lagerung des Serpentins in den Apenninen (*Journal des mines* 1821), aus *Berger's* geognostischer Skizze von Hampshire und Dorsetshire (entlehnt aus den Schriften der mineralogischen Gesellschaft in Dresden); — aus *Sömmerring's* Abhandlung über die *Lacerta gigantea* der Vorwelt (aus den Denkschriften der Academie der Wissenschaften in München); aus *Spix* Abhandlung über eine, wahrscheinlich den Pteropus Vampyrus zugehörige Versteinerung (eben daher). — *Miszellen* enthalten Notizen aus Humboldt's Reisen und einigen andern Werken. — *Briefwechsel*; Schreiben von v. Schlottheim, Hausmann, Kleinschrot, Scherer. — *Mineralienhandel.*

Der

Der Jahrgang für 1823 ist wiederum vermehrt, er hat 4 Abtheilungen, und es dürfte nun wohl zu wünschen seyn, dass diese Abtheilungen einzeln erschienen, damit der Leser die Nachrichten früher erhielte, als gegenwärtig, nach Ablauf des Jahres, in welchem sie gedruckt werden. Auch dieser Band ist wieder reich an interessanten Abhandlungen und Mittheilungen, wie sich aus nachstehendem Ueberblicke ergeben wird.

Erste Abtheilung. 1) *Andeutungen von Beweisen für die Vulkanität der Basaltberge in Schwaben*, von *Selb.* Das Basaltgebilde in Schwaben lernten wir kennen durch Saussure (*Journal de physique* v. J. 1791), durch v. Dietrich (*Description des Volcans decouvertes dans le Brisgau*, *Journal de Physique*, Sept. 1783), dann durch v. Yttner (in der *Eleutheria*), der es als Neptunist beschrieb; aber alle diese Nachrichten lassen noch viel zu wünschen übrig, und es war daher ein sehr verdienstliches Unternehmen des würdigen Oberbergrathes Selb, die ganze Basaltbildung in Schwaben zu untersuchen und zu beschreiben, da die vorher erwähnten Schriftsteller sich meistens nur auf den Kaiserstuhl beschränkt hatten. Der Vf. huldigt der vulkanischen Theorie, begründet hier diese aber mehr durch das Wesen der Gesteine, als durch geognostische Verhältnisse. Sehr zu bedauern ist es, dass derselbe die Basaltgruppe der Gegend von Urach nicht untersucht hat, wo das gangförmige Vorkommen, worauf so viel in geognostisch - geologischer Hinsicht ankommt, sich besonders deutlich zeigt. — Zuerst wird die Beschreibung der Basaltgruppe an der Donau in der Gegend von Geisingen und Engen gegeben, wo sich theils Basat, theils Klingstein findet; ob aber, wie S. 28 behauptet wird, ersterer aus dem Granite, letzterer aus dem Sandsteine gebildet worden, scheint Rec. höchst zweifelhaft. Von grossem Interesse ist die S. 25 aufgestellte Behauptung, dass der Basalt von Hohenhöwen bey Engen älter sey, als das hier verbreitete Gyps- und Thongebirge. Der Vf. bestimmt, was sehr zu bedauern ist, in dieser Abhandlung die Flötzformationen nicht genau, sondern redet nur im Allgemeinen von Sand- und Kalksteinen; es bleibt demnach auch unentschieden, zu welcher Formation auch dieser Gyps gehört, aber wahrscheinlich wird man ihn zu der Schweizer Molasse (Mergelsandstein nach Keferstein) zu rechnen haben. Wenn diese Formation wirklich jünger ist, als der Basalt, was nicht ausser der Wahrscheinlichkeit liegt, so wäre dieses eine wichtige geognostische Thatsache, und hätte wohl verdient, dass hierüber recht specielle Verhältnisse angegeben wären. Hierauf folgt die Beschreibung der Basaltgruppe am Rheine, die unter dem Namen des Kaiserstuhles bekannt ist. Der letzte Basaltberg derselben wurde bey Mahlberg getroffen. Die beygefügte Karte ist sehr nett; gewiss aber würde sie noch willkommener seyn, wenn sie geognostisch - illuminirt wäre. — 2) *Analyse einiger Opale von den Feröern*, von *Du Menil.* In dem vorigen Jahrgange des Taschenbuches hatte Hr. Graf Vargas Bedemar die Opale der Feröer-Inseln beschrieben und dann 14 Abänderungen davon an Hrn. Du Menil gesendet, wovon die Analysen hier mitgetheilt werden, die auffallende Resultate geben; ein milchweisser Opal von Videroe gab nur 49,57 feste Bestandtheile, nämlich 45,67 Siliziumoxyd, 3 Wasser, 0,75 Manganhaltiges Thonoxyd, 0,33 Kalziumoxyd; andere Abänderungen lieferten bis 98 Procent feste Bestandtheile, mehrere enthielten Zirkonerde und eine grüne Abänderung enthielt davon 14 Procent, aber keinen Nickel. — 3) *Ueber die Entstehung der Porzellanerde*, von *N. Fuchs in Landshut.* (Abgedruckt aus den Denkschriften der Academie der Wissenschaften in München). In dieser geistvollen Schrift wird die Ansicht ausgesprochen, dass die Porzellanerde nicht umgewandelter Feldspath sey, sondern aus einem eigenen Fossile gebildet worden, das dem Skapolit nahe stehe und Porzellanspath genannt wird, indem es sich durch Schmelzbarkeit, Phosphoreszenz, Härte, Schwere, Krystallform und Structurverhältnisse auszeichnet. Das letztere scheint dem Rec. noch nicht völlig erwiesen, da keine Winkelmessungen angegeben sind. Die Passauer Porzellanerde besteht in ihrem reinsten Zustande aus 55,53 Kieselerde und 44,47 Alaunerde, sie wird durch Verwitterung aus Porzellanspath gebildet, indem Wasser und Kohlensäure, das Natron, die Kalkerde und einen Theil der Kieselerde ausgezogen und fortgeführt haben, sie zeigt sich aber in einem constanten Mischungsverhältnisse, und muss daher als eigene Gattung angesehen werden, die mit dem Porzellanspath so wenig gemein hat, als der Weingeist mit dem Zucker. Der Vf. meint, dass Feldspath nie Porzellanerde liefern kann, nur vielleicht eine, derselben ähnliche Substanz. Rec. erlaubt sich hierbey darauf aufmerksam zu machen, dass der Porzellanthon von Morl bey Halle, der in der Berliner Fabrik vorzüglich gebraucht wird, ein umgewandelter Porphyr ist, wo sowohl die Feldstein - Grundmasse, als auch die eingemengten Feldspath - Krystalle, die selbst vielleicht verschiedenen Gattungen angehören können, zu einer homogenen Porzellanerde umgewandelt erscheinen. — 4) *Bemerkungen auf Ausflügen in die Norwegischen Schneegefilde*, von *C. Naumann.* Der Vf., den das mineralogische Publicum bereits durch die Herausgabe seiner Reise nach Norwegen, und durch einige kleine Abhandlungen, als guten Beobachter und Mineralogen kennt, liefert hier interessante Bruchstücke seiner Reise. 5) *Ueber eine neue Krystallisation des Flussspathes*, von *Peter Merian.* — 6) *Miszellen;* diese enthalten Auszüge aus den Beyträgen zur Geognosie, von *Schulze;* aus Kotzebue's Entdeckungsreise (*Chamisso's* Bemerkungen über

über die Korallen-Inseln); aus *Cordier's* Abhandlung über das Vorkommen der Kupferlasur bey Chessy (*Journal des mines IV.*). Endlich liefert brieflich *Brongniart* Nachrichten über seine neuen literarischen Arbeiten; *Boué* Nachträge zu seinem *Essai sur l'Ecosse*; auch theilen *Voltz* und *Wagner* Einiges mit.

(*Der Beschluss folgt.*)

JUGENDSCHRIFTEN.

Dresden, b. Arnold: *Lesebuch für die zweyte Stufe der Leseschüler*, von *Christian Traugott Otto*, Director am Schullehrer-Seminar zu Friedrichsstadt in Dresden. 1823. 72 S. 8.

Der Vf. bestimmt dieses Lesebuch zu Uebungen für diejenigen Kinder, welche an der Wandfibel oder Lesemaschine so weit gekommen sind, dass sie einsylbige Wörter mit einiger Fertigkeit zusammensetzen können, und wir glauben, dass er mit dieser kleinen Schrift einem wesentlichen Bedürfnisse abgeholfen hat und mit Recht auf den Dank vieler Schullehrer, besonders in zahlreichen Unterklassen, Anspruch machen kann. Wir stimmen den in der Vorrede ausgesprochenen Erfahrungen des Dir. *O.* ganz bey, wenn er sagt: „wer es weiss, wie bald die Kleinen die 12 Blätter der Stephanischen Wandfibel auswendig lernen, und wie schnell auf denselben von Sylben zu langen Wörtern vorwärts geschritten wird; wer seine starke Unterklasse in mehrere Abtheilungen spalten muss, je nachdem es das Alter, die Fähigkeit oder der ausserhalbjährige Eintritt in die Schule erfodert; wer vermöge der Vertheilung dieser Kinder einen Gehülfen nöthig hat, um die Anfänger zweckmässig zu beschäftigen u. s. w.," wird mit uns bekennen, dass diess Büchlein gar nicht überflüssig ist, wie der Vf. bescheiden fürchtet. — Wohl haben wir ähnliche Arbeiten, allein Rec. hat noch keine gefunden, wo die Materialien zu den Verstandesübungen, zu moralischen Erzählungen, zu den ersten Anfangsgründen der deutschen Sprache so verständig und umsichtig gewählt, so zweckmässig und in so ansprechenden Unterhaltungen geordnet wären, als hier. — Es war nicht ganz leicht, Erzählungen in lauter einsylbigen Wörtern zu schreiben, und wir wollen es auch nicht unbemerkt lassen, dass einige derselben grosse Härten enthalten; aber Rec. gab diess Buch seinem eigenen Kinde im sechsten Jahre und leicht und gern las die Kleine diese Erzählungen, und ging gut vorbereitet zu zwey- und mehrsylbigen Wörtern über. — Nur mit den dem Buche angehängten, aus dem Mildheimischen Liederbuche und aus Dinters Malwina gewählten Liedern war Rec. nicht ganz zufrieden. Nehmen wir an, dass in jeder Schule gute Spruchbücher, auch wohl andere zweckmässige Sammlungen von Denksprüchen für das frühere Alter, wie die von Hesse u. a., oder von Dolz für das reifere Alter in der Schule oder in den Händen der Kinder sind, so war hier dieser Anhang zu Leseübungen ganz entbehrlich. Soll er aber auch in einer neuen Auflage stehen, so hätte Rec. wenigstens den Wunsch, dass der Vf. ähnliche Quellen wie Hesse und Dolz benutzen möchte. Einige neue, kurze, das kindliche Gemüth ergreifende Morgen- und Abendlieder würden eine recht zweckmässige Zugabe seyn, und das dem Büchlein angehängte Morgen- und Abendlied zeigt, dass der Vf. nach dem kindlichen Bedarf zu wählen weiss. — Auch hat es uns nicht gefallen, dass diese Lieder mit kleinerer Schrift gedruckt sind; denn die im Auffassen der Buchstaben noch ungeübten Augen der Kleinen müssen beym Lesen ermüden, besonders wenn alle Exemplare wie das vorliegende, mit so schwacher und blasser Farbe gedruckt sind. — Der Druck ist indess bis auf kleine Mängel correct. So steht z. B. Sylbe mit *y*, aber dagegen zweysilbig dreysilbig ohne *y* u. s. w. — Uebrigens müssen wir die Verlagshandlung loben, dass sie für gutes starkes Papier, wie es bey allen ähnlichen Schulbüchern seyn sollte, gesorgt und einen sehr niedrigen Preis bestimmt hat; diess wird beytragen, dass unser Wunsch erfüllt wird und wir dieses nützliche Lesebüchlein bald in allen guten Schulen eingeführt finden.

Berlin, b. Herbig: *Metadosion, Erzählungen aus dem wirklichen Leben*, für die Jugend bearbeitet von *Fr. Heyne*. 1824. IV u. 233 S. 12. Mit sauber ausgemalten Kupfern.

Eine Sammlung von wahren Geschichten, zu einem pädagogischen Zwecke bearbeitet, die schon früher bekannt waren und zusammen in einer ähnlichen Schrift (Beyträge zu einer Bibliothek fürs Volk) 1786 gedruckt erschienen. Sie können der Jugend eine angenehme und nützliche Unterhaltung gewähren. In Rücksicht auf diesen Zweck hätten wir nur die schreckliche Scene S. 145 entweder ganz hinweg oder doch abgekürzt gewünscht. Einige dieser Geschichten sind aus den stillern Kreisen des gewöhnlichen Lebens; andere schildern grössere und gewaltigere Schicksale, Lebensrettungen und dergleichen. Die dazu gehörigen Kupfer sind ihrer Bestimmung angemessen, obwohl sie nicht gerade auf künstlerische Vollendung Anspruch machen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1824.

NATURGESCHICHTE.

Frankfurt a. M., b. Hermann: *Taschenbuch für die gesammte Mineralogie* — Herausg. von *K. C. v. Leonhard* u. s. w.

Auch unter dem Titel:

Mineralogisches Taschenbuch für das Jahr 1822. *Dasselbe* für 1823 u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Zweyte *Abtheilung* für 1823. 1) *Allgemeine geologische Beobachtungen über die Entstehung der Gebirge in Schottland*, aus *Boué Essai geologique sur l'Ecosse*, übersetzt von *Kleinschrod.* 2) *Geognostische Uebersicht der Flötzbildung in der Gegend von Basel.* Hr. Prof. Merian liefert hier einen sehr zweckmässigen Auszug seines bekannten Werkes, und zugleich einige Nachträge zu demselben. 3) *Analyse des fahlen Rothgiltigerzes vom Andreasberg*, von *Du Menil;* es besteht dasselbe aus 70,96 Silber, 36,34 Antimon, 22,24 Schwefel. 4) *Ueber den Preussisch - Schlesischen Beryl*, von *Zipser.* 4) Die *Miszellen* enthalten Auszüge aus *Nöggerath's* Abhandlung über aufrecht im Gebirgsgesteine eingeschlossene fossile Baumstämme; aus der Uebersetzung von *Brocchis memoria minera logica sulla valle di fassa;* der *Briefwechsel* enthält ein Schreiben von *Nau*, über die Basalte der so oft besprochenen Gegend von Bertrich, und ein anderes, von Hr. *Schmitz*, das in mehrfacher Hinsicht von Interesse ist; aus demselben erfahren wir, wie unglücklich es zum grösten Theile den Männern gegangen ist, die der irdischen Hülle des so hoch verdienten Hauy auf dem letzten Wege folgten, indem ihnen der Einlass in den Kirchhof durch Wache versagt wurde; — dann theilt der Vf. seine Ansichten über Basaltbildung mit, wiewohl er diese Formation in der Eifel kennen lernte, wo sie einen besonders vulkanischen Typus trägt, so betrachtet er dieselbe doch als ein neptunisches Gebilde. „Alle Eifeler Basalte, heisst es S. 463, werden nicht als unserer Erdoberfläche fremde, aus tiefern Schlünden herstammende Massen, sondern als isolirte Reste, einer, den übrigen Gebirgsarten gleich gebildeten Bergkette zu betrachten seyn, die aber im Momente ihrer Bildung auch schon den Keim späterer Entzündung in sich trug, die dann früher oder später mit ungleicher Heftigkeit sich entwickelte." — Da seit langer Zeit die Freyberger Schule, von welcher die neptunische Entstehung des Basaltes besonders verbreitet wurde, so gut wie ganz verstummt ist, und Gegentheils die vulkanische Ansicht immer herrschender wird, so ist es gewiss recht gut, dass ein geistreicher Mann die entgegengesetzte Meynung mit neuen Gründen vertheidigt und sich nicht bloss auf das stets Wiederholte bezieht; bey Verschiedenheit der Ansichten bleibt ein steter Reiz zu neuen Untersuchungen, wodurch das Wahre endlich am meisten gewinnt.

Dritte Abtheilung. 1) *Ueber die Entzündung der Braunkohlenflötze auf dem Westerwalde*, von *Stifft.* Ein Theil der Braunkohlenflötze von Stockhausen hat sich von selbst entzündet, indem die Grubenbaue nicht gehörig betrieben wurden, und viele kleine Kohlen in den leeren Räumen zurückblieben. S. 496 findet man bey dieser Gelegenheit die Bemerkung, dass bituminöses Holz in der Nähe der Brandstelle, in eine dunklere glänzende Kohle verwandelt ist, und dabey Holzstructur und lichtere Farbe verlor. 2) *Einige Beobachtungen über die Basalte im Nassauischen*, von *Stifft.* Hier werden mehrere in der Gegend von Wisbaden gelegene Puncte aufgeführt, wo neuerlichst Basalte entdeckt sind, welche in der Haupt - Streichungslinie der Schiefer zu liegen scheinen. 3) *Die geognostischen Verhältnisse in den Bannater - Bergwerks - Revieren Oraviza* u. s. w. *dargestellt von Martini.* Der Vf., rühmlich bekannt als ausgezeichneter und vielgereister Geognost, zieht aus seinen Beobachtungen den Schluss, dass die erzführenden Felsarten der vier Hauptbergwerks - Reviere im Bannate, der Syenit, Kalkstein und Granat, nicht, wie man zeither behauptet, dem Glimmerschiefer eingelagert, sondern abweichend und übergreifend aufgelagert wären, und von jüngern Uebergangsgebirgen bedeckt werden. Jenes erzreiche Gebirge kann nur, heisst es S. 556, dem ältern Uebergangsgebirge, der Syenit-, Porphyr- und Granitformation zugetheilt werden, zu welcher auch die reichsten Erzgebirge von Ungern und Siebenbürgen gehören werden und die überhaupt ungemein über der Erde verbreitet ist. — 4) *Uebersicht der neuen Entdeckungen* u. s. w. Hier findet man Auszüge aus Nöggerath's Rheinland Westphalen; *Boués Essai sur l'Ecosse*, aus Engelhards Darstellung des Felsgebäudes Russlands; aus den *Annales des mines* und einigen andern Werken; dann

dann folgen Briefe von Anker in Grätz und Martini in Schneeberg.

Vierte Abtheilung. 1) *Geognostische Nachrichten über die Umgegend von Vic.*, von *Voltz.* Wir finden hier die deutsche Bearbeitung eines Aufsatzes, der früher in den *Annales des mines* T. 8 erschien, wo noch einige Zusätze beygefügt sind, die hier fehlen. Der Vf. giebt eine sehr treffliche Darstellung der geognostischen Verhältnisse jener, in salinistischer Hinsicht so merkwürdigen Gegend; er nimmt hier von oben nach unten folgende Formationen an: Gryphitenkalk, Quadersandstein, Muschelkalk, bunter Sandstein, Salzgebilde, welches er mit dem *red marl* der Engländer parallelisirt. Es kann seyn, dass diese Deutung der Gesteine die richtige ist, es kann aber auch seyn, dass das, was hier Muschelkalk und bunter Sandstein genannt wird, noch gröfstentheils zu der bisher so sehr verkannten Formation des bunten Mergels gehört, und der wahre graue Muschelkalk noch gar nicht erreicht ist. Man wird gewiss allgemein den Wunsch theilen, dass Hr. Voltz sein Versprechen bald erfüllen und ferner weite Nachrichten über diesen Gegenstand liefern möchte. 2) *Bemerkungen über von Oeynhausens Versuch einer geognostischen Beschreibung von Oberschlesien* u. s. w., von *Pusch.* Diese betreffen besonders das, was Hr. v. Oeynhausen über Polen und Galizien sagt, so unter andern den, für Grauwacke gehaltenen Sandstein der Carpathen (den Hr. Pusch mit dem bunten Sandstein parallelisirt), die Verbreitung des weissen Kalksteins in Polen und seinen behaupteten Zusammenhang mit dem erzführenden Kalk u. s. w. So höchst werthvoll diese Bemerkungen sind, so glaubt doch Rec., dass sie in einem etwas mildern Tone hätten abgefasst werden können. 3) *Ueber das Thonschiefergebirge im Walliserlande*, von *Lardy.* Eine vortreffliche Arbeit, die darthut, dass das Wallis, wie die Tarantaise zu den Uebergangsgebirgen gehört, in welchen Schiefer vorherrscht. 4) *Uebersicht der neuen Entdeckungen;* Beschreibung des Pic von Teneriffa, durch v. Buch. (Abgedruckt aus den Abhandlungen der Academie der Wissenschaften in Berlin.) Ueber den Basalt in der Schneegrube im Riesengebirge, von *Burkart*; geognostische Skizze von Ungern, ausgezogen aus *Beudant's* Reisen. 5) *Miszellen*, sie enthalten Mittheilungen aus verschiedenen Werken und sonstige interessante Nachrichten.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

ZÜLLICHAU u. FREYSTADT, b. Darnmann: *Ueber die Befreyung der Wälder von Servituten* im Allgemeinen, so wie über das dabey nöthige und zweckmässige Verfahren nach Vorschrift und Anleitung der in den Preuss. Staaten desshalb erschienenen Gesetze. Eine Hülfsschrift bey Servitutenablösungen für Forstbesitzer, Forstverwalter, Servitutenberechtigte und Theilungs-Commissarien, von Dr. *W. Pfeil*, K. Pr. Oberforstrathe, Professor an der Universität zu Berlin u. s. w. 1821. IV u. 194 S. gr. 8.

Die Berechtigungen, den Wald eines andern durch Hegung, Weide, Mast, Streu u. s. w. zu benutzen, hatte für die Waldeigenthümer wenig lästiges, so lange das Holz keinen oder einen geringen Tauschwerth hatte. So wie aber bey wachsender Bevölkerung und Cultur der Tauschwerth des Holzes stieg, oder der Waldgrund vortheilhafter zu andern Früchten als zu Erzeugung von Holz angewandt werden konnte, wurden dergleichen Beschränkungen in dem freyen Gebrauche seines Eigenthums dem Waldeigenthümer nicht nur beschwerlich, sondern auch der Production und Vermehrung des Nationalreichthums überhaupt sehr hinderlich, da natürlich dergleichen Servitute, der möglichst besten und einträglichsten Benutzung des Waldbodens oft grosse Hindernisse in den Weg legten. Es entstand also nicht bloss in den Waldeigenthümern, sondern auch bey den Regierungen, die ihre Bestimmung, alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die der Vermehrung des allgemeinen Wohlstandes entgegen stehen, kannten, der Wunsch und das Bestreben, die Wälder von den schädlichen Servituten zu befreyen und dem Eigenthümer freye Bahn zur Gewinnung des gröfstmöglichsten Nutzens zu eröffnen. Die Gerechtigkeit aber verlangt, dass dieses nur mit voller Entschädigung der Berechtigten geschehe. Von diesem Princip muss jede Regierung ausgehen, und ihre Zwischenkunft ist deshalb allenthalben nöthig, wo die Parteyen nicht selbst darüber gütlich sich einigen können.

Dass die Staatsmänner über die Nothwendigkeit und Nützlichkeit, die früheren Waldverhältnisse zu ändern, gehörig aufgeklärt worden sind, ist nicht sehr lange her. Die bessern Einsichten haben indessen bey keiner Regierung in Deutschland früher und allgemeiner eine so heilsame Wirkung in der Gesetzgebung hervorgebracht, als bey der Preussischen; denn seit dem Jahre 1807 nahm der staatswirthschaftliche Theil der Gesetzgebung in den preussischen Staaten eine ganz andere Form an, worin die Einwirkung der bessern, staatswirthschaftlichen Einsichten auf das deutlichste sichtbar ward. Es gewann von dieser Zeit an die Idee die Oberhand, dass die vollkommene Freyheit des Eigenthums die Hinwegräumung aller Hindernisse, welche sich der vortheilhaftesten Benutzung des Grundeigenthums entgegen stellen, von selbst herbeyführen werde, dass man in dieser Hinsicht dem Streben jedes einzelnen sicherer vertrauen könne, als der Wirkung aller unmittelbaren Regierungsverordnungen, welcher man sich für jetzt nur bedient, um diesem und der Entwickelung aller Kräfte einen freyern Spielraum zu verschaffen. „Nach dieser Ansicht sehen wir zuerst die Forsten der Privaten von aller Kontrolle der Staatsbehörden entbinden. Die Provinzial-Forstverordnungen verstat-

ſtatteten früher weder ausgedehnte Holzungen noch Umwandlungen von Forſt in Acker oder Wieſen, ohne beſondere Genehmigung der Kriegs- und Domänen-Kammern, welche häufig verweigert wurde, wogegen andere Geſetze exiſtirten, welche das Bebauen jedes urbaren Ackerfeldes mit Frucht befahlen, und bey Strafe deſſen Umwandlung in Forſt unterſagten. Dieſe unnatürlichen Beſchränkungen ſind für aufgehoben erklärt, und es iſt der eigenen Ueberzeugung jedes Forſtbeſitzers anheim geſtellt, auf welche Art er glaubt, ſeine Beſitzung am vortheilhafteſten benutzen zu können, in ſo fern er nicht durch darauf haftende Gerechtſame eines andern darin beſchränkt wird.

Um nun auch dieſe letzten Hinderniſſe des freyen Gebrauchs aufzuheben, hat die Regierung die Ablösbarkeit derſelben ausgeſprochen, und ſowohl Belaſtete als Berechtigte befugt darauf anzutragen. Es ſoll dabey Niemand in ſeinen Rechten gekränkt oder in ſeinem Einkommen beeinträchtigt werden. Deshalb kann die Befreyung von Servituten nur bey voller Entſchädigung eines jeden, welcher eine Aufopferung bey einer Benutzung oder Abtretung macht, erfolgen. Um aber der Gefahr vorzubeugen, daſs die Berechtigten nicht da, wo das Servitut dem Grundbeſitzer nicht nachtheilig iſt, zu deſſen Nachtheile fodern können, ſind dieſem die nothwendigen Vorrechte bey der Wahl des Aequivalents zur Abfindung eingeräumt, welches die Ablöſung in der Regel verhindern wird, ſo bald ſie in der That zum allgemeinen Nachtheil gereichen würde, indem das Servitut dem Beſitzer nicht ſo viel koſtete, als es dem Berechtigten eintrüge oder als er Ertrag davon nachweiſen könnte. Es iſt dieſes eine eben ſo richtige, tief durchdachte, weiſe als gerechte Beſtimmung. Die Ablöſung des Servituts ſoll nicht dazu Statt finden, um die Nutzung deſſelben in ein disponibles Kapital für den Berechtigten zu verwandeln, um die Koſten, welche auf dem Grundbeſitze ruhen und die als hypothecirte und bis jetzt nicht zu kündigende Schulden zu betrachten waren, kündigungsfähig zu machen, ſondern dazu, das Grundeigenthum einer ſichern Benutzung durch Hinwegräumung aller dieſer hindernden Befugniſſe fähig zu machen. Es bedarf deshalb eines Mittels, um den Anträgen der Berechtigten, die ſo leicht gegen das allgemeine Wohl gerichtet ſeyn könnten, Maaſs und Ziel zu ſetzen, was durch die getroffenen Beſtimmungen auch hinreichend geſchehen ſeyn wird.

Hat die Regierung auf der einen Seite völlig freye Benutzung der Forſten geſtattet, ſo ſucht ſie auch den dadurch möglichen Gefahren und Nachtheilen vorzubeugen, indem ſie zugleich die Hinderniſſe der vollkommenen Waldcultur, ſo viel als thunlich iſt, beſeitigt. Deshalb ſind die Servituten, wo ſie nachtheilig darauf einwirkten, ſo weit es ohne Kränkung fremder Rechte geſchehen konnte, beſchränkt.

Noch ſpricht die Geſetzgebung die Ueberzeugung aus, daſs im Ganzen ein groſser Theil des preuſsiſchen Staates zu waldreich iſt. Sie beſtrebt ſich deshalb auf die allein mögliche mittelbare Weiſe das richtige Verhältniſs zwiſchen Feld und Wald herzuſtellen. Sie ſucht auf jede Art den natürlichen Holzboden von dem natürlichen Fruchtboden zu ſcheiden, nicht verkennend, von welcher unendlichen Wichtigkeit es ſey, daſs jeder Boden ſeiner natürlichen Beſtimmung gemäſs verwendet werde, um ihn der höchſten Benutzung fähig zu machen."

So ſchildert der Vf. den neuen Geiſt der preuſsiſchen Geſetzgebung und bemerkt mit Grunde, daſs ſie ihren wohlthätigen Einfluſs auf das Volksglück nicht verfehlen werde, und daſs die preuſsiſche Regierung auf dieſe Weiſe die Nationalzwecke ohne alle Krämpfe und Gefahren, ohne die Beeinträchtigung der Rechte irgend eines Individuums befördert, indem ſie ohne alles Geräuſch in geſetzlicher Stille bloſs alle Hinderniſſe zu beſeitigen ſucht, die ſich der Induſtrie entgegen ſtellen. Theilung gemeinſchaftlicher Wälder und Aufhebung der Servituten derſelben, ſobald dieſe der vollkommneren Cultur in den Weg treten, ſind zwey Hauptgegenſtände, deren Regulirung die preuſsiſche Geſetzgebung zu dem Zwecke einer beſſern Benutzung des Bodens, durch mehrere Verordnungen ins Reine zu bringen geſucht hat. — Eine Anleitung zu geben, wie dieſe Geſetze ſo anzuwenden ſind, daſs der wohlthätige Zweck der Regierung dadurch wirklich erreicht wird, iſt die Hauptabſicht des Vfs.

Zu dieſem Zwecke handelt die Schrift im *erſten Abſchnitte* von den Vortheilen und Nachtheilen der Befreyung der Wälder, von Servituten, mit Beachtung des aus ihnen zu erhaltenden Geſammteinkommens. Hier werden 1) die verſchiedenen beſtehenden Waldſervituten zergliedert und eingetheilt; 2) ihre verſchiedene Entſtehungsart erklärt; 3) die Urſachen entwickelt, wodurch das Verlangen, ſich davon befreyt zu ſehen, entſteht und verſtärkt wird; 4) unterſucht, welchen Einfluſs die Waldſervituten auf die Vermehrung oder Verringerung des National-Einkommens der Forſten ausüben, und wenn ſie in dieſer Hinſicht aufgehoben werden müſſen oder ohne Schaden bleiben können, wie dabey die Waldeigenthümer und die zu den Servituten Berechtigten dabey auf eine verſchiedene Art intereſſirt ſind, und wie die verſchiedenen Intereſſen bey Aufhebung der Servituten der verſchiedenen Art ſo auszugleichen, daſs keine von beiden Parteyen verliert, vielmehr eine oder gar beide gewinnen und wie inſonderheit das National-Intereſſe dabey bald gleichgültig bleibt, bald gewinnt, bald aber auch verlieren kann. Alles dieſes iſt ſo auseinander geſetzt, wie man es von einem aufgeklärten wiſſenſchaftlichen und dabey mit allen Einzelnheiten ſeines Gegenſtandes vertrauten Manne nur immer erwarten kann. Auf dieſe Kenntniſſe werden

den nun 5) die Maassregeln der nöthigen Vorsicht gegründet, welche die Regierung bey Befreyung der Wälder von den Servituten zu befolgen hat, damit sie dennoch weder den Waldeigenthümer noch den Berechtigten verletzt und auch dem Nationalwohl keinen Schaden thut.

Nach diesen Betrachtungen wird im *zweyten Abschnitt* (S. 81) das Geschäft der Ablösung der Servituten nach preussischen Gesetzen selbst beleuchtet, und was die umsichtige Politik dabey zu beobachten hat, entwickelt. Nachdem 1) die Tendenz der preussischen Gesetzgebung hierüber im allgemeinen dargestellt und 2) der Geist der neuern Gesetzgebung dieses Staates, wie wir oben gesehen haben, geschildert ist, handelt der Vf. 3) von der Theilung der gemeinschaftlichen Wälder. Darunter werden nach der preuss. Gesetz - Sprache nicht allein solche Wälder verstanden, welche Gemeinden angehören, sondern auch solche, die zwar nur einen Grundbesitzer haben, aber auf denen Dienstbarkeitsberechtigungen (Servituten) ruhen. Das Gesetz betrachten also die Servitutenberechtigten als eine Art Miteigenthümer der Wälder. In dieser Abtheilung wird zunächst von der Theilung der Gemeinde-Wälder gehandelt, dann im folgenden vierten Kapitel (welches durch einen Druckfehler *zweytes* genannt wird) die Ablösung der Servituten begriffen Die Theilung der Theilhaber an den Gemeinde Wäldern (der Herrschaft, der Bauern, Kossäthen) ist bekanntlich ein sehr schwieriges und verwickeltes Geschäft, besonders bey Waldungen. Wie dasselbe leicht und klar zu machen, lehrt des Vfs. gründliche Erörterung hierüber. Eben so ausführlich wird sodann von der Ablösung der Servituten der Wälder, nach preussischem Recht, und von dem, was der Commissarius dabey zu beobachten hat, geredet.

Wir können das Buch allen, welche entweder mit dem Geschäft der Ablösung der Waldservitute zu thun haben, oder welche sich sonst über diese höchst wichtige Materie gründlich unterrichten wollen, nicht genug empfehlen. Schwierigkeiten mögen freylich in vielen Fällen noch zurückbleiben, die der Vf. nicht gelöst, an die er vielleicht auch nicht gedacht hat; einige derselben sind vielleicht auch grösser vorgestellt als sie sind. Aber da die Schrift zu denken giebt, so wird sie auch künftige Bearbeiten dieser Materie veranlassen, die wichtige Theorie dieser Ablösungen immer mehr und mehr zu vervollkommnen, so dass sie in vollkommener Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der Gerechtigkeit und der Nationalökonomie vorgenommen werden können.

Züllichau, b. Darnmann: *Ueber die Bedeutung und Wichtigkeit der wissenschaftlichen Ausbildung des Forstmannes für die Erhöhung des Nationalwohlstandes und Volksglücks.* — Rede bey der feyerlichen Eröffnung der Königl. Forstacademie zu Berlin gehalten durch den Oberforstrath und Prof. Dr. *W. Pfeil.* 1822. 22 S. 4.

Erfüllt von der Wichtigkeit seines Gegenstandes setzt der Vf. in dieser Rede mit wahrer Beredsamkeit und tiefer Einsicht auseinander: wie die wahre Nutzung der Wälder in unsern Tagen eine höhere Wissenschaft fodere, als man bis hierher unter der Mehrheit der Forstbeamten finde, und wie nur wahre wissenschaftliche Einsicht die Irrthümer und Vorurtheile, welche noch bis jetzt die Waldwirthschaft in Barbarey erhalten haben, zu vertreiben, und wie wohlthätige Wirkungen in dieser Hinsicht von der vom König gestifteten Forstacademie zu erwarten seyen. „Die Folgen jeder Benutzung erkennend und genau abwägend, Schaden und Nutzen unbefangen gegen einander haltend, weiss er (der wissenschaftlich gebildete Forstmann) die scharfe und richtige Grenzlinie zwischen jeder dem Ganzen nachtheiligen oder vortheilhaften Waldwirthschaft zu ziehen. Er ist der Walderhaltung gewiss, darum quält ihn keine eitle Sorge für ihn, keine Ungewissheit zwingt ihn zu unbegründeter und vermeidlicher Beschränkung der Waldbenutzung, er weiss, was der Nation frommt, darum bietet er ihr zur Benutzung dar, was sie bedarf und was ihr gehört. Er will nicht, wie excentrische Köpfe, die das Bedürfniss des Waldes fühlen, aber die Bedingungen seines Werthes und seiner Erhaltung nicht erkennen, Deutschland mit Waldgürteln umschlingen, die Bewohner von den fruchtbaren Fluren vertreiben, und die Waldwüsten der Zeiten des Tacitus an die Stelle der reichsten Fruchtfelder, der Urbarmachungen Friedrichs setzen. Denn seinen Kräften sind die vermiedenen und verlassenen Steppen, die unwirthbaren Berge der liebste Spielraum. Wohlthätig vertheilt er die verborgenen Schätze der Walderzeugung; der Landmann und seine Bedürfnisse sind ihm keine Feinde mehr, mit denen er kämpft, es gewährt ihm den höchsten Genuss, in seiner Geistesbildung Hülfsmittel genug zu finden, sie befriedigen zu können u. s. w." Das ist der Gesichtspunct, aus welchem der Vf. die Forstwirthschaft betrachtet, und welchen allgemein zu machen, der Unterricht in der Forstacademie beabsichtigt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1824.

PHILOSOPHIE.

1) Bern, b. Weber: *System der Philosophie in tabellarischer Uebersicht*, von Dr. *Friedrich Calker*. 1820. 8. S. 4.

2) *Ebendas.*: *Propädeutik der Philosophie. Erstes Heft.*

Auch unter dem Titel:

Methodologie der Philosophie, entworfen von Dr. *Friedrich Calker*. 1821. 50 S. 4.

Beide Schriften enthalten die philosophische Ansicht des Vfs., welche mehr mit den Bestrebungen besonnener Forscher auf dem Wege Kants, als mit denjenigen der AllEinsLehrer zusammentrifft, wiewohl auch einiger Einfluss der letzteren in mancher Beziehung kenntlich wird, und es in unserer Zeit kaum fehlen kann, dass bey dem Vorhandenseyn der mannichfaltigsten philosophischen Lehrgebäude nicht irgend eine Seitenverwandtschaft zu diesem oder jenem in philosophischer Durchbildung hervortrete, und ein eigentlich Neues auf dem philosophischen Gebiet nicht erwartet werden darf. Denn jene Meinung von einem ganz neuen Funde der Wahrheit, und von einem Riesensysteme, welches ohne genealogischen Zusammenhang mit seinen Vorgängern diese alle, gleich Zwergen, todtschlägt, wird schwerlich mehr in unserm Jahrhundert, wie am Ende des Vorigen, herrschen, es sey denn, man vergesse die gesammte Geschichte der Philosophie, zumal die jüngste, und komme gar nicht zur historischen Besinnung. Wo diese vorhanden ist, werden Rede und Gegenrede der individuellen Ansichten ihren Platz behaupten, aber in ihrem specifischen Unterschiede eine gewisse Gemeinschaft nicht verleugnen, die wenigstens natürlicher und menschlicher als ein fabelhaftes Riesengeschlecht das Nebeneinanderbestehen der Einzelnen auf philosophischem Gebiet einleitet.

Zu Anfange der Vorrede der ersten Schrift heisst es: „*Vernunft* ist noch nicht der *ganze Geist*, welcher in der Seele des Menschen ein Zeitleben vollbringt. Denn das Vernehmen, als die eigenthümliche Thätigkeit der Vernunft, ist Erkennen: Liebe und Thun sind aber eben so ursprüngliche Aeusserungen der Seele." Diesem gemäss nennt es der Vf einseitig, wenn die Philosophie nur als Wissenschaft der Vernunfterkenntnisse dargestellt wird. Wer möchte jedoch behaupten, dass diejenigen, welche von einer Wissenschaft der Vernunfterkenntnis sprachen, nicht das vieldeutige Wort Vernunft in einem ausgedehntern Sinne als der Vf. gebraucht hätten, und dadurch ihm verwandter wären, als er glaubt? Wenigstens legt Fichte auf das Thun ein grosses Gewicht und verbindet damit eine Hingebung an die moralische Ordnung desselben, welche als Liebe bezeichnet werden könnte. Und wenn *Jacobi* von der Vernunft, als einem Vernehmenden redet, meint er gewiss den Geist des Menschen, der Höheres vernimmt, dessen Herrschaft sich zugleich im Gefühl der Liebe und in der Sicherheit des Thuns kund giebt. Kann Vernunft ausserdem als ein *Stück* des Geistes bestimmt werden, selbst wenn sie nur als Vernehmendes, Erkennendes gilt? Ohne Liebe, ohne That, ist wohl auch kein Vernehmen und Erkennen denkbar, ja es ist die Erkenntniss des Menschen weit abhängiger von demjenigen, was er liebt und thut, als gemeinhin die philosophischen Systeme anzunehmen pflegen. Der Vf. glaubt, man habe in neuern Zeiten die Philosophie der Mathematik und die Philosophie der Aesthetik (Symbolik) zu wenig berücksichtigt, und hat der letztern in seiner Urgesetzlehre eine neue Grundlage zu geben versucht, auf welche er durch den Gedanken geleitet worden ist, dass ein und dasselbe Seyn der Dinge sowohl unter den Gesetzen der Wahrheit, als unter den Gesetzen der Schönheit stehe. Darum ist seine Darstellung der Schönheitslehre im engsten Zusammenhange mit seiner ganzen Ansicht von der Philosophie überhaupt, welche er in dem Satze ausspricht: „Erkennen, Thun und Lieben sind die drey Arten der Entfaltung in dem Daseyn des Menschengeistes, durch welche derselbe in der Gemeinschaft mit dem Ganzen der Dinge steht, und durch welche allein er folglich die Urgesetze im Wesen der Dinge auffassen kann." (S. V.) Diese Ansicht steht in Verwandschaft zu den Grundlagen der neuern Naturphilosophie, welche wegen der Entfaltung in der Differenz des Geistigen und Körperlichen, und ihrer Indifferenz im Absoluten Einen, die Gesetze des Geistes zugleich als Gesetze der Körperwelt und umgekehrt diese als Gesetze von jenem betrachtet Wenn ferner S. VII. ausgesprochen wird: „es muss der Menschengeist, wiefern er selbst ein Wesen im Weltganzen ist, auch den ewigen Gesetzen desselben gemäss seyn, das heisst, die ewige Gesetzgebung in seinem eignen Wesen *angewendet* besitzen;" — so erinnert dieses an

an den von *Bardili* ausgegangenen und von *Reinhold* weiter ausgebildeten rationalen Realismus, in welchem der Begriff von *Anwendung* sich bedeutsam hervorhebt, und das Eigenthümliche des Systems bezeichnet. Solche Erinnerungen bewähren eben jenen genealogischen Zusammenhang der philosophischen Ansichten, dessen zuvor erwähnt worden, und ohne ihn zu tadeln, finden wir ihn vielmehr natürlich, und vergleichbar mit einer Harmonie der Evangelien, welche die Theologen voraussetzen.

In der Uebersicht der Theilwissenschaften der Philosophie zählt der Vf. zur *reinen* Philosophie ausser der Logik: 1) die speculative Metaphysik als speculative Physik und speculative Glaubenslehre; 2) die practische Metaphysik als rationale Ethik und reine Religionsphilosophie, 3) die contemplative Metaphysik als reine Aesthetik, reine contemplative Glaubenslehre und reine Symbolik; dann zur *angewandten* Philosophie ausser der angewandten Logik: 1) die angewandte speculative Metaphysik als angewandte speculative Physik und angewandte rationale Theologie; 2) die angewandte practische Metaphysik als angewandte Ethik und angewandte Religionsphilosophie; 3) die angewandte contemplative Metaphysik, als angewandte Aesthetik, contemlative Glaubenslehre und Symbolik. — Der Vf. hat hier den Unterschied der *Reinen* und *Angewandten* beybehalten, welcher als eine alte Ueberlieferung auf dem Felde der Philosophie sich feststellte, aber gleichwohl manchen Einwendungen zu unterliegen scheint. Was man unter einer reinen Philosophie ohne Anwendung zu denken habe, möchte schwer zu bestimmen seyn. Alle philosophische Untersuchungen können mehr in Abstracto und mehr in Concreto vorgenommen werden, aber es giebt kein reines Abstractum ohne Bezug auf das Concrete, und kein Nachdenken über dieses, ohne Bezug auf Verallgemeinerung, mithin ist Abstractes und Concretes, Reines und Angewandtes, immer mit und neben einander. Was daher für die Methode des Vortrags, ob man mit dem Allgemeinern oder Concreten anfange, einen Unterschied hervorbringen kann, macht keinen wirklichen Unterschied in den Theilen der Wissenschaft. Sagt der Vf. S. 8: „Philosophie muss aus denselben Gründen, welche bey der Mathematik allgemein anerkannt sind, in reine und angewandte Philosophie getheilt werden;" so zeigt eben diese Vergleichung mit der Mathemathik das Ungeeignete solcher Eintheilung, weil die mathematische Wissenschaft im Besitze einer Construction *a priori* ist, um mit *Kant* zu reden, welche der Philosophie mangelt. Ganz richtig aber bemerkt der Vf. gegen Viele der neuern Denker, dass die Psychologie immer mit der Philosophie zu Einem Ganzen verbunden bleiben müsse; denn ohne psychologische Untersuchungen sey keine vollständige Lehre von der Vermeidung des Irrthums und von dem Auffinden der Wahrheit möglich.

Darum theilt sich denn die Philosophie als die Wissenschaft der innern Erkenntniss in Selbstlehre, Denklehre, Urgesetzlehre. Die Selbstlehre ist eine Erfahrungswissenschaft; und der Vf. hält die Eintheilungen der Grundlagen der menschlichen Seele in Vorstellungsvermögen, Gefühlsvermögen und Begehrungsvermögen unrichtig, weil die Glieder derselben sich nicht einander ausschliessen, und z. B. im Fühlen auch ein Vorstellen enthalten sey, u. s. w. Derselbe Einwurf scheint aber gleichfalls gegen die eigne Eintheilung des Vfs. in Erkennen, Lieben und Thun gültig, weil im Lieben auch ein Erkennen enthalten ist, u. s. w. — Wir machen daraus jedoch keinen Vorwurf, indem die Voraussetzung, dass bey Eintheilungen der Grundlagen der menschlichen Seele die Glieder derselben sich einander ausschliessen sollen, unrichtig scheint, da sie vielmehr einander einschliessen werden, und in der Thätigkeit des Geistes Nichts so gesondert und vereinzelt hervortritt, um nicht seine Verbindung mit Anderm kund zu geben. So ist z. B. nach der zweyten Tafel, wo der Vf. die in der Einheit der Seele verbundenen Thätigkeiten aufführt, und Erkennen mit Lieben das *Betrachten*, Erkennen mit Thun das *Aufmerken* nennt, ebenfalls zu sagen, Betrachten sey auch ein Thun, Aufmerken sey auch ein Lieben, und weiter: Beschauen sey gleichfalls ein Thun, Begehren sey auch ein Erkennen, Entschliessung sey auch ein Lieben, Bestreben sey auch ein Erkennen. Wenn die Psychologen in ihr Fachwerk die Thätigkeiten der Seele einreihen wollen, zeigt sich meistens dieses Fachwerk zu enge, und dient ihnen dann als *Mittel* zur Verständigung, aber nicht als ein unveränderliches Schema, nach welchem nothwendig der Gegenstand aufgefasst werden *müsste*. Daher dann auch der verschiedne Wortgebrauch bey Einzelnen, über welchen man sich zur Verständigung wieder verständigen muss, was der Vf. in Beziehung auf die häufige Verwechselung der Begriffe *Empfindung* und *Gefühl* S. 26. anmerkt, und wünscht, dass man diese Worte bestimmter gebrauchen möge, nämlich *Empfindung* mehr für den leidentlichen Zustand der Erregtheit, *Gefühl* mehr für die Selbstthätigkeit des geistigen Lebens. Rec. welcher auf ähnliche Weise beide Begriffe und Worte zu unterscheiden pflegt, gesteht doch, dass es hier auf ein Mehr und Minder ankomme, welches sich keineswegs als eine nothwendige Gebrauchsregel vorschreiben lässt. Wenn daher der Vf. S. 29. sagt: „Der Anfang, der Mittelpunct und das Ende des Geisteslebens in der Natur gehört dem Gefühl," so wird ihn gleich andern der Vorwurf einer Gefühlphilosophie treffen, in welchem jene Unterscheidung zwischen Gefühl und Empfindung eben nicht festgehalten wird.

Der Vf. versteht unter Vernehmen das unmittelbare Erkennen, für welches das Denken und Aufmerken als mittelbares und vermittelndes Erkennen die Verständigung und Klarheit des Bewusstseyns sucht; es giebt nach ihn eine sinnliche Vernehmung, eine Grössenvernehmung und eine Wesenvernehmung. Die letztere bestimmt er als reine Vernunfterkenntniss in blossen Begriffen. Hiergegen möchte sich

sich der Zweifel erheben, dass diese Vernunfterkenntniss dann keine unmittelbare mehr sey, denn alle Erkenntniss in Begriffen ist eine vermittelte Erkenntniss, über welchen Satz die Philosophie nur zu oft sich getäuscht hat. Soll die Wesenvernehmung nach S. 35. das Wissen, Glauben, Ahnden in sich schliessen, so ist sie nicht mehr eine Erkenntniss aus blossen Begriffen. Der Vf. nennt in diesem Sinne ganz richtig die Denklehre eine Vermittelungswissenschaft, (S. 43.) und es heisst dann die Begründungsart der Grundbegriffe und Grundsätze eine *Grundweisung*, (S. 47.) welche Grundweisung das eigentliche Geschäft des Philosophirens ausmacht und worüber die verschiednen Ansichten der Philosophen sich auszubilden pflegen.

In der Logik zählt der Vf. Dunkelheit, Klarheit und Deutlichkeit der Begriffe, als verschiedene Grade der Erkenntniss nicht auf gewöhnliche Weise zur Qualität, sondern zur Modalität. Die Qualität wird ihm aus den Arten der Erkenntniss bestimmt, als Erfahrungsbegriff, Grössenbegriff und Urgesetzbegriff, welche Beschaffenheit ganz unabhängig von dem Grade der Denkthätigkeit des Einzelnen sey. Seine Gründe für diese Abänderung verdienen erwogen zu werden. Den Unterschied des Metaphysischen vom Logischen bestimmt er durch den Gegensatz vom Denken und ursprünglicher Erkenntniss, und spricht aus: dass alle Begriffe und Sätze aus unerklärbaren Grundbegriffen und unbeweisbaren Grundsätzen durch Erklärung und Beweis hergeleitet werden müssen (S. 57.). Sein Hauptsatz in der ganzen Lehre von der Wahrheit ist die Behauptung: dass die drey verschiednen Ueberzeugungsweisen von der gegenständlichen Wahrheit, nämlich Wissen, Glauben, und Ahnden durchaus die gleiche Nothwendigkeit und gleiche Gültigkeit haben, und dass nur in ihrer durchgängigen Vereinigung die Eine und volle Wahrheit des Ganzen alles Seyns aufgefasst werden kann. (S. 64.) Er verwahrt sich gegen den Vorwurf des Mystischen, weil eine Behauptung, für welche kein logischer Beweis und keine logische Erklärung statt findet, keineswegs schon desswegen für mystisch zu halten sey, sonst wäre jeder Grundbegriff und jeder Grundsatz mystisch. Wahr genug, aber nicht hinreichend anerkannt. Die Tabellen sind ausführlich nach dieser angedeuteten Ansicht des Vfs. entworfen.

Die *zweyte* Schrift bemerkt über den Zweck und Inhalt einer Propädeutik der Philosophie: „Die Vorbereitung zur Philosophie, eine Vorschule für das eigentliche Studium dieser Wissenschaft, ist schon theils das Leben eines jeden Menschen selbst, theils die bildungsmässige Entwickelung des Geistes durch die in der Geschichte überlieferten Lehren und Forschungen nach Weisheit strebender Menschen. Aber beide Arten der Anregung geben ihren Stoff und die darin enthaltenen Gegenstände für ein tieferes Denken noch ungeordnet und vermischt; Philosophisches mit Empirischem, Historischem, Physischem, Mathematischem, Positiv Politischem und Theologischem noch eng verbunden. Wissenschaftlich und eine wahre Vorschule der Philosophie wird daher jene Vorbereitung erst dadurch, dass sowohl aus der Fülle von Lebenserfahrungen, als auch aus dem mannichfaltigen Stoff der geschichtlichen Bildung das der Philosophie Angehörige gesammelt, in gegenseitige Beziehung gestellt, und durch eine lebendige Theil und Ganzes beachtende Anordnung für eine tiefer eindringende Forschung zugerichtet wird."

Was also Leben und Geschichte ungeordnet und vermischt von selber thun, das will der Propädeutiker mit Ordnung und Sichtung thun, ein stets zu billigender Vorsatz, wiewohl das Leben und die Geschichte mit ganz andern Kräften auf die Gedanken der Menschen zu wirken pflegen, und vielleicht niemand ganz methodisch zum Philosophen gebildet worden ist. Darum dient eine Propädeutik für denjenigen, als eine gute Wegweisung, welcher schon durch sein Leben und die demselben angeflognen geschichtlichen Kenntnisse zum Bedürfniss des Philosophirens gelangte, und er wird sich leichter orientiren, wenn ihm ein Erfahrner über Methodologie, Encyclopädie und Geschichte der Philosophie, als die drey Theile der Propädeutik nach Angabe des Vfs., Auskunft giebt. Wir finden in vorliegendem Hefte die Methodologie. Eine Frage nach Gründen ist der Anfang des Philosophirens, und bezieht sich auf Erkenntnisse von dem Seyn ausserhalb und von dem Seyn innerhalb des Menschengeistes. Die Wissenschaft von jenen enthält drey Theile: Weltbeschreibung, Sprachkunde und Geschichte; die Wissenschaft der letzteren schliesst in sich Selbstlehre, Urgesetzlehre, Denklehre. Die Wissenschaft der innern Erkenntniss oder die Wissenschaft von den Gesetzen im Wesen der Dinge und den Mitteln des Bewusstseyns um dieselben ist die sogenannte Philosophie. (S. 16.) Die in der Gesetzgebung für das Geistesleben angewendete allgemeine Gesetzgebung des Seyns muss sich auf dreyfache Weise dem Menschen zeigen: und zwar als *Wahrheit* für das Erkennen, als *Gutheit* für das Thun, und als *Schönheit* für das Lieben. Wahrheit ist das Gesetz der Erkenntniss, und enthält die Aufgabe, das Urbild und die Urgestalt für alles Erkennen. Sie erscheint in der Geschichte der Menschheit als Begebenheit, Sage, Geschichte, oder Wahrheit der Wirklichkeit, die Wahrheit der Form ist Zeit, Raum und Bewegung, die Wahrheit der Gedanken tritt auf als Vorstellung, Wahrscheinlichkeit, Gesetz; die Wahrheit der Wissenschaft als Thatsache, Gesetz, Bestimmbarkeit, die Wahrheit der Ewigkeit als Zeitlichkeit, Ewigkeit, Wunderbarkeit. In Beziehung der letztern bemerkt der Vf.: „es giebt für den Menschen Unerklärliches und Unbegreifliches. Mit der Behauptung des Gegentheils haben zwar oft Einzelne sich selbst und ihre Schüler getäuscht, hat aber die Menschheit sich noch niemals, ja nicht einmal ein ganzes Volk sich täuschen lassen..." Dieses das Wissen und die Wissenschaft ergänzende

Er-

Erkennen, und die in demselben liegende Ueberzeugung des Menschen führt die Geschichte der Menschheit als den *Glauben* auf. (S. 23.) Es giebt aber auch eine Erscheinung der Wahrheit in der Erfahrung des einzeln Menschen, als Sinnenvernehmung und Beobachtung, als Grössenvernehmung und Berechnung, als Vorstellung und Gedanke, als Ueberzeugung und Wissenschaft, als Glaube.

Gleichergestalt betrachtet der Vf. die Erscheinung der Gutheit zuvörderst in der Geschichte der Menschheit und dann in der Erfahrung des einzelnen Menschen. In jener ist sie Gutheit der sinnlichen Handlung, der verständigen, sittlichen, edlen, andächtigen Handlung; in dieser ist sie das Angenehme, Nützliche, Sittliche, Edle, Andächtige. Die Schönheit erscheint in der Geschichte der Menschheit als Schönheit des Gegenstandes sinnlicher Liebe, verständiger, edler, selbstständiger, andächtiger Liebe; und in der Erfahrung des einzelnen Menschen erscheint das Reizende und Rührende, das Regelmässige und Geordnete, das Abgemessene oder Verhältnissmässige, die Schönheit des Ausdrucks, und die Erhabenheit und Deutsamkeit. — Die gewählte Eintheilung in Geschichte der Menschheit und Erfahrung des einzelnen Menschen, nach welcher das Erkennen, Thun und Lieben hier zur Uebersicht gebracht werden, hat die Unbequemlichkeit, dass in ihnen Wiederholung statt finden muss, weil die Erfahrung des Einzelnen keine andre seyn wird als solche, die schon in der Geschichte der Menschheit vorgekommen, und diese letztre nichts anders als die Summe der Erfahrungen Einzelner enthalten kann.

Zum Schlusse berührt der Vf. das philosophische Interesse, als ein Streben nach der tiefern Einsicht in die Gesetzgebung und Bedeutung jener Formen des wahren Guten und Schönen, woraus das Grundgesetz für das wissenschaftliche Verfahren in der Ausbildung des Bewusstseyns zur Philosophie besteht, nämlich auszugehen von einer Betrachtung und Darstellung des Verhältnisses der selbstständigen Wesenheit des Geistes zu den Lehren aller Wissenschaften. Diese stehen daher alle in einem Verhältniss zur Philosophie, und diese enthält die verbindende Einheit für alle. Da folglich jede Wissenschaft nothwendig einen philosophischen Theil hat, so entstehen die besondern Richtungen der Philosophie in Philosophie der Geschichte, Philosophie der Natur, der Mathematik, des Rechts, der Tugend, des Schönen u. s. w. Nach den Gesetzen der menschlichen Erkenntnisskraft durchgeht die Entwickelung des Bewusstseyns folgende Stufen: 1) die sinnliche Erkenntniss und *empirische Gewissheit*, die Erkenntniss durch Erfahrung; 2) die Grössenerkenntniss und *mathematische Gewissheit*, die Erkenntniss durch Messung und Rechnung; 3) die gedachte Erkenntniss und *philosophische Gewissheit*, die Erkenntniss durch Denken im engsten Sinne; welche selbst noch wiederum die zwey Arten in sich schliesst: theils die Erkenntniss in Erklärungen, Eintheilungen und Beweisen; theils die Erkenntniss in Grundbegriffen und Grundsätzen, aus welchen jene abgeleitet werden. „Durch dieses Gesetz der Entwickelung des Bewusstseyns wird für das Studium der Philosophie zweyerley bestimmt: erstens nämlich, dass dasselbe nothwendig eine erfahrungsmässige und geschichtliche Bildung im weitesten Sinne, zu welcher auch vorzüglich die Sprachkunde gehört, und die Kenntniss der Grössenwissenschaft voraussetze; und zweytens, dass das Studium des Systems der Philosophie von der Entwickelung der ganz besonders im Denken sich zeigenden Geistesthätigkeit und der Bildung derselben zu einer Kunst und Wissenschaft des höheren Bewusstseyns, zur Logik und Dialectik ausgehen müsse."

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Wienbrack: *Serena.* Mittheilungen aus dem Reiche des Komus zur Aufheiterung nach ernsten Geschäften, von *A. Weissern.* 1824. 288 S. 8.

Der Leser erhält unter diesem etwas Besseres versprechenden Titel: 1) *Töffels Reiseabenteuer, eine Posse*, der wir das Prädikat *langweilig* geben müssen, weil der Held derselben zu dumm und nicht gutmüthig genug ist, um wahres Interesse zu erregen, und weil die Verlegenheiten in welche er geräth, einander zu ähnlich sind und dadurch ermüden; — 2) *Den Leibkutscher, einen Schwank*, der sich, einige grobe Unwahrscheinlichkeiten abgerechnet, angenehmer lieset als Nr. 1; — 3) *Reimereyen*, die weiter nichts sind als das; und — 4) *Anekdoten*, von denen sehr viele schon gedruckt waren. Unter diesen sowohl als unter den Reimereyen kommen übrigens Sachen vor, die der Vf. allenfalls der rohen Volksklasse, aber nicht in einem gebildeten Kreise mit Beyfall vortragen wird; Spässe, die so plump und gemein sind, dass sie an das berüchtigte *Vademekum für lustige Leute* erinnern. Auf die *Captatio benevolentiae* dieser plebejischen Serena möge daher das Wort *Schillers* zur Antwort dienen:

Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten!

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1824.

STATISTIK.

Stuttgart, b. Steinkopf: *Königl. Würtembergisches Hof- und Staats-Handbuch.* 1824. XVI und 678 S. gr. 8. (2 Fl. 36 Kr.)

Nach 9 Jahren ist diess wieder das erste neue Staatshandbuch von Würtemberg. Mancherley Veränderungen sind während dieser Zeit vorgegangen, die ganze Staatseinrichtung hat eine andere Gestalt bekommen. Und auch jetzt scheinen noch nicht alle Schwierigkeiten, welche in diesem Wechsel der Formen für ein neues Staatshandbuch liegen, ganz gehoben zu seyn. Manches, was die Organisations-Edicte verordnen, wie z. B. die Notariats-Einrichtung, erscheint in dem gegenwärtigen als noch unausgeführt. Indess war es dringendes Bedürfniss, nach so langer Zeit wieder ein neues Hand- und Adressbuch zu besitzen, und das gegenwärtige erfüllt dieses Bedürfniss auf eine Weise, welche der Redaction Ehre macht. Plan und Ausführung sind gleich lobenswerthe und selbst die typographische Einrichtung ist musterhaft.

Das Werk zerfällt in 5 Hauptabtheilungen: I. *Königliches Haus*, worin die Familienverhältnisse desselben nach allen seinen Zweigen dargestellt werden; II. *Königlicher Hofetat*, worunter A. der *Hofstaat* des Königs, der Königin und andern im Königreiche sich aufhaltenden Glieder des Königl. Hauses; B. die *Hofdomainen-Kammer*, welche die Verwaltung des Königl. Familien-Fidei-Commissguts zu besorgen und die Aufsicht über die Verwaltung der Civil-Liste zu führen hat, begriffen ist; III. *Königl. Orden:* 1) Orden der Würtemb. Krone, 2) Militär-Verdienst-Orden, und zwar a) am blauen, b) am gelben Bande; 3) Orden des goldenen Adlers; 4) Civil-Verdienst-Orden, wozu noch die Adels-Decoration kommt; IV. *Militär-Etat*; V. *Civil-Etat*.

Der Abschnitt: *Hofetat* liefert einen schönen Beweis von der edlen Einfachheit des jetzt regierenden Königs Wilhelm. Die Zahl der Kammerherren beläuft sich zwar noch auf 68; aber der wirklich dienstleistenden Kammerherren sind nicht mehr als 2, und die meisten übrigen rühren noch aus frühern Zeiten her. Herzog Karl hinterliess in seinem kleinen Lande 93, König Friedrich 194 nebst 96 Kammerjunkern. Eine Menge früherer Hofstellen findet man gar nicht mehr, und aus der ganzen Hof-Einrichtung leuchtet überall Ordnung und Zusammenhang hervor. Von den Orden erlöschen bekanntlich die beiden letztern, der Adlerorden und der Civilverdienstorden, ebenso der Militär-Verdienstorden am gelben Bande, nachdem der jetzige König den ersten — den Kronen-Orden neu gestiftet und dem zweyten, dem Militärverdienstorden, eine neue Einrichtung gegeben hat. Die Einrichtung und der Bestand des Militär-Etats ist bekannt. Der Civil-Etat zerfällt in folgende Unterabtheilungen: A. *Geheime Cabinets-Kanzley;* B. *Geheimer Rath;* C. *Central- und Kreisverwaltung nach 5 Ministerial-Departements;* D. *Central- und Kreisverwaltung nach Oberämtern.* Zwischen B und C sind die Landstände eingeschoben, von welchen ein vollständiges Namensverzeichniss gegeben wird. Die Abtheilung D führt wahrscheinlich bloss durch ein Versehen ihre Ueberschrift; an ihrer Stelle, S. 139, ist sie „Bezirks und - Orts-Verwaltung" überschrieben, was sie auch ist. Unter den Staats-Anstalten werden bey dem Departement des Innern und des Kirchen- und Schulwesens auch die drey, von dem jetzigen König gestifteten Vereine — der Handels- und Gewerb-Verein, der Landwirthschaftliche Verein und der Verein für Vaterlandskunde aufgeführt; dazwischen hinein aber ist das Irrenhaus, die Taubstummen- und Blinden-Anstalt gestellt, und man vermisst in diesem Abschnitte überhaupt die folgerechte Ordnung, wodurch sich das Ganze so vortheilhaft auszeichnet. Auf die Bezirks- und Ortsverwaltung folgen: A. „*Verzeichnisse von Aemtern und Beamten;* B. *Provisorisches Verzeichniss des standesherrlichen und ritterschaftlichen Adels.* Durch die erste Ueberschrift wird man, wegen ihrer Allgemeinheit, im ersten Augenblicke etwas zweifelhaft gemacht, was man darunter zu verstehen habe, da die ganze vorherige Abtheilung meist nichts anderes, als ein Verzeichniss von Aemtern und Beamten liefert; man findet aber bald, dass nur ein Verzeichniss von solchen Aemtern und Beamten gemeint ist, welche abgesondert von der politischen Bezirksverwaltung bestehen, wie die Cameral- und Forstämter, die Kirchenämter u. s. w., und man erhält dadurch vollends eine vollständige Uebersicht über den ganzen Staats-Organismus. Zu bedauern ist, dass das Verzeichniss des standesherrlichen und ritterschaftlichen Adels immer noch ein bloss provisorisches ist. Den Schluss machen: „*Erläuterungs-Noten*" über den sogenannten Ressort jeder einzelnen Verwaltungsstelle, wie sie in den frühern Handbüchern gemeiniglich den

den Stellen vorangeschickt worden, hier aber mit mehr Schärfe und Genauigkeit gegeben sind. Dass es bey einer solchen Arbeit nicht ohne *Nachträge* abgehen kann, ist begreiflich; aber dass diese hier zu einem so bedeutenden Umfang angewachsen sind, ist ein Uebelstand, der hätte vermieden werden sollen durch Beschleunigung des Drucks und der Arbeit.

Wir erlauben uns, noch einige weitere Bemerkung über diese so schätzbare als mühsame und geduldprüfende Arbeit beyzufügen. Es kann dabey nicht die Absicht seyn, auf kleine Unrichtigkeiten, welche bey einer solchen Arbeit fast unvermeidlich sind, aufmerksam zu machen; wir wollen die Redaction auch nicht der Sünde gegen die Verfassung anklagen, deren sie sich wohl in vieler Augen schuldig machte, indem sie wiederholt setzte: „Departement des Innern und des Kirchen- und Schulwesens" statt: Departement des Innern und *das* des Kirchen- und Schulwesens. Dagegen aber wollen wir unsre Aufmerksamkeit auf einige allgemeine Puncte richten. — Vergleichen wir das neue Staatshandbuch mit seinen Vorgängern, so finden wir, dass es sich von diesen hauptsächlich durch seine statistischen Notizen unterscheidet. Was es aber auf der einen Seite giebt, nimmt es auf der andern wieder. Es theilt nämlich von jedem einzelnen Orte die Bevölkerung und von jedem einzelnen Oberamtsbezirke und Kreise ein „*statistisches Ergebniss*" mit, welches A. die *Zahl der Gemeinden nach ihren drey Klassen* (bey den Kreisen auch der Oberämter), *die Zahl der Städte, Marktflecken, Pfarrdörfer, Dörfer und Weiler, Höfe, Mühlen;* B. *eine Uebersicht der Bevölkerung nebst dem Flächenraum der Oberämter und Kreise giebt.* Was aber alle ältere Staatshandbücher gegeben haben, und eben so wichtig, als jene allgemeine Notizen ist, die Bezeichnung der Gattung oder Eigenschaft eines jeden einzelnen Orts, giebt es nicht. Aus diesem Grunde ist man auch nicht im Stande die Richtigkeit der summarischen Angaben zu beurtheilen, was man um so mehr zu seyn wünschte, als dieselben von frühern Angaben bedeutend abweichen, und als man bey einer nähern Prüfung Ursache findet, etwas misstrauisch dagegen zu werden. Wenn häufig ein Hof als *Weiler* und umgekehrt ein Weiler als *Hof*, ein Pfarrweiler oder ein kleines Oertchen, wo zufällig das Pfarrhaus oder die Pfarrkirche des Kirchspiels steht, *Pfarrdorf*, ein kleiner Weiler auf dessen Wiese ein Jahrmarkt gehalten wird, ein *Marktflecken* heisst, so scheint es, dass es mit dem Begriffe von den Ortseigenschaften so genau nicht genommen worden sey. Ueberhaupt taugt die angenommene Classification nichts, und fehlerhaft ist insbesondere, dass auch die Mühlen (Schlösser dagegen und einzelne Häuser sind weggeblieben) darin aufgenommen sind. Ein Anderes ist der Gesichtspunct der Gewerbe, ein Anderes der Gesichtspunct der Wohnorte; die meisten der aufgezählten Mühlen befinden sich in den Städten und Dörfern oder Weilern selbst, und können also nicht als besondere Wohnorte gezählt werden. Bey den Städten ist ausnahmsweise ihre Eigenschaft angegeben. Aber es herrscht dabey manche Ungleichheit: Orte, welche sonst für Städte oder Städtchen galten und auch in den frühern Staatshandbüchern als solche aufgenommen wurden, wie Binsdorf, Zavelstein, Ochsenberg, Jagstberg u. s. w. werden dieser Eigenschaft beraubt, andern dagegen, welchen sie früher nicht beygelegt wurde, wie Spaichingen, wird sie gegeben. Was die Bevölkerung betrifft, so muss man bedauern, dass sie nicht immer von jedem einzelnen Orte, sondern nur, wie bey Möffingen, vom ganzen Kirchspiele angegeben ist; überdiess harmonirt die Angabe von der Bevölkerung der einzelnen Orte nicht immer mit der von dem ganzen Oberamt. So macht bey dem Oberamt Reutlingen nach den einzelnen Angaben die Bevölkerung 23,791; in der Hauptsumme aber ist sie zu 23,545 angegeben. Eben so ist auch manchmal, wie gleich in demselben Oberamt bey Gomaringen in der Zusammenzählung der einzelnen Gemeindebestandtheile gefehlt. Am unerwartesten aber muss es seyn, in einem Staatshandbuche von 1824 erst die Bevölkerung von 1821 zu finden. Uebrigens verdient die Mittheilung der Bevölkerung mit Unterscheidung der Religionen um so mehr Dank da man, kraft eines Rückschrittes der neuesten Würtemb. Bevölkerungslisten durch diese jene Verhältnisse gar nicht mehr kennen lernt.

Häufig ist auch bemerkt, ob ein Ort ein Bad oder eine Mineralquelle hat. Sobald diess aber Einmal geschah, hätte es auch überall geschehen sollen. Diess ist aber keinesweges der Fall. Bey Reutlingen z. B. steht: *Mineralquelle*, bey Bahlingen hingegen wo doch zugleich, was bey Reutlingen nicht der Fall ist, eine Anstalt mit verbunden ist, fehlt diese Notiz, eben so von der Bade- und Brunnen-Anstalt zu Ueberkingen und mehreren andern Orten. Besser wäre die Notiz, die ohnehin nicht in ein Staatshandbuch gehört, überall weggeblieben.

Aus der ganzen Anlage des Buchs geht hervor, dass man sich überall der möglichsten Kürze beflissen hat. Diese Kürze ist sehr lobenswerth; aber wir finden sie nicht überall nach gleichen und richtigen Grundsätzen durchgeführt. Während bey der lat. Lehranstalt zu Nürtingen nur der erste Lehrer genannt wird, werden bey der gleichen Anstalt zu Reutlingen alle genannt; während bey jedem Orte alle deutschen Schulmeister einer Schule mit Namen aufgeführt werden, bleiben die Collaboratoren und Präceptoren, wo diese noch einen vor sich haben, ungenannt, obgleich sie vielleicht studirte Theologen sind.

Man ist daran gewöhnt, den Staatshandbüchern auch die Eigenschaft einer Rangordnung beyzumessen. Ob sie nun gleich ihrer Natur nach diese Eigenschaft nicht haben können; so scheint doch bey dem unsrigen dieser Zweck vorgeschwebt zu haben. Wie billig ist überall der Pfarrer dem Schultheissen vorgesetzt; sobald aber einem Oertchen die Eigenschaft Stadt beygelegt ist, wird diese Ordnung umgekehrt und

und der Stadtschultheifs, häufig ein Bauer, dem Stadtpfarrer vorgesetzt, oder dem letztern die Eigenschaft des *Stadt*-Pfarrers gar nicht beygelegt. Wir wollen nicht fragen, aus welchen Gründen diefs geschehen ist? aber erhält einmal das Staatshandbuch auf diese Weise den Charakter einer Rangordnung, zu wie vielen andern Fragen wird man dadurch berechtigt?

König *Wilhelm*, in so vielen Stücken Muster, hat einmal, so viel bekannt ist, eine eigene Verordnung gegen den häufigen Gebrauch ausländischer Wörter in der Geschäftssprache ergehen lassen. Wie schwer es aber dem Deutschen fällt, sich derselben ganz zu entschlagen, beweist auch unser Staatshandbuch, das sich übrigens in dieser Beziehung noch sehr vortheilhaft auszeichnet, durch die Ausdrücke *Ressort*, *Etat* und andere Fremdwörter. Den letztern Ausdruck müssen wir um so mehr tadeln, da er bald als *Genus* bald als *Species* gebraucht wird. Das ganze Handbuch theilt sich in „*Hof- und Staatshandbuch.*" Bey dem Hofe macht der *Hof-Staat* eine Unterabtheilung von *Hof-Etat*, umgekehrt macht bey dem Staats-*Etat* — Civil-Etat, Militär-Etat — die Unterabtheilung.

Um uns nicht zu weit auszudehnen, erlauben wir uns in Beziehung auf die Erläuterungsnoten nur noch eine einzige Bemerkung, die Nr. 7. betreffend. Dort heifst es: „Die Adels-Decoration ist von dem verewigten König Friedrich den adelichen Gutsbesitzern und Familien-Aeltesten des Königreichs verliehen worden." Der Sinn dieser Erläuterung ist etwas undeutlich. Allerdings ist König Friedrich der Schöpfer dieser Decoration, aber er ist nicht der einzige Verleiher, und leicht könnte man glauben, dafs er sie allen künftigen adeligen Familien-Aeltesten verliehen habe und es keiner besondern Verleihung mehr bedürfe, oder dafs sie nach ihm nie mehr verliehen worden wäre; dafs aber beides unrichtig ist, beweist die im Staats- und Reg. Bl. 1817. S. 38. bekannt gemachte Verleihung der Decoration von Seiten des jetzigen Königs an den Freyherrn von Stetten.

Dieser Ausstellungen ungeachtet wiederholen wir unser obiges Urtheil, dafs die Redaction dieses Staatshandbuches alles Lob verdiene, und wir tragen kein Bedenken, die Arbeit unter die vorzüglichsten ihrer Art zu rechnen.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Hartmann: Dr. *Friedrich Traugott Friedemann's*, Director des Herzogl. Katharinen-Gymnas. zu Braunschweig: *Christenthum und Vernunft* oder dessen Festprogramm von der hohen Uebereinstimmung der Lehre Jesu und der Vernunft in den wesentlichen Puncten der Religion, als der besten Vermittlerin der streitenden evangelischen Parteyen. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von *Friedrich Adolph Beck*, des Pred amts Candidaten. 1824. XXXVI und 102 S (12 Gr.)

Das hier in einer deutschen Uebersetzung d gröfseren Publicum mitgetheilte lateinische Festp gramm des Hrn. *Fr.* ward von demselben 1821 als l ladungsschrift zur jährlichen Reformationsfeyer Wittenb. Lyceums bey Errichtung des Luther Wittenberg geweihten Denkmals herausgegeben. ist auch nebst den übrigen bey jener Veranlass erschienenen Schriften in der A. L. Z. (S. Nr. 1822.) von einem andern Rec. bereits mit gebüh dem Lobe angezeigt. Diesem stimmt Rec. vollk men bey, kann sich also hier um so eher auf e kurze Inhaltsangabe der Schrift beschränken. zeigt, wie eine durch Vernunft geleitete Auffass der christlichen Lehre am sichersten zur Vere gung der getrennten protestantischen Religions teyen führe. Deshalb werden die verschiedenen klärungen des Ausdrucks *Vernunft* aus älterer neuerer Zeit gewürdigt, und es wird bewiesen, sie trotz ihrer Verschiedenheit doch im Wesentlic übereinstimmen. Hierauf zeigt der Vf., dafs Vernunft, deren Gebrauch man sonst überall zul auch auf die Religion angewendet werden mi Das hätten auch die Reformatoren gethan: denn in einer wissenschaftlichen Vernunftentwickel habe ihr Werk Grund und Dauer gefunden, nur durch eine solche könne es ferner bestehen vervollkommnet werden. Dazu würde vorzüg die Eintracht der getrennten protestantischen C fessionen beytragen. Es widerstreite diese aber der dem Geiste Luthers, was aus dessen Schri unwiderleglich dargethan wird, noch sey die wenige Verschiedenheit in Dogmen ein unüberst liches Hindernifs der äufseren Vereinigung. Zwe mäfsiger Jugendunterricht, gleich weit entfernt starrem Dogmatismus als kränkelnder Mystik, kö sie besonders befördern. Das Zeitgemäfse di Schrift wird man selbst aus dieser ganz kurzen gabe ihres Hauptinhalts deutlich erkennen. müssen daher Hrn. *Beck* danken, dafs er sie Hochachtung und Dankbarkeit gegen den Vf., nen ehemaligen Lehrer, übersetzt, und so ihre gemeinere Verbreitung zu einer Zeit möglich macht hat, wo man von vielen Seiten her recht e lich bemüht ist, die Grundsätze einer aufgeklä Frömmigkeit verdächtig zu machen, und sie aus Leben des Volkes, in welches sie allmählich ü gingen, wiederum zu verdrängen. Möge denn diese Schrift besonders unter gebildeten Stän recht viele Leser finden. Wir können sie auch Jü lingen empfehlen, welche willens sind, Theol zu studiren, vorzüglich dann, wenn sie so ungl lich waren, die Schule verlassen zu müssen, o durch ihre Lehrer von dieser Seite auf ihre k tige Bestimmung gehörig vorbereitet zu seyn. einer Vorrede hat Hr. *B.* sein Unternehmen gere fertigt und sich, der Bestimmung desselben ganz a mef

messen, etwas ausführlicher, als in dem Werke selbst geschieht, über den Werth und die Tendenz der verschiedenen theologischen Systeme, besonders auch nach biblischen Grundsätzen und denen der berühmtesten Theologen aus den letzten Jahrhunderten, so wie über die Hindernisse und Fortschritte der Union ausgelassen. Die Uebersetzung ist meist wörtlich treu und überall richtig. Ansprechender aber noch würde sie für das grössere Publicum seyn, wenn sie etwas freyer und mehr dem Genius unsrer Sprache angemessen wäre. Doch ist sie auch so für jeden Leser verständlich. Einiges, woran Rec. Anstoss nahm, hätte leicht vermieden werden können. So S. 10. Dass *diess* aber nicht geschehe, müssen alle Rechtschaffenen mit grösster Anstrengung *diess* verhindern." S. 28. findet sich *Unübereinstimmung* für *Nichtübereinstimmung* gebraucht. Die beiden ersten Perioden (S. 30.) sind sehr schwerfällig übersetzt. S. 97. sollte statt *zusammenzusahren* gelesen werden: *zusammenfahren*. Die Anmerkungen des Uebersetzers scheinen fast überall passend und richtiger ausgedrückt, als folgende, S. 99: „Die Stiftung dieser Anstalt (es ist im Texte die Rede vom theol. Prediger-Seminar zu Wittenberg) hat mehre nöthig gemacht. Wie sehr wäre es daher zu wünschen, wenn jede Provinz unsers Staates eine solche lehrreiche und vortreffliche Anstalt, wie die zu Wittenberg ist, die zwar jetzt als eine fromme Bet- und Singschule *verschrien* (?) wird, hätte! *Vielleicht* wird mit der Zeit *gewiss*, wie sich von unserm geliebten König erwarten lässt, auch dieser Mangel gehoben werden können! Zum Schlusse bemerken wir noch einige uns aufgestossene Druckfehler. Im Vorworte S. XXXII in der Anmerkung nach den Worten: „*Sartorius in Marburg*:" die Worte: *eine solche Uebersetzung*." S. 18. Z. 5. v. O. muss es heissen: *Glauben*. S. 25. Z. 5. v. U. *Schoosse*. S. 31. Z. 6. v. U. *verschollen*. S. 49. Z. 12. v. U. συνθεσις. S. 61. Z. 5. v. U. *Witsius*.

SCHÖNE KÜNSTE.

FRANKFURT a. Main, b. Wilmans: *Taschenbuch für das Jahr 1823, der Liebe und Freundschaft gewidmet*, herausgegeben von Dr. *St. Schütze*. 314 S. Dasselbe für das Jahr 1824. 310 S. 12.

Die Erzählungen, welche den grössten Theil des Inhalts dieser beiden Jahrgänge ausmachen, sind fast alle von bekannten und gern gelesenen Schriftstellern. Der verstorbene *Hoffmann* hat für 1823 in der von ihm hervorgerufenen, ihm eigenthümlichen Weise, eine Novelle: *Datura fastuosa*, geliefert, welche erfreulich an den genialen und phantasiereichen Meister erinnert, und in der die zum Tragischen hinneigende Verwickelung sich noch glücklich genug löset. *Die Braut aus Arkadien* von einer weiblichen Hand, *Lina Reinhard*, ist leicht und angenehm geschildert, obgleich manches Seltsame und Unwahrscheinliche dabey mitunterläuft. Die *Traurenden* von *Fr. Laun* im Jahrg. 1823, leiden hier, wie auch sonst in der Welt, oft an einer gewissen Langweiligkeit. Dagegen hat derselbe *die Verdächtigen* im Taschenb. für 1824 leichter und lebendiger dargestellt; nur ist die Hauptfabel zu unzart für einen Almanach, der ja auch auf die Tische junger unverheiratheter Frauenzimmer kömmt. Das *Versprechen* von *C. B. v. Miltitz* (1823) hat uns, trotz schöner Stellen, braver Bemerkungen und verständiger Anlage, eben so wenig ganz befriedigt, als desselben *Ferse des Achilles* (1824). Der Vf. ist glücklicher bey Schilderung des Komischen als des Ernsten und Erhabenen. *Die Belagerung von Antwerpen*, erzählt von *v. Tromlitz*, hat Rec. beym Lesen mit einer gewissen drückenden Beängstigung erfüllt, obgleich viel Gutes und Gelungenes darin ist. Die Krone gebührt dem wackern *Bührlen* für seine Erzählung: *Wünsche und Erfüllungen*. Ein warmer lebensfrischer Hauch verbreitet sich über reiche und schöne Schilderungen, tiefe Blicke in das liebende Herz und eine treue und edle Charakterdarstellung. Das Wunderbare vermählt sich natürlich und glücklich mit dem Gewöhnlichen. — Siegend tritt die Tugend aus dem Kampfe hervor, und selbst im Untergange ist das sehnsüchtige Herz selig. — Unter den Gedichten bemerkt Rec. als hervorstechend: Die *Schlangenkönigin* von *Langbein*, den *fremden Gast* von dem *Herausg.* (1823) und den *Frohntag* von *Prätzel* (1824). Zwey Druckfehler entstellen das letztere: Der *Küchengarten* statt des *Kuchengartens* (ein Vergnügungsort in Leipzig) und *Pepus* Heere statt *Pepe's* H. (des Neapolitanischen Generals). — Die Kupfer sind grösstentheils brav. Die 12 Monatsvignetten zu dem Jahrg. 1823. veranschaulichen eine dramatische Posse vom Herausg.: *der Freywerber wider Willen*. Für 1824 sind die Monatsvignetten, 12 Kupferstiche nach merkwürdigen Originalgemälden aus verschiedenen Schulen, die an und für sich recht artig, aber doch zu klein sind, um die Herrlichkeit der Originale zu erkennen zu geben.

BERLIN, b. Schade: *Oratio in solennibus nuptiarum, quibus Fridericus Wilhelmus princeps, regni boruss. herus* illustrissimus et *Elisa Ludovica* regis bavar. filia illustrissima inter se juncti sunt, concelebrandis in *paedagogio Züllichaviensi* d. II. III. decemb. a. MDCCCXXIII. habita ab *Ernesto G. Ch. Rättig*, Doct. phil., in paedagogio Züllichaviensi collega. 16 S. 4.

Diese Rede zeichnet sich durch ihre Latinität, durch Reichthum und lichtvolle Anordnung der Gedanken, so wie durch einen patriotischen Sinn gleich vortheilhaft aus. Der Vf. zeigt in derselben „*primum bonorum principum rebus secundis bonos cives vehementer gaudere par esse atque aequum; deinde nos inprimis, quum omni regiae nostrae domus prosperitate, tum his maxime nuptiis laetari debere.*"

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1824.

PHILOSOPHIE.

MAINZ, b. Kupferberg: *Die Anthropologie als Wissenschaft*, von *Joseph Hillebrandt. Dritter* Theil, oder *Pragmatische Anthropologie.* —

Auch unter dem Titel:

Pragmatische Anthropologie, oder *anthropologische Kulturlehre.* 1823. 333 S. 8.

Mit diesem Bande schliesst das Werk, dessen frühere Theile wir schon zur Anzeige brachten und der Vf. verbreitet sich hier über die Culturfähigkeit des Menschen und deren Bedingungen, so wie über die Geschichte der Menschheit, in wiefern diese Cultur als solche zeigt. Die Ausbildung der natürlichen Anlagen gehört zur menschlichen Natur, und sie muss naturgemäss seyn, weswegen sie voraussetzt, dass sie theils die Zwecksumme der gesammten menschlichen Natur betreffe, theils die gehörige natürlich begründete Unterordnung der Zwecke berücksichtige, somit auch die gegenseitige Verhältnissmässigkeit der ursprünglichen Anlagen beobachte und erhalte, theils endlich durch des Menschen eigne Freythätigkeit, so viel es sonst die Umstände erlauben, sich bewerkstellige. Dazu ist Entwickelung, Uebung und Anwendung der Anlagen nöthig, und wahre echte Cultur ist die allseitige Vervollkommnung und Ausbildung der menschlichen Natur, den natürlichen Verhältnissen des Daseyns gemäss, mittelst der Freythätigkeit unter der Leitung der Vernunft. Nach diesen Bestimmungen unterscheidet sich die Culturlehre oder pragmatische Anthropologie von einer blossen Summe von Wahrnehmungen und Erfahrungen, welche die Förderung oder Hemmung der Entwickelung der psychischen Anlagen betreffen, darf nicht verwechselt werden mit blosser Culturgeschichte, ist keine Philosophie der Weltgeschichte oder der Geschichte überhaupt, unterscheidet sich auch von einer sogenannten Geschichte der Menschheit, obgleich sie mit diesem Allen in Beziehung und Verwandtschaft steht. Sie zerfällt in zwey Abtheilungen von dem die eine als allgemeine pragmatische Anthropologie die hauptsächlichsten philosophischen Betrachtungen enthält, die andre als besondre pragmatische Anthropologie den historischen Ueberblick des Werdens der Cultur nach seiner Nothwendigkeit; also mit steter Beziehung auf jene allgemeinen philosophischen Ansichten darbietet. (S. 12.)

Wir wollen Einiges aus diesen Abschnitten hervorheben. Was der Mensch ist und werden kann, ist und wird er theils durch die äussere Natur, theils durch seines Gleichen, theils durch Anknüpfung seines Daseyns an ein Jenseits. Diesem gemäss sind die menschlichmöglichen Beziehungen die auf die Natur, auf die Menschheit, auf das Göttliche. In der letztern Beziehung erklärt sich der Vf. dahin, zum Behuf einer richtigen Würdigung des pragmatischen Erscheinens des Menschen sey durchaus nothwendig anzunehmen, dass der Mensch durch seine eigene allerdings ursprünglich göttliche Vernunftkraft unabhängig von jeder positiven unmittelbaren Offenbarung zu Gott kommen, sein Seyn auf das göttliche beziehen und gründen kann (S. 32.). Wir zweifeln dass diese Annahme so durchaus nothwendig sey, weil mit der entgegengesetzten ebenfalls das Werden der Cultur aufzufassen steht, und es nur von einer philosophischen Entscheidung abhängt, welcher Annahme jemand den Vorzug giebt. Etwas wunderlich und im Sinne einer Schule, der sonst eben unser Vf. nicht huldigt, lauten folgende Worte: „Die Menschheit besteht allein durch die Kraft der Idee. Hiemit soll gesagt werden, sie ist keine Verbindung der Menschen, welche sich in der Zeitlichkeit durch Zufall, allerley Umstände, durch Absicht, Begriffe, Reflexion u. s. w. bildete zu willkührlich gesetzten Zwecken, oder gar nur eine generische formale Allgemeinheit von Wesen derselben Naturbeschaffenheit; nein die Menschheit besteht gleich ewig nothwendig, selbstständig und innerlich real, wie die Vernunft oder der Geist selbst. Denn sie ist in der That nur die zeitlich objective Darstellung des Geistes, oder die Verwirklichung der Idee der allgemeinen Menschenvernunft in der Form der Allgemeinheit, also in der Form ihrer selbst. Diese Vernunft aber ist ihrem Wesen nach so wie das wahrhaft Freye, so auch das ideell Nothwendige, daher nicht gebildet durch die Zeit und gemeine Gesetzmässigkeit der Dinge, obwohl in der Zeit allein durch das Gemeinnothwendige der Erscheinung fähig. Sie hat in ihrer Allgemeinheit eine ideale Realität, oder vielmehr sie ist keine Allgemeinheit in empirisch logischem Sinne, welche sich allererst gestaltet durch Ueber- und Unterordnung des Vielen, sondern sie ist eine ursprüngliche Allgemeinheit, d. h. eine Einheit, welche vor aller Vielheit und unabhängig davon besteht und in ihrer Allgemeinheit selbst ihre Realität hat. Sie ist daher kein

kein abstrakt, kein logisch gebildeter Begriff, sondern eine real seyende Allgemeinheit, deren Inhalt die Idee des göttlichen, obwohl nicht das Göttliche selbst ist. Diese Vernunft erscheint nun zunächst allerdings nur in der Form der Subjectivität und zwar nach ihrer höchsten Entwickelung in der Form der persönlichen Subjectivität, dann in der Form der Nationalität, allein sie ist in der Subjectivität real, obwohl beschränkt, eben so in der Nationalität; die einzelnen vernünftigen Subjectivitäten und Nationalitäten sind integrirende Theile der realen allgemeinen Menschenvernunft" (S. 42.) Wer bey diesen Worten an Platonische Ideen dächte, könnte manche Ausdrücke damit in Uebereinstimmung bringen, aber das Integriren der realen allgemeinen Menschenvernunft durch ihre Theile widerstreitet diesem Gedanken und erklärt sich besser aus der Quantität des Umfangs eines Allgemeinbegriffs; hiedurch aber wäre wieder unrichtig aufgefasst, weil die Menschheit nach dem Vf. kein Abstract, kein logisch gebildeter Begrif seyn soll. Sie ist aber so gut ein Begriff wie jeder andre, und umfasst Individuen wie Nationen mit logischer Allgemeinheit. Eine unstatthafte Vermischung des Sinnes der Platonischen Idee mit dem logisch Allgemeinen bildet die Zwittergeburt jenes Systemes, dessen Anklänge wir in der bezeichneten Stelle vernehmen. Gesunder lautet die Aeusserung *Ancillons*, worauf sich unser Vf. bezieht: „Es wäre eine Entadelung der Menschheit, und also ein Verbrechen, wenn man Alles auf Naturnothwendigkeit zurückführen, die uns inwohnende Freyheit verkennen, verleugnen wollte, wenn man wähnte, dass Naturnothwendigkeit und Zufall allein die Handlungen der Menschen herbeyführen, erklären, bestimmen und also rechtfertigen. Erforschen und wissen, was die Nothwendigkeit erheischt oder mit sich bringt, den wahren Umfang und die Gränze der Freyheit auffassen, ist in dem Leben der Staaten so wie im Leben der Einzelnen das Wichtigste." Als Hindernisse der Cultur werden genannt der Sensualismus, der Egoismus, der religiös dogmatische und politische Despotismus. Sehr wahr heisst es von der Doppeleinheit des letzteren: „Wehe der Zeit, oder der Nation, gegen welche dieser Bund sich richtet! Kein Flug zum Höhern wird sie emportragen über das gemeine Loos der Endlichkeit, kein Ruhm der Unsterblichkeit ihres Daseyns Grenze umgolden!" (S. 73.) Es giebt eine intellectuelle und practische Cultur, als deren Verzweigungen die empirisch historische, scientifische, religiöse, moralische, politische und ästhetische Cultur erscheinen.

Ueber den Culturgang wird jene doppelte Ansicht erwähnt, wo nach der ersten der Mensch durch eigene Schuld aus dem Zustande seiner Erleuchtung und Glückseligkeit sank und nur durch göttliche Erbarmung wahrhafter Erhebung wieder fähig wird; nach der andern hingegen durch selbstständige Mühe sich herausarbeitet zur Wahrheit, Tugend, zu Recht, Schönheit und Glückseligkeit. Der Vf. entscheidet weder für die eine noch die andre Ansicht, hält aber alle Bildung des menschlichen Geschlechts für Product eigenen Erwerbs, nur dass dabey keineswegs die Gestalt eines sogenannten rohen durchaus thierischen Naturzustandes vorausgesetzt werden darf. Die absolute Sinnlichkeit kann sich nie und nirgends zur Vernunft entwickeln. Sprache, Staat haben auf die Cultur den stärksten Einfluss. Mit den Staaten bildeten sich gleichzeitig die Gesetze und rechtlichen Verhältnisse. Drey Epochen sind dabey zu unterscheiden: 1) Unmittelbarkeit, wo rechtliche Bestimmungen durch das Gefühl der Gerechtigkeit eintreten und den Charakter der Gewohnheit und Sitte an sich tragen; 2) historische Positivität, welche mit Reflexion ausgesprochne rechtliche Bestimmungen als Gesetze hervorbringt und zu ihrer Vernünftigkeit philosophische Durchbildung voraussetzt; 3) wissenschaftliche Ausbildung, welche aus der Geschichte eines Volks nach ihrer organischen Totalbeziehung und der Philosophie des Rechts hervorgeht. Mit andern sieht der Vf. in der Monogamie etwas auf die gesammte Humanität sehr einflussreich Wirkendes, und eben so in den Staatsverfassungen. „Kein Volk, das einmal zu einer bedeutenden Höhe der Cultur gekommen, ist untergegangen, so lange eine wahre Staatsverfassung seiner Kraft zu wirksamer Thätigkeit vereinte. Der Verfall der Völker, als solcher, ist überall vom Despotismus begleitet worden, so wie das Wiedererheben aus dem Verfalle stets nur dann geschahe, wenn der Despotismus gebrochen wurde, und die Staatsform den Charakter der Wahrheit wieder annahm." (S. 147.) Ausserdem behauptet Religion den grössten Einfluss, und zwar nach ihren beiden Hauptformen, der heidnischen und der christlichen, von denen die erste das Göttliche verendlicht und das Ueberweltliche absolut empirisch bestimmt, die zweyte hingegen das Göttliche in seiner göttlichen Urselbstständigkeit aufnimmt, die Welt vergöttlicht, d. h. das Endlich Gegebne zum Göttlichen hinaufzieht.

Hierauf folgt eine Uebersicht der Geschichte der Menschheit nach den hauptsächlichsten Völkern. Südasien das Urvaterland menschlicher Cultur, wo Stetigkeit und Gleichförmigkeit, Priestereinfluss, Phantasie und Gefühl hervortreten und die Bildung in Beziehung auf die Idee der Menschheit nur eingeleitet wird. Aegypten trägt das Gepräge des Gedrückten, Schwerfälligen, Eingeschlossnen, Beschränkten. Phönizier vermittelen die Cultur durch Handel und Colonien. Araber, auch seit Mohammed, überschreiten mit Priesterherrschaft und Sultanismus nie den Kreis der Mittelmässigkeit; Griechen werden fortwährend wirksam bleiben als Kern der europäischen Bildung. In Italien zeigen sich Etrusker und Römer. Jene sind zum Theil selbst den Griechen vorangeeilt, ihr europäischer Sinn und eine überraschende Humanität sind nicht zu verkennen. Die Römer mit ihrer Grossartigkeit entbehren wirklich ideale Hoheit, gemeinpractischer Sinn überwiegt; in nationaler Hinsicht überschritt die römische Cultur nie die Grenze der Barbarey. Es verbin-

binden sich antiker Europäismus und Orientalismus durch Philosophie, Germanismus, Christenthum. Das letztere wirkt die unausschliessliche Anerkennung der Würde der Menschheit, die Vereinigung des Geschlechts zu einer höhern unsichtbaren Gemeinschaft. Es erzeugt im Mittelalter Schulweisheit und Hierarchie, Verfassungen werden vorbereitet. Universitäten haben ganz eigentlich die Aufrechthaltung der noch bestehenden Wissenschaftlichkeit, so wie die Vorbereitung und Entwickelung eines neuen Geistes derselben bewirkt. Sie „boten dem Staate zu seinen Aemtern nun auch weltliche Diener an; die Macht des Clerus ward durch sie geschwächt; *die Fürsten fanden an ihnen ihre treuesten und festesten Stützen* gegen den Uebermuth *hierarchischer* Gewalt und wussten *dafür ihre Mitglieder zu lohnen, zu achten und zu ehren.*" (S. 286.) Mit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts beginnt die Periode der männlichen Reife und Vollendung des modernen Europäismus. Europa wandte sich der Wahrheit, mit ihr der Freyheit zu. Oeffentlichkeit des geistigen Lebens, Denkens und Glaubens gestaltete sich, der Geist der Kritik ward geweckt und belebt. Auch das Colonialsystem wirkte kulturhistorisch. Die Rückkehr zu den höhern Ideen des Lebens, allgemeinere Verbreitung der Freyheit des Denkens, die Freywerdung der Colonien in Amerika, in mancher Hinsicht auch nur die endliche Sicherstellung politischer Freyheit der europäischen Nationen, Ausbildung des republikanischen Monarchismus, höhere Begründung des Staatensystems, das Gleichgewicht oder die Ausgleichung der Stände, möchten Behufs der Cultur diejenigen Folgen der französischen Revolution seyn, deren endlicher Entwickelung man nach dem Standpuncte der Gegenwart mit Gewissheit entgegen sehen darf. Im Vergleich mit dem antiken Europäismus charakterisirt den modernen die im Ganzen anerkannte und wirkende Idee der Freyheit und Bürgerlichkeit aller Menschen, die conventionelle Geselligkeit, Sittigung und Versittlichung, eine vielseitigere und tiefer eingreifende persönliche Charakteristik, Monarchismus, Cabinetspolitik, Kosmopolitismus.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Voss: *Ernesti Platneri etc. Quaestiones Medicinae Forensis et Medicinae Studium octo semestribus descriptum.* Primo junctim edidit indicem copiosum et vitam Platneri adjecit *Ludov. Choulant* etc. Accedit effigies Platneri. 1824. VIII u. 494 S. 8. (2 Thlr. 16 Gr.)

Platners Programme, namentlich die, welche sich auf Gegenstände der gerichtlichen Medicin beziehen, sind von einem so allgemein anerkannten Werthe, dass der Wunsch, sie gesammelt zu besitzen, bey Aerzten und Rechtspflegern häufig genug entstehen musste. Diesen Wunsch sehen wir nun auf eine sehr befriedigende Weise erfüllt und vier und vierzig jener schätzbaren Gelegenheitsschriften, die sich vollständig nur sehr schwer auftreiben liessen und in ihrer Vereinzelung vielleicht bald ganz verschwunden seyn würden, hier gleichsam ein Ganzes bildend in einen Band gebracht. Zwar erschien vor einigen Jahren eine deutsche Uebersetzung dieser Programme von Dr. *Hedrich* (Leipzig, 1820.), allein sie enthält mehrere der hier aufgenommenen nicht, und entbehrt, anderer Mängel zu geschweigen, den hohen Schmuck der Einkleidung, welchen Platners Meisterhand seinen Geistesschöpfungen verlieh. Wir meinen hier namentlich die Eleganz und Würde der lateinischen Rede, die Kraft des echtrömischen Ausdrucks, welche ihm im Felde der Medicin wie der Philosophie zu Gebote standen, wie nicht leicht einem andern, und die Klarheit und Gediegenheit seines Geistes, wenigstens nach unserer Ansicht, treuer und lebhafter abspiegeln, als die meisten seiner deutsch geschriebenen Werke. Darum heissen wir diese Sammlung doppelt willkommen und zweifeln nicht, dass alle Freunde der Wissenschaft mit uns dem Herausgeber wie dem Verleger zu aufrichtigem Danke verpflichtet seyn werde. Der erste hat sich in der Vorrede über den Zweck dieser Ausgabe und was er für sie in Hinsicht auf Ordnung, Correktur u. s. w. gethan, kurz aber anständig ausgesprochen. Dann folgt mit Angabe der benutzten Quellen von demselben eine kurze Biographie Platners, welche, da sie keine *Memoria Platneri* seyn sollte, freylich die eigentliche Charakteristik des merkwürdigen Mannes nur in flüchtigen Zügen und wenn auch nicht in elegantem, doch in ziemlich schulgerechtem Latein entwirft. Nun folgen in chronologischer Ordnung die Programme, über deren Bedeutung längst wohl nur *eine* Stimme herrscht. Es sind folgende: *De amentia occulta* (2 Progr.). *De amentia dubia.* — *Melancholiae curatio nunquam tuta.* — *De inanibus amentiae probandae argumentis.* — *Facta violenta epilepticorum, quamvis malefaciendi et ulciscendi consilio suscepta amentiae excusatione non carere.* — *De partu undecimestri observatio.* — *De venia aetatis observatio.* — *De excusatione amentiae observatio.* — *De excandescentia furibunda observatio.* — *Vulnerum, quae in congressione et conflictu fiunt, aestimandorum cautiones.* — *De judiciis medicorum publicorum* (4). — *De excusatione aetatis observatio.* — *De lipothymia parturientium, quantum ad excusationem infanticidii.* — *Amentiae probandae argumenta vere ac falso suspecta (de fatuitate, 3.)* — *An collegiis medicorum non liceat ultra corpus delicti pronuntiare?* — *De veneficio, inprimis per arsenicum, paradoxa quaedam.* — *De veneficio per arsenicum observatio* (2). — *De melancholia senili occulta observatio.* — *De dubia mortis causa quantum ad infanticidium.* — *De inanibus elementiae erga medicos spurios excusandae argumentis* (2). — *De vita foetus non animata, quantum ad infanticidium.* — *De amentia vinolenta.* — *De discrimine laesionum necessario et fortuito lethalium paradoxa quaedam.* — *De excu-*

excusatione fatuitatis praecipue senilis ac puerilis (3). — *Deprecatio pro crimine infanticidii* (5). — *De fatuitate febrili observatio, quantum ad factionem testamenti.* — *De eclampsia parturientium, quantum ad suspicionem infanticidii, narratio quaedam.* — *Publica curandae valetudinis praesidia in civitate jure pleno desiderari ostenditur.* — *Quid differat inter animum et mentem, quantum ad signa amentiae.* An diese vier und vierzig Abhandlungen schliessen sich neun, jetzt auch ziemlich selten gewordene Programme über die Methodologie der Medicin, reich an den geistvollsten und fruchtbarsten Ansichten und Bemerkungen über die einzelnen medicinischen Disciplinen, ihren organischen Zusammenhang, die rechte Studienweise u. s. w. worunter namentlich das über gerichtliche Medicin Gesagte auch jetzt noch sehr beherzigungswerth ist. Eins der letzten Programme P's., *de libertate magno medicorum bono* macht den Beschluss. Angehängt sind noch ein alphabetisches Register und Inhaltsverzeichniss. Von Seiten des Verlegers ist für ein sehr anständiges Aeussere des Buchs gesorgt worden. Das Papier ist gut, der Druck sauber und sehr correkt, und das, wie man uns versichert, höchst ähnliche Bildniss Platne'rs in einem wohlgerathenen Steindruck gewiss für jeden eine erfreuliche Zugabe. Philosophen, Aerzte und Juristen werden sich beeilen mit diesem Buche ihre Bibliotheken zu schmücken.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Bremen, b. Heyse: *Jesus und die Schwestern in Bethanien.* Eine Predigt vor der St. Ansgarii Gemeinde am 15ten Febr. 1824 gehalten, und auf Verlangen herausgegeben von Dr. *J. H. B. Dräseke.* 28 S. 8.

Die bekannte und schon oft und viel besprochene Scene Luc. 10, 38 — 42. wird von dem würdigen Vf. dieses Vortrages aufs neue in Erwägung gezogen, nachdem derselbe laut S. 9. schon vor etwa sechs Jahren „mit Manchen von seinen Zuhörern" — wie er sich ausdrückt — „vor eben diesem Textbilde stand, das damals ihm und seinen Zuhörern Anleitung und Ermunterung zum Seelenumgang mit dem Unsrigen gab; diessmal aber (S. 10.) lehren soll: wie Jesus, unter den Seinen, immer die rechte, d. h. die zu der Persönlichkeit eines Jeden passende, Stellung zu nehmen und dadurch *Allen Alles zu seyn* wusste." Um diesen allerdings interessanten Hauptsatz auszuführen verfährt Hr. Dr. auf folgende Weise: Er beleuchtet *zuvörderst* die gewöhnliche *Ansicht*, nach welcher in Martha der irdische, in Maria der himmlische Sinn und in den Worten Jesu für Martha ein strafendes und zurechtweisendes, für Maria hingegen ein belobendes und ermunterndes Urtheil sich aussprechen soll. Diese Ansicht wird mit guten, meistens in Fragen eingekleideten Gründen verworfen. *Sodann* wird im zweyten Theil die im Thema aufgestellte Ansicht als die dem Vf. am richtigsten scheinende aus folgendem *Gesichtspunkt* entwickelt: „die Menschen, wie überhaupt ungleicher (?) Natur, geben auch in der Art, wie sie lieben, eine grosse Naturverschiedenheit (?) zu erkennen;" was denn weiter ausgeführt und auf die beiden Schwestern im Text angewandt und darauf gezeigt wird, dass Jesus mit den Worten: Eins ist Noth u. s. w. beider Liebe anerkennt; weder Maria vorzieht, noch Martha zurücksetzt. Es folgt darauf noch ein *dritter* Theil, worin gezeigt wird, aus der Scene nämlich an *Lazarus* Grabe und aus der, wo Maria den Erlöser salbt, dass auch diese „gebend und dienend", Martha hingegen „bedürfend und empfangend" zu lieben verstand. *Endlich* im 4ten Theil wird das *Muster* Jesu als Mensch und als *Erzieher* bey dieser Gelegenheit empfohlen. Wenn wir nun zwar in der Anordnung dieses Vortrages eine strenge Gedankenfolge vermissen; wenn es uns scheinen will, als trete in dem ganzen Gemählde, welches uns der Vf. hier vor Augen führt, das Bild der beiden Schwestern mehr und lebhafter, als die Schilderung des Verhaltens Jesu hervor; wenn insonderheit der dritte Theil uns als ein eingeschobenes Beywerk erscheint, wodurch der Zusammenhang des Ganzen gewissermaassen gestört wird, und wenn wir eben daher kaum begreifen, wie von diesem dritten Theil der Uebergang zum vierten oder zur Anwendung, die auf das Musterhafte in dem Verhalten Jesu aufmerksam macht, gefunden werden konnte, so hat uns doch in der Ausführung gar Manches Interessante angenehm angesprochen, und wir haben in diesem Vortrage einen neuen Beweis sowohl von der Menschenkenntniss, als von dem Geistesreichthum des achtungswürdigen Vfs. — Zum Druck der Predigt scheint, nach dem kurzen Vorwort zu urtheilen, Veranlassung gegeben zu haben, dass von den Zuhörern Manches nicht, Manches sogar *miss*verstanden war. Wäre diess der Fall, so hätten wir darin einen neuen Beweis, dass dem Zweck der Predigt weniger das ästhetische Gewand, als die klare Anordnung und die deutliche Entwickelung entspreche.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1824.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Wien, b. Gerold: *Beobachtungen und Abhandlungen aus dem Gebiete der gesammten praktischen Heilkunde, von österreichischen Aerzten.* Herausgegeben von den Directoren und Professoren des Studiums der Heilkunde an der Universität zu Wien. *Dritter* Band. 1823. 469 S. 8.

Dieser Band einer schätzbaren Sammlung von Beobachtungen und Arbeiten im Fache der praktischen Heilkunde enthält dreyzehn lehrreiche Abhandlungen. 1) *Geschichtliche Uebersicht der bisherigen Verhandlungen über die Beweiskraft sowohl, als die Trüglichkeit der Lungenprobe.* Vom Dr. und Prof. *Bernt.* Ein sehr schätzbarer Beytrag von Materialien zur Prüfung der Beweiskraft der Lungenprobe. Mit vieler Belesenheit hat der Vf. aus den ältern und neuern Werken gesammelt, was in Beziehung auf die Lungenprobe, in Betreff der Beweiskraft 1) der Farbe, 2) der Festigkeit, 3) des specifischen Gewichtes, 4) des absoluten Gewichtes, 5) des Umfanges der Lungen neugeborner Kinder, 6) der Harn- und Stuhlausleerungen und den Blutunterlaufungen verhandelt worden. Auch diese Zusammenstellung lehrt, dass die Beweiskraft der Lungenprobe, mit allen Hülfsmitteln und Rücksichten, die man bis jetzt vorgeschlagen hat, doch nur als sehr beschränkt angesehen werden kann. 2) *Fortsetzung der medicinisch gerichtlichen Verhandlungen*, vom Dr. und Prof. *Bernt.* Es werden Fundscheine und Gutachten über folgende Fälle mitgetheilt: a) über einen Meuchelmord durch einen Stich in den Unterleib; die Verletzung wurde durch eine tiefe Leberwunde tödtlich. Diese gerichtliche Untersuchung enthält Warnungen in Beziehung auf das Sondiren von Wunden, die zu gerichtlichen Verhandlungen Veranlassung geben können. b) Ueber eine nach Verletzungen des Kopfes gestorbene Mannsperson; c) über eine durch nothwendig tödtliche Verletzung des Kopfes ermordete Brudersgattin; d) über eine nach Misshandlungen gestorbene Mannsperson; e) über eine in ihrem Bette durch Schnitte in den Hals ermordet gefundene Dienstmagd; f) über eine erhenkt gefundene Mannsperson; g) über eine von der Donau ausgeworfene Mannsperson; sämmtliche Fundscheine sind gründlich abgefasst und mehrere Gutachten enthalten scharfsinnige Bemerkungen, die für gerichtliche Aerzte sehr lehrreich seyn werden. 3) *Nachrichten über die medicinische Klinik für Aerzte an der Universität zu Prag, während des Schuljahres* $18\frac{19}{20}$, vom Prof. *S. B. Höger.* Es wurden in diesem Jahre 112 Kranke aufgenommen, davon 83 geheilt und 5 ungeheilt entlassen, 7 starben und 17 wurden in andere Abtheilungen versetzt. Den klinischen Bemerkungen schickt der Vf. eine Anzeige der allgemeinen Witterungs-Constitution in jenem Jahre voraus. Darauf zieht er Folgerungen aus dieser Constitution auf den allgemeinen Krankheits-Charakter, und fügt Bemerkungen bey über das allgemein mit Nutzen eingeschlagene Heilverfahren gegen die epidemischen Krankheiten, welche in jener Periode geherrscht haben, so wie Krankheitsgeschichten als merkwürdige Belege hinsichtlich der epidemischen Constitution, welche in jedem Monate geherrscht hat, und zur Belehrung über merkwürdige Krankheitsfälle, die sporadisch vorgekommen sind. — Unter den 112 Kranken wurden 79 acute und 33 chronische Krankheitsfälle behandelt. Von den erstern waren 74 an Fiebern und 5 an hitzigen Ausschlägen erkrankt. Von den letztern waren es 9 Neurosen, 7 an überflüssigen Entleerungen oder Verhaltungen gewohnter Ausleerungen Leidende, und 17 an Cachexien aufgenommene Kranke. Unter den 79 acuten Krankheiten waren 52 mit entzündlichen Leiden irgend eines Organs verbunden, und der entzündliche Charakter war überhaupt der vorherrschende, wozu sich im Sommer der gastrische gesellte. Die Heilmethode war im allgemeinen antiphlogistisch, und nach dem Ergriffenseyn einzelner Organe modificirt, einfach und frey vom Systemzwang. Bey einigen *Pleuroperipneumonien* wurde die *Aqua Laurocerasi* nebst *Nitrum* mit Nutzen angewendet. Interessant ist die Heilungsgeschichte eines schnell entwickelten mit Bauchwassersucht verbundenen Wasserkopfes und zweyer von der *Chorea Viti* ergriffenen Mädchen. Bey der Gehirnwassersucht leisteten *Calomel* und *Digitalis* das Meiste. Nach den kalten Begiessungen des Kopfes, nach Currie's Methode, waren in diesem und einem ähnlichen Falle Convulsionen ausgebrochen; es scheint daher dieses Mittel bey der mit allgemeiner Wassersucht verbundenen Gehirnwassersucht nicht empfohlen werden zu können. In dem einen Falle der *Chorea Viti* lagen Würmer, *Lumbrici*, zum Grunde, und die Krankheit wurde nach dem Gebrauche des *Elect. anthel-*

mitici Staerkli bald gehoben. Bey der zweyten Kranken war eine bestimmte Ursache nicht aufzufinden; man wendete zuerst den auflösenden Heilplan fruchtlos an, beseitigte aber die Krankheit bald durch den Gebrauch von Pulver aus Magnesia mit der *Flor. Zinci* und einem Theeaufguss der Pomeranzenblätter. 4) *Beobachtungen über die im Jahre 1820 und 1821 in Prag geherrschten Blattern - Epidemie*, nebst ihrer Behandlung, mit beygefügten Erfahrungen in der Vaccination, vom Dr. *F. A. Stelzig*, K. Stadt- und Criminal-Wundarzt in Prag. Der vortrefflichen Einrichtungen rücksichtlich der Vaccination in den K. K. österreichischen Staaten ungeachtet, hat sich diese Pocken-Epidemie doch in Prag vom November 1820 bis August 1824 erhalten, es wurden 345 Individuen von derselben befallen, von denen 139, also im Durchschnitte mehr als jedes dritte Kind, gestorben sind. Die Epidemie wurde während der drey ersten Monate ihrer Dauer immer bösartiger, und merkwürdig war es, dass sich ihr Grundcharakter nach der Lage der verschiedenen Stadtbezirke verschiedenartig darstellte. Am bösartigsten waren die Pocken in den höher gelegenen Theilen der Stadt, der obern Neustadt und der Hradschin, gutartiger in den niedriger liegenden, und am gutartigsten in der Judenstadt. Der Grundcharakter der Epidemie liess sich in zwey Ordnungen bringen, nämlich Blattern 1) mit entzündlichem Fieber, und 2) Faulfieber. Da sich aber der entzündliche Charakter manchmal äusserst mässig, ein anderes Mal intensiv, nicht selten in einem Uebergange zum faulicht-nervösen Zustande darstellte, so bringt der Vf. unter die *erste* Ordnung drey Arten, die sehr gutartigen, gutartigen und minder gutartigen Blattern, und die *zweyte* Ordnung in zwey Arten, die sehr bösartigen und bösartigen Blattern, und beschreibt den Verlauf einer jeden dieser Arten, nebst dem Heilplane, welcher sich am meisten bewährt hat, mit lobenswerther Genauigkeit ohne lästige Weitschweifigkeit. — Die zu andern Zeiten bey eingetretenen Blattern-Epidemieen zugleich auch erschienenen sogenannten warzenförmigen Wind-, Wasser- oder Schaafblattern wurden während jener Epidemie nur in einem Falle beobachtet, dagegen kamen die sogenannten Hornblattern vor; es haben dieselben allerdings viele Aehnlichkeit mit den *Horn pox*, welche die Engländer so oft bey echt geimpften Kindern beobachtet haben, und der Vorschlag des Vfs., sie modificirte Menschenblattern, *Variolae modificatae* zu nennen, ist gewiss zu billigen. Diese falschen Blattern hatten mit den echten hin und wieder so viele Aehnlichkeit, dass sie selbst von einigen nicht recht genau beobachtenden Aerzten verwechselt wurden. Uebrigens war ihr Verlauf sehr leicht und das Fieber leicht entzündlich. Die Schutzkraft der Vaccine hat sich auch in dieser Epidemie vollständig bewiesen, denn nur zwey Individuen, welche sich mit unbezweifelt echten Impfungszeugnissen ausweisen konnten, wurden von den Menschenblattern befallen, und nicht ohne Grund fragt der Vf. auch in Beziehung auf diese beiden Fälle: sollte es unter 20,000 Individuen, die bis zu jener Zeit in Prag geimpft waren, nicht zwey geben können, die ein Zeugniss erhielten, ohne dass der Verlauf der Vaccine vollständig bey ihnen beobachtet wurde? Sehr beachtenswerth ist die Bemerkung, dass die Kinder, welche nur *eine* Schutzpocke gehabt haben, nicht gesichert zu seyn scheinen, sondern wenn man sie später noch Einmal impft, die Vaccine im vollständigen Verlauf wieder bekommen. Es ist zu wünschen, dass mehrere genaue Beobachtungen darüber gesammelt werden, und sollte sich jene Erfahrung bestätigen, angemessene gesetzliche Vorschriften, die Aerzte zur nochmaligen Impfung in solchen Fällen verpflichten. — Wo sich während des Verlaufes der Schutzpocken auch die Menschenpocken entwickelten, waren letztere doch viel sparsamer und gutartiger, als die Epidemie es sonst mit sich brachte. — Noch immer giebt es mehrere Familien, welche die Impfung der Vaccine hartnäckig verweigern, aber wenn dieses auch nicht mehr der Fall seyn sollte, so giebt es noch Ursachen, welche sich der gänzlichen Ausrottung der Menschenblattern in den Weg stellen, und diese findet der Vf. sehr richtig, in dem Zurückbleiben einer Anzahl von Individuen, bey denen die Impfung nicht gehaftet hat, oder bey welchen, wegen im hohen Grade ausgebildeter chronischer Krankheiten die Impfung nicht vorgenommen werden durfte. Die Vorschläge, welche der Vf. zur Verbesserung des Impfgeschäftes in seinem Vaterlande macht, sind sehr zweckmässig und verdienen auch die Aufmerksamkeit auswärtiger Sanitätscollegien. 5) *Eine bey einer erwachsenen Person beobachtete Erweichung und Zerreissung des Magenmundes.* Nebst physiologisch-pathologischen Bemerkungen, mitgetheilt vom Prof. *v. Lenhossék*. Die hier mitgetheilte Krankheitsgeschichte ist um so wichtiger, weil sie die Erweichung des Magens bey einer erwachsenen Person von 42 Jahren betrifft, welches man bisher selten beobachtet hat. Der Tod erfolgte unter den Zufällen eines anomalen Fiebers, mit vorzüglicher Haut- und Kopf-Affection. In der Leiche fand man ohne Spur einer vorausgegangene Entzündung, die Häute des Magens erweicht, äusserst mürbe, und an der hintern Wand, am Magengrunde, waren sie zerplatzt, hatten eine drey bis vier Zoll lange Oeffnung. Der durch seine physiologischen Werke rühmlich bekannte Vf. zieht aus dieser Beobachtung folgende Schlussfolgen: 1) dass die Erweichung des Magens keineswegs von der chemischen Auflöskraft des normal beschaffenen Magensaftes herzuleiten ist; 2) dass die Krankheit, welche dieser Desorganisation vorhergeht, selbige bedingt, ihren Symptomen nach auf ein besonderes Hirnleiden hindeutet, und dass jene Veränderung der Magenhäute in den meisten Fällen der *Hydrocephalus acutus* begleitet oder ihm nachfolgt; 3) dass das Hirnleiden auf den Magen sympathisch hinwirkt,

fei-

feine Organifation einerfeits fo verändert, dafs fie der auflöfenden Kraft der thierifchen Säfte nicht mehr widerftehen kann, andererfeits aber der *Humor gaftricus* und andere Säfte des Nahruugs - Canals mit einer Schärfe und ätzenden Kraft begabt, welche wahrfcheinlich in einem Ueberfluffe von Effigfäure zu fuchen ift; 4) dafs diefe abnorme Secretion eine vicarirende, mit dem Hautorgane in Bezug ftehende Abfonderung fey. — In der Leiche kann man die gelatinöfe Erweichung von den Folgen einer Vergiftung, von dem Scirrhus, Sphacelus u. f. w., durch die Glätte, Dünne und Durchfichtigkeit der Magenhäute, durch die gleichfam trichterförmige Auflöfung der Membrane von innen nach aufsen, durch die weiche und breyige Befchaffenheit und die zottigen Ränder der etwa vorhandenen Oeffnung im Magen, durch die grünlich - graue oder röthliche Farbe der Magenwände und durch ihre baldige Auflöfung im heifsen Waffer erkennen. 6) *Gefchichte einer Harnruhr*, vom Prof. *Duftfchmid*. Die Harnruhr war nach einer vernachläffigten Nierenentzündung entftanden, und ob der Kranke gleich fchon fehr abgezehrt war, fo fand der Vf. doch die richtige Indication zu Blutentziehungen, und die Krankheit wurde durch 6 Aderläffe in 14 Tagen angeftellt, verbunden mit dem Gebrauche von Abführungsmitteln, gehoben. — 7) *Gefchichte eines foetus exuterinus*, von *Demfelben*. Die Frucht wurde unter fehr heftigen und langwierigen Leiden durch den Maftdarm entleert, die Kranke genafs vollkommen. 8) *Kurze Ueberficht der mit dem letzten December* 1820 *im Lazarethe zu Wien befindlichen Seelengeftörten*, vom Dr. *H. Böhme d. j.* Diefe Abhandlung enthält mehrere wichtige Lehren über die Behandlung Seelengeftörter, und macht den Wunfch rege, dafs er die verfprochenen Erfahrungen im Gebiete der Heilmittel und Curlehre, die er an der Irrenanftalt zu Wien zu machen Gelegenheit hatte, recht bald mittheilen möchte. 9) *Nachtrag zu der im zweyten Bande der Beobachtungen und Abhandlungen* S. 458 *gelieferten Krankheitsgefchichte des Ballet - Tänzers K. H.* Enthält den Sectionsbericht, welcher die Diagnofe beftätigte, es fanden fich feröfe Anfammlungen in dem Gehirn. 10) *Krankengefchichte einer Melancholia aus dem K. K. Prager Irrenhaufe*, vom Dr. *Lichtner*, Secundar - Arzte. 11) *Ein kleiner Beytrag zur Würdigung der kalten Wafchungen im Scharlachfieber*, vom Dr. *Dopfer*, K. K. Bezirks - Arzt in der Roffau zu Wien. Der Vf. hat fich aus feinen Erfahrungen über diefen Gegenftand die Regel abftrahirt: im Scharlache, wo der *oculus convulfus* bemerkt wird, ohne den ausdrücklichen Rath der medicinifchen Klugheit, die kalten Wafchungen *nicht* anzuwenden 12) *Bericht über die falpeterfauren Bäder*, von *Ebendemfelben*. Der Vf. führt 25 Fälle an, in welchen er die falpeterfauren Bäder gegen Rheumatismen und Gicht mit dem beften Erfolge angewendet hat. — Er bediente fich meiftens einer Säure, welche auf der Meisner'fchen Scala 1260 zeigte. Gewöhnlich liefs er nur ein, felten zwey und noch feltner drey Pfund der Säure zu einem Bade für einen Erwachfenen nehmen. Es fcheinen diefe Bäder bey denjenigen Kranken, welche ein fchwaches Nervenfyftem, aber eine gute Vegetation haben, mit Nutzen angewendet werden zu können, hingegen denjenigen fchädlich zu feyn, wo die mangelhafte Ernährung eine fchwächliche Vegetation unterhält, das Nervenfyftem mag wie immer geartet feyn. 13) *Ein Exemplar von einem chronifchen Durchfall*, von *Ebendemfelben*. Diefer Fall lehrt, dafs man bey langwierigen, hartnäckigen Durchfällen mit aller Genauigkeit zu erforfchen fuchen müffe, ob keine Entzündung der Gedärme, mit oder ohne Eiterung, kein typhöfes Fieber jemals vorhergegangen? wie lange der Stuhl immer flüffig abgehe und ob fich nicht im Maftdarme Desorganifationen finden. Denn bisweilen bleiben nach diefen Krankheiten Verengungen der Gedärme, oder Exerescenzen zurück, welche nur flüffige Excremente durchlaffen, fo dafs der habituelle Durchfall Bedürfnifs für den Kranken ift.

KIRCHENGESCHICHTE.

Einsiedeln, b. Benziger u. Söhne: *Einfiedlifche Chronik*, oder Gefchichte des Stiftes und der Wallfahrt zu Maria Einfiedeln. Vorzüglich für Wallfahrter. Von *P. Jofeph Tfchudi*, Kapitular und Archivar des Stiftes Einfiedeln. 1823. 312 S. 8.

In diefer Schrift findet der Lefer nicht, wie der Titel vermuthen läfst, etwas *ganz* Neues; vielmehr ift es die, wie die Vorrede zu vernehmen giebt, ehemals dem Volke fehr werthe und feit einigen Jahren neuerdings fehr gefuchte *Einfiedlifche Chronik*, welche in veränderfem, der jetzigen Zeit etwas mehr angepafsten Gewande den Freunden der Literatur aus einer an literarifchen Erzeugniffen fonft ziemlich armen Gegend vor Augen gelegt wird. Die Wallfahrtenden befonders follen an diefer Chronik ein Büchlein erhalten, geeignet ihre fromme Wifsbegierde in Anfehung des Stiftes Einfiedeln und feiner Kapelle in gefchichtlicher Hinficht und zu ihrer Erbauung zu befriedigen. Für die (f. g.) Gebildetern unter den Pilgrimen hat Hr. *Tfchudi*, durch genauern Auffchlufs über die eigentliche Gefchichte des Stiftes ebenfalls forgen wollen. Auch dem Volke von *Einfiedeln* felbft follte diefe erneuert hervortretende Chronik über die Gefchichte feines fchweizerifchen Vaterlandes, in welche die Schickfale des Klofters vielfältig verfchlungen find, einiges Licht verfchaffen. Zwifchen feine Erzählungen hat der Vf. hier und da moralifche Bemerkungen eingeftreut, zur Aushülfe (?) für das gemeine Volk und als Anweifung für den Gebildetern, von den Ereigniffen der Vorzeit für Geift und Herz zweckmäfsige Nutzanwendung zu machen. Für den Zweck feiner Arbeit fchien es ihm unpaffend und unnütz, die urkund-

kundlichen Belege für die erzählten Thatsachen beyzufügen, was freylich an mehreren Stellen zu Begründung seiner Zuverlässigkeit sehr wünschbar gewesen wäre. Seine vorzüglichsten Quellen im Allgemeinen sind, nebst andern ältern und neuern, die Geschichte des Klosters berührenden Chroniken, die zwar nur sehr mangelhafte und fragmentarische Subsidien darbieten, die Urkunden und Schriften des Stifts-Archives von Einsiedeln; auch *Legenden mussten* (?) zu der ältern Geschichte benutzt werden. An das Geschichtliche der Schrift schliesst sich eine Beschreibung der Klostergebäude, besonders der Kirche an; dann folgt die Erzählung „*einiger Wunder und Gnadenerweisungen, welche Gott auf die Fürbitte Mariä zu Einsiedeln gewirkt hat.*" Solche Dinge aufzutischen, möchte nach des Vfs. eigenem Dafürhalten für unsere Zeiten freylich etwas zu gewagt scheinen; er tröstet sich aber damit, dass der Vernünftige nicht an der Möglichkeit der Wunder zweifeln könne, der Christ aber, welchen er dem Vernünftigen höchst sonderbarer Weise entgegenstellt, glaube, dass Wunder geschehen seyen. Er will auch, trotz der Ueberschrift dieser Abtheilung seines Werkes, jene Geschichten nicht als eigentliche Wunder aufstellen, immerhin aber seyen sie ausserordentliche und sehr auffallende Gnadenerweisungen des Vaters im Himmel. Mit dieser Beschränkung seiner Thesis scheint er es jedoch nicht recht ernstlich zu meynen. Wie würde er sonst, anderer ähnlichen Aeusserungen nicht zu gedenken, S. 293 sagen können: „Eine achthundertjährige Wallfahrt *ohne Wunder* wäre beynahe *ein grösseres Wunder* in der moralischen Welt, als selbst die Wunder in der Ordnung der Natur." ... Den Schluss machen vermischte Bemerkungen über das Wallfahrten, in Betreff dessen der Vf., und Rec. mit ihm, wünscht, dass es dazu beytragen möchte, jene Uebungen zu demjenigen zu machen, was sie seyn sollten (und nach der Constellation unserer Tage gerade jetzt am allerwenigsten werden dürften), zu einem *reinen, vernünftigen*, dem Heile der Seelen frommenden Gottesdienste. — Die historische Abtheilung dieser Einsiedlischen Chronik ist der Natur der Sache nach bey weitem die grösste. Auf 230 Seiten werden in derselben die sämmtlichen Vorsteher und Fürst-Aebte des Klosters, von dem heiligen Meinradus an bis auf den jetzt lebenden Abt Conrad IV. (dessen billiger Weise als eines sehr verständigen und thätigen Mannes, so wie auch als ascetischen Schriftstellers und mehr noch, als eines Beförderers der Verbesserung der Einsiedlischen Klosterschulen seit den Zeiten der Revolution, mit geziemendem Lobe hätte gedacht werden sollen) dem Leser in kurzen Charakteristiken, und, in diese verflochten, die mannigfachen, zum Theil harten Schicksale der Abtey vor Augen geführt. Es ist bekannt, dass heut zu Tage noch zu Einsiedeln alljährlich im September, zur Erinnerung an die von den Engeln im J. 948 vorgenommene Weihe der dortigen heiligen Kapelle, unter einem Zuströmen zahlloser Pilger von nah und fern das Fest der Engelweihe besonders feyerlich begangen wird. Die Beschreibung dieser Feyerlichkeiten (S. 17 u. 18), die wir aber wegen Beschränktheit des Raumes nicht anführen können, ist besonders geeignet, dem Leser den Geist, in welchem der Vf., obwohl er hier und da einen etwas andern Schild auszuhängen scheint, im Grunde denn doch auftritt, zu bezeichnen. — Von zwanzig erzählten Wundergeschichten, deren die jüngste sich von 1778 datirt, grenzen einige, wie z. B. Nr. 5. nahe ans Komische. Eines dieser Wunder, vermuthlich aus den siebziger Jahren, dessen Schauplatz Luzern ist, wird durch einen Arzt und Doctor der Philosophie (!!) B. *Fr. Lang* bekräftigt. In dem Abschnitte von den Wallfahrten bleibt der Vf. bey manchem, keinesweges Vernunftwidrigen das er darüber bemerkt, fortwährend, wie leicht zu erachten, bey seiner Ansicht; doch giebt er zu, dass die geistliche Nutzbarkeit der Wallfahrten nicht immer gehörig gewürdigt und erkannt werde, dass Nebenabsichten, Gewinn- und Zerstreuungssucht, Verletzung häuslicher Pflichten u. s. w., den Nutzen solcher Fahrten vermindern und vernichten. Dagegen könne man, meint er, zu Hause nicht so andächtig, noch mit solchem Nutzen beten, wie auf der Wallfahrt; auch seyn Wallfahrten keine blosse Volkssache; auch hohe, vornehme und gelehrte (??) Personen unternehmen solche Gänge; Missbräuche finden freylich, wie überall, so auch hier Statt u. s. w.

Es ist nicht zu zweifeln, dass diese Chronik bey dem sich mit jedem Jahre wieder stärker vermehrenden Pilgervolke (1824!!) beträchtlichen Absatz finden werde.

GESCHICHTE.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Umriss der Hannöverisch-Braunschweigischen Geschichte*, für Lehrvorträge in Bürger- und Landschulen, von Dr. *Karl Venturini*. 1823. VI u. 208 S. 8.

Da diese Schrift ein Auszug aus dem grössern Werke des Vfs. über die Braunschweigische Geschichte mit deren Fortführung bis auf den jetzigen Zeitpunct in seiner bekannten Darstellungsweise, lebendiger Einbildungskraft und gemüthlicher Rüstigkeit ist, so können wir es bey der Anzeige des Daseyns dieser Arbeit bewenden lassen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1824.

TECHNOLOGIE.

Wien, b. Mörschner u. Jasper: *Darstellung des Fabriks- und Gewerbswesens in seinem gegenwärtigen Zustande — im Oesterreichischen Kayserstaate.* — Herausgegeben von *Stephan Edlem von Kees*, erstem Commissair bey der K. K. Fabriken-Inspection in Wien. *Zweyte* berichtigte und vermehrte Ausgabe. *Erster* Theil. 1824. 688 S. *Zweyten* Theiles *Erster* Band 658 S. *Zweyten* Theiles *Zweyter* Band. 1824. 1027 S. *Anhang und Sachregister.* 1824. 128 u. 180 S. gr. 8. (12 Thlr.)

Dieses Werk, dessen erste Ausgabe von 1819 bisher nur wenig bekannt geworden, ist ein schätzbarer Beytrag zur Beschreibung deutscher Industrie. Vermöge seines Amts ist der Vf. nicht nur mit allen theoretischen Kenntnissen ausgerüstet, welche dazu gehören, um eine richtige Beschreibung so vieler mannigfaltigen Industriezweige zu liefern, sondern er hatte auch seit vielen Jahren Gelegenheit, den Zustand der Gewerbe in dem ausgedehnten Oesterreichischen Reiche zu beobachten und sich mit den Einzelnheiten der dasigen Gewerbe so bekannt zu machen, dass er davon deutliche Begriffe zu geben in den Stand gesetzt wurde. Natürlicher Weise richtet ein solcher Mann seinen Blick auch auf die Gewerbe und Producte anderer Staaten, und kann nicht umhin, Vergleichungen mit dem anzustellen, was in seinem Vaterlande und was in der Fremde geschieht und gemacht wird. Das Werk ist in technischer, mercantilischer und statistischer Hinsicht, und nach den neuesten und zuverlässigsten Quellen, mit steter Berücksichtigung der neuesten Erfindungen und Entdeckungen geschrieben.

Als der Vf. im J. 1810 sein Amt bey der Fabriken-Inspection die Stelle des ersten Commissairs erhielt, überzeugte er sich sehr bald, dass es zur Erlangung einer gründlichen Kenntniss der inländischen Industrie nothwendig sey, die Arbeiten sämmtlicher Productionszweige in ihrem vollen Umfange und in allen ihren Elementen kennen zu lernen. So entstand in ihm der Gedanke, eine technische Sammlung zu seiner eignen Belehrung anzulegen, welche anfänglich bloss vollendete Fabricate enthielt, später aber, um sie noch lehrreicher zu machen, auch die rohen Stoffe mit allen Formen, die sie durch die Zwischenarbeiten stufenweise bis zu ihrer Vollendung erhielten, hinzuzufügen. Die anhaltende Arbeit mehrerer Jahre und die Amtsverhältnisse des Vfs. bewirkten, dass er nicht nur das Merkwürdigste der Production Wiens und Nieder-Oesterreichs, als worüber sich die Fabriken-Inspection, bey welcher er angestellt ist, erstreckt, sondern auch der übrigen Provinzen des Oesterreichischen Staates zusammen brachte, und in ein systematisches Ganzes ordnen konnte. So bildete sich ein technologisches Cabinet, welches bloss an rohen Materialien 1300 verschiedene Producte enthält und an Fabricaten an 9000 Numern zählt. — Diese Sammlung erzeugte nun den Gedanken, dass eine auf dieselbe gebauete Beschreibung des Oesterreichischen Gewerbewesens von mancherley Nutzen für das Allgemeine, und besonders auch für ausländische Fabricanten, Künstler und Handwerker, Kaufleute, Oeconomen, Kameralisten und Staatsmänner höchst wichtig und belehrend seyn müsse. Diesen Betrachtungen verdankt das vorliegende Werk seine Entstehung. Unsere Leser werden keinen Auszug aus demselben erwarten, wohl aber müssen wir ihnen eine kurze Beschreibung davon geben, damit sie wissen, was sie darin finden können.

Der *erste* Band beschreibt die rohen Stoffe, welche hauptsächlich in den österreichischen Staaten gefunden, oder doch daselbst zu Fabricaten verarbeitet werden. Unter denselben begreift der Vf. nicht bloss die rohen Materialien in dem Zustande in welchem sie die Natur liefert, sondern auch solche, die zwar schon eine künstliche Veränderung erlitten haben, wodurch sie jedoch nur zu einer künstlichern Fabrication vorbereitet sind; ja selbst solche, die schon als Fabricat betrachtet werden, aber doch in dem Handel für Fabriken gleich andern rohen Stoffen gesucht werden. Auf diese Art werden Salpeter, Alaun, Vitriol unter den rohen Materialien aufgeführt; selbst Sauerkleesalz wird wenigstens in Ansehung Oesterreichs zu den rohen Materien gerechnet. Eben so Hadern, das halb oder ganz gebleichte Wachs u. s. w. Es werden deshalb auch schon in diesem ersten Theile mehrere künstliche Operationen beschrieben, wodurch mehrere Naturproducte in den Zustand gebracht werden, in welchem sie nachher in die Fabriken kommen und dort als rohe Materien aufgenommen und weiter in brauchbare Dinge umgewandelt werden. — Die rohen Stoffe sind in diesem Bande nach der Ordnung der drey Reiche der Natur abgehandelt, und wer-

werden mit Bezugnehmung auf des Vfs. Sammlung zwar naturhiſtoriſch, aber doch ſtets mit Hinſicht auf ihren technologiſchen Gebrauch beſchrieben. Der letztere beſtimmt ihn auch öfters, das eine oder andere Material aus dem einen Naturreiche in das andere herüber zu nehmen, und diejenigen zuſammen zu ſtellen, welche zu einem Zwecke dienen. Denn die technologiſche Rückſicht bleibt doch immer der Hauptgrund bey den Unterabtheilungen. Das Pflanzenreich begreift allein 622 verſchiedene Stoffe, welche aber durch den Begriff ihrer Verwendung auf 16 Rubriken gebracht ſind: als 1) Hölzer zum Verarbeiten; 2) Torf; 3) Kohlen; 4) Schilf und Rohr; 5) Stroh; 6) Flachs und Hanf; 7) Papier-Materialien; 8) Baumwolle; 9) Gerbe-Materialien; 10) Färbe-Stoffe; 11) Feldfrüchte und Mehl; 12) Oehl-Materialien; 13) Wachs; 14) Zucker-Materialien; 15) Gummi, Harze und Balſame; 16) verſchiedene Pflanzenſtoffe zu mannigfaltigem Gebrauche. Das Thierreich begreift 276 Stoffe, die in 9 Abtheilungen zergliedert werden, und das Mineralreich 404 Numern in 4 Abtheilungen — Erden, Steine, Metalle und Salze. Von allen dieſen Stoffen befinden ſich in des Vfs. Sammlung Muſter, die daher unter 1302 Numern geordnet ſind. Auſserdem aber ſind noch viele Stoffe nebenbey beſchrieben, ſo daſs dieſer erſte Theil als eine vollſtändige Material-Kunde der öſterreichiſchen Gewerbe angeſehen werden kann. Auch ſchlieſst das Werk viele mit dem Hauptinhalte verwebte naturhiſtoriſche, neue ſtatiſtiſche, geſchichtliche und mercantiliſche Notizen in ſich.

Wenn nun auch gleich die Eintheilung hier und da noch verbeſſert werden könnte, wie z. B., wo das Wachs ohne Grund zu dem Pflanzenreiche gezogen iſt, ſo thut dieſes doch der Brauchbarkeit des Buches keinen Abbruch, und der Vf. wird bey folgenden Auflagen leicht Gelegenheit finden, ihm auch in logiſcher Hinſicht eine gröſsere Volkommenheit zu geben.

Der *zweyte* Theil enthält in zwey ſtarken Bänden eine vollſtändige Technologie, nebſt der Beſchreibung aller in den Fabriken und Gewerben erzeugten Waaren, der Angabe der Kennzeichen ihrer Güte und Mängel, des Handels damit, ihrer Preiſe u. ſ. w. — Daſs die Fabricate ſich nicht wohl nach dem Urſprunge ihrer rohen Materien eintheilen laſſen, haben die Technologen ſchon längſt bemerkt, da viele aus zuſammengeſetzten Stoffen beſtehen. Man iſt daher in der ſyſtematiſchen Beſchreibung derſelben mehr ihrer Bereitungsart oder den Mitteln gefolgt, durch welche ſie bereitet werden. Dieſer Eintheilung folgt auch der Vf. bey der Abhandlung von den Fabricaten hauptſächlich. Er hätte vielleicht ſeinem Werke noch eine ſtrengere ſyſtematiſche Ordnung geben können, wenn er dieſe Eintheilungsart ganz genau befolgt hätte, da alle Kunſtbereitungen bald durch mechaniſche, bald durch chemiſche, bald durch beide zugleich zu Stande kommen, und die Hauptbereitungsart jedem Gewerbe ſeine Stelle am natürlichſten anweiſt. Hierbey konnten die übrigen Leitungs- und Zuſammenſtellungsmittel, welche der Vf. gewählt hat, ſehr wohl befolgt werden. Denn es kann nicht anders als gebilligt werden, daſs der Stoff, welcher bearbeitet wird, der Grund wird, alle Gewerbe, die ſich damit beſchäftigen, nach der Reihe zu erklären. So werden die Gewerbe, deren Material Leder iſt, ſämmtlich zuſammengeſtellt, eben ſo folgen die, welche ſich mit Hanf, Flachs, Wolle, Seide beſchäftigen, hinter einander, als: Spinnereyen, Webereyen, Papiermachereyen, Seilerarbeiten u. ſ. w. — Unter jeder Rubrik iſt beſchrieben, was im Lande gemacht wird, welchen Grad der Vollkommenheit das Gewerbe im Lande erreicht hat, ob es zünftig oder frey betrieben wird, ob das Land noch fremde Fabricate oder Materialien dazu bedarf, welches Land die beſten Producte dieſer Art dem Inlande liefert u. ſ. w.

Der Anhang enthält Ergänzungen und ein vollſtändiges Regiſter zu dem erſten und zweyten Theile, wodurch der bequeme Gebrauch des Werks ſehr erleichtert wird. Da die Gewerbe im Lande ſich continuirlich vermehren oder verändern, auch die Kenntniſs der vorhandenen immer zunimmt, ſo werden Nachträge folgen, welche die Nachrichten über das Oeſterreichiſche Gewerbeweſen vervollſtändigen. Man wird aus dieſer kurzen Beſchreibung dieſes Werkes die Wichtigkeit deſſelben für die Kenntniſs des Gewerbezuſtandes in Deutſchland erkennen. Würden die Gewerbe mehrerer Staaten des deutſchen Reichs auf ähnliche Weiſe beſchrieben, ſo würden wir nach und nach zu einer genauen Kenntniſs der Betriebſamkeit unſeres Vaterlandes gelangen. In dieſer Hinſicht iſt unſere Literatur noch ſehr arm. Wir erinnern uns nur eines einzigen praktiſchen Werks dieſer Art, welches die Beſchreibung der Eiſen- und Stahlfabriken in der Grafſchaft Mark, Naſſau und Weſtphalen gröſstentheils aus eigner Anſicht enthält, und den geſchickten preuſsiſchen Bergrath *Eversmann* (nachher in ruſſiſchen Dienſten) zum Vf. hat. Alle übrigen technologiſchen Schriften enthalten faſt nur allgemeine Kenntniſſe und ſind in dem was das Detail unſerer Fabriken betrifft, ſehr unzuverläſſig. Es ſind aber ſolche Werke, als uns Hr. *v. Kees* hier liefert, auch faſt nicht anders möglich, als durch Männer, welche von Amtswegen ſich mit dem Zuſtande der Induſtrie des Landes bekannt machen müſſen, und die zugleich die Geſchicklichkeit haben, die Gewerbe gründlich zu beurtheilen und deutlich zu beſchreiben, und es wäre daher wohl zu wünſchen, daſs in jedem Lande dergleichen Fabriken-Commiſſionen als in Oeſterreich errichtet würden, weniger um die Fabriken zu leiten oder zu fördern, als um die Erkenntniſs derſelben zu erweitern, die ſchon an ſich eine Urſache iſt, dieſelben aus freyem Antriebe zu vervollkommnen. — Wir würden dann auch eher in den Stand geſetzt werden, Deutſchlands Induſtrie mit der der übrigen Länder, beſonders

ders Englands und Frankreichs, zu vergleichen, und darin wahrscheinlich ganz andere Resultate finden, als die hypochondrischen Gemüther, welche uns stets mit der trüben Furcht erfüllen wollen, als ob jene fremde Industrie die unsrige gänzlich zu Grunde zu richten strebte. Auch würde man dadurch mehr in den Stand gesetzt werden, zu beurtheilen, welchen Einfluss die Gewerbfreyheit und die Zunftverfassung in ihrer mehr beengten oder erweiterten Form auf die Vervollkommnung der Industrie habe. Wir würden dadurch zu einem viel vollkommnern Werke über Deutschlands Gewerbe gelangen, als was Chaptal und andere über die französische geliefert haben. Auch ist auf diesem Wege allein eine vollkommen wissenschaftliche Technologie zu Stande zu bringen. Zwar gehören die Beschreibungen der gemeinen Handwerker und deren Kunstgriffe nicht in dieselbe, da sie sich hauptsächlich nur mit solchen Künsten beschäftigen muss, deren Betreibung auf wissenschaftlichen Principien beruht. Aber man wird doch jene nicht eher vollständig und praktisch geben können, bevor wir alle die empirischen Operationen vor uns sehen, wodurch Menschen die Summe der Bedürfnisse zu schaffen pflegen, welche das unendliche Reich der menschlichen Genüsse ausmachen.

Und so wünschen wir von Herzen, dass nicht nur der Vf. Aufmunterung und Unterstützung finden möge, seine nützlichen Arbeiten fortzusetzen und zu erweitern, sondern auch, dass sich in andern Ländern Männer finden, welche mit gleichen Kenntnissen und Geschicklichkeiten uns so vollkommene Beschreibungen von den Industriezweigen derselben liefern, als Hr. *v. Kees* über Oesterreich bekannt gemacht hat.

GESCHICHTE.

1) Parchim, b. Zimmermann: *Reise eines deutschen Officiers nach Griechenland, seine dort erlebten Leiden und Schicksale und seine Rückkehr ins Vaterland.* 1823. 35 S. 8.

2) Leipzig, im Magazin für Industrie und Literatur: *Schicksale eines dänischen Philhellenen auf seiner Reise von Kopenhagen nach Morea und Konstantinopel.* Aus dem Dänischen übersetzt. 1824. 106 S. 8.

Der Vf. von Nr. 1. ist, dem Vorworte zufolge, ein Hr. *v. Kiesewetter* aus Meklenburg - Schwerin, und allerdings findet sich auch ein solcher auf der Liste der nach Griechenland gegangenen Deutschen. Das ist aber auch alles, was für ihn spricht, vieles andere spricht gegen ihn. Die Broschüre, so unbedeutend sie überhaupt ist, wird es noch mehr, wenn man die Absicht erwägt, in der sie geschrieben seyn soll, und nun fragt, was der Vf. gethan hat, diese zu erreichen; sie trägt das Aushängeschild: „zur Warnung für deutsche Jünglinge," und doch sieht man nicht ein, wie durch sie, wie sie ist, ein solcher Zweck erreicht werden möchte. Denn dass es nicht hinreichend ist, nach Griechenland zu gehen und dort für eine gute Sache zu fechten, sondern dass noch etwas mehr verlangt wird, um der guten Sache auch zu nützen, ist eine Wahrheit, die hinlänglich bewiesen und allerdings geeignet ist, einen jeden, der nach Griechenland gehen will, vorher zur Selbstprüfung aufzufodern. Bey wem alle Erfodernisse, um in Griechenland zu nützen, sich vorfinden, der wird sich durch solch' eine Warnungstafel, wie Nr. 1. ist, wohl nicht abhalten lassen; er wird aber vorher überlegen, für welches Volk und in welchem Lande er zu fechten ausziehen will. Er wird dann keine übertriebenen und lächerlichen Ansprüche machen, welche die gesunde Vernunft zurückweist. Wovor will denn also der Vf. warnen? will er andere warnen, hinzugehen, desswegen etwa, weil es ihm dort nicht gefallen hat, weil er es dort nicht viel anders gefunden hat, als er es der Natur der Sache nach finden konnte? — Zwar leugnen wir nicht, dass die Griechen selbst einige Schuld bey der Rückkehr so manches Ehrenmannes haben mögen — aber man schütte nicht das Kind mit dem Bade aus! man untersuche erst! Es sey diess bey dieser Gelegenheit gesagt: zwar nicht alles passt gerade auf vorliegende Broschüre, die, wenn sie auch nicht mit der Leidenschaftlichkeit, wie ähnliche von Müller, Lieber, Lessen, doch auch nicht mit Unparteylichkeit geschrieben ist, mehr Thatsachen enthält, die aber keinen grossen historischen Werth haben. Der Vf. schiffte sich im Januar 1822 in Livorno ein, landete in Missolonghi im westlichen Griechenland, schiffte von da nach Morea, das er nicht weit von Patras betrat, von wo er über Calavrita nach Corinth ging. Hier werden nun einige allgemeine Betrachtungen über Griechenland und seine Einwohner gemacht, unter denen diese wenigstens, dass der Grieche nicht zur Arbeit aufgelegt sey, durch ihre Neuheit überraschend ist. Ist nicht eben die griechische Marine (S. 24) ein unwiderlegbares Beyspiel der ausgezeichneten Thätigkeit der Griechen? — In Corinth wurden die Ausländer endlich im Mai 1822 angestellt, (K. beym Philhellenenbataillon), worauf sie, also nach Maassgabe der Umstände organisirt, sich nach Akarnanien einschifften und von da nach Epirus vordrangen, unter ihnen aber nicht unser Vf., der in Missolonghi zurückblieb, wiewohl er es nicht sagt und man vielmehr glauben muss, dass er das Gefecht bey Combotti und das Treffen bey Peta — beide hinlänglich durch frühere Darstellungen, wie die von Lübtow, Voutier u. a., bekannt, mitgemacht habe, weil er sie beschreibt: in Folge des Treffens bey Peta zogen sich die griechischen Streitkräfte zurück, und Hr. *v. K.* ging wieder nach Europa. Rec. wiederholt schliesslich, dass sich allerdings so Manches gegen die Griechen mit Grund sagen lässt — aber immer bedenke man ihre Verhältnisse und vergesse bey der

der gegenwärtigen Revolution nicht ihre frühern Schicksale!

Nr. 2. hat einen Kopenhagener Studenten, *Stabell*, zum Vf., der sich auch auf der Liste der in Griechenland gewesenen Ausländer findet, und hier in dieser Broschüre als Studenten sich deutlich ausspricht. Er schiffte sich Anfangs Januar 1822 in Marseille ein, landete in Nawarin an der Westküste Morea's, von wo er nach längerm Aufenthalte die Halbinsel durchreiste, die er jedoch bald verliess, um über Konstantinopel nach Hause zurückzukehren. Er bestätigt Manches von dem, was Lieber erzählt, mit dem er nach Griechenland reiste und längere Zeit in Nawarin war; auch leidenschaftliche Invectiven hat er mit diesem gemein. Dass übrigens unter den nach Griechenland Ziehenden, noch ehe sie dahin kamen, und noch mehr dort selbst, Uneinigkeiten und Intriguen herrschten, wird hier wiederholt bestätigt: und *solche* Menschen wollten den Griechen die Freyheit erfechten helfen? Hatten die Griechen nicht Recht, wenn sie darüber, dass ihnen solche Menschen, die stahlen, sich betranken (was die Griechen nicht thun!) und dergleichen Laster mehr begingen, als Muster der Nachahmung aufgestellt wurden, nur lachten? und sagten, dass sie lieber bleiben wollten, was sie wären, als dass sie *so* cultivirt würden? — Die Uebersetzung ist nicht vorzüglich und wird ausserdem durch Druckfehler entstellt, die bey Eigennamen besonders störend sind: so wird oft ein gewisser Biring erwähnt, statt dessen es aber von Byern heissen muss.

SCHÖNE KÜNSTE.

FRANKFURT a. M., in der Hermannschen Buchh.: *Phantasiegemälde*, von Dr. *Georg Döring*. Für 1824. 1823. 312 S. 8.

Eine Familie aus Vater, Sohn und Tochter bestehend, von vornehmem Stande und ausgezeichneter Bildung, unternimmt eine Reise in die Schweiz und macht gleich im Anfange derselben durch einen Zufall Bekanntschaft mit einer zu demselben Zwecke in Gesellschaft eines Stiefsohns und einer Stieftochter reisenden Dame. Man reiset nun gemeinschaftlich; unerwartet findet sich noch der Freund des einen Sohnes, der eine verlorne Geliebte in der ganzen Welt sucht, dazu; die Verbindung wird immer enger, die reichen Naturschönheiten der Schweiz werden mit einander genossen, an trüben Tagen Geschichten erzählt und recensirt; und zuletzt entsteht eine gekreuzte Verlobung zwischen den Kindern; die Aeltern erkennen sich als leibliche Geschwister, der Freund findet die Geliebte. — Das Ganze verräth Geschmack und reiche geistige Ausbildung des Vfs., so wie Vollendung in Sprache und Stil. Was die Schilderung der merkwürdigsten An- und Aussichten der Schweiz betrifft, welche hier zu finden ist, so hat Rec. nur Eines dabey zu erinnern. Die beständigen, oft gezwungenen Anspielungen, und die Vergleichungen mit der Kunst- und Phantasiewelt vergiften den einfachen und reinen Naturgenuss. Das ist nicht der rechte Sinn, mit welchem man die Werke der Natur anschauen soll, der sich bey den Reisenden dieses Buches zeigt. Da muss der Rheinfall ein alter Greis seyn und die Berge mit einander müssen Liebesbündnisse schliessen, und was dergleichen mehr ist. Das heisst die Verhältnisse des Lebens, denen man doch in der Natur entfliehen will, wieder in dieselben hinein und auf sie übertragen. Die Unterredungen der Reisenden mit einander tragen nicht selten den Charakter der Geschraubtheit, und ihre Aeusserungen sind nicht frey von eitelm Prunk mit Worten. Besonders ist der überspannte und empfindelnde *Julius* oft unausstehlich. Zum Beweise der zuweilen überaus schwülstigen Sprache diene folgende Stelle: „Das Rauschen des Rheinfalls lockte Julius an das Fenster. Da drang zu ihm herüber aus den Zimmern der neuen Reisegefährten der Gesang einer weiblichen Stimme. Leise und fern, wie erstehend aus den Tiefen der Seele, erhob sich bebend ein einfacher Ton; in langsamen Schwingungen durchzog er das milde Piano, drang im ahnungsvollen Crescendo hinauf zum jubelnden Gipfel des Forte, und stieg dann wieder schmachtend und sehnsüchtig hernieder *in die blumige Au*, wo ein leichter Wechsel freundlicher Klänge ihn wieder aufnahm als einen verirrten Bruder, der vom kühnen Ausfluge zurückkehre zu den Seinen. Aber er vermochte es nicht mehr, lange zu verweilen unter der verwandten Schaar. Er hatte einmal gekostet die Herrlichkeit des Himmelsfluges, und eine grössere Sehnsucht, als die ihn herabgezogen, trieb ihn hinauf in den Aether, wo ihm war, als müsse die Sonne selbst einstimmen in seinen Jubel. Und in mächtigen Bebungen drang aufs Neue der einsame Ton hinauf zu der Sonnenburg. Voll und herrlich entfaltete er sich in einer Gewalt, die alle frühere Anstrengung übertraf. Die goldenen Pforten des Himmelsschlosses zitterten vor dem Andrange seines Metalls, aber sie wichen nicht. Lange weilte der Ton auf der schwindlichten Höhe. Die Erde lag tief unter ihm; — in sehnsüchtiger Verzweiflung *klammerte sich der Ton*, bereits schwankend in seiner beseligenden Hoffnung an der goldenen Pforte fest, allein eine harte Macht stiess ihn zurück, und er sank langsam und erschöpft wieder herab in den besorgten Kreis der Seinen, — in eine offene Gruft, aus der er sich nicht wieder erhob?" Der Leser urtheile selbst! Die vorkommenden Geschichten *Arthur* und *schwedische Liebe* hat der Vf. durch die Personen der Haupthandlung beurtheilt, und wie Rec. dünkt, ganz richtig. Er fügt deshalb nichts weiter hinzu und rühmt nur noch die schöne, *Theresens* Brustbild darstellende, Titelvignette und das geschmackvolle Aeussere des Buchs.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1824.

GESCHICHTE.

HEIDELBERG, b. Groos: *Historisch - politische Blicke auf mancherley Wirkungen des absolut monarchischen Princips im vormaligen Frankreich.* Von Dr. *H. E. G. Paulus.*

Auch unter dem Titel:

Historisch - politische Schilderungen und Denkzeichen. Erstes Bändchen. 1823. 376 S. 8.

„Es scheint an der Zeit zu seyn," sagt unser Vf. „zu Anfange der Vorrede, „dass nicht ganz vergessen werden sollte, wie das Princip der absolutistischen Alleinherrschaft einst, da es allengeltend war, in dem regsamsten Festlandreiche wirkte, dort wo endlich — ebendesswegen? — desto gewaltsamer die erste eigentliche Thronumwälzung bewirkt worden ist; nachdem in dem isolirten Drey - Inselland die restaurirte Unbedingtheit durch fanatische Ueberspannung das erste Beyspiel, ohne vielen Rumor eine bedingte werden zu müssen, herbeygenöthigt hatte." Die Geschichte soll Lehrerin werden der Bildungsfähigen, und um sie lebendig zu sehen und zu hören, begann einst Schiller seine Herausgabe einer doppelten Reihe von ältern und neuern Memoiren, zu welchen letztern Hr. *P.* die pragmatischen Uebersichten lieferte, wodurch die Kunst zu sehen gefördert werden sollte. Dem Vf. scheinen diese Uebersichten ein nicht ungeistiges Ganzes auszumachen, das, für sich allein auftretend, wohl noch einmal nicht ohne allen Nutzen für die geschichtliche Seherkunst sein Wort mitreden dürfte.

Der Leser wird hierin beystimmen, und weil die französische Revolutionsgeschichte das Urbild aller demokratisch wilden Revolutionen für unsere Zeiten bleibt, so wird dadurch die frühere französische Monarchie das entgegengesetzte Urbild der Hofregierungen und aristokratischer Parteysucht; ja Frankreichs Geschichte erhält dadurch mehr pragmatische Beziehung, als die Geschichte anderer Länder, selbst für Deutschland, dessen eigene Geschichte zu verschiedenartige Mischung zeigt, und bey weitem nicht so fasslich jene Doppelbilder zur Erkenntniss bringt. Würde die historische Seherkunst befördert, — für welche gleichsam symbolisch der Vf. seine Vorrede am *Desideriustage* unterzeichnet — man dürfte kaum von Schriften etwas Besseres erwarten. Allein diese Kunst scheint in unserm Zeitalter wenig fortgeschritten, und die Menschen weissagen lieber nach philosophischen und politischen Träumen, als dass sie unbefangen betrachten, was war und ist. Wie viel auch vom Nutzen der Geschichte geredet worden, lehrt dennoch das Leben, dass sie fast keinen habe, und es wäre ganz angemessen, einmal den Grund zu zeigen, warum diess so seyn müsse, und wohl noch lange so bleiben werde. Bücher wenigstens werden schwerlich dagegen helfen, und doch ist das Sehen der Begebenheiten an Bücher gebunden.

Nach dieser Vorrede über die Vorrede wollen wir kurz den Inhalt des Gesammelten angeben. I. *Die Stiftung der Ligue und die Regierungszerrüttung unter Heinrich III.* 1574 — 1585. „Ein schauerliches Exempel von innerlichen Kriegen (S. 5) in denen die so selten verstandene Religion dem Neide, der Raubgier, dem Trotz des Aufruhrs, die fanatische Brandfackel angezündet haben sollte. Diese ganze Zeitgeschichte kann am besten die Inschrift erhalten. Die Kabale verschlingt sich selbst." — II. *Heinrichs IV. Thronbesteigung und Regierungsplan* 1594 Schnell ändert sich der Zustand des Reichs, in Monarchien entscheidet die Persönlichkeit des Fürsten, Schatten und Licht grenzen nahe an einander. III. *Der huguenotische Kriegsanführer Franz de la Noue.* Ein herrlicher Mann, dessen Leben augenscheinlich macht, wie in den schändlichsten Zeiten dennoch edle Charaktere sich bilden können, und wie überhaupt die Kraft des Charakters über die Zeit erhaben ist. — IV. *Regierung Ludwigs XIII. unter Concini d'Ancre und Albert de Luynes.* 1610 — 1622. Erbärmliche Hofwirthschaft bringt Unruhen wieder, und das Ende derselben durch Ministerialdespotismus ist nicht heilsam, denn der Vf. bemerkt: „Erst unsere Tage haben die Sachkundigsten auf die Wahrheit geführt: dass, wenn Richelieu nicht den Geist des Protestantismus in Frankreich erstickt hätte, der Fanatismus nie so empörend geworden seyn und die Staatsmacht jene beiden Extreme der Willkühr und der Kraftlosigkeit nie so ganz erreicht und ultraisirt haben würde, bis endlich, bey der sichtbaren Unmöglichkeit gründlicher Reformen, das Verzweiflungsmittel des Revolutionirens, gleich einem lange in verschlossenen Klüften vorbereiteten Erdbeben, zu einem Ausbruch kommen musste, dessen Folgen sich immer noch nicht sicher berechnen lassen." V. *Leben und Ministerschaft des Cardinals Richelieu.* 1624 — 1642. Furchtbare Grösse ministerieller Allgewalt, die als Kunst-

Kunststück der neuern Politik den Ministern seitdem oft als das Ziel ihres Strebens vorgeschwebt haben mag, und wofür sie aus der Geschichte gelernt zu haben glaubten. — VI. *Richelieus Staatsmaximen.* Von ihm selbst dargelegt. „Man sieht und erstaunt, wie der abscheulichste Zweck von der Rechtschaffenheit nicht bloss den Schein, sondern selbst eine ganze Reihe von Hülfsmitteln zu borgen gezwungen ist. Nur durch diese gelingt die Verbindung vieler Kräfte zum gewagten Plane des Verbrechens. Und gerade, weil dieses selbst der Mitwirkung von Recht und Treue nicht entbehren kann, bedarf man auch nur der Zeit, um durch die zum Mittel für das Laster herabgewürdigte Rechtschaffenheit das Laster vom erstiegenen Gipfel herabgestürzt zu sehen." VII. *Geist der Fronde, oder der Schleuderkampf zwischen den Cardinälen Mazarin und Retz.* 1644 — 1653. In kleinlicher Kabale sind hier die früher doch hervortretenden grössern Zwecke ganz untergegangen; ungewöhnlicher Geist und dessen Thätigkeit bewegen sich um ein Nichts. Aus den gleichzeitigen Spottliedern, deren fast zu viele angeführt werden, sucht der Vf. die Fronde zu schildern.

Im Allgemeinen leiden historische Uebersichten an dem Nachtheil, dass man durch sie keine anschauliche Kenntniss der Begebenheiten gewinnt, sondern diese schon besitzen muss, um wirklich zu übersehen, und ein solcher Nachtheil für den Unkundigen ist uns verschiedentlich bey der scharfsinnigen Zusammenstellung des Vfs. aufgefallen. Zugleich möchten wir oft dem Stile mehr Leichtigkeit und Sorgfalt wünschen, unter andern jener Stelle der Vorrede, womit unsere Anzeige begonnen. Wenn S. 57 und S. 78 dasselbe Ereigniss doppelt erzählt wird, halten wir es für einen Uebelstand. Ueber einzelne Ausdrücke — wunderliche Floskeln mancher Historiker — wollen wir nicht weiter rechten, z. B. darüber, dass (S. 26) „die *Lebensart* des allerchristlichsten Königs *Zunder* gab."

STAATSWISSENSCHAFTEN.

München, b. Fleischmann: *Sendschreiben an Herrn ...., Deputirten bey der zweyten Kammer der Landstände in Baiern, über den Entwurf des Gesetzes für landwirthschaftliche Kultur.* Ein Beytrag zur Kulturgesetzgebung im Allgemeinen, vom Staatsrath *v. Hazzi*, Ritter des O. b. Siz. u. s. w. 1822. 76 S. 8.

Durch diese kleine Schrift hat Hr. Staatsrath *v. H.* die vielen Verdienste, die er sich bereits um Baiern erworben, noch um ein Grosses vermehrt. Bekanntlich wurde der letzten Ständeversammlung von der Regierung der Entwurf eines Gesetzes für landwirthschaftliche Kultur zur Berathung vorgelegt, durch welches die Hindernisse, welche der fortschreitenden Landeskultur noch im Wege standen, entfernt werden sollten. Bey diesem Gesetzentwurfe wurde nun als erster Grundsatz: Schonung jedem wohlerworbenen Rechte! aufgestellt. Dem zufolge sollten die Grundbesitzer, wenn sie ihren Boden in höhere Kultur setzen wollten, die Weideberechtigten zuvor entschädigen. So menschenfreundlich die Absicht war, welche dabey zum Grunde lag, so widersprach doch diess geradezu einem bereits im J. 1723 gegebenen Gesetze, welches die Weidegänge als willkürliche Anmaassungen aufgehoben hatte. Nächstdem aber sollte der baiersche Landmann zwar sein Grundeigenthum nach Gutbefinden benutzen dürfen, dennoch aber der *gesetzlichen Forstaufsicht* und dem *grundherrlichen Einspruch* unterworfen bleiben u. s. w. Diesen ganzen Entwurf geht Hr. Staatsrath *v. H.* in dieser kleinen Schrift prüfend durch und zeigt mit tiefer Einsicht und Sachkenntniss, welche Fesseln durch das vorgeschlagene Gesetz der Landeskultur angelegt werden, in welche Verwickelungen der Landmann mit dem Grundherrn gerathen, welche langwierige, schwer zu entscheidende Processe entstehen würden, und wie sehr es den bisher bestandenen Gesetzen widerspreche. Er ist keinesweges für die Unterdrückung der grundherrlichen Rechte, sondern will, dass diese in Frucht und Geldrenten verwandelt und nach Gemächlichkeit abgelöst werden sollen. Dann habe der Grundherr, was er in seinem Gutsanschlage gekauft und also rechtlich zu fodern habe, und der Bauernhof sey frey, erhalte diejenige freye Bewegung, welche die rationelle Landwirthschaft, oder die wahre höhere Kultur des Landes in Anspruch nehme. — Wer sollte hierin dem Vf. nicht Recht geben! Denn nur bey freyer Benutzung des Eigenthums kann der Landbau emporkommen und blühen. So sehr indessen diese Ablösung der Renten zu wünschen ist, so dürfte sie doch unter den gegenwärtigen Verhältnissen schwerlich auszuführen seyn. Gleichwohl sind die, in der dieser Schrift beygefügten dritten Beylage enthaltenen Vorschläge des Hrn. Vfs. der höchsten Beachtung werth, und es ist erfreulich, dass die Ständeversammlung die weitern Verhandlungen über den Gesetzentwurf in Rücksicht auf die so wahren und tief dringenden Bemerkungen des Hrn. Vfs. vertagt hat. Die übrigen zwey Beylagen enthalten die im Grossherzogthum Baden gegebenen Gesetze über die Ablösung der Grundgülten, Zinsen und Herren-Frohnen, welche andern Staaten als Muster dienen können.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Schleswig, Druck u. Verl. des Königl. Taubst. Instituts: *Evangelische Hauspostille.* Das ist: *Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres.* Von *Wilhelm Thiess*, Pastor in Arnis, bey Schleswig. 1824. *Erster* Theil. Enthaltend die Predigten von Adv. bis Esto Mihi.

XXII

XXII u. 394 S. *Zweyter* Theil. Von Inv. bis zweytem Ostertag. IV u. 354 S. gr. 8.

Wenn wir aus der Vorrede S. I — X das Wesentlichste ausheben, und dann, was wir in dieser oder jenen Predigt mit den vom Vf. im Vorwort aufgestellten Grundsätzen Uebereinstimmendes bemerkt haben, hinzufügen: so werden unsere Leser hinlänglich im Stande seyn, über den Vf. und sein Werk ihr eigenes Urtheil zu bestimmen. Die Vorrede nun läst sich gleich anfangs also vernehmen: All' unser Thun, soll es gedeihen, muss mit Gebet begonnen seyn. Auch diese Vorrede will es. Ich bin nachgekommen diesem Worte, und habe vorgelegt dieser Postille ein stilles Gebet, dass der Herr des Segens wolle segnen Alle, nahe und fern, bekannt und unbekannt; *gläubig und nicht gläubig*, (mit diesen Bezeichnungen und Unterscheidungen wird zu dieser unserer Zeit bekanntlich gar viel Unfug getrieben). „Alle, in deren Hände diese Postille kommt, und auch die, in deren Hände sie *nicht* kommt." (Das ist sehr christlich gedacht und gesagt). — Der Vf. fährt fort: „was ich sonst als Vorredner zu sagen habe, ist Folgendes:" *Buchanan* sagt: „„Ein Geistlicher hat nur den mechanischen Theil bey dem priesterlichen Geschäft, er ist Unterarbeiter, der Oberpriester ist immer Jesus."" (Dabey wird der *Friedensbote* von 1822 S. 383 citirt, wie denn eben derselbe hin und wieder in den Predigten selbst von unserm Vf. gleichsam als Hülfstruppe herbeygerufen wird). „Durchdrungen lebendig von dieser Ansicht des Predigerstandes, die mir, in Demuth, freudigen Muth verleihet bey der Führung meines heiligen Amtes, übergebe ich hier u. s. w." Nun folgt, wie gewöhnlich, die *Veranlassung* der Herausgabe; nämlich abermals Auffoderungen von Seiten der Zuhörer, Bitte um die Mittheilung dieses oder jenes Concepts, das denn sehr entstellt und fehlerhaft abgeschrieben wurde u. s. w. Ueber den Zweck der Herausgabe und zugleich über das, was der Leser in dieser Postille zu suchen hat, läst sich der Vf. S. V. ff. also hören: „Trockene homiletische Vorträge, *Huldigungen des Unglaubens* (in welchen von christlichen Predigern gehaltenen Vorträgen möchten dergleichen vorkommen, wenn der Ausdruck im eigentlichen Sinne genommen wird) „Raisonnements über Klugheitsvorschriften und blosse (nackte) Sittenlehren, kurzum Predigten, welche, mit einigen unwesentlichen Veränderungen, in der Synagoge und in der Moschee hätten gehalten werden können, wird keiner —— in dieser Postille suchen. Der Feind, den ich — zu fällen gedenke, ist — der *Unglaube*, der Unglaube in seinen mannigfaltigsten Gestalten. Was scheint ferner zu seyn von Unglaube, als *Aberglaube*. Aber nichts ist in Wahrheit mehr mit einander verwandt. — Wie diese Postille den Unglauben überhaupt bekämpft, so namentlich auch *die* Art desselben, welche Aberglaube heisst, z. B. der Wahn, „„der Glaube könne ohne Werke bleiben,"" und den: „„man könne sich des Blutes Christi und seiner Gerechtigkeit trösten, bey einem fortwährend lasterhaften Leben."" — Was der Zweck meiner Amtsführung ist, das ist auch der Zweck dieser Postille: „*dem Gekreuzigten die Herzen und die Häuser zu öffnen.*" — Dieses Zweck suche ich zu erreichen, durch den Hammer des Gesetzes und durch den Balsam des Evangeliums u. s. w."

Nach diesen, wie der Vf. selbst sie S. IX der Vorrede nennt, „Geständnissen und Bekenntnissen" wissen wir denn allerdings einigermaassen im Voraus, was wir in diesen Predigten zu suchen und nicht zu suchen haben. Der Zweck, „dem Gekreuzigten die Herzen zu öffnen und die Häuser," ist ohne Widerrede ein sehr ehrwürdiger. Ob denn aber dieser Zweck wohl irgend einem evangelisch-christlichen Prediger fremd ist? Ob es nur Eine Form, in welcher er zu erreichen steht, giebt und geben kann? Und ob unter allen gedenkbaren Formen die von Hrn. *Th.* und seinen Geistesverwandten und Glaubensbrüdern erwählte die einzig richtige und zum Ziel führende ist? — Das sind Fragen, die wohl noch eine Discussion zulassen möchten. Hr. *Th.* scheint nach einer „kaum dreyjährigen Amtsführung" S. Vorr. S. VI, mit sich selber völlig im Klaren und zur Gewissheit gelangt zu seyn. Sonst wäre es kaum möglich, dass er „Huldigungen des Unglaubens" da sehen könnte, wo etwa seine Amtsbrüder das Christenthum in einer minder spielenden, mit allerley bunten Bildern ausgeschmückten, aber verständlichern Form predigen. Schwerlich hätte er auch diese Postille, so wie sie nun im Druck vorliegt, erscheinen lassen, wenn er sich nicht überzeugt hätte, gerade so und in keiner andern Form dürfe „der Gekreuzigte" gepredigt werden, um „ihm die Herzen und die Häuser zu öffnen." Rec., der sich so ziemlich am späten Abend seines Lebens und am Ende einer sehr langen Amtsführung, aber leider noch immer im Suchen nach der besten Form, die er seinen Vorträgen so herzlich gern geben möchte, befindet, würde dem jungen Manne, der „nach einer noch nicht dreyjährigen Amtsführung" über alle Schwierigkeiten hinweg zu seyn scheint, von Herzen dazu Glück wünschen, ja ihm fast darum beneiden, wenn es sich nur nicht aus allen Umständen und namentlich aus der kurzen Zeit der Amtsführung sattsam ergäbe, dass die Parrhesie, mit welcher er auftritt, schwerlich sichern Grund genug habe. Zu loben ist allerdings, sowohl dass er dem Unglauben, als dass er dem Aberglauben und besonders den Arten desselben, die oben angegeben sind, entgegen zu arbeiten sucht, mithin nicht zu den Predigern gehört, die durch die Predigt des „Gekreuzigten," die Gewissen in einen gefährlichen Schlummer einwiegen, als auch dass er die Motive zur christlichen Tugend aus dem, was die christliche Glaubenslehre dazu an die Hand giebt, am meisten zu schöpfen und die hohe

he

he Kraft bemerkbar zu machen sucht, die eben das Christenthum zur Vollbringung des Guten verleihet. Nur möchte doch auf der andern Seite zu wünschen seyn, dass z. B. die Warnungen vor gewissen Lastern, wie in der Predigt *über den Meineid* mehr aus der innern Verwerflichkeit und Schändlichkeit des Unrechts, als von den äussern Folgen, mögen nun diese als bürgerliche oder als göttliche Strafen dargestellt werden, möchten hergenommen seyn. Ob es denn auch gerade dem Zwecke, den sich der Vf. vorgesetzt hat, am förderlichsten seyn möchte, einen und denselben Gedanken unter allerley Wendungen oft zu wiederholen und solche Wiederholung sogar durch mehrere Predigten fortzusetzen, darüber will Rec. nicht entscheiden, eben so wenig darüber, ob es dann auch wirklich gut gethan sey, überall auf das *buchstäbliche* Verständniss biblischer Redensarten zu dringen und dieses noch dazu auf eine Art zu thun, dass nun diejenigen, die solchen Redensarten einen etwas begreiflichern, aber mit nichten der Würde und Wichtigkeit des Gegenstandes zu nahe tretenden Sinn unterlegen, wenn auch nicht geradezu, doch verdeckter Weise, als Männer, die es mit der Wahrheit nicht redlich meinen, bezeichnet werden. Zu diesen und ähnlichen — kleinen oder wichtigen? — Bedenklichkeiten hat Rec. sich in den Predigten veranlasst gefunden, die er mit Aufmerksamkeit hat lesen können. Ohne jedoch hier weiter ins Detail eingehen und über Wahl, Einkleidung und Behandlung der Themen mit dem Vf. im mindesten rechten zu wollen, sey es ihm jedoch erlaubt, wenigstens an Einer Predigt den Versuch zur nähern Darlegung seiner eigentlichen Meinung zu machen. Es sey die *dritte*, die wir zu dem Ende in nähere Erwägung ziehen. Sie hat zum Thema: *der dritte Advent Christi oder Christus in uns*. Die *Theile* sind: 1) Erstens fragen wir: wie ist Solches zu verstehen? 2) Zweytens vergleichen wir Christum in uns mit Christo, wie Er lebte im jüdischen Lande. 3) Drittens stellen wir einige Kennzeichen auf, an denen wir abnehmen können, ob Christus in uns ist. Im Th. 1. nun dringt der Vf. darauf, dass der Ausdruck: „Christus in uns" durchaus *buchstäblich* verstanden werden müsse; und um nun seine Zuhörer und Leser zur Einstimmung zu nöthigen, stellt er zuerst *sich selbst* „der Welt, die den Ausdruck nicht buchstäblich verstehen will" mit einem: „Ich aber sage euch," gegenüber, beruft sich dann auf die in der vorhergehenden Predigt angeführten Zeugnisse der heiligen Schrift (die jedoch genau erwogen, schwerlich für beweisend gelten möchten), und auf die Erfahrung vieler tausend gläubigen Christen (S. *Friedensboten*! S. 372. 1821), und meint endlich, wer es nicht selbst erfahren habe, könne auch darüber nicht urtheilen. Es sollte uns doch wirklich sehr lieb seyn, wenn der Vf. uns *seine* Erfahrung von einem „*buchstäblich* in sich aufgenommenen Christus" auch nur einigermaassen, wenn auch nicht deutlich machen, doch beschreiben könnte. Wir gestehen in dieser Hinsicht zu den „Blinden," mit welchen sich unser Vf. viel zu schaffen macht, zu gehören, auch durch diesen ganzen ersten Theil dieser Predigt nicht zum Sehen gelangt zu seyn, eben weil wir darin in der Welt nichts weiter erfahren, als *dass* der Ausdruck „buchstäblich" genommen werden soll, über das „warum" — des „wie" nicht zu gedenken — aber im Dunkeln, troz des Hrn. *Thiess*: „*Ich* sage euch," geblieben sind. Nicht viel besser ist es uns mit dem zweyten Theil ergangen, wo der „Christus in uns" mit dem Christus, „wie er lebte im jüdischen Lande" in Vergleichung gestellt werden soll. Die ganze Sache läuft auf eine Allegorie hinaus: „Christus ward empfangen von dem heiligen Geist. So auch der Christus in uns, wenn der heilige Geist (der Vf. schreibt: *Gott* der heilige Geist) unser Herz bereitet zu einer Krippe (!) für ihn u. s. w." durch die ganze Geschichte hindurch, wie sie von Christus in Judäa erlebt ward. Ob mit solchen Allegorien viel mehr, als höchstens ein Witzspiel gewonnen wird? — darüber wagt Rec. nicht zu urtheilen, weil er auch in dieser Hinsicht leicht zu den „Blinden" gehören mag. Die „Kennzeichen" sollen endlich nach dem dritten Theil folgende seyn: Christus, von der Krippe an, bis zur Himmelfahrt *will ergriffen und beherzigt seyn mit dem Herzen* (*sic*); *sein Blut muss sich kräftig verspüret* (!!) *haben an unserm Herzen*; endlich: *unser Herz muss der Sitz seyn, wo Christus unumschränkt gebietet*. Diess letzte Kennzeichen möchte wohl leicht das einzig annehmbare seyn; nur schwerlich für die „buchstäbliche," desto mehr aber für die moralische Einwohnung. Rec. scheidet von dem Vf. mit einer gewissen Wehmuth darüber, dass dieser seine unverkennbaren Anlagen und Talente nicht, wenn man so sagen darf, nüchterner zur Verbreitung der einfachen Bibellehre anzuwenden weiss, jedoch auch mit der Hoffnung, dass derselbe mit dem Fortgang der Jahre wohl noch zu etwas hellern Einsichten gelangen werde, wozu wir ihm denn auch besonders empfehlen wollen, auf das Beyspiel seines verstorbenen Vaters fleissig zu merken, der bey allem „Glauben" und bey aller „Frömmigkeit," die am Ende der Vorrede gerühmt werden, ein Mann von sehr hellem Geist und sehr geläuterten Einsichten war.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

May 1824.

NATURGESCHICHTE.

1) Regensburg, b. Montag u. Weiss: *Denkschriften der Königlich-Baierischen botanischen Gesellschaft in Regensburg. Erste* Abtheilung. 1815. XL und 189 S. 4. Mit 4 illum. Kupfn.

2) *Ebendas.: Zweyte* Abtheilung. 1818. 189 S. 4. Mit 6 Kupft.

Wenige gelehrte Vereine dürfen sich rühmen, mit gleicher Thätigkeit den Zweck ihrer Stiftung zu verfolgen als die Königl. Baierische botanische Gesellschaft zu Regensburg, deren Geschichte auf eine lehrreiche Weise (S. XI bis XL.) von dem Sekretair Dr. *Oppermann* vorgetragen wird. Dass die bekannten Schicksale, die Regensburg in der neuern Zeit erfahren hat, auch ihre verdienstliche mit dem J. 1790 begonnenen Bestrebungen hemmten, war unvermeidlich, desto erfreulicher muss den Botanikern die Herausgabe der vorliegenden Denkschriften seyn, denen wir mit aufrichtiger Theilnahme, zahlreiche Fortsetzungen wünschen.

Die *erste Abtheilung* enthält folgende Abhandlungen: I. *Ueber den gegenwärtigen Standpunct der botanischen Wissenschaft, und die Nothwendigkeit das Studium derselben zu erleichtern.* Von dem Herren Grafen *Caspar von Sternberg.* Vier mächtige Hindernisse drängen sich Jedem entgegen, der sich dem botanischen Studium widmet, nämlich: a) die Ungewissheit in dem System bey Einreibung der Pflanzen in Klassen und Familien; b) die Unzulänglichkeit bey Bestimmung der Gattungen und Arten; c) die Willkürlichkeit bey den Namensveränderungen der Gattungen und Arten; d) endlich die Unzuverläfsigkeit und die endlosen Unrichtigkeiten in den angeführten Synonymen. Diese sehr wahren Behauptungen werden durch treffend gewählte Beyspiele belegt. Wie ist dem Uebel und der endlosen Verwirrung zu begegnen? Auf keinem andern Wege, meint der Vf., als — durch einen botanischen Congress. Derselbe würde über die Unbeweglichkeit der Pflanzen in den Klassen und Ordnungen, die Feststellung der Gattungen u. s. w. entscheiden; während eine kritisch bearbeitete Synonymie, die niemals von einem einzelnen Herausgeber einer neuen *Species plantarum* zu erwarten steht, das zweyte Hauptgeschäft bildete. Die daraus entstehende *Bibliotheca critica Synonymorum* wäre allerdings ein unvergängliches Denkmahl deutscher Eintracht, deutschen Fleisses und deutscher Beharrlichkeit. — Zur Erreichung dieser für die Botanik wichtigsten Zwecke hat der edle Vf. seine Vorschläge mit einer bey der K. B. Gesellschaft niedergelegten Subscriptions-Einlage von 200 Gulden rhein. begleitet, und wir fügen hinzu auch ein wahres Muster einer solchen kritischen Revision in seinem trefflich in der A. L. Z 1823. Nr. 133. gewürdigten *Catalogus plantarum ad septem varias editiones Commentariorum Mathioli in Dioscoridem* geliefert. — II. *Botanische Beobachtungen von dem Herrn Grafen de Bray,* Präsidenten der Gesellschaft. Es sind eigentlich Beyträge zu einer Flora von Liefland, gesammelt auf verschiedenen bot. Excursionen in dieser Provinz im J. 1812. Das Wichtigste darunter ist die Aufstellung einer *Salix heterophylla, foliis ovato-lanceolatis, ovatis, ellipticis lanceolatisque, utrinque attenuatis, acuminatis, integris aut serratis, serraturis apice glandulosis, supra pilosis, inferne venosis, omnibus albo-serietis, nitescentibus.* Diese neue prachtvolle Weideart empfiehlt sich zur Verschönerung von Gartenanlagen. — III. *Braya, eine neue Pflanzengattung.* Die Herren Graf *Caspar von Sternberg* und Professor Dr. *Hoppe* stellen hier zu Ehren des Präsidenten der Gesellschaft ein neues zur *Tetradynamia siliquosa* gehörendes, zunächst mit *Draba* und *Arabis* verwandtes Genus mit dem Kennzeichen auf: *Calyx claurus. Corolla patentissima. Petala truncata. Stigma planum. Siliquae breves, cylindraceae, torulosae, stilo coronatae. Semina convexiuscula, emarginata, rostellata.* Die Art *Braya alpina* wächst in Kärnthen; da sie zur Zeit die einzige ist, so sehen wir nicht ein, warum die Vff. einen *character specificus* entworfen haben. — IV. *Curtii Sprengel, Professoris Halensis, Symbolae criticae ad Synonymiam Umbelliferarum.* Wichtig für die Synonymie der Schirmpflanzen, doch keines Auszugs fähig. — V. *Botanische Beobachtungen von dem Ritter Edlen von Schrank.* Sie betreffen *Saponaria orientalis, lychnis chalcedonica, Sedum dasyphyllum, Sedum reticulatum, Sedum glaucum, Sedum* und *Sempervivum, Oxalis, Cactus, Mespilus pyracantha, Cistus niloticus, Clematis integrifolia, Teucrium flavum, Teucrium hircanicum, Antirrhinum pelisserianum, Antirrhinum repens, Antirrhinum striatum, Bunias aegyptiaca, Raphanus Raphanistrum, Pelargonium glutinosum, tomentosum, inodorum, grossularioides, fulgidum, acetosum, capitatum, cordatum, inquinans, coccineum, roseum Radula,* so genannt von den vorspringenden scharf anzufühlenden Haken der

der Unterfläche der Blätter, die einem Reibeisen (*Radula*) gleichen; *carnosum*, *gibbosum*, *zonale*, *acerifolium*, *quercifolium*, *Pelargonium*, *Pisum* und *Ochrus*, *Scorzonera octangularis*, *Carduus pycnocephalus*, *Cnicus Erisithales*, *Eupatorium maculatum*, *Alcinia perfoliata Cavan.*, *Zinnia*. Vielleich dürfte man nicht mit allen Ansichten des Vfs. einverstanden seyn, so z. B. kann Rec. von der Identität der Gattungen *Sedum* und *Sempervivum* sich nicht überzeugen. Die Vermuthung, dass es eigentlich nur zwey Arten von *Zinnia* gäbe, nämlich *Z. violacea* und *Z. variabilis*, bedarf doch wohl sehr einer nähern Prüfung. — VI. *Einige neue Pflanzen Deutschlands nebst eingestreuten Bemerkungen über die verwandten Arten*. Von dem Vf. des zweyten Aufsatzes. Sie schliessen gleichsam die Acten über *Tofsieldia*, deren Bestimmung bekanntlich die Botaniker so sehr beschäftigt hat. Von *Cardamine* wird, unter der Benennung *C. diversifolia*, eine neue auf dem Schneeberge in Oesterreich wachsende Art bestimmt. Darauf folgen Bemerkungen über die unbezweifelt selbstständige *Carex fuliginosa Schkuhr*, *Carex capitata*, die nicht allein in Lappland und Norwegen, sondern auch in Schwaben wächst, *Carex Scopoliana Willd.*, die ganz ausgestrichen werden muss, da sie nichts anderes als *Carex ferruginea Host.* ist. Den Schluss macht die wirklich neue *Mercurialis ovata* aus Steyermark. — VII. *Ueber die Kultur der Alpenpflanzen*. Bey den Schwierigkeiten, denen der Anbau oder die Zucht der Alpenpflanzen unterliegt, werden die Gartenbesitzer dem Herrn Grafen *Caspar von Sternberg* für die hier gegebenen Winke verpflichtet bleiben. Dieser Gegenstand ist übrigens schon früher und auch später sowohl in der von *Sprengel* herausgegebenen *Gartenzeitung* als in der *botanischen Zeitung* mehrfach zur Sprache gebracht worden. — VIII. *Polygalae quatuor novae. Descripsit C. F. Ph. Martius* M. D. Es sind 1. *P. umbrosa: floribus cristatis, racemis axillaribus, foliis oblongis acutiusculis basi attenuatis.* Wächst bey Midnapur in Bengalen, ist mit *P. telephioidea Willd.* verwandt. 2. *P. varians: floribus cristatis, racemis axillaribus foliis inferioribus obcordatis ovatisve, superioribus lanceolatis, caule herbaceo ramoso procumbente pedunculisque hirtis.* Diese Art umfasst die *P. heterophylla* und *P. procumbens Rottler*. 3. *P. pubescens: pubescens, floribus cristatis, racemis lateralibus, foliis lanceolatis linearibus obtusiusculis, caule procumbente, herbaceo.* Ist *P. tomentosa Rottler*. 4. *P. tranquebarica: floribus cristatis, racemis paucifloris lateralibus, foliis linearibus mucronatis, caule herbaceo ramoso.* Ist *Rottler's P. linearis*. Die drey letzten Arten wachsen auf der Küste von Coromandel. — S. 187. wird eine monographische Bearbeitung der Gattungen *Carduus*, *Cnicus* und *Cirsium* als Preisfrage aufgegeben. Der dafür ausgesetzte Preis beträgt 200 Gulden rheinisch. Abgebildet sind von der Meisterhand unsers *Jac. Sturm:* Tab I. *Braya alpina Sternb. et Hopp.* Tab. II. a—i *Tofsieldia alpina Sternb.* et *Hopp.*, k—s. *Tofsieldia palustris Huds.*, t. *Cardamine diversifolia Sternb.* et *Hopp.* u. *Cardamine pratensis (uniflora) L.* Tab. III. *Carex fuliginosa Schkuhr.* Tab. IV. *Mercurialis ovata Sternb.* et *Hopp.*

Die *Zweyte Abtheilung* liefert nachstehende Aufsätze: I. *Aufzählung einiger Pflanzen aus Labrador*, mit Anmerkungen. Dr Vf. Hr. Ritter *von Schrank* fand sie im Schreberschen Herbario. Ein gewisser Kohlmeister, wahrscheinlich einer der Missionarien in den dänischen Besitzungen auf Neu-Grönland, hat sie in Labrador gesammelt, einem Lande das bis jetzt in botanischer Rücksicht, so zu sagen, eine *terra incognita* ist. Unter den hier nach linneischer Ordnung aufgezählten 93 Arten aus den dreyzehn ersten Klassen, wachsen die allermehrsten auch in Europa, eine wenn auch nicht auffallende, doch immer bemerkenswerthe Erscheinung. Alle sind bereits bekannt, mit Ausnahme etwa der als neuaufgestellten *Agrostis trichantha*, *Avena flexuosa*, vielleicht nur eine Abart von *A. setacea; Avena squarrosa*, *Arundo groenlandica*, *Viola labradorica*, *Epilobium pauciflorum*, *Vaccinium fiscum*, *Stellaria labradorica* und *Lychnis frigida*. Die nähere Untersuchung dieser Gewächse führt den Vf. zu der Aeusserung, dass *Labrador* die Eigenschaft besitze, Alles zu verkleinern; denn nicht nur die Menschen, sondern auch die Pflanzen die es mit andern Ländern gemeinschaflich habe, wären dort wahre *Esquimaux*. Dass *Holcus odoratus Lin.* eine Gebirgspflanze der alten Welt sey, wie hier behauptet wird, ist uns mehr als unwahrscheinlich, da es in Ostpreussen so allgemein wächst, dass die Bewohner des platten Landes ihm den Namen *Marien-Gras* beygelegt haben. *Loesel* hat es in seiner *Flora prussica* unter Nr. 26. *Gramen Mariae Borussorum* abgebildet. II. *Plantae novae et rariores in Livonia observatae a Comite de Bray.* Dieser theilweise in französischer Sprache geschriebene Aufsatz erläutert mehrere schwierige *Salix*-arten und andere bekannte livländischen Gewächse. Als neu werden aufgeführt: *Cornus latifolia*, *Selinum Gmelini*. Das indessen nach einer Auseinandersetzung des Hrn. Grafen *von Sternberg* einerley ist mit *Ligusticum vaginatum Spreng.*, *Salix polyandra* und *Salix lactea*. — III. *Curtii Sprengel*, Professoris Halensis, *Symbolarum criticarum ad Synonymiam Umbelliferarum continuatio.* — IV. *Aufstellung drey neuer Pflanzenarten*, mit Abbildungen. Von dem Herrn Grafen *von Sternberg*. Die von dem Vf. in der ersten Abtheilung dieser Denkschrift S. 36. gethane Aeusserung, dass nämlich eine kritische Bearbeitung der ältern botanischen Schriften eine eben so reiche Ausbeute für das Pflanzensystem abwerfen würde als eine ausgedehnte Reise, bestätigt er selbst durch die kritische Auseinandersetzung der von ihm hier beschriebenen Gewächse als: 1) *Ornithogalum Liotardi*, dessen *Villars* in des *Flore du Dauphiné* beyläufig erwähnt; 2) *Aquilegia montana*. Obgleich schon von *Bauhin* gekannt, ward sie dennoch mit *A. alpina* ver-

verwechselt, weil man zu der letzten Pflanze fälschlich das Bauhinische Synonym *A. montana magno flore Pinax* 144. zog. 3) *Hieratium sudeticum*, sehr nahe mit *Hir. cydonaefolium Villars* verwandt. — V. *Chara capitata*. Diese neue Art von Armleuchtern wird nebst Bemerkungen über die Fruchtheile der Gattung von dem Herrn Dr. *C. G. Nees von Esenbeck* aufgestellt. Sie findet sich in *Stagnis prope Grosslangheim magni ducatus Herbipolitani*. — VI. *Botanische Bemerkungen und Berichtigungen mit vorzüglicher Rücksicht auf Deutschlands Flora*. Von den Herren Grafen *von Sternberg* und Professor Dr. *Hoppe*. Kein Bearbeiter der deutschen Flora darf diese reichen Beyträge übersehen; auch sind sie schon von dem Herrn *Martens* und *Koch* berücksichtiget worden. — VII. *Pflanzen aus Sarepta* (,) mit Anmerkungen von *Fr* (anz) *v* (on) *P* (aula) Edlen *von Schrank*. Der Vf. nennt 41 Pflanzen aus dem Schreberschen *Herbario e loco natali*. Er bringt sie zu bekannten Arten und liefert einen kleinen Beytrag zur botanischen Geographie. Als neu betrachtet er *Bromus hirsutus*, dem *Br. squarrosus* sehr ähnlich, und *Triticum supinum*, wozu als Synonym das *Gramen caninum supinum minus Bauhin Pinax* p. 1. und *Pluckenet Phytogr. tab.* 33. *fig.* 4. gebracht werden. — VIII. *Versuch einiger kritischen Bemerkungen über Gaudin's Agrostologia helvetica* von Dr. *G. W. F. Panzer*. Zunächst für die Besitzer des Werkes, auf welche diese Bemerkungen sich beziehen. Bey dieser Abtheilung sind abgebildet Tab. I. *Salix polyandra Bray*; Tab. II. *Salix lactea*. Tab. III. *Ornithogalum Liotardi Sternb.* Tab. IV. *Aquilegia montana Sternb*, Tab. V. *Hieracium sudeticum Sternb.* Tab. VI. *Chara capitata Nees*. Die beiden ersten Tafeln sind illuminirt.

PAEDAGOGIK.

KOPENHAGEN, in d. Hofbuchh. Schubothe Verl.: *Historisk Efterretning om den frie adelige Skole Herlufsholm* af (Geschichtliche Nachricht von der freyen adeligen Schule *Herlufsholm*) von *H. B. Melchior*, Professor, Doctor der Philos. Oberlehrer bey der genannten Schule. (Mit 6 Kupf. und einer Titelvignette.) 1822. XII und 515 S. gr. 8. (5 Rthlr. 24 ſl.)

Eine für die Geschichte des dänischen Schulwesens recht brauchbare Schrift. Möchten wir mehrere in ihrer Art haben; und möchten sich von recht vielen Schulanstalten solche ausführliche, zuverlässige und gehaltvolle Nachrichten mittheilen lassen, als dieses hier durch Hrn. *M.* von dem wegen seines Alters, seiner Bestimmung und seines bedeutenden Antheils an der wissenschaftlichen Cultur in Dänemark so ehrwürdigen Lehrinstitut zu *Herlufsholm* geschehen ist! Schon früher hat Rec. eine diese Schule betreffende Schrift desselben Vfs., nämlich: *Kurze Nachrichten von Herluf Trolle und den von Herlufsholm entlassenen Schülern, eine Einladungsschrift zur Feyer des 300jährigen Geburtstags von H. Trolle*, Kopenh. 1816. (S. A. L. Z. 1817. Nr. 28.) angezeigt; auch ist über die erwähnte Feyerlichkeit eine besondere Schrift: *Forhandlinger ved Jubelfesten paa Herlufsholm d.* 23. *May* 1816. von den Professoren *Brorson* und *Kornemann* zu Kopenhagen 1817. erschienen. Auch sonst fehlt es nicht an Quellen, weder an gedruckten, noch an ungedruckten, woraus der Vf. schöpft und die er, sofern sie die alte Geschichte von Herlufsholm als Kloster, *Skov*- (Wald-) Kloster genannt, betreffen (S. IV f.) namhaft macht, so weit sie aber die neuere, oder die eigentliche Schulgeschichte des Ortes angehen, in der Schrift selbst allemal da, wo er sich ihrer bediente, nachweiset. In den beiden Archiven der kön. Rentkammer und der Dän. Kanzley boten sich dem Vf., von dem J. 1690 an, sämmtliche originale Rechnungen der Stiftung, nebst mehreren wichtigen Commissionsverhandlungen, Pachtkontracten u. andern handschriftlichen Erläuterungen zur Geschichte dieser Schulanstalt dar. Das älteste zur Geschichte des *Klosters* gehörige Dokument ist eine Rechenschaft über die Einkünfte und Lohnausgaben desselben von den J. 1467 — 1481 in lateinischer Sprache aufgesetzt von dem damaligen Abte des Klosters *Jeip*, und kann, gehörig benutzt, vielen Aufschluss über die ältere Geschichte des dänischen Landbaues und Geldwesens geben; so wie das älteste Schulprotokoll mit dem J. 1690 anfängt und bis in das J. 1798 ein fortgesetztes Verzeichniss von sämmtlichen Lehrern und Schülern aus diesem Zeitraum enthält. Auch einige neuere Schriftsteller *Molbech*, *Soldin*, *Beeken*, haben in ihren seeländischen Reisebemerkungen der Herlufsholmer Schule Erwähnung gethan; aber nur gelegenheitlich und ohne besondern Gewinn für die Geschichte derselben. Der Vf. behandelt nun seinen Gegenstand unter folgenden VI. Hauptabschnitten: I. *Geschichte der Stiftung, als Kloster betrachtet* von dem J. 1135 an bis zur Aufhebung des Klosters und der Einziehung seiner Güter unter die Krone, welche im J. 1560 erfolgte. Des Klosters erste Stiftung, Güter und Privilegien; dessen Bewohner und deren Beschäftigungen; seine verschiedenen Aebte, unter denen obengenanter *Jeip*, oder *Jeppe* (Lat. *Jacobus*), *Oluff Persson* und *Rasmus Daw* die bekanntesten sind. Dem letztgenannten, der die Zeit der Reformation erlebte und die Umwandlung voraus sah, welche sie dem Kloster bereiten werde, verdankt man die handschriftliche Sammlung der Privilegien und Schenkungsbriefe des Klosters („*Liber donationum monasterii beati Petri Nestvediensis*," 1528.), welche noch jetzt die Hauptquelle zur Kenntniss der ältesten Verfassung des Klosters ist. Sie ist eigentlich ein Register über das Archiv des Klosters und enthält im Auszuge alle Documente über die Gerechtsame desselben. II. *Uebertragung des Waldklosters an Herloff Trolle. Stiftung und erste Einrichtung der Schule, Charakteristik des Stifters* (S. 44 — 87.). Der Admiral *Herloff Trolle* tauschte im J. 1560. von K. *Friedrich* II. gegen zwey ihm gehörige Güter das bis dahin sogenann-

genannte *Waldkloster* bey der Stadt *Nestved* ein, und nannte es *Herloffsholm*, woraus später *Herlufsholm* wurde. Diesem vortrefflichen Manne, mit seiner gleich edlen Gattin *Birgitte Gjöe*, hat die Schule ihre Entstehung, Verfassung und Erhaltung bis in die neueste Zeit hauptsächlich zu verdanken. Es gehörten damals zu diesem im Walde unfern *Nestved* liegenden Kloster nicht weniger, als 126 bewohnte und 5 unbewohnte Höfe, nebst Häusern, Ländereyen, Waldungen, Fischerey u. s. w., welches Alles durch dieses wackere, aber kinderlosen Ehepaares Freygebigkeit das Eigenthum der von 1567 an errichteten Schule wurde. III. *Geschichte der Stiftung von ihrer ersten Einrichtung bis zu ihrer Aufhebung*, d. h. von dem J. 1567 bis 1729 (S. 87–197.). Nach *Herloffs* und seiner Gattin Tode war die Stiftung ihrer vornehmsten Stütze und zärtlichsten Fürsorge beraubt. Keiner der Verwandten des Stifters nahm sich ihrer mit gleicher Treue und Thätigkeit an. Die untergebenen Bauern, des unerträglichen Druckes, den sie von dem Schulvorsteher und Vogt zu leiden hatten, müde, wendeten sich 1715 mit ihren Beschwerden unmittelbar an den König. „Wir haben, sagen sie, u. a., Niemand, dem wir unsere Noth vorstellen können. Zwar war uns vorhin ein Schulherr vorgesetzt: wir haben ihn aber in mehreren Jahren nicht gesehen und er weiss nicht, was wir zu dulden haben. Dagegen hat er uns einen Vogt vorgesetzt" u. s. w. Der Schulherr selbst, damals *Jörgen Brahe*, hatte, als sich die Bauern mit ihrer Klage über den Vogt an ihn wendeten, sie mit dem Troste abgewiesen: „Er würde sie peinigen lassen, dass sie schwarz würden." Das Institut gerieth allmählich so in Verfall, dass nach *Brahes* Tode, Niemand mehr das Patronat übernehmen wollte und die Regierung den Beschluss fasste, die Schule für eine Zeitlang aufzuheben, die wenigen noch übrigen Schüler in andere Schulen zu setzen und die angestellten Lehrer anderweitig zu befördern. Der Vf. beschreibt ausführlich die Art des Unterrichts und der Erziehung in diesem Zeitraume (S. 138.), die, abgesehen davon, dass für die Verköstigung der Zöglinge nur allzugut und reichlich gesorgt war, der damaligen Zeit alle Ehre machte. IV. *Von der Uebertragung der Schuldirektion an die kön. Rentekammer bis zu des Grafen Holstein Tod*, 1729–1763. In Vereinigung mit dem Stiftsamtmann *B. Gersdorf* und dem Bischof *Chr. Worm* brachte es das genannte Collegium durch bessere Verwaltung der Stiftsgüter dahin, dahin, dass die Schule schon im Jul. 1730. wieder mit 4 Schülern und 1 Lehrer eröffnet werden konnte. Durch Ernennung des Grafen *J. L. Holstein* und des *B. Worm* zu Oberaufsehern gewann die Anstalt bald wieder ihren vorigen blühenden Zustand. Die S. 224. ff. abgedruckte *Instruction für die Lehrer* vom 25sten Aug. 1755. ist so, dass man wünschen muss, manche heutige Schule möchte keine schlechtere Verfassung, als die hier vorgeschriebene haben. Im Vten und VIten Abschn. beschreibt der Vf. die Schicksale und den Zustand der Anstalt von 1763 bis 1822 mit einer Umständlichkeit, welche schwerlich dem grossen Publikum, aber desto mehr den Freunden und Gönnern dieser trefflichen Stiftung zusagt. Die dem Werke zur Zierde gereichenden Kupfer sind: Grundzeichnung von *Herlufsholm* und dessen Umgebung vom J. 1804. u. 1818. Grundzeichnung vom Hauptgebäude; Prospect desselben und der Rektorwohnung; das Schulgebäude; Prospect der zur Schule gehörigen Forstinspector- und Verwalterwohnungen.

ERDBESCHREIBUNG.

WIEN: *Topographisches Post-Lexicon über die Oesterreichische Monarchie* von *L. F. Crusius*, Postcontrolleur in Wien, und Ehrenmitglied der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften in Erfurt. *Erster* und *zweyter* Theil. 1819 bis 1822. gr. 8.

Ein mit ungemeinem Fleisse und mühsamer Ausdauer ausgearbeitetes Buch. Die vorliegenden beiden Theile enthalten indessen bloss 2 Supplementbände zu dem grössern Werke. Für jeden Postbeamten und Reisenden in der Oesterreichischen Monarchi ist das Werk beynahe unentbehrlich; doch erstrecken sich diese Bände nur auf die Ortschaften im Herzogthume Salzburg und dem Königreiche Dalmatien nach alphabetischer Ordnung. Als Anhang sind die sämmtlichen Postcourse durch alle Provinzen der Oesterreichischen Monarchie beygefügt und zwar nach der neuesten Distanz-Ausmessung, was bisher in den vier Bänden des Postlexicons bloss theilweise nach den einzelnen Provinzen eingeschaltet war, während eines Zeitraums von 20 Jahren aber bedeutende Abänderungen erlitten hat. Der Vf. geht sehr ausführlich, beynahe etwas zu weitläufig zu Werke, indem er auch nicht den kleinsten Weiler, das unbedeutendste adlige Gut, Jagdschloss, Gemarke u. s. w., ja selbst abgelegene, einzelne und zerstreut gelegene Bauerngüter (nach einem Oesterreichischen Provinzialausdrucke *Einöden* genannt) übergeht. Die Entfernungen der Ortschaften, Städte, Städtchen, Schlösser, Dörfer, Kirchen, Güter und Weiler von einander, sind mit vieler Genauigkeit nach Meilen, Stunden und Viertelstunden angegeben. Dass der Vf. von jedem angeführten Orte, Flecken, Pfarrdorfe, Herrschaft u. s. w., auch die kleinsten Umstände anführt, beweist, dass er von vielen Seiten her Beyträge fast aller Art erhalten hat. Von den beiden Hauptstädten *Salzburg* und *Zara* werden jedoch nur wenig Nachrichten mitgetheilt. Ein wesentl. Mangel bey einem solchen Werke, das doch ein *topographisches* Lexikon seyn soll, scheint der zu seyn, dass bey keiner Stadt, bey keinem Marktflecken, keinem Dorfe, überhaupt bey keinem Orte, die Zahl der Bewohner und Häuser angegeben ist. Dass es von Oesterreichischen Provinzialausdrücken nicht ganz frey ist, z. B. *Geische* (Hütte eines Bauern, der kein Land hat), *Kreutztracht*, *Zechen*, *Schrannen*, *Rügat*, (vielleicht von dem Altdeutschen *Rug*, Gericht) u. a. m., ist in einem Buche, wie dieses, das sich über die geringsten Kleinigkeiten ausbreitet, nicht zu verwundern.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1824.

BIBLISCHE LITERATUR.

PLAUEN, b. d. Vf.: *Geist der Bibel* für Schule und Haus. Auswahl, Anordnung und Erklärung von *M. Moriz Erdmann Engel*, Senior des geistl. Ministerii und Stadt-Diakon zu Plauen. 1 Thess. 5, 21. Prüfet Alles, und das Gute behaltet. 1824. XII u. 594 S. 8. (16 gGr.).

Nach der Ueberzeugung aller vorurtheilsfreyen Verehrer der heil. Schrift enthält dieselbe allerdings gar Manches, so gern diess auch ihre zelotischen Verehrer ableugnen möchten, was nur der gelehrte Theologe richtig verstehen und würdigen kann, was aber der Jugend, wie den Laien, auch unter den gebildetsten Ständen, durchaus dunkel und unverständlich ist; Manches, namentlich im A. T., woran das jugendliche Gemüth nothwendig Anstoss nehmen, wodurch das Ansehen und die Würde der Bibel in seinem Urtheile verlieren muss, ja selbst unrichtige und unwürdige Begriffe von Gott und Tugend, die freylich theils schon im A., noch mehr aber im N. T. berichtigt werden, dessen, was bloss local und temporär ist, was zur Belebung eines frommen Sinnes und Lebens sogar nichts beytragen kann, nicht einmal zu gedenken. Eine zweckmässige Auswahl von dem zu treffen, was der Christ jetzt in der Bibel suchen und finden soll, was belehrt, bessert, beruhigt, darf man bey ihrem grossen Umfange billigermaassen nicht denen überlassen, die sie wenigstens noch nicht so genau kennen, um stets mit leichter Mühe zu finden, was ihr jedesmaliges Bedürfniss zu befriedigen geeignet ist. Gewiss ist auch, dass schon dieser Umstand allein gar Manche von der Lesung der Bibel zurückschreckt. Desshalb scheinen besonders in der gegenwärtigen Zeit, wo das Interesse für die Bibel unter Vielen erwacht ist, gute Bibelauszüge ein dringendes Bedürfniss zu seyn. Die bereits vorhandenen konnten aber demselben zum Theil ihrer unvollkommenen Anordnung, oder ihres hohen Preises wegen nicht abhelfen. Um so mehr freut sich Rec., durch das vorliegende Werk seine Wünsche und Anfoderungen an einen Auszug aus den biblischen Schriften in jener doppelten Hinsicht beyfallswürdig befriedigt zu sehen, besonders wenn er annimmt, dass der würdige Vf. sich wohl dazu verstehen würde, den schon geringen Preis seiner Schrift bey einer neuen Auflage derselben, noch etwas herabzusetzen.

Ueber die Grundsätze, nach welchen der Vf. verfahren, und denen er nach des Rec. Urtheile überall treu geblieben ist, hat er sich selbst (Vorw. S. IX) folgendermaassen ausgesprochen: „Beym A. T. fiel alles weg, was für Jugend und Volk und unsern Zweck ausserwesentlich und mithin überflüssig war, z. B. die jüdischen Zeit- und Geschlechtsregister, Opfer-, Fast- und Tempelanordnungen, unwichtige oder auffallende Geschichtserzählungen, besonders aber alles, woran ein reines Gemüth Anstoss nehmen, oder was zu falschen Vorstellungen Veranlassung geben könnte, z. B. die Aeusserungen über einen zornigen und rachgierigen Gott, die Verwünschungen der Feinde u. s. w.; im N. T. aber konnten die Evangelien zusammengezogen, und von den apostolischen Briefen musste, mit Beseitigung des bloss Geschichtlichen, Speciellen und Dunkeln, bloss das, was Glauben und Tugend fördert, an den gehörigen Orten beygebracht werden. Hauptsächliches indess, hoffe ich, wird man nicht leicht vermissen, so wie auch das Heilige und Wunderbare der Schrift mit der gebührenden Ehrfurcht und Zartheit behandelt finden. Die Uebersetzung blieb billigermaassen die altehrwürdige und noch immer unübertroffene des kräftigen Luther, nur da, wo nöthig, mit einigen kurzen Erklärungen, die ich um so eher gleich in Parenthesen einschalten zu müssen glaubte, als auf diese Weise das Berichtigende und Verdeutlichende sogleich vor Augen liegt, während es in Noten unter den Text gestellt, nicht immer beachtet und nachgesehen wird. Da das, was hier gegeben wird, ohnehin schon nur das Verständlichere ist, so konnten die Erklärungen sparsam und kurz seyn; auch habe ich dabey zu fremdem Hülfsmitteln wenig Zuflucht genommen, sondern den Grundtext beachtend, immer das Natürliche und Praktische vorzüglich ins Auge gefasst."

Die ganze Schrift zerfällt in vier Hauptabschnitte. Der erste, *biblische Geschichten A und N Testaments*, füllt natürlich die grössere Hälfte des Buches, und besteht aus zwey Unterabtheilungen, dem geschichtlichen Theile des A. und dem des N. T. Die einzelnen Erzählungen haben Ueberschriften, welche ihren Inhalt kurz und richtig angeben, und nebenbey die Stelle der Bibel, aus denen sie entnommen sind. Nur die Erzählung No. 8. (p. 8) *Abraham, der treue Gottesfreund* überschrieben, entspricht ihrem Inhalte nicht, sofern nichts darin vorkommt, was den Abraham als einen Freund Got-

tes

tes kennen lehrte. Was zuvörderst die Geschichten des A. T. betrifft, so ist in denselben eine sehr glückliche Auswahl getroffen. Rec. würde sich nur hin und wieder etwas kürzer oder länger gefasst haben. So würde er (S. 7) in der Geschichte von der Sündfluth die Worte: *Ich will hinfort nicht mehr die Erde verfluchen um der Menschen willen; denn das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf* u. s. w. — ausgelassen und so das Ganze verbunden haben: *Und der Herr sprach in seinem Herzen:* So lange die Erde steht, soll nicht aufhören — u. s. w. Auf diese Art umging der Vf., ohne den Zusammenhang zu unterbrechen, die leicht dem Missverstande unterworfene und im eigentlichen Verstande ganz unwahre Lehre von dem angebornen Verderben der Menschen. So würde Rec. (S. 113) die Geschichte des Elisa mit Uebergehung mancher grausamen Charakterzüge kürzer gefasst haben; dagegen hätte er den von vielen Seiten so lehrreichen Charakter Jakobs, besonders im Gegensatze mit dem des Esau, ausführlicher behandelt. Durch einige geringe Zusätze würde auch die Geschichte des Gideon (S. 65) an leichterem Verständniss gewonnen haben; z. B. hinter den Worten: *da sprachen die Leute zu Joas*, durch den Zusatz: *dem Vater des Gideon:* denn man weiss aus dem Vorigen nicht, wer Joas ist. Ferner: *von dem Tage hiess man ihn Inrus Baal* — deutlicher: (vergl. Richt. 7, 1.) *hiess man den Gideon I. B. — Er* (besser: *Gideon*) stärkte sich u. s. w.; denn in dem Vorigen ist das Subject: *der Herr. — Und ein Jeglicher stand an seinem Orte um das Heer her* — besser: *um das Heer der Feinde* her: denn man weiss aus dem Zusammenhange nicht, welches Heer gemeint sey. Ueberhaupt ist es dem Vf. (aber auch nur in diesem Abschnitte) öfters begegnet, dass er, über dem Streben nur mit den Bibelworten und möglichst kurz zu erzählen, bey der Zusammenziehung mehrerer Sätze in Einen ihre verschiedenen Subjekte übersehen und dadurch Zweydeutigkeiten veranlasst hat. So findet sich (S. 18) folgender Satz: *Und Jakob kam zu seinem Vater Isaak ... und war 180 Jahre alt und nahm ab und starb .... und seine Söhne Esau und Jakob begruben ihn*, wo es doch nothwendig heissen musste: *Und Jakob ... und Isaak war* 180 *Jahr alt* u. s. w. So (S. 19) *Indessen sahen sie* — die Brüder Josephs — *einen Haufen Ismaeliter (Midianiter, Araber) kommen von Gilead mit ihren Kameelen, und zogen hinab in Aegypten*, wo man das Verbum *zogen* doch nur auf das Subjekt *sie* beziehen kann, da es doch auf das Objekt bezogen werden soll, und also heissen muss: *welche von Gilead ... kamen und hinab ... zogen.* Rec. würde diese geringfügigen Ausstellungen nicht gemacht haben, wenn nicht das Buch für Schulen bestimmt wäre, was, wie er glaubt, die möglichste Correktheit in Construktion und Ausdruck nöthig macht. Deshalb kann er es auch nicht billigen, dass der Vf. aus zu grosser Vorliebe für das Alterthümliche der lutherischen Uebersetzung das Pronomen der dritten Person *ihm* und *ihnen* beybehalten hat, wo jetzt ganz allgemein *sich* gebraucht wird. So heisst es (S. 10) in der Geschichte des Lot: *die Männer griffen hinaus und zogen Lot zu ihnen* (für: *zu sich*) ins Haus, und (S. 11) *und Abraham antwortete: Gott wird ihm* (für *sich*) *ersehen ein Schaaf zum Brandopfer.* Endlich muss Rec. aus demselben Grunde tadeln, dass der Vf. sich einige Abweichungen von der gewöhnlichen Orthographie erlaubt hat. So schreibt er *töden*, *getödet;* aber, was doch nicht consequent ist, *todt.* S. 93 steht, jedoch wohl durch einen Druckfehler auch *tod;* so schreibt er: *hiesen*, *Verheisung*, *Strasen.* Den Beschluss dieser Abtheilung macht eine *geschichtliche Ergänzung*, welche 1) die jüdische Geschichte von Johannes Hirkanus bis auf Herodes V. hinabführt; 2) von den *jüdischen Glaubenssekten*, den Pharisäern Sadducäern und Essenern das Nöthige beybringt; und 3) eine kurze Beschreibung von Palästina und Jerusalem enthält. Doch Rec. eilt, den übrigen Inhalt der Schrift anzugeben, wobey er um so kürzer seyn kann, als er hier, ausser dem bereits Erwähnten, nur sehr wenig zu erinnern hat.

Weit ausführlicher ist die Geschichte Jesu (187 — 307) behandelt. Unbeschadet der Vollständigkeit hätte wohl (S. 219) die Erzählung *von dem Weibe, das den Blutgang hatte*, wegbleiben können. In der Geschichte der Apostel (308 — 352) ist Rec. aufgefallen, dass (S. 339) die Abfassungszeit des Briefes an die Galater, welche, wie der Ort, wo Paulus ihn schrieb, ganz unbestimmt ist, gegen die Meinung der meisten Exegeten, die diesen Brief für einen der ältesten halten, in die Zeit versetzt wird, wo der Apostel (Actor. 21, 1 — 35) von Milet nach Jerusalem reiste. In dem Nachtrage (S. 353 — 360) finden sich aus der Tradition geschöpfte Nachrichten über die Schicksale und das Wirken der Apostel, welche Rec., da sie ganz unzuverlässig und zum Theil geradezu erdichtet sind, nicht aufgenommen haben würde. Auch die Geschichte der Zerstörung der Stadt Jerusalem, nach der neuen Sächsischen Kirchenagende, konnte etwas kürzer seyn.

Der zweyte Hauptabschnitt, *biblische Begeisterung in heiligen Gesängen*, zerfällt in 6 Abtheilungen. 1) *Lob- und Dankgesänge bey Betrachtung der Eigenschaften, Werke ... Gottes.* 2) *Erweckung zu Religion und Gottesverehrung in Weisheit und Tugend.* 3) *Blicke auf der Guten und Bösen Thun und Loos.* 4) *Klagen über Verschuldung und Bitten um Heiligung und Gnade.* 5) *Tröstungen in Leiden und Trübsal.* 6) *Herzenserhebungen bey besondern Gegenständen und Fällen.* Dieser Abschnitt ist vorzüglich zur häuslichen Erbauung geeignet und enthält die schönsten Stellen aus den Psalmen und andern hierher gehörigen Schriften des A. T. Die nähere Inhaltsangabe der kürzesten 4ten Abtheilung mag davon zum Beweise dienen. *Gebet um Sündenvergebung und Besserung* (Ps. 25). *Ruf nach*

nach Gottes Gnade (Pf. 51). *Troft in Gottes Gnade* (Pf. 130). *Verlangen nach Hülfe zum Guten* (Pf. 143). *Troft im Gefühl der Schuld* (Klagl. Jer. 3). *Rückkehr zu Gott* (Hof. 6. 7. 10. 12. 14. Joel 2).

Der dritte fehr reichhaltige Hauptabfchnitt, *biblifche Glaubens- und Sittenlehre des A. und N. Teft.*, (425 — 578) ift ein förmlicher Katechismus in Sprüchen, die der Vf. mit eben fo viel Sorgfalt ausgewählt, als mit grofser Mühe fo geordnet hat, dafs, wo es nur immer möglich war, ein gewiffer natürlicher Zufammenhang unter ihnen Statt findet. Bey jeder Lehre werden die Ausfprüche des A. und N. Teft. befonders aufgeführt. Angehenden Katecheten und Predigern dürfte diefer Abfchnitt befonders zu empfehlen feyn: denn er kann füglich die Stelle eines Spruchregifters vertreten, und hat noch den Vorzug vor einem folchen, dafs hier die Stellen der Schrift nach den Materien, nicht nach dem Alphabete geordnet find, alfo auch von denen leicht gefunden werden können, denen fie noch unbekannt find. In der *Bibellehre von Jefus Chriftus* (449 — 463) hätten die fehr ausführlichen *prophetifchen Andeutungen* auf den Meffias aus dem A. T. beffer weggelaffen feyn follen, da fie zum Theil ganz irrig angewandt find; z. B. S. 450: *Jefus wird Menfch geboren. A. T. Prophetifche Andeutungen. — Siehe eine Jungfrau ift fchwanger* u. f. w. (Jefaia 7, 14).

Von dem vierten Abfchnitte, *biblifche Lebensanfichten und Klugheitsregeln* (581 — 594) gilt völlig, was vom dritten erwähnt ift.

Die kurzen Erklärungen des Vfs. verdienen diefen Namen faft ohne Ausnahme. Doch kann Rec. nicht allen beyftimmen. So S. 55 (Num. 23, 21.) *Man fiehet keine Mühe (Unrecht) und keine Arbeit (Ungemach)* in Ifrael. Die beiden hebräifchen Wörter אָוֶן und עָמָל heifsen aber in jenem Zufammenhange offenbar nichts, als: Frevel, Schuld, Unrecht. So möchte auch wohl folgende Erklärung (S. 91) wenigftens theilweife wieder einer Erklärung bedürfen: *Suchet mir ein Weib, die einen Wahrfagergeift hat. (Den Geift Ob — eine Todtenbefragerin).* Leicht könnten noch mehr folcher Stellen angeführt werden, wenn nicht der Raum dazu fehlte. Dagegen verdient es Lob, dafs der Vf. die Teufelsbefitzungen fo vorurtheilsfrey gewürdigt hat. So heifst es (S. 218): *Da liefen ihm entgegen zwey Befeffene (Wahnfinnige)... Und fie fchrieen (fich für Dämonifche haltend)... Und er (fich nach der gemeinen Denkart bequemend) fprach* u. f. w.

Der Druck ift deutlich und correct, faft ohne alle Druckfehler. Das Papier gut bis S. 400, dann wird es, wenigftens in des Rec. Exemplare, fchlechter, und fomit das Lefen des engen Druckes erfchwert. Würde der dritte Hauptabfchnitt künftig etwas zufammengezogen, was er füglich kann, fo würde es möglich feyn, zu dem ganzen Buche, ohne Erhöhung des Preifes, gleich gutes Papier zu nehmen.

JUGENDSCHRIFTEN.

HELMSTÄDT, b. Fleckeifen: *Handbuch zum Unterrichte über Weltkörper, Naturlehre, Naturgefchichte, Erdbefchreibung und deutfche Sprache*, für Bürgerfchulen, zunächft aber für die hiefige Töchterfchule verfafst von *Karl Theodor Chriftoph Vibrans*, Lehrer der erften Töchterklaffe und Paftor - Collaborator. 1823. X u. 210 S. 8. (12 Gr.).

Der Vf. vermifste als Lehrer an der Töchterfchule in Helmftädt, bey feinem Unterrichte in den gemeinnützigen Wiffenfchaften einen Leitfaden in den Händen feiner Schülerinnen. Diefer Mangel war ihm um fo fühlbarer, je mehr der Unterricht dadurch erfchwert und den Schülerinnen das nothwendige Repetiren unmöglich gemacht wurde. Das zeitraubende Dictiren fchien ihm unzweckmäfsig zu feyn, und die Einführung einzelner Lehrbücher über die verfchiedenen Zweige der Lehrgegenftände fetzten fich viele Hinderniffe in den Weg. Er entfchlofs fich daher feine Dictate umgearbeitet nach Anleitung zweckmäfsiger Compendien drucken zu laffen. — Wir wollen nun das Alles keineswegs tadeln; ja wir müffen das rege Streben des Vfs. in feinem Lehrerberuf nützlich zu wirken, hoch ehren; ihm auch bezeugen, dafs er in mehreren Abfchnitten feines Buches mit Umficht gewählt, und fo eine Arbeit geliefert hat, die, bey dem Mangel einer beffern, immer fehr nützlich in den Schulen feyn wird. Nur ganz einverftanden mit dem Vf. ift Rec. nicht, befonders in Rückficht der Wahl der Materialien. Die doppelte Beftimmung des Buches „für Bürgerfchulen — und zunächft für Töchterfchulen" fcheint den Vf. verleitet zu haben. — Der Inhalt feiner Schrift umfafst folgende Gegenftände: 1) Von den Weltkörpern; 2) die Naturlehre; 3) die Naturgefchichte; 4) die Geographie; 5) die deutfche Sprache. — Aber ganz anders mufs wohl die Naturlehre, Naturgefchichte, Geographie und dergl. behandelt werden in einer Schule für Söhne aus den mittlern Bürgerftänden; anders in einer Töchterfchule, wenn nicht Ver- und Ueberbildung in der letztern und dürftige Kenntniffe in der erftern bewirkt werden follen. — Beym weiblichen Gefchlecht aus den gedachten Ständen befchränkt fich der Unterricht in der Naturlehre wohl mehr auf das, was zur richtigen Einficht und zur Beurtheilung der Naturerfcheinungen dient, um es vor Aberglauben und blinder Anhänglichkeit an das Hergebrachte zu bewahren; in der Naturgefchichte wird der Unterricht mehr auf die täglichen Bedürfniffe auf diejenigen in- und ausländifchen Producte, die ein ökonomifches Intereffe haben, die im häuslichen Leben in der Küche verarbeitet und gebraucht werden u. f. w., zu achten haben. — Mehr aber bedarf in diefen Schulen der Knabe, wenn er hier zweckmäfsig zum künftigen Beruf vorbereitet werden foll. — Doch wir wollen uns an die eigenen Worte des Vfs. „zunächft für Töchterfchu-

schulen" halten, und nach dieser Bestimmung allein sein Buch beurtheilen. — Er spricht im ersten Abschnitt von den Weltkörpern, von Fixsternen, Planeten und Kometen. — Hier sehen wir nicht ein, warum der Vf. mit diesem Abschnitte anfängt und nicht erst seine Schülerinnen in die Natur einführt und mit den Naturgesetzen vertrauter macht. Nach unsern Ansichten hätte das hier Gesagte besser im vierten Abschnitte mit der mathematischen Geographie verbunden werden können, besonders da es Kenntniss der mathematischen Erdbeschreibung voraussetzt und der Unterricht von den Weltkörpern wohl am natürlichsten mit unserer Erde anfängt. — Recht nützlich ist es aber gewiss, dass der Vf. in diesem Abschnitte, so wie in der Naturlehre und Naturgeschichte den Lehrer auf Stellen der Bibel, nach Krüsis biblischen Ansichten der Werke und Wege Gottes, hinweiset; ja Rec. ist überzeugt, dass die Benutzung biblischer Stellen zu Belehrungen über die Natur in den untern Klassen wohl jedes Lehrbuch entbehrlich machen und dass nur in der obersten, in der Ausbildungsklasse ein Leitfaden nöthig seyn dürfte, um die bereits erworbenen Kenntnisse zu ordnen und zu vervollständigen. — Die Naturlehre folgt im zweyten Abschnitte, und ist auf 16 Seiten abgehandelt. Wir loben diese Kürze, da das Wichtigere nach dem Bedarf des weiblichen Geschlechts ausgewählt ist und der Lehrer so Stoff genug findet, um lehrreiche Unterredungen daran zu knüpfen. — Viel zu umfassend schreibt aber der Vf. hier über die Naturgeschichte. Die auf 94 Seiten gegebene systematische Ordnung, die Aufzählung der Klassen, Ordnungen und so vieler Arten, hat gewiss für Töchter aus den mittlern Bürgerständen keinen grossen Werth. Viel konnte hier wegbleiben, um Raum für das Wichtigere zu gewinnen; aber gerade das für Mädchen Wichtigere ist oft ungemein kurz und dürftig dargestellt. So hat z. B. der Vf. die einheimischen Nadelhölzer ziemlich ausführlich beschrieben; von ausländischen Bäumen, deren Blüthen, Früchte, Blätter und Rinden gewürzhaft sind, sagt er S. 78 aber nur: „Der Gewürznelkenbaum, dessen unaufgebrochene Blüthenknospen, Gewürznelken und Gewürznägelein heissen." — „Unser Zimmet oder Kaneel ist die Rinde des Zimmetbaums." u. s. w. In der Geographie hat der Vf. auf wenig Blättern recht viel gegeben und überall mit besonderer Umsicht das Wichtigste so fleissig beachtet, dass der Lehrer Materialien genug findet. — Nur hier und da sind wir auf kleine Mängel gestossen. Z. B. wenn er so bestimmt und ohne Beschränkung behauptet: „Afrika ist wasserarm;" — wenn er in Südamerika den Kampf der Völker selbst beendet und versichert: „Neugranada, Carracas, Peru, Chili und Buenos-Ayres bildeten sonst das spanische Südamerika, jetzt aber sind sie von Spanien unabhängige Republiken." — Die in diesem Abschnitte gewählte Ordnung hat uns aber gefallen; denn fängt auch der Vf. nach andern Lehrbüchern mit Portugal, Spanien u. s. f. an, so verweilt er doch länger beym Vaterlande, spricht, so wie es beym Unterricht des weiblichen Geschlechts in diesem Gegenstande wohl nothwendig ist, ausführlicher über Deutschland und Europa, als über die andern Erdtheile, und hätte er noch sorgfältiger die Producte, welche unser Haushalt aus den verschiedenen Erdtheilen erhält, bey den Ländern, die sie erzeugen, angeführt, so würde dieser Abschnitt nichts zu wünschen übrig lassen. — Offenbar kann es dem Mädchen ziemlich gleichgültig seyn, ob z. B. die verschiedenen ostindischen Inseln unter muhamedanischen Fürsten stehen und ob diese mehr oder weniger von den Niederländern und Briten abhängig sind u. s. w.; aber dass dort Kaffee, Zuckerrohr, Ingwer, Gewürznelken, Zimmt, Pfeffer, Baum-Sago, Reiss u. dergl. wächst, das soll es wissen! — Der Vf. hat aber hier nur das Gold bey Sumatra, den Orang-Outang bey Borneo, und der Muskatennüsse bey den Banda-Inseln bemerkt; auch in Südamerika, bey den westindischen Inseln und an ähnlichen Orten, nur die Beherrscher, nicht die Producte genannt. — Er versichert zwar in der Vorrede, er habe die Anführung der Wohnorte der Producte in der Geographie unterlassen, weil es schon in der Naturgeschichte geschehen sey; aber wir finden diess nicht immer bestätigt. — In dem letzten Abschnitte, in der deutschen Sprachlehre, hat der Vf. auf 28 Seiten das Wissenswürdigste zusammengedrängt, und Rec. findet diesen kurzen Abriss recht gut; nur hätte er gewünscht, dass auch die nöthigsten Regeln der deutschen Orthographie, nebst einer kurzen Anleitung zu schriftlichen Aufsätzen beygefügt wären; denn der Hauptzweck ist wohl auch hier, dass das Mädchen Fertigkeit im orthographischen Schreiben und die Geschicklichkeit erlange, sich in den gewöhnlichen Aufsätzen, Briefen u. dergl., so weit es für das Haus nöthig ist, richtig und verständig auszudrücken. — Uebrigens glauben wir, dass es sehr zweckmässig gewesen wäre, noch einen Abschnitt beyzufügen, in welchem das Nöthige über die Erhaltung der Gesundheit, über Wartung und Pflege der Kranken, der Kinder, und über ähnliche, dem weiblichen Berufe so nahe liegende Gegenstände gesagt wäre, und wir hoffen, dass der Vf. bey einer neuen Auflage auch diesem Mangel abhelfen wird. — Ein Handbuch würden wir aber diese Schrift nicht genannt haben; es ist nur ein Leitfaden in einigen gemeinnützigen Wissenschaften.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1824.

GESCHICHTE.

Marburg u. Cassel, b. Krieger u. C.: *Die Vorzeit. Ein Taschenbuch auf das Jahr* 1824. (Herausgegeben vom Hrn. Superint. Dr. *Justi.*) X u. 324 S. 8. (1 Thlr. 12 gGr.).

Die Kupfer und Steindrücke, womit dieses Mal *die Vorzeit* vor dem Publicum erscheint, verdienen eine vorzüglich ehrenvolle Erwähnung; nicht, als ob das Taschenbuch in frühern Jahren etwas Schlechtes oder Mittelmäfsiges in dieser Art geliefert hätte: die Ausstattung von Seiten der Kunst war vielmehr gleich Anfangs seiner würdig; doch findet Rec., dafs sämmtliche, dem gegenwärtigen Jahrgange beygefügte, Abbildungen, was Zeichnung, Stich und Druck betrifft, dem ohnehin so lieblichen Buche zur besondern Zierde gereichen. Sie find folgende: 1) das *Titelkupfer*, von *G. Böttger* gestochen und nach einem von dem Vf. des dazu gehörigen Auffatzes (S. 99 — 150), Hrn. *v. Gersdorf*, dem verdienten Herausg. mitgetheilten sehr alten Gemälde gefertiget, stellt den tapfern und heldenmüthigen Heermeister des deutschen Ordens in Liefland von 1433 — 1435 *Franko von Kersdorf* vor. Es ist ein ungemein schöner Mannskopf, der das lebendigste Gepräge von Muth, Entschlossenheit und Wohlwollen trägt. Die Erzählung ist aus ungedruckten Urkunden des geheimen Archives zu *Königsberg* in Preufsen entlehnt, durch Benutzung vieler gedruckter Hülfsmittel, die allenthalben nachgewiesen find, erweitert, und dem anziehenden Gegenstande, dessen Leben und Thaten bis zu seinem, an der *Schwita* in der Mitte seiner Getreuen gefundenen, rühmlichen Heldentod sie beschreibt, in aller Absicht entsprechend. 2) Das *Titelblatt*, gezeichnet von *Matthäi* und lithographirt von *C. F. Müller* zu Karlsruhe. Die getreue Abbildung Eines der wenigen Kunst - Denkmäler, die sich aus der Vergangenheit in Kurhessen vorfinden. Sie stellt nämlich das äufserst einfache, 11 Fufs hohe, aus massiven Steinen in der Gestalt eines Kreuzes zusammengesetzte und von einem eisernen Geländer umgebene, Denkmal vor, welches, mit einer schwer zu verstehenden (*v. Wiederhold* hat sie in den *Hess. Denkwürdigkeiten* zu lösen versucht) Inschrift versehen, man weifs nicht, wann? und von wem? dem am 5ten Jun. 1400 auf der Frankfurter Heerstrafse zwischen den vier hess. Städten Fritzlar, Borken, Felsberg und Gudensberg, sehr wahrscheinlich auf Anstiften des K. *Johann v. Maynz*, von den beiden Rittern *Friedrich v. Hertingshausen* und *Kunzmann v. Falkenberg*, nach dem blutigsten Kampfe ermordeten H. *Friedrich von Braunschweig Wolfenbüttel* auf der Stelle, wo die Unthat vollbracht wurde, gesetzt worden ist. Die nähere Beschreibung von *J.* liest man S. 294 f., nebst Angabe der Schriftsteller, welche von der Begebenheit handeln. Hrn. Hauptmann *Matthäi* zu Marburg ist die Zeichnung, auf welcher nur die neben dem Denkmale herführende Strafse hätte bemerklich gemacht werden können, sehr wohl gelungen. 3) Eine vortreffliche Abbildung der berühmten *St. Elisabeth - Kirche* zu Marburg, meisterhaft gezeichnet von *Moller* zu Darmstadt und musterhaft gestochen von *Eberhardt* daselbst. Sollte Rec. etwas daran aussetzen, so wäre es diefs: dafs man die Brücke, oder den Gang, welcher beide Hauptthürme oben, etwa in ⅔ Höhe von dem Fundamente, mit einander verbindet, und den man selbst auf der 1807 von *Ritter* gefertigten Abbildung von ganz Marburg wahrnimmt, vermifst. Die Beschreibung der Kirche selbst, nebst ihren Kunstdenkmälern von dem würdigen Herausgeber (S. 2 — 58), ist, nach Allem, was bisher schon von ihr im Drucke erschien, unstreitig das Vollständigste, Genaueste und dem interessanten Gegenstande Angemessenste. Besonders werden sie die Besitzer der Darstellung dieser Kirche in 18 verschiedenen Kupfertafeln, welche sich in des Ob. Finanzrath *Mollers* schätzbarer Sammlung der *Denkmäler deutscher Baukunst*, Th. 2. befindet, dem Vf. Dank wissen. Eines Auszuges ist diese Beschreibung, ohne durch Zerstückelung ihrer Schönheit und Genauigkeit zu nahe zu treten, nicht fähig; auch bedarf es ihrer nicht, da sie kein Kenner und Freund alterthümlicher Kunstwerke ungelesen lassen wird. Aber empfehlen möchte sie Rec. zur vorzüglichen Beherzigung dem neuesten reisenden Dänen, der sonst auf Geschmack, Beobachtung und Kunstsinn so gerechten Anspruch macht, in seinen nicht sparsamen Bemerkungen über *Marburg* sich aber damit begnügt, zu sagen: „Unter den Kirchen in M. fand ich Eine, die gröfste, gebaut von gehauenen Steinen, mit zwey herrlichen durchbrochenen Thürmen und Spitzen, merkwürdig und schön als gothisches Gebäude, die schönste, welche ich bisher in Deutschland sahe." (S. *Molbechs* Reise gjennem Tydskland 1819. 1820. Bd. 1. S. 124 f.). Mit zu die-

dieser Beschreibung gehört auch noch 4) *C. F. Müllers* herrlicher Steindruck, welcher eine nach des kürzlich verstorbenen Zeichenmeisters *Kessler* zu Marburg mit seltener Treue und Sorgfalt gearbeiteter Zeichnung verfertigte Abbildung *des Begräbnissdenkmals der heiligen Elisabeth* darstellt. Wer das Monument nur Ein Mal im Originale gesehen hat, muss solches hier auf den ersten Blick wieder erkennen. Die ausführliche Beschreibung desselben ist desto willkommener, da sie die neuesten, unserm Zeitalter zur Schande gereichenden, Schicksale dieses kostbaren Denkmals mit verdientem Unwillen aufdeckt. Bekanntlich wurde die Kirche, zur Zeit der königl. westphälischen Regierung, „weil solches die *Zeitumstände* so mit sich brachten," mit andern Worten: weil Silber, Gold und Edelgesteine die Lust der Befehlshaber reizten, im J. 1810 dieser ihrer herrlichsten Zierden beraubt und das Begräbnissdenkmahl nach *Cassel* abgeführt. Der Ruf von mehr als 3 Millionen Thaler Werth, den es enthalten sollte, die vielen aus hohem Alterthume stammenden Gemmen und Kameen von griechischer, römischer und orientalischer Arbeit, die 824 Edelsteine, die 59 Perlenmutterplatten, die 2 sehr grossen und eine Menge kleinerer köstlicher Perlen, die es wirklich enthielt, schien an dieser Störung der Ruhe der Gebeine von Einer der Edelsten ihres Geschlechtes mehr Theil gehabt zu haben, als etwa das Verlangen nach dem Besitze der Reliquien oder nach dem Anblicke des seltenen Kunstwerkes, welches sie umgab. Das Denkmal kam zu seiner Zeit nach Marburg zurück; aber geschändet, beraubt und geplündert von unheiligen Händen! Doch — der würdige Vf. sagt mit Recht: auch nach dem Verlust von seinem Metall- und Kleinodienwerthe behält das Werk um der schönen Arbeit an den silbernen und reich vergoldeten Figuren und der vielen trefflichen Gemmen und Kameen willen, die ihm übrig geblieben sind, für jeden Freund und Kenner der alterthümlichen Kunst seinen sehr bedeutenden Werth. — 5) und 6) Darstellung der in ältern Zeiten bedeutenden Burg *Blankenstein* in der Nähe des grossherzoglich-hessischen Fleckens *Gladenbach*, und zwar die Erste in dem schlechten Zustande, worin sie nach ihrer Zerstörung jetzt erscheint, die 2te in der imponirenden Gestalt, worin sie vor dem sie verwüstenden 30jährigen Kriege sich zeigte. Eine diesem vormaligen Schlosse gewidmete Schrift hat man nicht; um so viel angenehmer ist die zu diesen Steindrucken gehörige Beschreibung desselben (S. 151—172) von dem Herausgeber, worin er die kurzen Notizen weiter ausführt, welche er davon in der *Allg. Encyklopädie d. Wissensch. und Künste*, Th. 10. S. 319 f. gegeben hat. 7) Eine Abbildung der *Geros*- oder *Gersdorfs-Burg* bey Quedlinburg, welche, nach *Meiboms* Rer. German. T. II. zu *Karls des Grossen* Zeit von des Markgrafen *Geros* Voraltern schon bewohnt wurde. Eine kurze Geschichte ihrer Schicksale erzählt Hr. *v. Gersdorf* S. 245 f. Von dem übrigen Inhalte dieses Taschenbuches nennen wir noch: *Etwas über die Regierung und Gesetzgebung des deutschen Ordens in Preussen* (S. 58 f.) von *Rauschnik*. *Die Brunsburg, ein altes sächs. Kostell, unweit Höxter* (S. 79) von *Wigand*. *Das ehemalige kaiserliche und Reichswassergericht in der Wetterau* (S. 199 f.) von *Schazmann*; nebst einigen *kleinen historischen Merkwürdigkeiten* (S. 220 f.) und *Miscellen* (S. 284 f.). Möge sich die *Vorzeit*, die dieses Mal durch Mannichfaltigkeit des Inhaltes merklich gewonnen hat, noch recht lange erhalten!

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ALTONA, b. Busch: *Von den gemeinschaftlichen Erbauungen in den Häusern. Drey Predigten,* gehalten im Herbst 1823 *vom Archidiak. Harms* in Kiel. 1824. VI u. 66 S., gr. 8.

Nach der in *Seebode's* krit. Bibliothek Nr. 12. 1823 S. 1145 ff. zu lesenden, alle Gegner zu Grund und Boden schmetternden Schutzschrift sollte man billig Bedenken tragen, über Hrn. *Harms* und dessen Thun und Treiben fernerhin auch nur ein einziges Wort zu verlieren. Da indessen jene Schutzschrift nur hervorgegangen ist aus einer Eingenommenheit, die Hr. *H.* durch seine Persönlichkeit dem dortigen Briefsteller einzuflössen gewusst hat, Rec. aber nicht so glücklich gewesen ist, den Mann, wie er auf seiner Reise sich vielen dargestellt hat, nach seinen persönlichen, vielleicht sehr liebenswürdigen, Eigenschaften kennen zu lernen, auch überall gar nicht die Person, sondern nur den *Schriftsteller* beurtheilt, so bezieht er auch um so weniger auf sich die feinen Komplimente, mit welchen der Apologet in der krit. Bibl. die Gegner seines Helden regalirt. Rec. weiss wenigstens von keinem „Gift," womit er Hrn. *H.* sollte „angespien" haben, auch von keiner „Nichtswürdigkeit," die derselbe durch ihn „erlitten" hätte. Rec. hat ferner nichts dagegen, dass *Harms* „klare fromme Augen der Liebe, einen weichen Blick, eine gutmüthige und so kluge (sic) Miene, ein einfaches natürliches Wesen" hat; dass er ferner „geistreich, sanft und milde, voll ruhiger Ueberzeugung und darum fest, voll heiterer Laune und Ironie eines kindlichen Gemüthes," sogar „gründlich gelehrt, im Lateinsprechen wohl geübt, in Kiel ausserordentlich geliebt; — ein reiner, *göttlich gesinnter* Mensch" ist. Sollte der Enthusiasmus auch hier und da einen verschönernden Pinselstrich angebracht haben, wer verzeiht das dem Enthusiasmus nicht gern? Und wenn *Harms* und sein Apologet und dessen Kinder „in der Scheune zusammen dreschen und auf den Bergen zusammen herumklettern und wie die Kinder um die Wette laufen, um zu versuchen, wer der leiblich Elendeste sey" — wer kann etwas dagegen einzuwenden haben, als höchstens der Leser und Käufer der krit. Bibliothek, der diese ohne Zweifel sich anschafft, nicht um Apologien für die *Persönlichkeit* dieses oder jenes *Schriftstellers* als *Menschen*, sondern über *Schrif-*

Schriften gediegene Urtheile zu lesen. *Persönlich* also mag *Harms* so liebenswürdig seyn, als er es nur immer seyn kann und will, und er mag jährlich einmal auf Reisen gehen und diese Liebenswürdigkeit in verschiedenen Gegenden des lieben deutschen Vaterlandes zur Schau tragen, das geht Rec. im mindesten nicht an. Aber wie dieser liebenswürdige Mann sich in seinen *Schriften* giebt, darüber hat Rec. sich hin und wieder ein freymüthiges, mitunter auch wohl starkes Wort erlaubt, und wird sich, wo er dazu Veranlassung findet, ein solches auch noch ferner erlauben, ohne jedoch von „Gift" u. dergl. auch nur das Geringste in seinem Herzen zu haben, und ohne zu fürchten, dass er sich dadurch gegen diesen „reinen, göttlich gesinnten Menschen" im Mindesten einer „Nichtswürdigkeit" schuldig machen werde. Dass er, was doch schwerlich, wenn Hass in seinem Gemüthe wäre, der Fall seyn würde, auch wohl loben mag, was *H.* etwa Lobenswürdiges schreibt, glaubt er noch ganz neuerlich bey der Anzeige von dessen „christlichen Wochenbettsegen" bewiesen zu haben und will es auch jetzt bey der Anzeige dieser vorliegenden „drey Predigten" in so fern beweisen, als sie eine empfehlungswerthe Seite haben. Diese aber haben sie, wenn man sie nämlich getrennt von dem Vorworte und dem Anhange (wovon hernach) lieset, allerdings. Sie handeln ein Thema ab, das es sehr wohl verdient im Kanzelvortrage behandelt zu werden, und sie handeln es in einer Art ab, gegen die, an sich betrachtet, wenig oder gar nichts einzuwenden ist. *Die gemeinschaftlichen Erbauungen in den Häusern der Christen*, oder, was sonst „Haus - oder Familien - Andacht" kurz weg pflegt genannt zu werden, ist ohne Zweifel ein Gegenstand, über dessen Gehalt und Werth und zweckmässige Einrichtung man von Zeit zu Zeit die Christen allerdings belehren soll; und gesetzt auch, dass ein ehrlicher Rec. für seine Person, selbst nach den ein anderes Resultat gebenden Belehrungen eines *Harms*, noch einige bescheidene Zweifel gegen die unbedingte Empfehlungswürdigkeit solcher festgesetzten häuslichen Andachten auf seinem Herzen hätte, so würde ihn doch das gar nicht hindern, dasjenige, was Hr. *H.* in diesen Predigten darüber sagt, für recht gut, wenn gleich mitunter etwas affektirt, gesagt zu erklären. In der *ersten* dieser Predigten nun giebt der Vf. 1) die Beschreibung, 2) das Lob der gemeinschaftlichen Erbauungen in den Häusern nach Eph. 5, 18 — 20. Was nun die *Beschreibung* betrifft, so kann sich Rec. kaum überzeugen, dass es völlig so schlimm in der Christenheit stehe, als es *Harms* behauptet, wenn er S. 6 sagt: „zuerst die Beschreibung. Denn Lieben, es ist ja die Wahrheit, diese häuslichen Erbauungen sind dergestalt ungebräuchlich geworden und in Unkenntniss gekommen, dass viele nicht einmal wissen, was darunter verstanden werde; ja, es haben gewiss einige Christen solche Vorstellungen davon, dass sie mit Widerwillen sie werden empfehlen hören." Es wäre doch wahrlich sehr schlimm, wenn es *Viele* geben sollte, die unter „Erbauung" und „gemeinschaftlicher" Erbauung und zwar „in den Häusern" irgend etwas anders sich dächten, als was auch *H.* darunter gedacht wissen will, nämlich die Beschäftigung mit Gottes Wort, auch ausser der Kirche, in Gebet und Gesang, Bibellesen, Nachdenken über das Gelesene, Auslegung desselben nach Vermögen u. s. w., und zwar so, dass Mehrere sich zu diesem Zwecke mit einander vereinigen, als wodurch sich diese Art von häuslicher Erbauung von der ganz privaten, die jeder für sich allein anzustellen hat, sich unterscheidet. Auch möchten schwerlich *Viele* seyn, die nicht recht gut wüssten, dass es für den Zweck solcher häuslichen Erbauungen sehr gleichgültig sey, zu welcher Zeit, an welchem Ort, wie oft an jedem Tage — der Vf. will, wenigstens zweymal täglich — von wie vielen Theilnehmenden u. s. w. sie anzustellen seyen. Die Beschreibung hätte also füglich wegfallen, oder auf wenige Zeilen zurückgebracht werden können. Gegen das *Lob*, dass nämlich durch solche häusliche Erbauung die öffentliche *Andacht* befördert, die christliche *Tugend* bewahrt, die christliche *Liebe* entzündet werde, ist nichts einzuwenden, vorausgesetzt, dass solche Erbauungen verständig eingerichtet und nicht zu einer bloss mechanischen Gewohnheit werden. In der *zweyten* Predigt werden die häuslichen Erbauungen gegen die Einwürfe *vertheidigt*, dass sie nicht schicklich, nicht thunlich und nicht dienlich seyen. Der Text ist Ps. 92, 2 — 5, von welchem jedoch der Vf. selbst eingesteht, dass er nur nach einer Accomodation der Betrachtung zum Grunde könne gelegt werden. Mit dem, was jenen Ein - und Vorwürfen entgegengesetzt wird, kann man übrigens im Ganzen wohl zufrieden seyn, wenn auch gegen Einzelnes noch manches einzuwenden seyn möchte. „Des christlichen Frauenzimmers" und der „Vorr. zu der Schrift: Betrachtungen über einzelne Abschnitte d. heil. S. Hamb. 1823" hätte lieber S. 31 keine Erwähnung geschehen mögen. (S. die Rec. in der A. L. Z. Erg. Bl. Nr. 130. 1823). Die *dritte* Predigt endlich möchte die empfehlungswürdigste von allen seyn. Sie giebt nach Matth. 6, 5 — 8 folgende *drey*, sehr beherzigungswerthe, *Rathschläge in Betracht der gemein. Erbauung*: 1) Sehet mehr auf die Sache selbst, als auf die Form. (Nur kommt doch in der Ausführung die *Form* mehr als die *Sache* zum Vorschein. Der Vf. verfährt im Ganzen bloss negativ, sagend, dass man nicht gerade an die Zeit, an die Personen, die dabey gegenwärtig seyn müssen, an den Gesang, an das Buch, aus welchem gelesen werde u. s. w. sich zu halten habe, was jedoch im Grunde alles schon in der ersten Predigt, da, wo von dem „Ausserwesentlichen" die Rede, vorgekommen ist. Die *Sache*? — Nun freylich, sie besteht nach S. 43 darin, „dass die Herzen zu Gott emporgehoben werden, dass einer von dem andern *wisse* (?), dass jeder ein Wort hört von ernsten Dingen u. s. w."). 2) Wollet nichts erzwingen. 3) Meidet den bösen

Schein

Schein; welches letztere wohl noch eine ausführlichere Behandlung verdient hätte, als die ihm hier zu Theil geworden ist.

Hätte nun der Vf. diese Predigten so, wie sie sind, ohne alle weitere Zugabe, nämlich ohne das Vorwort und ohne den Anhang S. 53 — 66 erscheinen lassen, so würden sie kaum irgend einen Widerspruch finden können. Einen um so gröfsern aber werden sie nun finden, da die Tendenz offenbar die ist, das „Conventikelwesen," das zu unserer Zeit vielbesprochene und in vielfacher Hinsicht höchstbedenkliche, in Schutz zu nehmen. Im Vorworte nämlich äufsert der Vf. sehr unverholen seine Unzufriedenheit mit dem „Harten und Zwangvollen," das, laut der Kirchenzeitung „die Zusammenkünfte in mehreren Häusern zur gemeinschaftlichen Erbauung" jetzt in manchen Ländern und namentlich in „einem gewissen Lande erfahren, wo nicht jedermann die Bibel lesen darf mit Freunden zugleich, und nicht einen Gesang singen darf mit seinen Nachbarn." Er nennt solches wiederholt „ein sonderbares Zeitereignifs," und die armen Rationalisten, die freylich an allem Unheil in der ganzen Welt schuld sind, müssen hier abermals herhalten, indem ihnen auf den Kopf zugesagt wird, dafs sie, „die sonst auch gar kein Band des Glaubens vertragen (?!), sondern eine völlige Religions - Gewissens - Lehrfreyheit fodern, vor Andern den religiösen Zusammenkünften abhold zu seyn scheinen und sich (NB.) *durch ihr Sprechen und Schreiben wider solche Zusammenkünfte fast* (Gottlob! doch nur „*fast*") *in den Verdacht bringen, als wenn Schelsucht und Missgunst ihnen* (wem? den Rationalisten??) *zum Grunde lägen, oder Besorgniss, ihr Ansehen möchte leiden dadurch.*" O des „*milden*" Mannes, der einen solchen Verdacht zu erregen sucht! O des „*reinen göttlich gesinnten*" Menschen, der seinen Nächsten, wenn auch nur andeutend und wie von einer möglichen Sache redend, und die Beschuldigung durch ein „fast" beschränkend, unreine Beweggründe unterschiebt! Wohl thut es ihm Noth, dafs sich der Apologeten mehrere finden, die durch empfindsame Schilderung der liebenswürdigen Persönlichkeit des Mannes den übeln widrigen Eindruck zu verwischen suchen, den seine gallenbittern Ausfälle in seinen Schriften nothwendig hervorbringen. — Im Anhange wird eine Verordnung Königs *Christian VI.* von Dänemark, datirt Febr. 13, 1741 mitgetheilt, *in wie weit die Haltung geistlicher Versammlungen ausser dem öffentlichen Gottesdienst*, in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, *zugelassen oder untersagt seyn solle.* Hr. *H.* ist mit derselben, weil sie die Conventikel nicht gänzlich untersagt, sondern nur und zwar sehr mäfsig beschränkt, recht wohl zufrieden, und will sie als eine *vierte* Predigt (Vorr. VI.) d. h. in dieser Verbindung wohl als eine Empfehlung der Conventikeln angesehen wissen, die zwar Hr. *H.* „nicht selbst hält," wovon auch der Zeit „in der Gemeinde kaum mehr als Eine und nur eine Spur sich findet," die aber doch, wie sich aus dem Ganzen hinlänglich ergiebt, nach dem Wunsche des Hrn. *H.* es recht sehr verdienten, eingeführt zu werden. Rec. fühlt sich nicht berufen, weder, was König Christian VI. 1741 für heilsam erachten mochte, noch was Hr. *H.* erspriefslich finden mag, zu kritisiren; ist aber vor der Hand der Meinung, dafs unsere jetzigen Regierungen, wenn sie andere Maafsregeln ergreifen, dazu wohl auch ihre guten Gründe haben mögen, ohne sich darin durch die Bemerkung von „sonderbaren Zeitereignissen" stören zu lassen, und dafs, wenn Hr. *H.* seine Gründe haben kann, Conventikel zu wünschen, Andere dagegen Ursach haben können, sich wider dieselben zu erklären, ohne dafs im Mindesten „Schelsucht und Missgunst oder Besorgnifs, das Ansehen möge darunter leiden," an solcher Erklärung Antheil haben.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

AUGSBURG, b. Wolff: *Grundsätze der politischen Oekonomie*, von *N. F. Canard.* Aus dem Franz. übersetzt von *J. Völk*, Oberrechnungs - Commissair der Königl. Bayerschen Regierung des Oberdonaukreises K. d. J. 1824. 209 S. 8.

Obgleich das *Canard*'sche Werk viele grobe Irrthümer in sich schliefst, und insbesondere die Haupttendenz desselben gänzlich verfehlt ist, nämlich zu beweisen, dafs alle Arten von Abgaben sich am Ende unter alle Gattungen von Einkommen gleich vertheilen, und es daher vollkommen einerley sey, welche Art von Abgaben ein Land habe, wenn sie nur lange dauern, dafs nur die Veränderung in denselben Erschütterungen hervorbringe und daher das beste sey, die alten Abgaben bestehen zu lassen, jede Veränderung derselben aber ein grofser Fehler sey; so enthält es doch auch viele scharfsinnige Bemerkungen und neue Ansichten, und in dieser Hinsicht ist es nicht unwürdig, in der deutschen Literatur eine Stelle einzunehmen. Zwar haben wir schon eine Uebersetzung, welche jedoch Rec. nicht gesehen. Hr. *V.* bemerkt, dafs er die seinige unternommen, weil die vorhandene sehr fehlerhaft sey. Die seinige ist, einige Provinzialismen der Sprache abgerechnet, gut, und giebt den Sinn des Vfs. vollkommen und deutlich wieder. Den Werth der Schrift selbst aber scheint der Uebersetzer in der Vorrede zu überschätzen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1824.

OEKONOMIE.

1) Bern, b. Burgdorfer: *Vorlesung über die Kultur der Kühalpen*, gehalten in der schweizerischen Gesellschaft für die Naturkunde in Lausanne den 28sten Heumonat 1818. von *Karl Kasthofer*, Oberförster. 35 S. 8.

2) Aarau, b. Sauerländer: *Bemerkungen über die Wälder und Alpen des Bernerischen Hochgebirgs.* Ein Beytrag zur Bestimmung der Vegetationsgrenze schweizerischer Holzarten, des Einflusses der Waldungen auf die Kultur des Hochgebirgs, des Verhältnisses der Forstwirthschaft zur Landwirthschaft und der Bedinge für Verbesserung der Alpenwirthschaft. Von *Karl Kasthofer*, Oberförster. *Zweyte* vermehrte und verbesserte Auflage. 1818. XVI und 196 S. gr. 8.

3) *Ebendas: Bemerkungen auf einer Alpen-Reise* über den Susten, Gotthard, Bernhardin, und über die Oberalp, Furka und Grimsel. Mit *Erfahrungen über die Kultur der Alpen* und einer Vergleichung des wirthschaftlichen Ertrags der Bündenschen und Bernischen Alpen. Nebst *Betrachtungen über die Veränderungen in dem Klima des Bernischen Hochgebirgs.* Eine von der Schweizerischen Gesellschaft für die Naturkunde gekrönte Preisschrift. Von *Karl Kasthofer*, Oberförster u. s. w. 1822. 354 S. gr. 8.

Die drey vorliegenden Schriften sichern ihren kenntnißsreichen Vf. einen unvergänglichen Namen in seinem Vaterlande; denn alle drey bezwecken die Verbesserung der Alpenwirthschaft, die bekanntlich fast allenthalben noch auf der niedrigsten Stufe der Ausbildung steht. Zwar haben schon *Dyck*, *Wyttenbach*, *Haller*, *Steinmüller*, *Ebel* und vorzüglich *Medicus* die täglich fühlbarer werdenden Mängel der Benutzungen der Alpen beleuchtet, aber ihre Vorschläge blieben unversucht und ohne Erfolg. Der Gegenstand ist nichts desto weniger für die gesammte Schweiz von der höchsten Wichtigkeit. Wäre Hr. *K.* auch weniger davon durchdrungen, so müsste schon die Theilnahme, welche die Gebildetern diesen seinen Werken geschenkt haben, dafür bürgen, dass er willigeres Gehör bey seinen Landsleuten finden werde als seine Vorgänger. Es lässt sich diess um so mehr hoffen als er selbst mitten unter den Oberländern lebt, für die er zunächst schreibt, sein glühender Eifer für das Bessere von Seiten der Regierung alle Unterstützung erhält, sie ihm die Aufsicht über sämmtliche Waldungen dieses Landestheils anvertraut hat, er selbst eine zur Versuchs- und Musterwirthschaft sich eignende Alp unweit des von ihm bewohnten Schlosses zu Unterseen besitzt und er endlich die Gründung einer eigenen Lehranstalt für Gebirgsforstwissenschaft und Alpenwirthschaft ankündigt. Möge es seinem Eifer und den Kantonalobrigkeiten gelingen, die Zweifel und Vorurtheile zu besiegen, welche die Aelpler (Hirten) gegen den Nutzen alles Anbaues ihrer Bergtriften seit Jahrhunderten auf ihre Nachkommen forterben! Mit diesem Wunsch wenden wir uns wiederum zu dem oben angegebnen Schriften.

Nr. 1. schildert zuerst die 3500 bis 6500 Fuss über dem Meer sich erhebenden Kühalpen des bernerischen Oberlandes in Beziehung auf ihre natürliche Beschaffenheit und die Art, wie sie benutzt werden. Die älteste und allgemeinste Benutzung dieses Bodens nämlich die Beweidung desselben, gewährt allerdings bedeutende Vortheile, insonderheit milchreichen Graswuchs, fast ohne Kosten zu verursachen. Diese Vortheile können indessen noch beträchtlich erhöhet werden und dazu thut der Vf. Vorschläge. Als ganz vorzüglich dazu geeignet hält er: 1) die Einfristungen oder Einschläge. Sie würden die Anlegung zweckmässiger Stallungen erfoderlich machen, die entweder noch ganz fehlen, oder wenigstens weder zur Stallfütterung noch zur Gewinnung des Düngers eingerichtet sind; 2) die Vermehrung des Düngers in den Stallungen durch Anpflanzung passender Holzarten, deren Blätter Streu- und Futterungsmittel geben; 3) die Anwendung trockener Mauern oder lebendiger Hecken von Rothtannen, Lerchentannen, Weisserlen, Birken u. s. w., zu den bey erst gedachten Einfristungen; 4) die Einführung eines förmlichen Kulturwechsels. Hierbey wird daran erinnert, dass auf den schweizerischen Alpen die weisse Rübe und die Rutabaga noch 6400 Fuss, der Flachs noch sehr schön 5200 Fuss und die Sommergerste bis 4800 Fuss Höhe gedeihen; 5) die absichtliche Ausrottung der schädlichen Unkräuter und Giftpflanzen, um sie durch gute Futterkräuter zu ersetzen; 6) das Verflächen des Alpenbodens. Darunter wird das Abtragen der Erhöhungen und das

das Ausfüllen der Vertiefungen der Oberfläche verstanden, um entweder die Trockenlegung sumpfiger Gründe oder die Bewässerung der allzutrocknen bewirken zu können.

Nr. 2. ist die Umarbeitung eines in der bayerschen Zeitschrift für das Forst- und Jagdwesen abgedruckten Aufsatzes. Sie beginnt mit einer allgemeinen Ansicht der oberländischen Waldungen und Alpen, aus welcher der Schluss gezogen wird, dass in keinem Lande die Bewirthschaftung der Ländereyen und ihre von der steigenden Bevölkerung gefoderte Verbesserung so sehr durch die Waldungen bedingt werde als gerade in dem bernerischen Oberlande, worunter der Vf. die Oberämter Interlacken und Oberhasle versteht. Aus diesem Grunde geht eine nähere Betrachtung dieser Wälder der Darstellung der Alpenwirthschaft voraus. Dem zu Folge werden die Baumarten der oberländischen Waldungen einzeln ausführlich abgehandelt und als solche genannt die Arrn (*Pinus Cembra L.*) die Lärchtanne (*Pinus Larix L.*); die Fichte oder Rothtanne (*Pinus Abies L.*); die Weisstanne (*Pinus picea L.*); der Eibenbaum (*Taxus baccata L.*); die Buche (*Fagus sylvatica L.*); der Kastanienbaum (*Fagus Castanea Lin.*); die Winter- und die Sommereiche, der Bergahorn (*Acer Pseudoplatanus L.*); die Lenne (*Acer platanoides L.*); die Birke (*Betula alba L.*); die nordische oder weisse Eller (*Betula Alnus incana?*); die Esche (*Fraxinus excelsior*); die Ulme (*Ulmus campestris* und *Ulmus sativa*); und der Nussbaum (*Juglans regia L.*). Dieser Abschnitt enthält wichtige Beyträge zu der Lehre von der Pflanzenverbreitung und zu den Höhenbestimmungen von Vegetationsgrenzen der angeführten Holzarten. Die Sach- und Ortskenntniss des Vfs. giebt zu ungemein lehrreichen Vergleichungen zwischen seinen eigenen Beobachtungen und den ähnlichen Thatsachen Anlass, welche die von ihm angezogenen Schriften von *Georgi*, *Wahlenberg*, *Pallas*, *Bansi*, *von Buch*, *Zschokke*, *Güldenstädt*, *Hausmann*, *Gmelin*, *Arthur Yung*, *Niemann* u. m. A. erzählen. Die von ihm versuchten Holzculturen werden für den ausübenden Forstbeamten in Hochwaldungen viel Neues enthalten. Mit gleichem Fleisse wird die allmählige Ausbildung des Waldeigenthums und der Nutzungsverhältnisse nach den bewährtesten einheimischen Geschichtforschern und den betreffenden Urkunden erzählt, dann die vormalige Waldverwaltung mit der gegenwärtigen verglichen. Allerdings fällt diese Vergleichung zum Vortheil der letzten aus; denn vor dem achtzehnten Jahrhundert ward nicht einmal geahndet, dass ausser dem Zwecke der Holznutzung noch ein anderer wichtiger, nämlich die Sicherung und Erhöhung der Kultur der Thäler und Alpen durch Forstpflege, erreicht werden könnte. Die Forstwirthschaftliche Behandlung dieser oberländischen Wälder ist vielen Hindernissen unterworfen. Als solche erscheinen die Schneelawinen, von deren Entstehung man sich ausserhalb der Schweiz mehrentheils eine unrichtige Vorstellung macht, Steinfälle, Eisfälle, Erdlawinen oder Erdbrüche, Steinriseten, worunter man die mit Steintrümmern bedeckten Berghalden verstehet, die Waldweiden, die Geissen- (oder Ziegen-) zucht, das Laubrechnen, das Moosscharren, das Grasschneiden und die Missbräuche in der Holznutzung, was den Vf. zu sagen veranlasst, dass des Grafen Rumford Entdeckungen die oberländischen Wälder in dieser Beziehung sicherer vor dem Verderben retten würden als alle Oberförster, Forstcompendien und Waldreglemente der ganzen Welt. Wie langsam alles Bessere fortschreitet, sieht man an dem Gemälde der Verwilderung des Hochgebirgs, woraus die nachgewiesene Abnahme der Vegetationskraft nach Verhältniss grösserer Erhöhung sich erklären lässt. Die Stellvertreter des Holzes, Torf und Steinkohlen, sind in jenen Gegenden nicht hoch anzuschlagen, und die Waldbenutzung zum Bergbau auch nicht, denn diese Gebirge laufen sehr steil in Nadeln oder schroffe Hörner aus und sind in kurzen Zwischenräumen von Schluchten und Thälern durchschnitten. Wegen ihrer Neuheit werden die Betrachtungen über die Holzpreise jeden Kenner ansprechen. Von S. 128 an folgt die eigentliche Darstellung der Landwirthschaft des Oberlandes, vorzüglich aus dem Standpunct ihres Verhältnisses zu den Wäldern des Hochgebirgs. Verglichen mit der Landwirthschaft in tiefern Gegenden ist freylich die Alpenwirthschaft arm an Erfahrung und sichern Ergebnissen. In Betreff seiner Kulturfähigkeit kann man in dem Oberlande die Thalregion, die Region der Bergvorsassen, die Region der Kühalpen und die Region der Schaafalpen von einander unterscheiden, denn die Tagweiden bilden eben so wenig eine besondere Abtheilung als die sogenannten Wildheumäder. Die erste dieser Regionen reicht bis 1500 Fuss, die zweyte bis 2200, die dritte bis 4500, und die vierte bis 6000 Fuss über den Thunersee. Mit der bey dem vorhergehenden Abschnitte gerühmten umsichtigen Gründlichkeit wird hier, an der Hand der Erfahrung, die oberländische Landwirthschaft durchmustert und es werden ihr vielfältige Gebrechen nachgewiesen. Was von den Allmenden, der Theilung der Ländereyen, ihrem Einflusse auf Bevölkerung und Sittlichkeit, dem Volksaberglauben, der Gesetzgebung und den Mitteln dem fast gänzlichen Mangel an gewerblicher Thätigkeit abzuhelfen, gesagt wird, ist eben so tief gedacht als anziehend vorgetragen. Dass übrigens die Einführung landwirthschaftlicher Verbesserungen nur von den in Vorschlag gebrachten Versuch- oder Probe-Alpen erwartet werden darf, davon halten auch wir uns überzeugt.

Nr. 3. Obgleich die Aufschrift der drey verschiedenen Abtheilungen, auf die der Titel deutet, auf keine Uebereinstimmung des Inhalts schliessen lässt, so haben doch alle drey die Natur des schweizerischen Hochgebirgs zum Gegenstande und berichtigen

gen oder erweitern die in Nr. 1 und 2. gelieferten Beyträge. Auf der im Sommer 1821 unternommenen Geschäftsreise ward ein Weg von 160 Stunden in drey Wochen zurückgelegt. Zu umständlichen Untersuchungen fehlte es allerdings an Zeit; dennoch wird man mit Vergnügen die Beschreibung dieser Wanderung lesen; denn der Vf. sorgt für die Unterhaltung des Lesers indem er den Vortrag naturhistorischer und wirthschaftlicher Gegenstände mit historischen Schilderungen und Vergleichungen abwechseln läfst. Dabey spricht er im Bewufstseyn ihrer Reinheit seine Empfindungen und Ansichten mit einer sehr seltenen Freymüthigkeit aus. Gern wird man ihm folgen von Interlachen über Gadmen, den Susten, Hospital, den St. Gotthard, Faido, Bellenz, Misocco, den Benardin, Thusis, die Bergwerke von Davos, das Prättigau, Chur, die Oberalp, Realp, die Furca und die Grimsel. Wer da glaubt, dafs man nichts Neues mehr über die Schweiz schreiben könne, der nehme nur diese Schilderung zur Hand um sich vom Gegentheil zu überzeugen; freylich führt der Weg in die weniger bekannten Kantone Tessin und Bünden. Der zweyte Theil dieser Schrift S. 219 enthält Berichte über die Kulturversuche auf Alpweiden, die der Vf. selbst mit einer beynahe ängstlichen Sorgfalt angestellt hat, und Vergleichungen zwischen dem Ertrag der bündenschen und bernischen Alpen nebst Berechnungen über die Bewirthschaftung der letztern. Ohne uns in die Einzelnheiten derselben einzulassen, können wir nur die Ideen einer Verbindung der Alpen- und Forstwirthschaft berühren, da sie den Darstellungen und dem Streben des Vfs. zum Grunde liegt. Sie ist an sich so fruchtbar als die verwandte Idee unsers *Cotta* über die Möglichkeit eines Wechsels Forst- und landwirthschaftlicher Kulturen. Beide gehen gleichsam aus einer gewissen innern Nothwendigkeit hervor. Beide können ohnehin nur als Ergebnisse gewisser Erfahrungen und Wahrheiten betrachtet werden. Diese Wahrheiten, mit Beziehung auf die Schweiz, sind folgende: 1) die klimatischen Veränderungen, die in den Gebirgen beobachtet werden und nachtheilig auf die Benutzung der Alpen und der Thalgründe wirken, rühren von der Zerstörung der Alpenwälder her; 2) die Erhaltung der noch vorhandenen Wälder, ihre bessere Pflege und die Anzucht neuer Wälder an die Stelle der zerstörten, kann nur dadurch erlangt werden, dafs im Gebirg der Sinn herrschend wird, der in der Liebe für das Gesammtwohl die Kraft und Lust für eigene kleine Entbehrungen findet; 3) diese Sorgfalt der Landleute für die Waldpflege ist durch einen bessern Unterricht in den Volksschulen und die Erweckung des schlummernden Gemeinsinnes bedingt. 4) So lange die Regierungen und die Landleute im Hochgebirge die Wichtigkeit der Wälder nur nach den Geldpreisen des Holzes beurtheilen, und in der Forstwirthschaft nur eine oft unnütze Kunst der Holzerzeugung erblicken, so lange kann keine tiefgreifende Forstpflege Platz finden. 5) Die Forstwirthschaft muss daher nicht als ein für sich bestehender Verwaltungs- und Productionszweig, sondern als ein den Rücksichten der Landwirthschaft und der Viehzucht untergeordnetes Fach betrachtet und behandelt werden. 6) Die Wälder im Hochgebirge müssen also Schutzmittel seyn gegen Witterungszufälle, Futterungsmittel für die Viehzucht gewähren können, Streustoffe zur Vermehrung des Düngers liefern, und wo möglich Nahrungsmittel und Stoffe für Fabrikationsgegenstände, deren Absatz sicher ist. 7) Es müssen in den Alpen die Buchen, Weifstannen und Kiefern, wo es thunlich ist, durch Ulmen, Eschen, Ahorn, Weifsellern, Birken u. d. m. die Rothtannen durch Arren und Lärchtannen verdrängt werden. 8) Die Alpen gewähren den Nutzen nicht, den sie gewähren könnten. Die Gemeinweidigkeit derselben ist ein Uebel, wie die Zerstückelung der Ländereyen in den Thalgründen ein Uebel ist. Die künstliche Vermehrung der vorzüglichsten Alpenkräuter, die bisher noch nirgends geschehen, ist überall im Hochgebirge möglich. Der Kartoffelbau, der Flachsbau, der Kleebau, der Getraidebau würde auf vielen Alpen möglich und für den vaterländischen Wohlstand wichtig seyn. 9) Auf sehr vielen Alpen wären Ansiedelungen möglich und es könnte mithin die verarmte Bevölkerung sich darauf anbauen, anstatt in den brasilianischen Wüsten zu verschmachten. — Die *dritte* Abhandlung S. 271. ist bereits abgekürzt in den *Zschokkeschen Ueberlieferungen* Jahrgang 1820. November und Decemberheften enthalten; hier erscheint sie vollständig. Sie erhielt den von der Schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften ausgesetzten Preis auf die beste Beantwortung der Frage: *Ist es wahr, dafs die hohen Schweizerischen Alpen seit einer Reihe von Jahren wirklich rauher und kälter geworden sind?* Der Vf. bescheidet sich selbst dafs er mehr Beyträge als eine erschöpfende Lösung dieser schwierigen Aufgabe geliefert habe. Das glauben wir auch, denn er zeichnete nur die Resultate einer aufmerksamen zehnjährigen Beobachtung des Berner Hochgebirgs auf, und unterwarf sie der gröfseren Sicherheit wegen, dem Urtheil einer zu diesem Zwecke von ihm ausgeschriebenen Consulta von Gemsjägern aus den höchsten Thälern der berner Alpen. Mit Dank wird man eine Menge bewährter Thatsachen hier aufgezählt finden. Nicht minder schätzbar sind die vielen nützlichen Vorschläge, um der fernern Verwilderung Schranken zu setzen. Bey der Wichtigkeit der aus den Thatsachen gezogenen Schlüsse nicht nur für die Schweiz, sondern selbst für die physicalische Erdkunde überhaupt, können wir es uns nicht versagen, sie Auszugsweise hier mitzutheilen. Sie bestehen wesentlich in Folgendem: 1) Es ist wenig Uebereinstimmung in dem Vorrücken und Zurücktreten der einzelnen Gletschermündungen in die tiefern Thäler. 2) Die Gletscher wachsen nicht nur in Folge schnee-

rei-

reicher Jahre und darauf folgender heisser Sommer, sie wachsen auch in Folge der allmähligen Zertrümmerung ihrer Boden und diese Zertrümmerungen sind, nebst der Unregelmäsigkeit der Schneeanhäufungen durch Lawinen, die Ursache der unregelmäsigen Gletscherbewegungen. 3) Es ist kein Beweis da, dass überhaupt die Gletschermassen seit Jahrtausenden auf den hohen Alpen sich vermehrt haben; aber es ist Thatsache, dass diese Gletschermassen sich tiefer und weiter ausgebreitet haben. Diese Ausbreitung der Gletscher aber beweiset nichts für die Abnahme der Temperatur. 4) Die Schneelinie läst sich nicht allgemein bestimmen; sie steigt oder fällt durch örtliche Einflüsse. 5) Die Schneelawinen entstehen nie auf Berghalden, die mit Wald bewachsen sind. 6) Der Rasen verschwindet allmählig und nach ihm verwittert die fruchtbare Erde, vorzüglich auf den Alpen, die hoch über der Waldregion liegen. 8) Die Waldungen haben sich vorzeiten überhaupt beträchtlich höher als jetzt, am Alpengebirg hinaufgezogen, und selbst im höchsten Saume der gegenwärtigen Waldregion ist die Abnahme der Vegetationskraft sichtbar. 9) Die Windströmungen sind da heftiger, wo die Waldungen geschwächt oder verschwunden sind, und diese Windströmungen und Windstösse entführen die fruchtbare Erde, die von Rasen entblösst worden; 10) endlich, es kann nicht bewiesen werden, dass die Temperatur der hohen Alpen niedriger als vormals stehe, selbst da nicht, wo die Vegetationskraft sichtbar schwächer geworden ist. Uebrigens beschränken sich die Hülfsmittel, der Verwilderung des Alpengebirgs und seiner örtlichen Erkältung entgegen zu wirken, auf Erhaltung und Herstellung des Rasens der höchsten Alpenweiden und auf Erhaltung und Bestellung der Alpenwälder wie der Vf. es ausführlich beweiset. Ein so reichhaltiges Buch musste nothwendiger Weise mit einem Inhaltsverzeichnisse versehen seyn. Das S. 350 befindliche ist genau und ganz zweckmäsig alphabetisch. Wir hätten gewünscht, dass es gleichzeitig auch auf die unter 1. und 2. nahmhaft gemachten und in der engsten Verwandschaft stehenden Schriften sich bezogen hätte.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STUTTGART u. TÜBINGEN, in d. Cottaschen Buchh.: *Nationalkalender für die deutschen Bundesstaaten auf das Jahr* 1824. Für Katholiken, Protestanten, Griechen, Russen, zum Unterricht und Vergnügen, für Geistliche und Weltliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Landleute, von *Christian Karl Andre*, Königlichem Würtemberg. Hofrath und Herausgeber des Hesperus und der ökonom. Neuigkeiten u. s. w. *Zweyter* Jahrgang, mit vier Abbildungen. 4.

Wir machen die Leser aufmerksam auf die Fortsetzung eines sehr nützlichen Buches, welches nicht minder reich ist an belehrenden Aufsätzen, Erzählungen, Vorschriften, Anekdoten, Warnungen, Winken u. s. w., als sein Vorgänger, (s. die Anzeige von einem andern Rec. in den Erg. Bl. 1823. Nr. 13.) Ueber den Zweck und Inhalt desselben hat sich der Vf. in der Vorrede zum vorigen Jahrgang erklärt. Den Anfang macht ein *Gedenkbuch* mit Erläuterungen zum Gebrauch 1) des ökonom. Tagebuchs. 2) Der sittlichen Gedächtnisstafel. 3) Der Gedächtnisshülfe für künftige Geschäfte. 4) Des Correspondenz-Journals. 5) Des mnemonischen Magazins. 6) Der Adresstafel und 7) der Bücher-Erinnerungstafel. Die einzelnen weiss gelassenen Blätter sind mit den nöthigen Rubriken, Columnen und Ueberschriften bezeichnet und erleichtern so den Gebrauch ungemein, da sie die schnelle Uebersicht befördern. Darauf folgen eine Menge Mannichfaltigkeiten zum Nutzen und Vergnügen für die Besitzer des Calenders, unter denen wir nur folgende ihres allgemeinen Nutzens wegen ausheben. *Die Feldmaus und die Mittel zu ihrer Vertilgung.* Aeussert belehrend und den Gegenstand erschöpfend. *Der merkwürdigste Tag meines Lebens, eine Schiffbruchs-Scene* Wird niemand ohne die innigste Theilnahme lesen. *Anweisung zur Erbauung und Behandlung Russischer Stubenöfen und zur Erwärmung der Zimmer auf russische Art*, mit Abbildungen. Rec, der selbst 12 Winter in Russland verlebt hat, darf versichern, dass er noch nichts Deutlicheres, Genaueres und Richtigeres über die russischen Oefen gelesen hat. Er fand hier alles sehr bestimmt wieder, was er selbst an Ort und Stelle darüber beobachtet hat und muss den Nutzen, die Zweckmäsigkeit derselben und die grosse Holzersparung dabey bestätigen. Die Zeichnungen stellen alles ganz richtig, genau und auch bey uns anwendbar vor. Sehr belehrend, zumal für Landleute, ist der Aufsatz: *Wie die Aeltern ihre Kinder in die Schule schicken und den Schulunterricht auch selbst unterstützen und befördern sollen*; so wie der 61ste: *über Feuersbrünste, vorzüglich auf dem Lande*, und der 62ste *einige Vortheile in der Haushaltung.* Wir wünschen diesem *wahren Haus- und Volksfreunde* recht viele aufmerksame Leser in Städten nicht nur, sondern auch auf dem Lande.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1824.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Frankfurt a. M., b. Hermann: *Philomathie* von Freunden der Wissenschaft und Kunst. Herausgegeben von Dr. *Ludwig Wachler*. — *Dritter* Band. 1822. 308 S. gr. 8.

Wie die ersten zwey Bände, deren Anzeige jetzt zu spät kommen würde, enthält auch dieser reichhaltige Abhandlungen für Literaturgeschichte sowohl, als für allgemeine Welt und Culturgeschichte. Er beginnt mit einer Untersuchung des Herausgebers unter der Ueberschrift: „*Ueber Johann Jacob Rousseau. — Bruchstücke von Dr. Ludwig Wachler.*" Sie ist mit dem hier gerade höchst passenden Pindarschen Motto: ἐπάμεροι· τί δὲ τίς; τί δ'οὔτις; σκιᾶς ὄναρ ἄνθρωπος u. s. w. bezeichnet und giebt nicht bloss einen Lebensabriss dieses durch Sonderbarkeiten aller Art so höchst ausgezeichneten Geistes, sondern ihr Hauptzweck ist zugleich eine Schilderung und Würdigung des innern Wesens, und des hieraus allein erklärbaren gesellschaftlichen Betragens, wie der literarischen und politischen, geistigen Wirksamkeit, um so der Herabwürdigung des Namens, die bey der Nachwelt eingetreten zu seyn scheint, entgegen zu arbeiten. Einem in der Beurtheilung der seine Eigenthümlichkeit verkennenden und missdeutenden Menge Gedrückten und Gelästerten sein Recht zu verschaffen, und diese noch unerledigte Pflicht der Gerechtigkeit zu erfüllen gegen einen Mann, der das Bild einer höhern sittlichen Welt in sich trug und dabey doch nichts weniger als frey war von der Schwachheit gewöhnlicher Menschen und dem Gifte sinnlicher Lust — diese Gründe bestimmten den wahrheitsliebenden Forscher seine bereits vor zwanzig Jahren begonnenen Untersuchungen über diesen Gegenstand wieder aufzunehmen, und Bruchstücke daraus als Versuche zu ruhiger Prüfung und gerechter Beurtheilung vorzulegen. In acht Abschnitten verfolgt der Vf. die äussern Lebensereignisse und Schicksale Rousseaus, so wie seine literarische Wirksamkeit, insbesondere die wesentlichen Grundzüge von Rousseaus Theologie, Politik und Pädagogik, um so dann erst, wenn diese Puncte genauer betrachtet sind, mit einiger Befugniss seine Stimme zu Gunsten oder zum Nachtheil Rousseaus zu erheben und in das herabsetzende Urtheil der Nachwelt entweder einzustimmen, oder dasselbe als verwerflich und nicht hinreichend begründet, zu beseitigen. Rousseaus Eigenthümlichkeiten, die mehrern, ihrem Wesen nach völlig verschiedenartigen sittlichen Zustände, die wir in dem Innern dieses Mannes nothwendig annehmen müssen, wenn wir unbefangen den Umriss seines äussern Lebens durchgehen, — legen freylich dem beurtheilenden Biographen und Geschichtsforscher einen ganz eigenthümlichen Maassstab der Beurtheilung auf, und sie sind es auch, von denen der Vf. besonders ausgeht. Auch wird jeder Unbefangene es zugeben müssen, dass bey dem Lebensabriss und der gehörigen Würdigung Rousseaus diese Puncte weit mehr als bey irgend einem andern in welcher Art auch immer ausgezeichneten Geiste in Betracht zu ziehen sind. Mit feiner Auswahl hat der Vf. stets die Hauptstellen aus Rousseaus eigenen Schriften als Belege seiner vertheidigenden Untersuchung mitgetheilt, und dadurch bewiesen, dass er aus den Quellen selber diesen Gegenstand bearbeitet hat. Sehr interessant für den Theologen ist die § 5 gegebene Uebersicht der religiösen Ansichten und Grundsätze Rousseaus, wobey es zwar leicht war, nach dem eignen Geständnisse des Biographen, die betreffenden Hauptpuncte aus mehreren Schriften Rousseaus, seinem Emil, dem Sendschreiben an Beaumont, Erzbischof von Paris, und mehreren Briefen zusammenzustellen, desto schwieriger aber, den innern Zusammenhang derselben nachzuweisen und ihren sittlich praktischen Gehalt zu würdigen. Es wird dieser Punct für Rousseau und für eine billige Würdigung seines Lebens und Wirkens desto bedeutender, als die religiösen Ansichten Rousseaus wohl mehr zu seiner Verfolgung, und den daraus entspringenden Nachtheilen auf sein inneres Wesen — wir meinen jenes Hirngespinnst des Genfer Philosophen von einer überall gegen ihn ihre Zweige ausbreitenden Verschwörung — beygetragen haben als seine pädagogischen und selbst als seine politischen Ansichten und Grundsätze, deren bedeutenden Einfluss jedoch auf die französische Revolution und die Zertrümmerung des alten Staatsgebäudes, wohl kein Unbefangener in Zweifel ziehen wird. Merkwürdig ist und muss es allerdings bleiben, dass nach den in den genannten Schriften vorkommenden Aeusserungen Rousseau ganz als ein streng rationalistischer Protestant erscheint, der aufs stärkste Allen dem entgegen arbeitet, was er nach seiner religiösen Ueberzeugung für Ueberglauben und somit für über-

überflüssig und entbehrlich erachtet; wie denn auch bey Rousseau die aus den Ergebnissen freyer, dem Positiven entgegenstrebender Forschung gestaltete Naturreligion mit seinen Vorstellungen vom Christenthum innig zusammenhängt. Ein Lossagen von allem Aeussern, in der Wirklichkeit Gegebenen, mithin aller positiven Religion tritt als herrschend und durchgreifend hervor; das Streben auf einen höhern, umfassendern und allgemeinern Standpunct sich zu stellen, wird aber auch andererseits nicht verborgen bleiben. Dass demnach Rousseau keine Offenbarung im eigentlichen Sinne des Worts annehmen konnte, ist ersichtlich, und wir möchten es fast für zu viel gesagt halten, wenn hier (S. 55) behauptet wird, es habe Rousseau eine Offenbarung weder geradezu angenommen, noch dieselbe verworfen; da doch bestimmt in seinen Schriften die Verbindlichkeit, eine solche Offenbarung anzuerkennen, geleugnet wird, als unverträglich mit der göttlichen Gerechtigkeit und die Hindernisse des ewigen Heils eher vermehrend als beseitigend. Wir legen auch darauf desshalb kein so grosses Gewicht, dass Rousseau sich an manchen Stellen seiner Schriften mit aller unzweydeutigen tiefen Achtung für die heilige Schrift, als Offenbarungsquelle ausspricht, und hierin nicht so weit ging, wie freylich in unsern Tagen selbst Theologen zu gehen pflegen; allein er räumte ihr doch am Ende wesentlich nichts ein, wenn er auch dieselbe in Worten noch so ehrerbietig und nicht schmähend behandelte. Was die politischen Ansichten Rousseaus betrifft, so sucht der Vf. dieselben in so fern zu vertheidigen, als sie keine andere sittliche Zurechnung zuliessen, wie die, welche Stimmberechtigte in allen Jahrhunderten für die alleingültige von Platon's Büchern über den Staat erklärt haben, zumal da Rousseau so weit entfernt sey auf Verwirklichung seines Ideals zu dringen, dass er vielmehr unumwunden erklärte, eine die vollkommene Volksfreyheit bezweckende Staatsverfassung eigne sich nicht für Menschen, sondern für Götter. Auch wird desshalb vom Vf. das eigene merkwürdige politische Glaubensbekenntniss Rousseaus, in der Zueignung der Preisschrift über die Ungleichheit unter den Menschen, angeführt, und dabey der Vorwurf, dass R. durch seine Untersuchungen den vorlauten Ton angegeben und Haupt einer politischen Schriftstellerschule geworden, als völlig grundlos zurückzuweisen gesucht. Mehr Beyfall haben Rousseaus Ansichten des Erziehungswesens erhalten; hier wird auch seinen die Veredelung des Menschengeschlechts bezweckenden Grundsätzen meistens nicht das gebührende Verdienst bestritten, und allerdings muss die Darstellung derselben, wie sie nach ihren Hauptpuncten (S. 72 — 76) gegeben wird, noch mehr für dieselben einnehmen. Den Schluss des Ganzen bildet ein Versuch, den furchtbaren Wahn zu erklären, der Rousseaus Leben vergiftet und die krankhafte Vorstellung einer beabsichtigten Beeinträchtigung seiner Freyheit — die Quelle aller seiner Leiden und alles seines Unglücks — verursacht hat. Der Vf. glaubt sie im Allgemeinen in unbefangener Auffassung der Eigenthümlichkeiten in Rousseaus Leben und Wesen zu finden. Rousseau wurde (heisst es am Schluss S. 84) „das Opfer des Sittenverfalls im gesellschaftlichen Leben"! — Aber, fehlte ihm ein wahrer christlicher Glaube, wie konnte er auch je zur Ruhe und Zufriedenheit gelangen!

Der *zweyte* Aufsatz von *G. Regis* giebt: *Bemerkungen über Swift und seine Werke.* Nach einer kurzen Einleitung über *Swifts* Persönlichkeit, in welcher der Vf. besonders zwey Puncte hervorheben zu müssen glaubt, ein edles, menschenfreundliches Streben bis ins hohe Alter thätig, zunächst für das Volk, dem er angehörte, dann seine sittlich verwundete, dem Namen wie der Form nach satirische Natur, die sich aber in seinen Schriften meistens in dem Gewande der Ironie zu erkennen giebt, geht der Vf. Swifts einzelne Schriften durch und versucht nach diesen im Allgemeinen, wie auch in besonders bemerkten Kennzeichen ihren Charakter bemerklich zu machen. Einzelne Stellen werden als Belege in einem Anhang S. 118 — 136 wörtlich angeführt, und S. 137 in der Uebersetzung vollständig Swifts Abhandlung im 3ten Band seiner Werke: „Beweisgrund, dass die Abschaffung des Christenthums in England, wie die Sachen jetzt stehen, einige Unbequemlichkeiten mit sich führen, und vielleicht die vielen guten Wirkungen nicht hervorbringen dürfte, die man sich davon verspricht. Geschrieben im Jahr 1708." deren Gang S. 92 f. bereits im Kurzen angedeutet war. Da die in den siebzehn Bänden der Werke Swifts (London b. Bathurst 1765) enthaltenen einzelnen Abhandlungen, Reden wie Gedichte des gemischtesten Inhalts hier sämmtlich nahmhaft gemacht, und ihre Hauptpunkte so wie die Veranlassung, der Charakter derselben erfasst wird, so möchte diese Abhandlung als ein dem Literarhistoriker willkommner Beytrag der Culturgeschichte jener Zeit zu betrachten seyn. Sie giebt manchen Aufschluss über jenen merkwürdigen Mann sowohl im Allgemeinen im Verhältniss zu seiner Zeit und dem damals herrschenden Zeitgeiste, wie auch im Einzelnen über seine Verhältnisse zu andern in irgend einer Art ausgezeichneten und bekannten Männer jener Zeit; so z. B. über seine Verhältnisse zu dem berühmten Philologen Bentley, dessen Swift im Eingang zu seinem „*Discours zur Erweisung des Alterthums der englischen Sprache*" (wahrscheinlich einer Satire auf etymologische Bestrebungen jener Zeit überhaupt oder doch einzelner Philologen) erwähnt; „es ist," meint Swift, „seit der (englischen) Revolution kein Mensch gewesen, der die Philologie mit grossem Erfolg betrieben, als unser modernes Glanzgestirn, der Doctor Richard Bentley: mit ihm muss das Reich der Gelehrsamkeit, wie die Mathematik mit Sir Isaak Newton zu Grabe gehen. Seit meiner frühesten Jugend trieb mich mein Ehrgeiz mehr und mehr vor diesem grossen Sonnenschein mit einem Wachsstock herzugehen, der wenig-

nigstens eine kleine Hülfe in jenen kurzen Zwischenzeiten seyn möchte, da er sein Licht zu schneuzen pflegt, oder damit unter einem Scheffel gukt." Aehnliche witzige und satirische Ausfälle, geistreiche Gedanken sind treffend vom Vf. dieser Skizze hervorgehoben, wie z. B. S. 116 die Stelle, wo Swift folgendermaassen von dem Memoirenschreiben der Franzosen urtheilt: „Ein Franzos spricht zweymal mit einem Staatsminister, und mehr begehrt er nicht, um einen Band aufzustutzen." Diess mag als Probe genügen, um zur eigenen Lectüre dieser Abhandlung aufzufordern.

Der *dritte* Aufsatz von Dr. *W. Harnisch* handelt über *Amerika's Urvölker* (S. 161 ff.). Er beginnt mit einer Aufführung der verschiedenen gelehrten Versuche, den Ursprung der Völker America's aus der alten Welt abzuleiten, unter welchen der Versuch, die Bevölkerung America's von den Phöniziern oder Carthagern abzuleiten, als richtiger, in Vergleich mit andern abenteuerlichen Meinungen und Ansichten erkannt wird, obschon der Vf. selbst gegen diesen seine gerechten Zweifel und Bedenklichkeiten nicht unterdrückt. Denn daraus, dass die Alten, zunächst die Phönizier, America gekannt, wovon Rec. noch jüngst in Münters Religion der Carthager 2te Auflage S. 10 f. merkwürdige Data zusammengestellt fand, lässt sich doch nicht bestimmt auf eine Colonisirung Amerika's von diesen Ländern und Völkern schliessen und manche sonstige Uebereinstimmungen zwischen America und der alten Welt haben einen allgemeinern Grund, der in der ursprünglichen Beschaffenheit des Menschen und seiner aller weitern Bildung ermangelnden, noch auf der ersten Stufe der Cultur stehenden Natur zu suchen ist. Bekanntlich haben, während die ältern Forscher für jene Ansicht zu streiten suchten, die meisten neuern Forscher sich im Ganzen für die entgegengesetzte Ansicht erklärt, dass nämlich America von Ostasien aus bevölkert worden sey. Die für diese Behauptung vorgebrachten Gründe beweisen jedoch nach Hrn. *Harnisch* nur die Möglichkeit, höchstens die Wahrscheinlichkeit, keinesweges aber die Wirklichkeit; und bey dieser Möglichkeit, da sie sich weiter ausdehnen lasse, möchte er sich lieber mit Acosta für die Meinung erklären, dass America von allen umgebenden Ländern und Inseln aus bevölkert seyn könne, welche Ansicht alle die aus Aehnlichkeiten der Sitten und der Sprache und Sagen von Wanderung entlehnten entgegengesetzten Gründe in ihrer Allgemeinheit und Unbestimmtheit nicht zu erschüttern vermöchten; wie wir denn überhaupt gar keinen Grund hätten, besonders zu suchen, wie die wilden Völker nach America gewandert, da wir America als einen ureigenthümlichen Erdtheil kennen, in dem eben so gut, wie Steine, Pflanzen und Thiere, auch Menschen ureigenthümlich gebildet werden und in einer Besonderheit hervorwachsen konnten. Die andere Frage, ob Einwanderer die Bildung nach America den Urvölkern gebracht, glaubt der Vf. eher bejahen zu können, nur dürfe man nicht an *nothwendige* Einwanderungen denken, und keine andere als *zufällige* Einwanderungen gelten lassen. Man sieht hieraus, dass der Vf. sich mehr für diejenige Ansicht der Natur- und Geschichtsforscher erklärt, die den Menschen auf mehreren Puncten des Weltalls, ohne weitere Verbindung mit einander getrennt entstehen lassen, wie er denn auch S. 175 offen erklärt, dass er sich zu der Meinersschen Ansicht von den fünf Völkerstämmen der Erde bekenne, welche auf eine gewisse Weise den fünf Erdtheilen entsprechen und dass er America Urbewohner zuschreibe, die nicht eingewandert seyen. Den aus den biblischen Quellen gemachten Einwurf glaubt er aus einem Blick auf die Geschichte der Erde selber und ihre allmählige, noch immer fortdauernde Entwickelung und Bildung beseitigen zu können. Diesen Grundsätzen gemäss, die er durch eine ausführlichere Deduction zu begründen sucht, stellt der Vf. als Hauptergebniss seiner Untersuchung die Sätze auf, dass, obgleich alle Menschen *eines* Stammes seyen und alle Menschenstämme nur Aeste aus einer gemeinsamen Wurzel gleichen, doch America's Urbewohner keine eigentlichen Einwanderer übers Meer seyen, dass die Bildung, welche man bey Entdeckung America's traf, eine echt americanische, eben so ursprünglich, als die der alten Welt sey; dass America eine jüngere, aber grossartigere Schwester der alten Welt sey, darum zwar schwächer, aber doch erhabener; endlich, dass man wohl Meer-Einwanderer bey America nicht wegzuleugnen brauche, dass man aber durchaus nicht Americas Bevölkerung und Bildung als durch sie hervorgebracht, betrachten dürfe. Diess sind die Hauptresultate, welche des Vfs. Untersuchung zu begründen sucht. Schwerlich möchte es jedoch möglich seyn, jetzt schon, wo wir erst anfangen, durch gründliche Forscher zuverlässigere und vollständigere Nachrichten über den Zustand der neuen Welt zu erhalten, über diese und ähnliche Puncte ein entscheidendes Urtheil zu fassen, jetzt, wo für die Kenntniss dieser Welt erst ein günstigerer Zeitpunct eingetreten und ein helleres Licht aufgegangen zu seyn scheint.

Die nächstfolgende Abhandlung hat eine mehr politische Tendenz, sie betrifft die Frage: „*Worauf ist im Frieden zu sehen, damit ein Volk für den Krieg vorbereitet sey?*" S. 187 f. Der Vf. *Wilhelm von Schmeling* berücksichtigt zuerst einige, wenn auch nicht geradezu irrige, doch einseitige Urtheile und Meinungen, wie z. B., dass im Kriege Alles auf die Anführung ankomme, und der Sieg nie fehlen werde, wenn die Anführung gut ist; oder: dass es hauptsächlich nur auf den Geist der Krieger, oder: dass es am Ende nur auf die Masse ankomme. Diese und ähnliche Ansichten sind, ohne geradezu falsch zu seyn, doch an und für sich einseitig, und heben, indem man sie in dieser einseitigen Richtung verfolgt, einander gegenseitig mehr oder weniger auf. Deshalb sucht der Vf. dieselben zusammen zu nehmen und einen Vereinigungspunct für sie, in ih-

ihrer Gesammtheit, aufzufassen, um so zur Wahrheit zu gelangen, die auch hier wohl, wie überall in der Mitte liege. Er durchgeht daher die verschiedenen Foderungen, die man zur Beantwortung des fraglichen Gegenstandes erheben kann, zuvörderst die der möglichsten Ausdehnung und Stärke der bewaffneten Macht, welche nicht sowohl durch eine Vermehrung des gegen den Feind rückenden Kriegsheeres über alle Grenzen hinaus, als vielmehr durch die Fähigkeit, das Heer im Falle der Noth so erweitern zu können, dass alle streitbaren Kräfte — alle streitfähigen Bürger des Volks — darin aufgenommen sind, zu erreichen sey; wie diess durch eine Einrichtung geschehe, welche, wie die preussische alle Männer ohne Ausnahme zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichte und dieselbe zugleich auch schon im Frieden darauf vorbereite, um auf den ersten Wink gerüstet und schlachtfertig zu stehen. Diesen letztern Punct verfolgt der Vf. zunächst weiter: die Vorbereitung aller der Glieder, aus welchen die bewaffnete Macht zusammengesetzt ist, schon zur Zeit des Friedens. Er knüpft daran noch einige Bemerkungen über den Geist, der diese so gebildete und gerüstete bewaffnete Macht beseelen soll, und findet als dessen einzige wahre Quelle, und somit als Quelle alles wahren kriegerischen Geistes die Vaterlandsliebe. Mit einigen andern Bemerkungen über Anführer im Kriege, ihre Bildung und die erfoderlichen Eigenschaften eines Anführers schliesst dieser Aufsatz, dessen wesentliche Puncte wir hier angedeutet haben.

(Der Beschluss folgt.)

NATURGESCHICHTE.

HEIDELBERG, b. Groos: *De formis plantarum leguminosarum, primitivis et derivatis.* Auct. *Henr. Georg. Bronn*, Phil. Doct. 1822. 140 S. 8.

Eine von der medicin. Facultät zu Heidelberg ertheilte Aufgabe, „*ut exponeretur ordo naturalis plantarum leguminosarum* etc." war die Veranlassung zur Inauguraldissertation des Vfs., die er hier zum Theil, und mit einigen Zusätzen vermehrt, wieder giebt. Der Fleiss, mit welchem alle Verhältnisse der Hülsenpflanzen beobachtet, alles Merkwürdige bey ihnen Vorkommende zusammengetragen, und dazu eine tüchtige Zahl botanischer Werke benutzt worden ist, verdient grosses Lob; und wenn man auch etwas zu viel Empirie, und keine rechte durchgreifende Beziehung dieser Mannichfaltigkeit auf eine Idee gewahr wird; so ist doch der vom Vf. eingeschlagene Weg immer achtbarer als ein entgegengesetzter, wo man mit blossem sogenannten Philosophiren, oder vielmehr oberflächlichem Schwatzen eigenen Fleiss und Gründlichkeit ersetzen will. Der Vf. hat Paragraphenweise alle Eigenheiten zusammengestellt, die sich bey Leguminosen finden, z. B. welche Verschiedenheiten beym Keimen der Saamen, der Wurzel u. s. w. vorkommen, und dieses auf 105 Seiten bis zur Frucht fortgeführt, so dass man ein wahres botanisch - physiologisches Repertorium darüber hat. Der Vf. theilt die Ansicht, dass bey den Leguminosen das Blatt vorzüglich entwickelt, die Bildung der Fructificationstheile hingegen unterdrückt sey, eine Meinung, der zwar auf den ersten Anblick viel für sich hat, der wir aber, wegen des Relativen, was alle solche Behauptungen enthalten, nicht unbedingt beystimmen können. Denn die Blüthen- und Saamenbildung ist doch bey einer grossen Menge dieser Pflanzen reichlich und schön (wir wollen bloss *Robinia*, *Cytisus*, *Spartium*, *Ulex*, *Lotus*, *Pisum*, *Hedysarum* etc. nennen); nur die grosse saftige Frucht und die offene Blume fehlt. Jene ist aber doch nur eine Verschmelzung mehrerer Hülsen, diese um nichts mehr entfaltet, als das *vexillum* jener. Auch andere Betrachtungen, zumal wo sich der Vf. verführen lässt, *Decandolle* zu sehr nachzugehen, grenzen an blosse Phantasiespiele, namentlich im XXI Abschnitt, *Conspectus relativae partium leguminis structurae*. Den Beschluss macht ein recht interessanter *Conspectus tribuum et generum*, worin diese letztern nach einzelnen Gruppen zusammengestellt sind. Die Haupteintheilung wird bestimmt durch *Rectembryae* und *Curvembryae*, die Unterabtheilungen nach dem Namen irgend einer Gattung, wie bey den natürlichen Familien. Wir wünschen, dass diese kleine inhaltreiche Schrift in die Hände vieler Botaniker kommen möge.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. E. Fleischer: *Liebchen von Waldkron.* Von *Friedrich Kind.* 1824. kl. 8. Mit einem Titelkupfer.

Diese erfreuliche Musengabe zeichnet sich durch ihren Inhalt und ihr nettes geschmackvolles Aeussere gleich vortheilhaft aus. An eine alte rührende Sage aus dem Mittelalter von *Liebchen von Waldkron*, dessen schönes Bild den Titel ziert, knüpft der geistreiche Vf. einen heitern kleinen Roman aus der gegenwärtigen Zeit an, der jeden fühlenden, und für frische, naturvolle Darstellung empfänglichen Leser freundlich ansprechen wird. Rec. verdankt der Lesung dieses Taschenbuchs einige recht heitere Augenblicke.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1824.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Hermann: *Philomathie* von Freunden der Wissenschaft und Kunst. Herausgegeben von Dr. *Ludwig Wachler* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Unmittelbar an die vorhin zuletzt genannte Abhandlung reiht sich ein, wenn auch gleich seinem Inhalte und seiner streng gelehrten Tendenz nach gänzlich verschiedener, gewichtiger Aufsatz des Hrn. Dr. *Dan. von Cölln: über das Symbol der Theokratie im Hebraismus* (S. 207. ff.). Schon die Ausdehnung und der Umfang dieser Untersuchung zeigt, dass der Vf. seinen Gegenstand nicht oberflächlich, sondern mit Genauigkeit und der dadurch nöthig gewordenen Ausführlichkeit behandelt hat. Der Symboliker, wie der aufmerksame Betrachter der Staatenverfassungen der alten Welt, insbesondere des Orients, vorzüglich aber der Theolog wird des Schätzbaren Viel darin finden und nicht ohne mannichfache Belehrung diesen Abschnitt durchlesen, zumal da, wo, wie in dem letzteren Theile desselben, die Beziehung auf Christenthum und die gehörig begründete Ansicht der Entstehung und Bildung der Messiasidee nachgewiesen ist. Es zeigt sich nämlich wohl bey den meisten Völkern des Alterthums das *Theokratische Symbol* (d. i. nach dem Vf. die symbolische Auffassung der göttlichen Weltordnung unter dem Bilde eines Staates, eines göttlichen Reiches.) und hat auf dieselben seinen Einfluss schon in sofern geäussert, als ja fast alle Staaten des Alterthums auf Religion gegründet erscheinen und alle Unternehmungen im Staat durch Religion und deren Diener bedingt und geleitet sind. — ein Punct, welchen selbst *Tittmann* in seiner neuesten Geschichte der griechischen Staatsverfassungen nicht gehörig berücksichtigt zu haben scheint. — Aber es findet sich im Hebräischen Staate Etwas, was bey dieser Gemeinschaft mit den übrigen Staaten des Alterthums, uns doch berechtigt, diesen Staat vorzugsweise als einen Theokratischen zu betrachten. Denn in ihm ist das theokratische Symbol weniger, als bey andern Staaten, in einer partikularistischen Beschränkung gefasst; im Hebraismus verbindet sich bey allem Particularismus, der sich auch in ihm zeigt, doch mit demselben auf eine merkwürdige Weise ein religiöser Universalismus, der sich besonders darin zu erkennen giebt, dass derselbe Gott, welcher dem Staate vorsteht, zugleich auch als der allgemeine Weltengott, der Himmel und Erde geschaffen, erscheint, neben welchem alle andere Götter anderer Völker als nichtige, wesenlose Trugbilder erscheinen, also nicht, wie anderwärts, lediglich als Volks- und Staatsgott gedacht wird, neben welchem andern Göttern von gleicher Wesenheit, die Herrschaft über andere Staaten und Völker in eben dem Maasse und der Weise verbleibe. So zeigt sich der hebräische Staat *allein* als wahrhafte Theokratie, weil er *allein* unter der Herrschaft des wahrhaften Gottes stehet, und weil auch zugleich in *keinem* Staate diess Symbol so vollständig und alle Theile durchgreifend entwickelt und von bleibenderen Folgen auf die ganze Gestaltung der religiösen Ansichtsweise geworden ist. — Der *erste* Gesichtspunct, unter welchem der Vf. die Wirksamkeit dieses Symbols auffasst, betrifft die Art und Weise, wie sich dasselbe mehr äusserlich und politisch, als innerlich, im Staate und in der Kirche gesetzlich darstellen sollte, nach der Gesetzesstelle II Mos. XIX, 5. 6, die den ganzen Umfange des Begriffes der Theokratie vollständig enthalten möchte in den Worten: „Ihr sollt mir *ein Eigenthum* seyn *vor* allen Völkern; denn *mein* ist *die ganze Erde!* Und ihr soll mir ein *Königreich von Priestern* seyn und ein *heiliges Volk.*" In sofern hier das Anschliessen des Particularismus an den Universalismus recht sichtbar und deutlich zu erkennen ist. Der Vf. entwickelt nun im Einzelnen die Bezeichnungen, wodurch jenes theokratische Verhältniss sowohl von Seiten des Volkes zu Jehova, als von Seite Jehova's zu dem letztern, als dessen König und Herr er auf mannichfache Weise genannt wird, ausgedrückt wird und zeigt aus Stellen der biblischen Urkunden, wie der Hebraismus bey der partikularistischen Behandlung jenes Bildes nicht stehen geblieben, und den Jehova *nur* als den Vater *des* Volkes betrachtet, sondern die Keime einer weitern Ausdehnung der symbolischen Bezeichnung, nach welcher Jehova als Vater der Menschen überhaupt betrachtet wird, die Menschen also überhaupt Kinder Gottes, ihres Vaters, die Israeliten es nur vorzugsweise, (die Erstgebornen, Geliebtesten) sind, bereits angetroffen werden. Nachdem auf diese Weise gezeigt, wie diess theokratische Symbol in der Rede und dem religiösen Vortrag sich dargestellt, werden seine Beziehungen auf das gesammelte bürgerliche und religiöse Leben des Volkes in seinen verschiedenen Richtungen durchgangen; es wird dasselbe im

im öffentlichen Cultus und den kirchlichen Verhältnissen, in dem ganzen Staatsverhältniss und Staatseinrichtung, in der Rechtspflege und endlich selbst in den polizeylichen Anstalten auf das bestimmteste nachgewiesen. Hat man auf diese Weise erkannt, wie das theokratische Symbol die verschiedenen Verhältnisse der Kirche und des Staats durchdrungen und in ihnen sich festgesetzt, so wird wohl die nächste Frage den Einfluss betreffen, der hieraus auf die ganze religiöse Ansichtsweise des Volks und dessen sittliches Verhalten sich äusserte. Es ist diess die *zweyte* Hauptfrage, deren Erörterung den Vf. von S. 229 an beschäftigt; womit zugleich der *dritte* hier zu berücksichtigende Punct gegeben ist, die Frage nach der weiteren Fortbildung der Theokratie in der idealistischen Gestalt, welche man sich von ihrer zukünftigen vollendeten Erscheinung entworfen; als bedingend die Grundzüge, von welchen das Christenthum bey seiner neuen Begründung eines Gottesreiches geleitet wurde. Hier zeigt der Vf., wie man ganz entgegen dem ursprünglichen Zwecke des Stifters der jüdischen Theokratie, der stets das Bild (den Israelitischen Gottesstaat) anknüpfte an die Sache selbst oder an die Vorstellung von einem allgemeinen Gottesreiche, bald im Hebraismus bloss beym Zeichen stehn blieb und diess entweder für die Sache selbst nahm, oder doch so auffasste, dass die dadurch bezeichnete Sache nothwendig verdunkelt werden musste. Er zeigt, wie die Jüdische Theokratie auf diesem Wege keineswegs das, was sie seyn sollte, ein Bild der göttlichen Weltregierung erschien, sondern eben die *göttliche Weltregierung selbst;* indem Alles, was geschieht, in Beziehung auf diese irdische Theokratie erfolgt, und alle Veränderungen in der Welt auf eine ideale Vollendung des irdischen Gottesstaates hinzielen. Diesen so entstandenen wirklichen Partikularismus, der die göttliche Wirksamkeit auf Ein Volk beschränkte und die Weltregierung durch einen kleinen Erdenstaat bedingt seyn liess, sucht der Vf. nachzuweisen in der Auffassung 1) der göttlichen Attribute, zunächst der Gerechtigkeit, Treue und Wahrhaftigkeit, 2) der Weltregierung, 3) des religiösen und sittlichen Verhältnisses zu Gott (— insbesondere die Vorstellung, dass das religiöse Verhältniss eines Bürgers dieser Theokratie nicht sowohl in seinen religiösen Gesinnungen und deren Anwendung als vielmehr in der Beobachtung der heiligen, äusserlichen Handlungen, die das Gesetz in dem vorgeschriebenen Cultus verordnet, dargestellt werde, 4) und hauptsächlich in Auffassung und Behandlung der Vergeltungsidee, deren Grundzüge der Fluch und der Segen des Gesetzes an die Hand giebt, das die Uebertreter der Theokratie (die Sünder) mit Unglück aller Art, als göttlicher Strafe, die treuen Diener derselben aber, (die Frommen) mit mannichfachem Glück — als göttliche Belohnung, sichtbarlich auf Erden überhäuft. Die Widersprüche, zu welchen diese Ansicht, sobald man die wirklichen Erscheinungen des Lebens betrachtete, führte; wo der äussere Zustand nur zu oft in offenbarem Widerspruche stand mit der Beschaffenheit des sittlichen Verhaltens, diese Widersprüche zu lösen; war ein Hauptgeschäft der Weisen des Volks, dessen Ergebniss aber sehr verschieden ausfiel, und bald wirklich dazu diente, religiöses Vertrauen und Ergebung in den göttlichen Willen festzuhalten, bald aber auch zu Zweifelsucht und Indifferentismus führte, der den unmittelbaren sinnlichen Genuss für das Höchste im Leben erachtete und alles sittliche, edlere, mit Aufopferung verbundene Streben für Thorheit verlachte. Der Vf. weist diess aus einzelnen Ansichten biblischer Schriften und Schriftsteller nach, mit einigen treffenden Bemerkungen über die Sprüche Salomons (wo die Vergeltungsidee sich am deutlichsten mit dem Eudämonismus verbindet), den Prediger Salomonis, das Buch Hiob u. s. w. Interessant ist es, nun weiter die Spuren zu verfolgen wie diese Widersprüche in der Theokratie nach ihrer wirklichen Erscheinung endlich auch zur Erwartung einer vollkommneren, die erst noch erscheinen sollte, hinführten, zu einer idealen Theokratie, in welcher jene Widersprüche gelöst und ein vollständiger Vergeltungszustand auf Erden herbeygeführt werde. Der Vf. verfolgt diese Spuren in dem *dritten* Abschnitte seiner Untersuchung S. 243 ff., wie bereits bemerkt, genauer, er stellt die einzelnen Züge auf, unter welchen diess Ideal der Theokratie von den verschiedenen Dichtern und Propheten nacheinander allmählig in der Zeit entwickelt ward, damit zugleich die Grundzüge, von welchen auf diese Weise das Christenthum bey seiner neuen Begründung eines Gottesreiches geleitet wurde. Dabey zeigt sich, wenn man den Inhalt dieses Ideals und die ihm eigenthümlichen Züge näher betrachtet, ein merkwürdiger Unterschied zwischen Dichtern und Propheten; bey jenen spricht sich die Erwartung nur als Hoffnung und frommer Wunsch aus, bey diesen nimmt sie die Form bestimmter göttlicher Verheissungen an, und wird in Orakelsprüche eingekleidet; bey jenen halten sich die Züge mehr allgemein und unbestimmt, bey diesen erhalten sie grössere Bestimmtheit und Gewissheit (vgl. S. 245).

Den Beschluss dieses Bandes macht: VI. *Zur Geschichte der Demagogie in Griechenland.* Von *Franz Passow.* (S. 267 ff.) Dieser gehaltvolle Aufsatz, gewiss ein wesentlicher Beytrag zur vollständigen Geschichte des Attischen Staats, sucht nicht bloss das Wesen der in Athen mit dem Namen der Demagogie bezeichneten politischen Gestaltung und Verhältnisse und die Folgen derselben zu entwickeln, sondern liefert damit zugleich eine Charakteristik der hauptsächlichern, mit dem Namen Demagogen bezeichneten und in jenen Verhältnissen thätigen Männer Athens, von ihrem ersten Erscheinen an seit Annahme und Einführung der Solonischen Verfassung, in wie fern sie ein zum Herrschen berufenes Volk angab, bis zu ihrem gänzlichen Verschwinden gleichzeitig mit dem Untergange der unbeschränkten Pöbelherrschaft, obschon die eigentliche Zeit, in welcher Demagogen in der alten echten Bedeutung des

Namens

Namens sich finden, auf die Periode zwischen Ol. LXXXVII, 4 — XCII, 1 oder 429 — 411. vor Christo, bestimmt wird. Deſshalb muſste der Vf. auch genau den Begriff der Worte Demagogie und Demagog bestimmen, nach ihrer ursprünglichen, echten, in den Schriftstellern jener Zeit selber, und nicht bey spätern (die, wie z. B. Plutarch, diesen Begriff schon weit mehr ausdehnen und eine allgemeinere Bedeutung diesen Worten unterlegen) vorkommenden Bedeutung; was insbesondere S. 275. 276. 283 ff. mit vieler Schärfe geschehen ist, obgleich wir glauben, daſs S. 284. der Vf. sich etwas zu stark gegen diese späteren Schriftsteller, Diodor von Sicilien und besonders Plutarch erklärt hat. Begründet sich dabey auf die Nachweisungen, die der sprachgelehrte Wittenbach zu Plutarch *de audiendis poetis* S. 251 f. gegeben hat. Mit einer Fülle von Belegen Plutarchischer Stellen zeigt er, wie *δημαγωγέω δημαγωγία* in gutem Sinn (*honesto sensu*) bey Plutarch *seltner* anzutreffen sey, der dafür lieber *ἄγειν τὸν δῆμον* sage, dagegen in den meisten andern Stellen („*plerisque aliis omnibus locis*") diese Wörter im schlimmen Sinne gebrauche, in der Bedeutung: *captare popularem auram ac plebis favorem in administranda republica.* Eben so sagt Wittenbach: „*δημαγωγέω raro dicitur laudabili significatione pro principatu in imperio populari*" was durch einige Exempel bewiesen wird; während dem nach S. 286. gerade Plutarch es ist, der dieses Wort ohne allen tadelnden Nebenbegriff von den Gründern und Vollendern der Attischen Volksfreyheit hauptsächlich gebraucht haben soll! Während des ersten wahrhaft groſsartigen Abschnittes in der demokratischen Verwaltung Athens bis zu Perikles blühendster Zeit sey *der Vorstand* das geschichtlich echte Wort für das jedesmalige Volkshaupt von *Demagogen*, aber schwerlich vor dem vollendeten Siege des Volks über den Adel die Rede gewesen; erst dann scheine jenes Unwesen und einreiſsende Verderben von Aristophanes und Eupolis zuerst *Demagogie* benannt worden zu seyn. So also wäre das Wort Demagog eine Erfindung der Komiker, das aber von der Menge so angemessen befunden, daſs es bald in den allgemeinsten Umlauf kam. — Mit der Annahme und Einführung der Solonischen Verfassung haben wir bemerkt, beginnt der Vf. daſs das Atheniensische Volk den groſsen und milden Sinn, die Weisheit der Anordnungen Solons nie verkannt und bey allen Parteystürmen und Zwisten, Solon doch stets und ungetheilt als echten Volksfreund betrachtet, ist eine gewiſs richtige Behauptung, die auch auſser den von Vf. S. 272. angeführten Beweisstellen aus Aristoph. Nubb. vſ. 1188 ed. Herm. recht deutlich als Volksansicht zu erkennen ist. Als nach dem Ende der Pisistratidenherrschaft die Solonische Verfassung aufs neue in Leben und Kraft getreten war, traten die in jener Verfassung ursprünglich dem Willen des Gründers gemäſs in richtigem Gleichgewicht zu einander gestellten Elemente auseinander und es entwickelte sich zwischen beiden ein heftiger Kampf, in dem das Entstehn der Demagogie sich hervorbildete. Der Vf. charakterisirt jene beiden Elemente, er schildert ihre Ansprüche und Foderungen, die eine Erschütterung der alten Staatsverfassung und den Verfall des Gemeinwesens bey innerer sittlicher Zerrüttung der Häupter, denen die groſse Menge zu folgen kein Bedenken trug, zur natürlichen Folge hatte. Diese Häupter, deren Einfluſs auf die Menge so verderblich wirkte, und die gemeinhin mit dem Namen der Demagogen bezeichnet werden, führt uns dann der Vf. der Reihe nach auf, er erwägt sorgfältig ihre einzelne Schritte und Fehlgriffe, wie z. B. bey Perikles, ohne uns die gemeinen Triebfedern bey minder edlen und patriotischen Seelen, wie z. B. bey Kleon, zu verhehlen, dessen und seiner Genossen schmutzige niedrige Gesinnung und Handelsweise der Vf. in kräftiger Sprache darzustellen weiſs. Einige Blicke auf andere Griechische Staaten in dieser Beziehung, nebst einigen Bemerkungen über die spätern sogenannten Attischen Demagogen, und das Wesen der Demagogie überhaupt beschlieſsen diese Untersuchung.

Nach diesen Proben möchte es überflüſsig seyn, noch ein Weiteres über den Werth und Gehalt des in diesem Bande Enthaltenen beyzufügen, da hierüber unter Einsichtsvollen wohl keine weitere Rede seyn kann.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Amsterdam, bey Westermann: 1) *Predigt zur Feyer seiner 25jährigen Amtsführung*, bey der Evangl. Lutherischen Gemeine zu Amsterdam. Gehalten am Sonntage Septuagesima, den 3ten Febr. 1822, in der alten Kirche von *Christian Heinrich Ebersbach*, deutschem Prediger der genannten Gemeine und auſserord. Prof. d. Theol. am königl. Seminario für die Luth. Gemeinen in den Niederlanden. 2) *Leerrede ter Viering zyner Vijfentwintig jarige Amtsbediening bij de Ev. Luth. Gemeente te Amsterd. — door C. H. Ebersbach.* etc. Uit het Hochduitsch vertaald door. *J. M. L. Roll*, Leeraar by genoemde Gemeente. 3) *Aanspraak bij het Graf van wijlen Augusta Louisa Ebersbach en Anna Wilhelmina Ebersbach*, gedaan in de Luth. oude Kerk te Amsterd. op d. 30. Jan. 1822, door *G. H. Lagers*, Ridder d. Orde van den Nederlandsch. Leeuw en Leeraar by de Ev. Luth. Gemeente te Amsterd. zus. 80 S. gr. 8.

Schon die Umstände, unter welchen die Predigt des Hrn. *E.* gehalten wurde, müssen dem würdigen Vf. die innigste Theilnahme gewinnen, wenn auch der Vortrag nicht so vorzüglich an sich selber wäre, als er doch wirklich ist. Den Vf. traf das harte Schicksal, am 26sten Jan. 1822, zwey geliebte und erwachsene Töchter, die eine 22, die andere 18 J. alt, beide an Einem Tage an den Masern zu verlieren, und beide am 30sten Jan. zu ihrer Gruft begleiten zu müssen. Es läſst sich denken, in welcher Gemüths-

müthsbewegung der gebeugte Vater wenige Tage darauf die Kanzel zu einer Feyer betreten mochte, auf die er sich schon lange in Voraus gefreuet hatte. Sein Gefühl darüber spricht sich auch lebhaft, doch sehr würdig, gleich beym Auftritt aus, der S. 1 und 2. also anhebt: „Ich betrete heute mit unendlicher Rührung die Kanzel, m. Z. Es sind gerade 25 J. dass ich mein Amt als Lehrer dieser Gemeine antrat. Damals trat ich vor meine Zuhörer auf mit Dank gegen Gott und inniger Freude, dass er mich gewürdiget hatte, eine Stelle von *der* Wichtigkeit zu bekleiden, als *die* ist, welche ich bis dahin bekleidet habe. Jetzt sind 25 Jahr vorüber, und ich lebe noch; und noch schenkt mir der Allgütige Kraft und Gesundheit, um euch, o G., das Ev. des Lebens zu predigen. Wie ich mich auf diese Predigt gefreuet habe; wie ich, fast möcht ich sagen, mit stolzem Gefühle, in dieser Stunde vor euch aufzutreten gedachte; wie ich Wochen lang, ja Monate lang, dieser unsrer Versammlung mit Verlangen entgegen sah; wie ich jetzt Freude und nichts als Freude, so rein und ungetrübt als ich sie noch nie genoss, zu schmecken gedachte — das alles weiss mein Gott. Aber der Mensch denkts und Gott lenkts. Schon nahe, schon ganz nahe dieser ersehnten Stunde der Freude, ist auf einmal Alles ganz anders geworden. Der Tod ist in meine Wohnung gedrungen; das Vaterherz ist zerrissen; der Mutter Herz zermalmet; der Geschwister Brust ist mit nagendem Jammer erfüllt, und der Freunde Gemüth, ja noch mehr! das Gemüth von euch Allen und noch von Vielen ausser euch, hat mitleidvolles Wehklagen ergriffen. Zwey Lieblinge meines Herzens wurden mir an *Einem* Tage auf das unerwartetste entrissen" u. s. w. — Die Predigt selbst ist über den wohl gewählten Text Phil. 1, 3—7. gehalten, und hat zum Thema: *Die herrlichen Wohlthaten, deren ich mich bey der Feyer meines 25jährigen Lehramtes in dieser Gemeine erfreue.* Eben so sehr dem Texte gemäss, als der Gesinnung, die den Prediger beseelen soll, entsprechend, werden von den vielen nur folgende drey Wohlthaten herausgehoben: 1) *ich erfreue mich eines erquickenden frohen Blickes auf die Vergangenheit, in Ansehung einer Gemeinschaft am Ev.* 2) *Ich kann, was diese betrifft, auch ruhig hinausblicken in die Zukunft.* 3) *Gott schenkt mir den Genuss der schönen festen Ueberzeugung von dem Besitze einer wohlwollenden Liebe zu mir.* Jeder dieser Theile ist trefflich, wir möchten fast sagen, meisterhaft ausgeführt; und Rec. bewundert die Geistesstärke mit welcher der Vf. über sein unter vorbenannten Umständen natürlich sehr angegriffenes Gemüth die Macht gewinnen konnte, so durchaus gründlich und nachdrücklich zu reden, so dass er wahrlich kaum nöthig gehabt hätte, in der Vorrede seine Leser, wie auf der Kanzel selbst in der Einleitung seine Zuhörer „um Nachsicht" zu bitten. Einen Beweis, wie beyfällig diese Predigt bey dem dortigen Publikum aufgenommen worden, giebt auch die Uebersetzung derselben von Herrn *Roll* in die Holl. Sprache, die, so weit Rec. sich darüber ein Urtheil anmaassen darf, sehr wohl gelungen ist. Mit grossem Interesse lieset sich auch die von Herrn *Lagers*, einem gebornen Deutschen und wenn Rec. nicht irret, einem *Hamburger*, am Grabe der beiden frühe verblichenen Töchter *Ebersbachs* gehaltene Standrede. Auch *E.* ist ein geborner *Hamburger*, und Rec. freuet sich sagen zu können, dass beide Männer *E.* und *L.* ihrer Vaterstadt grosse Ehre machen, so wie er auch der schönen Einigkeit sich freuet, die unter den drey Lehrern einer und derselben Gemeine statt findet, und insonderheit auch Hrn. *Roll*, der sich um die Uebersetzung der trefflichen Predigt verdient machte, aufrichtige Achtung zollt. Auch dem Verleger gebührt vorzügliches Lob wegen des schönen Papiers und Drucks.

MATHEMATIK.

GOTHA, b. Hennings: *Theoretisch praktische Anweisung zum Plan- und Situationszeichnen, zunächst für Forstmänner, auch für Kameralisten.* Entworfen und auf die Sächs. Zeichenmanier gegründet von *J. S. Haussen*, Herzogl. Sachsen Meiningischen Lieutenant und Lehrer an der Forstakademie zu Dreyssigacker. Mit 7 theils schwarzen, theils colorirten Kupft. und 62 S. Text. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Diese das 2te Bändchen des 12ten Theils der von Dr. Bechstein herausgegebenen Forst- und Jagdwissenschaften ausmachende theoretisch - praktische Situationszeichnungslehre liefert Gegenstände, die mehr oder weniger gut, in einer grossen Menge anderer Schriften und auf Vorlegeblättern, zu Tage gefördert worden. Der Inhaltsanzeige zu Folge handelt der erste Abschnitt von der Theorie des Plan- und Situationszeichnen überhaupt, und vom Zeichenapparat insbesondere; der *zweyte* Abschnitt hat es mit der Praxis zu thun. — Wenn der Vf. unter Sächs. Zeichenmanier, die Lehmannische Theorie der Bergdarstellung im Grundrisse verstanden wissen will, so wäre es wohl zweckmässig gewesen, diese irgend wo im Texte deutlich auszusprechen; aus den Bergdarstellungen auf Taf. VI. die an sehr vielen Stellen den Lehmannischen Grundsätzen, nach denen alle Schraffirstriche die horizontalen rechtwinklich schneiden sollen, entgegen gearbeitet sind, ist dieses nicht abzunehmen. Fig. 142 ist eine dürftige Kopie aus dem Lehmannischen bekannten Werke über Darstellung der Erdoberfläche u. s. w.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1824.

THEOLOGIE.

Rotweil, b. Herder: *Sammlung einiger kleinen Auffätze kathol. und protest. Schriftsteller über Bibelgefellschaften, Bibellesen und biblische Predigten.* Mit einer Vorrede und vielen Anmerkungen. Herausgegeben von einem katholischen Theologen. 1823. XVIII u. 122 S. 8.

In den Streit, ob das Bibellesen verbreitet werden solle, mischt sich allmählich die Maxime ein: Man kann die Sache nicht vollkommen gut machen, also mache man sie lieber gar nicht! Die Bibel wird missverstanden, sagt man, also gebe man sie nur mit Erklärungen. Aber wer steht uns dafür, dass die Erklärer sie nicht missverstanden? Oder können sie nicht selbst wieder missverstanden werden? Und da diess so häufig der Fall ist (man denke vornehmlich an die Apokalypse!) so würde durch dergleichen legitimirte Glossen und Noten das Uebel, als ein privilegirtes, nur desto schlimmer. Was der schlichte Menschenverstand von neunen unter zehn schlecht und recht, so wie es liegt, als ein ins Grosse gehendes, oft unbestimmtes Bildergemälde ohne specielle Deutung genommen hätte, davon gäbe ihm, es sey Bossuet oder Bengel, eine ausschliessende Hindeutung und Auslegung, und beschränkte den geraden Sinn des uneingenommenen Bibellesers. Dieser, bey weitem nicht so kurzsichtig, wie sich die gelehrtere Kirchenvormundschaft ihn einbildet, sieht das Dichterische in seiner Allgemeinheit über Himmel und Erde, über Völker und Zeiten dahin schweben. Das mit emporgehobene Gemüth würde dann oft aus dem Dunkeln nur, was es als gross und wahr und erfreulich fassen kann und den mächtigen Gesammteindruck, dass das Christenthum Gott und alle gute Geister zu Beschützern habe, allgemeinhin in sich aufgenommen haben, wenn ihm nicht die Ausleger Tag und Stunde und Ort und Personen dazwischen geschoben hätten. Oder sind denn derley oder andere, etwa Pöschelische, Rosenfeldische, Swedenborgische u. s. w. Auslegungen und Sectirereyen je zunächst in dem Volke selbst durch unmittelbares Bibellesen entstanden? Sind es nicht vielmehr die mystischen Ausdeuter und Ausdeuterinnen, welche denen, die nicht selbst und ganz natürlich lasen, ihren Aberwitz einredeten und ihn durch ihre aus dem heilbringenden Ganzen herausgerissene Lappen ins biblische einzuhüllen suchten. Erst wenn mündliches Einschwatzen und alsdann die schriftlichen Erleuchtungen den sonst unbefangen lesenden Volke bald auf polemische, oder dogmatische, bald auf abenteuerliche Selbstkreuzigungsbegriffe und überirdische Anschauungen die Richtung gegeben haben, liest endlich auch der Nichtgelehrte hinein, was ihm ohne die Porismata und Controversnoten und den Tractätchenkram nicht im Traume eingefallen wäre.

Jede Theologie, welche besorgen muss, dass man ihre Eigenthümlichkeiten nicht allzu leicht in den Bibelworten selbst entdecken, oder dass man sogar nach dem schlichten Sinn hier und da das Gegentheil auffinden möchte, will durchaus nicht Bibeln ohne Deutungen, das heisst aber immer, nicht ohne *ihre* Deutungsbrille, damit man doch gewiss sähe, was man ohne sie nicht sehen würde; insofern, wie das Breve von 1816 nach Mohilew sagt: *ex unius syllabae ratione quandoque dogmatis veritas dignoscatur.* Welche Kirche am meisten auf Bibeln dringt, die nur mit ihren kirchlich orthodoxen Noten ausgestattet seyn dürften, die muss ja wohl am wenigsten die Hoffnung haben, dass man ihre Eigenthümlichkeiten ohne die von ihr geschliffenen Augengläser gewiss in dem einfachen Texte entdecken werde. Schade nur, dass der Apostel Paulus seinen Brief an die Römerchristen nicht sogleich der Anmerkungen genug untergesetzt hat, die vornehmlich die ganze Theorie des Universal-Episkopats supplirt haben sollten, da der Brief selbst (sonderbarer Weise?) ohne alle Erwähnung des Primat-Episcopus an die Gemeinde allein gerichtet ist und sie so belehrt, wie wenn sie nicht schon den untrüglichen Belehrer an ihrer Spitze hätte.

Uebrigens spricht Rec. nur gegen die Unentbehrlichkeit solcher Noten, welche dem uneingenommenen, einfach verständigen Leser zum Voraus die einseitige Richtung auf irgend eine Partey-Exegese geben könnten. Den sittlichen, gottandächtigen, herzerhebenden, das Rechtwollen erregenden Inhalt der Bibel darf man zuversichtlich sich selbst überlassen, wenn nur nicht vor, bey und nach der Confirmation dem armen Kinderhaufen schon vieles, was dahin nichts frommt, eingeredet worden ist.

Von Hunderttausenden würde alsdann z. B. die ganze Bergrede Jesu mit tausendfachen Anwendungen auf ihr Gewissen und ihr Gottesvertrauen tausendmal gelesen werden, ohne dass es wegen der Einen Stelle, die ohne ägyptische Ascetik auch Origenes nie missverstanden hätte, zum Augausreissen und Händeabscheiden kommen wird. Für die wenigen Stellen dieser Art giebt es dann sogar unter dem ungelehrtesten Volke, wenn es nur nicht sonsther, vornehmlich auch durch Missionen und Conventikel fanatisirt wird, natürlich-verständige Köpfe, welche sagen werden: Augausreissen wäre auf jeden Fall besser, als verdammt werden. Aber ehe du dein Auge ausreissest, kannst und wirst du es doch lieber von dem Gegenstand abwenden, von welchen du sonst selbsttäuschend zu sagen pflegst, dass dir das Wegblicken *ganz unmöglich sey*. Der weise Lehrer sagt dir nicht: schneide dir zum Voraus die Finger ab! aber diess sagt er: wenn du meinst, alle deine Finger strecken sich unwiderstehlich nach fremden Gut aus, wohlan, so entschliesse dich doch lieber zum Fingerabschneiden. Bald wird deine Ausflucht: es ist mir unmöglich, nicht zu stehlen! verschwunden seyn.

Nur das aber, was die ersten Leser der Bibelschriften von selbst wussten, die unentbehrlichen historischen Umstände, ohne welche manches dem Ungelehrten keinen Zusammenhang hat, sollte, etwa in besondern Wortregistern, verdeutlicht seyn. Dass alsdann in Homilien und Katechesen und beym Schulunterricht jeder Religionslehrer soweit, als er durch seine Kirche und für sich selbst gekommen ist, dem Bedürfniss der Hörenden gemäss auch kirchliche Erklärungen, nämlich Nachweisungen, was seine Kirche oder eine andere aus einzelnen Beweisstellen zu folgern pflege, zu geben habe, versteht sich ohnehin. Nur soll das kluge Unterscheiden des Allgemeinwahren und Anwendbaren vom Gelehrten und Besondern, von den Lehrern geübt, und von den Obern sowohl als von der Zeitkenntniss geleitet werden. Mit allgemein verständlichem Vorlesen und Klarmachen des Neuen Testaments im Zusammenhang vor der ganzen Gemeinde begann Zwingli den 1sten Jan. 1519 sein Zürcher Lehramt und Helvetien feyert diesen Tag der begonnenen zusammenhängenden Bibelkenntniss als das eigentliche *Kirchenverbesserungsfest*.

Das Resultat ist: Gebt indess, was die Hauptsache ist, den zusammenhängenden, sich am besten selbsterklärenden Bibeltext in möglichst wahren, unverkünstelten Uebersetzungen. Denkt, dass nichts Menschliches vollkommen, aber das Gute, nicht um des denkbar Bessern willen, aufzuhalten ist. Vertrauet dem redlich aufmerkenden Menschenverstand. Aber haltet nur ihr, Leiter der Blinden! eure Gewissen rein, gegen das Wort: *Gerade* hat Gott den Menschen gemacht. Aber *sie suchen viel Künste*. Koheleth 7, 30.

Gewiss in sehr guter Absicht wollte in oben genannter Schrift der seel. *v. Werkmeister* (denn dieser ist bereits als Vf. bekannt) das Bibellesen gegen Machtverbote und Bedenklichkeiten retten und erhalten, aber zugleich so modificiren, dass daraus nichts schlimmes, nichts anderes, als was Er, der gute Freykirch, für das zuträgliche hielte, erwachsen sollte. Aber wo ist das beste in und um den Menschen, was zum Voraus durch irgend eine Art polizeylicher Ueberthätigkeit vor aller schiefen und unerwünschten Anwendung gesichert werden könnte? Und wenn etwas nur erst an sich und im Allgemeinen gut und daher im Gange ist, finden sich nicht alsdann, ohne beschränkende, allzu vormundschaftliche Voranstalten, gegen das im Einzelnen Schädliche, auch die speciellen Nachhülfen? Die Hauptsache aber ist, dass in jeder Sprache vorerst nicht eine lutherische, nicht eine katholizierende, sondern *eine biblische Bibel* allgemein lesbar werde, das heisst, überall eine solche Uebersetzung, welche das, was offenbarer Wortsinn ist, als offenbar, und also geoffenbart, das unbestimmtere aber eben so unbestimmt gebe, als es die Worte gelassen haben. Nur, dass was nicht gesagt ist, nicht hineingedeutet werde! ist das Hauptersoderniss. Auslegung, Bibelumschreibungen u. s. w. bleiben ausserdem jedem frey; aber, gebe er sie, in welcher Gestalt er kann und will, so gebe er sie nur immer als wohl unterscheidbar von dem, was als biblische Bibel, jedem nach seiner Fassungskraft, zuvörderst zugänglich seyn sollte, um sich vom Urchristenthum, das ist, vom Christussinn und der Christuslehre, vornämlich aber von dem Leben nach Christus einen anschaulichen, sehnsucht erweckenden Begriff zu machen.

Die gewöhnliche Einwendung, dass — nach der Regula 4. des Index Libror. prohib. — aus dem Lesen der Bibel in der Volkssprache mehr Schaden als Nutzen, *plus detrimenti quam utilitatis*, entstehe, ist nichts als eine nie erweisliche Redensart, sollte aber für Männer, wie Prof. Krug, für alle Folgezeit schon dadurch widerlegt seyn, dass, wenn das Bibellesen von Erlaubniss der Bischöfe abgehangen hätte, keine Reformation entstehen und fortbestehen konnte. Gesetzt, dass hier und da ein Schuster oder Schneider, oder Irren-Arzt unmittelbar und einzig aus dem Bibellesen (was gewiss nie der Fall war) auf eine tolle Meinung gekommen wäre, was ist eine solche einzelne Verkehrtheit gegen all' das unübersehbare Gute, welches aus dem unbeschränktern Bibellesen nur allein für die katholische Kirche selbst (ohne der Protestanten zu gedenken) seit der Reformationszeit entstanden ist? Und ist denn nicht aller Mysticismus gewöhnlich unter den Halbgelehrten, denen doch das Bibellesen nicht bischöflich versagt werden könnte und die sich auch durch die orthodoxesten Noten aus Concilien und Kirchenvätern nicht von ihrem individuellen Inspira-

ra-

rations-Wahn und dessen Mittheilung unter die, welche *ohne Denken andächtig* seyn mögen, abhalten lassen würden.

Gesammelt ist hier 1) ein kosmopolit. Wort *über Bibelgesellschaften*, von Prof. *Krug*. (Schon, wenn das Volk durch Bibellesen nichts als lesen, und zwar ganze zusammenhängende Geschichten lesen und zusammendenken lernte, so wäre selbst der bloss weltliche Nutzen davon unübersehlich viel grösser, als all' der Schaden, den das meist bloss abgeschmackte Missverstehen des hohen Liedes oder das symbolische Radotiren über die Apokalypse je hervorbringen konnten. Hr. Krug und andere wollen eher kurze, fruchtbare Auszüge aus der Bibel. Aber wer bürgt für solche, dass nicht jede Kirchenpartey wegliesse, was ihr nicht fruchtbar und bequem genug wäre. Und werden gerade die Wissbegierigen im Volke nicht sodann am meisten nach dem Weggelassenen fragen? Ist das Zutrauen der Layen gegen die Geistlichkeit u. s. w. überall so gross, dass Niemand Verheimlichungen und eigenwillige Gewissensleitung befürchtet? und wozu das Zu- und Abmessen, welche Vorurtheile nicht an das Volk kommen sollten? Sind sie ausgerottet, wenn sie nur verhehlt werden? Sollen sie nicht vielmehr zum Wort kommen, damit man sie löse? Die viel unerkannten Vorurtheile bleiben selbst in jedem Philosophen. Soll das Philosophiren desswegen nur *auszugsweise* vergönnt werden?) 2) Ueber die bisherige *Verbreitung der Bibel unter dem kathol. Volke in Deutschland*. (Der ungen. Vf. führt schöne Beyspiele davon aus ältern und neuern Zeiten an. Aber immer nur glückliche Zulassungen und Ausnahmen. Sobald die Finsterlinge wollen, stellen sie sich wieder hinter die Reg. 4. des Index, der doch immer insofern von dem Trident. Concil her eine grössere Auctorität als ein bloss päpstliches Decret hat, weil das Concil den Papst bestimmt dazu aufgefodert, also was er geben würde, als *Synodus in Spiritu Sancto congregata* zu Voraus ohne Vorbehalt legitimirt hatte. Der Vf. bemerkt S. 57, wie man noch 1794 *zu Trier* ein Neues Testament von Fischer, als ein „Buch, vornehmlich für den grossen Haufen bestimmt," von Vicariats wegen empfohlen habe. „Wie ganz anders, als jetzt," musste der Vf. selbst hinzusetzen. Und entscheidet nicht dieses Bekenntniss sofort die ganze Frage: ob nicht unbedingt erlaubt seyn müsse, was sonst so leicht wieder willkürlich genommen werden kann? *Sandbüchler* vereinigte 1784 in seiner Schrift: Lasen die ersten Christen die heil. Schrift? nach dem Vf. S. 64 tausend frohe Stimmen, da er ausrief: „*Jetzt* geht ein Strahl der Hoffnung auf, da dort Joseph — hier Hieronymus (Erzbischof von Salzburg) die Barbarey verscheuchen, *jenes geheiligte Buch, wo alles, was Religion heisst, enthalten ist, auch den niedern Klassen der Bürger nicht vorenthalten lassen* u. s. w." Sehr schön. Aber warum musste S. seinen tausendstimmigen Freudenausruf erst vom *Jetzt* datiren? Ja; warum könnte er sein *Jetzt* schon jetzt und schon lange nicht mehr wiederholen? Wer greift nicht mit Händen, dass alle Wohldenkenden auch gegen die Möglichkeit des Verbietens, ohne sich durch kleinliche Bedenklichkeiten selbst zu stören und den Finsterlingen das Hinterthor zu öffnen, zusammenhalten müssten. Was erst erlaubt werden muss, was überhaupthin nur in einem glücklichen Jetzt einmal wahrhaft frey gegeben wird, das wird gar zu leicht in so vielen anders werdenden Jetzt wieder unfrey gemacht! Rec. bekennt sich hierin vornehmlich zu den Smalcaldischen Artikeln; s. die Ausgabe von Marheinicke. in 4. S. 30. 57., wo Luthers Kraft und wahre Menschenkenntniss sich über alle halbe Maassregeln wegsetzen lehrt.

3) *Geschichte der vierten dem Index libror. prohibitor. vorgesetzten* (tridentisch-päpstlichen) *Regel*. Zur höchsten Noth soll gegen den unleugbaren päpstlichen Sinn heraus- oder herein erklärt werden, dass diese Vorschrift wenigstens uns Deutsch-Katholische nicht bejoche. Aber wie? Diese Regula beschränkt die persönliche Erlaubniss des Bibellesens auf das Urtheil des Bischofs oder Inquisitors, der mit dem Beichtvater es zu berathen habe. Warum? Wegen Vermessenheit der Menschen! Ist nun diese Ursache nicht eine fortdauernde? Männer, wie *v. Werkmeister*, *v. Ess*, und die äusserst seltenen ihres Gleichen haben äusserste Mühe, die juridische Subtilität annehmlich zu machen, dass diese, drey Monate nach dem Schlusse des Trid. Concils vom Papst promulgirte Regel *nicht alle Förmlichkeiten* eines *Kirchengesetzes* habe. (S. 71). Diess ist wahr; und viel Dank mögen ihnen die haben, welche des glücklicher Weise nicht fest genug geknüpften Knotens erst loszuwerden bedürfen. Aber warum fragt man denn nicht den desswegen lebenden authentischen Ausleger zu Rom selbst? Er würde, diess weiss jeder, so antworten, dass man ausrufen müsste: wohl denen, welche solche kunstgerechten Distinctionen nicht erst nöthig haben. Denn was helfen sie für die Wirklichkeit, was dem lehrbegierigen deutschen Volke, wenn der Obscurantismus sie nicht zugiebt und dafür auch immer dort, woher, in Ermangelung eines Generalconcils, die interimistische Irrefragabilität canonisch kommt, diese selbst bey weitem für sich hat, und wo sie die feinen Unterscheidungen selbst in den *Index prohibitorum romanus* setzen lässt? Was hilft es, wenn die im Netz gefangenen Löwen selbst das Netz nicht einmal zernagen lassen wollen, und nur vom Netze heraus demonstriren, dass nebst Frankreich und den Niederlanden, doch auch sogar das geduldvolle Deutschland das Netz nicht (förmlich) angenommen habe.

Ist es nicht überhaupt ein höchst räthselhaftes Verhältniss, wenn in einer Kirchenverfassung, die ihre Einheit und Entschiedenheit als ihren höchsten Vor-

Vorzug den Gläubigen vorhält, gegen die Promulgationen des Statthalters Christi, die, wenn nicht Gesetze, doch gewiss *statutarisch* wären, die Einwendung gelten sollte: Ein Theil der Unterthanen, besonders einige, ohnehin nicht übermäsig orthodoxe, obgleich wahrhaft tiefe Gelehrte (wie du Pin) haben das, was doch S. 73 dem Papst vom Concil hinterlassen und dann von diesem gut geheissen war, — *nicht angenommen;* folglich bindet es nicht. Welch' eine Kircheneinheit, wo es verfassungsmäsig wäre, dass die Unterthanen, welche eine Verwaltungsordnung nicht annähmen, auch daran nicht gebunden wären, während die Majorität der andern sie gläubigst annahmen? Ueberhaupt weiss man ja nicht einmal gewiss, ob ein Concilium über den Papst wäre. Offenbar aber ist wenigstens die *nichtversammelte* Kirche nicht über den Papst. Keiner der einzelnen Bischöfe, gesetzt auch, dass es nicht streitig wäre, ob sie es eben so unmittelbar aus göttlichem Rechte sind, wie der römische, kann ausser dem Generalconcilium behaupten, dass, was dem heiligen Geiste *und ihm* nicht gefalle, auch dem heiligen Geiste *und dem römischen Primat* nicht habe gefallen dürfen. Wie entschieden Pius IV. 1564 *auctoritate apostolica* diese Verbotsregeln allgemein gemacht habe, zeigt mit ihren Worten Sophronizon I. II. Heft. S. 255. 256. Und wozu Se. Heiligkeit apostolische Auctorität habe, kann doch kein Mitglied der kathol. Kirche besser wissen wollen, als der *e cathedra* von den Cardinälen, als Kirchenrepräsentanten umgebene oberste Bischof selbst?

S. 61 bemerkt die Note, dass selbst Synoden, die III. zu Mailand und 50 Jahre später die zu Avignon jene 4te Regel angenommen, andere, wie zu Bourges 1584 zu Narbonne 1609 sich dagegen erklärt haben. Allerdings sind also auch hier, wie hundertmal, Provincial-Synoden gegen Prov. Synoden. Aber für welchen Theil ist der, welcher im Namen des heil. Petrus Christi Schaafe und Lämmer (alle?) weiden soll? Soviel wenigstens ist gewiss, dass protestantische Provincialsynoden schwerlich so weit von einander abweichen. Und wenn es wäre, so würden sie wenigstens zugeben, dass diess nicht der beruhigendste Beweis von steter Conformität sey, sie aber auch die Uniformität nicht zum ersten Lob ihrer Kirche und zu einem Kennzeichen machten, dass jeder des Denkens müde unbedenklich dort in die kirchengläubige Ruhe eingehen könne.

Der verst. v. Werkmeister hat in einem besondern Anhang den grossen Zweifel wegen der *zwey Breven Pius VII. gegen die Bibelgesellschaften* zu lösen sich zur Aufgabe gemacht, von denen das an den Erzbischof von Gnesen vom 29sten Jun. 1816, das an den Erzbischof von Mohilew vom 3ten Sept. datirt. Der Vf. bemerkt, dass sie an einzelne Bischöfe gerichtet seyen, also die andern alle nichts angingen. Bestehen denn aber nicht fast alle Theile des kanonischen Rechts aus Verordnungen an einzelne Bischöfe oder Provinzen? Die beiden Breven drücken sich so allgemein aus, dass, wer sie noch so gern entschuldigen möchte, doch nicht sagen kann, sie betreffen nur Provincialumstände? Ist nicht der Sinn Sr. Heiligkeit offenbar ein allgemeiner gewesen, entscheidet er nicht nur aus allgemeinen Gründen über eine allgemeine Sache? In dem Breve nach Polen (abgedruckt im Sophronizon. I. II. Heft. S. 236—242), sagt Pius Papa VII. dem *Venerab. Frater*, dass es *communis salutis* sey, *conspirare ad ea propulsanda, quae in sanctiss. religionis nostrae perniciem ab ejus hostibus parantur.* und in diesem allgemeinen Sinn bestätigt das verehrte sichtbare Kirchenhaupt die II. III. IV Regel des Index, ja überhaupt das *salutare decretum Indicis* den 13ten Jun. 1737, dass nur entweder die vom apostol. Stuhl approbirten, oder mit Noten aus den heil. Kirchenvätern ausgestatteten (also das römischpäpstliche in der Bibel nachweisenden) Uebersetzungen zu gestatten seyen. Denn die Bibeln *ohne Noten* (Andere geben die Bibelgesellschaften nirgends!) seyen *novum genus zizaniorum, quae inimicus homo superseminat.* Bibeln ohne Noten, möchte man freylich denken, sind doch *reine* Bibeln, nur dass sie sich eher nach dem Grundtext, als nach der Vulgata richten. Und doch sollen sie Unkraut seyn? Nur also, wenn man das darin findet, was die Noten zu verstehen geben, werden sie guter Weizen?

Dabey ist die Rede davon, dass die Bibelgesellschaften ein *Vaferrimum inventum* seyen, *quo vel ipsa fundamenta religionis labefactantur...* Dass *remedia ad eam pestem curandam et delendam* nöthig wären... Dass man erst zu Rom entdecken müsse, welche Irrthümer *insidiose* in der polnischen Bibelübersetzung des Jakob Wuck versteckt seyen, die von der Bibelgesellschaft ohne Noten ausgegeben wurde. Diese aber war längst von P. Clemens VIII. autorisirt, und dennoch, ungeachtet 10 Millionen katholische Polen sie bedürfen, seit mehr als 200 Jahren nur in 3000 Exemplarien gedruckt, s. des frommthätigen *Pinkertons* Berichte im Sophronizon, I. II. Heft. S. 252, wo noch vieles charakteristische wegen der römischen Bibelscheu, aber auch der Eifer des an die Spitze der Bibelverbreitung getretenen Kaisers von Russland und vieler Weltlichen nachgelesen zu werden verdient.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

May 1824.

THEOLOGIE.

Hotweil, b. Herder: *Sammlung einiger kleinen Aufsätze kathol. und protest. Schriftsteller über Bibelgesellschaften* — Herausgegeben von einem katholischen Theologen u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Aeusserst schwer, muss man wohl sagen, hat das Breve seine Wegerklärung einem Manne gemacht, der, wie der verst. Werkmeister gern, wenigstens nach dem bischöflichen System, Katholik bleiben wollte. Er findet S. 88. zwey Auskunftsmittel.

Das erste ist: das Breve habe nicht ein *Placetum regium* erhalten, vermöge dessen erklärt werde, dass es nichts den Rechten des Staats und der Nationalkirche zuwiderlaufendes enthalte. Ohne ein solches *Placetum* sey ein päpstl. Breve „nach den *allgemeinen* Grundsätzen des kathol. Kirchenrechts" für die kathol. Bewohner eines Landes nicht verbindlich. Freylich, fügt v. Werkmeister bey, möchten einige (?) Römlinge das *Placetum reg.* in die afrikanischen Wüsten verwiesen wissen, damit es der *römischen Curie* frey stände, wie ehemals in jedem Staate nach Willkür einzuwirken, Unruhen anzustiften und im Trüben zu fischen. Allein alle katholische Fürsten, belehrt durch die Geschichte des Mittelalters, haben sich, sagt v. W., gegen die römischen Anmaassungen *mit diesem Panzer* geschützt. Und wie könnte auch ein Staat sein eigenes Interesse und das Wohl seiner Bürger so hintansetzen, dass es *eine fremde Macht* in seinem Reiche einwirken liesse, ohne sich über die Art des Einwirkens die möglichst genaue Kenntniss zu verschaffen und sie nur insofern zu gestatten, als das innere Wohl des Staats und — der Kirche (?) nicht dadurch gefährdet wird." — So wörtlich v. Werkmeister; was allerdings im vernünftig-staatsrechtlichen und im protestantischen Sinn und Geist sehr richtig wäre. Aber, sind es denn immer nur *Einige* Römlinge, die dieses „allgemein" genannte Kirchenrecht nicht anerkennen? Hat denn je der Papst, hat je eines der neuen, so künstlich der Staatsmacht ausweichende und sie doch mehr, wie zuvor, umgarnenden Concordate anerkannt, dass Ausschreiben Sr. Heiligkeit ohne Einwilligung der weltlichen Staatsobrigkeiten nicht verbindlich wären? Und was ist denn in Wahrheit die *römische Curie*, welcher man gewöhnlich mit inconsequenter Verzweiflung allein auflastet, was doch Se. Heiligkeit jedesmal allernächst unter ihren Augen hat, im Verein mit den Cardinälen gutheisst, unterzeichnet und als mit den Formeln von allgemeingültig und unabänderlich (wie die auch gegen das Bibellesen so laut redende Bulle *Unigenitus*) ausgehen lässt? Woran könnten wir, die wir doch *nur* Weltliche heissen, uns halten, wie irgend consequent seyn, wenn wir in der Parallele unmittelbar von unsern Regenten „nach Anhörung ihrer geheimen Räthe" unterzeichnete und contrasignirte Verordnungen hätten und nun uns doch herausnehmen wollten oder müssten, erst zu fragen, ob der Sinn annehmbar und von dem ganzen Lande wirklich angenommen sey? um alsdann auf unsere Gefahr den unmittelbar unterzeichneten Befehl nur dem fürstlichen Staatsministerium im Gegensatz gegen den Regenten zuzuschreiben. Und bey Regenten, deren Minister für alles Verfassungswidrige oder Landesverderbliche verantwortlich gemacht sind, wäre diess in gewissen seltenen Fällen noch eher denkbar. Wie aber in einer Kirchenverfassung, welche in dem sichtbaren Oberhaupt, sobald es amtlich und nach den gehörigen Formen (*adhibitis in consilium pro rei gravitate ven. fratribus nostris S. R. C. Cardinalibus*, wie das Breve nach Gnesen versichert), eine Verordnung giebt, den heiligen Geist und alle die apostolische Machtvollkommenheit eines Statthalters Gottes und Jesu Christi als persönliche Weihe voraussetzt? auch ausdrücklich aus solcher Macht das Breve zu geben versichert? Ja, kann oder muss nicht Se. Heiligkeit, besonders wo es Bibellesen, wo es Glaubensrichtigkeit der Uebersetzungen und Nachhülfe zu denselben durch päpstlich, d. h. vom Oberhirten, autorisirte Noten betrifft, mit dem grössten Schein oder Grunde sagen, dass diess eine *rein geistliche* Sache sey, wo die *layische* Obrigkeit kein Urtheil habe, sondern nur wenn die Befolgung als staatsgefährlich erwiesen werden könnte, ein Veto entgegensetzen möchte; was aber in einem solchen Falle, weil die Noten doch nicht aus dem Jesuiten Mariana genommen seyn würden, nicht möglich seyn würde.

Der zweyte Grund des verst. v. Werkmeister ist: Nach den allgemeinen (?) Grundsätzen des kathol. Kirchenrechts werde ein päpstl. Breve nur verbindlich, wenn es *vom Dioeoesanbischof* geprüft, für das Wohl seiner Untergebenen angemessen gefunden und daher feyerlich acceptirt sey. Aber wo hat das

sichtbare Oberhaupt der Kirche je dieses nach dem Episkopalsystem (febronianisch?) geformte Kirchenrecht, welches nicht einmal alle Bischöfe anzunehmen und auszuüben einstimmig sind, als gültig zugegeben? wo hat die Kirche in einem unbescholtenen Concilium es für allgemein erklärt? dass es auch ein nöthiger Panzer wäre, wissen die freylich, welche eben desswegen nicht katholisch sich nennen, weil sie da, wo der oberste Bischof und alle übrigen Bischöfe über die Hauptsache, über die Grenzen ihrer Entscheidungsmacht äusserst different sind und doch beiderseits vom heil. Geiste geleitet zu seyn behaupten, das Katholische nicht finden, da nach Vincentius Leria kurzer Formel bekanntlich das allein katholisch seyn soll, was im Glauben und in den Pflichten *semper ubique ab omnibus creditum est*. Und gesetzt sogar, es wäre oder würde von einer allgemeinen Kirchenrepräsentation zugestanden, und (was unglaublich zu sagen!) vom päpstlichen Primat confirmirt, dass päpstliche Verordnungen für jeden Sprengel der Acceptation des Particular-Bischofs bedürften, welche Nichtkatholicität wäre hiervon zu erwarten!? Der Fall ist gerade in der gegenwärtigen Sache der Bibel und Bibelgesellschaften nicht blofs ein Problem, sondern volle Wirklichkeit. Der Erzbischof von Mohilew, Er, der nach der grofsen Kaiserin Einsetzung dieses Erzbisthums vom 17ten Jan. 1782 der eigentliche alleinige *von aller auswärtigen Macht unabhängig erklärte* Primas aller Katholiken im ganzen russischen Reiche ist, hat auf das vorsichtigste Verbreitung des längst von dem Jesuiten Weyeck nach der Vulgata ins Polnische übersetzten, von Clemens VIII. gebilligten, schon 1592 *ohne Noten* gedruckten Neuen Testaments genehmigt; das päpstliche Breve an ihn (welches man in Deutschland aus Schonung der Gewissen weniger bekannt werden liess) besiehlt nicht nur das Gegentheil, sondern bedroht den Erzbischof, soweit man es irgend wagen konnte, mit kanonischen Strafen: *Vides igitur, venerabilis Frater, quae Nostra deberet esse tecum agendi ratio, si canonicarum Legum severitatem sequi vellemus.. Nos vero, qua sumus in Te caritate* (und weil gegen den Erzbischof in Russland gewiss keine Execution vom Kaiser Alexander zu erhalten war!) *ei rei tantum insistimus, a qua, cum Juris divini sit Tibi injungendum, abstinere non possumus, nempe ut scandalum, quod ista Tua agendi ratione praebuisti, de medio tollas.* Der Papst dringt weiter, *per viscera Christi* bittend, dass der unabhängigste aller Erzbischöfe *debita et celeri emendatione* repariren solle, was er *perperam circa novas Bibliorum versiones* gelehrt und gethan habe. Sogar eine *formalis solemnisque Retractatio* möchte Se. Heiligkeit ihm einreden.

Wie nun? Der kathol. Primas aller Katholiken in Russland hat dieses Breve (dass es nicht auf anderm Wege, als durch den gesetzlichen des russischen Cultministeriums (S. 95) an ihn gebracht worden sey, wird der Glaubigste nicht glaublich machen!) nicht acceptirt. Er hat fortgefahren, für die Verbreitung des nach der Vulgata einst mit päpstlicher Genehmigung übersetzten Neuen Testaments zu wirken. Sogleich über der Grenze aber, in Polen, entsteht das laute Gegentheil. Der Erzbischof des mit Russland so nahe verbundenen Polens und mehrere mit ihm einstimmige Bischöfe (eben so auch die Hungarischen und diese schon 1816 auf das Breve nach Mohilew sich berufend, s. den Abdruck im Antibiblion Nr. VIII. S. 121. London bey Hatchard) acceptiren das päpstliche Verbieten wohlfeiler oder schenkender Bibelverbreitung ohne Noten mit beiden Händen. Wo sehen wir denn also die Kircheneinheit? die den Convertiten so anziehend und sicher geschilderte und dem mühsamen Selbstdenken des Protestantismus gegenüber gestellte Hingebung in kirchenglaubige Ruhe? Wenn die Verordnungen des heil. Petrus nur da, wo die Successoren der andern zwölf Apostel (den heil. Paulus mit eingerechnet!) sie acceptiren, gelten, so könnte Rec. heute auf der russischen Grenze etwas für echtkatholisch achten, was ihm morgen auf der polnischen für antipetrinisch erklärt und verboten würde. Und diess desswegen, weil ein Grundprincip, wie weit der heil. Petrus gegen andere Apostel entscheidend gelte, von den Nachfolgern des allgemeinen Primas gar viel anders als von den Nachfolgern der Mitapostel verstanden und angewendet wird, also weil über den unmittelbaren Statthalter Jesu Christi noch ein unmittelbarerer nöthig wäre, welcher entschiede: ob denn möglicher Weise jemals Se. päpstl. Heiligkeit den Umfang ihrer Rechte nicht wisse und zu weit ausdehne, oder dem übrigen Episkopat die echte Inspiration darüber abgehe? — — Wohl dem, der entweder über solche Haupt-Dissonanzen in der alles beschwichtigenden Uniformität lieber gar nicht nachdenkt, wenn er anders nicht durch die (leidige) Vernunft darüber schon zum Entschluss gekommen ist. Denn die Glaubensartikel allein, ohne die umfassendsten Lebensvorschriften, festgestellt zu sehen, könnte doch für die Gewissen schwerlich eine bleibende Beruhigung seyn. Matth. 12, 26. Und wie kann die Heerde in sorgenloser Hingebung sicher geleitet zu seyn glauben, wenn sie den Oberhirten behaupten hört, dass er überall gleich sehr der Hirte sey, die andern aber nur, was er nicht sich reservire, durch ihn haben, wogegen die bis zum heiligen Afrikaner-Bischof, Cyprian, noch zurückdenkenden Unterhirten jene Leitung nur, so weit sie ihr beystimmen, für die wahre zu erkennen lehren? oder, mit Tertullianus *de Pudicitia sub init.* ausrufen: *Audio edictum esse propositum, et quidem peremtorium; Pontifex scilicet Maximus, Episcopus episcoporum dicit* etc., wozu *Baluz. ad Agobard.* die Note macht: *Tertullianus heic Pontificem rom. satirico sale defricat.*

In welche Verlegenheit versetzte ein solcher Zwiespalt den Edelsinn v. Werkmeisters, der so gern den katholischen Auctoritätsglauben mit dem

dem allgemeingültigen Vernunftglauben zugleich geltend erhalten hätte. „Wenn das Breve nach Mohilew echt ist," seufzt er S. 95, so muss das sanfte Herz Pius VII. *von seinen Römlingen* hintergangen worden seyn. Wer aber rettet den Bischof Roms, seit er überall Episkop seyn will, also überall alles richtiger zu wissen fähig seyn müsste, von solchen Römlingen, das ist, von den Zuträgern zu und nach Rom, welche, was man dort, in der Ferne, nicht wissen kann und doch als Bedingung solcher Universalaufsicht zu wissen scheinen muss, in jene zum Allwalten nothwendige Allwissenheit einschwärzen; von solchen Römlingen, aus deren Klatschereyen eben derselbe Pius VII. unter dem 3ten May 1817 es nahm, dass er vom Castell Gandolfo her den in der Nähe sehenden Badischen Regenten unmittelbar „um des öffentlichen Wohls willen" vor Ignat. Heinr. von Wessenberg als vor einem Manne warnen zu können und zu müssen meinte, welcher *allen Wohldenkenden zum Abscheu sey*, (*Quae enim esse potest apud fideles Viri auctoritas, a quo boni omnes abhorrent, quem contemptui habent, quem minime probari Nobis certis et publicis argumentis agnoscunt*, s. Denkschrift über das Verfahren des röm. Hofs bey der Ernennung des Gen. Vicars Fhrn. v. Wessenberg zum Nachfolger im Bistum Constanz. Mit grhzgl. gn. Privileg. Carlsruhe bey Müller 1818. fol. 4.). Welch ein Kirchenzustand, der durch sein Streben nach Alleingültigkeit (Katholicität) solche Römlinge als Zuträger aus der Ferne, und durch sie solche Breven hervorbringt, von denen sich redlich gläubige Männer, wie Werkmeister, nicht anders als durch den Versuch auf das unglaublichste ihre Unechtheit zu glauben, loszuwinden wissen. Und sind denn nicht dergleichen das Universal-Episkopat herabwürdigende Römlingstäuschungen der Reihe nach in der Kirchengeschichte von Rom und Avignon nachzuweisen, seitdem Nicolaus I. nach diesen pseudodecretalischen Grundsätzen, überall zu richten und von niemand gerichtet zu werden, im Streite zwischen Erzbischof Hincmar zu Rheims und dessen Neffen fernsehend sich zu beweisen wagte. Welche Römlinge es sind, die auch jetzt denen, welche in der Nähe erprobt, zu deutsch-katholischen Erz- und Bischöfen designirt wurden, die ultramontanische Institution verzögerten, wird wohl die Zukunft enthüllen.

Zum Schluss giebt der wohldenkende Vf. noch einen Vorschlag, wie das deutsche Brevier des (auch lange genug von Römlingen verfolgten) *Derersers* benutzt werden könnte, um endlich doch auch die ganze evangelische Geschichte dem Christenvolke (unter der Messe) stückweise laut und mit Nachdruck vorzulesen, und alsdann nicht bloss über Perikopen, sondern zur Verdeutlichung und Anwendung des vorgelesenen Zusammenhangs aus eigenem Bibelstudium, zum Verhüten eines nur vorwitzigen Bibellesers (S. 120) die Predigten zu halten. Kann man anders, als unter mitleidiger Theilnahme, solche Vorschläge erwägen, durch welche redliche Gemüther in ein System, welches gar zu gern dem Volke alles nur lateinisch vorsagen lassen möchte, die Möglichkeit biblischen, selbstverstandenen Lehrunterrichts hineinzurücken sich (eine, wie lange noch? vergebliche) Mühe geben. Was Zwingli, was Luther seit 1515 — 1517 als erste Befriedigung des allgemeinen deutschen Volksbedürfnisses durchgreifend verwirklichten, eben das ist nach drey Jahrhunderten noch in dem von der achtzehnhundertjährigen immer gleichen Ueberlieferung und vom untrüglichen Mittelalter abhängigen Kirchenthum nur erst frommer Wunsch, ungeachtet v. Werkmeister sehr richtig bemerkt, dass die Tradition (aber nur die ältere) dergleichen Bibelhomilien von Chrysostomus u. s. w. zur Nachahmung vorhalte. Das Breve nach Mohilew sagt dagegen: *Romana Ecclesia solum vulgatam editionem ex notissimo Concilii Trident. praescripto suscipiens aliarum linguarum versionem respuit easque tantum permittit, quae cum adnotationibus ex Patrum et Catholicor. Doctorum scriptis opportune* (!!) *depromtis eduntur ... ut Ecclesia, toto orbe diffusa, sit labii unius et sermonum eorundem.* Schade, dass der Concipist des Breve nicht einmal so viel exegetischen Sinn hatte, zu bemerken, dass nach Genes. 11, 6 — 9 die Gottheit gerade jenen Zustand der Menschen vor dem Babylonischen Thurmbau als etwas allzu uniformes nicht länger dulden wollte.

(*Der Beschluss folgt.*)

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

LEIPZIG, b. Cnobloch: *Materialien zum Dictiren*, nach einer dreyfachen Abstufung vom Leichten zum Schweren geordnet, zur Uebung in der deutschen Orthographie, Grammatik und Interpunction mit fehlerhaften Schemen für den Gebrauch des Zöglings und mit einer *kurzen Theorie der Interpunction nach logischen Grundsätzen*, von *Karl Heinrich Ludwig Pölitz*. *Vierte*, verbesserte und vermehrte Auflage. 1824. XIV u. 174 S. 8.

Die gegenwärtige Auflage dieses Buches verdient im eigentlichen Verstande eine *vermehrte* und *verbesserte* genannt zu werden. Davon überzeugt man sich durch die flüchtigste Vergleichung mit den frühern Ausgaben, wovon die erste 1801 erschien. Ueberhaupt ist es eine rühmliche Eigenschaft des Hrn. Vfs., dem Publicum für die günstige Aufnahme seiner Schriften dadurch seine Dankbarkeit zu beweisen, dass er unablässig an deren Verbesserung arbeitet.

Der wichtigste Theil des Buches ist die *Theorie der Interpunction*. So viel Scharfsinn auch aus derselben hervorblickt, so ist der Vf. doch zu bescheiden, als dass er sie für vollendet halten sollte. Im Gegentheile giebt er sie für einen blossen *Versuch* aus, indem er S. 6 sagt: „ich darf zwar bey diesem *Versuche* (denn mehr kann und soll er bey der gegenwärtigen Lage unserer Interpunction nicht seyn)

seyn) keine völlige Uebereinstimmung der Kenner mit meinen Regeln erwarten; allein wünschen kann ich doch, dass man die neu aufgestellte Theorie unparteyisch prüfe."

Um diesen billigen Wunsch nach Kräften zu erfüllen, erlaubt sich Rec. folgende Bemerkungen. Der Vf. stellt §. 2. den Grundsatz auf: „die Regeln der Interpunction hängen zunächst von der *Logik* ab, weil sie sich nicht sowohl auf die *grammatische* Folge der Wörter, als vielmehr auf den durch die Wörter dargestellten Sinn nach den *logischen Ursachen seiner Verbindung und Trennung* beziehen." — Dass sich die *Interpunction* nicht auf die *grammatische* Folge der *Wörter* gründet, wird leicht zugegeben werden; aber nicht so gewiss ist es, dass sie bloss von dem *Sinne* derselben, nach den *logischen Ursachen seiner Verbindung und Trennung*, abhängt. Denn die *Logik* beschäftigt sich bloss mit den *Gesetzen des Denkens*, nicht aber mit Gemüthsbewegungen und Redeformen, so fern beide durch Verstärkung oder Erhebung der Stimme in der Rede ausgedrückt werden. Wenn wir den Satz betrachten: *„ich bin unglücklich!"* so zeigt die *Logik*, dass er ein *Urtheil* ist; aber die *Gemüthsbewegung*, mit welcher er vom Redenden ausgesprochen wird, gehört nicht in das Gebiet derselben. Ferner, der Satz: *„er ist gestorben?"* bezeichnet, *bloss logisch genommen*, ein *Urtheil*; aber wenn das letzte Wort desselben mit Erhebung der Stimme ausgesprochen wird, zugleich eine *Frage*. Nun aber deuten die *orthographischen Zeichen* nicht bloss die Trennung der Wörter und Sätze nach der *logischen Verbindung oder Trennung der durch sie ausgedrückten Begriffe* an, sondern auch, und zwar *vorzugsweise*, eine *Gemüthsbewegung*, wie das *Ausrufungszeichen*, oder eine *Frage*, wie das *Fragezeichen* u. s. w. Nicht *alle orthographische Zeichen* also können *bloss* aus der *Logik* erklärt werden. — Zweytens, so sehr Rec. das wissenschaftliche Streben des denkenden Vfs. ehrt, so fürchtet er doch, dass der Vf. seine Theorie in einem Buche, welches für Anfänger bestimmt ist, im Ganzen zu gelehrt vorgetragen habe. Dahin rechnet er besonders die §. 8 gemachten Eintheilungen, namentlich deren fremde Benennungen; z. B. *reduplicative, copulative, hypothetische, disjunctive Sätze; combinirte Prädicatsbegriffe; Corollaria, Scholia, Lemmata; die Subordination oder Coordination der Begriffe und Sätze in einem logischen Netze versinnlicht dargestellt* u. s. w. — Ferner möchte vielleicht einiges in den Regeln über den Gebrauch der *einzelnen* orthographischen Zeichen mehr vereinfacht werden können, z. B. §. 9., wo es heisst: das Komma steht: 3) da, wo die Conjunktion *und* wegfällt, wenn sie *zwey* Prädicate verbinden sollte, die zu Einem Subjecte gehören; z. B. *der ewige, allgütige Gott;* 4) unmittelbar *vor* dem Subjecte, nach jedem neuen Prädicate, das entweder *von dem vorhergehenden Prädicate unabhängig* ist, oder das einen von dem Subjecte verschiedenen Begriff in sich enthält und diesen auf das Subject bezieht; z. B. *das abgelaufene, im Meere der Ewigkeit untergegangene, Jahrhundert;* nicht aber in folgendem: die *neue, ungewohnte Erscheinung.* — Was unter No. 3. steht, ist richtig, und hat No. 4. nach des Rec. Ansicht, entbehrlich gemacht. Denn wenn alle orthographischen Zeichen nichts anders als Merkmahle für den Leser sind, welche andeuten sollen, mit welchen Pausen und Veränderungen der Stimme schriftliche Wörter und Sätze mündlich würden vorgetragen worden seyn, so brauchen sie auch nichts weiter anzudeuten, als was dem Redenden auszudrücken möglich ist. Nun aber macht der Redende zwischen zwey Prädicaten, die vor einem zu ihnen gehörigen Subjecte stehen, wenn sie nicht mit *und* verbunden sind, eine kleine Pause nach dem *ersten*, nicht aber nach dem *letzten*. Daher ist das Beyspiel unter Nr. 3. richtig abgetheilt: *„der ewige, allgütige Gott."* Ob aber das *zweyte* Prädicat vom *ersten unabhängig* ist, d. i. (was das Wort hier nur allein bedeuten kann) einen ganz andern Begriff bezeichnet, als das *erste*, oder nicht, darauf nimmt der Redende keine Rücksicht. Dazu kommt, dass der vom Vf. angegebene Unterschied jener Prädicate so fein ist, dass die meisten, selbst gebildeten Schreibenden, von denen man doch die richtige Setzung der orthographischen Zeichen verlangt, gar nicht die Fähigkeit haben würden, ihn zu machen, weil dazu eine genaue Zergliederung der Begriffe gehört, und zu dieser theils ein geübteres Denkvermögen, theils eine grössere Masse von Kenntnissen erfodert wird, als jenen eigenthümlich ist. Auch steht das richtig abgetheilte Beyspiel unter Nr. 3.: *„der ewige, allgütige Gott"* im Widerspruche mit der Regel unter Nr. 4. Denn nach dieser müsste das Wort *allgütige* durch ein Komma vom Subjecte *Gott* getrennt seyn; da es vom vorhergehenden Prädicate *ewig* unabhängig ist, oder einen ganz andern Begriff bezeichnet, als dieses.

Doch diese Bemerkungen sollen bloss die Bereitwilligkeit des Rec. zeigen, dem oben erwähnten Wunsche des Vfs. einiger Maassen zu entsprechen, auf keine Weise aber das Verdienst schmälern, das er auch in diesem Fache schon seit langer Zeit sich erworben hat. — Nur Einen Wunsch noch kann Rec. nicht unterdrücken, nämlich den, dass der Vf. künftig dem *Kolon* keine zu grosse Aufmerksamkeit widme.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1824.

THEOLOGIE.

Rotweil, b. Herder: *Sammlung einiger kleinen Aufsätze kathol. und protest. Schriftsteller über Bibelgesellschaften* — Herausgegeben von einem katholischen Theologen u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Da Rec. diese Schrift gleichsam als den Schwanengesang eines Mannes, wie v. Werkmeister war, das ist, eines der wenigen, allmählich dahin sterbenden ansehen muss, durch welche vieles in der deutsch-katholischen Kirche besser hätte werden können, so kann er nicht umhin, noch auf das, was gleichsam dessen Glaubensbekenntniss im Artikel von der Kirche, in dem für die Katholicität oben an stehenden Hauptartikel, gewesen ist, aufmerksam zu machen. „Ich wüsste nicht, sagt Er, S. 28, wo die römisch-katholische Kirche den Grundsatz angenommen hätte, dass die Bibel von Layen, besonders von ganz ungebildeten, dem Volke, nicht gelesen werden dürfte, und dass sie daher das Bibellesen im Allgemeinen, wenn gleich nicht unbedingt verboten habe." Was erfoderte denn aber dieser in den theologischen Schriften der kathol. Kirche gewiss sehr bewanderte Mann, um zu wissen, dass etwas angenommener römisch-katholischer Grundsatz sey? Er macht sich deutlich genug. „Man wird doch unter der römisch-katholischen Kirche nicht die römische Particularkirche oder gar nur die Person des Papstes verstehen, sondern *alle* katholische Particularkirchen, die mit der römischen durch ein gemeinschaftliches Oberhaupt verbunden sind. Wo nun diese Gesammtkirche entweder in einem allgemeinen Kirchenrathe oder durch eine allgemeine und überall angenommene Praxis den Grundsatz ausgesprochen hätte, dass die Bibel von Layen nicht gelesen werden soll, und wo sie daher das *Bibellesen im Allgemeinen*, wenn auch nicht unbedingt, verboten habe, das ist mir ganz unbekannt." Ueber die besondere Anwendung dieser Regel für die Frage: was ist römisch-katholisch? wollen wir nur erinnern, dass es den nach dem Bibeltext begierigen Ungelehrten wenig hilft, wenn in der Theorie das Bibellesen allgemeinhin (was kein Lainez wagen durfte) katholisch nie verboten wurde, in der Praxis aber nur Uebersetzungen aus der Vulgate, nur durch papistische Noten rectificirte Texte, und selbst diese nur denen vergönnt werden, welche der Beichtvater mit dem Bischof oder Inquisitor einverständigt für fähig genug achtet. Die Hauptsache ist, dass jetzt so häufig, wenn im Katholicismus etwas als der Verbesserung sehr bedürfend angeregt wird, nicht bloss den Protestanten, sondern auch denen, welche man in der Kirche zurückhalten will, zugerufen wird: was Ihr tadelt, ist nicht Katholicismus; es ist nur etwa ein Missbrauch! Welchen Grundsatz aber wird denn der gewissenhafte Katholik zuverlässig als *römisch-katholisch* anzunehmen wissen, wenn er erst wissen soll, ob alle (alle?) kathol. Particularkirchen, die mit der römischen durch ein gemeinschaftliches Oberhaupt verbunden sind, ihn durch einen allgemeinen Kirchenrath, oder durch überall angenommene Praxis annehmen. Wer kann alle diese Particularkirchen fragen? Durch wen reden sie alle, rechtmässig, einstimmig? Und meint man je, dass sie zu Basel, oder zu Trident geredet hätten; tritt dann nicht eine französische Nationalkirche zu Bourges, oder gegen Trident selbst die deutsche dazwischen und zweifelt, bis zu welcher Session hin ein solches Concil allgemein und vom heiligen Geiste geleitet, oder ob es auch nur frey genug gewesen seyn möchte, ungeachtet jedes sich selbst immer als im heiligen Geist versammelt aussprach und nicht für unfrey oder vom römischen Briefpaket abhängig erklärte? ferner, wenn nur die mit der römischen durch das gemeinschaftliche Oberhaupt verbundene Particularkirche alle eine echt-katholische Stimme haben, so erheben sich der Fragen wieder sehr viele. Ist nicht die spanische mit dem römischen Oberhaupt in gar anderm Sinn verbunden, als die französische? Und wie? Als die letztere den vier Artikeln fest anhing, während das gemeinschaftliche Oberhaupt unaufhörlich dagegen arbeitete, gehörte denn damals diese französische, ihre Freyheiten gegen die *romana omnium magistra* vertheidigende Nationalkirche so unter die katholische Allheit, dass, was sie nicht zugab, nicht katholischer Grundsatz war? Oder wird, wenn je in Frankreich die vier Artikel und was daran hängt, durch eine mit einem *Placetum* versehene Bulle eteignirt wurden, die französische Nationalkirche dadurch um so katholischer? Ueberhaupt, erkennt denn das gemeinschaftliche Oberhaupt auch diejenige als genugsam mit ihm verbunden, welche nicht ihn, sobald er förmlich und amtlich spricht, für den Mund der römischen und diese für

für die Sprecherin, ja Meisterin der ganzen Kirche factisch anerkennen? Auch die Praxis endlich kann eben so wenig ein sicheres Kennzeichen eines allgemeinen echt-katholischen Grundsatzes seyn. Wer weiss, ob sie überall ist? Und wenn sie es heute ist, so lange allenfalls eine weltliche Obermacht die Hand über alle halten mag, wer weiss, ob sie morgen eben so seyn wird? Genug, wenn nur das echt-katholischer Grundsatz ist, was nicht nur Stimmenmehrheit, sondern sogar Stimmeneinheit aller mit Rom verbundener Particularkirchen dafür anerkennt, so wird der Katholik sowohl als der Protestant noch viel weniger, was in den praktischen, das heisst, in den wichtigsten Grundsätzen echt-katholisch sey, wissen können, als bey den Protestanten, was lutherisch, zwinglisch oder evangelisch. Der einzige Vortheil aber, dass man den Protestanten, wenn sie eine Praxis oder einen Grundsatz, z. B. der deutschen Katholicität, tadeln, den Begriff, dass es zum Katholicismus gehöre, ableugnen kann, wird doch wohl den Schaden nicht aufheben, welcher dadurch entsteht, dass man nach den oben gegebenen Kennzeichen fast nie entscheiden könnte, was denn als echt-katholisch feststehe. Den Protestanten, sagt v. Werkmeister S. 20, dass ihre Bibelgesellschaften Uebersetzungen ohne Noten geben müssten, weil Harms und Funk, Kanne und Ammon, die Conventikel in der Schweiz und die Secte in Pommern nicht zu gleichen Noten sich vereinigen würden. Und so ins Unendliche. Allerdings. Eben desswegen lassen sie, sofern sie bedenken, was ihr alle Stimmenmehrheit in Sachen des Gewissens ausschliessender Protestantismus sagen will, einem jeden frey, zu einer nach dem Grundtext verfassten Bibelübersetzung ohne Noten sich Harmsische oder nichtharmsische (harmlose) Noten, ja, wenn einer will, römische, quesnellische oder paraguayische Noten hinzu zu nehmen. Wenn hingegen, nach Hrn. v. Werkmeister Kriterien, der gewissenhafte Katholik um seines Seelenheils willen nur echt-katholische Noten haben möchte, von denen er gewiss wäre, dass alle, alle Particularkirchen in der durch Se. Heiligkeit mit der römischen Particularkirche geknüpften Verbindung vereint sie für echt-katholisch achten, so wüsste Rec. in Wahrheit nicht, wie er auf diesem Wege zur Zuverlässigkeit kommen könnte. Wenn der Erzbischof von Mohilew mit der kathol. Nationalkirche in Russland Bibeln ohne Noten für echt-katholisch annimmt, der Papst aber und die Bischöfe von Polen (grossentheils) solche Bibelverbreitung für *exitiosum consilium* und *voferrimum inventum* der Häretiker erklären, wo ist alsdann der echt-katholische Grundsatz über diese wichtige Praxis, oder soll das katholische Volk so lange der Bibeln in Landessprachen entbehren, bis ihm die mit römischen Noten eben so wohlfeil von Sr. Heiligkeit verschafft werden, als die reinen Uebersetzungen der Vulgata durch die *impios novatores?* Soll man überhaupt — denn darin concentrirt sich am Ende die entscheidende Frage! — soll man, was *echt-katholisch* sey, das heisst, *was für* Menschen und *Christen allgemeingültig* werden solle, durch Stimmenmehrheit, ja Stimmeneinheit der mit Rom verbundenen, oder soll man es vielmehr durch die aus der Prüfungsfreyheit für die Gleichgesinnte entstehende ungebundene Einsicht der Sachgründe um durch eine nicht bloss etwa factische, sondern auch verständig erprobte Praxis gewissenhaft und ohne den Nothbehelf kanonistisch subtilisirender Distinctionen herausfinden und anerkennen? Oder vermag denn irgend eine Gesammtheit, sey es auch eine Kirche, vor Willkürlichkeit sich zu sichern, wenn sie zugleich die Vormünderin Aller (dem Namen nach) und (in der That) die Bevormundete Weniger ist? Es darf dann nicht einmal noch hinzukommen, dass diese Wenigen grossentheils zum Selbstarbeiten zu vornehm sind.

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

Bonn, b. Weber: *Kirchliche Gebetübungen.* Von *G. S. Rötger*, Doctor der Religionswissenschaften und Probst zur L. Frauen in Magdeburg. Mit dem (sehr gut getroffenen) Bildniss des Vfs. 1824. X u. 176 S. 8. (22 gGr.)

Eine Schrift, die beachtet zu werden verdient. Denn wenn auch die in ihr enthaltenen *Gebetübungen*, in so fern sie zunächst für *Landgemeinden* bestimmt sind, manches, in der Form zu wünschen übrig lassen, und nicht überall ihrer Bestimmung zu entsprechen scheinen, oder für diese ganz geeignet gefunden werden möchten, so ist doch die vorherrschende Idee, unsere Glaubensgenossen mehr zum Beten, zum Herzensgespräch mit Gott, zum Aufblick zu ihm in frommen Sinn christlicher Kindlichkeit, anzuweisen und zu gewöhnen, und diess insonderheit auch durch kirchliche Gebetübungen, und durch Verwandlung manchen Predigtstunden an Wochentagen in eigentliche Betstunden, in der That sehr beachtungswerth. Nur muss man diese freylich nicht, wie Hr. R. sehr richtig bemerkt, durch ein ewig wiederkehrendes Formelwerk, durch ein mechanisches, nach Zeit und Maass und Wort und Zahl abgemessenes Singen, Sagen, Plappern und Murmeln gewisser Gebete, die auch da, wo Herz und Gemüth nichts damit zu thun haben, noch einen Dienst vor Gott ausmachen sollen, und die nach Judenbegriffen der Gottheit statt Opfer dargebracht werden, bewirken wollen. Gebete müssen, wie bekannt, freyer Herzenserguss seyn, wenn auch gleich leitende Ideen dem Betenden dazu gegeben werden können. Diese wird er leicht in die Gebetsform einkleiden oder umwandeln, wenn er nur einigermaassen daran gewöhnt wird, und sich darin übt. Das Gebet des Herrn besteht ja auch aus solchen leitenden Ideen, die der Betende benutzen und anwenden soll, je nachdem seine Bedürfnisse ihn für die weitere Verfolgung dieser oder jener Bit-

Bitte drängen, wenn auch gleich jede derselben für sich ein Ganzes ausmacht; und Hr. Dr. Augusti möchte nicht ganz Unrecht haben, wenn er und mit ihm mehrere glauben, dass jede Bitte der Anfang oder ein Theil den jüdischen Zeitgenossen Jesu nicht unbekannter Gebete gewesen, die nun der Christ nach seinen Bedürfnissen und Verhältnissen ausbilden soll. Daher auch einige Liturgen und Liturgiker den Vorschlag gethan haben, dem Prediger nur Gebetsideen zum liturgischen Gebrauch zu geben, und ihm die Ausführung derselben zu überlassen, wobey aber vorausgesetzt wird, dass dieser Geist und Herz zum Beten habe. Auf diese Ansicht gründen sich auch die *stillen* Gebete, wie Hr. *R.* sie nennt, die er den liturgischen angehängt hat, und die nur die Gedanken zu Gebeten enthalten, und vornehmlich den Zuhörern nützlich werden sollen. Freylich müssen sich, wie gesagt, diese mehr daran gewöhnen, Gedanken in Gebete übergehen zu lassen. Doch diess ist hier nicht schwer, weil es eine *stille* Unterhaltung mit Gott seyn soll, und der Beter also keine Furcht vor Aussen hat. Auch thut es ja nichts, wenn die Gedanken nicht überall und jedesmal diese Form erhalten, sondern nur mit Einstimmung des Geistes und Herzens gelesen werden. Nur bleibt es immer wahr, *für Landgemeinden* ist nicht überall der rechte Ton getroffen, und Hr. *R.* denkt sich diese auf einer höhern Stufe der geistigen Bildung, als die sie erstiegen haben, welches auch wohl bey manchen liturgischen Gebeten, die der Prediger spricht, der Fall seyn möchte, und die noch überdiess als Gebete zu lang sind. Denn es ist wohl nicht gut möglich, das Gemüth so lange in einer betenden Stimmung zu erhalten. Gebete müssen als Herzensergiessungen, wie uns auch Christus durch Wort und That gelehrt hat, kurz seyn. Aber Hr. *R.* will sie auch nicht als eine wörtlich anzuwendende Agende oder als wörtlich beyzubehaltende Formulare, die nur abgelesen werden sollen, gebraucht wissen. Diesen ist er überhaupt nicht hold, und meint, dass freye Bewegung dem Gottesdienste evangel. Christen so eigenthümlich, so wesentlich sey, dass er aufhöre das zu seyn, was er seyn soll, und als evangelische Gottesverehrung allein seyn kann, wenn Formelwerk jene freyere Bewegung hemmt, als welche Abwechselung fodert, Wortfesseln scheut und verschmähet, und für die einzelne Einrichtung wohl das Schematisiren, aber nicht das Binden an Formen leidet u. s. w. Uebrigens kann man das Kraftvolle, das den Geist Hebende den Gebeten nicht absprechen und selbst die Länge derselben wird entschuldigt, wenn man den Zweck des Vfs. bey ihrer Abfassung berücksichtigt. Sie sollen nämlich einen Betstunden-Gottesdienst bilden helfen. Daher denn auch die Einrichtung: Erst ein Introitus in biblischen Worten, die der Prediger singt und das Chor beantwortet; oder ein Gesang der Gemeinde; dann das Gebet, an welches sich auch wohl, besonders wenn nicht vorher gesungen ist, einige Liederverse anketten; worauf das stille Gebet, wozu Hr. *R.* die Gedanken angiebt und wozu einige Minuten bestimmt sind, folgt, an welches sich dann, nach einer einfachen Antiphonie eine kurze Nachrede des Predigers, gewöhnlich über einen biblischen Spruch, kettet und ein Liedervers das Ganze beschliesst. Denkende und alle, die es mit der Erbauung ihrer Mitmenschen und der Förderung jener gut meinen, können dieser Einrichtung und dieser Art des Gottesdienstes ihren Beyfall nicht versagen, und werden gewiss wünschen, dass sie bey uns in allen Landgemeinden eingeführt werden möge. Denn es ist doch in der That des Predigens zu viel zu unserer Zeit, ob man gleich gar nicht den hohen Werth desselben verkennen kann und es für einen Vorzug des evangelischen Gottesdienstes halten muss, dass bey uns mehr, als in der katholischen Kirche, auf das Predigen gehalten wird, worauf auch Luther, da er das grosse Werk der Reformation begann, so eifrig drang. Daher auch Hr. *R.* es gar nicht aus unserm sonn- und festtägigen Cultus will verdrängt wissen, so wie er denn auch selbst für seine Wochenbetstunden eine *Nachrede des Predigers*, welche nichts anderes ist, als eine kurze Betrachtung über einen biblischen Spruch, anordnet. Nur mehr soll in diesen, wie es auch schon die Benennung fodert, gebetet werden. Und er hat, wie Rec. schon vorhin bemerkte, Recht. Das Beten wird bey uns oft zu sehr in den Hintergrund gestellt, und nur die bey uns eingeführten mehrern Gesänge, die doch auch Gebete sind, können uns gegen jenen Vorwurf entschuldigen. Auch fürchtete man wohl das Plappern und *βαττολογεῖν* und dachte zugleich an die Unfähigkeit so vieler, ihr Gemüth im Gebet zu Gott zu erheben. Doch diese wissen auch nicht viel vom Predigen! — Das Verzeichniss der Gebete ist folgendes: 1) 2) 3) 4) 5) Morgenandachten; 6) Freude an kirchlicher Versammlung; 7) Feyer der Grabesruhe Jesu; 8) Feyer der Unsterblichkeit; 9) Vorbereitung zum allgemeinen Busstage; 10) Morgenandacht am Geburtstage des Königs; 11) bey dem Anfang der Aernte; 12) nach vollendeter Aernte; 13) Vorbereitung zum Todtenfest; 14) vor dem Schluss des Jahres. — Für Denkende und Menschen vom religiösen Gefühl ist alles trefflich gesagt, und diese werden gewiss nicht ohne Erbauung aus einer solchen Betstunde weggehen. Bey unsern gewöhnlichen Betstunden, die in weiter nichts bestehen, als in einem Gesang und in dem Ablesen eines Kapitels aus der Bibel, möchte diess nicht der Fall seyn! — Noch sind den Gebeten einige *Nachworte des Vfs.* angehängt. Sie betreffen meistens liturgische Gegenstände und wird sich Rec. an einem andern Orte mit Mehreren darüber erklären.

JUGENDSCHRIFTEN.

HALLE, im Waisenhaus: a) *Lehrbuch für die obern Religionsklassen in Gelehrtenschulen.* Von Dr. *Aug. Herm. Niemeyer. Dreyzehnte* Aufl. 1823. 21 Bogen. 8. (16 gGr.)

b) *Erläuternde Bemerkungen und Zusätze zu dem Buch für* u. s. w., nebst einer *Abhandlung über die Methodik des Unterrichts.* Zum Gebrauch der Lehrer, herausgegeben von Dr. *Aug. Herm. Niemeyer*, Königl. Preuss. Oberconsistorialrath u. s. w. *Vierte* Ausgabe. 1822. 1 Alphabet. 8. (1 Thlr.)

Da diess Lehrbuch bereits in so viele Gymnasien, sowohl des Preuss. Staats, als des Auslandes, eingeführt ist, so hat der Vf. wohl mit Recht Bedenken getragen, in den schnell auf einander folgenden Ausgaben bedeutende Veränderungen zu machen, was bey Schulbüchern immer Irrungen veranlasst. Doch ist keine ohne Verbesserungen und Berichtigungen geblieben. Bey den beiden neuesten vertritt sehr zweckmässig die vorgesetzte Zuschrift an die Mitglieder der obern Klassen, in welchen diess Lehrbuch zum Grunde gelegt wird, die Stelle der Vorrede. Hr. C. *N.* will durch sie die Jünglinge vor dem bloss historischen Wissen warnen. Möchte sie doch auch von den Lehrern beherzigt werden, die gerade in den obern Klassen gelehrter Schulen so leicht das Praktische über dem Wissenschaftlichen versäumen, und über diesem jenes hintansetzen. Der Vf., der aus vieljähriger Erfahrung die Gestalt und Mängel des Religionsunterrichtes in diesen Klassen, so wie das Eine, was Noth ist, kennt, sagt sehr wahr in der Zuschrift: „Glaube keiner, dass er schon durch historisches Wissen den Geist und die Kraft des echten christlichen Glaubens und Sinnes überkommen könne. Leicht könnte es ihn darum bringen, wenn er zu hohen Werth darauf setzte. Nur wer Gott und den er gesandt hat immer besser und würdiger erkennen und verehren lernt, das Gefühl der Abhängigkeit von dem, in dem alles Leben wohnt, in sich wach erhält, überall auf die Stimme seines Gewissens hört, den Sinn Christi zu dem seinen macht, die Vorschriften unserer heil. Bücher zur Regel seines Lebens wählt, nur der ist des hohen Namens eines *Christen* werth. Ihm wird der Leichtsinn und die Verführung der Welt seinen Glauben nicht entreissen, ihm wird der Aberglaube und die Schwärmerey des Zeitalters das Licht des Geistes nicht verdunkeln. Seine Religion wird *Wahrheit*, *Tugend* und *Liebe*; ihre Frucht *Ruhe*, *Friede* und *Seligkeit* seyn. Keinem gewährt diess der Buchstabe eines todten Wissens; keinem blosse Philosophie und Gelehrsamkeit. Aber in wem der rechte Sinn für das Heilige und Göttliche wohnt, unter dessen Händen wird auch jenes ein Mittel werden, die Herrlichkeit des Christenthums immer mehr zu erkennen." Darauf muss nun auch der Lehrer, der diess Lehrbuch braucht, hinzuwirken suchen, da dieses nur Winke und Fingerzeige dazu geben kann, und freylich mehreres enthalten muss, was nicht Religion im eigentlichsten, höchsten und wahrsten Sinne ist, ob es gleich mit dieser in irgend einer Verbindung steht, und mehr menschliches Meinen, wissenschaftliche Ansicht und historisches Wissen ist, wohin z. B. gleich Abschnitt I. u. II. gehören, welche die Einleitung in die biblischen Schriften und die Geschichte der Religionen umfassen. Es sollte ja aber auch nicht ein Katechismus, ein Lehrbuch der Religion für Elementarschulen, sondern ein Lehrbuch für die obern Religionsklassen seyn, deren Schüler schon eines reifern Nachdenkens fähig sind, und mit jenem historischen Wissen, mit jenen wissenschaftlichen Ansichten nicht ganz unbekannt bleiben dürfen. Ueber das zu Viel oder zu Wenig in diesem Wissenschaftlichen werden die Stimmen immer getheilt bleiben; genug, dass der Vf. nichts übersehen, nichts unbeachtet gelassen hat, was mit Recht für zweckmässig gehalten werden muss, welches ihm bey seinen umfassenden Kenntnissen, bey seiner gereiften Urtheilskraft, bey seinem Sinn fürs Wahre und Praktische, bey seinen mannichfaltigen hierher gehörigen Erfahrungen, um desto leichter wurde. Daher bleiben sich auch in dieser Hinsicht die neuern Ausgaben ziemlich gleich, wenn auch schon hier und da, wie vorhin bemerkt worden, eine kleine Abänderung statt finden sollte. Auch muss man von diesen spätern Ausgaben eben das rühmen, worauf schon bey den frühern das Bestreben des Vfs. gerichtet war, Mässigung und Vorsicht in allen Urtheilen über streitige Puncte! Uebrigens unterscheidet der Abdruck einiger Hauptstellen des N. T. in der Grundsprache die neuesten Ausgaben von den ältern, wobey der Vf. wahrscheinlich die Absicht hatte, dass der künftige Jurist oder Mediciner mit der Ursprache des N. T. einigermaassen bekannt werden sollte, welches freylich in früherer Zeit weniger nöthig war, da das N. T. in allen sogenannten griechischen Klassen, wohl gar ausschliessungsweise, gelesen wurde, wie diess selbst bey den gelehrten Schulen der Fall war, denen jetzt Hr. Canzler *N.* als Director vorsteht. Doch ist der Preis des Buchs durch diese Zugabe nicht erhöht worden.

Die *erläuternden Anmerkungen* u. s. w. haben in der vorliegenden *vierten* Ausgabe nur einige wenige Zusätze und literarische Nachträge erhalten.

Rec. schliesst diese Anzeige mit dem dem Niemeyerschen Schluss der Vorrede nachgebildeten Ausruf: Heil dem Jüngling, der so vorbereitet, diese Religionskenntnisse mit in sein folgendes Leben hinüber nimmt, und sie bey sich lebendig und fruchtbar werden lässt! Heil der Anstalt, die durch einen solchen Unterricht ihre Schüler sowohl vor Gleichgültigkeit gegen Religion, als vor religiöser Schwärmerey zu verwahren sucht!

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1824.

PHILOSOPHIE.

Stuttgart, in der Metzlerschen Buchh.: *Die Freyheit des menschlichen Willens*, von *Gustav Ferdinand Bockshammer*, Pfarrer in Buttenhausen. 1821. VIII u. 145 S. gr. 8.

Der leider! zu früh verstorbene Vf. stellt hier über diesen, bekanntlich so schwierigen Gegenstand der menschlichen Forschung, Untersuchungen an, die, wenn sie auch nicht in allen Puncten befriedigen, doch sehr lesenswerth sind. Der Vortrag ist klar und lebendig, oft blühend, führt die Hauptgründe zur Vertheidigung der menschlichen Freyheit an, und zeigt überhaupt den Vf. als einen Mann, der sowohl wegen seiner philosophischen Kenntnisse, als auch wegen seines warmen Interesses für Sittlichkeit und Religion, über diesen Gegenstand zu sprechen, Beruf hatte. Wir wollen versuchen, des Vfs. Gedankengang, der in einer Abschnittslosen Darstellung fortläuft, kürzlich anzugeben, und das nach unserer Ansicht etwa Fehlende anzudeuten.

Zuerst vertheidigt der Vf. mit hinreichenden Gründen die Forschungen dieser Art, trotz der so oft mislungenen Versuche, und zeigt, dass die Furcht vor den Resultaten derselben für das practische Leben eitel sey, so wie dass und warum demjenigen, welcher überall nach den letzten Gründen zu fragen gewohnt ist, weder das natürliche Bewusstseyn, noch auch das gewöhnliche Auskunftsmittel, die Sache in der theoretischen Philosophie auf sich beruhn zu lassen und die Freyheit zum Behufe des Handelns bloss zu postuliren, nicht genüge. Er findet, dass wenigstens dem Forscher die *practische* Freyheit nicht genugsam gesichert sey ohne die *transcendentale*, und dass die Frage nach dem Wesen der menschlichen Freyheit, und wie sie mit dem Glauben an Gott und mit der Annahme einer ewigen Ordnung der Dinge zu vereinigen sey, so lange wiederkehren werde und wiederkehren müsse, bis der Widerspruch unter den Begriffen nicht etwa bloss bey Seite geschoben, sondern, aufgehoben sey. Hiemit zugleich die Aufgabe seiner eignen Untersuchung bezeichnend, bahnt er sich den Weg zu diesem seinen Ziele durch die Widerlegung einiger der gangbarsten Definitionen, welche man von dem Begriffe der Freyheit gegeben hat, und will die Freyheit überhaupt weder als die Herrschaft des Geistes über die Lüste und Begierden, noch auch als ein Vermögen zum Guten und Bösen erklärt wissen, sondern negativ, als *die Abwesenheit des Zwangs oder der Nöthigung*, und positiv, als *bewusste Selbstbestimmung*. Zur Rechtfertigung besonders der letztern Begriffsbestimmung beruft sich der Vf. auf den Willen, welchen er seiner Natur nach für eine bewusste Thätigkeit mit selbstständiger Richtung erklärt, und dessen Thatsachen und Gesetze er auch für die einzige Quelle zur Vertheidigung der Sache selbst angesehen wissen will, indem er zeigt, dass der Mensch weder durch die Naturbetrachtung, noch auf dem Wege der Speculation auf die Idee der Freyheit geführt werde, und mithin auch dieselbe, als zu einer speciellen Thätigkeit gehörend, nicht aus allgemeinen Begriffen ableiten oder beweisen könne. Desshalb stellt sich dem Vf. auch als die einzige Methode, die menschliche Freyheit zu vertheidigen, das *Nachweisen* derselben in den Thatsachen und Gesetzen des Willens selbst dar.

Nachdem sich der Vf. durch diese Bemerkungen den Gesichtspunct und die Methode für seine Untersuchungen festzustellen gesucht hat, hebt er die Thatsachen selbst hervor, welche dem Menschen zur Behauptung seiner Freyheit zur Basis dienen, und findet dieselben theils auf der theoretischen, theils auf practischen Seite des menschlichen Geistes. Dort nämlich in der Reflexion des Geistes auf sich selbst, in den philosophischen Bestrebungen, und in den Werken der Kunst, hier dagegen in dem Bewusstseyn des Handelns, des sittlichen Gesetzes und der Zurechnung. „Ohne die freyste That des Geistes, sagt er S. 29, würde ein Mensch nie zu sich selbst *Ich* gesagt haben, noch sagen können. Nur indem die Seele die Reihe vorübergehender Sensationen, in welcher sie mehr sich verlor, als fand, willkürlich abbrach, (denn für dieses Abbrechen liegt in dem sogenannten Naturlaufe kein Grund) und sich, durch Zurückgehn auf sich selbst, unterschied von den Dingen und den durch dieselben bewirkten oder innerlich entstandenen Eindrücken; fand sie sich selbst, und zwar nicht durch ein Suchen, sondern vermittelst ihrer eigenen, von keiner äusserlich vorangegangenen Bedingung abhängigen That. Schon der Anfang des Selbstbewusstseyns ist also reine Selbstbestimmung, und demnach die Freyheit eine Thatsache, die mit dem Wesen des Ich zusammenfällt. — Dass ferner die Seele sich ihrer Identität, mitten unter den Strömungen der Dinge bewusst bleibt, ist nur dadurch erklärbar, dass sich etwas in ihr

ihr findet, was nicht zu diesen Erscheinungen gehört, sondern, anstatt mit dem Strome zu schwimmen, sich demselben entgegensetzen, und wie aus sicherer Höhe darauf herabsehen kann." — Betrachtet man weiter den Zustand des Philosophirenden, so wird man ihn nur dadurch als möglich finden, dass die Seele willkürlich aus der, immer im Forttreiben begriffenen, Reihenfolge der äusserlichen und innerlichen Erscheinungen heraustreten, und mitten im Flusse der Veränderung immer wieder zu dem Bleibenden, als dem Grunde der Erscheinungen zurückkehren kann, oder dass sie zurückzugehen vermag, wozu keine Naturlauf hinreicht, nämlich auf die Gesetze und den Grund ihres eignen Daseyns und Wirkens, so wie des Daseyns und Wirkens der Dinge. So ist also der Wille der rechte Erlöser des Menschen auch in Bezug auf das höhere Erkenntnissvermögen. — Selbst in den Hervorbringungen des Künstlers ist bisher behauptete Unabhängigkeit des Geistes von dem Triebwerke nothwendig in einander greifender Ursachen und Wirkungen nicht zu verkennen; denn die Kunst strebt nach Darstellung dessen, wovon die äusserliche Natur nur Erscheinung ist, nach Darstellung der ursprünglichen Natur also, oder der Ideen, wodurch dennoch der Künstler eine andere Natur der erscheinenden gegenüberstellt, und in seinen Hervorbringungen sich als wahrhaft frey, d. h. als schöpferisch bewährt. — So wie nun der freye Wille Grundbedingung des höhern Wissens und der Kunst ist, eben so verhält er sich auch zu dem wahren Handeln. Die wahre Handlung ist die, welche mit dem Bewusstseyn der eigensten Wirksamkeit verbunden ist. Das Bewusstseyn der wahren Handlung kann also nur in dem wollenden Geiste entstehn, und zwar nur in dem Falle, wenn er, von sich selbst wissend und sich selbst bestimmend, für etwas Beabsichtigtes sich entschieden hat. Nur vermittelst des freyen Willens wird, was von uns geschieht, zu unserer eignen That, von der eben deswegen die wahre Ursache nur in uns liegt, nämlich in demjenigen, was Jeder sein eignes Selbst nennt, welches das in dem Menschen ist, was von sich weiss, und aus sich handelt. — Bey jeder wahren Handlung ist aber auch zugleich die Frage nach ihrem sittlichen Werthe unvermeidlich. Jeder soll; er weiss es, seinem Gewissen gemäss handeln; diess ist aber ein Gebot, welches keineswegs nur ruhige Hingebung in den Lauf der Erscheinungen, sondern vielmehr häufig Widerstand gegen denselben fodert. Ein Sollen dieser Art ist nun entweder ohne Sinn, oder es deutet auf ein Können, oder auf die Kraft des Willens, sich, welches auch sonst der Lauf der Dinge seyn mag, für ein sittliches Ideal zu bestimmen. — Die Uebereinstimmung des Willens mit dem Gesetze, welches mit Nothwendigkeit gebietet, ohne eine Naturnothwendigkeit einzuschliessen, und in jedem Augenblicke übertreten werden kann, diese Uebereinstimmung ist es, welche Würdigkeit giebt, und das wahre Wesen der Sittlichkeit ausmacht, Ohne einen unerträglichen Widerspruch in das Wesen des Menschen selbst zu setzen, ohne das Gewissen, an dessen Gewissheit Niemand zweifelt, Lügen zu strafen, kann dennoch nicht angenommen werden, dass, was der Mensch sich und Andern zuzurechnen verbunden und gedrungen ist, doch nicht zurechnungsfähig sey, oder mit andern Worten, die Ueberzeugung von der Freyheit des Willens kann nicht aufgegeben werden."

Rec. gesteht dem Verf. recht gern zu, die Frage nach der menschlichen Freyheit aus dem richtigen Gesichtspuncte gefasst zu haben; denn auch er ist der Ueberzeugung, dass die Speculation nicht eher eine Construction der Begriffe von den Dingen versuchen, und das menschliche Seyn und Wirken einfügen wollen kann in die Ordnung derselben, bevor nicht die Richtigkeit und Wahrheit der das letztere specifisch angehenden Begriffe aus ihrer Quelle im Bewusstseyn selbst sicher gestellt ist. Auch ist Rec. überzeugt, dass die Thatsachen, worauf sich der Vf. beruft, in der Beurtheilung des menschlichen Daseyns so wenig gleichgültige Sachen sind, dass sie vielmehr, zu dem unverwüstlichen Eigenthume der Menschheit gehörend, und ihrem Daseyn nach Gewissheit mit jedem nothwendigen Begriffe theilend, immerfort jeder Philosophie sich entgegenstellen werden, welche auf dem Fluge der Speculation dieselben aus den Augen verliert. Ob aber die Freyheit durch die gegebenen Definitionen richtig bestimmt worden sey, und ob die hervorgehobenen Thatsachen auch diejenige Klarheit und Behandlung von dem Vf. erhalten haben, die erfoderlich ist, um die Freyheit in dem Wesen des Geistes wirklich nachzuweisen, daran muss Rec. zweifeln. Denn wenn die Freyheit zuerst negativ erklärt wird als die Abwesenheit des Zwangs oder der Nöthigung; so könnte man sich zwar damit begnügen lassen, in sofern man diejenigen, in der Definition nicht angegeben, Elemente des Begriffs, ohne welche aber doch die Sache nicht denkbar ist, nämlich dass die Abwesenheit des Zwangs *einem Subjecte für eine Thätigkeit* zukommt, als leicht hinzuzudenkende ansehen kann. Wenn aber in der hinzugefügten positiven Erklärung und deren weiterer Auseinandersetzung die Freyheit ausschliesslich auf den Willen bezogen, und nur für denselben und in denselben gesetzt wird; so ist damit weder die Freyheit überhaupt definirt, indem es auch eine *äussere*, bloss auf die Ausführung eines bereits gefassten Willens sich beziehende Freyheit giebt, noch stimmt auch die Erklärung mit der Thatsache zusammen, worin der Vf. selbst Freyheit anerkannt hat, nämlich mit der Reflexion des Geistes auf sich selbst. Unverkennbar ist es, dass der Mensch ursprünglich sich selbst findet, nicht weil er sich *sucht*, und dass er sich auf sich selbst reflectirt, und den Gedanken *Ich* erzeugt, nicht weil er *will*, oder aus Absicht; es ist diess vielmehr ein Act, welcher dem wirklichen Wollen vorausgeht, und die Bedingung ausmacht, dass der Mensch sich einen Willen beylegen, oder dass eine bewusste Selbstbestimmung in ihm eintreten kann. Entweder nun ist in diesem

Acte

Acte keine Freyheit, oder die Freyheit ist etwas Anderes, als eine bewuſste, und aus Bewuſstseyn hervorgegangene Selbstbestimmung. So wenig aber die Bestimmung der Grundbegriffe ohne Mängel ist, so wenig befriedigt die Behandlung der Thatsachen, durch welche der Vf. die Freyheit in dem Menschengeiste nachweisen will. Eine eigentliche Analyse des Willensvermögens, welche doch wohl zu diesem Zwecke erfoderlich gewesen wäre, giebt der Verf. nicht. Er beruft sich auf jene Thatsachen mehr nur im Allgemeinen, und zieht weder ihren inneren Zusammenhang in besondere Betrachtung, noch auch den Umstand, daſs in jeder derselben eine gewisse Nothwendigkeit, oder etwas für den Menschen Unvermeidliches enthalten ist, von der Reflexion des Geistes auf sich selbst an, bis zur Anerkennung der Schuld oder Unschuld nach einer vollbrachten That. Gewiſs war der Vf. auf dem rechten Wege, als er unter den Elementen der menschlichen Freyheit die Reflexion des Geistes auf sich selbst zu oberst stellte; aber er giebt diesem Acte des menschlichen Geistes bey weitem nicht die Folgen, welche derselbe hat, und läſst ihn unbenutzt zur Ergründung und Aufklärung der anderweiten Thatsachen, die auch schon dem natürlichen Verstande die Quelle seines Freyheitsbegriffes ausmachen, obgleich jener Act der eigentliche Anfangspunct alles wahrhaft geistigen Lebens ist, und alle höhere Theilnahme des Geistes an seinem Daseyn und Ziele begründet, in deren Erhaltung der Freyheitsbegiff in der That seine ganze practische Bedeutsamkeit besitzt. So lange nicht dieser Act des menschlichen Geistes ganz vorzüglich hervorgehoben, und nach dem Einflusse klar gemacht wird, welchen er auf unser gesammtes geistiges Daseyn und auf das practisch und sittliche Bewuſstseyn insbesondere ausübt, wird in der Theorie der menschlichen Freyheit das Dunkel fortdauern. Und besonders aus diesem Grunde ermangelt auch des Vf. Darstellung für die folgenden Puncte, so viele geistreiche Bemerkungen sie auch in sich schlieſst, der rechten Tiefe.

Von S. 44. an wird nämlich die Freyheit betrachtet im Verhältnisse zu den religiösen Ideen, so wie zu den Naturbegriffen, und der Vf. sucht zuvörderst (gegen die Schellingsche Lehre) darzuthun, daſs sie nur bey der Annahme eines persönlichen Urgrundes der Dinge bestehn könne, während sie bey jeder Lehre, welche das Bewuſstseynlose und Willenlose an die Spitze der Dinge stellt, nothwendig aufgehoben wird. Er zieht sodann die Frage in Untersuchung, wie wohl der Kreatur mit der Freyheit des Willens eine von Gott unabhängige Macht zukommen könne, und beantwortet sie, auf die Art, daſs er ein doppeltes Band zwischen Gott und dem Menschen unterscheidet; nämlich das Band der Natur oder des Lebens, und das Band der Liebe oder des Geistes. Vermöge des erstern findet er die Seele mit Gott in einem nothwendigen und für sie unzerreiſsbaren Zusammenhange; das zweyte dagegen erklärt er für ein solches, welches durch Liebe und Erkenntniſs, als freye Hinkehr zu der entgegenkommenden göttlichen Liebe von Seiten des Menschen geknüpft werden soll, und dessen Knüpfung oder Störung allemal anzusehn sey als das Werk der menschlichen Freyheit, oder als des Menschen Verdienst oder Schuld. Indeſs giebt der Vf. das darüber Gesagte selbst nicht für erschöpfend aus. Auch will er nichts Entscheidendes darüber äuſsern, ob dem Verstande das Zusammenbestehn der göttlichen *Vorhersehung* mit der menschlichen Freyheit völlig begreiflich zu machen sey. Nur das bemerkt er, daſs das göttliche Erkennen und Denken ohne Zweifel etwas Anderes sey, als diese Worte von dem Menschen ausdrücken, und weiſt zugleich nach, daſs wirklich Vieles von der Art des menschlichen Wissens und Denkens mit der Idee Gottes sich nicht verträgt. Bemerkungen, die wohl beherzigt zu werden verdienen, damit man bey der Aufstellung jener Frage nicht das bloſs Bildliche in der religiösen Idee zur Grundlage mache, und dadurch sich selbst erst in Schwierigkeiten verwickele, oder eine Entscheidung gäbe, für deren Wahrheit man nicht bürgen kann. Doch verfolgt der Vf. nicht selbst diesen Weg bis zur letzten Entscheidung, sondern wendet sich zur Beantwortung der Frage: ob überall die Freyheit des menschlichen Willens auch mit der Ordnung und Gesetzmäſsigkeit der Natur zusammen bestehen könne, und bejaht dieselbe theils dadurch, daſs er hinweist auf Gott, als das Einheitsprincip der Naturnothwendigkeit, so wie der Freyheit, theils indem er die Freyheit darzustellen sich bemüht nicht als eine feindselige Macht für die Natur, sondern als das höchste Glied in derselben, wird aber für den letztern Punct, wo er besonders den Gedanken auszuführen sucht, daſs sich in der ganzen Natur ein Streben und Ringen nach einem geistigen und freyen Daseyn offenbare, oft so poetisch, daſs die reine Wahrheit nicht selten vermiſst wird.

Den Beschluſs der Betrachtungen macht eine Beurtheilung des Bösen, sowohl nach seinem Ursprunge, als auch nach seiner Uebereinstimmung mit der Idee der göttlichen Heiligkeit und Allweisheit. Die Wurzel des Bösen liegt dem Vf. allein in der menschlichen Freyheit, ohne daſs jedoch dieselbe an sich etwas Böses sey. Das Böse entsteht vielmehr erst, indem sich der Wille den Sollicitationen der Sinnlichkeit hingiebt, und Gott konnte das Böse nicht unmöglich machen, wenn er das Edelste, was es neben ihm giebt, und seine Schöpferkraft am herrlichsten offenbaret, nämlich ein freyes Wesen wollte existiren lassen. Was aber dabey die Allgemeinheit des Bösen in dem menschlichen Geschlechte betrifft; so weiſs sie der Verf. nicht anders zu erklären, als durch eine, in den Sagen der Vorzeit verbürgte, sündhafte That der frühesten Menschheit, wodurch die ursprüngliche Harmonie unter den menschlichen Kräften zerrüttet worden sey.

RECHTSGELAHRTHEIT.

NEUSTADT, b. Wagner: *Die Kocheme Waldiwerey in der Reussischen Märtine*, oder *die Gauner und Gaunerarten im Reussischen Voigtlande und der Umgegend, ihre Taktik, ihre Aufenthaltsorte, und ihre Sprache*. Verfasst vom Grossherzogl. Sächs. Criminalgerichtsassessor Dr. *Bischoff* in Weida. 1822. X u. 80 S. 8.

Wir geben zwar zu, dass die seit einiger Zeit immer mehr Sitte gewordene Bekanntmachung der von Criminaljustizbehörden bey ihren Untersuchungen herausgebrachten Notizen über das Gaunerwesen und seine Verzweigungen und Verbindungen, nicht ohne allen Nutzen sey; doch haben wir uns nie davon recht überzeugen können, dass die Bekanntmachung dieser Notizen den hohen Werth habe, den die Herausgeber sich davon versprechen. Was die wahrhaft furchtbaren Gauner, die listigen Diebe, und die Anführer von Banden betrifft, so lesen diese wohl solche Notizensammlungen so gut, und wohl noch aufmerksamer, als unsere Criminaljustiz- und Polizeybeamten; und lesen sie dieselben, so kann man wohl mit Grund von ihnen erwarten, dass sie in Zeiten die geeigneten Maassregeln ergreifen werden, um sich durch Künste aller Art, welche ihnen so leicht zu Gebote stehen, unkenntlich zu machen, und der Aufmerksamkeit der Criminal- und Polizeybeamten zu entgehen. Für den Criminalbeamten aber haben solche Notizensammlungen, besonders die Gauner- und Räuberlisten doch am Ende weiter keinen Nutzen, als dass er bey Aufgreifung irgend eines oder des andern minder schlauen Individuums der Gaunerzunft Anlass erhält, dessen Lebenslauf von Anfang an zu erforschen, die Untersuchung dadurch recht in die Länge und ins Weite zu spinnen, und den eingezogenen Verbrecher, während er seinethalben in ganz Deutschland und selbst in dem Auslande herum korrespondirt, Monate und Jahre lang im Gefängnisse sitzen zu lassen; so lange bis er entweder stirbt, oder, was auch nicht selten der Fall ist, entflieht, und damit der Untersuchung ein Ende macht. Für den eigentlichen Zweck aller Criminaluntersuchungen, der *Bestrafung der Verbrecher*, wird in der Regel dadurch um so weniger etwas erspriessliches erlangt, da auf diese Weise eines Theils so mancher Verbrecher seiner Strafe ganz entgeht, andern Theils aber die Sitte, die wegen ihrer in unserm Lande verschuldeten Verbrechen dafür bey uns bestraften Verbrecher, nach überstandener Strafe, den auswärtigen Gerichten, wo solche noch weiter verbrochen haben mögen, zur weitern Untersuchung und Zuerkennung der dort verwirkten Strafe zuzuschieben, doch jenes Umherschreiben am Ende zwecklos macht. Wobey endlich auch das nicht zu übersehen ist, dass wenn ein Verbrecher einmahl bey uns ein Verbrechen bekannt hat, das ihn — wie dieses bey solchen Streunern meist der Fall ist — zu lebenslänglicher Einsperrung, sey es in eine Straf- oder Zwangsarbeitsanstalt, qualificirt, es ein wahrhaft vergebliches Treiben ist, die ganze Reihe seiner von Jugendauf verübten Verbrechen ausmitteln zu wollen; indem alle diessfallsige Bemühungen doch am Ende kein anderes Resultat geben, als das bereits vorliegende; seine Einsperrung sey rechtlich begründet und nothwendig.

Alles dieses vorausgesetzt, können wir denn auch auf die Gaunerverfassung, deren Grundzüge uns Hr. Dr. *Bischoff* in dem oben angezeigten Werkchen mittheilt, und auf das Itinerarium dieses Nomaden Völkleins, das er uns darin vorgezeichnet hat, keinen sonderlichen Werth legen. Wir glauben vielmehr, es hätte ohne allen Nachtheil ungedruckt bleiben können. Die Gaunerherbergen, welche der Vf. hier (S. 19—25.) andeutet, hätte das Criminalgericht *Weida* den benachbarten Behörden zur Führung der polizeylichen Aufsicht auf sie und ihre Gäste durch schriftliche Communikationen mittheilen sollen, — was es auch hoffentlich gethan haben wird, — die öffentliche Bekanntmachung aber hätte unterbleiben können und sollen. Denn wirklich halten wir diese Bekanntmachung für ganz zweckwidrig. Sie kann zu weiter nichts dienen, als dazu, dass das Streunervolk sich jetzt andere Herbergen sucht; wozu es ihm in jenen Gegenden gar nicht an Gelegenheit fehlen wird. Uebrigens hätte Hr. Dr. *Bischoff* sein Itinerarium (S. 2.), das nur von *Lobenstein* über *Schleitz*, *Graitz*, *Gera*, *Altenburg* nach *Leipzig* und von *da* wieder über *Pegau*, *Zeitz*, *Gera*, *Neustadt*, *Ziegenrück*, zurück nach *Lobenstein* geht, noch weiter verfolgen können. Uns ist wenigstens bekannt, dass die Wanderungen dieser Nomaden schon lange zwischen den Grenzen des *Coburgischen*, *Weimarischen*, *Hildburghausischen*, an der ehemaligen *Würzburgischen*, *Eisenachischen* und *Fuldaischen Grenze* — denn von der Grenze entfernen sich diese Nomaden nie — bis ins *Hessische* und die Gegend von *Frankfurt* und *Mainz* hinziehen. Hätte er den Inquisiten, der ihm die Wanderungen von *Lobenstein* aus angab, und zugleich (S. 3.) über die weitern Wanderungen seiner Genossen mit der Antwort abzuspeisen suchte, „die Kerls kamen draussen herein" weiter befragt, er würde auch die frühen Züge der Streuner bis zum gelobten Lande erfahren haben. — Was von dem ganzen Büchlein etwa hätte gedruckt werden mögen, ist bloss das *Wörterbuch der Gaunersprache* (S. 29—81). Die Verfassung der Gauner (S. 6—18.) ist eine bekannte Sache.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1824.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

SULZBACH, in d. Seidel. Kunst- u. Buchh.: *Der neue Chiron.* Eine Zeitschrift für Wundarzneykunst und Geburtshülfe. In Verbindung mit mehreren Aerzten herausgegeben von Dr. *Kajetan Textor*, öffentlichem ordentlichem Prof. an der Universität zu Würzburg, Oberwundarzt des Juliusspitals daselbst, mehrerer Gesellschaften u. s. w. Mitgl. *Erster* Band. 1823. VI u. 520 S. gr. 8. Mit 8 schwarzen und 1 col. Kpft.

Die chirurgische Schule an der Universität zu Würzburg hat sich schon zu jener Zeit grosse Verdienste um die Wundarzneykunst in Deutschland erworben, als, Berlin abgerechnet, für den Unterricht und die Vervollkommnung derselben, in unserm Vaterlande noch wenig geschehen war. Hochgefeyert möge immer unter uns der Name der Siebolde bleiben, die durch ihre Thätigkeit und ihren trefflichen Unterricht so manchen geschickten Wundarzt bildeten und Saamen ausstreueten, der jetzt schon reichliche Früchte getragen hat. Sehr erfreulich war es Rec., Hrn. *Textor* durch mehrere Aufsätze in diesem neuen Chiron vorzüglich, als einen Mann kennen zu lernen, der den ausgezeichnet guten Heilanstalten in Würzburg als Wundarzt gewiss mit Würde und grosem Nutzen vorstehen wird, und wem kam es wohl mehr zu, diese Zeitschrift der Würzburger Schule zu erhalten, als dem würdigen Nachfolger des leider den Wissenschaften zu früh entrissenen Barthels von Siebold, welcher dieselbe vor 23 Jahren mit so lobenswerthem Eifer begonnen hat. Möge doch der Vf. und Verleger hinlänglich unterstützt werden, um diese Annalen jener höchst achtungswürdigen Anstalt fortsetzen zu können, die durch gehaltreiche Aufsätze sich bleibenden Werth zu sichern sucht, und sich dadurch vor der gewöhnlichen, der Literatur mehr nachtheiligen als förderlichen, jetzt herrschenden Journalschriftstellerey, rühmlich auszeichnet, wie folgende Inhaltsanzeige beweisen wird. 1) *Ueber die Amputation im Kniegelenke*, vom *Herausgeber*. Der Vf. theilt zwey Fälle mit, in denen er diese Operation, wie man aus der Beschreibung und den beygefügten Abbildungen ersehen kann, mit vieler Kunstfertigkeit und glücklichem Erfolge verrichtet hat. Diese Fälle und einige andere, die von andern Wundärzten verrichtet worden sind, beweisen, dass die Exarticulation im Kniegelenke nicht gefährlicher ist, als die Amputation des Oberschenkels, und dass sie vor dieser Vorzüge hat, wenn es gelingt, einen bequemen Stelzfuss für solche Operirte ausfindig machen. 2) *Ueber die Verengerung des Bruchsackes bey angebornen Brüchen*, vom Dr. *M. J. Chelius*, ordentl. Prof. der Chirurgie zu Heidelberg. Der Vf. hatte Gelegenheit, in einem Leichname einen angebornen Leistenbruch zu zergliedern, dessen Bruchsack an zwey Stellen verengert war, so dass er aus drey verschiedenen Theilen bestand; dieser Fall giebt ihm Gelegenheit, zugleich die verschiedenen Ansichten über die Verengerungen des Bruchsackes, die bey angebornen Brüchen am häufigsten vorkommen, mitzutheilen. 3) *Ueber das Totalstaphylom der Hornhaut*, vom Dr. *C. J. Beck*, Prof. extraord. an der hohen Schule zu Freyberg. Mit wichtigen Gründen sucht der Vf. die ältern, besonders aber die Ansichten von Beer, v. Walther und Chelius über die Genesis des Staphyloms der Hornhaut zu widerlegen, und stellt dann eine eigene Meinung auf, welche aber wohl schwerlich genügender als die schon bekannten, genannt werden dürfte. — Wichtig ist die Beobachtung, dass ein Staphylom, welches zufällig durch eine Störung bey der Operation gespalten wurde, nach einer darauf folgenden mäsigen Entzündung ganz abgeglattet wurde, so dass die Hornhaut wie durch Eiterung zerstört erschien. 4) *Merkwürdige Steinschnittsgeschichten*, vom Hrn. Dr. *v. Klein*, Medicinalrath in Stuttgart. Sehr lehrreich, wie man es von diesem rühmlich bekannten Wundarzte nicht anders erwarten kann. 5) *Der äussere Schenkelbruch, entdeckt und beschrieben* von Dr. *A. K. Hesselbach*, Prosector an der anatomischen Anstalt zu Würzburg. Entdeckt hat zwar der Vf. diesen Bruch nicht, denn Chopart und Desault haben diese Bruchart bereits hinlänglich deutlich bezeichnet; (M. s. der Herren Chopart und Dessault Anleitung zur Kenntniss aller chirurgischen Krankheiten, a. d. Franz. ater Band. Frankf. und Leipzig 1784. S. 263), allein es gebührt ihm doch das Verdienst denselben genauer beschrieben zu haben, als dieses früher geschehen ist; auch hatten einige neuere Wundärzte Zweifel dagegen erhoben, dass sich ein Bruch an der äussern Fläche der Schenkelgefässe bilden könne, ja ganz bestimmt erklärt, es sey ein solcher Bruch gar nicht möglich; diese Herren werden nun, durch jene Thatsache belehrt, wohl anderes Sinnes werden.

6) *Beobachtungen über die Heilung der Lymphgeschwülste in ihren letzten Stadien*, von Dr. *M. J. Chelius*. Rec. kann des Hrn. Ch. Erfahrungen durch Beobachtungen aus seiner eigenen Praxis bestätigen, dass das Aetzmittel andern Heilmethoden bey den Lymphgeschwülsten, vorzuziehen sey. 7) *Ueber die Exarticulation im Ellenbogengelenke*, von dem *Herausgeber*. Der Vf. giebt ein sehr zweckmässiges Verfahren an, wie diese Operation verrichtet werden kann, und erzählt zwey Fälle, in welchen er dieselbe mit glücklichem Erfolge bey Lebenden unternommen hat. 8) *Geschichte eines ansteckenden Kindbettfiebers*, welches in der Entbindungsanstalt zu Würzburg herrschte. Entworfen von dem königlich baierschen Medicinalrathe und Professor *d'Outrepont*. Die Natur dieser verderblichen Krankheit, die zum Leidwesen der Directoren von Entbindungsinstituten immer von Zeit zu Zeit epidemisch wirkt, ist noch immer nicht hinlänglich aufgehellt, und es ist daher eine jede sorgfältige Beschreibung neuer Epidemie denselben willkommen, und um so mehr, wenn sie so geistvolle Bearbeiter, wie Hrn. d'Outrepont, findet. Das Kindbettfieber der hier beschriebenen Epidemie behielt bey den meisten Kranken bis zum Anfange der kritischen Bewegungen den Charakter der Synocha; nur bey sehr ungünstigen Individualitäten nahm es den typhischen Charakter an. Die Krankheit fing bald mit Fieber an, bald mit den örtlichen Symptomen, doch meistens kamen die Schmerzen zuerst, und dann einige Stunden darnach das Fieber. Es liess dieses Uebel keine seröse und keine Schleimhaut verschont. Das Leiden fing bald als Peritonitis, bald als Metritis an, einige Mal blieb das Uterinsystem ganz verschont. Das aus der Ader gelassene Blut zeigte meistens nur dann eine *Crusta inflammatoria*, wenn die Krankheit die Organe der Brusthöhle mit ergriffen hatte. Die Behauptung von Marcus und Richter, dass das Kindbettfieber ansteckend sey, fand man bestätigt. Die Behandlung musste eingreifend seyn; Aderlässe leisteten um desto mehr Nutzen, je schneller man sie wiederholen musste. Die meisten Kranken vertrugen das *Nitrum* gut; nur dann, wenn die Krankheit sich auf den Darmcanal ausdehnte, durfte man von demselben keinen Gebrauch machen. Calomel erzeugte häufig Durchfälle, und dann schadete es mehr, als es nützte, ein einziges Mal entstand nach seinem Gebrauch Salivation, welche auch kritisch schien. Die Krise machte sich durch sehr reichlichen Schweiss und den Bodensatz im Urine; beide waren nothwendig zur Heilung der Krankheit, die Krise durch den Lochienfluss wurde meistens nur dann bemerkt, wenn das Geschlechtssystem heftig litt. Nur einmal machte sich die Krise mittelst des weissen Friesels. Die Genesung war meistens sehr kurz, die meisten befanden sich nach der Vollendung der Krise so wohl, dass sie bald den Austritt aus der Anstalt verlangten; auch Nachkrankheiten und Störungen in den Verrichtungen des Geschlechtssystems hat man nicht bemerkt. 9) *Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Italien und die Schweiz*, von Dr. *Pagenstecher*. 10) *Geschichte einer, wegen einer innern Krankheit, mit glücklichem Erfolge verrichteten Tracheotomie*, mitgetheilt vom Hofrath und Prof. Dr. *Chelius* in Heidelberg. 11) *Meine Werkzeuge zur Ausrottung der Nasenpolypen*, vom Hofrath Dr. *Schreger* in Erlangen. Der Vf. beschreibt zwey von ihm verbesserte Polypenzangen, bey welchen sich die Arme nicht kreuzen, und die besonders dann zu empfehlen sind, wenn die Polypen weit hinten in dem engeren Raume der Nasenwurzeln, die Wurzeln sehr umfänglich oder sehr dünn sind. 12) *Eine Elephantiasis der rechtern untern Extremität und ihre Behandlung*, vom Hofrath und Prof. *Chelius* zu Heidelberg. Es erfolgte nach langer Zeit fortgesetzter Hungercur, der methodischen Einwickelung der Extremitäten und dem Gebrauche des Zittmannschen Decoctes, rücksichtlich der sonst grossen Hartnäckigkeit jener Krankheit, baldige und anhaltende Besserung. Allein der Kranke starb plötzlich den Tag, nachdem man ihn aus dem Spitale entlassen und betrunken in dasselbe zurückgebracht hatte. Merkwürdig war es, dass man bey der Section keine krankhafte Veränderung eines Organes fand, von welcher man die Entwickelung des frühern Leidens oder des plötzlichen Todes hätte ableiten können. 13) *Von der Zahl derjenigen, welche durch Absetzung grösserer Gliedmaassen geheilt worden*, von dem *Herausgeber*. *Treue* Uebersichten des Verhältnisses der Genesenen und Gestorbenen nach grössern Operationen, wie sie hier der Vf. geliefert hat, können gewiss von Nutzen seyn, um den unverschämten Prahlereyen mancher Wundärzte entgegen zu arbeiten, und wenn sie in grossen Summen gesammelt werden können, um die Vorzüge der einen Methode von der andern zu begründen. 14) *Plötzliche Hülfe bey heftigen Convulsionen, von der Durchschneidung des Zahnfleisches*, von Dr. *J. F. Oesterlein*, Oberamtsarzt zu Kirchheim unter Tekt. Heftige, schon ¾ Stunden anhaltende Convulsionen, die deutlich von dem erschwerten Durchbruche des linken untern Augenzahnes herbeygeführt wurden, und gegen welche man die kräftigsten Mittel vergeblich angewendet hatte, wurde durch das Durchschneiden des Zahnfleisches augenblicklich gehoben. 15) *Beschreibung einer Mastdarm-Afterverschliessung und der dabey vorgenommenen chirurgischen Operation*, von *Ebendemselben*. 16) *Krankheits- und Sectionsbericht über den vom Herrn Medicinalrath* Dr. *v. Klein in Stuttgart, am 19ten Aug. 1819 zu Kirchheim unter Tekt, am Blasenstein operirten, und am 16ten Nov. daselbst verstorbenen ledigen Gärtner J. M. Maier*, von *Ebendemselben*. 17) *Ein seltener Fall von Zerreissung des Mittelfleisches bey Entwickelung des Kopfes*, vom Leibwundarzt Dr. *Frank* in Stuttgart. 18) *Von einer abnormen Erweichung der Synchondrosen des Beckens während der Schwangerschaft*, von *Ebendem-*

demselben. Die Erweichung der Hüft-Heiligbeinvereinigung war so bedeutend, dass die Frau während der letzten Monate der Schwangerschaft fortwährend im Bette liegen oder auf einem Armstuhl sitzen und die Entbindung künstlich vollendet werden musste. 19) *Ueber den Fungus, die Struma testiculi;* eine Krankheit, die durch die Operation der Castration nicht kann entfernt werden, weil immer darauf die Lumbal- oder Inquinaldrüsen zu ungeheuren Massen anschwellen und das Lebensende des Kranken schnell herbeyführen. Aus Beobachtungen von Dr. *M. Gierl*, praktischem Arzte in Augsburg. Eine treffliche Abhandlung, welche practischen Wundärzten sehr nützlich werden wird. Der Vf. beschreibt die Desorganisation der Hoden, welche nach der Castration immer die angegebenen traurigen Folgen hat, so genau und der Natur treu, dass Rec. lebhaft an die Fälle dieser Krankheit erinnert wurde, die er selbst zu beobachten Gelegenheit hatte. Man möge sich bey derselben ja nicht durch die schnelle Heilung der Castrationswunde täuschen lassen; der im Hinterhalte lauernde Feind tritt bald hervor und beschämt den Voreiligen oder Unerfahrnen. 20) *Ueber Verletzung der Arteria epigastrica und obturatoria beym Bruchschnitte*, vom *Herausgeber*. Rec. ist mit dem Vf. überzeugt, dass man in neuern Zeiten die Gefahr der Verletzung der beiden genannten Schlagadern bey dem Bruchschnitte übertrieben hat, wenn gleich nicht übersehen werden darf, dass man sich nicht auf die in den Annalen der Chirurgie aufgezeichneten Fälle einer tödtlichen Blutung aus jenen Arterien, oder auch neue Verletzung derselben verlassen darf; denn nur wenige Wundärzte sind geneigt, die Operationen mit unglücklichem Ausgange öffentlich bekannt zu machen, und wie viele Operateure haben von jeher von den von ihnen verrichteten Operationen gar keine Nachrichten mitgetheilt. — Der von Trüstedt erwähnte Fall einer Verletzung der *Art. obturatoria*, ist allerdings noch sehr problematisch; Hey hatte Einmal das Unglück, die *Art. obturatoria* zu verletzen (dieser Fall scheint dem Vf. entgangen zu seyn), allein die Blutung wurde durch Tamponiren gestillt, und nach Rec. vielfältigen Untersuchungen an Lebenden, nach Schenkelbruchoperationen und in Leichnamen, kommt der gefährliche Lauf der *Art. obturatoria* an der innern Fläche des Bruchsackes, hinter dem sogenannten Gimbernatschen Bande selten vor. — Indessen möge jene Bemerkung die Wundärzte nicht zu sicher machen, sondern sie nur auf den Mittelweg zurückführen. — Dass zur Radicalcur der Brüche der Schnitt der unblutigen Erweiterung vorzuziehen sey, davon ist Rec., durch Erfahrungen belehrt, fest überzeugt. *Castration an sich selbst verrichtet, um sich zu tödten*, vom Medicinalrath und Hofmedicus *v. Klein*. *Seltene Exstirpation eines Steatoms aus der Augenhöhle*, von *Ebendemselben*. Eine äusserst beschwerliche Operation, da das Steatom die ganze Augenhöhle ausfüllte, den Augapfel aus seiner Höhle herausdrückte und mit dem Sehnerven so genau zusammen hing. Der erfahrne Operateur überwand aber alle Schwierigkeiten glücklich und die Kranke behielt selbst das Sehvermögen. *Fungus haematodes des Auges*, von *Ebendemselben*. *Sehr beschwerliche Ausrottung einer Knochen-Speck-Geschwulst aus der untern Kinnlade*, von *Ebendemselben*. Die nun folgende Reihe von Abhandlungen (21 bis 35) sämmtlich von dem Herausgeber, sind rühmliche Zeugnisse der Thätigkeit desselben und schätzbare Beyträge zur Erweiterung des Wissens im Fache der Chirurgie. — 21) *Ueber das Absägen des obern Gelenkes des Humerus*, (*Resectio*, *Decapitatio ossium*). Zwey Fälle, in denen diese seltene Operation mit glücklichem Erfolge verrichtet wurde. 22) *Rhinoplastik aus der Stirnhaut nach der indischen Methode.* Die Operation gelang, der Abbildung nach zu urtheilen, würde aber eine von Metall geformte künstliche Nase das Gesicht weniger entstellt haben. Die Rhinoplastik dürfte in unsern Zeiten wohl nur wenig Anwendung finden und zu den chirurgischen Kunststücken zu rechnen seyn, die lehren, was Natur und Kunst vermögen. 23) *Leberabscesse in Folge einer Kopfverletzung.* 24) *Ueber eine neue Art, die Hydrocele zu heilen.* Der Vf. fügt der Operationsmethode durch die Excision das empfehlenswerthe Verfahren der Heilung der Wunde *per primam intentionem*, bey. (Bisher stopfte man, ganz unpassend, die Wunde, wie bey der blossen Incision, aus). 25) *Aneurysma spurium der Arteria brachialis, durch Compression geheilt, wobey das Lumen der Arterie offen erhalten wurde.* Ein neuer Beleg zur Beantwortung der Streitfrage, ob bey der Heilung des Aneurisma's durch Compression, das Lumen der Arterie offen bleiben könne, wofür schon der frühere im ersten Bande des Chirons, vom Obermedicinalrath v. Winter beschriebene merkwürdige Fall sprach, dessen anatomische Beschreibung Hr. v. Walther später in derselben Zeitschrift (III. B. 1. St.) geliefert hat. 26) *Aneurysma spurium Arteriae brachialis, durch die Operation geheilt.* 27) *Aneurysma verum Arteriae popliteae, mit unglücklichem Erfolge operirt.* Es trat Nachblutung aus der durch die Ligatur eingerissenen Arterie ein, welche eine zweyte Operation erfoderlich machte, auf welche aber Brand folgte, der das Lebensende der Operirten herbeyführte. 28) *Ueber einen ungewöhnlich grossen Blasenstein und über die dabey versuchte Steinschnittsmethode* (*Sectio recto-vesicalis*) *nach Sanson.* Der Stein war so gross, dass er auch nach der Steinschnittsmethode, welche Sanson empfohlen hat, nicht ausgezogen werden konnte, der Kranke starb, bey der Section fand man überdiess noch, dass der Stein mit den Häuten der Harnblase so stark verwachsen, dass er von denselben abgerissen werden musste. Dieses ist die erste Steinschnittoperation, welche in Deutschland nach Sansons Methode verrichtet worden ist, und sie beweiset gegen *Vacca Berlinghieri*, dass wohl Steine vorkommen können, deren Ausziehung auch

auch bey dieser Methode nicht möglich ist. — Die Angabe (nach Cerutti), dass Dupuytren die Steinschnittoperation nach Sansons Methode funfzehn Mal hinter einander mit glücklichem Erfolge verrichtet hat, scheint sich nicht bestätigt zu haben. — Bey der Durchsägung jenes grossen Steines zeigte sich noch eine merkwürdige Erscheinung; man fand nämlich keinen gewöhnlichen Kern, sondern ein Convolut von Kernen, die aus einer weichen, feuchten Masse bestanden, welche der Vf., so wie Döllinger und Schönbir für Blut hielten, es bestätigt daher dieser Fall die Richtigkeit der Annahme von Blutkernen in den Harnblasensteinen. 29) *Geschichte eines äussern umschriebenen oder theilweisen Wasserkopfes, (Hydrocephalus externus partialis (durch die Operation geheilt.* 30) *Merkwürdiger Fall eines widernatürlichen Afters am neunten Tage nach der Operation des Bruchschnittes.* Es bildete sich der künstliche After in der Periode, wo der natürliche Lauf der Excremente bereits wieder hergestellt war und die gefährlichen Symptome der Krankheit bedeutend abgenommen hatten. 31) *Hat die Lappenamputation nur unter gewissen Umständen Vortheile und Vorzüge vor der ältern Methode durch den Kreisschnitt, oder ist sie dieser letztern in der Regel vorzuziehen?* Der Vf. führt wichtige Gründe zum Beweis für seine Meinung an, dass die Lappenamputation in der Regel den Vorzug vor dem Zirkelschnitte verdiene, und Rec. ist versichert, dass jene Methode nach und nach auch immer mehr Eingang finden werde. 32) *Ueber Exartikulation des Kniees.* Der Vf. hat diese Operation nun fünfmal mit dem besten Erfolge verrichtet. 33) *Merkwürdige Verletzungen ohne gefährliche Folgen.* Einzig in seiner Art ist wohl die Verletzung, welche sich ein Züchtling beybrachte; er nahm eine starke Nähnadel, mit starkem Faden, stach sie durch die linke Seite des Hodensackes, machte sodann eine Schlinge, und riss damit den Hoden aus dem Hodensacke heraus. Ueberzeugt, dass er nun bald sterben würde, erwartete er geduldig den Tod. Allein da dieser nicht eintrat, und die Entzündung, welche sich entwickelt hatte, ihm viel Schmerz verursachte, so suchte er Hülfe. Der Vf. erweiterte die Wunde, brachte den Hoden zurück und der Kranke war nach wenig Tagen wieder vollkommen hergestellt. — Die übrigen Verwundungen, deren der Vf. hier gedenkt, betreffen den *Sinus frontalis*, den Schädel, als Schädeleindruck, die Gegend der *Arteria mammaria interna* und des Herzens durch einen Stich, des Unterleibes mittelst eines Bajonetstichs. 34) *Von der Zahl derjenigen, welche durch Absetzung grösserer Gliedmaassen geheilt worden.* Der Vf. hat in sieben Jahren 54 Amputationen an Lebenden verrichtet, von diesen Operirten sind 12 gestorben. 35) *Eine grosse Tabelle, welche ein Verzeichniss der Kranken liefert, die der Vf. vom J. 1816 bis 1820 in der chirurgischen Klinik zu Würzburg behandelt und zum Theil operirt hat*, die Totalsumme beträgt 1782. — 36) *Geschichte einer Wendung auf den Kopf*, mitgetheilt von dem Medicinalrath und Prof. *D'Outrepont* in Würzburg. Der Vf. theilt einen Fall mit, durch welchen die Wendung auf den Kopf von der Wendung auf die Füsse in einem höchst vortheilhaften Lichte erscheint und aufs Neue dazu beytragen wird, dieser geburtshülflichen Operation den Beyfall, welchen sie in den letzten Jahren bereits gefunden hat, immer mehr zu sichern.

MATHEMATIK.

MÜNCHEN: *Anleitung zur geradlinigten Trigonometrie und zur Arithmetik der Sinuse, durch die Constructionsmethode.* Von *Franz von Spaun.* 1818. 84 S. 4. Ohne die Vorrede und drey Kupfertafeln.

Der Vf. erwähnt in der Vorrede, dass die Constructionsmethode in der Trigonometrie leider bisher ganz vernachlässigt worden sey; ja dass die französischen Mathematiker einen Vorzug darin gesucht hätten, die Figuren von ihren geometrischen Werken ganz auszuschliessen. Die Constructionen hätten aber vor der analytischen Methode einen grossen Vorzug: denn mittelst derselben sähe man, wie ein Verhältniss aus dem andern entstehe und es prägten sich dadurch die abgeleiteten Formeln weit fester ins Gedächtniss. Endlich wären auch viele Aufgaben sehr schwer durch die analytische Methode aufzulösen und die gefundenen Formeln schwer zu berechnen. — Dieses alles findet Rec. wohl begründet und beachtet daher die vorliegende Anleitung als eine sehr zweckdienliche Schrift, welche die hierher gehörigen Lehrsätze in 80 Abschnitten bestimmt und deutlich vorträgt und erklärt. — Die zweyte Abtheilung des Werks begreift die Arithmetik der Sinuse. Der Vf. erklärt sich hierüber folgendermaassen: die zu einem Winkel coordinirenden trigonometrischen Grössen können wie andere Grössen addirt, subtrahirt, multiplicirt und dividiret werden; allein diese Operationen werden langweilig und beschwerlich, wenn man ihrer viele zu behandeln hat, weil sie durch Zahlen gegeben sind, die sieben und mehr Decimalstellen haben. Es ist demnach ein grosser Vortheil, Methoden zu haben, wodurch diese Berechnungen mit wenigen Zahlen geführt werden können. Der Inbegriff dieser Methoden wird die Arithmetik der Sinus genannt. — Die Art und Weise, wie der Vf. diese Methode aus gegebenen Bedingungen entwickelt und zu dem erfoderlichen abgekürzten Resultate führt, ist sehr sinnreich und die Darstellung einleuchtend und verständlich.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1824.

OEKONOMIE.

Brünn, im eigenen Verlag d. Gesellschaft: *Mittheilungen der K. K. Mährisch-Schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde in Brünn. Erster* Band. (July bis December 1821.) 218. S. 4.

Die Gesellschaft, deren schätzbare Mittheilungen vor uns liegen, entstand unter der Kaiserin Maria Theresia, verlebte ihr erstes Decennium von 1765 bis 1775, gerieth in Stocken, verband sich späterhin mit der Mährische Agricultur-Gesellschaft und besteht gegenwärtig aus einem Curator, dem Grafen Mittrowsky, 34 Ehrenmitgliedern, 18 wirklich beysitzenden, 271 correspondirenden, und 7 ausserordentlichen, also aus 333 Mitgliedern. Der Gehalt und Werth dieser ihrer Mittheilungen wird sich aus einer kurzen Anzeige ihres Inhalts ergeben.

Nr. 1. beginnt nach einem kurzen Vorworte mit einer Abhandlung über die Verdienste der Klöster um die Urbarmachung Deutschlands. Es wird darin gegen die Behauptung des Hammelburger Conversationslexicons: dass Deutschland die erste Cultur des Bodens den Römern und Slaven nicht aber den ersten Klöstern zu verdanken habe, bemerkt: dass die Germanen als Krieger (von *Ger*, *Guerre*) lieber von Beute als von Feldarbeit gelebt hätten. Indess scheint doch die grosse Verschiedenheit der deutschen Völkerstämme, worauf das *Minime omnes Germani agriculturae student* des Cäsar Lib. VI. c. 29. selbst hindeutet. anzuzeigen, dass die Behauptung nur mit Einschränkung zu verstehen sey. — Aus dem Bülletin der Landwirthschafsgesellschaft von *Beziers* wurden die Versuche des Hrn. *Salles*: das Getreide und besonders Korn vor der gewöhnlichen sogenannten vollkommenen Reife zu schneiden, in Vortrag genommen. Man findet es mit Recht für gut, das Korn zu schneiden, wenn das Stroh sich noch nicht vollkommen gelb ausgefärbt, und das Korn noch mit den Fingern zu einem Teige zusammengedrückt werden kann: weil nichts an Körnern verloren, für die Aernte mehr Zeit gewonnen wird, das Korn sich besser zu Brod verbacken lässt, mehr Pfunde gewährt und gegen den Kornwurm sich besser erhält. —

In Nr. 2. wird ein Bericht über die Verhandlungen der Gesellschaft mitgetheilt. Da der möglichst höchste Ertrag des Bodens die sorgfältigste Bearbeitung desselben voraussetzt; so wurde über die Errichtung einer Anstalt zur Verfertigung vorzüglicher Ackergeräthe verhandelt. Zur Vervollkommnung der Ugaczyschen Säemaschine wurden Preise ausgesetzt. Hr. Prof. *Zemann* gab Nachricht über seine Versuche mit der Ugaczyschen in Vergleichung mit der Fellenbergschen Säemaschine. Ueber eine neue fruchtbare Weizengattung (*triticum aestivum fertile*) aus der Mongoley nach Sibirien eingeführt, ertheilte Hr. Baron *von Bretfeld* in Wien, und über eine angeblich aus Aegypten zu uns gekommene neue Hafergattung Hr. Dr. *Piatke* in Troppau Nachricht. Hr. Altgraf zu *Salm* berichtete über ein neues Düngmittel — Dungharnsalz oder *Urate calcaire* genannt — das sich von Tafö der Chinesen und der *poudrette* der Franzosen unterscheiden soll. — Ueber ökonomische Gegenstände gingen Bemerkungen und Abhandlungen verschiedener Art ein, welche alle von der Nützlichkeit eines gemeinschaflichen Zusammenwirkens einer solchen Gesellschaft zeugen. — In einer Abhandlung über die Abnahme der Dauer des Bauholzes vom Strassenbaudirector *Braumüller* werden sehr gegründete Bemerkungen mitgetheilt und gezeigt: dass ein und dieselbe Bauholzgattung nach den verschiedenen Weltgegenden und Mischungen des Bodens sehr verschieden von Gehalt seyn müsse.

In Nr. 3. wird von Hr. *Jurende* über einen merkwürdigen Insectenregen in der Nähe des Raudenberges in Schlesien binnen 2 Jahren am 10ten Januar 1818, am 22sten December 1819, am 30sten Januar 1820 Nachricht ertheilt. Eben so richtete eine Art Käferlarve in ausserordentlicher Menge grossen Schaden in der Wintersaat auf den Feldern der Staatsherrschaft Saar im Spätherbst an, wovon die Ursachen und Mittel dagegen noch nicht angegeben sind. Nach mehreren kleinen Notizen wird die zuerst abgebrochene Abhandlung fortgesetzt: dass nicht die Römer sondern die Klöster die erste Cultur Deutschlands bewirkt haben, *weil nach der Völkerwanderung und ihren Verheerungen wenig von Römischer Cultur* in Deutschland übrig geblieben sey, was mit guten Zeugnissen belegt wird.

In Nr. 4. wird erzählt, dass ein im Museums-Garten gelegener Thurm auf Hrn. Dr. *Schindlers* Verwenden zu einer Sternwarte eingerichtet ist. Die Abhandlung über die Dauer des Bauholzes wird fortgesetzt und gezeigt: dass hygrometrische und thermometrische Einflüsse nothwendig zerstörend, selbst auf ein lange Jahre hindurch ausgetrocknetes Holz ein-

einwirken, aber noch mehr einwirken müſsten, wenn es vor der Verarbeitung nicht aus dem Groben gezimmert worden. — Ueber die *grüne* Düngung im Bezirk von Caux in der Normandie wird bemerkt: daſs man die durch Gerſte und Hafer erſchöpften Acker vor Winters umpflügt, mit Rübſen beſäet, dieſen bis zum März wachſen läſst, und ſodann mit Erbſen beſtellt. —

In Nr. 5. wird über den Branntwein aus Kartoffeln bemerkt: daſs er aus bloſsen Erdäpfeln ohne Zuſatz wohl erhalten werden kann, daſs aber doch das Getreidemalz *bis jetzt* das bekannteſte und bequemſte Gährungsmittel ſey; daſs ohnedieſs eine Branntweinerzeugung im Groſsen *nur noch* mit Nachtheil geſchehen konnte, daſs aber ein Branntwein, der wenigſtens 20 p. Cent Alkohol enthalte, weder geiſtlos, noch unhaltbar ſey. Die Geſellſchaft erhielt Nachricht: daſs Hr. Hollfeld eine Maſchine erfunden habe, mittelſt welcher der Flachs ohne das gewöhnliche Röſten und Dörren bey einer bloſsen Sommertrocknung zur zweckdienlichen Verarbeitung gebracht werden könne. — Herr Schwarzer legte Proben einer erfundenen Flachsverfeinerung vor, die in kurzer Zeit und mit wenig Koſten zu bewirken iſt. — Der Aufſatz über Deutſchlands Urbarmachung durch die Mönche wird fortgeſetzt und mit Stellen aus Joh. v. Müllers Schweizer-Geſchichte und andern treffend belegt.

Nach Nr. 6. wurden den hohen Behörden Plane zu Errichtung einer Wollmagazinirungs-Anſtalt, zu einer Hagelſchaden- und Viehpeſt-Aſſecuranz überreicht. — Ueber die Kennzeichen der Fäule, den Lungenwurm und die Egelkrankheit unter den Schaafen und die Mittel dagegen wurde mitgetheilt was die K. Preuſſiſche Regierung in Oppeln erlaſſen hatte. Eine Abkochung von Gerſtenmalz nach der Waldingerſchen Methode mit Eiſenvitriol geſchwängert und mit geſtoſsenen Wachholderbeeren verſetzt, wird als das wirkſamſte empfohlen. Nach *Biot traité de Phyſique experimentale et mathematique Tome I.* wird noch über Borda's Verfahren des Doppelwägens, gehandelt, wo ein Körper gegen andere Körper z. B. Metall, Sand u. ſ. w. aufgewogen und dann mit andern juſtificirten Gewichten verglichen wird, wodurch man nicht bloſs das Gewicht, ſondern auch ſein Volumen in Verhältniſs zu andern Körpern erkennen kann.

In Nr. 7. werden die neuen Veränderungen der Geſellſchaft und ihres Perſonals und die Bereicherungen des Franzmuſeums mit allerley Natur und Kunſtſchätzen mitgetheilt, auch die Geſchichtserzählung des Anbaues, von Deutſchland durch Mönche fortgeſetzt.

In Nr. 8. werden die Nachrichten über die Wirkſamkeit der Geſellſchaft und ihre Verbindung mit andern auswärtigen Geſellſchaften fortgeführt, eine Beſchreibung des Mähriſchen *Pikrolith*, eines ziemlich ſeltnen Foſſils mitgetheilt, und auf die Nützlichkeit eines ſogenannten Gypskaſtens, den Hr. Dolleſcheck in Vöttau erfand, aufmerkſam gemacht. Er iſt 5 Schuh lang, 1 Schuh hoch und breit, unten mit einem Siebe verſehen, wird von 2 Menſchen an Handhaben getragen, und die Felder können damit auch im Windzuge begypſet werden. — Nach Dr. Flörkes in Roſtock Bemerkung ſoll die feine Wolle der Ziegen, die ihnen im Frühjahre abgekämmt werden kann ¼ dünner als die einzelnen Haare der feinſten Merinowolle ſeyn und ſehr ſchicklich zu Fertigung von Shawls verwandt werden können.

In Nr. 9. liefert Dr. *Schön* Prof. in Würzburg einen Auszug aus den Unterſuchungen über den Magnetismus der Erde von *Chriſtopher Hanſteen*, Prof. auf der Norweg. Univerſität, der in mehreren Numern fortläuft. (Vrgl. A. L. Z. 1822. Nr. 129.)

In Nr. 10. über die durch Kupfer hervorgebrachte blaue Laſurfarbe im Alterthum ſucht Hr. *Keferſtein* aus dem Theophraſt zu erweiſen: daſs der Κυανος (Cyanos) der alten Aegypter theils ein natürliches *theils ein Kunſtproduct ſey; und daſs dasjenige Kupfererz, welches wir Kupferlaſur nennen, wirklich jenes herrliche Blau zeigt, das wir in den Ruinen von Theben* bewundern. Das Caeruleum des Vitruv ſoll der Cyanos der Griechen ſeyn. —

In Nr. 11. liefert Hr. *Horina* ein Wort zu Gunſten der Stallfütterung, und glaubt, daſs es gut ſeyn dürfte, allenfalls beide Kleehiebe trocken zu nutzen, dadurch die Abräumung der Kleefelder zur Zeit des ausgebildeten Klees, ingleichen mehr und beſſeres Futter offenbar zu erhalten ſey. Wohl wahr, wenn es nur nicht das Bedürfniſs der Wirthſchaft und die Näſſe der Witterung öfters unmöglich machten! — Der Aufſatz des Hrn. *Keferſtein:* über die durch Kupfer hervorgebrachte Laſurfarbe im Alterthume, wird fortgeſetzt, und aus Chaptal und Descotils chemiſchen Unterſuchungen gezeigt: daſs wirklich das Alterthum die ſchönſten feinen Farben aus einem durch Kupfer blau gefärbten Glaſe zu bereiten verſtand — eine Kunſt, die im höchſten Alterthume von den Aegyptern erfunden wurde, zu den Römern überging und dann wieder verloren wurde. —

In Nr. 12. iſt zuerſt ein Auszug aus den Vorleſungen über Landwirthſchaft vom Prof. Don *Ant. Sandalio de Arias y Coſta* gehalten zu Madrid, die Schafzucht betreffend mitgetheilt, der, obgleich intereſſant, doch nicht von unmittelbarer Anwendbarkeit ſeyn dürfte. — Gegen das Auswachſen des Getreides auf dem Halme (Schwaden) wird das öftere Umwenden empfohlen; aber das iſt koſtſpielig und beſchwerlich! —

In Nr. 13. wird von Dr. *Burger* von den Eigenſchaften des Gypſes und ſeinen Wirkungen auf die Pflanzen gehandelt, und bewieſen: daſs nicht ſowohl der Kalk als die Schwefelſäure den wirkſamen Pflanzen-ernährenden Beſtandtheil ausmache, und daſs er bey groſser Trockenheit und bey einem zu geringen Grad von Feuchtigkeit unwirkſam bleibe. — Dieſes Aufſatz wird in Nr. 14. der das *zweyte* Heft eröffnet, fortgeſetzt und gezeigt, daſs der beſte Zeitpunct zum Gypſen das Frühjahr ſey, wenn die Vegetation erwacht; daſs Erbſen, Wicken, Bohnen, Lein,

Lein, Rübsen gegypst werden können, wenn sie die ersten Blätter entfaltet haben; dass aber das Gypsen im Sommer bey grosser Trockenheit selten von gutem Erfolg ist. Obgleich nach Verschiedenheit des Gypses und der Felder die Wirkungen des Gypsens sehr verschieden sind; so vermehrt doch nach vorliegender Rechnung der Gyps den Ertrag um das doppelte. — Aus einer in der *Bibliotheque physico-oeconomique* enthaltenen Nachricht wird der frühere Kornschnitt durch fortgesetzte spätere Beobachtungen empfohlen, weil er mehr und auch weisseres Brod gewährt. — Aus der Isis (6tes H. S. 182.) wird nacherzählt, dass der Pomolog Knight der Gartenbaugesellschaft in London 2 Pfirschen überschickt hat, welche durch den Blüthenstaub von einem Pfirsichbaum auf Süssmandelblüthen gestreut, erzeugt worden; *er glaubt, dass der Pfirsischbaum und Süssmandelbaum nur eine Gattung sey.*

In Nr. 15. werden die Verhandlungen der Gesellschaft z. B. über Ernennung neuer Mitglieder erzählt, und einige Berichtigungen über Hrn. Hauptmann v. Hönigshofs Ansicht der italienischen Schafrassen mitgetheilt von Lipp gräfl. Oekonomieinspector zu Monot. Er empfiehlt die Raçe als eine starke Rasse, die sich leicht acclimatisirt, wovon das gemästete Stück auf 150 Pfund leicht gebracht werden kann, und dass es weit mehr und bessere Milch gab, als ein ungerisches Zackelschaaf.

In Nr. 16. wird der Bericht über die Verhandlungen des Vereins fortgesetzt. Gegen die Verwüstungen der Blattläuse an Obstbäumen, wird empfohlen, sie mit Wasser zu bespritzen, und dann mit Gyps und Asche zu bepudern; gegen die Raupen sollen Strohkränze, oben am Stamme der Bäume unter der Krone angebracht, gute Dienste leisten, und der Ringelschnitt an Obstbäumen und Weinstöcken für den Ansatz und die frühere Zeitigung der Obstfrüchte und Weintrauben sehr nützlich seyn.

In Nr. 17. wird von den Fortschritten der Obstbaumzucht in Mähren und Schlesien berichtet; mehrere Herrschaften z. B. der Baron von Dallberg und von Schell haben die Gärten ihrer Unterthanen unentgeldlich mit Bäumen aus ihren Baumschulen besetzen lassen, und zur Beruhigung der Bauern in gefertigten gerichtlichen Dokumenten sich aller Ansprüche für die Zukunft begeben. — Ueber den Durchfall der Lämmer, oder die Lämmer-Ruhr wird mit Grund bemerkt: dass nur verdorbenes Futter die Ursache dieser Krankheit sey, weil durch dessen Genuss die Milch der Mütter in einem so hohen Grad schlecht und sauer werde: dass das Lamm den Durchfall bekommen müsse. Bey der Section fand sich bey jedem im Magen ein Stückchen ganz hart gewordener Käse. Vor der Lämmerung wird Kreide mit Salz versetzt; während des Säugens gebrannte Austerschaalen und gepülverte Enzianwurzel hinzugefügt, und für die Lämmer ein Quentchen Magnesia mit Wasser verdünnt, und 2 bis 3mal des Tages gereicht, empfohlen.

Nr. 18. erzählt die Bemühungen des pomologischen Vereins zur Bestimmung der verschiedenen Obstsorten in Mähren und Schlesien; ihre Zahl betrug 602. — Durch eine unentgeldliche Edelreiser-Vertheilung wird sehr zweckmässig die Verbreitung edlern Obstes befördert. — Von der im Jahr 1820 in der Ostrower Schafheerde ausgebrochenen Blatterkrankheit und der dabey angewendeten Pocken-Impfung wird als Resultat gemeldet, dass von natürlich geblatterten 24 von hundert, von geimpften aber nur 3 umstanden.

In Nr. 19. wird über die den Weinbau betreffenden Gegenstände berichtet; es sind von mehreren glückliche Versuche mit Pfropfen, von andern mit Copuliren gemacht worden; die weisse Sorte mit einer blauen verbunden, zeigte an den Trauben kein Kennzeichen der Färbung, und so auch umgekehrt; aber gegen die Kälte waren sie mehr empfindlich als die ungepfropften. Der Ringschnitt schützte gegen das Ausreissen der Beeren und förderte die Zeitigung. — Aus einem spanischen Werke des Prof. *Don Ant. Sandalio* wird über die Ziegenzucht in Spanien manches nützliche gesagt.

In Nr. 20. wird Hn. *Rud. Andre's* Unterricht über die Wartung des Schafviehes für Schafmeister und ihre Knechte, Brünn 1818 empfohlen, und es werden hier und Nr. 21. lehrreiche meteorologische Beobachtungen mitgetheilt. Es wird bemerkt, dass die Rinde der Bäume und Sträucher analog sey der Haut der Animalien; ein plötzlicher Temperaturwechsel, störe zunächst die Gesundheit in diesen, und sein zerstörender Einfluss auf die zarte Organisation der Blüthen und Früchte werde wahrscheinlich durch den Ringelschnitt des Weinstocks unterbrochen und daher seine Schutzkraft gegen den Abfall der Blüthen. — Ob nicht auch der Ringelschnitt an fruchttragenden Bäumen und Sträuchern nützlich war? — Nach vorliegenden Beobachtungen steht mit dem Hygrometer das Barometer und Thermometer in keinem Verhältniss. Wenn das Hygrometer auf seiner 90theiligen Skale auf 82 Grad stand, stand das Barometer über und unter seiner Mittelhöhe. Wenn das Thermometer 30 Grad über den Gefrierpunct stand, hielt das Hygrometer nur 22 Grad. — In einem Aufsatz über die Stall- und Hausfütterung und Weide der Schafe wird von Dr. *Teindl* zwar der Nutzen der Stallfütterung, aber auch ihr Nachtheil mit treffenden Gründen gezeigt.

Nr. 22. in einem Aufsatz über Getreidekrankheiten wird zwischen Schmierbrand, Kappenbrand, Flugbrand und Rost oder Mehlthau genau unterschieden und im Allgemeinen dagegen, reifes gesundes Saamengetreide und Salzdüngung nach Robertson empfohlen. — In den Bemerkungen über die Pockenimpfung der Schafe wird der May als die beste Jahreszeit dazu genannt; beygefügt sind lehrreiche Cautelen. — Gegen die Bleichsucht oder Egelkrankheit der Schafe, welche im Jahr 1814 zu Grosshof Statt fand, soll mit Salz- und Eisentheilen geschwängerten Essig, den Schafen über sechsmal des Tages einge-

gegossen, von dem günstigsten Erfolg gewesen seyn. Auch wird Mehreres zur Naturgeschichte des krebsartigen Kiefenfuss gehörige mitgetheilt, und aus den Acten der zur Beförderung des Gartenbaues in London und Edinburg gestifteten Gesellschaften das Merkwürdigste erzählt.

Nr. 24. enthält den Bericht über den im Jahre 1821 gehaltenen Schafzüchtler-Verein; von mehreren Gütern wurden Proben von Schafen und Böcken und ihrem Wollengehalt vorgelegt; sie fielen, vorzüglich die von den Stammherden zu Vasarhel, vortrefflich aus, und der Dollondsche Wollmesser soll als Wollfeinheits-Messungs-Instrument künftig erkauft werden. — Herr von *Nagel* aus München erzählt, dass Schweine, welche anfangs erstaunlich gediehen waren, als sie zur Mast aufgestellt wurden, dadurch sehr zurückkamen, dass sie viel Kohlen, die von einem Haufen durch einen Verschlag in den Stall rollten, gefressen hatten.

In Nr. 25. räth *Knauff* zur Vertilgung der Ackerschnecken, die im J. 1816 so zerstörend für die Getreidefelder waren, sie durch kleingeschnittene Aepfel und gelbe Rüben anzulocken und zu vertilgen. In einer Warnung vor *Lapostolle's* Blitzableitern aus Stroh wird mit guten Gründen erinnert, dass sie kein Ab- sondern Zuleiter sind.

In Nr. 26. Beylage II. wird bemerkt: dass sich die Stallfütterung der Schafe, wie aus den ökonomischen Neuigkeiten erhelle, von Jahr zu Jahr erweitere, dass sie aber doch nur anwendbar sey, wo es an guten Schafweiden gebricht — dass die Stallfütterung mit grosser Vorsicht einzurichten; dass kein junges und kein gebrühtes Grünfutter gereicht werden darf! — Hr. *Petri* füttert 1 Pfund Häckerling, ½ Pfund Wasser, ½ Pfund Erdäpfel à 1 Stück, und auf 100 Schafe nur ½ Pfund Salz. — Zur Föderung der Schaf-Impfung wird es sehr zweckmässig empfohlen: dass die Regierung dafür sorgen soll, dass guter Blatternstoff in jedem Kreis des Landes immer vorhanden sey, und dass die Impfung nach erprobten Vorschriften geschehe. — Nach dem Bericht in Nr. 27. soll die spanische Hinke, nach Hrn. von Tenneckers Meinung, keineswegs eine zurückgetretene Raude, sondern zu heisse oder zu feuchte Witterung, zu trockene oder zu nasse Weiden, und weite Märsche auf harten Wegen die eigentliche Ursache ihrer Entstehung seyn. Die Drehkrankheit der Schafe wird nach Herrn *Backe* nicht vom Stossen, sondern auf verschiedenen Wegen herbeygeführt; das zweckmässige Füttern der Lämmer bis zur Stoppelweide soll sehr gegen diese gefährliche Krankheit schützen! — Gegen das Aufblähen der Schafe wird von Hrn. *Kradochwil* das Scorpionöl als das wirksamste Mittel gerühmt. Man giebt einem Rinde 10 bis 15 Tropfen; einem Schafe 3 bis 4 Tropfen auf Brod. — Gegen ein Zwanggesetz für die Heerdenbesitzer, bloss gebildete Schafmeister aufnehmen zu dürfen, erklärte sich der Verein wohl mit allem Recht verneinend. Mit gleichem Recht wird ein mit Bretern versehenes Wollwasch-Reservoir empfohlen, und der Streit über die Negretti und Eskurial Rasse nach dem Hrn. Staatsrath *Thaer* und Hrn. Grafen von *Kalckreuth* dahin entschieden: dass derjenige Producent der ein bedeutendes Verhältniss von den Electa-Wollen zu erhalten nicht erwarten darf, besser thue, sich auf einen stärkern, kräftigern und entschieden reichwolligen Stamm zu legen. Das Ganze beschliesst mit treffenden Urtheilen der Ausländer über den Wollenhandel, worin der sächsischen Wolle wegen ihrer Eigenthümlichkeit der Preis zuerkannt, und auch für die Zukunft ein guter Markt verheissen wird. Zuletzt sind noch treffende Vorsichtsregeln für den Winter 1821—22 beygefügt zur Vermeidung der unter dem Nutz- und Zugvieh zu befürchtenden Krankheiten und Seuchen, weil in dem vorausgegangenen nassen Sommer viel Futter sehr schadhaft eingebracht worden war. —

Das vorliegende Ganze ist ein trefflicher Beweis, wie viel Schönes und Nützliches ein Verein kenntnissreicher Männer zu leisten vermag. Möchte doch das gegebene Beyspiel eine Nachahmung in allen Ländern finden! —

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Petri: *Das Pfarrhaus*, ein Gemälde des menschlichen Herzens, von *Dr. L. Hoffmann*. Ohne Jahrszahl. 311 S. 8.

Ein nicht ganz ungeübter Pinsel hat diess Gemälde entworfen, aber um das des menschlichen Herzens zu seyn, fehlt dem Künstler doch noch die Kenntniss desselben zu sehr, und deshalb steht der Titel ganz müssig; ja auch das Pfarrhaus heisst das Buch nur darum, weil die Handlung in ihren letzten Auftritten in einem solchen vorgeht. Zwar finden sich einige Züge des menschlichen Herzens, die der Wahrheit und darum auch des Anziehenden und Rührenden nicht ermangeln; allein dem Ganzen fehlt doch die Einfachheit, die das Kunstwerk der Natur annähern soll. Es ist gar zu viel Verwirrung und Verwickelung in den Schicksalen der hier auftretenden Personen und diese Schicksale sind an und für sich so seltsam, dass man auf der Einen Seite vergebens sucht, den Faden fest zu halten, und auf der andern durch die gar zu grosse Unwahrscheinlichkeit an der rechten Theilnahme verhindert wird.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1824.

RECHTSGELAHRTHEIT.

SCHLESWIG, im Taub - Stummen - Institute: *W. Blackstone's Handbuch des englischen Rechts*, im *Auszuge* und mit *Hinzufügung der neuern Gesetze und Entscheidungen* von *John Gifford*, Esq. Aus dem Englischen von *H. F. C. v. Colditz*, königl. dänischem Landvogt. Mit einer Vorrede begleitet von Dr. *N. Falck*, Prof. des Rechts in Kiel. *Zweyter* Band. 1823. XXIII u. 544 S. 8. Ohne das Register.

Die Uebersetzung ist mit demselben Fleisse und mit derselben Sprach - und Sachkenntniss gearbeitet, welche der erste Band an den Tag legte. (S. Erg. Bl. 1823. Nr. 134.) In Ansehung der Vorrede hingegen waltet ein grosser Unterschied zwischen derjenigen zum ersten Bande und der vorliegenden ob. Der Vorredner beginnt damit zu bekennen, „dass in dem Augenblicke, wo ihm die Anzeige zugekommen sey, dass seine Vorrede erwartet werde, es ihm an Zeit gebrochen habe, etwas Ausführliches zu sagen." War es denn aber da nicht viel vernünftiger, lieber gar keine Vorrede zu liefern, als eine, welche einen so grossen Mangel der Achtung für das Publicum verräth, als darin liegt, wenn man für dasselbe gut genug achtet, was so eben zur Hand ist? So hat es Hr. *F.* gemacht, indem er einige literarische Notizen auftischt, die er gerade eingesammelt hatte, und mit wenigen flüchtigen Worten gegen *Rogge* die alte Ansicht in Schutz nimmt, nach welcher die Geschwornen von den germanischen Schöffen und nicht von den Eideshelfern abstammen sollen. Auch der Uebersetzer scheint dieser Ansicht zu huldigen, indem er (S. 19) den Ausdruck: Richter, in Parenthese durch: Schöffen, erklärt oder erläutern will. Aber Richter und Schöffen sind bey den Germanen so ganz verschiedene Personen und Dinge gewesen, dass bey den Bayern, Allemannen und Burgundern sie sogar einander entgegengesetzt wurden, als statt der Schöffen Richter eingesetzt wurden. Es ist zu verwundern, dass Hr. *F.*, nachdem Feuerbach in seinem neuesten Werke über diesen Gegenstand so wichtige Urkunden bekannt gemacht hat, und nachdem besonders im Hermes, Jahrgang 1822 St. I., die von Rogge verfochtene Meinung ausführlich beleuchtet und erwiesen worden ist, dass die *testes ad discutiendam rem* oder *ad veritatem dicendam*, welche in den Capitularen Kaiser Karls vorkommen, den Ursprung der englischen Jury in sich enthalten, noch so etwas behaupten mochte. Ganz wörtlich hat das englische Recht diese Spur bewahrt, indem der Ausspruch der Jury noch bis auf den heutigen Tag ein Verdict (*vere dictum*) heisst, was der Uebersetzer recht gut mit Weisung übersetzt, und was weit entfernt ist, die Natur eines Richterspruches oder richterlichen Erkenntnisses an sich zu tragen, vielmehr lediglich eine von den von Alters her üblichen Arten der Beweisführung ist, (S. 170) die dem Richterspruche vorausgeht, und denselben bedingt; daher denn auch die rechtlichen Folgen der Ueberführung vor der Jury und der Verurtheilung von dem Gerichte von einander sehr verschieden sind. (S. 432) Eben desswegen hört die Function der Jury sogleich auf, sobald zwischen den Parteyen über die Thatsachen des Rechtshandels kein Streit ist, sondern nur über die rechtlichen Folgerungen aus dem Thatbestande, (S. 193) obgleich es ausserdem einer von den gangbaren Irrthümern ist, dass die Jury nur über die Thatfrage abzusprechen habe, das Gericht hingegen über den Rechtspunct. Sobald im Gegentheil die Jury in Thätigkeit tritt, urtheilt sie nicht bloss über den Thatbestand, sondern mit gleichem Fuge über den Rechtspunct, sowohl in Civil - als Criminalsachen, d. h. die Jury stellt nicht bloss den Thatbestand fest, sondern auch die rechtliche Beschaffenheit desselben und unter welches Gesetz dasselbe dem zu Folge zu subsumiren ist, bestimmt also die beiden Vordersätze, worauf das richterliche Urtheil gegründet werden muss, überlässt es aber dem Richter, daraus die Conclusion zu ziehen. Gerade darum, weil der Ausspruch der Jury ein Beweismittel ist und es in dem Belieben der Parteyen steht, nicht bloss ob sie überhaupt es auf eine Beweisführung ankommen lassen wollen, sondern auch ob sie sich durch eine Art von stillschweigendem Compromisse dem Ausspruche der Jury unterwerfen wollen, kann jede Partey mit Uebergehung derselben die Sache sofort zur richterlichen Entscheidung bringen, wenn sie diese dadurch zu einem blossen eigentlichen Rechtsstreite macht, dass sie dem Gegner einen Schein des Rechts zugesteht, aber dagegen zerstörliche Einreden vorbringt, (S. 162) weil die Bestimmung der Jury lediglich ist, zu begutachten, was bey zweifelhaften Thatumständen für Wahrheit anzunehmen sey. (S. 171) Eben desswegen

gen weil ein jedes Verdict einer Jury ein Laudum ist, muss von den Parteyen die Sache ausdrücklich zu ihrer Entscheidung gestellt seyn; (S. 164) und aus demselben Grunde kann in Criminalsachen der Angeklagte nicht vor eine Jury gestellt werden, wenn er sich nicht freywillig ihrem Ausspruche unterworfen hat. (S. 415) Es ist aber ein grosser Unterschied, ob der Angeklagte ein Lord ist, oder nicht. Denn jene werden durch Pairs, durch ihre Standesgenossen gerichtet, weil das Oberhaus des Parlaments allein über sie zu Recht sitzt, weil das Parlament in sich die Eigenschaft der alten Wittenagemote und des königlichen Mannengerichtes vereinigt, und weil in den Lehnshöfen die Standesgenossen zu Gericht sassen. Ein Bürgerlicher hingegen kann nur verlangen, durch Gott und seine Heimath gerichtet zu werden, d. h. nach dem gewissenhaften Ausspruche von rechtlichen Männern derselben Grafschaft, wobey auf Standesgleichheit gar nichts ankommt, weil nach deutschem Rechte Jeder nach den Gesetzen seines Landes gerichtet zu werden verlangen konnte und in England nach dem Einfalle der Dänen die verschiedenen Nationen verschiedene Gegenden vorzugsweise inne hatten. Aus demselben Grunde, weil das Verdict der Geschwornen nur eine Weisung, nur ein Beweismittel ist, kein Urtheil; hat dasselbe auch an sich gar keine Rechtskraft, und der Richter ist nicht daran gebunden. Er darf zwar nicht das Gegentheil festsetzen; aber es hängt lediglich von seiner Ueberzeugung ab, ob er dieser Weisung folgen, oder sie verwerfen und die Sache einer andern Jury vorlegen will, (S. 199) was so weit geht, dass er sogar die Geschwornen wegen pflichtwidrigen Ausspruches zur Rechenschaft und Strafe ziehen kann. Ja selbst bey an sich streitigen Thatsachen ist kein Recurs auf eine Jury statthaft, wo die Sache auf einfachere und zuverlässige Weise von dem Richter selbst erforscht werden kann, (S. 171) oder andere unzweydeutige Beweismittel vorliegen, wie öffentliche Acten und Register. Allein Privaturkunden und Zeugenaussagen sind keine Beweismittel, welche über alle Einwendungen erhaben sind, sondern es muss immer erst beurtheilt werden, was und wie viel dadurch erwiesen sey, was eben das Geschäft der Geschwornen ist, welche berufen und beeidigt werden, *veritatem dicere*. Die Eidesleistung mit Eideshelfern, wodurch die Wahrheit auf eine andere Weise ausgemacht wird, bestand deswegen in England neben der Jury als eine andere Art von Beweisführung, (S. 177) was zugleich über die Natur der Jury vollständigen Aufschluss giebt. Hierzu kommt noch, dass die Geschwornen in keinem Betrachte zu den Richtern gerechnet, auf ganz andere Weise ernannt werden, und, gleich den Zeugen, dem Befehle des Gerichts untergeordnet sind. (S. 183) Da die Jury eine uralte Einrichtung, und das alte Verfahren vor ihr stets beybehalten worden ist, welches in der mündlichen Verhandlung besteht, mithin nur die persönlich gestellten Zeugen, welche von den Sachwaltern der Parteyen selbst nach alter Sitte examinirt werden, vor ihr vernommen werden können; so haben die Billigkeitsgerichte in diesem, wie in vielen andern Stücken, zu Hülfe kommen müssen, das alte mangelhafte und unvollständige Gerichtsverfahren zu ergänzen, indem sie die Abhörung der nicht persönlich zu stellenden Zeugen bewirken. (S. 223) Ja durch eine erkünstelte Rechtsfiction wird alsdann das Gutachten der Jury über den Ausfall einer solchergestalt erfolgten Beweisaufnahme eingeholt, sobald dem Gerichte solcher zweifelhaft erscheint. (S. 235) Denn darin besteht das Wesen der Jury, dass das Gericht sich nicht mit der Entscheidung illiquider Sachen, wobey was wahr ist, der Richter nicht aus eigner Kenntniss bestimmen kann, befasst, sondern dieses durch eine Versammlung von vereideten Mitbürgern ausmachen lässt, auf deren Ausspruch zu compromittiren die Parteyen angehalten werden. (S. 185) Die Entstehung der Eigenthümlichkeit, dass der Ausspruch der englischen Jury unanimirter gefasst seyn muss, erklärt sich sehr leicht daraus, dass, um Jemanden in Anklagestand zu versetzen, die Majorität der aus 23 Mitgliedern bestehenden Gros-Jury ihn für verdächtig der That erklärt haben muss, woraus denn, wenn auch die Zahl von 23 Grossgeschwornen nicht vollzählig gewesen wäre, die Observanz geworden ist, dass wenigstens zwölf Stimmen für die Statthaftigkeit der Anklage übereingestimmt haben müssen. (S. 393) Es mussten daher alle Geschworne der aus 12 Mitgliedern bestehenden kleinen Jury (S. 180) übereinstimmen, um den durch die ersten 12 Geschwornen begründeten Verdacht wiederum zu entkräften, folglich auch im Gegensatze das Schuldig auszusprechen, oder endlich das Bekenntniss abzulegen, dass sie sich aus der Sache gar nicht herauszufinden wüssten, so weit der Rechtspunct streitig ist. (S. 193) Aus demselben Grunde muss eine Grossjury des *Attaint*, welche über die Unrechtmässigkeit des Ausspruches einer kleinen Jury absprechen soll, aus 24 Mitgliedern bestehen, die unter einander einig werden müssen. (S. 180) Gerade die Entstehung der Anklagejury, dieses merkwürdigen Institutes, dessen England sich ganz allein erfreut, wovon kein anderes Land, das England nicht nachgeahmt hat, etwas Aehnliches aufweisen kann, welches in Verbindung mit dem *Gaol livery* eigentlich das wahre Palladium der bürgerlichen Freyheit der Engländer ist, und welches gegen die Erweiterung des mit ihm concurrirenden fiskalischen Verfahrens nach Kräften sich zu verwahren allen Britten eine hochwichtige Sache seyn muss, (S. 397) verdiente mehr aufgeklärt zu werden, als bisher geschehen ist. Indessen geht selbst Blackstone hierüber sehr oberflächlich weg, obgleich er sein Werk mit dem wichtigen Titel beschliesst: „Von dem Ursprunge und der allmähligen Ausbildung und Vervollkommnung des englischen Rechts," welches eben die Veranlassung enthält, dass diese Recension sich über diesen Zweig des ganzen Buches

ches weiter auslässt. In Betreff der kleinen Jury hingegen erklärt er sich dahin, (S. 460) „dass die Einführung „„dieses trefflichen Mittels zur Erforschung der Wahrheit,"" dieses vorzüglichsten Schutzes der Freyheit in öffentlichen, wie in Privatbeziehungen, den alten Sachsen verdankt werde, sie mögen für ihre damaligen Geschwornengerichte nun gerade 12 Personen und Einstimmigkeit erfodert haben oder nicht." Die Auctorität dieses grossen Rechtskenners hat hingereicht, diese Behauptung oft zu wiederholen und blind nachzubeten, so unrichtig sie an sich ist. Denn nichts ist gewisser, als dass das gerichtliche Verfahren bey den Sachsen zur Zeit ihrer Einwanderung in England von dem bey andern germanischen Völkern im Wesentlichen in Nichts abgewichen ist; dass auch bey den Sachsen es den mit dem Banne beauftragten Obrigkeiten so wenig, als dem römischen Prätor, oblag, streitige Rechtshändel zu instruiren und die Wahrheit der gegenseitigen Behauptungen zu ermitteln, ja nicht einmal das Recht selbst zu kennen und zu finden; dass desshalb *testes ad discutiendam rem* und Schöffen *ad jus dicendum* vom Gerichte vernommen und deren Weisungen eingeholt werden mussten; dass aus der Vereinigung dieser beiden, anfänglich verschiedenen, Personen und deren Weisungen, in Folge des in England sich erhaltenen römischen Gerichtsverfahrens und dessen Vermischung mit dem germanischen, die englische Jury in ihrer jetzigen Gestalt hervorgegangen ist; und dass endlich zwischen den Proceduren der alten Britten und der alten Sachsen keine erhebliche Verschiedenheit obwalten konnte, weil ausserdem der bekannte Vergleich *de medietate linguae* gar nicht hätte zu Stande kommen können. Die Verbindung der Jury mit den *nisi prius* Gerichten, die daraus erfolgte Ausbildung der Assisen, (S. 100) das Untergehen der Grafschafts- und der Landgerichte in denselben, (S. 469) endlich die Ausdehnung der königl. Gerichtsbarkeit (S. 472) theils zu Folge der Vindication des von Alters her nur dem Könige gebührenden Blutbannes, theils in Folge des Grundsatzes des Lehnrechtes, dass der niedere Richter in Gegenwart des höhern sich ruhig verhalten müsse, sind lauter Veränderungen, welche nur die Gerichtsbarkeit und den Zustand der Gerichte, keinesweges aber das gerichtliche Verfahren betroffen haben, folglich auch nicht die Beweisführung vermittelst der Jury. Dieser Theil des Processes trägt die Spuren seines hohen Alterthumes schon in seiner ganzen Physiognomie; und gerade der Umstand, dass die Rechtsgeschichte von der Ausbildung desselben fast gar keine Nachrichten enthält, ist der beste Beweis, dass darin nichts Bedeutendes verändert oder neu eingeführt worden ist. Denn nur das Neue wird bemerkt und aufgezeichnet; von dem, was bleibt, wie es war, geschieht keine Erwähnung. Auch gesteht Blackstone selbst an andern Orten seines Werks, (S. 179) „dass das Verfahren vor der Jury in England seit undenklichen Zeiten gebräuchlich sey, dass es aus frühesten Zeiten herzustammen scheine, und dass sich über dessen Einsetzung und Anwendung in England nichts mit Bestimmtheit sagen lasse." Möchte doch jeder bedenken, was Blackstone (S. 453) im Allgemeinen bemerkt, und was eben so wahr, als treffend ist! „Die ganz verschiedenen Völker, welche nach einander in England eindrangen und sowohl die Einwohner verdrängten, als auch die Verfassung des Landes zerstörten, die Römer, die Pikten, und alle jene sächsischen und dänischen Stämme mussten nothwendig grosse Verwirrung und Unsicherheit in den rechtlichen Bestimmungen und alten Gewohnheiten des Königsreichs hervorbringen, da sie sich sehr bald mit einander verbanden und vermischten und daher, wie sich denken lässt, hinsichtlich der Rechte des Eigenthums und der Bestrafung der Verbrechen ihre verschiedenen Gewohnheiten unter einander austauschten. Es ist daher ganz unmöglich, gleichsam durch eine chemische Zersetzung der ursprünglichen Bestandtheile einigermaassen mit Genauigkeit zu bestimmen, zu welcher Zeit die verschiedenen Veränderungen des gemeinen Rechts eingetreten sind, oder wo die mannigfaltigen, jetzt als Herkommen geltenden, Rechtsnormen ursprünglich herstammen. Selten können wir sagen, dieses kommt von den alten Britten her, jenes blieb von den Römern zurück, dieses war eine nothwendige Vorsichtsmaassregel gegen die Pikten, jenes ward von den Sachsen eingeführt, von den Dänen abgeschafft, darauf von den Normännern wiederhergestellt u. s. w. Ueberdiess folgt die Unmöglichkeit, das Herkommen bis zu seinem ersten Ursprunge zu verfolgen, schon aus der Natur seiner Ueberlieferung, da es, dem Bedürfnisse der Zeit angepasst, sich in der Anwendung stets unmerklich verändert, so dass, wenn man auch deutlich sieht, wie sich das heutige Recht von den vor 500 Jahren geltend gewesenen Grundsätzen unterscheidet, man doch den Zeitpunct nicht genau angeben kann, wann es anders wurde, so wenig wir die Veränderungen eines Flussbettes anzugeben im Stande sind, wo der Strom unaufhörlich Land abspielt und ansetzt." Allmählige, unbemerkbare Ausbildung des Bestehenden, vornehmlich durch Vermischung des früher aus den verschiedensten Weltgegenden nach England Eingeführten ist daher der Hauptcharakter der englischen Rechtsgeschichte. Und diese Vermischung ist durch die Gesetzgebung selbst aus allen Kräften befördert worden, indem die grössten Monarchen des Landes, wohl einsehend, dass nur in der Einheit Ruhe, Stärke und Macht sich begründen lasse, sich ein Geschäft daraus gemacht haben, die verschiedenen Rechtsgewohnheiten und Gesetze aller eingewanderten Völker zu sammeln, das beste daraus auszuwählen und daraus ein einförmiges Gesetzbuch für das ganze Land zusammenzusetzen. Diess ist mehrere Mal geschehen, einmal von Alfred dem Grossen, (S. 455) dann von Edgar und von Eduard dem Bekenner. (S. 457 u. 495) Dadurch haben natürlich die Spuren des Ursprunges der-

der einzelnen Einrichtungen ganz verwischt werden müssen.

Uebrigens bewährt Blackstone auch in diesem Bande seinen politischen Charakter als Freund einer gesetzmäſsigen Freyheit und einer freyen Gesetzmäſsigkeit. Von den vielen Stellen, die dafür zum Belag angeführt werden könnten, nur folgende, wo er von der Weisheit der Königin Elisabeth spricht, von den ausgedehnten Vorrechten der Krone nur seltenen Gebrauch zu machen. „Wahrlich, sagt er, die Freyheit der Unterthanen besteht nicht in der Gnade des Souveräns, sondern vielmehr in der Beschränkung seiner Gewalt."

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG: *Berichte von der königl. anatomischen Anstalt zu Königsberg.* — *Sechster* Bericht. Mit einer Uebersicht von parasitischen und gedoppelten Menschenkörpern. Von *Karl Friedrich Burdach.* 1823. 96 S. 8.

Fleiſsige Sammler und Ordner sind uns in der Wissenschaft eben so nothwendig, als genaue Beobachter; der Vf. der vorliegenden Abhandlung hat sich unter den erstern längst einen ehrenvollen Platz in mehreren Fächern der Medicin gesichert. Auch in der vorliegenden Abhandlung hat derselbe die vorhandenen Beobachtungen über parasitische und Doppel - Miſsgeburten mit vielem Fleiſse zusammengesucht und geordnet. In der Einleitung entschuldigt er sich, daſs er auf Thiermiſsgeburten keine Rücksicht genommen und tadelt die Anatomen, die aus Modesucht die Zootomie zu hoch gestellt und alles Heil der Wissenschaft nur in ihr gesucht. Rec. möchte zweifeln, ob man wirklich *oft* Gelegenheit habe, Anatomen diesen Vorwurf zu machen; leider trifft man aber wohl noch immer auf anatomische Schriften, deren Vff. den Mangel gründlicher zootomischer Kenntnisse nur zu deutlich verrathen.

Die Klasse der Miſsbildungen aus *monströser Verdoppelung* theilt der Vf. in drey Ordnungen: 1) *gedoppelte, überzählige Theile* eines Individuums, wie überzählige Finger, Beine, Herzen u. s. w., die keine strenge Sonderung erlangen, sondern noch mehr oder weniger den Verrichtungen des Individuums, welches sie trägt, dienen; 2) *Schmarotzer;* 3) *wahre Körperverdoppelung.* Die Grenzen der beiden letztern Ordnungen sind nicht scharf zu ziehen. Nur die beiden letzten Ordnungen betrachtet der Vf. in der vorliegenden Abhandlung. — Zuerst handelt er von der Ordnung der *Schmarotzer;* bey diesen ist der eine Körper ein vollkommen entwickeltes Individuum, der andere hat bloſs ein Rudiment der Individualität, er lebt mit und von jenem als seinem Träger. Der Parasit sitzt entweder auſsen auf dem Leibe, oder in dem Leibe des Stammindividuums; die erstern können *aufsitzende*, die letztere *nistende* Parasiten heiſsen. Mit vielem Fleiſse werden nun die verschiedenen Ausbildungen dieser Parasiten (S. 16 — 32) angegeben; sodann (S. 33 — 48) die einzelnen Beobachtungen (S. 55) mit genauen Citaten einzeln aufgezählt. Es waren: A) *Köpfe*, diese saſsen a) am Gaumen; b) am Halse; c) an der Brust; d) am Unterleibe; e) lose Köpfe. B) *Rümpfe*: a) Unterleib mit Beinen; b) Rumpf mit Armen und Beinen. C) *Ganze Körper:* a) aufsitzende Körper; b) nistende Körper. Von diesen heiſst es: „Es kann ein Embryon wohl in den noch offnen Unterleib des andern schlüpfen, an das Buchfell oder Gekröse sich anheften, wie bey einer Bauchschwangerschaft, und von den Gekrösarterien gespeiset werden, wie der an der Herzgrube aufsitzende Parasit. Daſs sich diese nistenden Embrya als Aftergebilde im Leibe erst erzeugen sollten, ist, wenn man die ähnlichen Verhältnisse der übrigen Parasiten erwägt, sehr unwahrscheinlich." Nun ist aber zu bemerken, daſs nach neuern dem Vf. noch nicht bekannt gewesenen Beobachtungen, diese nistenden Parasiten keineswegs immer an der angegebenen Stelle, sondern selbst im Parenchym der Organe aufsitzen; von dieser Art nistender Parasiten werden wir, wie wir aus Privatmittheilungen wissen, demnächst in einer eigenen Schrift mehrere neue Beobachtungen von einem ausgezeichneten französischen Anatomen erhalten. Zu vergessen ist immer nicht, daſs sich von der einfachen Acephalocystis, durch die Haare, Zähne, Knochen u. s. w. enthaltenden Bälge eine Uebergangs - Reihe bis zu diesen nistenden Parasiten fortführen läſst, wie sie sich der Rec. längst zusammengestellt hat, und an ihrem Orte bekannt machen wird. Die hier aufgeführten zehn Fälle sind allgemein bekannt. — Eine zweyte Form dieser Miſsgeburten enthält diejenigen, wo die Parasiten in Bälgen am Körper des Trägers enthalten sind, wovon sechs Fälle aufgeführt werden. Sie gehen ganz offenbar in die nistenden Körper über. — Sodann wendet sich der Vf. S. 49 zu den *Doppelkörpern.* Der Charakter der Doppelkörper ist nach dem Vf. ziemlich gleichmäſsige Entwickelung und Lebendigkeit beider verwachsener Körper. Die Gleichheit macht es wahrscheinlich, daſs nicht ein Körper aus dem andern hervorgesproſst ist, sondern daſs zwey ursprünglich getrennte Körper mit einander verwachsen sind. Auch diese Miſsgeburten werden genau mit einander verglichen und unter mehrere Formen gebracht, die Beobachtungen genau citirt. Die Zahl der verglichenen Beobachtungen beträgt 156. Das Weitere muſs in der Schrift selbst nachgelesen werden.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1824.

ERDBESCHREIBUNG.

1. Leipzig, b. Brockhaus: *Reisen der Lady Morgan.* II. Italien. 4 Theile 1822 — 23. 1 — 2 Thl. 1822. 438 u. 416 S., 3. u. 4. Thl. 1823. 377 u. 376 S. 8.

2. Weimar, im Landes-Industrie-Comptoir: *Italien.* Von *Lady Morgan.* Aus dem Englischen. 1821. VIII u. 400 S. 8.

Wir verweisen unsere Leser auf die Anzeige des *ersten* Reisewerks der berühmten Irländerin über *Frankreich* in der A. L. Z. 1822. Nr. 61. dieser Blätter, worin wir den allgemeinen Charakter der Lady Morgan, als Zeitschriftstellerin, zu entwickeln versucht haben. Diesen Charakter hat sie auch in *Italien* behauptet und ihn nach einigen Richtungen hin noch erweitert und gestärkt. So tritt vorzüglich ihr politischer Liberalismus hier entschiedener und heftiger hervor und überschreitet oft die Grenzen jeder schicklichen und klugen Mäfsigung, der Weiblichkeit gar nicht zu gedenken, so weit, dafs selbst die liberale Verlagshandlung der ersten Uebersetzung Bedenken getragen hat, die Aeufserungen der Lady über die neuesten Ereignisse in Italien und die jetzige Staatseinrichtung des Lombardisch-Venetianischen Königreichs deutsch mitzutheilen. Es ist unvermeidlich bey einer solchen mit Leidenschaft geltend gemachten Opposition gegen das in der Kirche und im Staate Bestehende, einseitig und zuweilen lästig zu werden. Denn so unterhaltend es auch auf Reisen seyn mag, einen Begleiter zu haben, der seine eigenthümliche Weltansicht, mag sie der unsrigen zusagen oder widersprechen, bey jedem Gegenstande, der uns begegnet, mit scharfem Witze und lebhafter Theilnahme darlegt, so wollen wir doch nicht beständig einen solchen Tadler hören, der uns zu keinem ruhigen und unbefangenen Beschauen und Geniefsen kommen läfst. Und wie besondes *Italien* mehr, als irgend ein anderes Land, durch den individuellen Anstrich einer politischen, religiösen und moralischen Kritik, welche über die Alpen herkommt, entstellt wird, das beweisen genugsam die vielen verzerrten Gemälde, welche namentlich englische und deutsche Reisebschreiber uns von dem Leben und den Sitten desselben geliefert haben. *Italien's* Natur und Kunst wollen mit offenem und freyem Gemüthe empfangen seyn; und die Anlegung fremder kritischer Mafsstäbe zerstört den Zauber ihres Genusses. Was haben wir in Italien mit den Whigs, Torys und Radikalen zu schaffen? Was sollen uns dort Altdeutschthum oder französische Convenienzkunst?

Das Gemälde, welches *Lady Morgan* uns von *Italien* gegeben hat, ist reich und bunt. Natur, Kunst, Alterthum, Leben, Sitte, Staat, Religion, Wissenschaft und Literatur finden sich in demselben berücksichtigt; jedoch herrscht im Ganzen die Gegenwart des öffentlichen und häuslichen Lebens über die Vergangenheit der Monumente und Kunstwerke vor. Das gesellige Treiben in der höheren Sphäre der italiänischen Welt ist das Element, in welchem Lady Morgan das Talent einer scharfen und feinen Beobachtung am glücklichsten entwickelt, und wie in Frankreich die *Salons*, so sind es hier die *Casini* und *Conversazioni*, wohin wir ihr am liebsten folgen. Freylich aber ist der Geist der vornehmern Gesellschaft weniger charakteristisch für Italien, als für Frankreich, und man lernt die Italiäner jeden Standes unter freyem Himmel besser kennen, als unter glänzenden Deckengemälden. Der politischen Begleitung wird die Lady nirgends los; auf Landstrafsen, Märkten, im Theater, in der Kirche, in den Palästen, Kunstsammlungen, Bibliotheken, ja selbst in der freyesten und reinsten Natur steht sie ihr zur Seite, und flüstert ihr witzige, hämische, spöttische oder zornige Einfälle zu. Besonders wichtig greift aber die politisch-religiöse Ansicht der Lady in die geschichtlichen Darstellungen ein, welche sie, als Prologe oder Epiloge zu ihren Gemälden der Lombardey, Venedigs, Roms, Neapels u. s. w., liefert. In diesen wird die ganze Weltgeschichte nach dem Sinne der Irländerin gemodelt und zugeschnitten, und auf ein Paar Verstöfse gegen historische und chronologische Wahrheit kömmt es ihr dabey natürlich nicht an. Ein Muster solcher Historiographie ist z. B. das zwanzigste Kapitel, (Th. III. S. 303.) welches eine Skizze von der Gründung, Erhebung und dem Verfalle der Hierarchie giebt. Wenn die Lady auf diese Weise die alte sichere Geschichte nach ihrer Meinung zu drehen und zu wenden versteht, so wird man ihren Nachrichten über die neuesten Zeitverhältnisse um so weniger trauen können, da diese aus unbekannten und wenigstens zum Theil aus unlautern Quellen fliefsen, und der Mangel an Uebersicht des Ganzen einer Staatseinrichtung und Regierung jeder Partey Gelegenheit giebt, aus einzelnen Thatsachen und Anekdoten günstige oder un-

nstige Darstellungen zusammenzuweben. Ohne o der Lady vorzuwerfen, als habe sie die mancher- Beschuldigungen und Vorwürfe gegen die piemon- ische, lombardisch-venezianische und neapolita- sche Staatsverwaltung, welche ihr Buch enthält, sonnen, und als sey Alles, was sie von belegenden eyspielen und Anekdoten dazu beybringt, verdreht ler verfälscht, so ist doch deutlich zu bemerken, ss sie darauf ausgeht, nichts als nur Erscheinungen n Missgriffen, Gebrechen und Verirrungen aufzu- chen; und der Hang der Menge geht freylich auch hin, lieber von dergleichen zu erzählen und zu le- n, als von dem, was die Regierungen beliebt und ehrt macht. Die kecke Freymüthigkeit, mit wel- er die Lady ihre Kritiken der italiänischen Staa- n ausspricht, ist allerdings an und für sich ehren- erth, und die strengen Verbote gegen die Verbrei- ng ihres Werkes in Italien zeigen wenigstens von em Misstrauen der dortigen Machthaber gegen die fentliche Meinung, welches seinen Grund niemals dem Volke allein haben kann. Aber freylich ist iese Freymüthigkeit in England so wenig gefährlich, ss sie dort kein Beweis für wahre Charakterstärke yn kann. Was die Lady über Kunst und Alter- um erzählt und räsonnirt, ist von geringer Bedeu- ng: Wiederholung bekannter Dinge, gewürzt durch e pikanten Seitenblicke, welche oft von der Kunst d dem Alterthume abspringen und in Vergleichun- n und Contrasten auf den Stoff des Gemäldes, s Leben des Künstlers, den neuen Gebrauch oder e Nachbarschaft des alten Monuments u. d. m. über- eiten. Sonach bleibt der Hauptbestand des Werkes n politisch-religiöses Sittengemälde Italiens.

Die Darstellung des Werks ist zum Theil auch rch die Persönlichkeit der Verfasserin bedingt: änzend und lebendig, auch wohl heftig und scharf, it Witz und Spott reichlich ausgestattet, voll schla- ender Contraste und gewagter Antithesen, und erall mehr Räsonnement, als Schilderung und rzählung. Durch diese Form, welche geistreich d eigenthümlich ist, gewinnt die Lektüre des erks unser Interesse und unterhält uns, wie ein selliges Gespräch, dessen origineller Vortrag uns ich das Bekannte in neuer Verbindung und Beleuch- ng, ohne zu langweilen, zurückführen darf. So enig wir also in dem Bisherigen das Werk der *Lady organ* als eine Quelle für die Kenntniss Italiens ben empfehlen können, so sehr genügt es allen nfoderungen, die wir an eine geistreiche Unter- ltung über *Italien* machen dürfen.

Aus diesen Bemerkungen ergiebt sich von selbst s Urtheil über die beiden Bearbeitungen des eng- schen Originals. Die *erste*, eine vollständige Ue- ersetzung, welche nur aus politischer Bedenklich- eit einige Stellen ausgelassen oder gemildert hat, ebt den eigenthümlichen Reiz des Originals in der arstellung und im Stil wieder, und empfiehlt sich ch in seiner äussern Gestalt als angenehmes Unter- ltungsbuch des eleganten Publikums. Die *zweyte* earbeitung ist ein Auszug, welcher das Räsonne- ment der Lady, politisches und religiöses, unübersetzt gelassen hat, und sich darauf beschränkt, nur ihre Bemerkungen über die Eigenthümlichkeiten und Sitten des Landes mitzutheilen, also überhaupt das Material des Buches. Wie wenig Werth aber dieses ohne seine Form hat, wird jeder Leser leicht bemerken, welcher jenen Auszug durchblättert. Und natürlich müssen wir es mit einem Buche auch viel strenger nehmen, welches eben nur Sachinhalt liefern will, während in geistreicher Verarbeitung eine Halbheit, Schiefheit, ja selbst eine kleine Unrichtigkeit uns weniger zu ernster Rüge auffodert. An solchen Anstössen fehlt es aber in dem Werke der Lady Morgan keines Weges. Die Vorrede des Auszugs ist eine Philippica gegen die Verfasserin des Originals, welche wenigstens hier nicht an ihrer rechten Stelle steht. Denn wie will der Uebersetzer der Bemerkungen der Lady uns diese als geistreich verkaufen, während er ihre Meinung und ihr Urtheil als beschränkt und gehässig angreift? Als ob Beobachtung und Meinung in gar keinem Verhältniss zu einander ständen!

Die Reise der Lady *Morgan* verbreitet sich über *Piemont*, die *Lombardey*, namentlich *Mailand*, *Genua*, *Piacenza*, *Parma*, *Modena*, *Bologna*, *Toscana*, *Rom* und dessen Umgebungen und *Neapel*, und schliesst mit *Venedig*, wohin der Weg durch die Mark *Ancona* eingeschlagen ist. Der Anhang liefert einen Aufsatz des Gemahls der Lady, *Sir T. Charles Morgan*, M. D.: Ueber den Zustand der Medicin in Italien, mit kurzen Bemerkungen über die dortigen Universitäten und Hospitäler.

Zürich, b. Orell, Füssli u. Comp.: *Handbuch für Reisende in der Schweiz*, von *Robert Glutz-Blotzheim*. *Fünfte*, verbesserte Auflage. Mit einer Karte der Schweiz. 1823. VI u. 520 S. 8.

Es gewährt ein eigenes Interesse, Schriften mit einander zu vergleichen, die über einen und denselben Gegenstand in entfernten Zeiträumen gedruckt worden sind. So liegen jetzt dem Rec. der älteste und der jüngste Wegweiser durch die Schweiz vor. Der erste führt den Titel: *Index memorabilium Helvetiae* oder *Zeiger der denkwürdigsten Curiositäten, welche in der Eidgenossenschaft dieser jetzigen Zeit fürnemlich zu beobachten sind*. Gedruckt zu Zürich, in Verlegung *Joh. Heinrich Lindinners*. 1684. in 18. Hält man den zweyten, nämlich das anzuzeigende Werk dagegen, so wird man allerdings über die Fortschritte der speciellen schweizerischen Länderkunde erstaunen müssen, obgleich der „*Zeiger*" wegen mancher einzelnen historischen Notizen und der vielen beygebrachten in der Schweiz entdeckten altrömischen Inschriften, noch immer einigen Werth behalt. Der auf dem Titel des Handbuchs befindliche Zusatz „*von Robert Glutz-Blotzheim*" gilt eigentlich von der A. L. Z. 1819. Erg. Bl. S. 449. ausführlich gewürdigten *vierten* Auflage des

des Heideggerschen Werks; denn die vorliegende *fünfte* ist, laut Vorrede, von dem Hrn. *J. C. Schoch*, Pfarrer am Zuchthause in Zürich, besorgt worden, den man bereits die *geographisch-statistische Darstellung der Eidgenossenschaft* verdankt, deren *zweyte* Auflage 1818 in demselben Verlage erschien. Hr. *Schoch* hat zwar die Arbeit seines zu früh vollendeten Vorgängers der seinigen zum Grunde gelegt, dennoch allenthalben die unentbehrlichen Nachträge eingeschaltet, da im Laufe von fünf Jahren allerdings sich Manches verändert und überdiess aus zuverläfsigen Quellen dankenswerthe Zusätze und Berichtigungen flossen. Selbst einige von uns an a. O. gegebene Winke sind nicht unbenutzt geblieben, und da wir, nach genauer Prüfung, für Reisende in der Schweiz wirklich kein besseres und zweckmäfsigeres Handbuch als das vorliegende kennen, so wird es uns gestattet werden, dasselbe hiermit Jedermann bestens zu empfehlen. Wie müssen es billigen, dafs Hr. *Schoch* manches heftige Urtheil des Hrn. *von Glutz* entweder gemildert oder ganz beseitiget und das in der That völlig unnütze Verzeichnifs romanischer Redensarten ausgelassen hat, um an dessen Stelle eine „*tabellarische Uebersicht der Entfernung der Hauptorte von einander* beyzufügen. Hätte in dem diessmal besser eingetheilten Verzeichnisse der vorzüglichsten die Schweiz betreffenden Bücher, Kupferstiche und Landkarten nicht bey jedem der aufgeführten Werke genau der Ort und das Jahr, in welchem es erschienen, angemerkt werden sollen? Allerdings, denn diefs allein kann den Reisenden vor etwanigen Nachdrücken und dem Ankaufe weniger brauchbarer Auflagen schützen. Warum sind aber Bücher angepriesen, wie z. B. die Sutersche *Flora helvetica*, die selbst in der durch Hegetschweiler besorgten Ausgabe unzuverläfsig ist? Warum wurden manche ältere hieher gehörende Schriften ausgelassen, die durch keine neuern entbehrlich geworden sind. Warum endlich sind in dem Abschnitte der *Münzkunde* (S. 56.) nicht die den Kantonen Freyburg, Waadt- und Neuenburg eigenthümlichen Unterabtheilungen genannt? Ueberhaupt liefs sich wohl auch hier eine zweckmäfsige tabellarische Uebersicht anbringen. Nun zu einzelnen wenigen Bemerkungen über den Abschnitt, der die *topographisch-statistische Darstellung der Schweiz und einiger angrenzenden Thäler, Städte* u. s. w. in alphabetischer Ordnung enthält. *Arlesheim.* Ueber den hier befindlichen berühmten englischen Garten besitzt man mehrere einzelne Schriften, die indessen nicht, wie es sonst bey andern Artikeln zu geschehen pflegt, mit aufgeführt wurden. Die neuesten sind unseres Wissens: *Description de la solitude romantique d'Arlesheim*. Porrenburg. 1813. 8. und *Beschreibung der romantischen Anlage des Freyherrn von Andlau-Birseck zu Arlesheim ohnweit Basel*. Freyburg in Breisgau 1814. 8. — *Bellinzona.* „Hier findet der Reisende — auch *Agro di Cedro.*" Was mag das eigentlich seyn? — *Brenets, aux*, soll *les Brenets* heifsen. — *Chaux de Fonds.* Das erwähnte Erziehungs-Institut von der menschenfreundlichen Dame *Calan* (soll heifsen *Calame*) befindet sich nicht in diesem Ort, sondern in *Locle*. — *Colombier.* Warum kein Wort über die schönen Anpflanzungen, die bis an den See führen und deren Ursprung historisch merkwürdig ist? — *Cote, la.* So heifst auch eine der schönsten Landschaften im Kanton Neuenburg, welche die mit Weinbergen umgebenen Dörfer *Peseux*, *Corcelles*, *Cormondresche* und *Auvernier* in sich fafst. — *Couvet*, bekannt durch das dort fabricirte *Extrait d'Absynthe* theilt mit *Fleurier*, das auch in *Val de Travers* liegt, die Ehre der Hauptsitz des Handels mit Spitzen zu seyn. — *Jacob, St.* Hier würden wir eine ganz artige Schrift angeführt haben, betitelt: *Die Schlacht bey St. Jacob, am 26sten Augustmonat 1444 nach allen ihren merkwürdigen Umständen beschrieben* von *Markus Lutz*. Mit einem Kupfer und dem Plan der Schlachtgegend. Basel 1819. 12. — *Kerenzen.* Zu dem Wenigen was über diese grofse glarner Gemeinde gesagt wird, finden sich reichhaltige Nachträge in *P. Scheitlin's Armenreisen in den Kanton Glarus* u. s. w. St. Gallen 1820. 8. Der Vf., jetzt Professor in St. Gallen, früher Pfarrer in Kerenzen selbst, versichert unter andern (S. 127.) dafs das Pfarrhaus die schönste Lage unter allen Pfarrhäusern habe. — *Luter-Thal.* In welchem Kanton liegt es? Dieselbe Frage wird der Unkundige bey den Artikeln *Gelterkinden* und *Dielstorf* aufwerfen. — *Mürren* s. Lauterbrunnen. Wir hätten lieber gesagt: s. S. 169. den Artikel Eidgenossenschaft, aus dem hervorgehet, dafs Mürren in Berner Oberlande 5156 Fufs über dem Meer liegt und somit die höchste Ortschaft der Schweiz ist. — *Rochefort.* Dieses Dorf liegt nicht im Thal Trawers, von dem es sogar durch einen sehr bedeutenden Berg „*la Tourne*" getrennt ist. — *Savieze.* „Im Dorfe St. Germain steht die Kirche über der Ebene *Champdolin*, welche mit herrlichen Producten bedeckt ist." Diefs scheint nicht ganz deutlich ausgedrückt zu seyn.

Der Preis dieses Handbuchs mit der beygehefteten kleinen Karte ist 2 Flor. 45 Kr. rhein., mit der grofsen Generalkarte von Scheurmann gebunden in Futteral 4 Flor. 30 Kr. rhein. Auch die kleine Karte wird zur allgemeinen Uebersicht hinreichen. Sie ward von Scheurmann nach den besten vorhandenen Hülfsmitteln im J. 1822 gestochen. Jedem Exemplar des Buches wird beygeheftet: *Catalogue des meilleurs ouvrages, voyages pittoresques, estampes et costumes sur la Suisse qu'on trouve chez Orell, Füssli et Compagnie libraires et marchands d'Estampes près de la poste aux lettres à Zurich*. 1823. worauf 16 Seiten bald nach Französischen, bald nach Schweizer Franken, was freylich nur verwirrt, die auf dem Titel angedeuteten Gegenstände einzeln verzeichnet werden. Die Preise sind abschreckend hoch gestellt und offenbar auf reiche Reisende berechnet. Von den ältern Werken und Sammlun-

gen über die Schweiz fehlen ohnehin mehrere der wichtigern.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, in d. Voss. Buchh.: *Der Cavalier.* Ein historischer Roman. Frey nach dem Englischen des *Lee Gibbons* von *L. M. von Wedell.* 1822. *1ster* Band. 234 S. *2ter* Band. 276 S. 8.

Das Uebersetzen englischer Romane ist seit mehreren Jahren in der literarischen Tagesordnung unter uns; und der allgemeine Beyfall der sogenannten Scott'schen Novellen dient zur Empfehlung für die Producte ähnlicher Gattung, welche aus England zu uns übergeführt werden. Es wäre zu wünschen, dass der Geschmack an englischer Waare in der Literatur unsers Vaterlandes nicht gar so herrschend würde, wie in dem Reiche der Mode. Denn es ist nicht zu verkennen, dass das gewerbfleissige England auch in den redenden Künsten leicht in ein gewisses Fabrikwesen verfällt, wenn irgend ein Artikel schnell und allgemein beliebt wird; und so ist denn jetzt England und durch dasselbe auch Deutschland mit einer Unzahl von Romanen überschwemmt worden, welche das Patent von Gegenstücken der *Scott'schen* an der Stirn tragen. Ja, der berühmte Verfasser von *Waverley* selbst hat angefangen, seinen Nachahmern die Nachahmung dadurch leicht zu machen, dass er mit flüchtiger Fabriksarbeit seine eigenen früheren Meisterwerke nachbildend wiederholt.

Der vorliegende Roman bedarf jener Empfehlung durch die englische Mode nicht, um zu gefallen; und eben so wenig will er sich als eine jener patentirten Nachahmungen der *Waverley-Novellen* geltend machen. Allerdings verräth der Vf. desselben eine mit eigenem Talent verbundene Vorliebe für die Romangattung, welche durch jenen grossen Meister ausgebildet und verbreitet worden ist; aber in dieser Gattung haben sich so viele Keime nationaler Anlagen und Geistesformen entwickelt, dass sie nicht billig als das Werk und Eigenthum eines Einzelnen betrachtet werden kann; und der eigene Beruf des Nacharbeitenden hebt den Begriff der sklavischen Nachahmung einer fremden Form auf, wenn diese, wie hier, in dem Charakter der nationalen Kunst gegründet ist.

Der Held des Romans, *der Cavalier*, ist auf dem Titel genannt. Ein junger Ritter aus dem edlen Hause der Freyherrn von *Falconridge*, welcher als Parteygänger für die Sache des Königthums unter Karl I., Kromwell und Karl II., tapfer kämpft und unablässig wirkt, wird mit seinen Thaten und Schicksalen in den Vordergrund des historischen Gemäldes gestellt, und sein Leben zieht den Faden der Erzählung durch das bunte, wechselvolle und wogende Treiben der Weltscene, die es von allen Seiten umschliesst. Die grossen Begebenheiten der Zeit, der Kampf der Parteyen, das schwankende Spiel des Glücks, die leidenschaftlichen Bestrebungen der Sieger und der Besiegten, die Stürme und Verheerungen der Bürgerkriege berühren den Faden dieses einen Lebens und werden uns durch ihre Verknüpfung mit demselben in anschaulich mahlerischer Bestimmtheit nahe geführt, und in einzelnen charakterischen Bildern nach und nach von allen Seiten bis in das feinste Detail beleuchtet. In diesem Detailliren zeigt der Vf. des *Cavaliers* ganz vorzüglich seine Geistesverwandtschaft mit dem schottischen Novellisten, und nicht minder glücklich, als dieser, ist er in der charakteristischen Behandlung seiner die Scene füllenden Nebenpersonen. Was die Fabel des Romans betrifft, so ist sie zu verwickelt, um sie in einer kurzen Inhaltsanzeige erschöpfend darlegen zu können. Sie ist glücklich angelegt und so durchgeführt, dass das Interesse des Lesers von Anfang bis zu Ende an den Schicksalen und Unternehmungen des Helden und seiner Anhänger, einer Schaar von Edlen und Geringern, welche den gemeinschaftlichen Namen der *Cavaliere* angenommen haben, gefesselt bleibt. Der Charakter des *Falconbridge* ist trefflich entworfen und in den wechselvollen Verhältnissen seines Lebens wohl gehalten, so dass er nicht, wie diess öfters in den Scott'schen Novellen der Fall ist, nur dadurch interessant wird, dass seine Stellung in der Mitte wichtiger Begebenheiten und bedeutender Charaktere ihn zum Träger der Hauptfabel macht, ohne dass er selbst viel zur Verwickelung und Lösung derselben hinzufügt. Der Held des vorliegenden Romans ist ein interessanter und würdiger Held durch sich selbst, nicht allein durch seine Verhältnisse und Umgebungen.

Was die Uebersetzung betrifft, so können wir sie, in Ermangelung des zu vergleichenden Originals, als solche nicht beurtheilen. Die Sprache an und für sich ist fliessend, sollte aber hier und da gehaltener seyn. Störend sind uns eine Menge unnützer ausländischer Wörter gewesen, z. B. *Argumente, Monotonie, Faktion, Insolenz, Intervalle* u. a. m., welche durch deutsche so leicht und erschöpfend wiedergegeben werden können. Die Uebersetzung kündigt sich auf dem Titel als eine *freye* an. Soll das heissen, dass der deutsche Bearbeiter die englischen Umständlichkeiten etwas zusammengezogen und gekürzt habe, so ist nicht zu bezweifeln, dass wir dadurch mehr verloren haben, als Worte.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1824.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Barth: *Allgemeine Aetiologie der Krankheiten des menschlichen Geschlechts.* Zu academischen Vorlesungen entworfen von *C. L. Klose.* 1822. XXXII u. 544 S. 8.

Der Titel dieses Buches verspricht sehr viel, um so mehr da, wie der Vf. in der Vorrede selbst bemerkt, dieses Lehrstück früher als ein Theil der allgemeinen und speciellen Pathologie betrachtet, und daher keinesweges systematisch abgehandelt wurde, und man sich in neuern Zeiten mehr mit der speciellen Aetiologie einzelner Krankheiten beschäftigte, wodurch wir nach und nach in den Besitz einer Menge, theils mehr, theils weniger hypothesenreicher Monographieen gekommen sind, deren Hauptzweck sehr oft nur Erläuterung der nächsten Ursache beabsichtigt. — Der Vf. hatte bey der Bearbeitung dieses Stoffes vorzüglich die Absicht, ihn öfter, wie es bisher, aus Mangel an guten Handbüchern, geschehen konnte, zum Gegenstande academischer Vorlesungen zu machen; er wollte ferner zur Feststellung eines allgemeinen ätiologischen Systems in der Heilkunde beytragen, und nahm sich zugleich vor, manche bisherige irrige Ansichten und Meinungen zu berichtigen. — Diese Bemühungen sind um so mehr zu schätzen, da kein Arzt verkennen wird, dass gründliche ätiologische Kenntnisse am Krankenbette uns durch eine sichere Diagnose nicht allein zuweilen ein rationelles Heilverfahren für den concreten Fall angeben, sondern uns auch oft als einzige Leiter in dem verwickelten Labyrinthe der vom Nervensysteme ausgehenden Krankheitserscheinungen dienen, wo sie dann wieder, wenn nicht Mittel zum Zwecke, doch wenigstens Stützpuncte für den wissenschaftlichen Heilkünstler werden, die ihn vom Versinken in den rohen empirisch-medicinischen Geschäftsgang retten.

In der *Einleitung* schickt der Vf. zuerst einige Bemerkungen über den Begriff von Krankheit und Gesundheit voraus. Letztere nennt er entweder absolut, idealisch oder relativ; da wir uns dem Idealischen jedoch nur annähern, es aber nie erreichen können, so sehen wir die Gesundheit des Organismus nur als eine relative bestehen und diese nennt der Vf. *nothwendig relativ*, beschränkt durch Alter, Geschlecht und Temperament, welche so auf das vollkommene Gleichgewicht der Organe, Systeme und Verrichtungen einwirken, dass sie zwar die Einheit desselben beeinträchtigen, doch nicht in dem Grade, dass wir uns des Ausdruckes, Krankheit bedienen dürfen, oder *zufällig relativ*, wenn organische Fehler oder solche Unordnungen Statt finden, die zwar mehr als die genannten nothwendigen Einflüsse, dem Begriffe von Vollkommenheit des organischen Lebens widersprechen, aber doch für sich noch keine Krankheit ausmachen. So lange der Organismus, durch seine ihm eigene Kräfte, das durch diese nothwendigen oder zufälligen Einflüsse gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen vermag, bleibt er relativ gesund; so bald aber diess nicht mehr der Fall ist und die dadurch veranlassten Störungen bleibend werden, tritt er aus dem Zustande relativer Gesundheit in den der Krankheit. (Es wäre zu wünschen, dass Einfachheit und Verständlichkeit dem Begriffe von Krankheit und Gesundheit allgemein zum Grunde gelegt und so die oft verwirrenden und unpassenden Ausdrücke: natürlich, regelmässig, normal, anomal u. s. w. verdrängt würden.) Dann spricht der Vf. über den Begriff der Krankheitsursachen und ihre Eintheilung in Anlage, Gelegenheits- und nächste Ursache. Die Gelegenheitsursachen unterscheidet er, je nachdem sie in einem gesunden Organismus eine Anlage begründen, oder in einem mit dieser bereits versehenen, eine Krankheit bedingen. Im ersten Falle nennt er sie Gelegenheitsursachen der Anlage, und im letztern solche der Krankheit.

Im *ersten* Buche des *ersten Theiles* würdigt der Vf. zunächst auf eine scharfsinnige Weise das quantitative und qualitative Verhalten der Gelegenheitsursachen zur Anlage, und umgekehrt, so wie das zur Entstehung der Krankheit nöthige Zusammentreffen derselben. Er geht dann speciell zu den Krankheitsanlagen über, die er 1) in solche des absolut gesunden, 2) des relativ gesunden und 3) des kranken Organismus eintheilt. Im *ersten* Abschnitte handelt er von den Anlagen des absolut gesunden Organismus, die er als physischer, als belebter und als beseelter Körper besitzt. Im *zweyten* Abschnitte redet er von den Anlagen des relativ gesunden Organismus und zwar 1) von den *nothwendigen*, die der Unterschied des Lebensalters, so wie die Verschiedenheit der Temperamente (nach Galenscher Eintheilung) bedingen; 2) von den *zufälligen* Anlagen des relativ gesunden Organismus, die von dem Ver-

Verhältnisse seiner mechanischen, physischen und chemischen Kräfte herbeygeführt werden, und endlich von denen, welche auf dem Wechselverhältnisse der lebendigen Kräfte (physischen und psychischen) beruhen. In der Einleitung gesteht der Vf. selbst das Ideale absoluter Gesundheit, und S. 88 §. 40 behauptet er: es unterliege keinem Zweifel, dass nicht bloss concrete Organismen, welche wir gesund zu nennen pflegen, mit Krankheitsanlagen versehen sind, sondern dass auch Individuen, welche sich im Zustande *absoluter Gesundheit* befinden, von dieser Anlage niemals frey seyn können. Hierauf scheint die angeführte Eintheilung der Anlagen des absolut gesunden Organismus sich zu gründen, obschon der Vf. in den folgenden Paragraphen zu wiederholten Malen ausspricht, dass kein thierischer Körper in diesem Zustande gedacht werden könne. Wenn diess nun angenommen, und der Ausdruck „absolute Gesundheit" als idealisch vom Vf. selbst in der Einleitung nur als Gegensatz zu relativer Gesundheit gebraucht ist, so scheint es uns zu weit gegangen, das Immaginäre in die Sphäre der Wirklichkeit zu ziehen, und in einem systematischen Lehrbuche sogar eine Eintheilung darauf zu gründen. Der thierische Körper ist nicht absolut oder ganz vollkommen, weil die Möglichkeit sich gegen seine Bestimmungen abändern zu lassen in ihm liegt. Wenn eine Ausnahme dieser allgemeinen Regel gedacht werden könnte, so würde absolute Gesundheit aufhören ideal zu seyn. Da nun ein absoluter Organismus nicht in der Wirklichkeit besteht, so können wir auch in ätiologischem Sinne ihm nicht Anlagen beymessen, die sich nur auf die Organisation in ihrem unvollkommenen Zustande beziehen und desshalb richtiger zu den *nothwendigen* Anlagen des relativ gesunden Organismus gezählt werden dürften. Unter den *zufälligen* Anlagen des relativ gesunden Organismus hat auch der Vf. diejenigen angeführt, die er als physischer, belebter und beseelter Körper haben kann; dieser könnten passend diejenigen Anlagen, die er als unvollkommener Organismus *nothwendig* haben muss, entgegen gestellt werden.

Was die genannten nothwendigen Anlagen insonderheit betrifft, so sind sie gewiss vorzüglich abgehandelt und die jedesmal angeführten Quellen, die der Vf. benutzt hat, sprechen für umsichtsvolle Wahl und Sachkenntniss. — Das nämliche gilt durchgängig vom *zweyten* Abschnitte, in welchem der Vf. die *zufälligen* Anlagen des relativ gesunden Organismus systematisch geordnet und einzeln wissenschaftlich abgehandelt hat. Unter diesen ist die Idiosyncrasie aufgeführt und ihr ein treffender Platz zwischen der vermehrten Sensibilität, Parästhese und der verminderten Anästhese angewiesen; der Vf. betrachtet sie als eine anomale, verstimmte Nerventhätigkeit. — S. 159 §. 76 wird angenommen, dass Wunden, die nicht bedeutende Störungen im Gleichgewichte der Organisation hervorbringen, Hernien, u. s. w., mehr zu den *zufälligen* Anlagen als Krankheiten zu rechnen seyen. (Diess scheint uns jedoch zu gewagt, denn 1) können wir mit Sprengel sagen: *loquendi usus leges sanxit, quas nemo impune negligit;* und wenn wir 2) einen Menschen, der an intermittirenden, selbst periodischen Krankheiten (Epilepsie besonders und manchen Arten des Wahnsinns) leidet, während der freyen Zwischenräume doch nicht für gesund halten, weil wir zugeben, dass das Gleichgewicht der todten oder lebendigen Kräfte, auf eine subjectiv und objectiv unwahrnehmbare Weise beeinträchtigt seyn kann, so müssen wir diess auch in solchen Fällen glauben, wo grössere Verletzungen genannter Art anscheinend keine Störungen in der Verrichtung der Functionen hervorbringen. In solchen Fällen thut man besser, mit Gaub den Zustand eine einfache, oder eine äussere, auf aufgehobener Continuität oder Contignität der Mechanik beruhende, Krankheit zu nennen. — Auch können wir dem Vf. nicht ganz beystimmen, wenn er S. 184 §. 91 gewisse Störungen des Vorstellungsvermögens zu den zufälligen Anlagen zu Geisteskrankheiten, die der relativ gesunde Organismus als beseelter Körper hat, rechnet. (Wenn man auch zugiebt, dass Störungen dieses Vermögens durch die Sinne, momentane, optische oder akustische Täuschungen seyn können, welche auf einer widernatürlichen Stimmung ihrer Nerven beruhen mögen und dann erst als Krankheit sich aussprechen, wenn sie bleibend, also zum fortdauernden Wahne werden, dass ferner Störungen des Vorstellungsvermögens durchs Gemeingefühl ebenfalls noch als Täuschungen betrachtet werden können, die dem Gesetze der Vernunft unterworfen bleiben, und so wie erstere von vermehrter, verminderter oder abnormer Empfänglichkeit der organischen Nerven abhängen, obgleich solche Störungen sich nicht lange als blosse Täuschung (Anlage im Sinne des Vfs.) auszusprechen, sondern leicht in ein festes Wahngefühl überzugehen pflegen, wo denn die Grenze oft sehr schwer zu bestimmen ist; so müssen wir doch durchaus solche Täuschungen, die ihren nächsten Grund in einer höhern Geistesfacultät selbst haben, (der Phantasie z. B., einer Modification des Denkvermögens) als Krankheit, Wahnidee betrachten und dürfen sie nicht den blossen Anlagen zurechnen. Denn Täuschung oder Störung setzt hier eine irrige Vorstellung voraus, die, unabhängig von der Körperlichkeit, sich in der Seele selbst bildete und dem Gesetze der Vernunft entzog. Stellt sich der Seele ein Bild dar, was niemals Realität hatte, oder erneuern sich Gegenstände in unserm Vorstellungsvermögen, die nicht mehr real vorhanden sind, so kann ersteres bloss eine natürliche Wirkung der Phantasie, und letzteres eine Wirkung der Erinnerung (einer Stufe des Gedächtnissvermögens nach Crichton) seyn, ohne im geringsten als *gestörtes Vorstellungsvermögen* eine zufällige Anlage zu Geisteskrankheiten darzustellen. — Wäre es nicht passender, wenn man statt der Störungen §. 91 gewisse andere Zustände einzelner Geistesfacultäten als individuell nothwendige oder zufäl-

fällige Anlagen zu psychischen Krankheiten betrachtete? die Dummheit z. B., welche entstanden oder angeboren seyn kann, als Anlage zum Blödsinn, sehr lebhafte, exaltirte, oder durch Ausschweifungen befleckte Phantasie, als Anlage zu fortdauernden wahnsinnigen Vorstellungen; grosse Neigung über unwichtige Dinge zu grübeln, als Anlage zur Melancholie u. s. w.? um so mehr, da wir häufig sehen, dass Menschen, mit solchen Zuständen einzelner Geistesfacultäten behaftet, die man noch nicht Störungen nennen darf, wenn sie geisteskrank werden, in die entsprechenden Arten des Wahnsinns verfallen.

S. 185 — 86 behauptet der Vf., dass keine Krankheitsanlage rein immateriell sey, d. h. allein auf gestörtem Verhältnisse der Kräfte des Organismus beruhen könne. (Wenn diess auch von den somatischen Anlagen gilt, so verhält es sich doch mit den psychischen anders, welches der Vf. (S. 184) ausspricht, indem er das gestörte Vorstellungsvermögen durch irrige Gegenstände, deren Bild die Imagination lediglich allein bedingt, ohne dass sie je in der Realität existirt haben, als Anlage zu Geisteskrankheiten betrachtet. Hier beruht die Anlage doch gewiss nur allein in einem gestörten Kraft - und Thätigkeitsverhältnisse eines Geistesvermögens.)

Im 93 — 96 §. des ersten Buches handelt der Vf. die Anlagen des kranken Organismus ab, wohin er treffend und schön den Metaschematismus, als Anlage zur Verwandlung der Krankheit, Epigenesis, als Anlage zur Verwandlung der Krankheit, Epigenesis, als Anlage zum Hinzutreten einer neuen Krankheit und die *Morbi posthumi*, als Anlage zum Entstehen von Nachkrankheiten, rechnet. Diese Gegenstände sind unleugbar mit vielem Fleisse bearbeitet, vorzüglich aber zeugt die Abhandlung der Epigenesen und Nachkrankheiten, in ihrer ätiologischen Bedeutung von auf Erfahrung am Krankenbette gegründeten Kenntnissen. Das *zweyte* Buch des ersten Theiles handelt von den schädlichen Einflüssen, Gelegenheitsursachen, insbesondere. Zunächst redet der Vf. von der Atmosphäre und den Atmosphärilien, dann vom Erdkörper, in so fern dessen Bewegungen um sich selbst und um seine Fixsterne, wovon bekanntlich Tages - und Jahreszeiten abhängen, Gelegenheit zu Krankheiten geben können; endlich spricht er vom Klima. Hierauf geht er zu den Producten der Erde über, die dem Menschen zur Erhaltung nothwendig sind, wohin zunächst die grosse Klasse der Nahrungsmittel gehört, welche der Vf. zuerst in quantitativer und qualitativer Hinsicht und dann nach den verschiedenen Naturreichen, woraus sie entnommen, würdigt; dann zählt er diejenigen Producte des Erdkörpers auf, welche gesunden Menschen an und für sich schaden, als: Gifte, Arzneymittel, Ansteckungsstoffe und mechanische Potenzen. Es folgen nun die Verrichtungen des menschlichen Körpers selbst, physische und psychische, nebst Erklärung wie sie durch ein *plus* oder *minus*, oder anderweitige Anordnungen und Unregelmässigkeiten Veranlassung zu Krankheiten werden können.

Aus der hier nur kurz angegebenen Eintheilung des unendlichen Heeres der Gelegenheitsursachen geht schon genugsam hervor, dass diesem Theile des Werkes besonderer Fleiss gewidmet ist; es sind zugleich die besten Schriften über den Gegenstand benutzt, und das eigentlich Pathologische ist, so viel es sich thun liess, vom Aetiologischen gesondert. Bey einer solchen genauen Classification kann es durchaus nicht schwer seyn, eine einzelne, nicht namhaft gemachte, schädliche Potenz wenigstens gleich zu ordnen und wissenschaftlich zu würdigen, eine Hauptanfoderung an ein allgemeines ätiologisches System, welcher der Vf. unserer Meinung nach vollkommen entsprochen hat.

Im *zweyten* Theile handelt der Vf. die Lehre von der *nächsten Ursache* der Krankheiten ab. Dieses Kapitel ist seit geraumer Zeit auf eine doppelte Weise bearbeitet worden. Ein grosser Theil der Aerzte erklärte nämlich die nächste Ursache auf dynamische Weise, d. h. lediglich als im Verhältnisse der Lebenskräfte begründet, woraus sich ergab, dass ausser dieser nächsten Ursache noch ein anderer Zustand der Organisation (die concrete Krankheit) als nächster Grund der bestimmten Krankheitssymptome gedacht werden müsse, während andere, Boerhaave, Reil und Kreysig an der Spitze, die nächste Ursache, als in einer Umänderung der Form und Mischung gegründet, betrachteten, und desshalb sie für identisch mit der Krankheit hielten. (Wenn wir uns die nächste Ursache als den pathologischen Zustand denken, in welchem unmittelbar der Grund der wesentlichen Krankheitserscheinungen liegt, so ist sie von der Krankheit allerdings nicht verschieden, wenn wir anders nicht diese mit den Symptomen verwechseln wollen, und Krankheit ist dann, wie Reil sagt, eine Ursache, weil sie die Symptome bewirkt; da sie aber entfernte Ursache derselben nicht seyn seyn kann, so muss sie die nächste seyn. In dieser Beziehung wurde auch das bekannte: *cessante caussa, cessat effectus* gebraucht, welches sich demnach, gegen die Meinung des Vfs., als anwendbar auf alle Fälle beweisen muss, indem eine verschwundene Krankheit keine Symptome mehr begründen kann.

Denken wir uns hingegen die nächste Ursache als jene pathologische Thätigkeit des Organismus, welche bey vorhandener Anlage und Einwirkung hinreichender Gelegenheitsursachen eintritt, welcher Meinung der Vf. beystimmt; so müssen wir dennoch annehmen, dass eben dieses dynamische pathologische Verhältniss der Lebenskräfte des Organismus, zur Entstehung einer bestimmten Krankheitsform, noch auf dessen materielle Seite rückwirken müsse, indem wir in den mehrsten Krankheiten eine veränderte Form oder Mischung deutlich nachweisen können. Man kann fragen: ist aber nicht die erwähnte pathologische Thätigkeit schon Krank-

Krankheit? sie ist es allerdings, in so fern sie ein gestörtes Gleichgewicht im Organismus voraussetzt; in so fern sie aber nur dadurch bleibend, zur wirklichen Krankheit werden kann, dass sie Form und Mischung mit afficirt und so erst eine bestimmte Krankheitsform bedingt, ist sie nur einseitig, im Kräfteverhältnisse allein begründet und daher fast mit dem zu vergleichen, was ältere Aerzte *Aegritudo* nannten. Auch haben Boerhaave und Reil keinesweges bey Erklärung der nächsten Ursache das Mitwirken der Lebenskräfte geleugnet, wie der Vf. geneigt ist zu glauben, sondern diese vielmehr als vorzüglich thätig bey der Umänderung der Form und Mischung betrachtet; der Vorwurf des einseitigen Materialismus trifft sie daher nicht. Die beiden Hypothesen sind eigentlich nicht so sehr weit von einander verschieden und die Wahrscheinlichkeit scheint hier, wie so häufig, in der Mitte zu liegen. Der Vf. hat nur zunächst die Gesetze des Consensus und Antagonismus als Bedingungen abgehandelt, welche, bey vorhandener Affection, das Ausbilden einer bestimmten Krankheitsform, oder Complicationen derselben, sehr begünstigen, und stellt dann erhöhte, verminderte und anomale Lebenskräfte als nächste Ursachen von Krankheiten, im obigen Sinne auf, welches sich auch in einem *allgemeinen* ätiologischen Systeme gut vertheidigen lässt. Sichtbar ist das Werk durchgehends mit Fleiss bearbeitet, vorzüglich aber der Theil desselben, welcher von den Gelegenheitsursachen handelt, deren Aufzählung und systematische Eintheilung allein schon das Buch empfehlungswerth und für academische Vorlesungen brauchbar machen. Ueberdiess sind wir dem Vf. noch dafür Dank schuldig, dass er gerade diess uncultivirte Feld bearbeitete, und zeigte, wie nützlich es seyn würde, die allgemeine Aetiologie mit dem jedesmaligen Standpuncte der Wissenschaft möglichst gleichen Schritt halten zu lassen.

PAEDAGOGIK.

AARAU, b. Sauerländer: *Umriss von der Verbreitung des gegenseitigen Unterrichts in den Volksschulen der fünf Welttheile. — Von Heinrich Zschokke.* Besonderer Abdruck aus den Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit. 1822. gr. 4. geh. 18 S. (7 Gr.).

Zuerst erzählt der bekannte Vf. kurz die Geschichte der Erfindung dieses gegenseitigen Unterrichts durch den britischen Geistlichen Andreas Bell in Ostindien im Jahre 1790, und die Verpflanzung desselben 8 Jahre später nach London durch den Quäker Joseph Lancaster. Auffallend ist es ihm, „dass in Deutschland, wo mehr als in irgend einem Lande über Erziehungswesen geschrieben wird, am spätesten versucht wurde, das Gute, welches Bell's Erfindung hat, sich anzueignen." Der Grund liegt aber nicht, wie Hr. *Zschokke* meint, „in Vorurtheilen derjenigen, welche die Einrichtungen Bell's zwar aus Büchern kannten, aber sie nie in der Wirklichkeit auch nur mittelmässig ausgeführt erblickt hatten;" sondern weil Deutschland durch seine trefflichen Pädagogen, Wolke, Campe, Salzmann, Pestalozzi u. s. w. eine für Geist und Gemüth wirksamere Lehrart kennt, als den geistlosen Mechanismus jener Engländer, der für die unglücklichen Fabrikkinder der Briten, in denen Tausende von Kindern um den schönsten Genuss des Lebens, um die Freuden der Kinderjahre, gebracht werden, und für die Steppen- und Küstenländer der nicht europäischen Erdtheile passen mag. So tief sind wir in unserm Deutschland noch nicht gesunken, und hoffentlich wird auch künftig unser Schutzgeist uns davor bewahren, und unsere menschenfreundlichen Schulen werden auch künftig ihre Gönner und Beförderer unter Hohen und Niedern behalten! Interessant sind die Nachrichten, die der Vf. S. 5 f. über die Fortschritte des gegenseitigen Unterrichtes mittheilt. Von Deutschland weiss Hr. *Zschokke* (S. 10) auch nicht eine der von ihm angepriesenen Anstalten anzuführen. Wir erinnern uns, dass vor einigen Jahren in Berlin eine Anstalt der Art angekündigt ward; sie ist aber, wenn auch errichtet, doch bald wieder verschwunden. Selbst *Plamann*, der für sie früher wirken wollte, scheint seine Ansicht geändert zu haben. Möchte aber Hr. *Z.* doch endlich einmal aufhören, der guten Sache, die er vertheidigen zu müssen glaubt, durch leere Declamationen zu schaden, wie z. B. S. 13: „In jenen freyen naturgemässen Ordnungen der bürgerlichen Gesellschaft (nämlich in Amerika), wo das, was des Staates ist, streng und vernünftig geschieden ist von dem, was Gottes und der Menschheit ist, kann ungehemmt von den Fesseln alterthümlicher Barbarey, die noch in Europa vom Eigennutze und von der Gewohnheit geheiligt sind, der Mensch sich in allen seinen Vermögen zur Glückseligkeit entfalten; er darf ungestraft vernünftig und unverspottet edelmüthig seyn." Durch solche Redensarten wird nichts gebessert, und leicht könnte man dem Vf. beweisen, dass in einem Staate, wo solche Stellen gedruckt und gelesen werden können, die Regierungen vernünftiger und edelmüthiger handeln, als die Schriftsteller, die ungestraft, wenn auch nicht unverspottet solche *inania verba* schreiben.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1824.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Mannheim, b. dem Verf.: *Bilder und Schriften der Vorzeit*, dargestellt von *Ulrich Friedrich Kopp* aus Hessencassel. *Zweyter* Band. 1821. X u. 422 S. 8. mit 12 angebundenen farbigen und schwarzen Kupferstichen und Holzschnitten, auch gegen 1500 eingedruckten Holzschnitten. (8½ Thlr.)

Der *zweyte* Band dieses höchst schätzbaren Werks (vergl. A. L. Z. 1820. Nr. 16.) enthält Abhandlungen über folgende Gegenstände: I. *Fortgesetzte Erklärung der Gemälde des Sachsenrechts.* Aus der Wolfenbüttler Handschrift — bis S. 39. II. *Messingene Taufbecken, und die darauf befindliche unbekannte Schrift* — bis S. 48. III. *Schrift aus Bild*, gegen die Meinung, dass nie Buchstabenschrift aus Bilderschrift entstehen könne — bis 94. IV. *Entwickelung der semitischen Schriften* — bis S. 400. Bey dieser Verschiedenheit ist die Beurtheilung dieses Werks von zwey Mitarbeitern, einem Juristen und einem Orientalisten geliefert.

Was die *erste* Abhandlung anbetrifft, so schliesst sich dieselbe an die musterhafte Arbeit des hochverdienten Verf. über die Gemälde der Heidelberger Handschrift des Sachsenspiegels (Bd. I. Nr. II.) an. Ein glücklicher Zufall wollte nämlich, dass demselben auch die Wolfenbüttler Bilderhandschrift, wiewohl nur auf kurze Zeit in die Hände fiel; und diesem Zufall verdanken wir ebensoglücklich eine genauere Beschreibung derselben, wie sie früher noch nicht gegeben worden ist, und eine Mittheilung einzelner colorirter Gemälde aus derselben, welche gerade zur Erläuterung mehrerer Heidelberger Gemälde des Sachsenrechts ausserordentlich viel beyträgt. Den Anfang dieser Handschrift macht der Reichsabschied von 1235, und der letzte Abschnitt dieses Reichsabschieds wird merkwürdig genug, durch die sogenannte prosaische Vorrede des Sachsenspiegels: *Nu vernemet von der herren geburt* gebildet. Die Handschrift selbst enthält den hochdeutschen Text, der jedoch, in Ansehung seiner Richtigkeit von der Heidelberger übertroffen wird. Sie ist lückenhaft. Die erste Lücke findet sich am Ende des ersten Buchs Art. 71., wo die letzten Worte auf der umgekehrten Seite des XXVII Blatts lauten: *Wen der gekorne gougreve odir der belente richter vor deme greven vor vertet. gezuget he di vor vertunge.* — Nach jener Lücke fängt das XXVIII. Blatt an, mit den Worten (Buch II. Art. 11): *An gebundenen tagen en muss man nicht dingen*, welche Worte hier den Schluss des 12ten Artikels machen. Die zweyte Lücke ist nach dem XLV Blatt; denn dieses schliesst mit den Worten (Buch III. Art. 25): *vorwirke sich mit ungerichte da inne odir vor*, und Bl. XVI fängt an (Art. 39.): *phant vor sin gelt. Swen man vor gerichte.* Die dritte Lücke bemerkt man nach dem Blatt LV, welches mit den Worten des 77sten Art. im dritten Buche schliesst: *alse man jeme solde der is us tet. wen.* Worauf das LVI Blatt (Art. 84.) hat: *lip vn ere vn das gut das he vo im hatte* u. s. w. Endlich die vierte findet sich im Lehnrecht Art. L. (*Schilter* XLVIII.), denn Blatt LXXIV schliesst: *vn das im mit des herren boten bewiset wirt;* und Blatt LXX fährt im Art. LXIX (*Schilter* LXV) fort: *tag. En zcut is der man dar vnder nicht vz alse die jarczale irget. man vorteilt im al ansprache an deme gute.* Die Varianten zu sammeln lag nicht in des Vf. Plane; indessen werden doch mehrere, die ihm in der Kürze der Zeit aufgefallen waren, mitgetheilt, und schon diese sind merkwürdig und dankenswerth genug. Die in der Handschrift befindlichen Bilder sind sorgfältiger behandelt und ausgemalt, als in der Heidelberger, indessen stehen sie, was die Richtigkeit der in ihnen enthaltenen Rechtssymbolik anbetrifft, den Heidelbergern nach. Der Verf. theilt einige derselben mit äusserst schätzbaren Erläuterungen mit. Was das Alter der Handschrift anbetrifft, so ist sie von andern in das Ende des XII. Jahrh. gesetzt, welches aber schon durch den vorstehenden Reichsabschied widerlegt wird. Der Verf. beweist vielmehr, theils aus innern, theils aus äussern Gründen, dass sie erst in das 14te Jahrh. zu setzen sey. Auch die Oldenburger Handschrift wird von dem Vf. berührt, und gesagt, dass sie in Hinsicht der Gemälde der Heidelberger und Wolfenbüttler nachstehen. Dieses ist zwar vollkommen richtig, indessen haben die rohen Gemählde der Oldenburger Handschrift, dennoch in Hinsicht der Rechtssymbolik einen viel grössern Werth, als die der Wolfenbüttler. Einen interessanten Ueberblick der Oldenburger und Wolfenbüttler Gemälde gewähren die Abdrücke derselben in *Spangenberg* „Beyträge zu den teutschen Rechten" (Halle 1822. 4.) Tab. V bis X, wo diejenigen Gemälde, welche sich auf die Vorrede und die ersten sechs Artikel des Landrechts

rechts beziehen, in ununterbrochener Folge aus der Oldenburger und Wolfenbüttler Handſchrift mitgetheilt ſind.

Unter den den gröſsten Theil des Bandes (S. 37 —419) füllenden, die Orientaliſche Paläographie betreffenden Abhandlungen, liefert beſonders die Abhandlung IV. äuſserſt genaue und ſcharfſinnige Unterſuchungen über die Geſchichte der Semitiſchen Schriften, welche einen bleibenden Werth behaupten werden. Das Eigenthümliche dieſer Unterſuchungen beſteht, nach des Vfs. eigener Erklärung, darin, daſs er faſt ausſchlieſslich eine graphiſche Behandlungsart befolgt, das heiſst, nur auf vorliegende Denkmäler, und auf abſtrakte paläographiſche Regeln baut, hingegen Zeugniſſen der Schriftſteller wenig Gewicht einräumt. Die *erſte* der paläographiſchen Abhandlungen (S. 37 — 48) iſt überſchrieben: *Ueber eine noch nicht erklärte meſſingene Taufſchüſſel.* Dieſes Taufbecken befindet ſich im Fräuleinſtift Steterburg bey Wolfenbüttel, und ſtellt in einem mittleren Kreiſe, wie es ſcheint, den Sündenfall dar; eine Schlange ſchlingt ſich um den Fruchtbaum, auf deſſen einer Seite Adam und ein paar Lilien ſtehen, auf deſſen anderer Seite aber Eva und ein kleines Gebäude ſich befinden. Den Rand umgiebt eine Inſchrift, die verſchieden, aber unzuverläſſig geleſen worden iſt, z. B. *Maria ſancta immaculata virgo Chriſtus Jeſus Dei filius.* Aehnliche Taufbecken, mit gleicher Inſchrift, aber zum Theil mit einem Gemälde, welches die Verkündigung Mariä vorſtellt, werden auf der Inſel Island und einigen Orten Deutſchlands aufbewahrt. Hr. K. nun hält die Inſchrift weder für lateiniſch, noch für deutſch, ſondern für *chaldäiſch*, und lieſet fünfmal wiederholt: ענה פקחא, und überſetzt: *Reſpondet, facere apertionem oculorum;* mit Beziehung auf Gen. 3. v. 5. wo die Schlange zur Eva ſpricht: „denn Gott weiſs, daſs an dem Tage, da ihr von demſelben eſſet, eure Augen werden geöffnet werden ונפקחו עיניכם. Die Gründe, auf welche Hr. K. dieſe Erklärung bauet, ſind: 1) ein in *Theſeus Ambroſius Introductio in chaldaicam linguam. Papiae* 1539 aufgeführtes angeblich chaldäiſches Alphabet, deſſen Züge den auf dem Taufbecken befindlichen ähnlich ſind; 2) die Uebereinſtimmung des von ihm geleſenen פקחא, als Infinitivus in Pael, mit dem Gen. 3. v. 5. vorkommenden ונפקחו. Rec. hat an die Richtigkeit dieſer Erklärung nur geringen Glauben; weil, was den erſten Grund betrifft, bekannt genug iſt, auch vom Vf. ſelbſt bemerkt wird, daſs alte Scribenten aus der Zeit des Theſeus Ambroſius öfter Alphabete erſonnen, oder falſch überliefert haben, und dieſes angeblich chaldäiſche Alphabet eine gar wunderliche Geſtalt hat; und, was den zweyten Grund anlangt, die zwey Worte ענה פקחא einen abgeriſſenen, mit dem bey dieſen Worten ſonſt ſtattfindenden Sprachgebrauche wenig übereinſtimmenden Satz bilden. Denn das Verbum פקח bedeutet zwar: *öffnen*, aber noch nicht: *Augen öffnen;* ſoll dieſer Begriff ausgedrückt werden, ſo pflegt auch עינין dabey zu ſtehen, wie Hiob. 14. v. 3. פקחת עיניך; Hiob 27. v. 19. Auch pflegt, wenn ענה, *antworten*, gebraucht wird, ein etwas längerer Satz direkter Rede zu folgen, oder ein einzelnes Wort, welches einen vollſtändigen Sinn enthält, wie: er antwortete Lüge, Deut. 19. v. 18. *hebr.* שקר ענה. Aber: *er antwortete Oeffnung*, bleibt immer ein etwas räthſelhafter und ungewöhnlicher Spruch. Rec. hält die Schrift auf dem Taufbecken für lateiniſch, und die Becken für im Abendlande verfertiget. Auf einem derſelben ſteht der Name: Brügge, eingegraben, welcher die Verfertigung zu Brügge allerdings noch nicht beweiſet, jedoch ſchon wahrſcheinlich macht. Die Lilien neben Adam hält Hr. K. für Bezeichnung des Standes der Unſchuld, welches ſie vielleicht auch wirklich ſind; dies Bild aber halten wir eher für abendländiſch als für morgenländiſch.

Die zweyte Abhandlung (S. 51 — 94) iſt überſchrieben: *Schrift aus Bild*, und ſucht zu erweiſen, daſs aus einer anfänglichen Bilderſchrift oder Hieroglyphenſchrift im Verlauf der Zeit ſich eine Tonſchrift oder Buchſtabenſchrift *bilden könne*, und bereits *wirklich gebildet habe*; ungeachtet viele Gelehrte das Gegentheil behauptet haben, und annahmen, zwiſchen Bilderſchrift und Tonſchrift ſey eine ſo ungeheure Kluft vorhanden, daſs beide als zwey ganz verſchiedene und von einander unabhängige Erfindungen angeſehen werden müſsten, auch ſogar die Völker beſtimmten, denen jede derſelben zuzuſchreiben ſey, wobey denn die Aegypter mit der Bilderſchrift, und die Semiten mit der Tonſchrift bedacht zu werden pflegten. Hr. K. hat ſeinen Satz, wie es uns ſcheint, hinlänglich begründet, indem er einerſeits den Weg nachgewieſen, auf welchem natürlich, und ohne einen zu groſsen Sprung von der Bilderſchrift zur Tonſchrift fortgeſchritten werden konnte und muſste, andererſeits aber faktiſche Beweiſe für das wirklich erfolgte Ereigniſs beygebracht hat. Die *abbildende* Schrift, welche uns die Geſtalt des zu bezeichnenden Gegenſtandes hinmalt, ſcheint diejenige zu ſeyn, welche zuerſt dem Menſchen beyfiel; ſie verwandelte ſich allmählig durch Tachygraphie und andere Urſachen in ſymboliſche Schrift, deren Bilder nicht mehr mit der Geſtalt der Dinge übereinſtimmen; das Beyſpiel dieſes Ueberganges liegt in der chineſiſchen Schrift vor Augen. Ueber die Art und Weiſe, in welcher der Menſch nun noch einen Schritt weiter ging, und ſo zur Tonſchrift gelangte, bemerkt der Vf. S. 79: „da nun ſelbſt bey einer in Zeichen übergegangenen Bilderſchrift dennoch ſo viele Dinge übrig blieben, welche durch Zeichen nicht ausgedrückt werden konnten, ſo muſste der dieſen Mangel fühlende und darüber nachdenkende Menſch ſich ſelbſt fragen: Wie kömmt es, daſs meine *Schrift* den Ausdruck der ſo nahe mit ihr verwandten *Sprache* nicht erreichen kann? Dieſe hat für alles Töne, jener fehlt es an Zeichen. Wie, wenn man von ihr Töne borgen, oder abbilden könnte? — So ſchwer war dieſes nicht, als es auf den erſten Augenblick ſcheinen möchte. Die abgemalten Tö-

Töne lagen ja schon in den Bildern oder Zeichen, verbunden mit der längst gewohnten Ausſprache. Man brauchte ſich nur zum Geſetz zu machen, die urſprüngliche Bedeutung nicht zu achten, ſondern ſich lediglich an den Ton zu halten." Die hiſtoriſchen Beyſpiele dieſer Art zu ſchreiben ſind nun: 1) das Schreiben fremder Namen bey den Chineſen auf dieſe Weiſe; 2) die Japaniſche Schrift. Sie iſt Sylbenſchrift, und nach Augenſchein und Zeugniſs der Schriftſteller aus der Chineſiſchen entlehnt. Die Zeichen, welche bey den Chineſen *Begriffe*, *Dinge* bezeichnen, gelten den Japanern nur noch als *Sylbenlaute*, mit mannichfaltiger Bedeutung. 3) Eine Schrift auf Corea, die gleichfalls aus der benachbarten Chineſiſchen entlehnt worden, ward von Hager als Sylbenſchrift bezeichnet, iſt aber jetzt durch Rémuſat ſogar als Buchſtabenſchrift enthaltend nachgewieſen worden. Wir wünſchten nur, daſs der Vf. über die Natur des Japaniſchen, und dieſes Coreiſchen Alphabetes ſich noch etwas ausführlicher verbreitet hätte, da die Werke, auf welche er ſich bezieht, nicht jedem gleich zur Hand ſind. Er hält es für das natürlichſte, daſs man nun bey dem neuen Gebrauche, den man von der Bilderſchrift machte, ehemalige Wortzeichen zur Bezeichnung des *erſten Tones* oder Buchſtabens des Wortes wählte; daſs alſo das Semitiſche *Alfa* anfangs einen Ochſen bezeichnet habe, darnach aber den erſten Ton des Wortes Ochs, oder *Alfa*, das iſt, das A. Er zeigt, wie die Namen der Semitiſchen Buchſtaben ſehr für dieſe Meinung ſprechen, wenn gleich die Uebereinſtimmung der Geſtalt des Buchſtabens mit der Bedeutung ſeines Namens jetzt oft nicht leicht mehr in die Augen fällt, deswegen weil die urſprüngliche Geſtalt des Buchſtabens nicht mehr vorhanden iſt. Ganz nach dieſer Methode hat neuerdings Champollion die Namen Ptolemäiſcher und Römiſcher Fürſten in der Hieroglyphenſchrift geſchrieben finden wollen; indeſs läſst ſich über die Zuverläſſigkeit dieſer Leſungen noch nicht entſcheiden, da die hiſtoriſchen Prämiſſen, auf welche Champollion baut, zum Theil nicht ganz ſo beſchaffen ſeyn ſollen, wie er ſie angegeben hat.

Die *dritte* Abhandlung (S. 97—419) iſt überſchrieben: *Entwickelung der Semitiſchen Schriften*, und zerfällt, nach einer vorangeſandten Einleitung, in drey Theile. In der Einleitung bezeichnet der Vf. den Zweck, welchen er hier zu erreichen ſuchte, ſoviel dieſes bey einem erſten Verſuche dieſer Art geſchehen konnte, indem er bemerkt, Paläographie müſſe, ſeiner Meinung nach, nicht bloſs alte Schriften leſen lehren, ſondern auch deren Beſtandtheile aus einander ſetzen, ſo weit als möglich aufwärts die Quelle einer jeden auſſuchen, und abwärts theils die Veränderungen, welche eine und die nämliche Schrift viele Jahrhunderte hindurch erlitten, darſtellen, theils diejenigen Abweichungen, welche mehrere verwandte Schriftarten nach der Trennung vom gemeinſchaftlichen Schriftſtamme gewöhnlich erleiden, nachweiſen. Er führt dann einige allgemeine Grundſätze über die Veränderungen auf, welche die Schriftarten zu erleiden pflegen, und vermöge deren die urſprüngliche Form durch Geſchwindſchreiben zur *Uncial*, und dann zur *Curſiv* wird, aus der Curſiv aber wiederum oft eine *alleinſtehende* Schrift genommen wird, wie Beyſpiele des Abendlandes und Morgenlandes zeigen. Die Curſiv wird gebildet dadurch, daſs 1) die Feder von einem Buchſtaben zum andern fortläuft, ohne abzuſetzen; 2) ſich nicht damit aufhält, alle Theile in ihrer Vollkommenheit darzuſtellen; 3) Theile der Buchſtaben verlängert oder biegt, um durch einen und den nämlichen Zug auch den folgenden Buchſtaben zu erreichen. Auf harten Maſſen, Stein, Metall, kann keine Curſiv entſtehen, da ſie kein Geſchwindſchreiben zulaſſen; finden ſich auf ihnen einzelne Curſivzüge, ſo iſt dieſs ein Beweis, daſs ſchon eine Curſiv der nämlichen Schrift ſehr gebräuchlich geweſen ſeyn müſſe, da ſogar die Steinſchrift Formen daraus entlehnte. Der *erſte Theil* giebt nun allgemeine Betrachtungen über die Semitiſchen Schriften, in ihren Theilen, und im Zuſammenhange. Nachdem der Vf. gezeigt, daſs Semitiſche Schrift keinesweges Sylbenſchrift genannt werden könne, ſondern Buchſtabenſchrift ſey, behauptet er, die urſprünglichen 22 Buchſtaben Semitiſcher Schrift ſeyen nicht bloſs Conſonanten geweſen, ſondern hätte auch Vokalbuchſtaben enthalten; da die Zeichen א, ו, י, bekanntlich doppelten Werth haben, einmal als Vokale, das andre Mal als Conſonanten, ſo ſey anzunehmen, ſie wären urſprünglich die Vocale: A, U, I geweſen; wären aber zu den Conſonanten H, W, J geworden, weil aus jenen Vocalen dieſe Conſonanten, beſonders bey gewiſſen Tonverbindungen, von ſelbſt hervorgingen, wie aus Mariane leicht Marjane, aus Uater leicht Water wird, nicht aber umgekehrt recht einzuſehen ſey, wie aus Jod und Wau hätten J und U werden können. Rec. iſt von jeher gleichfalls der Meinung geweſen, daſs א, ו, י urſprünglich Vocalbezeichnungen waren, und keine andre als dieſe von den Hebräern gebraucht wurden, daſs die Hebräer aber nur lange Vocale bezeichneten, und daher auch jene Vocalbuchſtaben anfangs nicht viel häufiger ſchrieben als ſie noch jetzt im altteſtamentlichen Texte erſcheinen. Den angeblich von den Maſorethen begangenen fürchterlichen Mord ſo vieler Tauſende von Leſemüttern halten wir für einen Traum. Grade ſo wie oben erwähnt gebrauchen jetzt die Araber ihre unpunctirte Schrift. Wollen ſie ſchreiben *Kitâb*, *Sadîk*, *Kulûb*, ſo bezeichnen ſie nur die drei langen Vocale كتاب, صديق, قلوب; niemand wird uns einreden, daſs man je geſchrieben habe كيتاب, صاديق, قولوب. Erſcheint im Anfange eines Wortes ein ي oder و, ſo werden dieſe noch jetzt in der lebenden Sprache wie *i* und *u*, nicht wie *j* und *w*, geſprochen. Man ſpricht يسير nicht *jesîr*, ſondern *i—e—sîr*, وهذا nicht

nicht *wahada*, sondern *u — hada*. Rec. hat dieses oft genug gehört, und kann auch auf Saverys Grammatik verweisen, in welcher die lebende Aussprache überall angegeben ist; Pag. 12: 328. Ebenso lesen die Perser دختر وماذر nicht *Dochter wa mader*, sondern *dochter u mader*, Tochter und Mutter. Lange Vocale finden wir auf diese Weise auf den Jüdischen Münzen bald geschrieben, bald weggelassen, קדושה und קדשה; wo aber Vocale geschrieben worden, sind es nur lange, so viel Rec. weiss. Die kurzen schienen den Semiten ursprünglich der Bezeichnung nicht werth, wahrscheinlich weil sie bey ihnen sehr flüchtiger und wechselnder Natur waren; bey uns dürfen *lieben* und *loben* nicht verwechselt werden; die Araber aber können sagen *ischk* und *oschk*, es bleibt immer *Liebe*. Man kann sagen *Katret* und *Kitret*, und *Kutret*, und es bleibt immer *Menge*. Zwar muss man nicht glauben, dass diese Willkürlichkeit bey allen kurzen Vocalen der Araber stattfinde; aber bey vielen findet sie sich. Der Vf. meint, vor einer Schrift ohne Vocale müsse man zurückschaudern; dass inzwischen die Vocallosigkeit in der Schrift einer lebenden Sprache bis zu einem hohen Grade statt finden könne, das lehren das Arabische, Persische und Türkische heutiges Tages zur Genüge, in welchen Sprachen so viele tausende von Wörtern ganz ohne Vocale geschrieben werden, und wenn sie auch mit verschiedener Aussprache die verschiedensten Bedeutungen haben. *Pferd* heisst auf Türkisch *At*, und wird geschrieben آت; *Fleisch* heisst *Et* und wird geschrieben آت; *Hund* heisst *It*, und wird geschrieben آت; nicht der geringste Unterschied ist zwischen diesen drey Wörtern der Schreibart nach. *Rose* heisst auf Persisch *Gul*, wird geschrieben كل; *Erde* heisst *Gil*, wird geschrieben كل; kein Unterschied ist zwischen beiden. Wenn Hieronymus sagt, zu seiner Zeit könnten die geschriebenen hebräischen Wörter ganz verschiedene Bedeutungen haben, je nachdem man sie verschieden ausspreche, so ist diess nicht Folge einer eingerissenen schrecklichen Verwirrung und Verwahrlosung, sondern es war so, weil es nie anders gewesen. Der Vf. klagt auch häufig über ein unwiederbringliches Verlorengehen der alten hebräischen Aussprache, fast als wenn man schlechterdings auch keinen Begriff mehr sich davon machen könnte, wie wohl die Hebräer gesprochen. Die Sache ist unsers Erachtens so arg nicht; folgen wir der durch die Masorethen vorgeschriebenen Aussprache, und nehmen für die Consonanten die entsprechenden arabischen Laute, so wird man von der Wahrheit sich schwerlich weit entfernen; dafür sprechen alle noch vorhandenen Hindeutungen auf die alte Aussprache. So wandelbar wie die europäischen Sprachen in Bildung und Aussprache, und Orthographie sind die Semitischen nicht gewesen; so wie vor tausend Jahren im Arabischen conjugirt und declinirt ward, gerade so, und ohne die geringste Aenderung, wird auch jetzt im Arabischen conjugirt und declinirt. Wo können wir in einer lebenden europäischen Sprache etwas Aehnliches nachweisen? Ferner beweiset der Vf. dass *Finalbuchstaben* schon zu Christi Zeit in der Semitischen Schrift vorhanden waren, anstatt dass man behauptet hatte, erst nach vollendeter Worttrennung seyen Finalbuchstaben entstanden. Er erläutert aus dieser Ursache die Palmyrenische Inschrift aus dem Jahre 49, *Chandler marm. Oxon.* P. II. tab. 4. Nr. 9. *ad* pag. 9. Hierauf handelt der Vf. noch von der *Richtung*, *der Wortabtheilung* und *Interpunction* der Semitischen Schriften, und zeigt dass die Worttrennung, wie in alten griechischen und lateinischen Inschriften, ebenso auch im Semitischen schon in den ältesten Zeiten vorkomme, nämlich im Phönicischen; wobey er jedoch einräumt, dass dieselbe vielleicht nicht überall gebraucht worden sey.

(*Der Beschluss folgt.*)

GESCHICHTE.

KOPENHAGEN, b. Schultens Erben: *Supplement-Tafeln zu Joh. Hübner's genealogischen Tabellen*, 3te — 5te Lieferung. Taf. 48 — 126 Querfolio. 1823 und 1824.

Der von uns bey der Anzeige der beiden ersten Lieferungen dieses Werkes (A. L. Z. 1823 Nr. 12 und Erg. Bl. 1823 Nr. 105.) ausgesprochene Wunsch, dass denselben bald mehrere folgen möchten, hat sich erfüllt, gewiss zur Freude Aller, denen das genealogische Studium am Herzen liegt. Die oben genannten drey Lieferungen enthalten: III. Die Genealogie der Regenten von Oesterreich, Bayern, Sachsen; IV. von Preussen, Anspach und Baireuth, Braunschweig, Mecklenburg, Würtemberg, Hohenzollern; V. von Hessen, Baden und Anhalt; und wenn dadurch für die Genealogie überhaupt etwas sehr Verdienstliches geleistet worden ist, so muss sie besonders für die Einwohner dieser Staaten, die bekanntlich mit so grosser Liebe ihren Regenten anhängen, von um so grösserem Interesse seyn, als nach einer seit Anzeige der ersten Lieferung verbreiteten Nachricht die Supplement-Tafeln das Geschenk einer fürstlichen Hand sind. Die Einrichtung der Tabellen ist, wie die bey den beiden ersten Lieferungen bemerkte, Papier und Druck bleiben splendid, und für die Correctheit wird, wie wir vernehmen, so grosse Sorge getragen, dass Tabellen, auf denen etwas übersehen war, zum Theil ganz umgedruckt worden sind.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1824.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Mannheim, b. dem Verf.: *Bilder und Schriften der Vorzeit*, dargestellt von *Ulrich Friedrich Kopp* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im *zweyten* Theile der Abhandlung geht er nun die einzelnen Semitischen Schriftarten, grösstentheils in chronologischer Ordnung, nach einander durch. Er nimmt an, dass in *Babylonien* die Schrift entstanden sey, und von hier aus zuerst einen Hauptstamm getrieben habe, mit folgenden chronologisch geordneten Gliedern, Phönicische Schrift, ältere hebräische und samaritanische, ältere aramäische, neuere palmyrenische, hebräische Quadratschrift. Von der ältesten babylonischen Schrift giebt er eine Probe, entlehnt von einem babylonischen Backsteine, auf welchem auch Keilschrift vorhanden ist, und der aus den Trümmern der Mauern Babylons aufgegraben worden. Hr. *K.* sagt, seit der Zerstörung des Darius Her. 3. a. E. seyen die Mauern Babylons nie wieder hergestellt worden, und wir hätten hier also eine babylonische Schrift jener Zeit. Sie ist der Phönicischen sehr ähnlich, und der Vf. liest die wenigen Buchstaben darauf בוא חלד לנו, die er erklärt: *Veni duratio ad nos*. Die Richtigkeit dieser Erklärung kann freylich manchen Zweifeln unterliegen; indess, dass die Züge den Phönicischen sehr gleichen, und dass diess wirklich eine sehr alte babylonische Schrift sey, bleibt immer sehr wahrscheinlich; wenn gleich auf den Umstand mit den Mauern so viel Gewicht vielleicht nicht zu legen ist, da, so viel uns bekannt, sehr darüber gestritten wird, welches denn eigentlich Ueberbleibsel der Stadtmauern seyen, auch ein theilweises Wiederherstellen wenigstens wohl zu verschiedenen Zeiten stattgefunden haben kann. Der Vf. stellt hierauf die oben erwähnten Schriftarten in einer sehr lehrreichen Tabelle neben einander, und zeigt wie, natürlichen und paläographischen Regeln gemäss, die eine aus der anderen entstanden sey, vorzüglich durch immer flüchtigeres Schreiben, welches zuerst z. B. die anfänglich runden Köpfe vieler Buchstaben nicht mehr schloss, so dass sie nun zwey Ohren bekamen, dann aber auch diese Ohren wegliess, so dass nun oben gerade Striche entstanden, wie z. B. ב, ד, ר sie jetzt haben. Hr. *K.* zieht hieraus folgende Hauptresultate: 1) Schon wenigstens 500 Jahre vor unserer Zeitrechnung schrieben die Babylonier mit Buchstaben, welche den phönicischen sehr ähnlich waren, und wahrscheinlich die sind, welche die Alten assyrische nennen. 2) Die Phönicier fuhren fort sich dieser Schrift zu bedienen, wie Denkmäler von 200 bis 300 Jahren vor unsrer Zeitrechnung, und von 150 nach derselben beweisen. 3) Auch die Hebräer schrieben damit noch 150 Jahre vor Christo, nur dass die Brechung der Schweife z. B. am ב, מ, נ, eine schon bey ihnen vorangegangene Cursiv zu verrathen scheint, welches man noch mehr bemerken würde, wenn nicht die Schrift nur auf ihren Münzen zu sehen wäre. 4) Ein Denkmal zu Carpentras, ohne Zeitangabe, und einige Münzen beweisen, dass die Aramäer den Uebergang machten zu der künftigen Quadratschrift. 5) Noch entschiedener ist dieser Uebergang in den palmyrenischen Inschriften des ersten bis dritten Jahrhunderts. 6) Endlich etwa im vierten Jahrhundert entstand aus der Palmyrenischen unsre hebräische Quadratschrift. Die bisher für ein höheres Alter der Quadratschrift aufgestellten Gründe, die allerdings unzureichend sind, sucht der Vf. zugleich möglichst zu entfernen. Was die S. 157 gegebene Tabelle betrifft, so hätten wir nur gewünscht, dass der Vf. hier in die Columne der Quadratschrift nicht, wie es geschehen, Buchstaben aus unsern Druckkasten gesetzt hätte, sondern aus alten Handschriften gezogene; dann würde der Abstand der Quadratschrift von den übrigen Alphabeten nicht ganz so gross erschienen seyn. Die Richtigkeit, oder wenigstens hohe Wahrscheinlichkeit der vom Vf. vorgetragenen Vorstellungen räumen wir im Ganzen ein; dass aber schon durch die babylonische Gefangenschaft ein Anstoss zur Aenderung der alten Schrift gegeben worden, welcher veranlasste, dass die spätere Schrift אשורית *Assyrisch* genannt ward, während die Samaritanische im Besitz des Namens עברית *hebräisch* blieb, dieses scheint uns nichts destoweniger sehr möglich. Denn so viel auch der Vf. gegen Autoritäten der Schriftsteller spricht (die er inzwischen, wo sie zu seinen Gunsten sind, doch auch nicht verschmäht), so bleibt jener Name *Assyrisch* immer ein merkwürdiger Umstand, der eine historische Ursache gehabt haben muss, um so mehr als sonst den späteren Juden alles *Assyrische* ein Gräuel war. Die Veränderung der Schriftzüge ist übrigens auch wohl so unmerklich fortgeschritten, dass darüber, wo Quadratschrift ei-

eigentlich anfange, gestritten werden kann; Palmyrenisch ist fast schon Quadratschrift. Ferner scheint es uns leicht möglich, dass zu einer Zeit, wo man auf Steine so schrieb, wie die palmyrenischen Inschriften sind, dennoch schon für Bücher eine geläufigere Schrift gebräuchlich war, welche die beiden Öhren der Buchstaben in eine grade Linie verwandelte, wie es in der Quadratschrift geschieht. Denn unsre jetzige deutsche Currentschrift war schon zu Luthers Zeit gebräuchlich; wollen wir aber nur Steine und Münzen aus Luthers Zeit ansehen, so finden wir auf ihnen nichts von einer solchen Bücherschrift und Briefschrift, und könnten demnach auch schliessen wollen, zu Luthers Zeit sey noch keine deutsche Currentschrift vorhanden gewesen. Es soll diess nur heissen, dass neben einer Steinschrift doch auch eine andre Bücherschrift existiren kann.

Bey der nähern Betrachtung der *phönicischen Schrift* erläutert der Vf. zugleich manche Denkmäler auf denen sie sich findet, Steine und Münzen. Das auf den Münzen von Palermo oder Panormus stehende מחנת erklärt er für gleichbedeutend mit dem Griechischen *ὅρμος*, da beide Wörter eine *Statio* bezeichnen; das auf den der Insel Gaulos bey Malta zugeschriebenen Münzen stehende, nur drey Buchstaben enthaltende Wort liest der Vf. אנן, und erklärt es für gleichbedeutend mit dem griechischen *γαῦλος*, weil letzteres eine Art Schiffe bezeichnet, und אנן von אן oder אני *Schiff* gebildet zu seyn scheint, wie ארנן von ארן, und viele ähnliche Worte. Uns scheint diess eine glückliche Vermuthung zu seyn; mit Recht macht der Vf. darauf aufmerksam, man müsse oft bedenken, dass die Griechen orientalische Namen zu übersetzen pflegten. Gegen den Rostocker Tychsen polemisirt der Vf. sehr stark, und gewiss oft mit Recht; auch dessen Biographen verfolgt er unablässig, wofür denn dieser sich wieder zu rächen gesucht hat, in seinem vor kurzem erschienenen *Wegweiser*. Wie sehr auf den phönicischen Münzen im Verlaufe der Zeit die Schrift sich geändert, zeigt der Vf. S. 212 durch eine Tabelle, welche die verschiedenen Gestalten der Wörter לצר und לצרנם in chronologischer Ordnung aufführt. Bey Beschreibung der *Aramäischen* Schrift, untersucht der Vf. von neuem die Inschrift von Carpentras und mehrere Palmyrenische; seine Uebersetzungen sind wohl bisweilen unrichtig, da er nicht genug Bekanntschaft mit der Sprache hat, was er übrigens aber überall selbst einräumt; in der Bestimmung der Buchstaben geht er desto gewissenhafter zu Werke. Der folgende Abschnitt der Abhandlung beschäftigt sich mit der noch weiteren Ausbreitung des semitischen Schriftstammes, und der Vf. zeigt hier einleuchtend, dass mehrere Schriftarten zum semitischen Stamme gerechnet werden müssen, deren semitische Abstammung man bisher entweder bezweifelt, oder gänzlich geleugnet hatte; besonders in Ansehung der Zendschrift und der Aethiopischen. Er betrachtet hier nach einander die ältere und neuere persische Schrift, mit Ausschluss der Keilschrift, von deren Beschaffenheit wir ungeachtet der Grotefendschen Untersuchungen noch immer fast gar keine sichere Kenntniss haben, die arabische Schrift, *Kufi* und *Neskhi*, bey deren Bildung Hr. *K.* auch persischen Einfluss annimmt, die neueren syrischen Schriften, die Sabische, die Tatarische, von den Nestorianern angeblich entlehnte, die Aethiopische. Dadurch dass Hr. *K.* diese letztere von dem Vorurtheil, sie sey aus der Griechischen gemacht, befreyte, hat er sich wirklich ein Verdienst um sie erworben. Endlich liefert der Vf. noch einige *Phantasien*, wie er es selbst nennt, über die Armenische Schrift, und einige Indische. Er bemerkt nämlich, wie einige Uebereinstimmungen zwischen diesen Alphabeten und dem Semitischen sich zu zeigen scheine, jedoch im Ganzen eine Verwandtschaft sich noch nicht behaupten lasse. Den indischen Schriften wirft er vor, sie seyen ausserordentlich verkünstelt; diess kann Rec. in Ansehung aller nicht gelten lassen, da die Dewanagarischrift ihm fast lauter sehr einfache Züge zu enthalten scheint; was lässt sich einfacheres denken als z. B. ein Ta, ein Na, ein Da, ein Ga, im Dewanagari? Die Bengalische unterscheidet sich von der Dewanagari nur dadurch, dass sie eine Currentschrift jener ist, und daher die Züge mehr in einander schlingt; viele indische Alphabete sind als Abkömmlinge der Dewanagari leicht zu erkennen. Die *Granthamschrift* hat ihren Namen wohl nicht von *Palmenblättern*, sondern bedeutet *Buchschrift*; denn das Verbum *Grantha* bedeutet im Sanskrit: *componere*, und das Substantiv *Grantha*, *compositio*; *liber*, *poema*. Der *dritte* Theil der Abhandlung giebt noch eine allgemeine Uebersicht der Gestalten eines jeden einzelnen Buchstabens aus den verschiedenen semitischen Alphabeten. Es ist sehr zu wünschen, dass der Vf. seine paläographischen Studien unausgesetzt *verfolgen, und uns bald neue* Resultate derselben mittheilen möge.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Dresden, b. Hilscher: *Selecta disceptationum forensium capita.* Tomus *tertius* et ultimus cum indicibus. Scripsit ac decisiones Sax. Supremi provocationum tribunalis addidit D. *Car. Aug. Gottschalk*, pot. reg. Sax. a consil. provocationum. 1823. XIV u. 443 S. 8.

Der erste und zweyte Band dieses äusserst schätzbaren Werks sind in den Ergänzungsblättern Jahrg. 1819. Nr. 14. Jahrg. 1820. Nr. 122. mit gebührender Würdigung beurtheilt worden; auch ist daselbst über den Plan, Zweck und die Ausführung desselben die gehörige Rechenschaft gegeben. Rec. bezieht sich daher bey der Anzeige dieses dritten Bandes im Ganzen und Besondern auf sein dort ausgesprochenes Urtheil, und beklagt nur, dass dieser letztere auch in jeder Hinsicht der letzte seyn soll. Die in demselben abgehandelten Rechtsfälle beziehen sich auf folgende Rechtsfragen! Cap. 1 *Legato mobilium num parata pecunia contineatur?* die Frage wird nach

nach römischem Recht bejaht, nach deutschem verneint. Vortrefflich sind die Verfügungen des römischen Rechts in dieser schätzbaren Abhandlung zusammengestellt, geprüft und erläutert. Cap. II. *Legatum liberationis num ademtum censeatur, simulac creditor debitorem de solvendo nomine in iudicio convenerit?* Unter den vorgekommenen Umständen bejahend entschieden. Cap. III. *Legatum vel fideicommissum in diem, de quo, quando exciturus sit, incertum est, relictum, a quonam temporis momento deberi incipiat?* Sorgsam sind die möglichen Fälle unterschieden, und die Frage, auf den Eintritt des einen oder des andern beantwortet. Cap. IV. *Nepotes, an et quatenus in fideicommissis sub liberorum appellatione censeantur comprehensi?* die Frage ward dahin entschieden, dass dieselben in allen Fällen, und ohne Unterschied, ob eine *Successio in linea recta* oder *collaterali* vorliege, unter dem Begriff der Kinder verstanden werden, insofern es darauf ankömmt, dass sie einen Vortheil aus der testamentarischen Verfügung erhalten sollen. Cap. V. *Num heres successoris in fideicommisso familiae aes alienum praedio restitutioni obnoxio inhaerens a pristinis eius possessoribus contractum et ab hoc solutum a successore in fideicommisso repetere queat?* bejaht. Cap. VI. *Iure Saxonico num justitiario liceat in testamento coram ipso condito uxori eius, ex cujus mandato jurisdictionem exercet, quidquam adscribere?* Rein provinciell. Cap. VII. *Actus iurisdictionis mere voluntariae coram magistratu extra fines jurisdictionis celebrati, num jure Saxonico auctoritate polleant?* desgleichen. Cap. VIII. *De lucro successionis sponso sponsaeve ob alterutrius contumaciam, qua nuptiae impeditae sunt, loco ejus, quod interest, tribuendo.* Es wird angenommen, dass, wenn der Verlobte zur Vollziehung der Ehe verurtheilt worden ist, und *contumax* bleibt, dem andern Theile die *portio statutaria* zugesprochen werden kann. Cap. IX. *De usu exceptionis congressus cum pluribus ex legibus ac moribus Saxonicis rite aestimando.* Cap. X. *Liberi extra matrimonium nati, num alimenta a matre ipsis praestita tanquam ejus heredes a patre possint repetere?* Die Frage wird bejaht, vorzüglich nach sächsischem Recht. Cap. XI. *De non usu per tempus legibus definitum continuato, quo servitutes rusticae perimuntur.* Bey ländlichen Servituten kömmt es lediglich darauf an, ob der Berechtigte seine Gerechtsame nach freyer Willkür ausüben konnte, oder nicht, sondern daran verhindert war. Im erstern Falle erlischt die Servitut durch den blossen Ablauf der gesetzlichen Zeit; im letztern nicht. Cap. XII. *Qui sub conditione aut in diem debere dicitur, num creditorem, antequam hujus actio nata est, ex lege diffamari ad agendum provocare possit?* Als Regel wird zwar angenommen, dass die Meinung derjenigen die richtige sey, welche die *Provocatio* auch dann zulassen, wenn die *Obligatio* in eine noch nicht eingetretene Bedingung, geknüpft ist, oder an einen noch nicht fällig gewordenen Termin; indessen wird gezeigt, dass es dem richterlichen Ermessen frey stehen müsse, Ausnahmen von dieser Regel eintreten zu lassen. Provinziell sind die folgenden 5 Capitel: Cap. XIII. *Qui de articulis eum in casum adversario juramentum detulit, si documentum ad fidem ipsis conciliandam inductum haud editum fuerit, num praeterlapso fatali ab usu documenti se abdicare ac pure juramenti delationem adhibere possit?* Cap. XIV. *Pecunia mutua num jure Saxonico a Iudaeo Christiano etiam tum in judicio dari debeat, cum creditor oretenus tantum cum debitore de eadem contrahat?* Cap. XV. *Foeminae num jure Saxonico ob aes alienum petente creditore carceri publico a judice mancipari possint?* Cap. XVI. *De vi et effectu consensus a domino directo in hypothecam feudalem reservatam ad dimidiam usque pretii partem interpositi.* Cap. XVII. *De justis limitibus, quibus reparatio damni a judice consensum in hypothecam ultra legitimum modum interponente creditori pigneratitio illati circumscribitur.* Cap. XVIII. *Fructus in fundo oppignerato nati num creditori simul obligati censeantur?* Die Frage wird im allgemeinen bejaht, und sowohl auf die vertragsmässigen als gesetzlichen Pfandrechte bezogen. Cap. XIX. *De praerogativa reservato rustico, quod hypotheca munitum est, in concursu creditorum tribuenda.* Provinziell. Cap. XX. *Creditor, qui tacita hypotheca gaudet, num jure Saxonico in judicio concursus neglecto termino liquidationis intra annum crediti solutionem petere adhuc possit?* desgleichen. Cap. XXI. *Pecunia ex venditione fundi dotalis redacta, quonam jure fruatur in concursu mariti?* desgleichen. Cap. XXII. *De legitima ex bonis maternis, quae maritus ob adulterium uxoris lucratus est, liberis viva adhuc matre ex concursu patris defuncti praestanda.* Cap. XXIII. *De usuris ex deposito irregulari propter pecuniae usum depositario concessum haudquaquam praestandis.* Vorzüglich schätzbar wegen der Auseinandersetzung des Begriffs und des Umfangs des *depositi irregularis*. Ausgeführt wird, dass wegen des blossen Gebrauchs desselben keine Zinsen verlangt werden können, sondern nur z. B. *ex mora restituendi.* Provinziell sind wiederum die folgenden Capitel bis zu Ende: Cap. XXIV. *De auctoritate matriculis ecclesiasticis jure Saxonico tribuenda.* Cap. XXV. *Rationum codicibus ab opificibus concinnatis, num in Saxonia eadem fides vindicanda sit, qua libri mercatorum fruantur?* Cap. XXVI. *Iure Saxonico num propter exceptionem non adimpleti contractus judicium cambiale differendum sit?* Cap. XXVII. *Probabilia de differentiis, quae jure Saxonico inter pactum de futura cambii trassati acceptatione contractum ac ipsam ejus acceptationem intercedunt.* Cap. XXVIII. *Iure Saxonico, num auctor cambii trassati, cujus solutionem trassatus detrectavit, indossante praetermisso ad solutionem nominis cum omni causa praestandam adigi possit?* Cap. XXIX. *Remittens aut indossatarius num exactione nominis cambialis dilata aut protestatione vel omissa, vel cum campsore aut indossante justo tempore haud communicata pecuniam*

niam huic solutam cum omni causa ab eodem repetere queat? Cap. XXX. *Per rescriptum de debitore cambiali in carcerem deducendo impetratum, num praescriptio cambii extinctiva interrumpatur?* Cap. XXXI. *Num dolo emtoris contractui causam dante dominii translatio ita impediatur, ut venditori rem venditam a tertio bonae fidei possessore vindicare liceat?* Cap. XXXII. *Usurae ultra modum legitimum solutae, num reddita sorte a debitore possint condici?* — Ein sehr gut eingerichtetes Register über alle drey Bände macht den Beschluss dieses schätzbaren Werks.

Halle, b. Anton: *Francisci Caroli Conradi* ICti et Antecess. quondam Helmstad. *Scripta minora*, cum praefatione et singularum commentationum epicrisi edita a *Ludovico Pernice*, Profess. Halens. Volumen *primum*. 1823. XLIII u. 395 S. gr. 8.

Der Herausgeber hat einen oft schon geäusserten Wunsch erfüllt. Der verstorbene Conradi gehörte unstreitig zu den Coryphäen der Rechtswissenschaft; seine kleinern Abhandlungen waren immer sehr geschätzt und gesucht, dagegen aber auch ausnehmend selten geworden, so dass nur wenige sich des Glücks erfreuen konnten, sie sämmtlich zu besitzen. Um so grössern Dank ist man dem Herausgeber für diese Sammlung schuldig. Ausserdem hat aber derselbe alles gethan, um dieselbe brauchbarer, und in einer würdigen Gestalt, erscheinen zu lassen. Mit vieler Sorgfalt hat er Druckfehler und die Allegate des Vfs. berichtigt; eigene kleinere Anmerkungen, und die sogenannten Epikrisen, welche auf dem Titel versprochen sind, und worin der Herausgeber, nach *Haubold's* Muster in der neuen Ausgabe der Antiquitäten des Heineccius, die Fortschritte der Erkenntniss einiger von dem Vf. berührten Gegenstände, so wie die neuern Entdeckungen über dieselben darlegen wird, sollen nun einen eigenen Band bilden, weil der Verleger von der bestimmten Bogenzahl dieses Bandes nicht abgehen wollte. Conradi's Abhandlungen selbst sollen zwar der Zeitfolge nach, aber doch auch insofern dem Inhalte nach, geliefert werden, dass zuerst diejenigen erscheinen sollen, welche das römische Recht betreffen, dann diejenigen, welche sich auf das teutsche und das Lehnrecht beziehen. Diesemzufolge enthält der vorliegende Band folgende Abhandlungen: I. *Ius provocationum ex antiquitate Romana erutum. pag.* 1—86. II. *de diis heredibus ex testamento apud Romanos. p.* 87—142 III. *Ad Julii Paulli ex libro singulari de jure singulari reliqua. p.* 143—176 IV. *de pacto fiduciae exercitationes duae. p.* 177—254. V. *de fecialibus et jure feciali populi Romani. pag.* 255—384. — Die Vorrede des Herausgebers enthält überdiess eine genaue Literarnotiz über Conradi's Leben und Schriften: wobey sich jedoch S. XLII ein arger, doch leicht zu verbessernder Druckfehler eingeschlichen hat. Die Sammlung ist dem verdienten Rechtsgelehrten Hrn. O. L. Ger. R. Dr. Zepernik am Tage seines Dr. Jubilaeums (am 18. Oct. 1823) zugeeignet.

MATHEMATIK.

Dresden, b. Hilscher: *Anfangsgründe der Statik und Dynamik fester Körper*, als Lehrbuch zum ersten Unterrichte für Bau- und andere Schulen, wie zum Selbstunterrichte für angehende Architekten, entworfen von *G. U. Fischer*, Prof. der Mathematik des königl. sächs. Cadettencorps. 1822. 81 u. 258 S. (2 Thlr.)

Der als öffentlicher Lehrer und als Schriftsteller längst rühmlich bekannte Vf. dieses Werks hat dasselbe zwar nur für die Bedürfnisse des königl. sächs. Cadettencorps, so wie für die mit der Dresdner Kunstacademie verbundene Bauschule abgefasst; es wird aber gewiss in den Händen eines jeden, der der angewandten Mechanik bedarf, ein sehr schätzbares Lehrbuch seyn, besonders da durchgehends ein leicht fasslicher Vortrag, ausgeführte Formeln und möglichste Beseitigung höherer analytischer Beweise, die Schrift characterisirt. Der Vf. ist, was gewiss von jedem Sachkundigen beyfällig bemerkt werden wird, im Allgemeinen Eytelweins Handbuche der Statik und Mechanik gefolgt, und er bezweckt dadurch zu gleicher Zeit eine Vorschule für die practischen Werke jenes gelehrten Architecten, was einem Schüler der Baukunst, der sein Fach ernstlich studiert, von grossem Werthe seyn muss.

Es würde überflüssig seyn, hier die einzelnen abgehandelten Gegenstände, deren Benennungen in jedem Lehrbuche der Statik und Mechanik vorkommen, aufzuführen; und es mag genügen, wenn Rec. die Versicherung ertheilt, dass in vorliegendem Werke sämmtliche Begriffe dieses Theils der angewandten Mathematik erklärt, die hierin einschlagenden Lehrsätze und Aufgaben systematisch aufgeführt und bewiesen, und durch zweckmässige Fragen und erläuternde Beyspiele fasslich gemacht werden.

Nebenbey giebt das Buch zu gleicher Zeit eine Andeutung von dem hohen Standpuncte, auf welchem sich die beiden Unterrichtsanstalten, für die der Vf. zunächst sein Werk bearbeitet hat, befinden; da er als ein an Erfahrungen reicher Lehrer seine Schüler reif genug für ein solches Buch findet.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1824.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HEIDELBERG, b. Groos: *Entwurf einer allgemeinen Arzneymittel - Taxe* nach Grundsätzen, durch welche ein zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen immer gleichbleibender Gewinn für alle Arzneymittel bestimmt wird, von *Franz Joseph Razen.* 1821. 228 S. 8.

Dem Vf. dieser Schrift, der in den J. 1813 — 15. als Oberapotheker und Vorsteher des chemischen Laboratoriums bey der Central - Hospitalverwaltung für Deutschland angestellt war, wurde als solchem auch die Revision der sämmlichen Arzneyrechnungen aus den verschiedenen Provinzen Deutschlands übertragen; welches ihn nöthigte sich mit allen bestehenden Arzneymittel - Taxen genau bekannt zu machen. Die auffallende Verschiedenheit der in den einzelnen Taxen angesetzten Verkaufspreise der Arzneyen bewog ihn über die Ursache derselben nachzuforschen, und er fand sie bald in dem Mangel, bald in der Unrichtigkeit der Grundsätze, welche den Taxen zu Grunde gelegt waren. Er überzeugte sich dass eine allgemeine Arzneymittel - Taxe ein wahres Bedürfniss und eine Wohlthat sowohl für die Apotheker als für das Publicum sey, und sein eigenes Interesse als Apotheker im Badenschen bestimmte ihn, vorzüglich die Grundsätze, welche der Badenschen Arzneymittel - Taxe zu Grunde liegen, seiner Beurtheilung zu unterwerfen.

Im J. 1809 entwarf der Geheime - Hofrath und Regierungs - Medicinalreferent Dr. *Flachsland* in Karlsruhe eine Arzneymittel - Taxe, deren Hauptgrundsatz dahin ging, dem Apotheker einen immer gleich bleibenden und sicheren Gewinn bey dem Verkaufe der rohen, und eine fest bestimmte Vergütung für die Bearbeitung aller zubereiteten Arzneymittel zuzusichern. Der Gewinn des Apothekers wurde darin bey den rohen Arzneykörpern zu 40 Procent im niedrigsten und 80 Procent im höchsten Falle festgesetzt. Im J. 1812 wurde diese Taxe im Badenschen gesetzlich eingeführt. Da auf diese Art der Gewinn des Apothekers von dem Preise der rohen Waare abhängig wurde, so ist es leicht erklärlich, warum in den drey ersten Jahren der Einführung dieser Taxe sich keine Klagen gegen dieselben erhoben, die später um so häufiger, und nach Rec. Meinung sehr wohl begründet, erschienen. In den J. 1812 und 1813 nämlich standen wegen der Continentalsperre die ausländischen Arzneymittel in einem unerhört hohen Preise, von welchem sie, vorzüglich nach geendigtem Seekriege, schnell herabsanken, und zwar manche derselben in einem solchen Grade, dass ihr Preis selbst unter denjenigen fiel, den sie in den ruhigsten Zeiten des vorigen Jahrhunderts gehabt hatten. Konnten nun die Badenschen Apotheker 1812 bey der damaligen Höhe der Arzneypreise mit den ihnen bewilligten 40 bis 80 Procenten recht gut auskommen, so wird doch ein Jeder, der die Kostbarkeit der Unterhaltung einer Apotheke kennt, mit dem Rec. darin übereinstimmen, dass dieses 3 bis 4 Jahre später nicht mehr der Fall seyn konnte. Denn dieselbe Quantität Arzneywaaren welche im J. 1812, nach Hrn. *Razen* 1873 Fl. 44 Kr. nach der Taxe kostete, galt im J. 1819 nach derselben Taxe nur noch 857 Fl. 36 Kr., und da der Gewinn des Apothekers sich nach jener Taxe nach dem Werthe des Arzneymittels richtet, so verdiente der Apotheker an derselben Menge von Arzneymitteln im J. 1812 nur 625 Fl., im J. 1819 hingegen nur noch 286 Fl., obgleich er das eine wie das anderemal dieselbe Mühe bey der Zubereitung und dem Verkaufe derselben hatte, ebensoviel Leute zur Verfertigung derselben halten musste, u. s. w.

Die bis jetzt noch im Allgemeinen gültige Preussische Apothekertaxe wurde im J. 1815 entworfen. Bey den damals schon bedeutend gesunkenen Preisen der Arzneymittel sahen die Verfasser derselben wohl ein, dass die Apotheker mit einem Gewinne von 40 bis 80 Procent, wie im Badenschen angenommen war, nicht auskommen könnten, und setzten daher im Allgemeinen das Verhältniss von 2 des Einkaufs gegen 5 des Verkaufs fest. In den ersten 2 Jahren des Bestehens dieser Taxe war unstreitig hienach der Preis der Arzneymittel etwas zu hoch, und es zeigte sich dieses auch bald, durch das verhältnissmässig gegen andere Grundstücke, viel zu hohe Steigen der Preise der Apotheken. Da jedoch die Preise der rohen Arzneymittel seit 1815 noch beträchtlich gesunken sind, so möchte jetzt wohl ein ziemlich richtiges Verhältniss der Arzneypreise im preussischen statt finden. Auf jeden Fall ist dieses aber nur zufällig, und so wie, wenn die Preise der rohen Arzneymittel noch tiefer fallen sollten, der Apotheker durch jene Taxe beeinträchtigt werden würde, ebenso würde er einen zu hohen und unbilligen Gewinn geniessen, wenn

wenn durch irgend eine Conjunctur die Preise der rohen Arzneymittel wieder auf die Höhe des Jahres 1812 steigen sollten.

Aus dem Vorstehenden ergiebt sich wohl hinlänglich, dass weder die Badensche noch die Preussisch Apothekertaxe auf richtigen Grundsätzen beruht, und dem Apotheker nach den verschiedenen Zeitumständen bald einen zu hohen, bald einen zu niedrigen Gewinn gewähren. Soll dieses schwankende und aus vielen Rücksichten sehr schädliche Verhältniss aufhören, so muss man nach Rec. Meinung durchaus die Apothekertaxe auf andere Grundsätze bauen, zuvörderst den Gewinn und die Verarbeitungskosten feststellen, welche der Apotheker von jeder Classe der Arzneymittel erhalten soll, und diesen dann den Preis des rohen Materials, nebst dem Werthe des durch die Verarbeitung hervorgehenden Verlustes hinzufügen. Die beiden ersten Sätze nämlich der Gewinn und die Verarbeitungskosten bleiben stets unverändert, und nur die beiden letzteren, nämlich der Preis des rohen Materials so wie der Werth des Verlusts, ändern sich nach dem jedesmaligen Steigen oder Fallen der rohen Arzneymittel im Handel, und kann bey der jährlichen Revision der Taxe leicht berichtigt werden. Nur auf diese Weise hat der Apotheker stets von gleicher Mühe auch stets einen gleichen Gewinn zu erwarten, und die nach den verschiedenen Zeitumständen bald von Seiten des Publikums, bald von der den Apotheken geführten gerechten Klagen über unverhältnissmässig zu hohe oder zu niedrige Taxansätze, werden wegfallen. Wie gerecht diese Klagen bisher gewesen sind, geht auch aus der Berechnung des Vfs. hervor, nach welcher dieselben Arzneymittel von der nämlichen Qualität im Badenschen 22 Fl. 33 Kr., im Darmstädtischen 29 Fl. 20 Kr., in Frankfurt 38 Fl. 25 Kr., im Hannöverschen 49 Fl. 33 Kr. und im Preussischen 49 Fl. 15 Kr. kosten, also in dem einen Staate mehr als doppelt so viel als in den anderen.

Hr. *R.* hat nun in dem vorstehenden Werke die rohen Arzneymittel nach ihrem zwölfjährigen Durchschnitts-Ankaufspreise in neun Classen vertheilt, und vorzugsweise nach Maassgabe desselben den Gewinn des Apothekers festgesetzt, welchen er von einem bestimmten Gewichte eines Arzneymittels haben soll. Es würde zu weitläuftig seyn, diese Classen hier einzeln aufzuführen, die nach dem Urtheile des Rec. mit Umsicht und Sachkenntniss entworfen, und mit Billigkeit ausgeführt worden sind, so dass ihrer Annahme nichts Bedeutendes im Wege stehet. Auf eine gleiche billige Weise findet man auch die Präparate berechnet, deren Preis auf die Art ausgemittelt ist, dass die dazu nothwendigen rohen Stoffe nach der Verkaufstaxe berechnet, die Bereitungskosten hinzugefügt, und beide auf die Menge des erhaltenen Products vertheilt werden. Da der Gewinn des Apothekers schon in dem Ansatze der rohen Materialien mit enthalten ist, so ist nichts weiter in dieser Hinsicht ausgeworfen worden. Das Ergebniss dieser Taxe hält ungefähr das Mittel zwischen den bisher vorhandenen, und die Menge von Arzneymitteln welche nach der oben mitgetheilten Berechnung im Badenschen 22 Fl. 33 Kr. und im Hannöverschen 49 Fl. 33 Kr. kosten würde, kostet nach diesem Entwurfe 39 Fl. 2 Kr.

Bey Berechnung der Präparate hat der Vf. auch hin und wieder Anmerkungen mitgetheilt, die eine Verbesserung der bisherigen Vorschrift bezwecken. Rec. stimmt jedoch nur mit einigen derselben überein, die meisten hält er für verfehlt. So ist es z. B. der Vorschlag den Bleyessig durch eine blosse Lösung des Bleyzuckers darzustellen; denn der letztere hat ein anderes Verhältniss der Bestandtheile wie der erstere, und wird erst zu solchem, wenn er von Neuem mit Bleyoxyd gekocht wird. Der Vorschlag bey Bereitung des *Cupri aluminati* statt des schwefelsauren Kupfers Grünspan anzuwenden, ist deshalb verwerflich, weil jenes Präparat am häufigsten im gelösten Zustande angewendet wird, und die Löslichkeit durch Anwendung des Grünspans sich vermindern würde. Dass das schwefelsaure Eisenoxydul gegen alle Gesetze der Chemie der Theriaklatwerge beygemischt sey, und zuerst aus diesem Mittel verbannt werden müsste, ist ebenfalls unrichtig. Die Verfasser dieser Vorschrift haben gewiss recht gut gewusst, dass das schwefelsaure Eisenoxydul durch den zusammenziehenden Stoff mehrerer in dieser Lattwerge vorhandenen Ingredienzen versetzt werde, aber dessen ungeachtet befindet sich darin noch immer das Eisen in einem Zustande, in welchem es von dem thierischen Körper leicht aufgenommen werden kann.

Wenn nun auch jenen Anmerkungen Rec. keinen bedeutenden Werth beylegen kann, so erkennt er doch um so mehr das Verdienst an, welches der Vf. sich rücksichtlich der besseren Entwerfung einer Apothekertaxe erworben, und zählt dieses Werk zu den vorzüglichsten über diesen Gegenstand.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Reimer: *Dramatische Ausstellungen* von *K. B. Trinius. Erste* Sammlung. 1820. 268 S. gr. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Der Vf. übergiebt, hier zum erstenmal auftretend, der Welt unter obigem Titel drey Dichtungen, überschrieben: *Eine Woche am Meer; Wilhelms-Schlucht; eine Theestunde.* Kein Zusatz bezeichnet die Klasse der dramatischen Dichtung, welcher diese Erzeugnisse angehören; möge der Leser selbst entscheiden, wofür er sie gelten lassen will. Wir können, wenn wir auch den Ausdruck Drama in der weitesten Bedeutung verstehen, doch nur die zweyte dieser Dichtungen, *Wilhelms-Schlucht*, für eine dramatische annehmen. Sie ist in Prose geschrieben und gleicht so ziemlich einem bürgerlichen Trau-

Trauerspiel. Julie von Eiben, eine junge Wittwe von stillem, in sich selbst zurückgezogenem Charakter, die ihrem verstorbenen Gemahl, dem sie mehr Freundin und Krankenpflegerin, als eigentliche Gattin war, ein bedeutendes Vermögen verdankt, hat ihre Hand dem Baron Ludwig von Lilienthal zugesagt, der sie, als Welt- und Hofmann, wenn auch nicht von der schlimmen Klasse, mit einer gewissen kühlen Berechnung der Umstände und also nicht ohne Nebenabsichten liebt. Während dieser künftige Gemahl noch auf Reisen andere, politische, Zwecke verfolgt, hat sein jüngerer Bruder Wilhelm, an Charakter ganz das Gegentheil von ihm, leidenschaflich, stürmisch, gährend, von ungeschwächter Naturkraft und ohne Sinn für Weltleben und Convenienz, eine heftige Neigung für Julien gefasst. Der ältere Bruder, der Weltton, Gewandheit, den Kammerherrnschlüssel und vermöge alles dessen die Achtung seiner Familie und seiner Umgebungen besitzt, erscheint, um auch die Braut in Empfang zu nehmen, und der jüngere, dem alles Genannte fehlt und der sich dem Bruder gegenüber sehr klein fühlt, tröstet sich anfangs damit, dass er doch wenigstens ein Dichter sey. Da aber der Schillersche Musenalmanach ohne die von ihm eingeschickten Verse, und sogar mit einem demüthigenden Brieflein nicht Schiller's selber, sondern der Verlagshandlung, ankommt, so erträgt er sein Unglück nicht mehr, sondern springt an eben dem Abend, wo sein Bruder sich mit Julien feyerlich verlobt, ins Wasser, oder fällt in der Geistesabwesenheit unversehends hinein; denn der Vf. läfst den eigentlichen Hergang der Sache zweifelhaft. Er wird indefs glücklich herausgezogen und in die Residenz zu einem trefflichen Arzt geschafft, der ihm zu seiner Heilung die Lectüre von Heinse's Ardinghello Portionen weise verordnet, welche Seelenarzney denn auch eine überraschende Wirkung thut. Wilhelm schreitet wacker in der Genesung vor, aber unglücklicherweise läfst er sich durch das Gefühl der Gesundheit verleiten, allzufrüh einen Besuch bey Julien zu machen, wo er in die alte Krankheit zurückfällt, um so mehr, da Julie, der ihre eigene Gefühle seitdem klar geworden, ihre Gegenliebe nicht zu verbergen im Stande ist. Sie gesteht ihm vielmehr dieselbe in einer unwillkürlichen Aufwallung der Leidenschaft, heifst ihn dann aber sich entfernen und flüchtet sich, tief beschämt über ihre Schwachheit und Wortbrüchigkeit gegen den Verlobten, aus der Residenz auf ihr einsames Landgut zurück. Ehe sie hier noch im Stande gewesen ist, sich zu sammeln, erscheint ihr Verlobter, mit einer herrsüchtigen adelstolzen Verwandtin ihres ersten Mannes, die, einzig um das Urtheil der Welt besorgt und jedem andern Gefühl verschlossen, alles anwendet, um Julien in den Banden festzuhalten, welche diese jetzt mehr als den Tod fürchtet. Julie entfernt sich und wird bald an der nämlichen Stelle, wo einst Wilhelm, aus dem Wasser gezogen, aber todt. Der Vf. läfst es auch hier wieder zweifelhaft, ob sie vorsätzlich oder nur zufällig ihr Leben verloren habe. Wäre Julie wirklich das Opfer einer grossen Leidenschaft, so möchte dieses Schwanken leicht noch tadelhafter erscheinen; sie ist aber offenbar nur das Opfer der Convenienz und mehr noch ihrer Schwäche und Unentschlossenheit. Dass man einem vermeintlich Geliebten, mit dem man sich bereits verlobt hat, wieder entsage, zu Gunsten eines andern, mag freylich sein Unangenehmes haben, doch sollte man nicht glauben, dass es zum Selbstmord führen müsse. Bey einiger Entschlossenheit des Charakters stand der Liebe Juliens kein Hindernifs als ihre Verlobung entgegen, sie erscheint für ihre Person als frey, zwar etwas von Verwandten bemeistert, doch nicht von ihnen abhängig; ihr Geliebter war nicht minder frey und sie war seiner Liebe versichert. Was konnte sie also zum Selbstmorde führen, als allzu ängstliches Halten an einem übereilt, in Unbekanntschaft mit den Umständen, ja mit ihren eigenen Neigungen gegebenes Versprechen, allzu dienstbaren Rücksicht auf das Urtheil gewisser Menschen und Menschenklassen; folglich Charakterschwäche. Anders und tragischer ist das Loos derer, die einer unbezwinglichen Leidenschaft nicht ohne Verbrechen oder gänzliche Zertrümmerung ihres äussern Glücks nachgeben können. Der Vf. scheint selbst gefühlt zu haben, dass hier zum Selbstmorde kein ausreichender Grund vorhanden war, und ist dadurch wahrscheinlich zu jenem schwankenden Ausgange des Stücks geführt worden. Der Ausgang ist aber nicht das Einzige, was in dem Drama schwankt, das zwar zum Theil mit kühner und selbst kecker Hand ausgeführt, aber nicht mit festem und sicherm Tact entworfen ist. Gleich von Anfang und fast durch das ganze Stück erscheint Wilhelm als die Hauptperson, um die sich alles dreht; erst gegen das Ende hin ändert sich das Verhältnifs, Julie tritt in den Vordergrund, Wilhelhelm verschwindet aus den Blicken und wir sehen am Schluss blos, dass er um Julien trauert, wie die übrigen Alle. Das ganze Gewebe des Stücks ist sehr lose und dabey sehr weit angelegt; beständiger Ort- und Scenenwechsel, oft ganz ohne Zweck und Nutzen, müfsige Personen, angesponnene Fäden, die wieder abgerissen werden, Scenen, die mit der Haupthandlung kaum in einer entfernten Verbindung stehen, und grell unter sich contrastiren, beständige Sprünge, plötzliches Abbrechen, wo die Handlung noch hätte fortgeführt werden sollen und umgekehrt allzu weite Ausdehnung müfsiger Scenen begegnen uns hier. Um die einfache, fast dürftige Handlung ist ein weites Prunkgerüst errichtet. Manche Einzelheiten, z. B. die Conversations- und Repräsentationsscenen sind mit sicherer Hand gezeichnet, frisch und lebendig; an andern Orten, besonders im Anfang, herrscht leblose Breite, auch begegnet man seltsamen Auswüchsen, wohin man wohl die Verzweiflung Wilhelms über die Nichtaufnahme der Almanachspoesieen und

Aus-

Ausdrücke, (wie S. 161. oben) rechnen darf. Ein solcher jährender, sich selbst nicht klarer, und dabey so wenig gehaltvoller Charakter, als Wilhelm, eignet sich überhaupt nicht für die Bühne, und es ist vorher zu sehn, dass dieses Drama auf den Bretern kein Glück machen werde, wenn es je aufgeführt werden sollte.

Was den übrigen Inhalt dieses Bandes betrifft, so scheint *eine Woche am Meer* durch Göthe's bekanntes Gedicht: „*verschiedene Empfindungen auf einer Stelle*" veranlasst worden zu seyn. Es sind Dialogen und Monologen verschiedener Personen in einem Seebade gehalten, auf das Meer und seine Erscheinungen bezüglich und unter den Rubriken der sieben Wochentage leicht aneinander gereiht. Nur durch die Einheit des Ortes und wenn man will, der Zeit, wird das Ganze lose zusammengehalten; die dritte, allein nothwendige Einheit der Handlung fehlt, so wie eine Handlung überhaupt; von einem Drama kann daher hier keine Rede seyn. Selbst die Folge der Tage ist zum Theil ohne Bedeutung, denn Vieles könnte eben so gut gleichzeitig gesagt werden. Es fehlt auch hier nicht an gelungenen Einzelheiten, Manches aber ist gedehnt oder unklar, und das Ganze ohne festes Ziel in das Leere hinausstrebend.

Die *Theestunde* ist ein Gespräch in Hexametern, zwischen den vier männlichen und zwey weiblichen Theilnehmern eines Theecirkels. Die Hexameter dienen mehrern kleinern Gedichten, meist Romanzen, zur Einfassung, die von den einzelnen Gästen vorgetragen werden. Diese Gedichte verdienen fast durchaus Lob; besonders zart und sinnig ist die Blumenklage am Schluss. In dem Ganzen ist die geistreiche Vielseitigkeit und leichte Beweglichkeit der gesellschaftlichen Unterhaltung recht glücklich wiedergegeben, die Charaktere sind nur flüchtig gezeichnet und selbst das theilweis Leblose und Erkältende unserer modischen Zirkel findet man in dieser Nachahmung wieder.

Leipzig, b. Cnobloch: *Orangenblüthen* von *Karl Borromäus von Miltitz*. *Erste* und *zweyte* Sammlung. 1822. 272 u. 244 S. 8.

Unter diesem Titel, der wenigstens insofern sich rechtfertigt, als die Sammlung nur Blüten giebt, — und zwar zum Theil wirklich aus dem Boden, wo die Citrone und Goldorange blüht, so wie wir ihnen denn auch den aromatischen Duft nicht absprechen, — hat der Vf. einzelne flüchtig, aber oft mit kecker Hand entworfene Skizzen vereinigt, die Rec. sich erinnert schon früher in Tageblättern und Almanachen, wenigstens dem grösern Theil nach, gelesen zu haben, ohne dass eine Vorrede darüber Auskunft giebt. Die meisten sind, mitunter tief ergreifende Schauergemälde, in welchen sich des Vfs. Phantasie am meisten zu gefallen scheint, und diess, da sie nur sehr selten, ja in der zweyten Sammlung gar nicht von Zügen heiterer Art, unterbrochen werden, wie in der Skizze *Menechella*, (die in der *ersten* Sammlung gar artig, nur etwas romanhaft in der Verwechselung von Gold- und Kupferplatten, welche die Auflösung herbeyführt, durchgeführt ist), bringt eine gewisse Monotonie ins Ganze. Wahnsinn, der sich wehmüthig oder humoristisch darstellt, ist ein Lieblingsthema des Vfs. — Oft findet man das Gräsliche unnöthig gehäuft, wie in der letzten weniger romantischen als hochromanhaften Skizze der *zweyten* Sammlung: *Die Statue*, in welcher der Vf., wahrscheinlich um nicht zu gewöhnlich zu endigen, sogar entstellende Blattern zu Hülfe ruft, um die gepeinigten Liebenden bey der Möglichkeit einer endlichen Vereinigung doch noch schmerzhaft, ja selbst widerlich, zu trennen. — Die Situationen sind zum Theil erzwungen, so gelungen auch die meisten sind. — Viel Phantasie, nur wie gesagt etwas düsterer Art, eine blühende Darstellung, lebendige Schilderung besonders in Naturgemälden, eine sehr gebildete edle Sprache, (in welcher man nur selten auf Flecken stöst wie S. 11. 1. S. wegen *einem Manne*, S. 193. *frug*, S. 70. 2. S. Ludwig stand *lang* an, verstümmeln darf man die Wörter nicht, um einen Hiatus zu vermeiden, — S. 125. Gelegen*heit*macher, — wo die Ableitungssylbe *heit*, so wie *keit*, *schaft*, *thum* und *ling* immer das Einverleibungs-*s* verlangt, trotz der missverstandenen Neuerung, die unser würdiger *Jean Paul* uns empfehlen möchte), ergreifende Situationen, gute Charakteristik, diese in unserer gewöhnlichen Unterhaltungs-Literatur nicht gewöhnlichen Vorzüge machen diese Sammlung anziehend, und lesenswerth. — Die *erste* Sammlung enthält acht Skizzen, unter welchen Rec. am meisten angesprochen haben: *Die Catacomben* (von Neapel, in welche ein fremder Maler durch einen eifersüchtigen Nebenbuhler wahrhaft teuflisch zum Verderben gelockt wird), *die Geschichte einer calabresischen Tanne*, die schon erwähnte *Menechella*, und dann vorzüglich: *Die heilige Rosa von Viterbo*. Die *zweyte* Sammlung enthält sieben Skizzen, und darunter zeichnet sich: *Don Giuseppe*, durch Fülle einer wilden humoristischen Phantasie aus.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1824.

ERDBESCHREIBUNG.

London, b. Longman, Hurst, Rees u. s. w.: *Travels in the Interior of Southern Africa*, by *William J. Burchell Esq.* Vol. II. 1824. 599 S. 4. Mit einem zweyfachen Register über beide Theile und mehreren theils illuminirten, theils schwarzen Kupferstichen. (4 L. 14 S.)

Der Vf. dieses Werks, dessen ersten Theil wir (A. L. Z. 1823. Nr. 14.) angezeigt haben, fährt in dem vorliegenden zweyten Theile fort, sein mit vielem Fleiss, richtigem Urtheil und reinem Geschmack ausgearbeitetes Tagebuch dem Publicum mitzutheilen. Nachdem Hr. *Burchell* den damals entferntesten Missions - Posten ausserhalb der Colonie, nämlich Klaarwater, glücklich erreicht hatte, fehlte es an Leuten, die sich in seinen Dienst begeben, und mit ihm die Reise weiter fortsetzen wollten. Diess veranlasste den Entschluss, in die Colonie zurückzureisen, weil es zu erwarten war, dass sich unter den in der Colonie lebenden, zu solchen Zügen, als der Vf. vorhatte, geneigten und auch brauchbaren Hottentotten die erfoderliche Mannschaft zur weitern Begleitung würde auffinden lassen. Um aber von Klaarwater nach Graaf - Reinet, einem Distrikt der Cap - Colonie mit einem Drostamte und Kirchdorfe gleiches Namens, zu kommen, schlug Hr. *B.* einen bis dahin noch nie versuchten, durch einen völlig unbekannten, von Buschmännern bewohnten Landstrich führenden Weg ein, liess Wagen und Gepäck zurück und wurde bloss von 6 Hottentotten begleitet, von welchen jeder einen Trag - oder Packochsen, der auch zum Reiten diente, mit sich führte; Hr. *B.* aber war zu Pferde. Wie es mit diesem von Vielen, nach einer Anmerkung am Ende des ersten Theils, für abenteuerlich, ja für tollkühn gehaltenen Unternehmen ausfiel, das berichtet der Vf. in den vier ersten Kapiteln dieses zweyten Theils seiner Reise. Der ganze Landstrich vom Orange-Fluss bis an das Schneegebirge im Distrikt Graaf-Reinet wird als eine steinichte, öde, baum - und wasserlose Wüste vom Vf. beschrieben, und scheint sich allmälig gegen das Schneegebirge zu erheben. Einen grossen Theil des Weges diente ein Flüsschen, das sich von Süden oder Südosten her in den Orangefluss oder den Gariep ergiesst, und *„the friendly river"* von dem Vf. genannt wird, zu einem Pfade, auf welchem die Reisenden in der nach dem Compass, den Gestirnen und der Landkarte von Hr. *B.* gewählten Richtung, fortkommen konnten. Bald stellten sich auch Buschmänner bey ihnen ein, die sich aber, was gerade nichts Ungewöhnliches ist, an die friedlich scheinenden Reisenden vertraulich anschlossen, und ihnen nützlich wurden, wogegen sie denn auf die Freygebigkeit derselben rechneten. Es wurden einige Kraale oder Wohnplätze dieser Wilden besucht, und überall fand der Vf. die freundlichste Aufnahme: denn ein Reisender, der Tabak — wären es auch nur getrocknete Hanfblätter — austheilen und grösseres Wild erlegen, dadurch aber Tage des Schmausens für seine Wirthe bereiten kann, ist zuverlässig immer willkommen. Von den Leuten des Vfs. wurden zwey Nashörner erlegt, und diese gaben eine Zeitlang Lebensmittel in Ueberfluss für die Wirthe, wie für die Gäste; denn diese Buschmänner von Kaabi's Kraal hatten doch wenigstens Hütten, in denen sie die Reisenden zu Zeiten aufnehmen, auch einiges zahme Vieh, wovon sie ihnen anbieten konnten. Nach einigen Aeusserungen des Vfs. möchte man schliessen, dass er sich ziemlich behaglich unter dieser Horde von Buschmännern fühlte. Er schildert diese Menschen, besonders die jüngern Mädchen (S. 59) als ganz einnehmend, und schreibt ihnen Antworten auf seine Fragen und sonstige Aeusserungen zu, die gesitteten Menschen Ehre machen würden. Der Belustigung des Tanzes sind diese Buschmänner sehr ergeben, doch tanzen sie nicht mit einander, sondern ein einziger fast ganz unbekleideter Tänzer macht der in einer Hütte zusammensitzenden Versammlung seine seltsamen Sprüge vor, wobey er selbst beständig *wa wa koo* schreyt, die Zuschauer aber *aye o aye o* taktmässig und in ziemlicher Harmonie der Stimmen ausrufen; auch wird eine Art von Trommel dazu geschlagen. Damit es aber an Geräusch nicht fehle, führt der Tänzer überdiess noch eine Klapper, nicht in den Händen, sondern um die Knöchel der Füsse. Die, welche Hr. *B.* sah, bestand aus vier Rehbockohren, die an den Enden zusammengenähet waren, und kleine Stückchen Eyerschale, nämlich vom Strausseney, enthielten. Jeder Tänzer, so wie er auftrat, — doch aufrecht zu stehen erlaubte die niedrige Hütte selbst einem Buschmann nicht — bediente sich eben desselben Paares der obigen Fussrassel, welches der Vorgänger angehabt hätte. Drey Wochen brachte Hr. *B.* auf

auf der Reise von Klaarwater bis Graaf-Reinet zu und erlag am Ende beynahe unter den Mühseligkeiten und Entbehrungen, die er zu ertragen hatte. In dem Dorfe Graaf-Reinet hatte das Gericht von der Annäherung eines Reisenden auf einem zuvor von Europäern noch nie betretenen Wege die seltsamsten Gerüchte, und sogar ernstliche Vorkehrungen gegen einen Ueberfall von feindseligen Wilden veranlasst. Die Colonisten hatten damals Krieg mit den Kaffern am grossen Fischfluss, der Landdrost von Graaf-Reinet, Hr. Stockenström (gebürtig aus Upsala in Schweden) war von einem Haufen jener Wilden verrätherischer Weise ermordet worden. — Die Colonisten in den entfernten Distrikten waren also wirklich vor Ueberfällen nicht sicher; um so eher fanden beunruhigende Gerüchte und übertriebene oder ganz falsche Angaben bey Leichtgläubigen Eingang. — Hr. *B.* wurde aber beschrieben als der Anführer eines Haufens von 300 bewaffneten Hottentotten aus der Gegend von Klaarwater, und man darf sich nicht wundern, dass er eben desswegen, wie er erzählt, bey seinem Eintritt in die Colonie als eine verdächtige Person angesehen und selbst von obrigkeitlichen Behörden ausgefragt wurde. Endlich aber wurde er von dem englischen Arzt zu Graaf-Reinet Dr. Menzies und von dem Sohn des ermordeten Landdrost Stockenström, in der von ihm eingenommenen verfallenen Hütte am Fusse des Schneegebirges aufgesucht, und sobald diese das Wahre erfuhren, eilten sie zur Aufnahme des beynahe gänzlich erschöpften Reisenden Anstalt zu machen. Die Gastfreundschaft, welche der Vf. darauf in dem durch seine Lage, am Zondag rivier, umgeben von hohen grünbewachsenen Gebirgen, durch regelmässige Bauart, durch eine Orangen- und Citronen-Allee, wie durch schnelle Vergrösserung ausgezeichneten Dorfe Graaf-Reinet, besonders bey dem damals dort stehenden Prediger Hrn. Kicherer fand, wird dankbar von ihm gerühmt. (S. 143 ff. S. 166 ff.). Es gelang Hrn. *B.*, doch nur mit Mühe, während eines vierwöchentlichen Aufenthaltes zu Graaf-Reinet, den eigentlichen Zweck seiner Reise zu erreichen. Neun Hottentotten, oder Leute von Hottentottischer Abkunft (denn einer von ihnen hatte sogar die Tochter eines holländischen Colonisten zur Mutter, welches als etwas äusserst Seltenes bemerkt wird (S. 155), ein anderer war der vormals von Hr. Kicherer als ein Bekehrter aus den Hottentotten mit nach England hinübergeführte Jan van Royen (oder Englisch John) und schwerlich ein ganz unvermischter Hottentott) traten in des Vfs. Dienste. Es zeigte sich zwar in der Folge, dass Hr. *B.* eben nicht Ursache hatte, sich dieser seiner farbigen Dienerschaft besonders zu rühmen, oder den Getauften und Bekehrten unter ihnen, die sich doch zu grössern Ansprüchen berechtigt hielten als die übrigen, den Vorzug vor diesen zu geben, doch zeichnete sich ein ehemaliger Dienstmann des würdigen Landdrost Stockenström, ein Halb-Hottentott, mit Namen Juli, der nebst seiner Frau Treu und ihrem Kinde Windvogel, in des Vfs. Dienste trat, vor allen Andern aus, und gewann das ganze Vertrauen des Reisenden, der auch eine Abbildung dieses trefflichen Menschen seinem Werke einverleibt hat.

Am 24sten May kam der Vf. wieder in Klaarwater an, hatte aber eben nicht Ursache, aus dem Empfang auf einige Theilnahme an dem glücklich vollbrachten Unternehmen zu schliessen, wesshalb er eilte, die weitere Reise sobald als möglich anzutreten. Diess geschah zu Anfang Junius; und ungeachtet man unter dem 29sten Grad der Breite eher lästige Wärme als Kälte erwarten möchte, so fand doch der Vf. die Witterung in der damaligen Jahreszeit so nahe dem Wendekreise, recht empfindlich kalt — er sah Schnee fallen und mehrmals das Gras, so wie die Rücken der Zugochsen mit Rauhreif überzogen. Der Weg von Klaarwater nach Litákun, oder wie der Vf. zu sagen pflegt, durch das Transgariepinische, führt indessen nicht eigentlich über hohe Gebirge, sondern vielmehr, besonders je näher man der eben genannten Stadt kommt, durch weite Ebenen. Diese werden als sandig, aber doch als bewachsen beschrieben, und erreichen die hier am häufigsten vorkommenden Grasarten die Höhe von 3 Fuss (S. 266) und stehen dicht wie ein Kornfeld, durch welches der Reisende sich den Weg bahnen muss (S. 340).

Die Ankunft eines Reisenden ist den Einwohnern von Litákun (denn so schreibt der Vf., und nicht wie Campbell, Lattakoo, aus Gründen, die er S. 307 angiebt) nicht mehr etwas ganz Neues. Der Ort wird nämlich von den Kora-Hottentotten oder sogenannten Korana des Handels wegen besucht. Gegen Tabak und Korallen wird Vieh und Elfenbein eingetauscht, und die fremden schliessen mit den Litakuensern sogar Handelsverbindungen, um sich dadurch ihr Geschäft zu erleichtern (S. 466. 455.). Ausserdem sind nun auch schon mehrmals Reisegesellschaften aus der Capstadt in Litákun eingetroffen, und seit mehreren Jahren sind englische Missionäre daselbst wohnhaft. Dennoch erregt es immer einen nicht geringen Auflauf, wenn ein Europäer die volkreiche Stadt besucht — denn Alle hoffen auf Geschenke, wenigstens auf Tabak — wie denn auch der Vf. sich beynahe nie öffentlich sehen lassen konnte, ohne ziemlich dringend um *Muchúko*, d. i. Tabak, angesprochen zu werden. Der König Mattivi zeigte sich sehr freundlich, und der Reisende stellte ihm seine Ankunft, durch einen Dollmetscher, als einen Besuch vor, den er ihm schon lange zu machen die Absicht gehabt habe — auch fand gewissermaassen ein öffentlicher Empfang des Reisenden Statt (S. 365 ff.). Doch sagte Mattivi sehr wenig, und alles Ceremoniel fiel gänzlich weg; denn es war kaum einmal möglich, den König durch irgend ein äusseres Merkmal von dem übrigen Volk, unter welches er sich gemischt hatte, zu unterscheiden. Es kostete Hrn. *B.* Mühe, sich sowohl bey seinen eigenen Leuten, die zum Theil von grosser

ſser Furcht ergriffen wurden, als auch bey den zudringlichen, immer bettelnden, auch wohl zum Stehlen aufgelegten Bachapin (ſo heiſst der Kafferſtamm, der Litákun bewohnt) in Anſehen zu ſetzen und darin zu behaupten; — es gelang ihm aber doch durch ſeine Feſtigkeit und ſein gerechtes Verfahren, und es begegnete ihm nichts Widriges während ſeines Aufenthaltes zu Litákun, wo ihm ein *Mootſi*, d. i. eine Umzäunung, wie ſie die Einwohner theils vor ihren Hütten, theils für ihr Vieh, wie auch zu öffentlichen Zuſammenkünften angelegt haben, gleichſam zu ſeinem Aufenthalte eingeräumt wurde. Hier blieb denn auch Hr. *B.* in ſeinem Wagen ſo ziemlich ſein eigener Herr, empfing zuweilen den König Mattivi und deſſen Bruder Molemmi als Gäſte, und ſetzte ihnen auſser Fleiſch auch Reiſs und getrocknete Pſirſchen vor, und nach der Mahlzeit Thee, aber weder Wein noch Branntwein. Der Vf. verheimlichte es vor den Batchapin, daſs er dergleichen bey ſich führe, dagegen ſuchte er ſie zum Anbau der Kartoffel und auch der Pſirſchen zu ermuntern, und theilte deſshalb Pſirſchenſteine und auch etwas Kartoffeln mit (S. 488. 588.). Durch den glücklichen Gedanken, an jedem Sonntage die engliſche Flagge von ſeiner Wohnung, nämlich von ſeinem Wagen wehen zu laſſen, und zugleich die Vorhänge deſſelben rund umher zuzuziehen, verſchaffte ſich der Vf. an dieſem Tage erwünſchte Ruhe, hielt die zudringlichen Beſucher ab, und gab den Eingebornen, bey denen ſonſt alle Tage gleich ſind, einen Eindruck von der Heiligkeit Eines Tages unter ſieben, wie auch von der Zweckmäſsigkeit einer regelmäſsigen Zeittheilung (S. 426). Weil Hr. *B.* ſich mit Zugvieh für die weitere Reiſe zu verſehen nöthig fand, ſo lieſs er ſich einmal verleiten, eine Art von Tauſchhandel mit den Litakuenſern anzufangen, hatte aber bald Urſache, dieſen Plan aufzugeben, ſeine Waaren wieder einzupacken und auf Handelsſpeculationen zu verzichten; denn es war nicht zu vermeiden, bey und durch den Handel in Streitigkeiten zu gerathen, indem die Kinder der Natur, mit denen Hr. *B.* hier zu thun hatte, ſich eben nicht überehrlich gegen ihn zeigten. Mit den Geſchenken, die Hr. *B.* austheilte, kam er ziemlich gut zu recht. Gefärbte Glaskorallen waren immer das Beſte, was er geben konnte, und für Alles, was er ſich von den Eingebornen zu verſchaffen wünſchte, muſste etwas gegeben werden, „Nichts war zu haben für Nichts," wie einer von ſeinen Hottentotten ſagte. Dem König Mattivi muſste Hr. *B.*, nach langer Weigerung und vielen Ausreden, die zwar der König gelten zu laſſen ſchien, ohne jedoch ſeinen Zweck aus den Augen zu verlieren, eins ſeiner Gewehre überlaſſen. Eigentlich ſollte, der Abrede gemäſs, die Ablieferung des Gewehrs erſt erfolgen, wenn der Vf. von ſeiner weitern Reiſe zurückgekehrt ſeyn würde — im Grunde dachte der Vf. damals aber nicht zurückzukehren — doch Mattivi überliſtete ihn; — denn als er eines Tages den Reiſenden beredet hatte, das ihm beſtimmte Gewehr einmal in ſeiner Gegenwart abfeuern zu laſſen, als ihm darauf auch nicht abgeſchlagen wurde, daſs einer ſeiner Leute das Gewehr einmal möchte losſchieſsen dürfen, lieſs er daſſelbe, ſobald es abgefeuert worden war, ſogleich in ſeine Wohnung tragen, anſtatt es dem Hottentotten des Hrn. *B.* wieder zurückzugeben (S. 405). Hr. *B.* ſtellte dem König das Unredliche dieſes Benehmens vor, wagte es aber doch nicht, weiter zu gehen, ſondern ſchenkte ihm in der Folge auch noch etwas Pulver und Bley (S. 405).

Hr. *B.* hat ſich ſehr angelegentlich erkundigt nach dem, was man in dem Lande der Butſchuana oder der Batſchapin von dem Schickſal der durch den ehemaligen Gouverneur der Cap - Colonie Lord Caledon ausgeſchickten, aber nie zurückgekehrten Expedition unter Dr. Cowan und Capitän Donavon, wiſſen oder behaupten möchte. Nichts mehr aber hat er erfahren, als was auch ſchon Hr. Campbell hörte, daſs nämlich jene Reiſenden im Lande der Wanketſen, oder, wie der Vf. ſchreibt, Nuakketſi umgebracht und ausgeplündert worden wären. Hr. *B.* zeigt aber faſt unwiderſprechlich, daſs dieſe Angaben erdichtet ſind und von den Batſchapin bloſs deſswegen wiederholt und für Wahrheit ausgegeben werden, um die Nuakketſi bey den Engländern verhaſst zu machen (S. 496 ff.). Was alſo aus der vorhin erwähnten wohlausgerüſteten Expedition, welche zunächſt eine Verbindung der Colonie mit den portugieſiſchen Beſitzungen an der Oſtküſte bezweckte, geworden ſeyn möge, bleibt noch immer ein Räthſel.

In den beiden letzten Kapiteln dieſes zweyten Theils von S. 511 an, trägt der Vf. Alles zuſammen, was er über den Stamm der Batſchapin in Erfahrung hat bringen können. Ihre Hauptſtadt liegt gerade in der Mitte zwiſchen den Küſten des indiſchen und des atlantiſchen Meeres, welche das ſüdliche Afrika umgeben, und iſt etwa 700 engl. Meilen von jeder dieſer Küſten entfernt. Die Stadt kann als eine Verſammlung kleiner Dörfer angeſehen werden: denn man bemerkt in der Anlage derſelben keine Spur von Regelmäſsigkeit. Die ſchönen Acacia - (Mimoſa) Bäume, die ſonſt den Ort beſchatteten, wo jetzt die Stadt ſteht, ſind faſt alle weggehauen worden, und nur der Stumpf ſteht noch. Die benachbarten Anhöhen ſind aber nicht oder nicht mehr bewachſen, denn das gröſste dort noch übrige Geſträuch iſt *Vangueria infauſta*, wovon die Eingebornen glauben, es bringe Unglück über den, der es zur Feuerung brauchen würde, und es eben deſshalb ſtehen laſſen. Die einzelnen Abtheilungen der Einwohner, die ſich zuſammenhalten und neben einander bauen, ſtehen jede unter einem eigenen Oberhaupte — *Koſi* genannt — von welchem auch die Erlaubniſs ſich anbauen zu dürfen, erlangt werden muſs. Der Vf. bemerkte 30 bis 40 Häuſergruppen, und berechnet die Zahl der Wohnhäuſer auſser den

den Nebengebäuden, auf etwa 800, die Zahl der Einwohner aber auf wenigstens 5000. Der Weg von dem südlichen Theile der Stadt bis zum nördlichen war eine halbe Stunde lang, von Osten nach Westen war die Entfernung noch etwas beträchtlicher. Die Häuser selbst, die bekanntlich von den Weibern aufgebauet werden, und ihrer Einrichtung nach schon von frühern Reisenden beschrieben sind, zeichnen sich durchgängig durch Reinlichkeit und Nettigkeit aus; sonst aber wird eben nicht auf Reinlichkeit gehalten, am wenigsten auf persönliche. Merkwürdig schien dem Vf., dass alle Gebäude ohne Ausnahme eine runde Form haben, als ob man wisse, dass die Figur des Kreises den grössten Raum einschliesse, und dass sich die Wohnung des Königs oder Oberhauptes in Nichts von den übrigen Hütten unterschied, ja weniger geräumig war, als die mancher anderer Einwohner von Litákun. Die Einzäunungen oder Gehäge, in welchen das Vieh bey Nachtzeit zusammengehalten und verwahrt wird, sind dicht neben den Wohnungen, und diese unbedeckten Viehställe oder Hürden, dienen auch gewöhnlich zu Grabstätten. Nie sah indessen der Vf., dass ein Grab irgend bezeichnet worden wäre; doch schien dem Gehäge, in welchem die Leiche des Königs Mulihaban drey Monate vor des Vfs. Ankunft war beerdigt worden, und worin das Zugvieh des Vfs. getrieben wurde, eine gewisse Heiligkeit zugeschrieben zu werden, weil Niemand anders als mit entblössten Füssen, ohne die Fellschuhe, in dieses Mootsi treten durfte. — Hornvieh wird fast ausschliesslich von den Batschapin, wie von allen Kaffern überhaupt, gehalten, Schafe und Ziegen sieht man selten — Pferde und Schweine gar nicht, auch wird von dem Vf. kein Federvieh als hier einheimisch angeführt. Milch ist das Hauptnahrungsmittel — eine Art Hirse, Kafferkorn, wird auch häufig genossen, und auf den Anbau derselben, nebst einigen Arten Bohnen und Kürbisse oder eigentlich Wassermelonen (Angurien?) beschränkt sich der Ackerbau. Durch die Jagd, welche gewöhnlich in Gesellschaft angestellt wird, und ein grosses Treibjagen ist, wird der Mangel nützlicher Hausthiere einigermaassen ersetzt. Wenn andere Reisende bemerken, dass diese Kafferstämme sich nur äusserst selten und ungern entschliessen, einen Ochsen oder eine Kuh zu schlachten, so erwähnt Hr. *B.*, dass täglich mehrere Ochsen zum Schlachten von den Weideplätzen in die Stadt getrieben werden (S. 524). Die Milch wird gleichfalls ein oder zwey Mal die Woche in ledernen Schläuchen von den Vieh- oder Weideplätzen an die Eigenthümer der Heerden in der Stadt geschickt — kommt aber begreiflicher Weise, von Ochsen getragen, als dicke oder saure Milch, oder als Buttermilch dort an — sonst weiss man nichts vom Buttermachen, als was bey diesem Transport von selbst zufällig Statt findet.

(Der Beschluss folgt.)

ERFURT, b. Keyser: *Lehrbuch der neuesten Erdbeschreibung* nach natürlicher Ordnung und Eintheilung der Staaten. Für Gymnasien, Handlungs- und Militärschulen, so wie für den Privatunterricht. Von *Karl Gottfried Richter*, Diaconus zu Waltershausen bey Gotha. 1822. VI u. 367 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Die grosse Zahl der in jeder Messe erscheinenden geographischen Lehrbücher vermehrte auch Hr. *Richter*. Sein Hauptbestreben war, so viel als möglich eine schnelle und leichte Uebersicht von jedem Lande und dessen Theilen zu geben, und desshalb suchte er überall feste Puncte (Gebirge, Flüsse u. s. w.), um das Aufsuchen der Orte zu erleichtern. Leicht erkennen unsere Leser hieraus, dass der Vf. nichts Eigenthümliches hat; denn auch auf diesem Wege sind ihm *Homeyer*, *Zeune* u. a. schon längst vorausgegangen, nur mit dem Unterschied, dass diese Männer ihre Ansichten consequent durchführten, der Vf. aber die politische Eintheilung fest hielt und die Ortschaften nur nach den Flüssen zusammenstellte, was auch schon *Olshausen* ohne Gewinn für die Jugend gethan hatte. Bey seinem Bestreben nach Kürze ist der Vf. oft undeutlich, und ohne andere Hülfsmittel wird der Leser seines Buchs viele Stellen nicht verstehen; z. B. S. 4, wo er „Passatwinde, Monsuns, Samum, Chamsie (ein nicht angezeigter Druckfehler statt Chamsin), Harmattan" nennt, ohne diese Wörter zu erklären. Bey Thal-Ehrenbreitstein S. 130 setzt Hr. *Richter*: „ehemalige Reichsfestung auf einem hohen Felsen." Sollte ihm unbekannt seyn, dass seit mehreren Jahren an der Wiederherstellung der Festung gearbeitet worden, dass sie ihrer Vollendung sich nähert, und dass sie keine Bundesfestung ist? Auch in den nicht-europäischen Erdtheilen findet man nicht selten veraltete Nachrichten. So ist Cochin S. 199 nicht mehr niederländisch, sondern schon 1814 gegen Banca an die englische Handelsgesellschaft abgetreten. Bey den ehemaligen spanischen Besitzungen in Nordamerica S. 271 f. ist nicht einmal angedeutet (wie doch S. 279 bey dem spanischen Südamerica geschehen ist), dass die Herrschaft des Mutterlandes schon seit Jahren aufgehört hat, und dass sich hier neue Freystaaten gebildet haben, deren Unterjochung Spanien in seinen jetzigen Verhältnissen wohl unmöglich seyn dürfte. Endlich vermisst man die zum Theil schon im 16ten Jahrhunderte entdeckten Inseln im Süden von Südamerica, an die sich die 1819 vom Capitän *Smith* aufgefundene Insel Neu-Süd-Shetland anreiht.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1824.

ERDBESCHREIBUNG.

London, b. *Longman, Hurst, Rees: Travels in the Interior of Southern Africa*, by *William J. Burchell Esq.* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Ueber den Ursprung der Batschapin so wie der Kafferstämme überhaupt, weiss der Vf. begreiflich, nichts Zuverlässiges zu sagen; nur bezweifelt er ihre Abstammung von den Arabern, theils wegen ihres Wollhaars, theils aber auch deswegen, weil sie unbekleidet gehen, da man doch kein Volk finde, welches die einmal angenommene bessere und vollständigere Bekleidung wieder abgelegt habe, und in diesem Puncte rückwärts gegangen sey, wie doch, wenn die Kaffern von den Arabern abstammten, bey ihnen geschehen seyn müsste (S. 373). Die Sprache meint der Vf., würde hier vielleicht noch einmal näheren Aufschluss geben können. Sie hat manches Eigenthümliche, und der Vf. bemerkt unter andern dass sie sich der Sylben *li*, *ma*, und *ba* als Präfixe bedient und dadurch den Sinn der Wörter verändert. So soll *Li-takun* der *pluralis* seyn von *takun*, welches eine Viehhürde bedeutet, — *ma* hingegen macht den *pluralis* bey belebten Dingen wie *makwa* Männer von *kwa* Mann — sie sollen nicht über 10 (welches *Sumi* oder Schumi (*Shumi*) heisst) hinaus zählen können, und bezeichnen eine grössere Anzahl durch den Ausdruck *intsintsi* — oder auch *intsintsi lisum* eine Menge von Zehnen (S. 307. 559.).

Dem Oberhaupte schreibt Hr. *B.* grosse Macht und hohes Ansehen zu. Im Aeusserlichen unterscheidet sich zwar der König auf keine Weise von den geringsten seiner Unterthanen, seinen Befehlen soll aber unbedingter Gehorsam geleistet werden. — Diess wird wohl nichts anders seyn, als dass die Leute in den wenigen Fällen wo gemeinschaftlich gehandelt werden muss, oder wo allgemeine Maassregeln ergriffen werden sollen, sich nicht weigern zu thun, was sie ihrem eigenen Interesse gemäss halten, oder wobey sie fühlen, sie würden zu Nichts kommen, wenn nicht Einer da wäre, der sie in Bewegung setzte und sagte was geschehen sollte. — Was der Vf. noch über die Religion oder vielmehr den gänzlichen Mangel an bestimmten Religionsbegriffen bey übrigens herrschenden Aberglauben, ferner über die geistigen Anlagen, die Kleidung, die Gestalt, die Lebensweise und andre Eigenthümlichkeiten der Batschapin in den beiden letzten Kapiteln anführt, ist theils nicht neu, theils aber auch, nach des Vfs. eignem Urtheil, zu unvollständig als dass es ganz befriedigen könnte.

Dass aber Hr. *B.* auch in diesem *2ten* Th. seiner Reise die schätzbarsten Beyträge zur Bereicherung der Zoologie und der Botanik liefre, lässt sich nach dem Inhalt des *ersten* Theils, nicht anders erwarten. Es sind vier neue Arten Antilopen von ihm entdeckt und bestimmt worden, mehrere Vögel und eine Menge Pflanzen hat Hr. *B.* zuerst genauer beobachtet und beschrieben. Unter den Pflanzen ist ganz neu: *Triaspis hypericoides*, welche neue Gattung zu der Ordnung der Malpighiaceen gehört und der Gattung *Hiraea* nahe verwandt ist (S. 280. u. 290). Ferner führt der Vf. an 4 neue Arten *Asparagus*, einen *Rumex Scandens* vom Orangefluss der 15 Fuss hoch wird, *Sophora sylvatica* ein Blüthenbaum dem *Laburnum* ähnlich, bis 30 Fuss hoch — *Salix Gariepina* — *Croton gratissimum* *Ocymum fruticulosum*, beide äusserst wohlriechend aus dem Transgariepinischen. Recht befriedigt wird indessen der Leser nicht durch diese kurzen Notizen, welche sich in dem Buche zerstreut finden, und recht angelegentlich müssen die Freunde der Zoologie und der Botanik wünschen, dass es dem Vf. nicht an Aufmunterung fehlen möge, das für die Aufnahme seiner naturhistorischen Entdeckungen besonders bestimmte Werk — auf welches er sich öfters bezieht, recht bald erscheinen zu lassen. Schwerlich hätte man auch erwartet, dass der Vf. die Mittheilungen aus seinem Tagebuche schliessen würde ehe der Leser noch erfährt, wie und auf welchem Wege er aus dem Lande der Batschapin zurückgekehrt seyn möge? Jetzt endigt sich das Tagebuch gerade da, wo die Frage: ob der Vf. seine Leute würde bewegen können ihm bis an die Westküste zu folgen, oder nicht, sich entscheiden musste — wie sie sich aber entschieden habe, sagt der Vf. nicht! So viel weiss man indessen, der Vf. war genöthigt seinen Plan aufzugeben, und kehrte wieder nach der Capstadt zurück, doch auf einem andern Wege als den er zuerst genommen hatte, und besuchte auf diesem Wege nun auch die östlich gelegenen Distrikte der Colonie, die sich zum Theil durch ihre Waldungen auszeichnen, um auch hier die Pflanzenkunde durch seine Beobachtungen zu erweitern. Möchte es auch die Bescheidenheit des Vfs. nicht zulassen, die Aufmerksamkeit der Leser und selbst die Zahlungsfähigkeit auch seiner reichen Landsleute noch für mehr

mehr als 2 Quart-Bände mit illuminirten Kupfern, sogleich in Anspruch zu nehmen; so hätte sich doch vielleicht durch eine etwas zusammengezogene Erzählung des Wissenswürdigsten der allen seinen Lesern gewiss natürliche Wunsch, den Vf. bis ans Ende seiner interessanten Reise begleiten zu dürfen, befriedigen lassen. Doch vielleicht darf Hr. *B.* einer seine Verdienste ehrenden Auffoderung, das Ganze seines Tagebuchs nach und nach mitzutheilen, um so mehr entgegensehen, je weniger es bey diesem Schriftsteller auf das Büchermachen angelegt ist, und durch ihn doch auch in so vieler Hinsicht das alte Sprichwort bestätigt wird: *Semper aliquid novi ex Africa.*

TECHNOLOGIE.

JENA, b. Schmid: *Zur Gährungs-Chemie und Anleitung zur Darstellung verschiedener Arten künstlicher Weine, Biere* u. s. w. von *J. W. Doebereiner.* 1822. 80 S. kl. 8.

Der rühmlichst bekannte Vf. hat diese kleine höchst wichtige Schrift allen Wein-, Bier- und Essigfabrikanten Deutschlants gewidmet, und diese müssen sich ihm dafür innigst verpflichtet fühlen; denn er hat in derselben die Dunkelheiten, in welche der Gährungsprocess bisher noch gehüllt war, gänzlich zerstreut, die Verhältnisse, in welchen Alkohol und Kohlensäure aus dem Zucker in der Gährung hervorgehen, ausgemittelt und bestimmt, und die ganze Theorie derselben auf eine so feste Grundlage gebracht, dass sich nun alle Fabrikanten dadurch in den Stand gesetzt sehen, über den wahren Werth der Dinge, welche zur Darstellung ihrer Fabrikate verwendet werden sollen, sicher zu entscheiden.

Die Schrift zerfällt in 2 Theile, den vorbereitenden oder theoretischen und den angewandten oder practischen, und jeder derselben ist wieder in verschiedene Abschnitte getheilt. In dem *ersten Abschnitte* handelt der Vf. *von der Weingährung*, und theilt die von ihm angestellten Versuche nebst den daraus sich ergebenden Resultaten mit. Sie lehrten, dass der Zucker im Processe der Gährung stets eine bestimmte, unveränderliche Menge Kohlensäure ausgiebt, und weiter fortgesetzte Versuche ergaben aus 200 Gran Zucker, 101 Gran wasserfreyen Alkohol, womit nachherige (stöchiometrische) Berechnung der Verhältnisse der Bestandtheile des Zuckers, des Alkohols und der Kohlensäure sehr gut zusammenstimmt. Den Fabrikanten wird hierauf Anleitung zur Anwendung der Resultate gegeben. Eben so verfährt der Vf. im *zweyten Abschnitte von der Essiggährung.* Mehrere Versuche bestätigten die von ihm längst geäusserte Vermuthung, dass ein positiv electrischer Zustand des Alkohols diesen zur Säuerung bestimmen, also positive Electricität die erste Ursache der Essiggährung seyn möchte. Im *dritten Abschnitte* hat er die *Erzeugung des Zuckers aus Holz* und *Stärke* gelehrt. Aus Holz kann die Darstellung des Zuckers noch nicht mit Vortheil ausgeübt werden, weil diese Substanz mehr als ihr Gewicht concentrirte Schwefelsäure fodert, um aufgelöst zu werden, das Verfahren aber aus Stärke Zucker zu bereiten, ist genau beschrieben. Im *vierten Abschnitte* theilt der Vf. einige Bemerkungen über die Stärke und ihr Verhalten gegen Wasser und andere Substanzen mit, wovon wir nur folgende ausheben: „Beym Extrahiren des gemalzten Getreides wird nicht nur die Stärke und der aus ihr entstandene Zucker, sondern auch ein grosser Theil des Klebers, welcher noch vorhanden ist, mit aufgelöst. Wird nun der Extract — die Würze — noch einige Stunden lang erhitzt, so wird der grösste Theil der noch unveränderten Stärke vollends in Malzzucker verwandelt und die Würze wird daher immer süser. Und wollte man das Erhitzen der Würze ungefähr 12 Stunden lang fortsetzen, so würde man dadurch alle Stärke in Zucker verwandeln und nachher durch Gährung der Flüssigkeit ein Getränk gewinnen; welches nicht nur geistreicher, sondern auch haltbarer als das auf gewöhnliche Weise dargestellte Bier seyn würde. Ich rede hier aus eigener Erfahrung und bitte alle Bierbrauer, diesen meinen Wink nicht unbeachtet zu lassen." Die folgenden höchst interessanten Versuche und Beobachtungen über das Stärkemehl sind für Bierbrauer von grosser Wichtigkeit, indem sie die Eigenschaften desselben näher bestimmen. — Der *fünfte Abschnit* ist dem *Gährungsstoffe* oder *Ferment* gewidmet. Auch hier findet man eine Reihe mit ungemeinem Scharfsinn angesteller Versuche, aus welchen erhellt: 1) dass Hefen durch Behandlung mit Weingeist getödtet, d. h. unfähig gemacht wird, Gährung zu erzeugen; ein Umstand, der den Arzt mit einem Mittel bekannt macht, die schädliche Wirkung der Hefen, welche häufig durch Trinken unausgegohrnen Bieres, gährenden Mostes u. s. w. empfunden wird, zu ersticken; 2) dass Hefen kein infusorielles Erzeugniss ist; 3) dass Hefenhydrat gepulverten Zucker liquid macht, und sich mit diesem zu einer honigartigen Masse verbindet, welche für sich nicht in Gährung übergeht, wohl aber, wenn sie mit Wasser verdünnt worden. Branntweinbrenner, Bierbrauer und Bäcker finden demnach in dem Zucker ein Mittel, ihre Hefen durch denselben sicherer als durch Weingeist vor dem Verderben zu schützen. Am Schlusse dieses Abschnittes hat der Vf. noch bemerkt: er habe die Entdeckung gemacht, dass der Gährungsstoff auch durch Essigsäure getödtet, oder vielmehr unfähig gemacht werde, ferner den Zucker in Gährung überzuführen. Wenige Tropfen dieser Säure reichen hin, eine grosse Masse von Hefen unthätig zu machen.

Der *zweyte* oder *praktische* Theil hat 3 Abschnite. Im *ersten* wird vom Bierbrauen gehandelt. Der Vf. giebt keine ausführliche Beschreibung der verschiedenen Operationen der Bierbereitung, sondern theilt zuvörderst einige sehr beherzigungswerthe Bemerkungen mit, und macht auf mancherley Gebrechen und Mängel des deutschen Brauwesens aufmerksam. Wer wird ihm nicht

nicht beystimmen, wenn er S. 56. sagt: „Die Bierbrauer in Deutschland sind zum Theil noch gar sehr unwissend, und wenn unsere Regierungen nicht das Gesetz geben: dass nur solche Leute als Brauer angestellt werden dürfen, welche die *ganze* Kunst des Bierbrauens nicht allein practisch, sondern auch *wissenschaftlich* und *gründlich* erlernt haben, so wird es mit dem Brauwesen in Deutschland noch lange nicht besser werden. Aber es müssen, ehe dieses Gesetz gegeben werden kann, besondere Unterichtsanstalten für Bierbrauer errichtet, und diese mit Lehrern besetzt werden, welche selbst wissenschaftlich gebildet, besonders aber mit naturwissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstet und fähig sind, angehenden Brauern in allen Zweigen der Kunst einen gründlichen Unterricht zu ertheilen. Da die Brauer in der Regel gut, ja oft besser als manche Staatsbeamten besoldet sind; so kann der Staat auch verlangen, dass diejenigen, welche sich der Kunst der Bierbrauerey in der Absicht widmen wollen, um in der Folge als Braumeister zu dienen, die ersten Schulkenntnisse besitzen, und erst nachweisen, ob sie auch mit diesen begabt und fähig sind, die Lehren der Meister zu fassen und anzuwenden." — Unter den Zusätzen, welche besonders in England dem Biere zugemischt werden, sind auch Capsicum, Kockelskörner u. dergl. angeführt, gegen welche aber, als giftig gewarnt wird. Es wird hierauf gezeigt, wie aus Weizen- und Gerstenmalzsyrup künstliche Biere bereitet werden könnten, und verschiedene Mischungen sowohl zu Dünn- als Tafel- und Doppelbieren angegeben. Den in Deutschland aus Kartoffeln, Queckenwurzeln und Runkelrübensaft bereiteten Bieren scheint der Vf. keinen Beyfall zu geben; doch sagt er am Schlusse: „Wollte man die Queckenwurzel ferner zur Darstellung eines geistigen Getränkes anwenden; so möchte ich vorschlagen, den wässerigen Absud derselben nicht durch Hopfen, sondern durch Calmuswurzel, welche ebenfalls Zucker und einen sehr gesunden aromatischen Stoff enthält, zu würzen. Man würde dann durch nachherige Gährung der Flüssigkeit ein sehr haltbares, liebliches und gesundes Getränk für die arbeitende ärmere Volksklasse gewinnen, — ein Getränk, welches besonders solchen Menschen sehr zuträglich seyn würde, die sich im Freyen bey nasser Witterung oder im Wasser selbst arbeitend beschäftigen müssen."

Im *zweyten Abschnitte* kommt der Vf. auf die *Bereitung künstlicher Weine*, und theilt, nachdem er das Verfahren im Allgemeinen beschrieben, specielle Vorschriften zur Bereitung des Johannis- und Stachelbeerweins, des Englischen Champagners, des Holunder- Hollunderblüt- Morellen- Kirsch- Pfirsch- und Aprikosenweins, des Gemischten- Quitten- Birken- Pommeranzen- Ingwer- Pastinaken- künstlichen Cyperweins, des Meth, Schlüsselblumen- Maulbeer- Himbeer- Pflaumenweins, des tatarischen Koumiss, und des Rosinen- und Traubenweins mit. Liebhaber dieser geistigen Getränke werden es dem Vf. Dank wissen, dass er sie durch diese Sammlung von Recepten in den Stand gesetzt hat, die Bedürfnisse ihres Gaumens auf so mannichfaltige Art zu befriedigen.

Im *dritten Abschnitte* bezieht sich der Vf. hinsichtlich der *Bereitung* des *Essigs* auf seine bereits vor mehrern Jahren über diesen Gegenstand herausgegebene Schrift, ohne die neue (S. 14 und 15. angedeutete) Fabrikationsmethode näher zu beschreiben. Der Name des Vfs. ist übrigens schon eine hinlängliche Empfehlung für diese Schrift.

SCHÖNE KÜNSTE.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp: *Mein Torso. Bruchstück aus Peter Paul Zwyzke's Leben und Erfahrungen in und ausserhalb Zschikkewitzsch.* Von ihm selber beschrieben und zwar unter der Weltherrschaft Napoleon des Grossen. — Vorläufig in vier Duzend ungleichen Gaben. 1823. XVIII u. 830 S. 8.

Wenn Herr Pastor Pustkuchen nicht der Vf. dieses Romans ist, so darf er es doch nicht übel nehmen, dass er dafür gehalten wird. — Mit Göthe wird nicht schmeichelhaft, aber doch auch nicht unanständig umgegangen. Die Prediger, einen ausgenommen, stehen in offenbarer Gunst, auch werden Predigten berührt, wie die Herren zu thun pflegen, und vieles ist predigtmässig, selbst hebräisch kommt vor. Die Weise der literarischen Anklänge ist wie in den falschen Wilhelm Meister's Wanderjahren, aber leichter und reicher. Die Geläufigkeit des Wortmachens und die dialectische Manier sind sich ähnlich. Am nächsten lässt sich dieser Roman wohl mit einer Bildersammlung aus der niederländischen Schule vergleichen, und der Vf. hat es wohl selbst gefühlt, da er den einzigen Mann von wahrer Bildung, den Gutsbesitzer Vermeulen zum Niederländer macht. Er zeichnet nach der Natur mit lebendigen Farben, aber zu bunt, fehlt auch nicht selten gegen den guten Geschmack, es glückt ihm Witz und Laune, oft hascht er indess vergebens darnach. Wie treffend er indess von allen Arten der Hofcavaliere und Hofdamen, geadelte Maitressen, inbegriffen, von der wirklichen und titulären Dienerschaft, von Landjunkern und ihrer Umgebung bis zum Dorfhirten herab, das Konterfey giebt, so ermüdet doch schon ihre zu natürlich, d. h. müssig durcheinander sich treibende Menge, wenn auch die 13 lieben Kinder des Oberförsters, als welchen sich der Vf. giebt — nicht in Lebensgrösse vorgestellt wären. Ueberdiess sind der Zerrbilder viel zu viele; das Landfräulein Gustchen wird erst am Ende ein tüchtiges herzensgutes Landmädchen, nach dem Vorbilde der Töchter von Vermeulen, welche im Hintergrunde bey dem Kartoffelroden und Buttermachen bleiben. Der brave Oberförster ist oft langweilig und nicht genug forstmännisch. Die Spässe bey den ernsthaftesten Sachen werden widerlich, und sind nicht einmahl unterdrückt, als der unglückliche Neger Bubu durch Spiesruthen gemordet wird. Es soll nicht behauptet werden, dass der Vf. einen Mann

von

von gediegener Bildung nicht darzustellen vermöge, aber die Vermuthung scheint er wieder sich zu haben, sowohl wenn es auf das Denken als auf das Handeln ankommt; denn es ist doch wohl nur eine Nothhülfe, obgleich eine gute, dass der Prediger Himmels gänzlich schweigt, als zwey Professoren sich über Mysticismus und Idealismus streiten, und dass nicht er selbst, sondern sein Wein als der Dritte zwischen ihnen erscheint. Vermeulen weiss auch die Vorzüge der deutschen Literatur vor der französischen nicht besser geltend zu machen, als durch Racine's Reim von *Flamme* auf *Madame*. Von seiner gerühmten Landwirthschaft erfährt man nichts, und seine patriarchalischen Einrichtungen äussern sich dadurch, dass er mit seinem Gesinde isst, (durchaus unpractisch) dass er die Armen, zwar nicht an seinem Tisch, aber doch täglich speist (welches nicht angeht, wenn er selbst etwas behalten will) u. s. w. Am Ende verleiht der reiche Bürgerliche dem verarmten Edelmanne Obdach, und gedenkt seinen Sohn mit dessen Tochter zu verheirathen. So haben wir denn nur einen Roman von dem veralteten und jetzt unzeitigen Schlage vor uns. Wir fragen den Vf., ob der Adel in seiner Nachbarschaft einen Rückfall in den alten Müssiggang, das leere Prunkwesen, das tolle Verschwenden befürchten lässt, oder ob er auf seinen Gütern tüchtig und rüstig wirthschaftet, Dienstgeschäfte und Wissenschaften mit grossem Ernste, die Künste des Erwerbes und der Staatsbenutzungen vielleicht nur zu emsig treibt, und zum grossen Nachtheil des Arbeitsstandes und Geldumlaufs Einschränkungen und Ersparungen macht? Wenn er sich nun überdiess in sich selbst desto mehr zurückziehen, und zusammenhalten sollte, je empfindlicher ihm das Andenken an die Neckereyen der Schriftsteller vor dem Kriege die Geldabhängigkeit von den Bürgerlichen, und auch wohl der Beamtenhudeleyen in dem Kriege, wäre, und je gunstvoller sich für ihn die Zeitumstände gestalteten, könnte es dann wohl gerathen seyn, die alten Neckereyen wider ihn zu erneuern, und ihn noch mehr zu reizen? Hätte der Vf. aber die Hauptstädte gesehen, so würde er an der Spitze der Geschäfte mächtige Erbgeschlechter des Reichs, die historischen Familien nennt man sie in Frankreich, in dem Dienst und der Gesellschaft aber Adlige und Bürgerliche ohne weitere Unterscheidung, wenigstens den Reichthum in höherer Geltung als die Geburt gefunden haben. Man mag in dem Lande und den Hauptstädten viel Hochmüthiges und Gehässiges treiben, aber für die läppischen, lächerlichen Dinge, die er beschreibt, ist man durch den Krieg zu ernsthaft geworden. Nach dem Anfange der Schrift schien sie die Erbärmlichkeiten vor dem Kriege zur Folie zu machen, um das Echte und Rechte sich desto glänzender aus der dunkeln französischen Umgebung erheben zu lassen, so dass sich unsere damaligen Zustände, die Abweichung der deutschen und französischen Bildung und Verwaltung, die Missverständnisse und Verständigungen, die Uebergänge der Grundgefühle zum Wollen und Handeln abgespiegelt hätten. Wie wenn der verdienstvolle, bürgerliche Geheimerath, welcher nur erscheint, um zur Diskussion über seine Einladung zum Abendzirkel am Hofe Anlass zu geben, mit einem franz. Intendanten zusammengekommen, und nach mancherley Misshelligkeiten in Geschäften, Formen und Benehmen befreundet worden wäre, weil sie sich beide gegen ihre alten Fürsten treu befunden hätten? (Johannes Müller hatte wirklich einen solchen Fall mit einem Staatsminister Ludwigs XVIII.) Der franzöf. General der so lecker isst (man isst zwar nicht immer so gut, aber doch recht viel sogar Braten von mehreren Kälbern auf einmahl: Kälberbraten statt Kalbsbraten, bey dem Vf. (obgleich er vor der Revolution nur Schäferknecht gewesen) welches kein Vorwurf ist, und am wenigsten hier seyn sollte) konnte zu jener Rotte gehören, die sich nicht durch Eyde sondern durch das Geständniss ihrer Schandthaten verschworen und durch die Gemeinschaft von Verbrechen verbunden hatten, welche das Leben und die Welt für Lug- und Trugwerk hielten, das nichts als etwas Sinnenkitzel gewähren könnte. Dadurch wäre die schreckliche Lage der Besiegten klar geworden; der gemeine Unfug hätte wegbleiben können, vor allen der Nothzuchtsversuch, da die Schrift sich sonst mit dem Liederlichen nicht befasst. Die Geschichten, womit ein Student Bürger und Bauern zur Nutzanwendung wider die Franzosen unterhält, sind nicht übel; er kommt aber selbst nicht weiter zum Vorschein, und er hätte sich doch so vortheilhaft mit einem der jungen franz. Ehrenmänner zusammenbringen lassen, die sich unter die Fahnen, besonders von Moreau geflüchtet hatten; und beide konnten dann über Literatur ganz anders sprechen, als Vermeulen mit der albernen Baronin. Doch, über das Possierliche, und Komische hat der Vf. sich nicht erheben wollen, wenn er es konnte. Wollte er es nicht, so ist es für die Leser freylich nicht schmeichelhaft, dass er ihnen die besseren Gaben vorenthält, und sie mit den schlechteren vorlieb nehmen lässt, sie haben indess kein Recht mehr zu verlangen. Genug, wenn er sie lachen lässt, und sie können es auch nicht übelnehmen, dass er sie der Reihe nach über einander und also alle über sich selbst lachen liesse; denn das wäre, wie es in guter Gesellschaft zugeht. Nur darin fehlt er, dass er es als ein schlechter Gesellschafter macht, der die einen vorzieht, die andern zurücksetzt, lächerlich macht, und alles verstimmt. Wir haben jetziger Zeit eigentlich keine Ursach zum Weinen, so Vieles uns auch nicht recht ist; und da das Lachen von jeher zum Rechtwerden vieler Dinge und oft mehr als das Weinen geholfen hat, auch sich nicht so wie das Schreyen verbieten lässt; so könnte es uns gar sehr nützlich werden, wenn man es anzufangen weiss, dass die, welche gemeint sind, selbst mit lachen müssen, und nicht aufgereizt und erbittert werden, wovor man sich nicht genug in Acht nehmen kann.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1824.

BIBLISCHE LITERATUR.

FRANKFURT a. M., b. Hermann: *Die heilige Schrift in berichtigter Uebersetzung mit kurzen Anmerkungen.* — *Zweyter* Theil. *Altes Testament.* Poetisch - prophetische Bücher und Apokryphen. *Zweyte*, verbesserte Ausgabe. 1823. XVI u. 812 S. gr. 8.

Mit Bezug auf unser bereits früher über die durch Hrn. *von Meyer* berichtigte Uebersetzung des N. T. und über den *ersten* Theil seiner Uebersetzung des A. T. mit Anmerkungen (A. L. Z. 1824. Erg. Bl. Nr. 1 — 2 u. 12.) ausgesprochnes Urtheil können wir uns über diesen noch rückständigen Theil des *Meyer*'schen Bibelwerkes nunmehr ganz kurz fassen, da dieselben Fehler, welche wir rügten, auch hier sich finden und also das dort Gesagte auch von *diesem* Theile gilt. Aus der nun schon bekannten Ansicht des Vfs. von den biblischen Schriftstellern werden unsere Leser selber abstrahiren können, was derselbe über den *Prophetismus* denke und wie er die Orakel aufzufassen pflege. In einer „kurzen Einleitung" verbreitet er sich darüber, handelt auch über die Poesie der Hebräer, das Wesen und die eigentliche Beschaffenheit derselben, ohne jedoch über alles klar gedacht zu haben oder auch nur sich deutlich auszusprechen. S. IV. bemerkt er: „Gewisse Erfahrungen unserer Tage, obwohl an sich geringerer Natur und mehrentheils nur als irdische Schatten haben uns über die Möglichkeit jenes höchsten Hellsehens (der alten hebräischen Propheten nämlich) nach Gottes Willen so viel gelehrt, dass ein beharrlicher Zweifel an der göttlichen Eingebung der heiligen Schrift nun für veraltet (?) gelten müsste, wenn das ganze Reich ungewöhnlicher Erscheinungen am Menschen uns nicht schon früher sollte gezeigt haben, dass es Zustände ausser dem Sinnenleben giebt. Wir gedenken hier dieser Sache ausdrücklich, weil wir zu erinnern haben, dass Gott Wunder und Halbwunder geschehen lässt, nicht für die Glaubigen, sondern für die Unglaubigen, und weil wir daneben zu bitten haben, dass man die Eigenschaften der Dinge nicht verwechseln wolle." Wahrscheinlich findet Hr. *v. M.* also in dem betrügerischen Spiele verblendeter oder täuschender Magnetiseure einen Beweis für die Inspiration: *habeat sibi.* Wohin er aber mit den Wundern und Halbwundern zielt, deren er gedenkt, ob ebenfalls auf die angeblichen hohen Wirkungen an und in den Somnambulen, oder gar auf die mit grosser Geschäftigkeit ausposaunten, jetzt fast ganz verschollenen Wunderkuren des neuen Thaumaturgen *Hohenlohe*, können wir nicht verrathen; wir hoffen jedoch zu seiner Ehre, dass er in seiner Verirrung doch nicht bereits so weit fortgerückt seyn werde, dass er letztere für Wunder halte. Er leugnet nach S. VI nicht, dass auch die Heiden ihre Propheten hatten und die Dichter derselben der Begeisterung fähig und theilhaftig waren; aber die Vergleichung derselben mit den hebräischen nennt er nur „äusserlich vollkommen passend," fügt aber hinzu: „dieser Umstand ist erklärend, nicht maassgebend (?), und vermag nicht so viel, dass die unmittelbare Einsprache des höchsten Geistes in Israel der Begeisterung heidnischer Dichter müsste gleichgeschätzt werden." Es versteht sich demnach von selbst, dass die sogenannten messianischen Stellen, mögen sie solche seyn oder nicht, auf Christus bezogen werden, und in der Regel jede andere Ansicht davon, wahrscheinlich bloss aus christlicher Liebe, als eine ungläubige bezeichnet wird (vergl. S. 284. Anm. V.), — dass die historisch - kritischen Untersuchungen über ganze Bücher oder einzelne Theile derselben, besonders der Orakel, als „grundlose Vermuthungen, wodurch gegen das Zeugniss des Alterthums nur Verwirrung angerichtet werde," (S. X) sogleich über Bord geworfen werden; — dass *Daniel* (S. XI) „der Seher der Geschichte, als ein Stern eigner Art schimmert, und dass auch die Echtheit der bezweifelten Kapitel (in demselben) durch kräftige Gründe unterstützt wird;" — dass noch kein genügender Beweis (S. VII) für die Annahme geführt ist, mehrere Psalmen, welche nach der Ueberschrift dem David beygelegt werden, seyen nicht von ihm u. s. w. Wo in der Einleitung zu den biblischen Büchern über die Inhaltsanzeige hinausgegangen wird, da findet sich des Wunderlichen genug, zum Theil auch in barocker oder in süsslich - mystischer Form. Die von Stil und Sprache hergenommenen Zweifel gegen den salomonischen Ursprung des *Predigers* sind nach Hr. *v. M.* am unbedeutendsten, „da sie nicht von der Natur, sondern von der Wahl des Schriftstellers abhängen;" dieses Buch ist ein launig-philosophisches Trost - und Strafbuch höherer Ordnung, welches den Leser in Schlingen der Widersprüche verwickelt, um ihn endlich zu der lebhaften

ten Erkenntniss hinzugängeln, es sey unter der Sonne Alles eitel, ausser dem Frieden einer gottergebenen Seele, welche die Dinge hienieden bloss nach ihrem wahren Werth gebraucht, und in reinweiblicher Stille auf den Ausgang harrt, den die endlose, ermüdende Cirkelbewegung nach Gottes Gnade hier oder dort für sie und mitfühlende Wesen nehmen will. *Auf diese Verwandlung des menschlichen Innern in die Weiblichkeit — — deutet auch der feminine Titel des Buchs:* Kohéleth, *eigentlich die Predigerin* (*Versammlungsrednerin*)*;* worin auch noch der Sinn liegt, dass Salomo mit der *jungfräulichen Mutter* (?) Weisheit *als Eins* (*ihr im Schoosse*) gedacht wird." O des vielsinnigen und sinnlichen Unsinnes! Aehnliche Süsslichkeiten und Sonderbarkeiten sind S. IX über das *Hohelied* zu lesen. „Es gleicht einem seligen Traum vom Finden und Schwinden, vom Scheiden und Umfassen; es ist mit einem rosigen Duft umschleyert und windet sich fort wie ein zartes Wahnleben (?), worin die Seele verlangend geniesst. Seine Süssigkeit ist ohne Gleichen; eben so tief aber auch sein Sinn, ohne dessen Würdigung die Väter, welche vor uns gedacht haben (wahrscheinlich meint Hr. *v. M.*, auch *für* uns, so dass wir uns bey dem von ihnen Aufgefundenen beruhigen müssten!) es dem heil. Kanon nicht hätten einverleiben können. Es giebt mehr denn eine Liebe der Geschlechter. Eine ist die irdische Minne; indem diese sich zu hohem Flug und auch Reinheit zu erheben fähig ist, findet auch dann ihre Sehnsucht sich umsponnen von den leiblichen Formen (!), in welchen diese Welt liegt und welche das geistige Verhältniss abschatten. Ihr gegenüber steht ein Zug und eine Vereinigung, worin der geschaffene Himmel sich mit untern Gegensätzen (?) vermählt und die allgemeine Natur als Mann und Weib sich begegnet; jedes Jahr zeigt ihr Brautfest und ihrer Ehe Segen; diese Liebe vergleicht sich der menschlichen, und wenn weise Männer diesen Sinn dem Hohenlied beylegten, der sich auch in der bildlichen Weisheit anderer Völker äussert, so kann ihnen um so weniger geradezu widersprochen werden, als es fast unmöglich ist, dass ein hebräischer Dichter nur Eins mit Einem sollte sagen wollen. (Diese grundfalsche Ansicht des Vfs. haben wir schon früher beleuchtet.) Aber hoch erhaben schwebt über allem niedern Leben und Sehnen jene himmlische Zärtlichkeit, womit ein göttlicher Bräutigam (!) sich der Seele nähert, aller Liebe Urbild und Ersatz, und der Gipfel des innern Lebens, die ihre Ausdrücke und Symbole gleichwohl nicht wahrer, als aus den verwandten Gestalten der Sinnenwelt schöpfen kann. Sollte letztere nicht keusch erscheinen, so ist doch nicht sowohl der Gegenstand, als die falsche Begierde darnach das Unkeusche. Zudem sind die Bilder von Braut und Bräutigam, Gatte und Gattin, auf König und Staat bezogen dem Orientalismus, und auf Christus und die Gemeine bezogen, der Bibel so eigen, dass über das Daseyn dieses bildlichen Begriffes keine Frage seyn kann. Dieses sey genug, um vor beschränkter Ansicht zu warnen und vor dem noch schlimmern Irrthum, welchem nach Manche da Unrichtigkeiten sehen, wo nur das eigene unreine Herz wie in einem unschuldigen Wasser sich zu erblähen Gelegenheit hat. Wir halten es mit der ältern Kirche (wahrscheinlich weil diese *vor* und *für* uns gedacht hat!) für ein Buch von grossen geistlichen Beziehungen." Doch schon mehr als genug, um zu zeigen, dass Hr. *v. M.* auch in diesem zweyten Theile seiner Uebersetzung des A. T., was seine Grundsätze bey der Bibelerklärung betrifft, sich vollkommen treu geblieben sey. Wir haben demnach nur noch *zweyerley* zu thun übrig, einmal nämlich dasselbe von seinen in den Anmerkungen gegebenen Erklärungen durch Induction zu erweisen, dann aber ein allgemeines Urtheil über die ganze Uebersetzung des A. T., welches wir uns bey der Anzeige des *ersten* Theiles noch vorbehielten, abzugeben und durch eine Vergleichung mit *Luther's* Uebersetzung zu motiviren.

Zuvörderst also über die Anmerkungen. Wir wählen die berühmte Stelle Jes. 52, 13 — 53, 12. zu *Knecht Gottes* heisst es: „der Messias. Fälschlich beziehen Unglaubige (?) dieses Kap. auf den Propheten oder auf das Volk an sich; siehe dagegen Ag. 8, 34. 35;" zugleich wird auf die Anmerkung zu 49, 1 verwiesen. Diese lautet also: „der Berufene und Erwählte, welcher hier spricht, ist Christus. Doch passt Mehreres auch auf den Propheten, der von Christi Geist erfüllt redet, und andere Diener Gottes, als des Menschensohnes Glieder und auf Israel, dessen Leib; wie auch anderwärts. Vergl. Ps. 80, 18. 1 Joh. 4, 17." Man sieht wohl, der fromme Commentator ist hier auf der einen Seite der alten, von ihm aufs neue aufgewärmten Ansicht zugethan, auf der andern aber spielt ihm sein Verstand den Possen, dass er die Meynung der „Ungläubigen" doch zugleich mit annimmt. Es ist also bloss der Unterschied, dass dieser *Gläubige* beide, freylich entgegengesetzte Erklärungen zu amalgamiren weiss. Ueberhaupt versteht dieser Held im Glauben die heterogensten Ansichten zu verschmelzen und mit einer seltenen Dreistigkeit dieses Conglomerat seinen Gästen vorzusetzen, unbekümmert um das Widerstreben der zu verbindenden Elemente; findet auch mehr als einen Sinn in manchen Stellen, uneingedenk des wahren, schon von *Melanchthon* geltend gemachten Grundsatzes: *unus aliquis et simplex scripturae sensus est.* So lesen wir zu Jes. 7, 14 ff.: *Siehe, eine Jungfrau ist schwanger* u. s. w., folgendes. „Diese Weissagung geht schliesslich auf Christum Matth. 1, 23, vergl. auch unten 66, 7 (wo aber nichts hierher Gehörendes steht!) Off. 12, 1. 14. Der nächste Verstand aber für Ahas war dieser: Wenn jetzt ein Mädchen heirathete, schwanger würde und einen Sohn gebäre, so mag sie (die Mutter pflegte den Namen zu geben, 1 Mos. 29, 32 ff.) ihn Gottmituns (Gotthelf) nennen (denn Gott wird zu dessen Zeit mit uns seyn). Zwar wird Er und

An-

Andere in seiner Kindheit von Erzeugnissen der Wüste leben müssen (weil der Ackerbau durch den Krieg gestört seyn wird), welche jedoch in Menge vorhanden seyn werden, sobald das Land frey ist; v. 21 ff. denn (oder aber), ehe er 3 bis 4 Jahr alt ist, wird Juda erlöst, Syrien und Israel erobert seyn. Vergl. Kap. 8, 1 — 8." Aehnliches Schwanken trifft man auch z. B. in den Anmerkungen zu Hiob 19, 25 ff. Doch wir kehren zu Jes. 52 und 53 zurück. 52, 13 zu „wird weislich thun". heisst die Note: „das ist zugleich Gelingen haben." Offenbar für den Leser unverständlich; denn *weislich thun* und *gelingen* (Glück) *haben* ist doch wohl nicht einerley; das hebräische יַשְׂכִּיל bedeutet beides, und wenn diese doppelte Auffassungsweise des hebr. Wortes ausgedrückt werden sollte, musste Hr. *v. M.* deutlicher schreiben. — Zu v. 14: *weil seine Gestalt hässlicher ist*, bemerkt der Commentator: „eigentlich so sehr ist seine Gestalt verderbt (zugleich gesalbt)," meint also מִשְׁחַת nicht bloss von מִשְׁחַת *etwas Entstelltes*, sondern auch von מִשְׁחָה *Salbung* ableiten zu dürfen. Aber abgesehen davon, dass diess ein ekelhaftes Bild gäbe, denn darnach hiessen ja die Worte: seine (des Knechtes von Jehova) Gestalt sey *stärker mit Oel bestrichen*, als die anderer Menschen, passt es nicht in den Zusammenhang. Dieser ist ja: der Knecht Jehovas soll endlich triumphiren (v. 13), obgleich er in den Augen der Menschen gering geachtet ist (v. 14); *salben* bezeichnet aber sonst durchaus nichts Verächtliches. Ausserdem bezeichnet מִשְׁחָה die *Handlung* des Salbens, nicht aber einen *Gegenstand*, welcher gesalbt worden. — V. 15 werden die Worte כֵּן יַזֶּה גּוֹיִם רַבִּים עָלָיו übersetzt: *also wird er viel Heiden besprengen*, und in der Anmerkung hinzugefügt: „als Hoherpriester mit seinem eignen Opferblut heiligen, Hebr. 12, 24. Andere in Verwunderung setzen, Andere anders." Allein diese Erklärung von יַזֶּה lässt den Gegensatz von שָׁמְמוּ verschwinden (v. 14), der doch offenbar im Sinne des Schriftstellers lag. — Kap. 53, 2: *denn er schiesst auf vor ihm wie ein Reis*, in der Anmerkung heisst es: „der Messias vor dem ungläubigen Volke, Andere: vor Gott." Auch hier ist das Unerwiesene dem Richtigen vorgezogen; das לְפָנָיו kann nur auf Jehova bezogen werden. Das Wort *Reis* erklärt die Note folgendermaassen: „unscheinbarer Sprössling. Sonst ein Säugling." Im hebräischen Texte steht שֹׁרֶשׁ *Wurzel*, *Wurzelschössling*, darauf geht also die gelehrte Bemerkung *sonst ein Säugling* nicht; aber was soll sie denn anzeigen? Wahrscheinlich soll sie uns die tiefe Weisheit verkünden, dass der Mensch nach seiner Geburt zunächst ein Säugling wird, und dass hier *Reis* als bildlicher Ausdruck für Säugling stehe. Aber das erste weiss ja jedes Kind, und das zweyte ist falsch; denn das Bild *Sprössling* führt sonst nicht auf *Säugling*, sondern auf *Nachkomme*, *Sohn* überhaupt. — V. 3. *Unwertheste* in Anmerk. „zugleich Schwächste, Hinfälligste, zugleich verlassen von Menschen." Gleichfalls undeutlich; es soll dadurch die doppelte Erklärung von חֲדַל אִישִׁים angedeutet werden. Offenbar ist die Erklärung, welche sich näher an den hebräischen Sprachgebrauch anschliesst, wieder in den Hintergrund gestellt. Derselbe Tadel der Undeutlichkeit trifft viele Anmerkungen; überhaupt wäre es von grösserm Nutzen, wenn der Vf. statt die mannichfachen Uebersetzungen anzuführen und oft ohne Urtheil neben einander zu stellen, die einmal vorgezogene hätte erläutern wollen. — V. 7: „*da er gequälet und gemartert ward*" für das hebr. נִגַּשׂ וְהוּא נַעֲנֶה und in der Anmerk.: „eigentlich gedrängt und gebeugt. Andere und zugleich: da die (Schuld) eingefodert und er gedemüthigt ward. — V. 8: *wer will seines Lebens Länge ausreden?* wird erläutert: „seine nunmehrige unendliche Lebensdauer aussprechen Röm. 6, 9, zugleich sein Geschlecht, v. 10: zugleich seine Wohnung, Aufenthalt. Andere: von seinen Zeitgenossen, wer hätte gedacht, dass er u. s. w." Wie schwankend wiederum; ist es nicht, als wolle der Vf. alle Bedeutungen ängstlich angeben, welche die Lexica dem Worte דּוֹר beylegen. — V. 9: *und man gab ihm — — — seinen Hügel bey den Reichen* sagt die Anmerk. zuerst richtig: „also so viel als Gottlosen, Räubern, vergl. Hiob 21, 28. Kap. 27, 19." Dann aber, um ja nicht zu viel Verständiges zu geben, wird hinzugefügt: „zugleich im buchstäblichen Sinn der Erfüllung: aber man gab ihm wirklich, er erhielt, eine edlere Grabstätte (Grabhöhe) bey dem, auch bey einem Reichen, Matth. 27, 57 ff. Das folgende עַל wird *dieweil* übersetzt, und also der gute *Luther*, welcher *wiewohl* hat, durch *Johann Ballhorn* verbessert. Denn wenn auch die Anmerk. hinzusetzt: „während, wiewohl, und darum weil; siehe die vorige Anmerk., so ist dadurch die Uebersetzung nicht gerechtfertigt, welche den Zusammenhang und die Verknüpfung der Gedanken völlig zerstört. — V. 10: *so wird er Saamen haben* wird erklärt: „eigentlich sehen." Eine Menge Kinder (Christen) Ps. 22, 31. — V. 11: *und durch sein Erkenntniss* (warum nicht *seine?*) *wird er — — Viele gerecht machen;* die Note erklärt diess: „Glaubensweisheit, Erkannt werden als Heiland, und siehe zu 1 Cor. 8, 3 ff." Warum soll denn diess בְּדַעְתּוֹ *passivisch* gefasst werden? — V. 12 wird der Ausspruch: „und er vieler Sünden getragen hat" völlig willkürlich in der Anmerkung beschränkt, indem zu *er* unten bemerkt wird *allein*. Doch wir brechen ab, da durch diese Musterung die Unzweckmässigkeit und Falschheit der Erklärungen schon hinlänglich dargethan worden.

(Der Beschluss folgt.)

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Lehrbuch des deutschen Stiles* nach einem neuen und einfachen Systeme entworfen. Von *Ludw. Aurbacher*, Prof. der Rhet. und Poet. am königl. Baier. Cadetten-

ten - Korps. *Erste* und *zweyte* Abtheilung. *Zweyte* verbesserte Aufl. M. M. 1822. 8.
Die *erste* Abtheilung auch unter dem besondern Titel: *Grundlinien der Stilistik.* X u. 160 S. Die *zweyte: Grundlinien der Rhythmik der deutschen Sprache.* XII u. 128 S. (Jede Abtheilung 12 Gr.).

Ein Buch, das sowohl deſswegen, weil es die rechte Mitte zwischen der nöthigen Ausführlichkeit und der beym Schulunterricht unerläſslichen Kürze hält, als auch wegen seiner planmäſsigen Ordnung und lichtvollen Darstellung dem Zwecke eines Lehrbuchs völlig entspricht, und eben darum vorzüglich Lehrern in Schulen empfohlen zu werden verdient. Auch spricht schon die trotz dem, daſs das Buch bey seinem ersten Erscheinen nicht allgemein bekannt worden ist, bald nöthig gewordene zweyte Auflage für die Angemessenheit zu jenem Bedürfniſs; und es wird hinreichen, nur den Hauptinhalt anzugeben, um jeden, der in diesem Fache Unterricht zu ertheilen hat, darauf aufmerksam zu machen, was er hier Alles für seinen Zweck Passendes und Brauchbares findet. Voraus gehen auf 32 Seiten *Vorbegriffe.* Dahin gehören: Rede, Stil, Redeformen, Wörter, Sätze, Perioden, Eintheilung der Sätze (nach den logischen Categorien), Figuren und zwar ebenfalls Figuren der Qualität, Quantität und Relation, und Variationen. Die *Stilistik* selbst zerfällt in eine allgemeine und besondere. Die erstere hat zum Inhalt die *Richtigkeit*, die *letztere* die *Angemessenheit. Jene* erscheint in Hinsicht der Qualität als Wahrheit, Bestimmtheit und Ueblichkeit, in Hinsicht auf Quantität als Vollständigkeit, Kürze und Kraft und in Hinsicht auf Relation als Ordnung, Zusammenhang und Maaſs; *diese* durchgehends als Modalität und zwar als Modalität rücksichtlich des Gegenstandes der Vorstellung, (des Inhaltes der Rede), des Zustandes der Vorstellungskraft, (der Absicht des Redners), und des ob- und subjectiven Standpunctes, (des Bildungsgrades des Zuhörers oder Lesers). Die Modalität begründet in der ersten Rücksicht die historische, didaktische und philosophische, in der zweyten die prosaische, poetische und ästhetische, und in der dritten die populäre, scholastische und klassische Schreibart. Darauf folgt noch ein Anhang über witzige und komische Schreibart und zuletzt stehen drey ausführliche, sehr zweckmäſsig gewählte Beyspiele mit guten kritischen Anmerkungen (S. 99 — 160).

Wenn sich mit dem Vf. schon über seine allgemeine wissenschaftliche Systematik und Methodik, die er besonders in der Vorrede auseinandersetzt, noch rechten läſst; so ist dieſs noch mehr hier der Fall, wo jeder von selbst sieht, daſs den Vf. ein zu groſses Streben nach Trennung und Classification, zumal in der besondern Stilistik, nicht selten irre geleitet hat. Allein wie dort sein richtiges Grundprincip, daſs der Gedanke eher seyn müsse, als das Wort, ihn auch in methodischer Hinsicht, wo er zu pädagogischen Zwecken das Wort eher erscheinen lassen will, vor Miſsgriffen in der Ausführung gesichert hat; so hat ihn auch hier sein klarer Verstand im Einzelnen so ziemlich das Rechte treffen lassen. Nur die besondere Stilistik dürfte am meisten bey einer zu groſsen Trennung gelitten haben, besonders deſshalb, weil der Vf. dabey nicht sattsam auf den Unterschied zwischen Form und Materie der Darstellung Rücksicht nahm. Auch sind hier die sonst passend gewählten Beyspiele, durch welche das Buch sich besonders empfiehlt, oft am unrechten Ort und nicht passend genug.

In der zweyten Abtheilung hat der Vf. die quantitativen Gesetze der Metrik, die man aus den alten Sprachen in die deutsche herübergetragen hatte, was sehr zu loben ist, geradezu aufgegeben; denn unsere Sprache ist einmal keine quantitirende, sondern eine accentuirte, d. h., sie miſst die Sylben nicht nach Länge und Kürze (Quantität), sondern wägt sie nach ihrem, vom Sinne abhängigen Gewichte und Tone. Daher auch der passende Name *Rhythmik*, der sowohl auf den Numerus der ungebundenen Rede, als auf den Versbau der gebundenen paſst. Die auf 16 Seiten enthaltenen Vorbegriffe erklären sich über Rhythmus der Sprache, die Principien der Rhythmik, die rhythmischen Formen: Tonwörter, Tonsätze und Tonperioden, über die Kategorien des Rhythmus: Tongröſse, Tonart und Tonverhältniſs, und über die Eintheilung der Rhythmik sehr befriedigend, und namentlich bey dem letzten Paragraph auch sehr gut über den Unterschied von gebundener und ungebundener Rede, von Prosa und Poesie. Der erste Abschnitt handelt sodann die Rhythmik der freyen ungebundenen Rede ab, in 3 Paragraphen, von dem Tonmaaſse, der Tonart und Tonfolge; und der zweyte die Rhythmik der gebundenen Rede in eben so viel Kapiteln. Ein Anhang handelt von Vers- und Reimspielen, und von S. 64 an folgt endlich noch eine Beyspielsammlung, die zum Behuf der Rhythmik ausreichend und mit guten Anmerkungen versehen, aber als Mustersammlung für die Poetik, wozu sie zugleich dienen soll, viel zu dürftig ist.

Den Stilistiker dürfen wir wohl bey seinem übrigens klaren und lebendigen Stile auf einige Verstöſse gegen die Richtigkeit des Ausdruckes mit Recht aufmerksam machen. S. IX *oder aber.* S. 5 die Eigenschaften... *kann.* S. 10 *um* der Schönheit *wegen.* Die fehlerhafte doppelte Negation S. 26 *keine* Frucht *nirgends.* S. 39 *angesehener Verstand*, wofür man gerade weit eher *ansehnlicher* Verstand sagt. S. 42 ist *sich klagen* z. B. krank, ganz richtig. Das Wort *unleidentlich* ist offenbar falsch gebildet für *unleidlich.* S. 67 kann nach *gefährlich* das Zeitwort *sind* nicht fehlen. Orthographisch falsch aber ist S. 38 *bath* von bitten, S. 86 *klotzte* statt glotzte, S. 97 Silberborten, nachdem S. 95 bordirt gestanden, Ahnden und Ahndung für Ahnung, Schwätzen st. Schwatzen S. 135 Und „an *dem* st. an *das* zu halten." In der zweyten Abtheilung S. X anbelangt st. anlangt, S. 2 Täcte st. Tacte, S. 26 *verläſsig* st. zuverläſsig, und S. 35 in der Anmerk. das Minutiöse st. Kleinliche.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1824.

BIBLISCHE LITERATUR.

FRANKFURT a. M., b. Hermann: *Die heilige Schrift in berichtigter Ueberfetzung mit kurzen Anmerkungen* u. f. w.

(Befchlufs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenfion.)

Die Ueberfetzung des A. T. vom Herrn v. Meyer zu der wir uns zuletzt wenden, fteht etwa in demfelben Verhältniffe zur lutherifchen, wie die des N. T. Aenderungen hätten weit öfter gemacht werden müffen, wenn einmal *Luther* in berichtigter Geftalt erfcheinen follte. In vielen Stellen hat fich der Vf. durch Vorurtheile geblendet, befonders von gewiffen dogmatifchen Anfichten eingenommen, zu Aenderungen verleiten laffen, welche wir nur Verfchlechterungen nennen können. Vergleichen wir z. B. die Ueberfetzung Luthers u. Hr. *v. M.* von Jef. 52, 13—53. fo ift v. 13. *erhaben feyn* in *erhaben werden* verändert; ganz unbedeutend, hier hätten müffen drey Worte gewählt werden, wie im Hebräifchen, um das *Hohe*, *Erhabene* und *Verherrlichte* auszudrücken. — V. 14. hat Luther: *dafs fich viel über dir ärgern werden*, dagegen Hr. *v. M.* beffer: *gleichwie fich viele über dir entfetzen werden.* Allein er hätte hier noch einen Schritt weiter gehen follen und ftatt des dunkeln, den ungebildeten Lefer leicht verwirrenden *über dir* fagen follen *vor ihm*; denn es ift hier, wie bey den hebräifchen Dichtern und Profaikern öfters, incorrecter Wechfel der Perfonen und עָלֶיךָ ift in diefem Zufammenhange ganz beftimmt fo viel als עָלָיו vergl. die vollftändige Zufammenftellung aller im A. T. fich findenden Beyfpiele von diefer Enallage der Perfon in *Hoffmann's Comment. in Deut.* XXXIII. P. I *et* II. pag. 33 ff. — v. 15. beginnt Luther: *Aber alfo*, H. *v. M.* blofs *alfo.* Das fprachwidrige: *gegen ihm* ift unverbeffert beybehalten; Luthers: *diefelben werdens mit Luft fehen* ift mit: *diefelben werdens fehen* vertaufcht. Diefe Aenderung ift nach dem Context gerade nicht nöthig, das רָאָה kann allerdings heifsen: *mit Luft fehen*, und es kommt nur darauf an, wie man den vorhergehenden Ausdruck verfteht: „vor ihm werden Könige den Mund verfchliefsen. Nähme man diefs als Geftus des Befchämten und Neidifchen, fo würden die Worte *mit Luft* zu ftreichen feyn. Hält man es aber, was uns wegen des erften Gliedes beffer gefällt, für Bezeichnung des ehrfurchtsvollen Schweigens, fo giebt der Ausdruck: mit freudiger Theilnahme (mit Luft) fehen fie, was fie fich nie als möglich dachten, nämlich Ifraels Wiederherftellung und den Triumph der Jehovahsreligion, einen trefflichen Sinn. — Jef. 53, 1. *Luther: offenbaret*, *v. M.* aber: *offenbar.* — v. 2. Luther: *denn er fcheufst auf vor ihm*, dagegen v. M.: denn er fchiefst u. f. w.; Luther: aber da war keine *Geftalt*, v. M.: *kein Anfehen.* — v. 3. hat Luther: voller Schmerzen und Krankheit, *v. M.* geziert: *ein Mann der Schmerzen* und mit Krankheit gezeichnet. Er wollte wohl das hebräifche אִישׁ מַכְאֹבוֹת wörtlicher geben, aber der lutherifche Ausdruck ift beffer, dagegen ift וִידוּעַ חֹלִי von Hrn. *v. M.* genauer wiedergegeben. — v. 4. ift blofs ftatt: „wir aber hielten ihn für *den*“ gefetzt worden: für *einen.* — v. 5. *unferer Sünde*, v. M.: *Sünden.* Luther: die Strafe *liegt*, v. M.: *lag* auf ihm. — v. 6. ift unverändert. — v. 7. Luther: da er *geftraft* und gemartert ward; v. M. aber: da er *gequälet* u. f. w. — v. 8. Luther: aus *der* Angft und Gerichte, v. M. dagegen: aus Angft und Gericht. — v. 9. ift der Anfang etwas geändert:

Luther: Und *er ift begraben wie* die Gottlofen, und *geftorben wie* ein Reicher; *wiewohl* er Niemand Unrecht gethan hat, noch Betrug in feinem Munde *geweft* ift.	*v. M.:* Und *man gab ihm fein Grab unter* den Gottlofen *und feinen Hügel bey* den Reichen. *Dieweil* er Niemand Unrecht gethan hat, noch Betrug in feinem Munde *gewefen* ift.

Allerdings ift der Parallelismus nach Hr. *v. M.'s.* Ueberfetzung genauer beachtet, auch fpricht für diefe Auffaffung die Variante בָּמֹתָיו, allein nach den Puncten der *lectio vulgaris* בְּמֹתָיו hat man *in mortibus*, *bey* oder *nach* feinem Tode zu überfetzen, und diefe Anficht hatte Luther wohl bey feiner Ueberfetzung im Auge. Dafs übrigens *dieweil* falfch, und Luthers *wiewohl* richtig fey, ift bereits oben erinnert. Auch hätte wohl das Anftöfsige in dem für die Menge nicht ganz deutlichen Ausdrucke: *bey den Reichen* hinweggenommen und ohne Weiteres überfetzt werden follen: *bey Frevlern* oder durch ein andres Synonymum von *Gottlofen.* Denn עָשִׁיר *reich* ift hier ganz gleich dem vorhergehenden רָשָׁע, fofern nach der Moral der Hebräer *Reichthum* und *Frevel* ebenfo unzertrennbar find, als *Armuth* und *Frömmigkeit.* — v. 10 bis 12 ift bey beiden Ueberfetzern völlig gleich.

Nachdem, was wir nunmehr über das ganze Bibelwerk des Hrn. *von Meyer* unfern Lefern mitgetheilt haben, beftimmt fich nun der Werth oder Unwerth deffelben, wir möchten faft fagen von felbft.

selbst. Ist nämlich die Ueberſetzung nicht einmal von der Art, daſs ſie uns in der Verbeſſerung von Luthers Werke um ein Bedeutendes gefördert hat, ſondern ſich meiſtens begnügt, unbedeutende Aenderungen, welche oft jeder andere eben ſo gut und noch beſſer zu machen verſtanden hätte, ſo iſt das Loſungswort bey den Anmerkungen: *retrorſum.* Auſserdem ſind ſie in einer völlig ungeſchickten Form abgefaſst; ſo daſs nicht ſelten eine Bemerkung in die andere hineingeſchachtelt wird, vielleicht um Platz zu erſparen. Dadurch wird der Gebrauch für ungebildete Leſer mannichfach erſchwert; Gelehrte aber können ſich unmöglich aus dieſem unkritiſchen und armſeligen Speicher von Stoppeln Raths erholen wollen, obgleich der Vf. in ſeinem Dünkel es wähnen mag. Wir können alſo aufrichtig geſtanden an dem ganzen Buche nichts auffinden, womit ſich das, von gewiſſen Seiten recht eifrig betriebene, Ausposaunen deſſelben auch nur entſchuldigen lieſse. Möge immerhin die Ueberſetzung, wenn ſie nicht mit dem Ballaſt der Anmerkungen beſchwert iſt, neben der lutheriſchen gebraucht werden: dagegen haben wir nichts; uns iſt jedoch die lutheriſche lieber. Denn wir ſind ja bey der ſogenannten berichtigten Ueberſetzung immer der Gefahr ausgeſetzt, Träumereyen ihres Vfs., der kein gründlicher Kenner der Sprachen A. und N. T. iſt, ſtatt der wahren Meinung des bibliſchen Schriftſtellers zu finden. Bey Luthern iſt der Fall ein ganz anderer; er hat viele Fehler; aber er kannte doch die Sprachen und ſah ſeine Ueberſetzung, wie ſie aus ſeiner Feder floſs, nicht ſogleich für fehlerfrey an, wie es unſer Berichtiger trotz ſeiner frommen Demuth zu wähnen ſcheint. Man vergleiche z. B. Luthers Ueberſetzung des Jeremias in dem Manuſcripte, welches auf der herzoglichen Bibliothek zu Gotha ſich befindet, und man wird ſtaunen über den groſsen Fleiſs, mit welchem der groſse Reformator ſein Werk zu vervollkommnen ſtrebte.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Düsseldorf u. Elberfeld, b. Schaub: *Weihgeſchenk. Erweckungen zur Andacht in den heiligen Tagen der Einſegnung und der erſten Abendmahlsfeyer gebildeter junger Chriſten,* von *J. P. Hundeiker.* Eigenes und Fremdes. 1823. XII S. Vorbericht. VIII S. Einleitung u. 348 S. 8.

Hr. *Hundeiker* iſt bereits rühmlichſt bekannt durch ſeine *häuslichen Gottesverehrungen*, welche mehrere Ausgaben erlebt haben, und durch ſein *häusliches Feſtbuch für gebildete Genoſſen des heil. Nachtmahls*, und hat ſich in ſeinem *Weihgeſchenke* aufs neue als einen Mann bethätigt, der durch eine faſt funfzigjährige ununterbrochene Beſchäftigung mit der Erziehung und dem Unterrichte von Kindern und Jünglingen gebildeter Stände und durch ſorgfältigen und gewiſſenhaften Religionsunterricht, welchen er als Vorſteher der Erziehungsanſtalt zu *Vechelde* bey Braunſchweig in den letzten 20 Jahren ſeines pädagogiſchen Wirkens zur Vorbereitung von Jünglingen auf die kirchliche Einſegnung und erſte Abendmahlsfeyer ertheilte, Gelegenheit genug gehabt hat, die religiöſen Bedürfniſſe der Jugend *unſerer* Zeit ganz in der Nähe und recht genau kennen zu lernen. Da er bemerkte, daſs manche der Confirmanden nach Vollendung des Religionsunterrichtes in den Tagen der religiöſen Weihe ſich gern in ſtiller Einſamkeit in religiöſer Hinſicht unterhalten wollten, gab er ihnen zwar das in die Hände, was zu dieſem Zweck geeignet ſchien, ohne jedoch weder ihnen, noch ſich ſelber dabey genüge leiſten zu können. Dieſe Bemerkung gab ihm daher Veranlaſſung, eine Schrift zu entwerfen, welche dem Zöglinge der Religion in jenen heiligen Tagen eine wirklich religiöſe Unterhaltung gewähren könnte, ohne jedoch ein eigentliches Erbauungs- oder Andachtsbuch zu ſeyn. Die verſchiedenartigen Geſchäfte jedoch, welche ſeine Thätigkeit mannichfach in Anſpruch nahmen, nöthigten ihn, es bey dem Entſchluſſe bewenden zu laſſen; jetzt endlich am Spätabend ſeines Lebens iſt es ihm möglich geworden, den Plan aufs neue aufzunehmen und trefflich auszuführen. „Nur *erwecken, ermuntern* zur Andacht und zum Gebet — *anregen zum eignen Nachdenken* des jungen Chriſten über die hohe Wichtigkeit ſeines Eintritts in den Bund Chriſti — *nur das iſt es*, was der Verf. beabſichtigt, und was er durch daſſelbe zu bewirken, ſo angelegentlich wünſcht!" Sein Plan iſt alſo etwa derſelbe, den Hr. *Heſekiel* in Halle, in ſeinem „*Gottlieb Sonntag*" für das höhere Jünglingsalter, namentlich den ſtudirenden Jüngling, mit ſo herrlichem Erfolge ſich geſteckt hat; auch iſt ſeine ganze Art und Weiſe der Behandlung *Heſekiel's* ſehr ähnlich. In beiden herrſcht dieſelbe klare, vernünftige, von keinem Myſticismus getrübte Religionsanſicht; beide belehren und erwärmen zugleich für das Wahre und Gute, und führen auf ein Höheres hin, als dieſe Welt zu geben vermag.

Hn. *Hundeikers* Werk hat 2 Theile, welchen einige einleitende allgemeine Betrachtungen über die Feyerlichkeit der Confirmation vorangeſchickt ſind. In dieſen zeigt ſich ſchon der treffliche Geiſt, welcher durch das ganze Buch weht. Der *erſte* Theil zerfällt in 3 Abtheilungen; die *erſte* enthält Erweckungen nach vollendetem Religionsunterrichte (S. 1—34), die *zweyte* (S. 35—114) Erweckungen am Confirmationstage und zwar S. 35—61 *vor* der Einſegnung und S. 62—114 *nach* der Confirmation. Die *dritte* endlich (S. 115—200) Erweckungen vor und nach der erſten Feier des heil. Nachtmahls. Der *zweyte* Haupttheil (S. 201.—348), welchen der Vf. nur als *Beygabe* betrachtet, enthält zum Theil *Gebetsformeln;* obgleich das Buch kein eigentliches Gebetbuch ſeyn ſollte, glaubte der Verf. es doch darin mancher junger Leſer und Leſerinnen wegen an ſolchen nicht ganz fehlen laſſen zu dürfen. Sie ſtehn im *erſten* Nachtrage S. 201—248. Der *zweyte* Nachtrag (S. 249—322) umfaſst Erweckungen in den Tagen der Trennung von dem älterlichen Hauſe; *der*

der *dritte* Nachtrag endlich (S. 323 bis Ende) einige Lieder, welche auf die Einsegnung, die erste Abendmahlsfeyer u. s. w. Bezug haben. Dass der Vf. nicht immer Eigenes liefere, sondern auch das Fremde, was ihm passend schien, in seine Sammlung aufnahm, hat der Vf. auf dem Titel und in dem Vorwort angegeben, und ist gewiss nicht zu tadeln. Einige Aufsätze sind von einer jungen, in ihrem ländlichen Wirkungskreise thätigen Landwirthin mitgetheilt worden, welche der Verbindung mit den übrigen vollkommen werth waren und aus einer so geläuterten, herrlichen Religionsansicht hervorgegangen sind, dass diese Landwirthin einen grossen Theil unsrer heutigen Theologen dadurch beschämen dürfte, welche hinter dunkeln und unverständlichen Gefühlen oder in dem Geplapper veralteter Formeln das wahre Christenthum suchen; dabey sind diese Aufsätze angehaucht von einem wahren religiösen und sittlichen Gefühl und tragen auch in der Darstellung einen seltnen Grad von Bildung an sich, so dass wir es dem Hrn. Vf. recht sehr Dank wissen, uns diese Ergüsse dieses schönen weiblichen Gemüthes nicht vorenthalten zu haben. Vor allem hat uns der Dialog: *Gefühl und Vernunft* S. 20 ff. angezogen, woraus diese treffliche Aeusserung der Mutter gegen ihre etwas schwärmerische Tochter hier stehen möge. „Die Religion, mein Kind, soll in unserm Herzen Wurzel fassen, sie soll antwortende Stimmen in unserer Empfindung finden; aber wir sollen für sie das Licht der Vernunft nicht scheuen, sie soll unsere Stütze seyn, wenn Schmerz oder Freude, Liebe oder Hass unsere Empfindungen erwärmen oder verdunkeln. Das Herz aber mit seinen lebendigen hohen und schönen Gefühlen und Ahnungen soll uns da erheben, wo die Vernunft allein nicht ausreicht. Im Herzen wohnt der felsenfeste Glaube, die himmlische Liebe, — in der Hand der Vernunft aber schauen wir das schöne, reine Licht, mit welchem wir Alles prüfen sollen, um das Beste zu behalten, auf sie stützt sich die selige Hoffnung eines dereinstigen höhern und hellern Lebens. So entsteht durch die innigste Vereinigung der Vernunft mit dem Herzen jene schöne, heitere Frömmigkeit, welche die echte Religiosität immer hervorbringen muss. Nach ihr ringe mein gutes Kind, blicke auf zu deinem himmlischen Heilande, er wird auch hierin dein treuer Lehrer und Meister seyn, und du wirst vor allem alten und neuen Mysticismus und eitler täuschender Frömmeley lebenslang verwahrt bleiben." Ganz im Einklange damit ist es, wenn der Vf. S. 50 einen Lehrer an seinen Schüler also schreiben lässt: „Nie geselle dich zu den *Frömmlern*, mein Fr.; aber ein *Frommer*, im Geist und Sinne der Religion Jesu, sey stets von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe — das wirst Du seyn, wenn Du auch entfernt von uns, das schöne Beyspiel Deiner Dich so innig liebenden Aeltern vor Augen behältst. Werde nie ein *Andächtler*, wohl aber ein redlicher Anbeter Gottes, im Geist und in der Wahrheit, denn Gott will auch haben, die ihn also anbeten. Wir bedürfen keiner Mund- und Lippenreligion; aber einer Religion in der Wahrheit und Liebe, wie sie unser Herr und Meister, Jesus Christus, der Welt gegeben hat. — — Ja, mein Fr., das *Christenthum ist Liebe*, heilige, kräftige, kein Opfer scheuende, durch keine Anstrengung, durch keinen Widerstand, selbst durch keinen Hass zu ermüdende Liebe — Liebe, wie sie sein göttlicher Stifter selbst im Augenblicke schauerlicher und schmählicher Hinrichtung noch lehrte und übte. Seine erhabene Lehre und sein grosses Beyspiel spricht es deutlich genug aus, dass sich diese Liebe zeigen soll als Nachsicht, als Versöhnlichkeit, als Wohlthätigkeit, als Treue, als Gerechtigkeit, — im Ernste des Lebens und in den Hallen des Vergnügens, überall soll sie die leitende Triebfeder unsers Thuns und Lassens seyn. — — Diese Liebe im Christenthum ist daher *kein müssiges Getändel mit schmeichelnden Gefühlen und Wünschen*. Sie ist ein lebendiges Bewegen in heiligen Gesinnungen, ein Sinnen und Trachten nach Verwirklichung des angestrebten höchsten Guts, ein Aufstehen zu wirklichen Thaten in Gott gethan. Sie zeigt sich in einem Leben ohne Falsch und ohne Groll, ohne Selbstsucht und ohne Ungerechtigkeit, ohne Lüste und ohne Gemeinheit; in einem Leben in Wahrheit und Wohlwollen, und Mildthätigkeit, in Grossmuth und Aufopferung, in Gewissenhaftigkeit und edelmüthigen Thaten." Aehnliche treffliche Stellen finden sich fast auf jedem Blatte. Ueber das Abendmahl, seine Natur, seinen Zweck und seine Bedeutung zeigen sich durchgängig die richtigen und reinen Grundsätze; nicht selten hat der Vf. die eindringlichsten Belehrungen und Ermahnungen auf eine neue überraschende Weise anzuknüpfen gewusst; vergl. z. B. S. 140 ff. Die Gebete sind einfach, edel und dem Zwecke völlig entsprechend; dasselbe gilt auch von den Liedern. Bey der Schilderung der Gefahren, welche dem Jünglinge und der Jungfrau, welche aus dem älterlichen Hause scheiden, zu drohen pflegen, ist besonders die Umsicht zu loben, welche nicht nur vom Vf., sondern auch von der oben schon erwähnten jungen Landwirthin bewiesen worden. Darin wird leider nur gar zu oft gefehlt, und statt abzuschrecken vom Laster, wird öfters dazu angelockt, indem nämlich die Uebertreibung und die gar zu schwarze Farbe, mit der das Laster gemahlt worden, sich bey den Versuchungen nicht darbietet, und der Gewarnte an dem Lehrer irre wird. Die Darstellung ist, wie aus den mitgetheilten Proben einem Jedem klar seyn wird, in jeder Hinsicht ausgezeichnet zu nennen und dem gebildeten Kreise, welchen der Vf. im Auge hatte, vollkommen angemessen. Auch für die äussere Ausstattung des Buches ist durch weisses Papier und angenehmen Druck gesorgt.

STRASBURG, b. Treuttel u. Würtz: *Predigten und Homilien* von D. *Isaak Haffner*, Professor der Theol. u. s. w. 1823. 496 S. gr. 8.

Rec. nahm mit grossen Erwartungen vorliegende 27 Predigten und Homilien des berühmten Vfs. in

in die Hand, und fand sich auch keinesweges getäuscht. Ohne sich streng an den Text zu halten und aus demselben die Haupttheile seines Vortrags zu entwickeln, knüpft der Vf. diesen nur zuweilen an jenen an (vergl. die Pr. I. *Woran können wir wahrnehmen, dass Gottes Reich wirklich in uns sey,* über Luc. XVII, 20. 21.); ohne stets einer streng logischen Disposition zu folgen, nähern sich auch manche *Predigten* den Homilien (Pr. IV. *Eins ist Noth* — über Luc. XVI, 38 — 42.); aber nichts desto weniger ist überall das Ganze unter Einem Hauptgedanken, ohne künstlichen Zwang zusammengefasst, und auch die einzelnen Theile stehen in einem leicht übersehbaren Zusammenhange. Man sieht es diesen Vorträgen überhaupt an, dass ihr Vf. sich, ohne einem fremden Vorbilde zu folgen, nach seiner Individualität ausgebildet hat; und dieser bleibt er auch da treu, wo er, wie z. B. in der Vten Pr. — *von dem Wege durch's Leben,* über Joh. XVI, 16 — 23. mit einer fremden Disposition, hier einer Reinhardschen, zusammentrifft. Daher bewegt sich überall in ihnen ein frisches, kräftiges Leben, welches die grosse Mannigfaltigkeit und der seltene Gedankenreichthum ihres Inhalts noch mehr erhöhet. Dazu kommt, dass der Vf. die wichtigsten Momente des echt christlichen, moralisch religiösen Sinnes tief aufgefasst hat, und nach ihnen die Erscheinungen seiner Zeit im öffentlichen und häuslichen Leben der niedrigen, hohen und höchsten Stände würdigt, wobey er, nach des Rec. Meinung, was dem Alter so leicht begegnet, nur hin und wieder etwas zu sehr den *laudator temporis acti* macht. (z. B. S. 354). Desto mehr verdient die Freymüthigkeit des Vfs. gerühmt zu werden, welche der Religion nichts vergiebt, sondern deren unveräusserliche Rechte auch da geltend macht, wo man sie ihr sogern abstreiten möchte. (Vgl. die Homilien: *Ueber die Hinrichtung Johannis des Täufers,* Mar. VI, 17 — 29. und: *die Hohenpriester und Pharisäer.* Joh. XI, 46 — 53. besonders S. 220 f. über falschen Patriotismus und Politik.)

Die Homilien verdienen noch in höherem Grade beachtet zu werden, als die eigentlichen Predigten, nicht, weil sie überhaupt gelungener wären, als diese, sondern weil unsre homiletische Literatur, in Vergleichung mit ihrem grossen Ueberflusse an vorzüglichen Predigten, an jenen noch Mangel leidet, und weil sie mit vollem Recht als Muster zur Nachahmung aufgestellt werden können. Man lese ausser den bereits angeführten Homilien: *Judas, Petrus, Herodes, Pilatus, die Gemahlin des Pilatus* — und man wird überall eine durchaus wahre und kräftige Charakterschilderung der Personen, mit der gelungensten Auffassung ihrer Individualitäten und praktischen Benutzung derselben antreffen. Bey allen Vorzügen indess, welche diese Vorträge so rühmlich auszeichnen, hat Rec. ungern wahrgenommen, dass der Vf. in ihnen zuweilen mit unduldsamem Eifer freyere Meynungen bekämpft, welche er in seinen früheren Schriften selbst begünstigt hat. Das zeigt sich besonders in den Predigten über die christlichen Feste, (S. 347 — 456) vorzüglich in der Predigt am Himmelfahrtsfeste (S. 383 f.). Möge der Vf. immerhin nach seiner dermaligen Ueberzeugung von dem buchstäblichen Glauben an solche, nicht einmal von Augenzeugen mitgetheilte Erzählungen den Glauben an das Christenthum ausschliesslich abhängig machen wollen (denn andere Gründe dafür aus seinem Inhalte genommen, werden in dieser Verbindung nur sehr beiläufig erwähnt). Nur möge er dabey das ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ nicht vergessen, nicht mit Unduldsamkeit dabey nur immer von Leichtsinn, von Spott, von grobem Vernunftstolze sprechen und Alle jener Fehler bezüchtigen, welche nicht seiner Ansicht folgen? Der gelehrte Vf. muss ja aus eigener Erfahrung wissen, dass eine nicht unbedeutende Anzahl höchst achtbarer Männer, denen man, ohne ungerecht zu seyn, jene Vorwürfe nicht machen darf, aus Gründen, welche der Vf. ganz unberücksichtigt gelassen, sich bewogen fühlen, zur Beurtheilung der historischen Momente aus dem Leben Jesu einen andern Maasstab, als den seinigen, anzulegen. Rec. muss diess Verfahren des Vfs. um so mehr missbilligen, da derselbe als academischer Lehrer auch unter seinen kirchlichen Zuhörern solche Männer in nicht geringer Anzahl haben wird, auf welche sein Beyspiel als Kanzelredner höchst nachtheilig einwirken kann, oder welche bey eigener Kenntniss von der Schwäche solcher Waffen, deren der Vf. sich bedient, durch seine Vorträge dieser Art mehr abgestossen, als erbaut werden müssen. Dass der Vf. übrigens selbst nicht überall consequent bleibt, und von dem eigentlichen Sinne der N. Testamentl. Worte abweicht, zeigt unter andern die Willkür, mit welcher er Joh. XX, 17. erklärt, und wie er die Versuchungsgeschichte (S. 116 — 132) behandelt.

NEUE AUFLAGE.

Wien, b. Gerold: *Vorschläge zur Verbesserung der körperlichen Kindererziehung in den ersten Lebensperioden,* mit Warnungen vor tückischen und schnell tödtenden Krankheiten, schädlichen Gewohnheiten und Gebräuchen, und verderblichen Kleidungsstücken. Angehenden Müttern gewidmet von Dr. *Leopold Anton Gölis,* K. K. Sanitätsrathe, Sr. Durchl. des Herzogs von Reichstadt Leibarzte, des Kinder-Kranken-Instituts Director, der medicinisch-chirurgischen Josephsakademie, der österr. Kaiserl. Landwirthschafts-Gesellschaft u. s. w. u. s. w. Mitglied. *Zweyte* vermehrte und verbesserte Aufl. Mit drey Kupfertafeln. 1823. XI und 149 S. 8. (1 Thlr. 4 gr.) (M. s. die Recens. A. L. Z. 1811. Nr. 197.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1824.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Cnobloch: *Pherecydis fragmenta*, e variis scriptoribus collegit, commentationem de Pherecyde utroque et philosopho et historico praemisit, denique fragmenta Acusilai et indices adiecit *Frid. Guil. Sturz.* Editio altera aucta et emendata. 1824. XXVI u. 245 S. 8.

Es würde eine eben so vergebliche als ungehörige Arbeit seyn, vorliegende Fragmentensammlung, welche im J. 1789 erschienen, (Vergl. A. L. Z. 1790. No. 122.) jedem Freunde des griechischen Alterthums nicht nur bekannt, sondern nach ihren Tugenden und Mängeln hinlänglich gewürdigt worden, einer neuen ausführlichen Prüfung zu unterwerfen. Der mannigfache Nutzen, welchen dieselbe seit ihrem ersten Erscheinen gestiftet hat, indem sie nicht nur die Kenntniss des Alterthums erweitert, sondern was vielleicht noch höher anzuschlagen, zugleich mit andern ähnlichen Schriften des würdigen Veteranen dazu beygetragen hat, die Aufmerksamkeit Anderer auf Anlegung ähnlicher Sammlungen zu lenken, macht die Nothwendigkeit einer neuen Auflage hinlänglich begreiflich, die wir dem Vf. glücklicherweise noch selbst zu verdanken haben. Denn was im J. 1798 unter dem Namen *Editio altera* erschienen ist, war gar keine neue Auflage, sondern die erste, und der abgeänderte Titel, mit dem Zusatz *editio altera*, war bloss eine Täuschung, die der Buchhändler Hammer in Gera sich erlaubte, als er den Verlag dieser und anderer Bücher von dem Buchhändler Roth erkauft hatte. Indem sich Rec., wie schon gesagt, lossagen muss von einer Prüfung des ganzen Werks, dessen er sich desswegen überhoben zu seyn glaubt, weil die alte Auflage in die neue ganz aufgenommen, und durch nöthige Zusätze und Erweiterung nur als Vervollständigung der alten Auflage anzusehen ist, bleibt ihm nur übrig, von dem Verhältniss Rechenschaft abzulegen, in welchem diese zweyte rechtmässige Auflage des Vfs. zur frühern steht. Eine nur oberflächliche Vergleichung der beiden Volumina würde schon jedem leicht die Erweiterung und Vervollständigung der neuen Auflage erkennen lassen, wie sich dieselbe bey einer genauern Ansicht auch genügend ergiebt. Wir erhalten nämlich in der neuen Auflage die ganze alte, mit den gelehrten Zusätzen und Nachträgen bereichert, die der Feder des Vfs. in dem Verlauf eines Zeitraums von 35 Jahren wohl von selbst zugeflossen seyn müssten. Die Anordnung der alten Ausgabe und vornehmlich die einmal gewählte Reihefolge der Fragmente wurde beybehalten, welches letztere wir auch dann noch loben, wenn selbst die neue von Matthiä versuchte, von der *Sturz*ischen durchaus abweichende Anordnung der Fragmente des Pherekydes Wahrscheinlichkeit für sich gewinnen sollte. Denn wenn wir auf Matthiä's neu versuchte Distribution der einzelnen Fragmente in ihre Bücher in Wolfs Litt. Annal. I, 2. (welche Abhandlung Hr. *Sturz* fast ganz in seiner Vorrede mit widerlegenden Bemerkungen begleitet wieder hat abdrucken lassen), die Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen, dass er in einzelnen Fällen wohl dem einen oder dem andern Fragmente seine wahrscheinlich richtigere Stelle in den verschiedenen Büchern des Pherekydischen Werkes ausgemittelt haben dürfte, so gilt dieses, wie gesagt, nur von einzelnen, aber immer noch dem Zweifel unterworfenen Fällen, während der übrige Theil der neuen Ordnungstheorie als meistens auf Textveränderungen beruhend als ganz schwankend und ungewiss anzusehen ist, so dass Rec. das Urtheil unterschreibt, welches Hr. *Sturz* über Matthiä's Versuch also fällt S. XXV. „*Vides illum non pauca protulisse satis speciosa: vix vero tibi placebunt eae disputationis ejus partes, ubi hypothesi suae, serviens numerum librorum Pherecydis ab antiquis Grammaticis indicatum mutare contra omnes Codices manu scriptos ausus est. Ita enim operae suae fidem omnem ipse derogavit, et omnia fecit etiam magis, quam antea essent, incerta. Quum igitur nihil certi de fragmentorum Pherecydis ordine possit constitui, malui ordinem in priore editione adscitum etiam in hac altera servare, quam reus agi mutationis temerariae.*" Ausserdem weist auch Hr. *Sturz* den ihm von Matthiä gemachten Vorwurf, elf Fragmente ganz übersehen zu haben, zum Theil durch die Bemerkung zurück, dass es nur drey wären, welcher Umstand dem Sammler in der That eher zum Lob als zum Tadel gereichen dürfte, selbst wenn Rec. noch eins oder das andere hinzuzufügen hätte. Allein das Verfahren des Hrn. *Sturz*, durch welches er sich gegen einige ihm von Matthiä erhobene Beschuldigungen zu rechtfertigen sucht, dass nämlich einige Fragmente desswegen absichtlich übergangen worden, weil sie schon in der Fragmentensammlung des Hellanikos behandelt worden, wird

wird niemand billigen: auch scheint dieses Hr. *St.* selbst eingesehen zu haben, indem er in der neuen Auflage nun doch wenigstens bey jedem einzelnen dergleichen Fragmente auf den Hellanikos gewöhnlich verweist. Vermisst haben wir jedoch in dieser Hinsicht die Aufführung von Hellanikos S. 154 fragm. CXXXXIV. Noch mehr dürfte aber zu rügen seyn, dass Hr. *St.* zwey andere Fragmente in der neuen Auflage nachzutragen übersehen hat, die zwar in erst kürzlich erschienenen Schriften enthalten, aber von dem Herausgeber eines Werks, meist mythologischen Inhalts, wie die Bücher des Pherekydes sind, leicht bemerkt werden konnten, da jene Schriften eben einen ähnlichen Gegenstand behandeln. Das eine findet sich in einem noch ungedruckten Scholiasten zum Aristeides, von welchem Creuzer Melet. I. S. 20 folgende Bruchstücke mittheilt: *εὐεργετεῖν φησι τὸν Διόνυσον, καὶ δοῦναι (τὴν ἄμπελον) ἀνθρώποις· δηλοῖ δὲ καὶ Φερεκύδης καὶ ἐπ' ἐκεῖνον Ἀντίοχος, λέγοντες καὶ διὰ τοῦτο κεκλῆσθαι Διόνυσον, ὡς δὴ* (so zum Theil nach Wyttenbach) *Διὸς εἰς νύσας ῥέοντα· νύσσας γάρ φησι ἐκάλουν τὰ δένδρα.* Diesem Bruchstücke scheint seine Stelle im fünften Buche da angewiesen werden zu müssen, wo von den Hyaden, die den Dionysos erzogen, und von letzterers Geburt und Benennung die Rede ist. Das andere Bruchstück verdanken wir demselben Scholiasten und der Bemühung desselben Gelehrten, welcher es Symbolik Th. 2. S. 693 bekannt gemacht hat. Die Worte, welche kritischer Nachhülfe noch sehr bedürftig sind, handeln vom Palladium und würden mit fragm. LVII. S. 194 ff. zusammenzustellen seyn. Wie in dem oben ausgezeichneten Bruchstücke, so wird auch hier neben dem Pherekydes ein Antiochos als Gewehrsmann angeführt, wahrscheinlich derselbe, von dessen *ἱστορίαι* das neunte Buch bey Klemens Alex. Cohort. ad gentes. S. 29 A. ed. Sylb. angeführt wird. Ferner haben wir einige Fragmente vergebens gesucht, welche sich in den von Heyne Obs. *in Iliadem* unter den *Supplendis et Emendandis* angeführten Excerpten aus Scholiasten zur Ilias erwähnt finden. Hierher gehört das Bd. 6. S. 625 zu Ilias, 266 mitgetheilte Bruchstück: „*Fuit ζήτησις· προειπὼν, ἐν Θεσσαλίᾳ κατοικεῖν τὸν Ἀμύντορα, δι' ὧν φησι Φοίνιξ. Φεῦγον ἔπειτ' ἀπάνευθε δι'* Ἑλλάδος (I, 474) *ἐνθάδε πῶς ἐν Ἐλεῶνι τῆς Βοιωτίας αὐτόν φησι οἰκεῖν; ἡ δὲ λύσις ῥᾳδία· ἡ μὲν γὰρ ὁμωνυμία τοῦ Φοίνικος· Φερεκύδης δὲ Βοιωτὸν τὸν Ἀμύντορά φησι· καὶ γὰρ ὁ ποιητὴς οὐκ ἀπὸ τῆς Ἑλλάδος φησὶ φεύγειν τὸν Φοίνικα· δύναται δὲ καὶ ἐν Ἑλλάδι οὕτω τις προςαγορεύεσθαι τόπος Ἐλεών.*" Ferner Schol. Victor. zu v. 663 ebendas. S. 648. *Φερεκύδης οὕτως γενεαλογεῖ· ἀπὸ Μελάμποδος μάντιον· οὗ Κλεῖτον, οὗ Κοίρανον, οὗ Πολύϊδον· εἶτα Πολύϊδός, φησι, γαμεῖ Εὐρυδάμειαν, τὴν Φυλέως τοῦ Αὐγέου· τῷ δὲ (τῷδε?) γίνονται Εὐχήνωρ καὶ Κλεῖτος, οἳ Θήβας εἷλον σὺν τοῖς Ἐπιγόνοις· ἔπειτα εἰς Τροίην ἔρχονται σὺν Ἀγαμέμνονι, καὶ θνήσκει Εὐχήνωρ ὑπὸ Ἀλεξάνδρου.* Weiter hin zu ο, 336 findet sich bey demselben Scholiasten ein anderes unbemerkt gebliebenes Fragment des Pherekydes in Bezug auf die Mutter des Aias Oileus, worüber zu vergl. Heyne a. a. O. S. 649. Dieses Bruchstück dürfte seine Stelle in Fragm. V. S. 84 finden. Rec. nimmt hiervon Veranlassung, einen Blick auf ein von *Sturz* Nr. LXI. S. 200 angeführtes Fragment zu werfen, wo unter den Gemahlinnen des Theseus auch die Meliboia, Mutter des Telamonischen Aias aufgeführt wird. Daselbst heisst es: *Φερεκύδης δὲ προςτίθησι καὶ Φερέβοιαν*, wobey der Herausgeber bemerkt: „*de hac Phereboea nihil mihi constat.*" Rec. kennt diese Phereboia eben so wenig, er ist aber überzeugt, dass von Seiten des Athenaios, welcher das Fragment aufbewahrt hat, eine Confusion vorgegangen, indem er nämlich sagt, Pherekydes füge den genannten Weibern des Theseus die Phereboia hinzu, da er hätte sagen sollen, statt der genannten Meliboia führe Pherekydes die *Periboia* auf. So glauben wir nämlich, dass statt *Φερέβοιαν* gelesen werden müsse, da die Mutter des Aias, von welcher der Mythos noch ausserdem berichtet, dass sie unter den Atheniensischen Jungfrauen den Theseus als Kindertribut nach Kreta begleitet habe, bald Periboia, Eriboia, bald Meliboia von verschiedenen Schriftstellern genannt wird. Siehe Osann über des Sophokles Aias S. 54 ff. Doch wir kommen auf andere Bruchstücke zurück, die wir bey Hrn. *Sturz* vergeblich gesucht haben. Von dieser Art ist das vom Schol. Victor. zu Ilias π, 718 bey Heyne Th. 7. S. 789 erwähnte, die Abstammung der Hekabe betreffend: *αὐτοκασίγνητος Ἑκάβης. Δύμαντος καὶ Εὐθόης νύμφης, ὡς Φερεκύδης.* Hierdurch wird das *Sturz*ische Nr. LXXIII. b. erst vervollständigt. Ferner derselbe Scholiast zu Ψ, 297 bey Heyne Th. 8. S. 415: *Φερεκύδης ἐν τῷ Γ. Κλεώνυμος δὲ ὁ Πέλοπος ᾤκει Κλεώναισι, κατασιήσαντος Ἀτρέος· τοῦ δὲ γίνεται Ἀγχίσης· τοῦ δὲ Ἐχέπωλος.* Den letzten Beytrag aus diesen Scholien liefert die Stelle ω, 617 bey Heyne S. 728. *Φερεκύδης δὲ ἐν η̄. ἡ δὲ Νιόβη ὑπὸ τοῦ ἄχεος ἀναχωρεῖ εἰς Σίπυλον, καὶ ὁρᾷ τὴν πόλιν ἀνεστραμμένην καὶ Ταντάλῳ λίθον ἐπικρεμαμένον· ἀρᾶται δὲ τῷ Διὶ λίθος γενέσθαι· ῥεῖται δὲ ἐξ αὐτῆς δάκρυα· καὶ πρὸς ἄρκτον ὁρᾷ.* Dieses Bruchstück durfte um so weniger übergangen werden, als schon Heyne ihm seine Stelle in der *Sturz*ischen Sammlung angewiesen hatte, welche aber nach der bestimmten Angabe *ἐν η̄* doch wohl eine Veränderung leiden dürfte, sammt dem von Heyne bezeichneten Fragmente, in der neuen Ausgabe S. 131. (Beyläufig ist zu erwähnen, dass bey diesem Fragmente sich *Sturz* oder Matthiä zu Schol. Eurip. Phoen. 159, wo sich das Fragment erhalten hat, oder vielleicht lieber beide die Nachlässigkeit haben zu Schulden kommen lassen, dass *Sturz* ς, Matthiä ἐξ liest, ohne dass einer von beiden dieser Variante Erwähnung thut). So wie wir ferner bey Fragm. LXXXI die Note Heyne's zu Ilias η, 135 (Th. 5. S. 333) ungern unbenutzt gesehen haben, die der Erklärung des Fragmentes reichlichen Stoff liefert, so vermissen wir bey einer andern Stelle die Anführung einer Notiz des Scholiasten zu Platons Politeia

S.

S. 420. ed. Bekker. Diese Nachträge schliessen wir endlich mit der Bemerkung, dass die Autorität des Eustathios, nach welchem der Syrische Pherekydes den Zeus Ζῆς genannt habe, nun sich die ältere und gewichtigere des Herodianos hinzugesellt, die aus Dindorfii Gramm. Graeci Th. 1. S. 6. hinzukommt.

Nachdem in dem Bisherigen versucht worden, die *Sturz*'ische Sammlung durch einige Beyträge zu vervollständigen, schliessen wir in Bezug auf das Verhältniss der beiden Auflagen die Bemerkung an, dass die Zusätze, welche die neue Auflage erhalten, zum Theil als solche in den Noten ausdrücklich, wie S. 28, oder ohne weitere Andeutung, wie das Epigramm aus Diogenes S. 16, nachgetragen worden, oder endlich zum Theil, wenn es der Zusammenhang des Gegenstandes erfoderte, geradezu dem Texte einverleibt worden, wie z.B. S. 64 und 69 geschehen, wo was dort von den Worten „*quodsi solum Etymologici*" hier von „*quamquam enim alio*" bis ans Ende des Paragraphen steht, alles neu hinzugekommen ist. Endlich ist in Bezug auf die am Ende angehängten Fragmente des Akusilaos zu bemerken, dass diese bey der neuen Bearbeitung keine andere Veränderung als die Vermehrung von drey Fragmenten erfahren haben. Es hätte aber noch ein viertes hinzugefügt werden sollen aus den oben leider ganz übersehenen Schol. Victor. zur Ilias. Daselbst zu Ψ, 297 bey Heyne Th. 8. S. 415 heisst es: Ἀκουσίλαος ἐν τρίτῳ Γενεαλογιῶν ἤκουσε τὸ, Ἐχέπωλος, οὕτως· Κλεωνύμου δ' Ἀγχίσης· τοῦ δε, Ἐχέπωλος. Hr. *Sturz* giebt zwar in der Vorrede S. XXV zu verstehen, dass es ihm auf eine vollständige Sammlung der Fragmente des Akusilaos nicht angekommen sey: allein schwerlich dürfte dieses Geständniss dem Sammler jemand zum Lobe anrechnen.

Das Aeussere des Buches ist gut, und es würde auch der Druck zu loben seyn, wenn dieser nicht durch eine grosse Anzahl Druckfehler entstellt würde, welche in dem angehängten Verzeichnisse keinesweges sämmtlich aufgezählt werden. Rec. schliesst diese Anzeige mit dem Wunsche, dass man Hrn. *Sturz* doch auch bald eine neue Bearbeitung der Fragmente des Helanikos zu danken haben möchte.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Heidelberg, b. Mohr: *Archiv für die civilistische Praxis.* Herausgegeben von Dr. *C. von Löhr*, Geh. Reg. R. und Prof. zu Giessen, Dr. *C. J. A. Mittermaier*, Geh. Hofrath u. Prof. zu Heidelberg, Dr. *A. Thibaut*, Geh. Hofrath u. Prof. ebendas. *Sechster* Band. 1823. IV u. 440 S. 8.

Den vorliegenden Band eröffnen geistreiche Bemerkungen über die *neuesten Fortschritte der Civilprocess-Gesetzgebung*, von *Mittermaier*, welche zugleich eine Analyse und einen Auszug des Baierschen Hypothekengesetzes; der Nassauischen Processordnung vom 23sten April 1822, und der neuen Processordnung für den Canton Genf, nebst scharfsinnigen Beurtheilungen enthalten. Dann folgen: II. *Vertheidigung der Regel: dies interpellat pro homine*, von *Thibaut* gegen *Neustetel* im civil. Archiv. Bd. V. H. 2. Nr. VIII., mit welcher gewiss jeder übereinstimmen wird. III. *Von dem Verkauf mangelhafter Sachen*, vom Prof. *Unterholzner* in Breslau. IV. *Bemerkungen über den Begriff der justa causa bey der Tradition*, vom Prof. *Warnkönig* in Lüttich; worin auf eine bündige Weise ausgeführt wird, dass das Eigenthum einer Sache bey der Tradition auf den Empfänger übergeht, wenn der Tradent die *Absicht* zu veräussern hatte, und beurkundete, mag eine auf das Eigenthum *gerichtete Foderung*, oder ein auf Veräusserung gehendes gültiges Rechtsgeschäft vorhanden gewesen seyn oder nicht. V. *Das Pfandrecht an einer eigenen Sache*, vom Hofr. *v. Wening-Ingenheim* zu Landshut. Dargethan wird, dass solches ausnahmsweise in folgenden Fällen statt finde: 1) Erwirbt ein Creditor das Eigenthum des Pfandes von dem Schuldner, so besteht die Wirksamkeit seines Pfandrechts rücksichtlich der übrigen Creditoren fort; 2) erhält jemand neben dem Eigenthum das Pfandrecht eines durch ihn abgefundenen Creditors, dann dauert auch letzteres in gleicher Art fort; 3) geben die Gesetze einigen Personen Eigenthum, und ausserdem zur vollen Sicherheit noch das Pfandrecht, so kann auch dieses vollkommen wirksam gemacht werden. VI. *Noch einige Worte über das öffentliche Pfandrecht nach römischen Rechte*, von *Löhr*. Nach der Ansicht des Vfs. wird durch die bekannte Verordnung von Leo eine wesentliche Neuerung begründet, und zwar nicht allein für die conventionellen, sondern für alle Pfandrechte überhaupt. Ein öffentliches Pfandrecht ist demselben, wie auch Böhmer annimmt, ein jedes, wo das Factum, durch welches das Pfandrecht entstanden ist, durch eine wirkliche, oder gleichsam öffentliche Urkunde erwiesen werden kann. Ferner nimmt der Vf. mit *Thibaut* an, dass ein solches öffentliches Pfandrecht den Vorzug vor jedem Privatpfande habe, dennoch aber den privilegirten, wenn gleich, nicht öffentlichen Pfändern, nachstehe. VII. *Sollen Beweiserkenntnisse, mit oder ohne Fähigkeit zur Rechtskraft noch ferner statt finden?* Vom Prof. *Götz* in Nürnberg. Aus Gründen der Processpolitik empfiehlt der Vf., die Beweisinterlocute ganz abzuschaffen, und statt derselben den Parteyen bloss einen peremtorischen Termin zur Antretung des Beweises vorzuschreiben, mithin ihnen, so wie es bey der Anticipation des Beweises geschieht, die Bestimmung des Beweises lediglich freyzulassen. VIII. *Ueber das Forum rei sitae bey petitorischen Erbschaftsklagen.* Vom Prof. *Bayer* in Landshut. Der Vf. nimmt drey Fälle an. Entweder klagt man 1) bloss auf Einsetzung in den Besitz einer Erbschaft; dann hält er das *Forum rei sitae* begründet;

det; 2) oder man will mit einer *hereditatis petitio* (sey sie von welcher Art sie wolle) auftreten; dann sey das *Forum domicilii* das competente, es wäre denn, dass sich der Beklagte eben an dem Orte aufhielte, wo die Erbschaft liege. Oder endlich 3) man will bloss ein Singularfideicommiss gerichtlich verfolgen; dann sey, aber auch nur der Regel nach, die Klage bey dem Gerichte desjenigen Bezirks anzubringen, in welchem der grössere Theil der Erbschaft sich befinde. IX. *Beyträge zur Erörterung der Frage: ob die Eideszuschiebung mit andern Beweismitteln eventuell verbunden werden könne?* Vom Prof. *Linde* zu Giessen. X. *Aus welchen Peculien und unter welchen besondern Voraussetzungen kann der filius familias Schenkungen auf den Todesfall machen?* Von Dr. *Fritz* in Giessen. XI. *Ueber die Zeugenverhöre nach römischem Rechte.* Vom Hofrath *Spangenberg* zu Celle. Aus einer von *Marini* bekannt gemachten Urkunde wird das römische Verfahren bey den Zeugenverhören anschaulich gemacht. Die Zeugen wurden in Gegenwart beider Parteyen eidlich vernommen; die Parteyen hatten das Recht, unmittelbar Fragen an die Zeugen zu richten. Die Aussagen wurden in zusammenhängender Rede und *stilo directo*, wie noch jetzt im Preussischen, niedergeschrieben. XII. *Ueber Testamente der Schriftunkundigen*, von *Thibaut*. Auf eine überzeugende Art wird dargethan, wie es nicht erfoderlich sey, dass ein solches *testamentum judici oblatum*, von dem Richter dem Testator vorgelesen, und von demselben genehmigt werden müsse. XIII. *Die Verwerfung des verdächtigen Richters durch einen streitenden Theil, besonders vom juramento perhorrescentiae.* Vom Prof. *Gesterding* zu Greifswald. Der Vf. zeigt, dass zwey Mittel vorhanden seyen: *recusatio judicis suspecti*, mit Anführung von Gründen und Beweis; das *juramentum perhorrescentiae*, ohne Angabe oder Beweis von Gründen. Letzteres ist bloss durch den *Usus fori* entstanden, weder aus dem römischen, noch aus dem canonischen Rechte. XIV u. XIX. *Noch einige Bemerkungen über actio in rem und actio in personam, jus in re und obligatio.* Vom Hofrath *Du Roi* zu Wolfenbüttel. Eine Ergänzung und Berichtigung der frühern Schrift des Vfs. *Specimen observationum de jure in re.* Heidelb. 1812. Unstreitig eine der trefflichsten Abhandlungen, in welcher viel Neues gesagt worden ist. Der Hauptgedanke ist der: *In rem actio* ist kein Gattungsbegriff, sondern bloss die Klage über das Eigenthum einer körperlichen Sache und die Ausdehnungen dieser Klage. *Rei vindicatio* ist kein Kunstwort für die Klage aus dem Eigenthum einer körperlichen Sache allein, sondern ganz einerley mit *vindicatio* schlechtweg, oder mit *in rem actio.* XV. *Ueber den Beweis der Eigenthumsklage.* Von *Thibaut.* Der Vf. erklärt sich für die niedere Theorie, dass der Kläger nur schuldig sey, *seinen* rechtsgültigen Bewerb des Eigenthums nachzuweisen. XVI. *Bedarf es bey uns zur Gültigkeit eines feyerlichen schriftlichen Privattestaments der subscriptio und superscriptio?* Von *Löhr.* Verneinend beantwortet. XVII. *Beyträge zur Lehre vom Gegenbeweise.* Von *Mittermaier.* XVIII. *Ueber die Verjährung der actio judicati.* Vom Hofr. *Spangenberg* in Celle.

Diess möge hinreichend seyn, auf den reichen Inhalt auch dieses Bandes der trefflichen Zeitschrift aufmerksam zu machen.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Göschen: *Erzählungen und kleine Romane*, von *Friedrich Kind.* *Drittes* Bändchen. 1823. 306 S. 8.

Bekanntlich theilt der Vf., einer unserer geistreichsten und gemüthlichsten Erzähler, in dieser Sammlung (s. Erg. Bl. 1823. Nr. 2.) theils frühere Arbeiten von neuem durchgesehen und verbessert, theils bisher noch ungedruckte Aufsätze mit. Dieses Bändchen enthält nur drey, aber sehr anziehende Erzählungen. I. *Anadyomene.* Rec. las diese, zuerst im Beckerschen Taschenbuche, unter der Aufschrift: *der Liebe Wahn*, mitgetheilte Erzählung von neuem mit Interesse. Dass der dort vorkommende, zum Tone des Ganzen nicht völlig passende Schluss hier weggeblieben ist, ist zu billigen. Dagegen scheint uns die frühere Ueberschrift bezeichnender, als die neue, zu seyn. Der Wahn eines sonst edeln und vielseitig gebildeten jungen Engländers, der sich in ein schönes weibliches Porträt verliebte, und nur durch Auffindung des Urbildes glücklich zu werden hoffte, den das lange vergebliche Suchen desselben schwermüthig machte, und der endlich sein Ideal (in der Enkelin jenes wunderschönen Bildes) verwirklicht fand und von seinem Trübsinne völlig geheilt wurde, gab dem Dichter den Stoff zu mancher anziehenden Scene. II. *Karlo.* Ein kleiner interessanter Roman, geschrieben im J. 1800, dessen Inhalt wir den Lesern, die ihn hier zum erstenmale lesen, nicht verrathen wollen. Schilderungen der schönen und grossen Natur, gelungene Charaktergemälde, wie unter andern *Serena's*, *Wilibald's*, *Girolamo's*, das südliche Kolorit des Ganzen, und die zum Theil überraschende Verschlingung der Ereignisse zeichnen diesen kleinen Roman sehr vortheilhaft aus. Nur einige Personen, wie *Laurette*, treten bald zu sehr in den Hintergrund, auch würde vielleicht *Karlo* durch etwas mehr Charakterfestigkeit in den Augen der Leser gewonnen haben. S. 160 kommt der auffallende Druckfehler: *wenn* für *wann* zweymal vor. Eben so heisst es S. 181 nach der Frage: — — „was wäre ohne *Geselligkeit* das Leben des Sterblichen?" „und was ist es mit *ihm*?" wo es wohl: „mit *ihr*" heissen muss. III. *Der Bräutigam aus Brabant.* Nach mündlicher Ueberlieferung und gerichtlichen Urkunden. Nur der Anfang einer Geschichte, deren Fortsetzung wir mit Verlangen entgegen sehen. Möge uns der Vf. recht bald mit einer Fortsetzung dieser Erzählungen und kleinen Romane erfreuen!

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1824.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HAMBURG, b. Perthes und Besser: *Archiv für das Handelsrecht.* Herausgegeben von Hamburgischen Rechtsgelehrten. *Zweyten* Bandes *Erstes* bis *Viertes* Heft. 1820—1821. XVI u. 605 S. 8.

Nach einer Vorrede, worin die Herausgeber das Archiv im allgemeinen gegen die in diesen Blättern (A. L. Z. 1819. Nr. 146) enthaltene Kritik des ersten Bandes zu rechtfertigen suchen, ohne sich jedoch auf das Besondere einzulassen, werden folgende Fälle vorgetragen: *Erstes* Heft. I. *Einige Rechtsfälle von Wechseln mit angeblich unrichtigen Indossamenten.* In dem ersten hier vorgetragenen Fall hatte E. H. einen Wechsel *in blanco* indossirt, welcher in die Hände von J. L. gekommen war (auf welche Weise erhellt nicht aus den Verhandlungen der Parteyen, wahrscheinlich war er diesem von jenem übergeben worden, um ihn discontiren zu lassen). J. L. indossirte den Wechsel auf A. J. und Co. — E. H., welchem der Werth dieses Wechsels nicht zu gut gekommen, vindicirte denselben von A. J. und Co. Mit dieser Klage wurde der Kläger abgewiesen, sofern Beklagte zu beweisen im Stande wären, dass sie sich mit J. L. oder einem Dritten wegen der *valuta* dieses Wechsels berechnet hätten, aus dem Grunde, weil Kläger, durch sein darauf gesetztes Blanco Indossament dessen Verkauf genehmigt habe. — In dem zweyten Fall hatte J. N. mehrere Wechsel auf O. und E. an die Ordre von J. P. ausgestellt. Das erste Indossament auf allen diesen Wechseln lautete: für mich an die Ordre von A. L. Werth erhalten. B. den 2. Febr. 1817. unterzeichnet J. P. Als nun die Wechsel zum Verfall kamen, weigerten die Acceptanten auf Veranlassung des J. P. Zahlung, weil das erste Indossament falsch sey, nicht von J. P. herrühre. Allein sie wurden in drey Instanzen condemnirt, weil das Indossament an keiner sichtbaren Unrichtigkeit leide. Einige Aeusserungen des Hrn. T. veranlassen Rec. zu folgenden Bemerkungen. Das Wechselrecht ist ein specielles Recht, welches von dem allgemeinen oder generellen Recht nur durch ausdrückliche Bestimmungen oder durch nothwendige Folgerungen aus der Natur des Wechsel-Instituts abweicht. Wechsel nun sind keine *billets au porteur*, sie sind nicht zahlbar an den Inhaber, sondern an den, auf dessen Namen sie lauten. Dem Inhaber eines mit einem Blanco Indossament versehenen Wechsels kann daher mit vollem Recht, auch nach der Hamb. W. O. Art. 41 die Einrede der fehlenden Legitimation zur Sache entgegengesetzt werden. Dazu bedarf es keines ausdrücklichen Verbots der Blanco Indossamente; die Natur der Sache verbietet sie. Es kann daher nicht die Frage seyn, ob Blanco Indossamente verboten sind? sondern ob eine ausdrückliche gesetzliche Disposition gebiete, dass bey Blanco Indossamenten die Einrede der fehlenden Legitimation zur Sache nicht beachtet werden solle? Kann aber ein Gesetzgeber diess gebieten, ohne den Wechsel in ein *billet au porteur* zu verwandeln? — Es giebt allerdings viele sehr reiche Leute in Hamburg, die in einem Tage sehr viele Wechsel discontiren, allein gewiss nicht so viele, dass sie nicht sollten dafür Sorge tragen können, dass die *giri* der von ihnen discontirten Wechsel gehörig ergänzt würden. Der Rechtsgelehrte muss nie Unregelmässigkeiten das Wort reden, die sich ohnehin nur allzuleicht einschleichen. II. *Zwey Rechtsfälle über die Frage: Hafften die Litzenbrüder für die glückliche Ankunft der Waare an dem Orte, wohin sie diese zu befördern übernommen hatten?* Die Litzenbrüder treiben in Hamburg das Geschäft der Güterbestäter, welche für die Kaufleute, die Waaren zu Lande versenden wollen, die nöthigen Wagen miethen und für die schleunige Ladung und Abfahrt derselben, gegen einen gewissen Lohn, Sorge tragen. Rec. ist mit Hn. K. darin einverstanden, dass das zwischen den Litzenbrüdern und denen, welche sich ihrer zu jenem Zweck bedienen, bestehende rechtliche Verhältniss, gemeinrechtlich kein andres sey, als die *locatio conductio operarum.* Die Grundsätze des *Tituli Pandectarum Nautae, caupones, stabularii ut recepta restituant* sind auf Privatfuhrleute nicht anwendbar (Thibaut P. H. §. 913) und folglich auch nicht auf die Litzenbrüder, welche doch nur für jene einzutreten verbindlich geachtet werden können. III. *Ein Fall über die Frage: Ob ein Kaufmann eine, ohne seine Genehmigung an ihn abgesandte und nicht für seine Rechnung anerkannte Waare, zur Sicherheit des Absenders, versichern zu lassen verpflichtet sey?* Diese Frage wird im allgemeinen und ohne dass besondre Gründe der Verbindlichkeit hinzukommen, mit Recht verneint: das, in diesem Sinn vom Obergericht reformirte Handelsgerichtliche Erkenntniss, war nach Rec. Dafürhalten durchaus unhaltbar. IV. *Drey Rechtsfälle, insbesondre über den Begriff* von

von Strandung in der Clausel: Frey von Beschädigung ausser im Strandungsfall. Bey Waaren, welche innerem Verderb ausgesetzt sind, pflegen die Versicherer sich nur zu einer Versicherung unter der Clausel: *Frey von Beschädigung* oder *frey von Beschädigung unter gewissen Procenten*, zu verstehen. Zu Gunsten der Versicherten pflegt jedoch dieser Clausel die Limitation hinzugefügt zu werden: *ausser im Strandungsfall*, indem in einem solchen Fall die dringende Vermuthung vorhanden ist, dass die Beschädigung durch den See-Unfall der Strandung verursacht sey. Allein nun kommt alles auf den Begriff der Strandung an. In den hier erzählten drey Rechtsfällen sind Parteyen und Richter von sehr abweichenden Definitionen ausgegangen. Hr. H. dringt daher mit Recht darauf, dass sämmtliche Hamburgische Assecuranzcompagnien sich über den Begriff von Strandung verstehen, und das Vereinbarte ihren Bedingungen zum Grund legen möchten. Bis dahin haben nur zwey der dortigen Assecuranzcompagnien sich in ihren Bedingungen über den Begriff von *Strandung* erklärt. Rec. scheint die Bestimmung sehr angemessen, welche in den Bedingungen vom 1sten Januar 1818 enthalten ist, nach welchen die Assecuranzcompagnieen in Bremen zeichnen. Es heisst daselbst nämlich §. 9.: „Versichern die Compagnieen auf Güter, mit der Clausel: *Frey von Beschädigung ausser im Strandungsfalle*, so bezahlen sie, wenn das Schiff strandet, zwar die Beschädigung an den versicherten Gütern, doch mit der Bestimmung, dass der Versicherte die ersten zehn Procent der Beschädigung selbst trägt. Unter *Stranden* verstehen die Compagnieen nur, *wenn ein Schiff auf einen Strand, eine Sandbank oder eine Klippe geräth; und zwar so, dass es entweder gar nicht oder nur mittelst Entlassung der Ladung durch fremde Hülfe wieder abgebracht werden kann.* Kein Strandungsfall ist es also, wenn z. B. ein Schiff auf den Wellen oder wo es sonst sey, bey niedrigem Wasser oder Ebbe, auf den Grund kommt, wovon es bey höherem Wasser durch die Fluth oder sonstige Umstände wieder frey gemacht wird.“ V. *Ein Rechtsfall über die Frage, was zum Begriff der Frachtsachen gehöre, namentlich in Beziehung auf fahrende Posten.* Lediglich nach Hamburgischen Gesetzen sehr richtig beurtheilt und entschieden, ausserhalb Hamburgs aber von keinem Interesse. VI. *Ein Fall über die Frage: ob der Wechselinhaber wegen, durch höhere Gewalt gehinderte Protestlevirung seinen Regress gegen den Trassanten und seinen Indossanten behalte, so wie über die Frage, was in solchen Fällen unter höherer Gewalt zu verstehen sey?* Das Handelsgericht sowohl wie das Obergericht haben den Grundsatz aufgestellt, dass der Wechselinhaber seinen Regress gegen den Trassanten und seinen Indossanten nicht verliere, wenn er durch höhere Gewalt gehindert worden, den zu Sicherung seiner Rechte erforderlichen Protest zu leviren. Nach den Entscheidungsgründen des Handelsgerichtlichen Erkenntnisses haben nicht nur die Hamburgischen Gerichte zur Zeit der Belagerung Lyons, so wie bey unzähligen während des Revolutionskrieges häufig eingetretenen Vorfällen, sondern auch Preussische Gerichte bey ähnlichen Gelegenheiten, diesen Grundsatz als richtig anerkannt. — Hr. K. glaubt nun, dass der Einrede, der durch höhere Gewalt gehinderten Protestlevirung, nicht hätte Statt gegeben werden müssen; allein nach Rec. Dafürhalten mit Unrecht. Der Remittent erwirbt zwar von dem Trassanten das Recht, eine gewisse Summe von einer bestimmten Person einzufordern, allein er übernimmt zugleich die Verbindlichkeit, diese Einforderung zu einer bestimmten Zeit vorzunehmen. Dieser Verbindlichkeit entspricht ein vollkommnes Recht des Trassanten gegen den Remittenten auf Erfüllung derselben. Wird nun der Remittent durch höhere Gewalt gehindert, dieser Verbindlichkeit Genüge zu leisten, so kann vermöge des Grundsatzes, *casum sentit is, cui res debetur*, dieser Zufall doch nur den Trassanten als Eigenthümer des Rechts treffen, welchem jene Verbindlichkeit des Remittenten entspricht. In einem solchen Fall kann auch nicht von einer Verjährung des Wechsels als solchen, die Rede seyn; *nam valenti non agere, non currit praescriptio.* Der Beweis der höheren Gewalt wird aber in den meisten Fällen viele Schwierigkeit haben, wie denn auch in dem hier erzählten Fall der Kläger in demselben unterlag.

Zweytes Heft. VII. *Ein Fall über die Frage: Ob eine stillschweigende Annahme allemal darin liege, wenn der Trassat einen Wechsel eine Nacht bey sich im Hause behält?* Ein nach der Hamburgischen W. O. Art. 7. entschiedener Fall. Im allgemeinen und ohne ein bestimmtes Gesetz ist diese Frage sicher zu verneinen. VIII. *Ein Fall über die Frage: Ob und in wie weit eine in einem fremden Hafen, nach fremden Gesetzen aufgemachte Dispache, die gültige Norm für die Regulirung des von dem Versicherer zu bezahlenden Schadens abgebe?* Die Hamburgischen Dispacheurs hatten in einem, ihnen vom Handelsgericht abgeforderten Gutachten erklärt: Dass, wenn an dem Orte der Löschung, die Havarie grosse durch eine besonders dazu angestellte Person oder Behörde aufgemacht worden, eine solchergestalt aufgemachte Havarie grosse, bey der in Hamburg zu formirenden Particulär-Dispache allemal zur unabänderlichen Grundlage selbst auch dann diene, wenn selbige auch von den in Hamburg geltenden Gesetzen und Usanzen wesentlich abweiche. Diesem gemäss war denn auch vom Handelsgericht und Obergericht erkannt worden. IX. *Ein Fall über die Frage: Ob der Art.* 14. *der Hamb. W. O.*, *der das Verhalten des Inhabers bey der Präsentation zur Zahlung vorschreibt, durch ein Gewohnheitsrecht ausser Kraft gesetzt sey?* Ein Fall, der bloss locales Interesse hat, indem dabey hauptsächlich die Manipulation der Geschäfte unter den Hamburgischen Kaufleuten in Betrachtung kommt. Nach Rec. Ansicht hatte das Handelsgericht hier wieder viel zu leicht

eine Obſervanz, ein Gewohnheitsrecht angenommen, das Obergerichtliche Erkenntniſs iſt dagegen der Lage der Sache durchaus angemeſſen. Hr. H. giebt der Anſicht des Hrn. G. den Vorzug; allein er bedenkt nicht, daſs es nothwendig zu einer groſsen Unſicherheit des Rechts führen müſſe, wenn das Daſeyn eines Gewohnheitsrechts, ohne den überzeugendſten Beweis aller Charaktere deſſelben angenommen wird. Dieſs um ſo viel mehr, wenn man, wie Hr. H. der Meinung beytritt, daſs ein Gewohnheitsrecht Sätze einführen und geltend machen könne, von denen ein geſchriebenes Geſetz das Gegentheil beſtimmt. Eine der weſentlichſten Bedingungen einer Obſervanz eines Gewohnheitsrechts, iſt aber die *opinio neceſſitatis* in den Handelnden. X. *Drey Fälle über die Frage: Kann ein Kaufmann an einer ihm für Rechnung ſeines Schuldners von einem Dritten zugeſandten Waare, auch alsdan ein Retentionsrecht ausüben, wenn der Orderbrief zugleich den Auftrag enthielt, die nach Maaſsgabe des Werths der Waare, auf ihn für Rechnung jenes Schuldners entnommene Tratte zu acceptiren, und er dieſelbe nicht angenommen hat*? Im allgemeinen wird dieſe Frage mit Recht verneint; in den ſpeciellen Fällen entſteht die Schwierigkeit der Entſcheidung bloſs daher, daſs der Ablader ſich ſelten beſtimmt genug erklärt, wie der Spediteur nur dann die Waare *für* den Deſtinatar in Empfang zu nehmen berechtigt ſeyn ſolle, wenn er die dagegen gezogenen Wechſel acceptire. Hier ſind denn die Anſichten der Gerichte, wie auch in den erzählten drey Fällen ſehr verſchieden. S. 217 ſucht Hn. T. die für die *angebliche* Tradition durch Connoſſemente gebrauchte Bezeichnung *ſymboliſche Tradition* gegen den in dieſen Blättern (1819 A. L. Z. Nr. 147) geäuſserten Tadel, zu rechtfertigen. Rec. hofft Hn. T. zu überzeugen, daſs im allgemeinen und ohne beſondere geſetzliche Beſtimmungen, durch Einſendung der Connoſſemente *überall keine*, alſo auch *keine ſymboliſche* Tradition der Waaren, von denen ſie reden, vorgenommen werden könne. Wenn nämlich Waaren verſchifft werden, ſo hat entweder der Empfänger oder der Ablader das Schiff zum Transport der Waaren angenommen. Iſt erſteres der Fall (z. B. ein Hamburgiſches Haus ſchickt ein Schiff nach Teneriffa, um dort für ſeine Rechnung eine Ladung Wein abzuholen), ſo iſt die Waare für tradirt zu achten, ſobald ſie dem Schiffer, welcher hier offenbar als Mandatar des Empfängers erſcheint, übergeben worden. Durch Einſendung des Connoſſements tradirt der Ablader dem Empfänger die Waare nicht, ſondern er liefert ihm eine Urkunde über die an ſeinen (des Empfängers) Mandatar geſchehene Tradition. Im zweyten Fall muſs man nothwendig annehmen, daſs der Schiffer, welcher das zwiſchen dem Ablader und Empfänger beſtehende Rechtsverhältniſs nicht kennt, die ihm zum Transport übergebene Waare *für* den Ablader beſitze, bis er ſie dem Empfänger übergiebt. Durch Einſendung des Connoſſements legitimirt der Ablader den Deſtinatar zur Empfangnahme, und auctoriſirt den Schiffer zur Tradition. Wenn nun beſondre Geſetze beſtimmen, daſs im Fall eines das Eigenthum übertragenden Rechtsgeſchäfts, durch Einſendung des Connoſſements die Waare für tradirt geachtet werden ſollte, ſo kann man wohl von einer *geſetzlich angenommenen*, aber genau genommen (und der Juriſt muſs es doch mit ſeinen Bezeichnungen genau nehmen) nicht von einer *ſymboliſchen* Tradition reden. Wenn ein Savigny in der angeführten Stelle darthut, daſs, wie zu *jeder* Tradition, ſo auch zu der *ſymboliſchen* die Gegenwart der zu tradirenden Sache erforderlich ſey; ſo war er gewiſs ſehr richtig angeführt, um zu beweiſen, daſs auch die ſymboliſche Tradition, die Gegenwart der zu tradirenden Sache heiſche. Das deutſche Recht kennt freylich wohl die ſymboliſche Tradition durch Uebergabe eines, ſey es auch noch ſo kleinen, Theils der zu tradirenden Sache, wie z. B. eines Baumzweiges, eines Spans u. ſ. w., aber nicht durch Uebergabe einer Schrift, wodurch Jemand bekennt, eine Sache zum Transport an den Deſtinatar empfangen zu haben. XI. *Ein Fall über die Frage: Ob derjenige Ungenannte, in deſſen Auftrag ein Andrer, ohne ihn zu nennen, durch einen Dritten eine Verſicherung beſorgen läſst, gegen dieſen Dritten ein Klagrecht habe?* Die Frage iſt in zwey conformen Sentenzen mit Recht verneint worden. Hr. H. iſt damit nicht zufrieden; allein er zeigt in ſeinem Raiſonnement, daſs er die Natur des Römiſchen Rechts in dieſer Materie durchaus verkennt. So ſagt er unter andern: Nach älterm römiſchen Recht habe der Mandans aus einem von ſeinem Mandatar *für* ihn geſchloſſenem Rechtsgeſchäft, gegen den andern Contrahenten nicht in *eignem* Namen klagen können, ſondern habe ſich von ſeinem Mandatar die Klage müſſen abtreten laſſen: nach neuerem römiſchen Recht könne nun freylich der Mandans aus einem von ſeinem Mandatar für ihn geſchloſſenen Rechtsgeſchäft *actione utili* gegen den andern Contrahenten klagen; allein da dieſe *actis utilis* ein Surrogat der früheren Ceſſion ſey; ſo müſſe ſich der Mandans auch, wenn er *actione utili* klage, alle Einreden gefallen laſſen, welche ſeinem Mandatar entgegen ſtehen würden. Hier überſieht Hr. H. offenbar, daſs das neuere römiſche Recht ja gerade zu dem Ende die *actionem utilem* eingeführt habe, um die Rechte des Mandanten von den Verhältniſſen des Mandatars unabhängig zu machen, *arg. L* 1518 *D de exercitoria actione L* 1 *in fine L* 2 *D de inſtitoria actione*. XII. *Zwey Fälle über die Frage: Muſs eine von einem nachherigen Falliten gekaufte Waare ſchon vor Eintritt des materiellen Concurſes gekauft und empfangen ſeyn, um von den Käufer aus der Maſſe vindicirt werden zu können*? Mit Recht bejahend entſchieden. XIII. *Ein Fall über die Frage: Muſs der Inhaber einen acceptirten Wechſel bey Verluſt des Regreſſes ſchon am Verfalltage zur Zahlung präſentiren, oder kann er, gleichwie mit dem Proteſte, ebenfalls mit der Präſentation bis zum letzten*

Re-

Respittage warten? Von dem H. G. aus sehr überzeugenden Gründen nach der Hamburgischen W. O. in einem, auch vom Obergericht bestätigten Erkenntniss dahin entschieden, dass der Inhaber eines Wechsels, wie mit dem Protest also auch mit der Präsentation des Wechsels bis zum letzten Respittag warten könne. S. 270 stellt Hr. T. einen, nach Rec. Ansicht, durchaus unhaltbaren Satz auf. Er behauptet nämlich, die Absicht des Art. 17. der Hamburgischen W. O. gehe zwar dahin, die Discretionstage dem Acceptanten und dem Wechselinhaber keinesweges aber dem Trassanten und Indossanten zu gute kommen zu lassen: gegen diese sey der Inhaber berechtigt, mit dem Wechsel und einem selbst schon am ersten Respittage levirten Protest in der Hand, seine Regressklage anzustellen. Trassant und Indossanten haben das Recht vom Acceptanten zu verlangen, dass er am Verfalltage oder doch spätestens am letzten Respittage Zahlung leiste. Dem Wechselinhaber ist nun dieses Recht — nicht mehr und nicht weniger — übertragen, und es ist nicht abzusehen, wie, ohne eine besondere dieserhalb übernommene Verbindlichkeit, Trassant und Indossanten dem Wechselinhaber dafür einzustehen verbunden geachtet werden können, dass der Wechsel genau am Verfalltage und nicht erst an einem der Respittage bezahlt werde. Auch kann für des Hrn. T. Behauptung nicht angeführt werden, dass es dem Wechselinhaber nach dem Art. 17. der Hamburgischen W. O. frey gelassen sey, vor Ablauf der Respittage einen Protest zu leviren; denn durch Proteste werden zwar bestehende Rechte gesichert, aber keine neue begründet.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

DRESDEN, in der Arnoldschen Buchhandlung: *Encyclopädie und Methodologie der practischen Staatslehre nach den neuesten Ansichten der berühmtesten Schriftsteller dargestellt und ergänzt*, von dem *Freyherrn von Kronburg*. 1821. VIII und 550 S. 8. (2 Thlr. 6 gr.)

Ueber die eigentliche Bestimmung und den Zweck dieses Werks hat sich der Vf. nirgends ausgesprochen. Gewöhnlich aber sind solche Werke zu Leitfaden zum academischen Vortrage bestimmt. Doch die ganze Form und Behandlungsweise des gewählten Stoffes zeigt, dass dieses die Absicht des Vf. nicht sey. Allerdings fehlt auch seinem Werke die zu einer Bestimmung nothwendige kompendiarische Kürze und Bestimmtheit des Vortrags. Wir müssen also annehmen, dass es ein Handbuch zum Selbststudium der hier behandelten Wissenschaft für den angehenden Geschäftsmann seyn soll. Aber auch für diesen Zweck können wir es keinesweges als brauchbar anerkennen. Der Geschäftsmann fordert mehr, als eine blosse Einleitung, die doch der Vf. eigentlich hier nur giebt, und auf jeden Fall verlangt er mehr Gründlichkeit, als in der hier angezeigten Encyclopädie herrscht, deren Haupteigenthümlichkeit sich in einer unerfreulichen Breite ausspricht, die ohne eigentlich zu unterrichten doch die Hauptpuncte der Wissenschaft, in einen ermüdenden Schwall von Worten gehüllt, eigentlich nur andeutet, und doch genau betrachtet weiter nichts ist, als ein breit gezogenes Fächerwerk ohne die gewünschte und erwartete Ausfüllung. Das Ganze zerfällt nach einer kurzen *Einleitung* (S. 1—6) in *zwey* Theile, den sogenannten *theoretischen*, die *reine Staatslehre* (S. 6—270) und den *practischen*, die *angewandte Staatslehre* (S. 270—550), und jeder hat wieder mehrere Bücher, in welchen der Vf. immer zuerst einen Umriss des in ihm behandelten einzelnen staatswissenschaftlichen Zweigs, dann eine kurze Geschichte desselben, und die Namen der vorzüglichsten Bearbeiter desselben, jedoch nicht einmal die Titel ihrer Schriften giebt. In dem *ersten* Theile folgen in dieser Manier bearbeitet, die *Staatsverfassungslehre* (S. 6—42), die *Rechtswissenschaft* (S. 42—130), die *Polizey* (S. 130—158), die *Finanzwissenschaft* (S. 159—199), die *Diplomatik* (S. 199—233), und die *Kriegswissenschaft* (S. 233—270) auf einander. In dem *zweyten* Theile aber giebt der Verf. zuerst (S. 270—363) einen allgemeinen Umriss der *Staatsregierungswissenschaft*, und dann (363—550) einen ähnlichen Umriss der *Staatsgeschäftenlehre*. Was der Vf. von einer Darstellung der Staatslehre nach den Ansichten der berühmtesten Schriftsteller, und von einer Ergänzung der von diesen noch gelassenen Lücken, auf dem Titel sagt, hat Rec. nirgends gefunden.

NEUE AUFLAGE.

BERLIN, b. Hayn: *Beyspielsammlung zur Uebung der wichtigsten syntaktischen Regeln der lateinischen Grammatik für Anfänger.* Herausgegeben von Dr. *Karl Friedrich August Brohm*, Director des Königlichen Gymnasiums zu Thorn. *Dritte*, vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1823. IV und 108 S. 8. (6 gr.) M. s. die Recens. Ergänzungs-Blätter 1813 Nr. 88.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1824.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Hamburg, b. Perthes und Besser: *Archiv für das Handelsrecht.* Herausgegeben von Hamburgischen Rechtsgelehrten u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Drittes Heft. XIV. *Ein Fall über die Frage: Ob nach gemeinen und Hamburgischen Rechten ein auf Lieferung geschlossener Kauf durch das Falliissement des Käufers ohne weiteres rescindirt werde?* Die Frage wurde vom Handelsgericht bejaht, dagegen in der Appellations- und Revisionsinstanz, wie Rec. dünkt, mit Recht verneint. Die vom H. G. in Bezug genommenen Art. 22, 25 und 62 der N. F. O. sind auf die speciellen Fälle, von denen sie reden, zu beschränken, und leiden keine ausdehnende Erklärung. XV. *Befreit den Versicherer die unabsichtliche falsche Angabe der Abfahrt eines versicherten Schiffs von seiner Verbindlichkeit, wenn das Schiff nachher verunglückt?* Bey der Aufgabe der Versicherung eines Schiffs, war dasselbe als am 21sten November seegelfertig liegend, angegeben worden; hernach fand sich aber aus der Verklarung, dass es bereits am 20sten geseegelt war. Als nun das Schiff am 23sten verunglückte, und der Versicherer wegen jener unrichtigen Aufgabe, sich weigerte das versicherte Quantum zu bezahlen, so kam die Sache zur gerichtlichen Entscheidung, die in zwey Instanzen gegen den Versicherer ausfiel. Rec. ist damit durchaus nicht einverstanden. Der Gegenstand des Assecuranzvertrags ist Uebernahme einer durch Raum und Zeit bedingten Gefahr. Raum und Zeit (diese letztere in Rücksicht auf Anfang und Ende entweder absolut oder relativ bestimmt) sind also *essentialia* des Contracts; ein Irrthum in Ansehung eines *essentialis* des Contracts macht aber das Geschäft jeder Zeit ungültig. Die Ansicht der S. 718 angeführten Schriftsteller Benecke, Weslett und Park ist daher allerdings die richtigere. Nimmt man an, dass in vorliegendem Fall die Versicherung, ungeachtet der unrichtigen Aufgabe, gültig sey, so ist kein Grund, warum sie nicht gültig seyn sollte, wenn das Schiff auch 8 oder 14 Tage früher geseegelt wäre als aufgegeben worden. Wo sollte da die Grenze seyn? Die oben bereits angeführten Bedingungen der Bremischen Assecuranzcompagnieen haben daher auch §. 18. folgende sehr zweckmäsige Bestimmung: „Auch ist bey der Versicherung bestimmt aufzugeben, ob das Schiff an dem Orte, wo es geladen hat, oder wo es ladet, noch liege, oder ob und wann es von da abgegangen sey, oder an welchem Ort es liege. Wird davon nichts erwähnt, so nehmen die Compagnieen an, dass nach den jüngsten Nachrichten, die der Versicherte zur Zeit der Versicherung haben konnte, das Schiff wirklich noch an dem Ladungsorte gelegen habe. Findet sich nachher das Gegentheil, *so ist die Versicherung ungültig* (also noch um soviel mehr, wenn das Schiff als noch am Ladungsort liegend aufgegeben wird, ungeachtet es wirklich schon abgeseegelt ist) die Prämie aber gleichwohl zu bezahlen." Bey der Beurtheilung der Frage, ob der in der Mitte liegende Schaden innerhalb der Grenzen der geschlossenen Assecuranz liege, ob diese den vorliegenden Thatsachen nach gültig oder ungültig sey, hat der Richter sich lediglich an den Buchstaben des Contracts zu halten. Ist aber dieser Punct zu Gunsten des Versicherten ausgemittelt, so ist bey Bestimmung der Grösse des zu ersetzenden Schadens dem richterlichen Ermessen allerdings viel überlassen und es kann dabey ein richterliches Durchgreifen (in dem Sinn von Puchta, Ueber die Grenzen des Richteramtes §. 31) eintreten. Vergl. *Emerigon Traité des assurances* (*Marseille* 1783) Tom. I. Ch. I. Sect. 5. *La nouveau Valin* (*Paris* 1809) p. 355 *et* 469. Allgemeines Landrecht für die Preussischen Staaten, Th. 2. Tit. 8. §. 2094 und 2095. XVI. *Ueber die Vindicationsbefugniss des Absenders einer Waare gegen den dritten Inhaber eines Connossements.* Ein lediglich nach Hamburgischem Particularrecht beurtheilter Fall, der also in dieser Hinsicht kein allgemeines Interesse hat, wiewohl er gut vorgetragen ist. XVII. *Ob und in wie fern ist ein Versicherter in Ueberseeglungsfällen verpflichtet, für seinen Versicherer gegen die Rheder und Befrachter des erhaltenen Schiffs Klage zu erheben?* Auch bey diesem Fall kommt vorzüglich das Hamburgische Particularrecht in Betracht. Der Versicherer ist verbunden, dem Versicherten den dispachirten Schaden sofort zu bezahlen, dieser aber, für seinen Versicherer und auf dessen Kosten, den Betrag des Schadens gegen Rheder und Befrachter des überseegelnden Schiffs einzuklagen. XVIII. *Was für ein Contract ist vorhanden, wenn Jemand einem Andern durch einen Dritten Geld in der Bank zuschreiben läst?* Hier werden zwey Fälle vorgetragen,

gen, die, da sie sich auf das Eigenthümliche der Hamburgischen Bank beziehen, allerdings interessant sind. Vorausgeschickt wird eine kurze Uebersicht der Bankverfassung, bey welcher wir nur auszusetzen finden, dass S. 361 gesagt wird, die Bank sey eine Niederlage von baarem *Gelde*. Da unter *Geld* gewöhnlich gemünztes Metall (Adelungs Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart Th. 2. *voce Geld* vergl. jedoch Klübers öffentliches Recht des teutschen Bundes und der Bundesstaaten § 337. verstanden wird; so ist diese Definition nicht geeignet dem Nichthamburger einen klaren Begriff von diesem trefflichen Institut mitzutheilen, das ganze Deuschland theuer seyn muss, indem es der sicherste Regulator seines gesammten Münzwesens ist. Nach der seit dem Ende des siebenjährigen Krieges bestehenden Verfassung, besteht der Bankfonds nicht in gemünztem Metall, sondern in Silberbarren von der Feinheit von 15 Loth 12 Grän, also in Silber das nur $\frac{1}{48}$ Zusatz hat (Büschs Zusätze zu seiner Darstellung der Handlung Bd. 1. S. 51 folg. Die Bankvaluta hat auf die Weise einen unwandelbar festen innern Gehalt. Wer, als Ausnahme von der Regel, gemünztes Silber in die Bank bringt, bekommt auf sein Conto so viel gut geschrieben, als diese Münzen nach jenem Maasstab inneren Gehalt haben. Uebrigens hing die Entscheidung beider Fälle von dem Rechtsverhältniss ab, in welchem die Hamburgischen Geldwechsler zu denen stehen, für welche sie Bankposten unter sich haben. Rec. ist mit Hrh. K. den angeführten Thatsachen nach, völlig einverstanden, dass es für ein *depositum irregulare* zu achten sey, folglich auch die mit dieser Ansicht zusammenhängenden rechtlichen Folgen eintreten müssen. Uebrigens ist die Entscheidung der ersten Kammer ohne Zweifel die richtigere; Vergl. Römischrechtliche Untersuchungen für Wissenschaft und Ausübung von Neustätel und Zimmern (Heidelberg 1821.) Bd. 1. Abh. 1. XIX. *Muss eine Anweisung so gut wie ein Wechsel protestirt werden, wenn die Regressklage Statt finden soll?* In drey Instanzen mit Recht verneinend entschieden und vielmehr der Grundsatz aufgestellt: dass der Inhaber einer Anweisung keines am Verfalltag zu levirenden Protestes, sondern bloss eines Beweises darüber, dass der Assignat die Bezahlung verweigert habe, bedarf, um sich den Regress gegen den Assignanten offen zu halten. XX. *Ueber die rechtliche Wirkung des Indossaments eines Bürgen.* A. der Hauptschuldner, hatte einen Sola-Wechsel ausgestellt, an die Ordre von B und C, die Bürgen; diese indossiren den Wechsel auf D, mit der Clausel „Werth empfangen in übernommener Garantie für A." Als nun A sich insolvent erklärte, und D seine Indossanten auf den Belauf des Wechsels in Anspruch nahm, entstand unter andern die Frage, ob diese jenem die Einrede des *beneficii excussionis* entgegen setzen könnten? Das Handelsgericht verwarf diese Einrede, weil die Bürgen, dadurch, dass sie den Wechsel indossirt, *implicite* auf diese Einrede verzichtet hätten. Mit dieser Entscheidung ist Hr. T. nicht zufrieden und Rec. gesteht gerne, dass die von ihm angeführten Gründe seine Ansicht rechtfertigen. Dagegen stellt er S. 415 einen durchaus unhaltbaren Satz auf. Es hat zwar seine ungezweifelte Richtigkeit, dass der Acceptant, welcher nicht am Verfalltag, sondern innerhalb der Respittage Zahlung leistet, Verzugszinsen vergüten müsse; allein durchaus unrichtig ist es, dass er dazu selbst dann verbunden sey, wenn der Wechsel durch einen *Zufall* nach dem Verfalltage präsentirt würde. *Casum sentitis, cui res debetur* ist ein unbestreitbarer Rechtssatz, nach welchem der Inhaber, *nicht* der Acceptant die Folgen der zufällig verspäteten Präsentation zu tragen hat. Hr. T. wird bey näherer Prüfung das Gehaltlose seiner Gründe selbst einsehen. XXI. *Kann derjenige, welcher einem Andern für Rechnung eines genannten Dritten den Auftrag ertheilte, eine Assecuranz zu besorgen, von diesem Andern Rechnungsablage und Auslieferung der Polize fordern?* (Oben unter No. X. war von einer Versicherung für Rechnung eines Ungenannten die Rede) In zwey gleichförmigen Erkenntnissen wurde der Grundsatz aufgestellt: Dass derjedige, welcher einem Andern ausdrücklich in Auftrag und für Rechnung eines Dritten eine Versicherung zu besorgen, aufgetragen hat, keine Klage in eignem Namen gegen den Mandatar auf Auslieferung der Polize und Rechnungsablage wegen etwaniger darauf eincassirter Gelder, zustehe.

Viertes Heft. XXII. *Prüfung einiger bey dem Beweise durch Handlungsbücher aufstossender erheblicher Zweifel, veranlasst durch einen interessanten Rechtsfall.* Verschiedene zweckmäsige Bemerkungen über diese Materie. — XXIII. *Ein Fall über die Frage: Ob derjenige, der von seinem Gläubiger angewiesen wird, die Schuld nicht an ihn, sondern an einen dritten auszuzahlen, und welcher dem dritten irrthümlich mehr, als die Schuld beträgt, auszahlt, diesen Ueberschuss zurückfordern kann, wenn der dritte bis auf die ganze empfangene Summe von dem Gläubiger zu fordern hat?* Von dem Handelsgericht verneinend entschieden. Die Gründe, womit das Urtheil hier gerechtfertigt wird, sind durchaus überzeugend. — XXIV. *Ein Fall über die Frage: Kann die auf monatlichen Lohn angenommene Mannschaft eines unterwegs gesunkenen Schiffs den Lohn für die ganze Reise fordern oder nicht?* Vom Obergericht zu Hamburg in letzter Instanz dem Grundsatz gemäss entschieden: — dass die Verpflichtung des Rheders eines gesunkenen Schiffs zur Bezahlung von Volksheuer sich nur auf den Werth desjenigen, was von dem Schiffe gerettet worden, erstrecke. XXV. *Ueber die Verbindlichkeiten der Schiffs- und Ladungseigenthümer gegen die Schiffsleute, welche im Dienste des Schiffs verwundet und verstümmelt werden.* Nur wenn bey Vertheidigung des Schiffs und der Ladung einer von

von der Equipage seine Gesundheit einbüsst, ist er berechtigt, lebenslängliche Alimentation von dem Rheder zu fordern; wird er aber durch andere Unfälle beym Schiffsdienst verstümmelt oder verwundet, so beschränkt sich die Verbindlichkeit des Rheders auf die Kosten der Heilung. — Diesem gemäss ist von dem Handelsgericht und Obergericht zu Hamburg nach Maassgabe des Hamburgischen Particularrechts erkannt worden. — Hr. K. jedoch glaubt aus allerdings nicht unerheblichen Gründen, dass die Equipage, wenn sie auch anderwärts im Schiffsdienst zur Gewinnung ihres Fortkommens ununtauglich wird, wie im Fall der Vertheidigung des Schiffs und der Ladung, gleiche Ansprüche gegen den Rheder hat. XXVI. *Ein Rechtsfall über die Verbindlichkeit eines Rückversicherten, die nähern Umstände des versicherten Gegenstands dem Reassecuradeur bey Schliessung des Contracts anzuzeigen.* Hier wird ein Rechtsfall im Betreff einer Reassecuranz unter ausführlicher Mittheilung der Verhandlungen der Parteyen in drey Instanzen, vorgetragen. Recensent kann demselben das Interesse nicht abgewinnen, welches ihm beigelegt wird. — XXVI. *Ein Rechtsfall über die Frage: Ob und wie weit der Commis seinen Principal durch ohne speciellen Auftrag unternommene Handlungen verpflichtet? In besonderer Beziehung auf den Gehülfen eines Mäklers.* Die in der ersten Instanz und in *contrarestitutorio* ergangenen Erkenntnisse waren allerdings der Sache angemessen; indem der Mandatar seinen Mandanten nur insofern verpflichtet, als er, innerhalb der Grenzen des ihm ausdrücklich oder stillschweigend ertheilten Mandats handelt. Die Verpflichtung, welche im vorliegenden Fall der Mäkler-Gehülfe Namens seines Principals übernommen hatte, erheischte offenbar ein specielles Mandat, ohne welches sie durchaus für den Principalen nicht verbindlich geachtet werden konnte. — Uebrigens war hier diese ausführliche Mittheilung der Verhandlungen der Parteyen sehr überflüssig. — XXVII. *Ein Fall über die Frage: Ob die gehörige Präsentation zur Protestation der Prima eines Wechsels hinlänglich sey, um die Regresklage zu salviren, wenn auch die Präsentation und Protestation der girirten Wechselcopie oder Secunda verspätet ist?* Diese Frage ist von dem Handelsgericht verneint, vom Obergericht aber in diesem *speciellen* Fall bejaht worden. Das letztere Erkenntniss scheint Rec. der Lage *dieser* Sache am angemessensten zu seyn. — XXVIII. *Ein Fall über die Frage: Muss ein Schiffer wegen die Fautfracht protestiren?* Hier werden zwey Aufsätze geliefert, aus welchen sich folgendes Resultat ergiebt: Die Hamburgischen Gerichte betrachten die Levanz eines Protestes wegen Fautfracht nicht als nothwendig zur Sicherung der Rechte gegen Ablader und Empfänger wegen Fautfracht; heischen jedoch die *Usancen* des Abladungs- oder Bestimmungsorts einen solchen Protest, so ist derselbe allerdings zu leviren. — XXIX. *Ein Fall über den Einfluss einer Abweichung von der versicherten Reise auf die Rescission des Versicherungsvertrags, mit besonderer Beziehung auf den Art. 5. Tit. VII. der Hamburgischen Assecuranzordnung.* Durch ein handelsgerichtliches und obergerichtliches Erkenntniss ist der Grundsatz ausgesprochen, dass durch eine Abweichung von der versicherten Reise der Versicherte seine Ansprüche auf Schadensersatz verliere. XXX. *Nachträglicher Rechtsfall über die Bedeutung des Wortes Strandung in der Clausel: Frey von Beschädigung ausser im Strandungsfalle.* Dieser Rechtsfall enthält eine Bestätigung der Ansicht des Rec. ad IV; jedoch konnte hier auch nicht mit dem mindesten Scheine eine Strandung von dem Versicherten vorgeschützt werden. — XXXI. *Ein Rechtsfall über einige interessante Umstände beym Zuckerhandel, zunächst über die Fragen: Involvirt Nachstechen und Auszeichnen den Empfang, und ist der Käufer Refactie anzunehmen schuldig?* Ein Fall, bey dem die in Hamburg übliche Manipulation des Zuckerhandels in Betracht kommt, und hier keine nähere Erwähnung verdient. — XXXII. *Ein Fall über das Recht eines Commissionärs, der im Namen seines Committenten Waaren verkauft hat, den Kaufpreis einzucassiren.* Die erste Kammer des Handelsgerichts hat diess Recht nicht, die zweyte Kammer aber *in restitutorio* solches anerkannt. Jenes Erkenntniss scheint Rec. den Grundsätzen des Römischen Rechts am angemessensten zu seyn. — XXXIII. *Einige Notizen und Präjudicate über die Verjährung der Assecuranzklagen nach Hamburgischem Particularrecht.* Vorzüglich von localem Interesse.

Wenn gleich der in diesem Band enthaltenen Aufsätze grössten Theils sorgfältiger ausgearbeitet sind, als diess im ersten Band der Fall war; so lässt sich doch von diesem Archiv in seiner jetzigen Beschaffenheit keine sonderliche Ausbeute für die Wissenschaft erwarten. Sehr zu wünschen aber wäre, dass der als vormaliger Rechtslehrer in Heidelberg und Göttingen hochverehrte nunmehrige Präsident des Oberappellationsgerichts für die freyen Städte eine ähnliche Zeitschrift veranstalten möchte, um der Gesetzgebung in dem Gebiet des Handelsrechts vorzuarbeiten. — Diess Oberappellationsgericht hat zwar in einem speciellen Fall durch vorgefasste Meynung verleitet, sich einem grossen Missgriff zu Schulden kommen lassen, welcher auch von der gefährdeten Partey in einer eigenen Druckschrift „*Beleuchtung eines am Oberappellationsgericht zu Lübeck abgegebenen Urtheils in einer ein Lieferungsgeschäft betreffenden Handelssache.' Von einem Kaufmann: Heidelberg* 1822, gerügt worden ist; allein dieses einzelnen Fehltritts ungeachtet, kann man doch mit Wahrheit behaupten, dass seine Aussprüche in den 4 freyen Städten allgemein geschätzt werden.

Köln,

Köln, b. Bachem: *Handbuch der polizeylichen Rechtspflege.* Von *Joh. Matth. Bender*, Friedens- und Polizeyrichter zu Köln. *Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage.* 1823. 291 S. 8. (1 Rthlr.)

Die erste Auflage dieses Handbuches ist uns nicht zu Gesicht gekommen; wir können darum auch darüber nichts sagen, welche Vorzüge die zweyte oben angezeigte vor jener hat. Auf jeden Fall aber verdient der Vf. für sein Werk den Dank seines Publikums. Zwar wird derjenige, der mit der französischen Gesetzgebung über die den Friedensrichtern und Bürgermeistern, als Polizeyrichtern, zur Untersuchung und Bestrafung zugewiesenen einfachen Polizeyvergehen (*Contraventions de police*) einiger Maassen bekannt ist, in dem Werke des Vfs. nicht viel neues finden; doch für den grössern Theil der Beamten, für welche sein Handbuch bestimmt ist, ist es gewiss nicht ohne Nutzen. Man findet hier nicht bloss die Bestimmungen des französischen Strafgesetzbuches, und der ältern noch geltenden Polizeyordnungen, besonders über die Untersuchung und Bestrafung der Feld-, Forst- und Jagdfrevel, hier ganz vollständig und in einer guten natürlichen Ordnung zusammengestellt, sondern der Vf. hat diese Bestimmungen auch mit steter Hinweisung auf die Beschlüsse des Cassationshofes, und die neuesten Preussischen Verordnungen, namentlich die über die Competenz der Friedensgerichte vom 7ten Junius 1821, möglichst umfassend zu erläutern gesucht. Das Ganze zerfällt übrigens in *zwey* Theile; 1) *von den Zuwiderhandlungen und den darauf gesetzten Strafen* (S. 1—136); und 2) *von der gerichtlichen Verfolgung der Zuwiderhandlungen* (S. 137—254), und zur Beförderung der möglichsten Brauchbarkeit des Buches, sind noch *Muster von Arten* (S. 255—276) und ein ziemlich vollständiges Register angehängt. — Das Einzige was uns an dem Buche nicht gefällt, ist die Beybehaltung des freylich bey allen Gerichten jenseits des Rheins herrschenden, französisch-juristischen Kauderwälsch der Sprache, und die reinwörtliche, oft ganz sinnlose Uebertragung der französischen technischen Ausdrücke ins Deutsche. Von *Polizeyzuwiderhandlungen* kann bloss nur ein überrheinischer Jurist sprechen, der den Ausdruck *Contraventions de police* nicht anders als steif wörtlich zu übersetzen vermag. Ein deutscher Jurist aber würde, wie das baierische Strafgesetzbuch (Art. 2.), nur von *Polizeyübertretungen*, oder noch richtiger von *blossen Polizeyvergehen* sprechen; und die *Tribunaux en matière correctionelle* würde eben so wohl keiner mit den überrheinischen deutschfranzösischen Juristen *Zuchtpolizeygerichte* nennen, sondern gleichfalls mit der Baierischen Gesetzgebung (a. a. O. Th. II. Art. 12.) *Civilstrafgerichte*; und dergl. mehr.

PAEDAGOGIK.

Hannover, b. Hahn: *Ueber Schulpflichtigkeit und Schulzwang*, nebst einer kurzen Geschichte des Schulwesens, zunächst in Absicht der Hannoverschen Lande. Von *Johann Carl Fürchtegott Schlegel*, Rath und Consistorialsecretär. 1824. XVI u. 150 S. gr. 8.

Der Vf., bereits rühmlichst bekannt durch sein „Hannoversches Kirchenrecht" (fünf Bände), so wie durch andere historisch-philosophische und kirchenrechtliche Schriften, hat zunächst in diesem Werke, seine in dem Buche über das Kirchenrecht vorgetragene Ansicht über Schulpflichtigkeit und Schulzwang nach den Hannöverschen Landesgesetzen, zu rechtfertigen, und eine entgegengesetzte Ansicht in des Canzleydirectors *Hagemann* practischen Erörterungen. Bd. VI. Nr. 70. zu widerlegen gesucht. Während nämlich der letztere angenommen hat, dass die in dem Königreiche Hannover vorhandenen Schulordnungen und Gesetze nur auf Bauern und solche Personen, welche zur Classe derselben gezählt werden könnten, zu deuten seyen; dass es dagegen den gebildeten Ständen frey stehe, durch häuslichen Unterricht für eine zweckmässige Bildung ihrer Kinder zu sorgen, ohne verpflichtet zu seyn, den Schullehrer ihrer Gemeinde oder des Schulsprengels derselben, durch Erlegung des ihm sonst gebührenden Schulgeldes zu entschädigen; während derselbe behauptet hat, dass es auch den Bauern freystehe, ihre Kinder einer andern Schule, die ihnen vielleicht bequemer liege, zum Unterricht anzuvertrauen, wenn sie nur dem Lehrer der ihnen angewiesenen Schule das gebührende Schulgeld entrichten; so beweist der Vf., dass die Hannoverschen Landesgesetze eine unbedingte Schulpflichtigkeit und Schulzwang aussprechen, und, wenn solcher gleich insofern wegfallen könne, dass es den Aeltern frey stehe, ihren Kindern Privatunterricht ertheilen zu lassen, oder sie in eine andere Volksschule, als die ihrer Gemeinde zu senden, solches doch nicht anders, als mit Vorwissen und Erlaubniss des Predigers der Gemeinde, als Aufsehers der Schule, und unter der Verpflichtung, dass dem Schullehrer der Gemeinde, das ihm sonst gebührende Schulgeld zu bezahlen, geschehen dürfte. Von der Richtigkeit dieses Satzes ist Rec. vollkommen überzeugt worden; auch wird derselbe durch den Vf. durch ein Ministerialrescript vom 27sten Febr. d. J., welches dieselben Grundsätze ausspricht, belegt. Interessant ist die kurze Geschichte des Schulwesens, welche hier um so mehr an ihrem Orte stand, da sie darlegt, auf welche Art und aus welchen Gründen jene verfassungsmässige allgemeine Schulpflichtigkeit und Schulzwang entstanden sey; und überhaupt die ganze Angelegenheit so gründlich behandelt, wie man es bey dem sehr kenntnissreichen Vf. gewohnt ist.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1824.

SCHÖNE KÜNSTE.

Züllichau, in d. Darnmannschen Buchh.: *Auswahl des Besten* aus *Friedrich Rochlitz sämmtlichen Schriften.* Vom Verfasser veranstaltet, verbessert und herausgegeben. In *sechs* Bänden. *Erster* Band mit dem Bildnisse des Verfassers. 1821. 325 S. *Zweyter* Band 1821. 394 S. *Dritter* Band. 1821. 389 S. *Vierter* Band. 1822. 406 S. *Fünfter* Band. 1822. 422 S. *Sechster* Band. 1822. 317 S. gr. 8.

Friedrich Rochlitz ist in unserer ästhetisch-darstellenden Literatur ein Name von so gutem Klange, dass es unnöthig ist noch erst zu sagen, wie sehr der Freund einer anziehenden gehalt- und geistreichen Unterhaltung dem würdigen Vf. sich verpflichtet achten müsse für diese höchst sorgfältige Auswahl aus seinen Schriften. Gewiss, diese sechs Bände sollten in keiner bedeutenden Bibliothek fehlen; denn sie gewähren auch in ihrer Abwechselung in Hinsicht auf Inhalt, Darstellung und Tendenz eine Mannichfaltigkeit, nicht gerade schwelgender, aber sanfter und um so öfter zu erneuernder Genüsse, und können unbedenklich in ihrer Reinheit vor jede Phantasie gebracht werden, die für ästhetische Darstellungen, besonders im Fache der Romane und Novellen, denen die meisten Arbeiten des Vfs. angehören, reif genug ist. Uebrigens zeigt sich der Vf. hier auch höchst achtungswürdig als dramatischer und als lyrischer, besonders aber als musikalischer Dichter, so wie als humoristischer, zuweilen an unsern grossen Humoristen *Jean Paul*, aber ohne Nachahmung oder wohl gar Hoffmannische Uebertreibung streifend; dann aber auch als historischer Darsteller auf einer bedeutenden Stufe. —

Den *ersten* Band eröffnen, ausser dem von Schnorr gemalten und von Böhm gestochenen schönen und anziehenden geistreichen Bildniss des würdigen Vfs., zwey Weihungsstrophen für die Freunde der Muse desselben, von denen die erste zwar in Reinheit und Klarheit nicht untadelig ist, die zweyte aber wehmüthig herzlich anspricht, besonders durch den Schluss:

> So hört mich hier! mein Abend senkt sich nieder:
> Auf *dieser* Bahn trefft ihr mich schwerlich wieder.

Nun, *schwerlich* raubt doch nicht alle Hoffnung, die man nur ungern aufgeben möchte, denn die jüngern Mittheilungen in diesen *sechs* Bänden, — die jüngste ist von 1821, — geben an Frische den ältern, — die älteste ist von 1798, — nichts nach. — Den Reihen eröffnet ein dramatisches Märchen in 4 Acten vom J. 1804: *Parisade und Brahman*, oder *die Zwillinge*, dem ein Vorspiel: *Khosru*, *Schach von Persien* zur Einleitung dient, und von dem im Ganzen, eine edle Sprache, gute Führung, dramatisches Interesse, häufig östlicher Blumenduft zu rühmen ist, in gut gebauten mit lyrischen Strophen und Prosa vermischten Jamben, wenn Rec. auch Abbrechungen in Versen wie S. 32.

> „Zwey wunderschöne und neu-
> Geborne Kindlein" — —

und manche Hexameter in dem Spruche des im Vorspiele auftretenden Schicksals nicht in Schutz nehmen will. Rührend erscheint die Liebe der Zwillingsgeschwister, welche, Kinder des Schachs, von einer durch Eifersucht und Missgunst verhärteten Mutterschwester dem Tode in den Fluten geweiht, von den mitleidigen Wogen zu einem einsamen Gärtnerpaare gerettet werden, hier fern von der Welt in Liebe zu einander aufwachsen und sich gern für einander aufopfern; und ein feiner psychologischer Zug ist, dass die Schwester diess in reinerer Hingebung thut, und in dieser mit grösserer Beharrlichkeit. — Es herrscht Opern-Phantasie in diesem dramatischen Märchen und es ist zu bedauern, dass der Vf. sein unverkennbares Talent dazu nicht unsrer lyrischen Bühne mehr zugewendet hat; so würde sie weniger unter der Schmach gelitten haben, die übrigens bey den Verhältnissen unsrer Bühne während der letzten Decennien sehr erklärbar ist. Darauf folgt: *Faustina Hasse*, Portrait v. J. 1805, eine sehr geistreiche biographische Skizze der als Sängerin hochberühmten Gattin des berühmten Tonkünstlers Hasse, den sie als einen hoffnungsvollen Jüngling in Venedig, durch sein geistreiches Spiel entzückt, zum Gatten erkor, dann mit ihm an den Hof des üppigen August III. nach Dresden ging, wo er Kapellmeister, sie erste Sängerin wurde, hier sich verleiten liess, die grosse Zahl der Buhlerinnen des Königs zu vermehren, während der Gatte nach Italien gesandt wurde und dort sieben Jahre verweilen musste, sich aber klüglich zurückzog, ehe ihre Reize alle Macht verloren hatten und sich dann wieder, — es thut uns um den redlichen Hasse bitter leid, — mit dem gutmüthigen Gemahl vereinigte und als Freundin den Abend eines Le-

Lebens zu verschönen suchte, dessen Mittag sie so unedel getrübt hatte. Ungern bemerkte Rec. einige Weichlichkeit der Verschleierung in diesem Portraite. Die Schilderung der Sängerin ist übrigens vortrefflich; man erkennt darin den Eingeweihten und in dieser Hinsicht ist diese Skizze wohl um der goldenen Worte willen, die hier über ihre Kunst gesagt werden, unsern Sängerinnen zu empfehlen. — *Die Pfänder*, v. J. 1803. Novelle: gespenstisch bestrafter Verrath weiblichen unedlen Leichtsinnes, voll italienischerGlut, vielleicht selbst etwas sengend. — *Blätter eines Hypochondristen*, v. J. 1814: wohl durch Thümmel angeregt. Ein Arzt sendet seinen Freund einen Hypochondristen aufs Land zu einem Pfarrer, der eine hübsche Tochter hat. Diese, eine Margot in etwas höherer Potenz, zeigt sich äusserst besorgt um ihn mit dem Wunsche ihm zu gefallen. Er missversteht diess und fühlt sein Herz angeregt; da erklärt ihm sein Freund, dass er selbst das Mädchen liebe, und dass er ihn nur als einen „uneingenommenen Freund benutzt habe, der an Ort und Stelle wäre, genau beobachten könnte und treu berichten möchte," und bey dem „ein Ritzchen von Amors Pfeilen wie ein Visicatorium wirken könnte." — *Skizzen, erstes Heft:* sieben kleine Seelengemälde, die ungemein anziehend und mit Meisterhand hingeworfen sind, zum Theil humoristisch im echten Sinne, so dass man mit Thränen im Auge laut auflacht. Sie stellen denMenschen mitSchwächen, aber von der edlern Seite dar und gewähren oft wirkliche Erbauung. Das erste: *Elwina an ihre Mutter*, v. J. 1806, ist der Bericht einer Tochter, welcher die Mutter vorgeworfen hat, sie habe ihr etwas verheimlicht und sich unbesonnen verliebt, und der sie nun beweiset, wie Unrecht sie ihr thue, indem sie ihr haarklein erzählen kann, wie alles gekommen ist, welches sie denn auch mit der echten Naivetät eines reinen Herzens thut. — *Morgenbetrachtung der Frau Anna Barbara Methfässel*, v. J. 1809, — während des Kaffeesiedens angestellt, voll humoristischer Laune. — *Leben und leben lassen*, v. J. 1816; eine Scene aus dem Leben zweyer sehr glücklichen Eheleute, die jedem, besonders jungen Ehepaare eine goldene Regel geben: „*Wills* und seine Frau nehmen alles das, was man sonst, lateinisch nämlich, die *menschlichen Dinge* im Leben und allen seinen Erscheinungen zu nennen pflegte, sie nehmen diese mithin auch an einander, wo nicht leicht, doch gar nicht schwer; vornehmlich aber lassen sie einander ungeplagt um das, was man jetzt mit dem Namen: kleine Besonderheitnn, Eigenheiten, Individualität, Manier — bezeichnen will. Diess wird in einem anmuthigen Beyspiele anschaulich, wie nämlich die Frau den Mann zu einer bereits seit zehn Jahren projectirten Reise ins Bad zu bewegen sucht, indem sie als Motive seine Eigenheiten ins Spiel setzt, zuletzt aber zu ihrer Beschämung erfährt, dass alles, was sie so künstlich bewirkt zu haben glaubt, bereits vorher schon von ihm beschlossen und angeordnet war. — *Das Erbgut*, v. J. 1818., die rührende Erzählung eines wackern Oberamtmanns von altem Schrot und Korn, wie er gegen seinen jungen Herrn und ehemaligen Zögling, einen reichsfreyherrlichen Grafen der einem Maier, dessen Erbgut seiner projectirten Parkanlage im Wege ist, diese unter nichtigen, in den Händen eines Rabulisten aber unschwer geltend zu machenden Vorwänden, abpressen will, das Urtheil fällt und zugleich um seinen Abschied anhält; dadurch aber den Grafen zur Besinnung bringt und in seiner Achtung steigt. — *Cidli's Lebensgeschichte*, v. J. 1809, eine artige Mystification nicht ohne satirisches Salz, die sich zuletzt als die Geschichte eines Canarienvogels aufklärt. — *Schreiben des alten Abraham Blechschmidt an den Redacteur der musikalischen Zeitung von seinem Sterbebette gesandt*, v. J. 1815: der seinen Tod auf den letzten August, seinen Glückstag, ankündigt und sich dazu ein Plätzchen in der musikalischen Zeitung erbittet, welche er sechszehn Jahre lang alle Woche bey den Herrn vom Orchester herum getragen habe." Sein Plätzchen in der Zeitung verdient aber der alte Blechschmidt, dächt' ich, wohl: hat er doch seit bald 42 Jahren bloss in der lieben Musik gearbeitet, nämlich als Orchesterdiener, und wie er diess wurde und wie's ihm darin mit seiner flinken, hübschen aber auch wackern Frau erging, diess ist der rührende Inhalt. — *Das kleinste aller Reiseabenteuer*, v. J. 1805. Der Erzähler wird von einem ihm unbekannten neu verheiratheten jungen Schauspielerpaar auf der Landstrasse mystificirt, um ihn dahin zu bringen, dass er sie mit einiger Unbequemlichkeit für sich, in seinem Wagen mitnehme. —

Der *zweyte Band* beginnt mit einem Trauerspiele in drey Abtheilungen *Antigone*, nach Sophokles, (zuerst aufgeführt in Weimar 1809, zum Geburtsfeste der Frau Grossherzogin), in grösstentheils gut gebauten Jamben und schönen lyrischen Strophen des Chors, aber ohne dramatisches Interesse und ohne Haltung in Kreons Charakter. — Darauf folgt die im ältern Tone brav durchgeführte interessante Biographie des berühmten Malers *Joachim von Sandrart*, der 1606 zu Frankfurt am Main geboren wurde und bereits in früher Kindheit ausgezeichnete Anlagen zeigte, v. J. 1815. „Der Stoff dieser Biographie", sagt eine Anmerkung, „ist aus den eigenen Werken Sandrarts und seiner Zeitgenossen gesammelt: die Darstellungsart so versucht worden, wie man sie in jener Zeit möchte erwählet haben." — *Reinhold Graf zu Dohna.* Volksmärchen, das den Helden selbst in die Hölle führt, um die Handschrift seiner Mutter wieder zu erlangen, welche sie einem Schwächling von Teufel ausstellte, und nach mehrern unfruchtbaren Jahren Mutter zu werden, v. J. 1804: das Ganze ist nicht ausgeführt, viele Anstalten sind da, die nichts bewirken, offenbar ist des Vfs. Züchtigkeit diesem Stoffe nicht gewachsen. — „*Das Jawort*, zwey Erzählungen v. J. 1803. aus zwey verschiedenen Sphären des Lebens, die eine aus dem Kreise des wackern Bürgerstandes, in

in welchem der Sohn eines reichen Mannes ein armes Mädchen heirathen möchte, die ihm der Vater nicht geben will und die ihm ohne des Vaters Einwilligung ihre Hand verweigert, — Jünglingen erzählt zum Theil von einem Jünglinge als Beweis, wie wenig Hoffnung da fey, einen eigenfinnigen Alten für eine Liebe zu gewinnen, die er nicht billigt, und dann beendigt von dem etwas unfanft behandelten Alten, der zufällig und unerkannt die Erzählung anhört, und die Jünglinge über ihr voreiliges Urtheil befchämt; die zweyte befonders lebendig dargeftellt aus der Erzählung einer jungen Weltdame in der Refidenz, welche dem Vater ihres Gatten das Jawort abdringt, indem fie des Genufsfüchtigen Aufmerkfamkeit auf einem Maskenballe, wo er fie nicht vermuthet, auf fich zieht und ihn dann durch ihre Entlarvung, die Rec. etwas unzart dünkt, befchämt, und das Jawort ihres eigenen Vaters durch die Intrigue gewinnt, die fie mit einer jungen Wittwe fpielt, um den Vater zu feffeln. Rec. bewundert den Muth ihres Bräutigams, der eine fo gewandte Schöne zu feiner Frau macht. Nach dem Vf. geht's aber in der Ehe vortrefflich. — *Skizzen*, zweytes Heft: *Aus den Papieren eines alten Müffiggängers*, v. J. 1817 und 1818. Ein penfionirter Staatsdiener widmet fich jetzt blofs reinmenfchlichen Intereffen und fchreibt fich auf, was ihm merkwürdiges aufftöfst. Nach einer Schilderung feiner felbft „*Der Müffiggänger*" überfchrieben, folgt: „*Der Herbfttag*," an welchem im J. 1816 bey einem Spaziergange in einem Dorfe ein Zwift unter nahen Blutsfreunden in Herzlichkeit und Wohlthun fich auflöfte. — *Mieze*, eine von tiefer pfychologifcher Einficht zeugende Charakteriftik eines ländlichen Humoriften, der unter dem Namen: der närrifche Mieze, Dorfbote ift. — *Die Kindwärterin* führt die artige Idee aus, dafs ein angehender Greis auf den Einfall kommt, in ein Dörfchen zu wandern, welches in feiner Kindheit der Punct war, wohin er bey den höchft feltenen, aber um fo beglückendern Ausflügen mit der Mutter und den Gefchwiftern ging, und wohin er nun feit mehr als einem halben Jahrhundert nicht gekommen war. Hier findet er von allen die er gekannt, keinen am Leben, als — feine alte Kindwärterin, die in ihrem ein und achtzigften Jahre und ftockblind hier bey ihrer verheiratheten Tochter lebt, die ihn auf's zärtlichfte geliebt hat, und der er noch immer als Knabe vorfchwebt. — *Die Studentenwirthfchaft*, lehrt uns zwey arme Teufel von Studenten, mit welchen der alte Müfsiggänger zufällig zufammentrifft, auf eine ergetzliche und charakteriftfche Weife als zwey junge Männer von Gemüth und Geift kennen. Die Schilderung ift trefflich. — *Die Wanderer*, auswandernde Würtemberger, die ausziehen, nicht aus Unzufriedenheit mit ihrer bürgerlichen Lage, fondern: „weil des fündigen Wefens in ihrem Lande und unter ihrer Freundfchaft zuviel geworden fey, und weil der Herr es ihnen durch das Auffchlagen eines unfchuldigen Kindes in der Bibel geheifsen habe" — eine fich wohl auf eine Thatfache gründende Skizze voll herrlicher Milde und anregend zu Betrachtungen. — *Das Teftament.* Ein redlicher Sachwalter läfst fich in der beften Abficht zu Schulden kommen durch Zögerung die letzte Willensbeftimmung eines alten reichen Stiftsfräuleins zu hintertreiben, hat aber Urfache diefe Pflichtverletzung zu bereuen; fie bricht ihm das Herz. — *Die Neuvermählten*, Luftfpiel in 1 Act, v. J. 1806: franzöfifche Idee, nicht ganz durchgeführt, es mangelt an Klarheit, der Stoff ift nicht recht zufammengehalten. — *Das Blumenmädchen*, ländliches Zwifchenfpiel mit Gefang, v. J. 1802, ein Beweis mehr für das Bedauern, dafs der Vf. fich nicht mehr der Operndichtung zugewendet hat. —

Dritter Band. Victors Reifen, v. J. 1798., die ältefte Erzählung diefer Sammlung und die längfte; Rec. gefteht aber aufrichtig, fo fpannend fie für ihn auch war, fo vorzüglich die Darftellung, fo wahr die Schilderung, befonders des Lebens eines liefländifchen Edelmanns, die er aus eigener Anfchauung zu beurtheilen vermag, und der Denkweife eines folchen, fo wie die Charakterzeichnung überhaupt auch ift, fo dünkt ihm die auch in der Erzählung des *zweyten* Bandes „das Teftament, dargeftellte Idee: der Menfch, welcher in feinem Berufe oder aufser demfelben den Gang fchlechter Handlungen zu wenden fucht, bringt oft mehr Böfes als Gutes hervor, wie in der erwähnten Erzählung, oder er wird felbft zermalmt, wie in diefer, eine fo troftlofe, wenn auch, wie das denn in einer Welt, wie fie nun einmal ift, nicht anders feyn kann, oft beftätigte, dafs er ihre künftlerifche Durchführung für unäfthetifch hält; fo wie denn auch hier der Gefammteindruck höchft unäfthetifch ift, nämlich blofs zerreifsend ohne irgend verföhnend, noch weniger erhebend zu feyn, wie diefs immer feyn follte, wenn die Unfchuld und Tugend im Kampfe mit der Verdorbenheit und dem Lafter unterliegend dargeftellt wird. — Die Details diefer Erzählungen, wovon ein Auszug hier zu weit führen würde, — fo charakteriftifch fie auch find, und fo fehr fie von Menfchenkenntnifs zeugen, dienen doch nur in der Lebendigkeit der Schilderung den zermalmenden Eindruck zu verftärken. — *Vermifchte Gedichte*, unter diefen zeigt die fehr gefchmeidig verfificirte geiftreiche Epiftel von Talent für diefe in jüngerer Zeit wenig kultivirte Gattung: aus dem Gedicht „Rückkehr" wäre wohl der letzte Vers mit feinen unreinen Reimen *Wüthen — Süden*, *Wiefen — geniefsen*, anders zu wünfchen; recht leer ift Hans Sachs „der Ritter und fein Hund", nacherzählt. — *Cöleftine*, v. J. 1806, zum Theil nach Florian im echten Novellenton und ftark romantifch; die Wiedervereinigung bey ihrer Flucht durch einen fchrecklichen Irrthum getrennter Liebender, von denen die Geliebte als Stellvertreter des Alkade in einem Dorfe der Apuxares getroffen wird. — *Das Schickfal und die weichgefchaffenen Seelen*, nach „Taufend und ein Tag", — Die Ehegefchichten zweyer Freunde, in welchen die Nemefis auf eine wunderbare

bare Weise, aber ergetzlich genug waltet. — *Skizzen, drittes Heft. Amtsbericht des Pfarrers zu Eichengrün*, v. J. 1805. Die Frau des Gutsbesitzers kömmt zum Erstenmal nach Eichengrün. Sie lebt mit ihrem Manne in einer kinderlosen Ehe nicht glücklich, liebt aber den kaltsinnigen Mann mit Leidenschaft. Ein Spaziergang führt sie auf den Kirchhof. Sie setzt sich auf ein kleines grünes Grab, hinter welchem ein weisser Stein in die Mauer eingelassen ist. Sie wendet sich die Inschrift zu lesen und lieset: Hier ruhet in Gott das unglückliche Knäblein, dem seine eigene Mutter, *Maria Müllerin*, den Tod gegeben hat. Ein Schrey des Entsetzens, und sie erkrankt. Die Aeusserungen gegen den Geistlichen, welchen sie rufen läfst, verrathen ein mit geheimer fürchterlicher Schuld belastetes Gemüth. Die Marie Müller war von dem Gutsherrn verführt, wurde Mutter ohne den Vater des Kindes zu entdecken, und eines Morgens wurde das Kind in ihrem Bette ermordet und ein Stilet im Stroh verborgen gefunden. Sie wurde hingerichtet, obgleich nur die Folter ihr ein nachmals selbst wiederrufnes Bekenntnifs ausgepresst hatte. — *Das Lotterieloos*, v. J. 1805. Die Darstellung in dieser Erzählung, in welcher zwey Jugendfreunde sich an Grofsmuth gegen einander überbieten, ist nicht ganz ungezwungen. — *Der Deserteur*, v. J. 1799. Der Besuch eines Obersten in einem Irrenhause, wo sich einer der Irren mit Angabe vieler zutreffender Umstände für einen vor Jahren von dem Obersten auf Leben und Tod zu Spiefsruthen verurtheilten und auch darunter erlegenen Deserteur ausgiebt, dessen Unschuld dabey an den Tag kommt, und damit andere Umstände vermischt, die ihn als den Bruder des Obersten aufser der Ehe erscheinen läfst. Der Aufseher, welcher war abgerufen worden, ehe der Oberst zu diesem Irren gelangte, beruhigt den bestürzten Obersten darüber, dafs dieser Irre jenem Deserteur sehr ähnlich gesehen und daher dessen Rolle als Kranker in dem Spital während dessen Entfernung gespielt, sich dann aber in das unglückliche Schicksal seines Freundes so hineingedacht habe, dafs er sich nun wirklich für ihn halte; aus Hochmuth aber sich eine vornehme Abkunft beylege. Als Thatsache wäre diefs psychologisch interessant. — *H — L.*, so heisst eine Erzählung v. J. 1808. nach der Chiffer zweyer Liebenden, der Tochter eines reichen Kaufmanns und seines Commis, des Sohnes eines wackern Landmannes. Diese Chiffern vereinigen sich bey einem Feuerwerke, welches der Kaufmann an seinem Empfangsfeste, als die Familie von einer Reise zurückkehrt, veranstaltet und werden auf mancherley Weise, nach den Wünschen der einzelnen Anwesenden von jedem ausgelegt, bis ihre wahre Deutung nach manchen Prüfungen der jungen Leute an den Tag kommt. — *Musicalische Reise von Grofsmiezcken nach Lämmel*, v. J. 1814. — Zwey Wanderungen, von denen die erste in Jean-Paulisch-Fibelscher Manier den gutmüthigen Dünkel eines Dorfschulmeisters feyert, den der Amts-Rents-Verwalter, wie ihn der Gevatter Schulmeister nennt, beym Raupen trifft, und der durch Herausgabe von Zwischenspielen auf der Orgel sich berühmt zu machen gedenkt. „Es ist mein einziges bischen Freude, sagte er, wenn ich so sinne und sinne, und hernach eins habe, so ein Zwischenspielchen mein' ich, und es ordentlich aufschreibe, wie sich's gehört. — — — Aber wollen Sie erlauben, wie sie aussehen, meine Choräle? — So! du lieber Gott! — Er zog eilig, und vor lauter Freude in Aerger, dafs es nicht noch viel eiliger ging, die Capsel eines Gesangbuches heraus, in welcher sauber liniirte Blätter grofs, numerirt staken. Auf den ersten sieben und dreyfsig standen denn die schön abgeschriebenen Choräle, an der Ecke eines jeden das Datum der Vollendung, und unten ganz klein mit Rabenfeder: *Deo juvante, Weifshunius, L. M.* Das Werk war recht gut, besonders in so weit es Note für Note das Hillersche Choralbuch abgeschrieben enthielt; in der Zuthat von des Gevatters Hand aber hatte die Phantasie freylich keinen höhern Schwung gewonnen, als etwa bey einem tyroler Dudeldum. Doch — o wie wär'es mir möglich gewesen, dir, redlicher Weifshuhn, dieses dein müh-*seelig* angepflanztes Paradiesgärtlein mit der kritischen Sonde zu durchstochern, oder gar mit dem Eiswasser des Spottes zu begiessen! Nur fleifsig so fort, redlicher Gevatter, sagte ich, indem ich die Blätter säuberlich in die Kapsel zurückschob: *etwas* kömmt immer dabey heraus, das Freude und Nutzen gewährt, wem es auch sey! — Meinen Sie? meinen Sie wirklich? unterbrach er mich, und seine Augen funkelten." In der zweyten Wanderung trifft der Amts-Rents-Verwalter auf eine zur Messe wandernde Virtuosin, die ihn interessirt, und der er, verleitet durch menschenfeindliche Vorurtheile, nachmals ein grofses Unrecht abzubitten hat.

(*Der Beschlufs folgt.*)

NEUE AUFLAGE.

Berlin und Posen, bey Mittler: *Der Bardenhain für Deutschlands edle Söhne und Töchter.* Ein Schul- und Familienbuch. Von *Theodor Heinsius. Erster* Theil. Mit zwey allegorischen Kupfern. *Vierte*, verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1823. XVIII und 424 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.) (M. s. die Recension der *ersten* und *dritten* Auflage A. L. Z. 1811. Nr. 343. und Ergänz. Bl. 1821. Nr. 22.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1824.

SCHÖNE KÜNSTE.

Züllichau, in d. Darnmannschen Buchh.: *Auswahl des Besten aus Friedrich Rochlitz sämmtlichen Schriften* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Vierter Band. *Brutus*, v. J. 1809; eine höchst darstellende und trefflich ausgeführte Biographie des grossen, wenn gleich missleiteten Römers, dem ein trefflicher *Umriss eines Gemäldes von Rom in den Jahren 60 bis 44 v. Chr.* vorhergeht, um das Verständniss des Helden und seiner Schicksale aus seiner Zeit zu erläutern. Umsichtige Benutzung der Quellen, Unparteylichkeit, Objectivität, Anschaulichkeit der Thatsachen, kräftige Darstellung, edle Sprache im echthistorischen Stil; — gewiss in dieser Hinsicht kann diese Biographie und der Umriss unsern historischen Schriftstellern zum Muster dienen. — *Lyrische Gedichte*, 15 an der Zahl von verschiedenen Jahren, unter welchen *der Wandersmann* nebst der kleinen lieblichen Serenade: *An die Laute* Rec. am meisten angesprochen hat; am wenigsten die Ballade *August*, die weit hinter der durch Herder bekannten herrlichen *Ballade:* Eduard! welcher sie nachgebildet ist, zurückbleibt, und die der Vf. nachmals im 5ten Bande anwendet, wo sie in der Situation, in welcher sie eintritt, nicht ohne Wirkung ist, daher sie hier isolirt stehend füglich hätte wegbleiben können. — *Der Roman meiner Jugend. Aus den Papieren der heitern Grossmama*, v. J. 1803. — Die geheime Herzensgeschichte der frühern Jahre als Jungfrau, nun von der Matrone dargestellt, gehört mit zu dem Schönsten und Herzlichsten der Sammlung. Darstellung, Charakteristik, Erfindung, Ausführung, alles ist gleich lobenswürdig, und der psychologischen Bemerkungen und Entwickelungen sind viele und recht interessante. — *Skizzen: Viertes Heft. Erinnerungen. Aus einem Reisejournal*, v. J. 1812. 1) Die Geschichte *Bailly's*, des Sohnes jenes berühmten Opfers der Revolution der sich nach dem schrecklichen Tode seines Vaters und Oheims, bey welchem er war erzogen worden, in die Ruinen des von der Frau seines Oheims in der Geistesverwirrung der Verzweiflung selbst angezündeten Landhauses am Rhein flüchtete um in seinem ehemaligen Zimmer, dem einzigen noch nicht ganz zerstörten, sein Leben gewaltsam zu enden, hier als Spion festgenommen, von dem Besitzer eines andern Landhauses erkannt und gerettet, und nachmals mit dessen Tochter vermält wurde; 2) der Tod der ehrwürdigen Marschallin *Biron*, welche der Wuth eines Robespiere muthvoll fiel: beide Erzählungen höchst erschütternd. — Mit sanfter Wehmuth erfüllt dagegen die folgende Erzählung: *Der Treue*, v. J. 1809, welche die schöne Idee durchführt, dass ein gutgearteter junger Bursche, der in einem Hause zum Dienstboten erzogen wurde, eine stille Neigung für eine der Töchter fasst, diese treu bewahrt, und sich durch die unermüdliche Pflege der Kinder und besonders der ältesten Tochter der Geliebten, welche der Mutter am ähnlichsten ist und von einem bösartigen Scharlachfieber, vor dem jeder floh, auch angesteckt wurde, dem Tode weiht, unter dem Vorgeben, er habe die Krankheit bereits gehabt. — *Bedrängnisse eines Recensenten der allgemeinen musicalischen Zeitung:* wenn wirklich statt gefunden, dass die Hälfte einer zerrissenen musikalischen Recension einen vollständigen verfänglichen Sinn giebt, der den Rec. in den Verdacht politischer Umtriebe bringt, interessant. — *Dora und Alonzo*, eine artige leicht hingeworfene Novelle v. J. 1814, von zwey spanischen Pamphletschreibern im spanischen Successions - Kriege. — *Vorrede ohne Buch*, v. J. 1820; in Jean-Paulschen Humor.

Fünfter Band. *Camilla Caffarelli*, v. J. 1805, die unglückliche Verschwörung der Pazzi gegen die Medici und die Ermordung Guiliano's durch Franzesco Pazzi aus Eifersucht über die schöne Camilla, welche hier als die wirkliche, aber heimliche Gemahlin Guilianos aufgeführt wird. Die Darstellung ist meisterhaft. — *Sami*, ein artiges Märchen, v. J. 1808, sehr gewandt erzählt. — *Die Carmeliterinnen zu Eppersheim*, v. J. 1808, in der Darstellung vorzüglich: die Geschichte einer unglücklichen Tochter, die von ihrer Mutter als eine Räuberin ihrer Reize gehasst und dann einem ausschweifenden Bruder, der noch dazu die Frucht einer verbrecherischen Verbindung ist, geopfert werden und den Schleier nehmen soll. Sie entflieht aus dem Kloster mit Hülfe des Bruders einer Jugendfreundin, den sie liebt, und der durch ein unglückliches zufälliges Duell verhindert wird, sich an der verabredeten Stelle einzufinden (eine Situation, welche schon früher in der Novelle „Cölestine", vom Vf. benutzt wurde). Die Unglückliche irrt angstvoll und verfolgt umher, gelangt aber doch in Verkleidung zu dem Schlosse ihrer Freundin, erfährt hier den unglück-

klichen Zusammenhang des Aussenbleibens und Todes ihres Geliebten und wählt nun freywillig Schleyer bey den Carmeliterinnen zu Eppers- n. Von hier aus schreibt sie ihrer Mutter, die ch die Ausschweifungen ihres Sohnes gänzlich Grunde gerichtet ist. Diese begiebt sich zu ihr umgewandten Herzen und hat den Schmerz, nun geliebte Tochter, ihre treue Stütze, ins b sinken zu sehen, in welches sie ihr im zweyten re reuiger Büssungen folgt. — *Legende der hei- n Cäcilia*, v. J. 1804, sehr gut erzählt. — *Ge- te für musikalische Compositionen*, von verschie- en Jahren. Ob der Satz Algarotti's: „Das mu- lische Gedicht, das ohne Musik befriedigt, ist so ig ein gutes, als seine Musik eine gute wäre, iedigte sie ohne das Gedicht," welchen der Dich- diesen Gedichten vorausgehen läfst, wirklich so immt geltend ist, als Algarotti ihn aufstellt, e noch wohl zu untersuchen, wenn von andern ichten als von der Oper die Rede. ist. So sind meisten der vom Vf. hier mitgetheilten Gedich- z. B. gleich das erste: *Der erste Ton*, in seiner ren Begeisterung als Gedicht befriedigend, ob- ch die Wirkung durch eine würdige musikalische führung gesteigert werden möchte. — *Das En- des Gerechten.* Oratorium in zwey Theilen d Jesu) ist voll tiefen Gefühls. — *Kirchencanta- nach Worten der Schrift*: in der zweyten, *Friede*, Rec. die Vernachläßigung der Sprachformen bey m sonst so correcten Schriftsteller in dem ersten se S. 232. „Vor meinen Augen lag ein gross, t Feld," sehr auf, besonders in einem musikali- n Gedicht. — *Christliche Kirchenlieder*, v. J. 1: Das 2. *Der Heiland*, nach der Mel. „Sollt meinen Gott nicht singen," und 3) *Am Grabe*, h der Mel. „O wie selig seyd ihr doch ihr From- ," reihen sich den vorzüglichern unserer Kir- nlieder an. — *Die Opfer*, v. J. 1808, eine Auf- e, in welcher die Widerlegung des oft leichtsin- und als Axiom angestellten Satzes: „Wüstlinge, n sie ausgetobt haben, werden die besten Ehe- ner," eindringlich und wahr in einem Beyspiele chgeführt wird. — *Aus dem Leben eines Ton- stlers*, v. J. 1802. Fragment in der bekannten nier, die Hoffmann fast bis zur Carricatur stei- te, voll schöner Gedanken über die Kunst und nders anziehend durch eine tiefgefühlte Ana- des Händelschen Messias; aber auch höchst nend durch die Mystification in einem alten iker. Hieher gehört die früher erwähnte Bal- : August. — *Die Freunde*, Schauspiel in 1. , v. J. 1820: der Wettkampf des Edelmuths zwey Freunde, die einander die Geliebte opfern wol- bis Emilie sich, nach Weiberart, wie sie selbst , für den Jovialen entscheidet. — Diese Emilie t aber etwas unklar da.

Sechster Band. *Der Besuch im Irrenhause*, v. J. 4. Ein psychologischer Versuch, den musicali- n Wahnsinn eines Jünglings zu erklären, wel- r ein unglückliches Opfer der Herzlosigkeit sei- ner Aeltern war; höchst interessant wenn es wahre Thatsache, wenn erfunden für Rec. wenigstens von keinem weitern Interesse, da solche eingebildete Aufgaben nichts beweisen und bloss als eine Art psychologischer Rechenexempel erscheinen. Als Novelle bearbeitet hätte der Stoff interessant werden können. — *Die Belagerung von Aubigny*, v. J. 1808, die muthvolle hochherzige Vertheidigung von Aubigny durch Clementine von Antraigues, die Mutter des heldenmüthigen jungen Grafen von Aubigny, für Heinrich IV., darin verflochten die Liebe des jungen Grafen für Rosalie, die Tochter des Liguisten *Claude de la Chartre*, Marschalls von Frankreich; wohl mit einiger Breite, aber doch anziehend dargestellt. — *Lebenstag des Tonkünstlers*, v. J. 1804: von diesem Gedicht berichtet der Vf., dass ihm sey nachgesagt worden, es zeige keine durchgehende Idee und keinen verständlichen Inhalt, und giebt nun die Erklärung dessen, was er sich dabey gedacht habe, nämlich: der Gedanken- und Gefühlsgang eines Künstlers unmittelbar vor und bey der Schaffung seiner Werke sollte bezeichnet werden, wie er am Morgen in dem Eindruck der äussern Natur Melodie, Harmonie und Rhythmus entdeckt und sich lebendig angeregt fühlt, was sein Herz erfüllt, in Tönen auszusprechen; am Mittag componirt er eine Symphonie und am Abend einen Psalm. „Das stehet," sagt der Vf., „im Gedichte; ob es aber wie es seyn soll, dargestellt sey, haben Andere zu beurtheilen. Einer fand, es sey geschehn: Herder." — Darf nun Rec. nach einem solchen Beurtheiler ein Wörtchen wagen, so gesteht er, dass nach wiederholter aufmerksamer Lesung er in grösstentheils sehr melodischen und charakteristischen Versen diese Idee gefunden hat, wie sie sich darstellen *kann*, wenn bloss lyrische Stimmungen etwas schildern sollen, ohne alle historische Angabe; dass eine solche Schilderung ihm aber wie ein Malen in blossen Tönen vorkömmt, in welchem immer der Gegenstand nur geahnet, nie positiv erkannt werden kann, besonders wenn das darin als positiv angenommene etwas in sich zufälliges ist, wie die Composition einer Symphonie am Mittage und eines Psalms am Abend. Deswegen bleibt dem Gedichte doch als lyrische Schilderung ein hoher Werth, und es zeigt den musikalischen Dichter. — *Die Ehescheidung*, v. J. 1800: zwey treffliche sich zärtlich liebende Gatten stehen in Gefahr auf immer von einander getrennt zu werden, — weil sie aus übel verstandenem Zartgefühl etwas verheimlichen, was sie nothwendig einander hätten anvertrauen sollen. Der so wahre Gedanke ist trefflich durchgeführt. — Würdig beschliesst diese Sammlung der schöne Aufsatz: *Tage der Gefahr*, v. J. 1813, der mit siegender Wahrheit Bericht abstattet von dem, was der Vf. in den Schreckenstagen der Völkerschlacht bey Leipzig erlebte, fühlte, dachte. Er wurde während der Tage selbst für einen Freund verfasst und von Stunde zu Stunde niedergeschrieben; eine Schilderung, wie wir deren nicht viele aufzuweisen haben; reich an erhebendem

dem Patriotismus ohne Einseitigkeit und an der lebendigsten Anschaulichkeit. Wie lernt man darin die Napoleonschen Franzosen kennen, und wie sticht dagegen der neuerlich sich hier und dort wieder für Deutsche ungeziemend erhebende Napoleonismus in seiner empörenden Frechheit ab, der dem Deutschen ein sehr schwaches Gedächtniss zutrauen muss. Dank dem würdigen Vf., dass er durch die Aufnahme in diese Sammlung diesen trefflichen Aufsatz vor der Vergessenheit bewahrt hat.

Magdeburg, b. Creutz: *Bunte Reihe.* Sammlung kleiner Erzählungen von der Verfasserin von *Juliens Briefen.* *Erster* Band. 1823. 366 S. 8.

Einige gefühlvolle Strophen, einer verklärten Freundin geweiht, stehen dieser Sammlung gemischter Erzählungen voran, womit die geistreiche Vfn. von Juliens Briefen uns beschenkt hat. Die erste Erzählung: *Die lebendige Todte und todte Lebende*, soll sich auf eine der Vfn. von einem glaubwürdigen Ausländer erzählte, durchaus wahre Begebenheit gründen, und weckt ganz eigene Gefühle in dem Gemüthe des Lesers. Ein junger gelehrter, geistreicher, aber etwas schwärmerischer Arzt hat den schönen Körper seiner Inniggeliebten der Verwesung abgetrotzt, und die heisseste Liebe hat dem Tode gleichsam sein Macht geraubt. Die seltene Kunst des Arztes hatte den Leichnam seiner Geliebten in seiner Schönheit erhalten. „Das schöne dunkelblonde Haar lag in reichen Locken der zarten Stirne an, die Wangen waren frisch gerundet, und der Mund so frisch und purpurroth und sanft geschlossen, als würden eben jetzt die zarten Lippen sich öffnen zu seelenvollen Tönen und Worten. Alle Züge athmeten ein mildes freundliches Leben." Nur in der Nähe des geliebten Leichnams und in der Wehmuth der Erinnerung fühlte der, ausserdem nur für die Rettung der leidenden Menschheit lebende junge Mann sich glücklich. Alle näheren Umstände verdienen in dem Buche selbst nachgelesen zu werden. Der Rec. kann, wenn er gleich die Erzählung mit grossem Interesse las, doch einestheils seine Zweifel an der Möglichkeit einer *solchen* Erhaltung eines Leichnams nicht unterdrücken, und anderntheils kann ihn auch die Idee eines solchen *todten Lebenden* und *lebendig-Todten* nicht ansprechen. Auch ist es die Frage, ob dem zartfühlenden Menschen dadurch ein reeller Trost zuwachse, wenn diese problematische Kunst allgemeiner werden sollte. Für uns hat der Gedanke, seine Hülle einst dem allgemeinen Naturgesetze der Verwesung und Verwandlung unterworfen zu wissen, nichts Abschreckendes; dagegen widersteht unserm Gefühle alles Mumienwesen, alle Jahrhunderte lange Aufbewahrung der Leichname in künstlichen Grüften, die der Zerstörung des vergänglichen Theils nun einen langsamern Gang vorschreibt; wir stimmen vielmehr mit freudiger Hoffnung in die Worte unsers edlen Dichters *Jacobi* ein:

> Aber Erde wird zur Erde,
> dass der Geist verherrlicht werde!

Al-Nadir, Schach von Persien. Eine morgenländische Erzählung. Nach einer ältern Erzählung von der Vfn. neu bearbeitet. Der längste Aufsatz der ganzen Sammlung, der anziehend durch den Wechsel der erzählten Ereignisse, durch seine sittliche Tendenz und durch lebhaften Vortrag. Wären *Ben Ali's* und *Hassans* Grundsätze und Handlungsweise allgemeiner, und ruhte *Nurenhis* und *Kaphire's* Geist auf allen Jungfrauen, gelangten alle Selbstherrscher zu *Al-Nadirs* weiser Besonnenheit, Selbstbesiegung und edlem Wohlwollen, und lernten alle Grossen so verächtliche Höflinge und Verräther, wie *Abdallah* war, *früh genug* in ihrer wahren hässlichen Gestalt kennen, dann — würde es gut um die Menschheit stehen! Wie wahr ist es, was Al-Nadirs Schutzgeist von dem Helden sagt, der sich selbst zu besiegen weiss, und der alles der *Wahrheit* und dem *Rechte* opfert: „So nur kann der Fürst ein Volk beglücken, er muss das Schwerste vollbringen lernen, um als glänzendes Beyspiel seinen Unterthanen vorzugehen, und — soviel es dem Sterblichen erlaubt ist, — göttlicher Natur seyn!" Nur bey einigen Ausdrücken dieses Aufsatzes stiessen wir an, z. B. *prächtiges Herz* (S. 53.), eine *auflebende* Flamme höher *beleben*, (S. 55.) *des* Epheu. (S. 114.) Warum wird auch *Kufens* nicht weiter erwähnt, da sie doch, abgesehen von ihren weiblichen Schwächen, die erste Retterin Al-Nadirs wurde? — der Ausdruck (S. 169.) „denn wer Tugend *Possen*", ist wahrlich nur ein Druckfehler, wie denn dieser Aufsatz durch viele Druckfehler, wie *strubig* (S. 175. u. a. m.), entstellt ist. Statt „Muster aller *sterblichen Vortrefflichkeit*" soll es wohl heissen: „Muster der Vortrefflichkeit aller Sterblichen." *Der Brief. Wahre Begebenheit.* Rec. las diesen kleinen, lebhaft geschriebenen Aufsatz mit ungetheiltem Interesse, und dankt der Dichterin für die angehängten gehaltvollen poetischen Zeilen. *Der Hypochonder.* Ein verirrter, hypochondrischer Jüngling, sonst von edlen Anlagen, dem Selbstmord nahe, wird durch einen frommen und braven Bettler gerettet, und der Natur, dem thätigen Leben und der Tugend wiedergegeben, und findet in einer frommen und sittsamen Gattin eine holde Lebensgefährtin. Das Ereigniss selbst ist, nach der Versicherung der Verfasserin, wörtlich wahr, aber rühmen müssen wir die rührende und anziehende Form der Einkleidung. Dieser Aufsatz gehört zu den vorzüglichsten dieser Sammlung. *Das Ballkleid.* Auch diese kleine Erzählung, die den weiblichen Charakter so wahr darstellt, haben wir mit Vergnügen gelesen. *Die Reise ins Bad.* Diese kleine Erzählung ist angenehm unterhaltend, und enthält manche Züge, die von dem zarten Sinne und der Menschenkenntniss der Vfn. zeugen. — Möge sie uns recht bald mit einer Fortsetzung dieser Sammlung erfreuen!

SCHÖN.

SCHÖNSCHREIBEKUNST.

1) Berlin, b. Trautwein, u. Cöln a. R. b. Vf.: *Der kleine kaufmännische Schreibemeister*, oder Calligraph. Uebungsblätter für junge Kaufleute und Comptoiristen. Deutsch und Englisch, von *J. Heinrigs*. (Ohne Jahrzahl; 16 Blätter quer Octav) (1 Thlr.)

2) Cöln, b. Bachem: *Elementar-Vorschrift für Stadt- und Landschulen*. (Von *Renard*. Ohne Jahrzahl; ein Blatt quer Folio) (2 Gr.)

Rüstig fährt Hr. *H.* fort, seine in der That und Wahrheit mit immer grösserm Recht kalligraphisch zu nennenden Vorschriften, in allen Grössen und Formaten zu ediren. Kaum ist das 3te Heft seiner prachtvollen, und *fast übergrosen* „Musterblätter" den Freunden seiner Kunst zu Händen gekommen, und schon folgt demselben, so zu sagen, auf dem Fusse, der vorliegende „*kleine* kaufmännische Schreibmeister." Jenes 3te Heft der „Musterblätter" haben wir besonders anzuzeigen für überflüssig gehalten, weil wir nicht zweifeln, der wohlbegründete Ruf seiner beiden Vorgänger, denen es sich auf eine würdige Weise anschliesst, werde ihm, auch ohne unser Zuthun, seinen Weg wohl gebahnt haben; diesen neuen „Schreibmeister" aber können wir nicht so in die Welt gehen lassen, ohne ihm ein paar freundliche Worte nachzurufen, denn das Werkchen, welches, beyläufig gesagt, mit diesem einen Hefte geschlossen zu seyn schein, verdient in der That einen Platz auf dem Schreibtische jedes jungen Kaufmanns, um ihm als Muster zu dienen.

Hrn. *H's.* Leistungen nähern sich immer mehr dem schönen Ideale, welches uns von der deutschen und englischen Currentschrift vorschwebt; wir glauben, uns schmeicheln zu dürfen, dass unsere Bemerkungen über einige seiner frühern Werke von ihm nicht ganz unbeachtet gelassen sind, und sehen im Geiste ihn bald diejenige Stufe in der Schönschreibekunst ersteigen, wo wir ihn auffodern können, ein vollständiges, von den ersten Anfangsgründen bis zu der höhern Kunstschrift systematisch fortschreitendes Werk zu unternehmen, welches alsdann, in seiner Vollendung, wenigstens auf lange Zeit, in ganz Deutschland als Grundlage des Schreibunterrichts angenommen zu werden verdienen würde. Dieser Zeitpunct könnte selbst jetzt schon da seyn, wenn Hr. *H.* sich entschlösse, seine Schrift noch mehr, als er bisher schon gethan, von mancherley müssigen, und mitunter wirklich verunstaltenden Verzierungs-Auswüchsen zu säubern. Dahin gehören z. B. an dem mit grosser englischer Schrift, übrigens untadelhaft ausgeführten Worte „*Waarenlager*", des 3ten Blattes, 1) der das *W* quer durchschneidende Zug, 2) der Zug am *l*, welcher, obgleich er selbst bey den bessern englischen Kalligraphen nicht ohne Beyspiel ist, doch immer als unnatürlich, und folglich unschön, betrachtet werden muss; und 3) das kleinliche Schwänzchen des Punctes am Schlusse des Worts. Wir enthalten uns, die übrigen Blätter auf gleich specielle Weise durchzugehen, und bemerken nur noch, dass selbst auf denjenigen, welche, den Unterschriften zufolge, aus Butterworths und Tomkins englischen Vorschriften genommen sind, sich einige Zug-Anhängsel finden, welche schwerlich die Anerkennung dieser Männer erhalten möchten. — Die *deutsche* Currentschrift (welche freylich etwas stiefväterlich behandelt ist, indem ihr von den vorhandenen 16 Blättern nur drey zu Theil geworden sind) stellt sich in dieser Hinsicht schon weit reiner dar, als die *englische*, und nur das Häckchen am Fusse des *d*, in der 4ten Zeile des 8ten Blattes, müssen wir unbedingt verwerfen; doch können wir uns auch, was das kleine *d* im Allgemeinen betrifft, mit der bereits früher gerügten, von Hrn. *H.* aber noch nicht aufgegebenen, abweichenden Stellung des Fusses desselben nicht befreunden.

Der Vf. von Nr. 2., an dem wir einen Schüler des Hrn. *H.* zu erkennen glauben, und der, wenn unsere Vermuthung richtig ist, seinem Lehrer allerdings keine Schande macht, hat doch, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, den Schulstaub noch nicht abgeschüttelt, indem seiner Schrift alle jene Steifheit und Aengstlichkeit noch anklebt, welche selbst den fähigsten Schüler nicht zu verlassen pflegt, so lange er, als solcher, gezwungen ist, gleichsam auf fremder Strasse zu wandeln, und nicht selbstständig dem eigenen Genie folgen darf. Wenn daher diese „Elementar-Vorschrift", im Vergleich mit vielen andern sogenannten kalligraphischen Werken, welche die neuere Zeit gleich Pilzen hervorgebracht hat, immer noch ihren grossen Werth haben mag, so können wir doch, zumal in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo unser Auge durch die anhaltende Betrachtung der schönen Schrift, auf Nr. 1. sich verwöhnt hat, uns zu einer besondern Empfehlung derselben nicht entschliessen, geben aber Hrn. *R.* den wohlgemeinten Rath, sich, obgleich der Schule entwachsen, doch noch nicht für ganz mündig zu halten, und vielmehr, zu seiner fernern Ausbildung, nun auch die *neuern* Kunsterzeugnisse seines muthmasslichen vormaligen Lehrers fleissig zu studieren, ohne jedoch gerade eine *knechtische* Nachahmung, die in keinem Fache taugt, zum Ziele seiner Bestrebungen zu machen. — Schliesslich noch die Bemerkung, dass in dem (Schillerschen) Distichon, am Ende des vorliegenden Blattes, dem Pentameter ein halber Fuss zu viel (stre*uest*, statt stre*ust*) aufgedrungen worden ist.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1824.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Paris, b. Baillière: *Du siège et de la nature des maladies*, ou nouvelles considérations touchant la véritable action du système absorbant dans les phénomènes de l'économie animale; par M. *Alard.* D. M. P. chevalier de la légion d'honneur, médecin en chef-adjoint de la maison royale de St. Denis etc. Tom. I. 367 S. Tom. II. 577 S. 1821. 8.

Der Vf. geht von dem unerwiesenen Satz aus, dass das lymphatische System die Grundlage unseres Körpers sey, um zu beweisen, dass in demselben auch der Hauptheerd aller Lebenserscheinungen gesucht werden müsse. Zu diesem Entzweck beschäftigt er sich im ersten Theile seines Werkes durch dreyzehn Kapitel mit der Untersuchung der physiologischen Phänomene. Die hier gewonnenen Resultate sucht er dann im zweyten Bande, in acht Kapiteln auf die krankhaften Lebensäusserungen anzuwenden. Die Grundidee ist, wie jeder Leser leicht einsieht, nicht nur unerwiesen, sondern auch geradezu falsch, daher denn auch die eigentliche Absicht des Vf. nicht erreicht worden ist. Doch wird es niemand gereuen, das Werk aufmerksam zu studiren. Man wird vielen Stoff zum weitern Nachdenken und manche geistreiche Ansicht in demselben vorfinde. Ausserdem ist die Arbeit sehr, man möchte fast sagen zu gründlich und durch eine bey Franzosen höchst seltene Kenntniss ausländischen, selbst Deutscher, wiewohl nur älterer Literatur ausgezeichnet. Rec. wird sich bemühen, hier die Hauptsätze des Werkes in einem kurzen Auszuge folgen zu lassen.

Eine Masse von ins Unendliche zertheilten Kanälen bildet die Grundlagen (*la base*) des Körpers und eine so weit wie möglich fortgesetzte Zerlegung weisst sie in allen Theilen nach. Diese Kanäle stehen alle miteinander in Communication und werden im Leben nur durch unsichere Grenzen von einander getrennt, welche eine sehr veränderliche und bewegliche Sensibilität zwischen ihnen aufrichtet. Die Verschiedenheit im Bau und in den Verrichtungen dieser Kanäle bedinget drey Arten von Gefässen, nämlich 1) die Arterien, welche das Blut vom Herzen nach allen Theilen des Körpers führen und zwar weniger vermittelst einer von ihrer Sensibilität abhängenden Kraft, als durch den Stoss des Herzens: 2) die Blutadern, welche mit den Pulsadern zusammenmünden und das Blut zum Herzen vermittelst des fortdauernden Impulses dieses Organs, und mit Hülfe einer undeutlich entwickelten Tonicität und eigenthümlicher Klappen zurückführen; und 3) die absorbirenden Gefässe, mit bedeutender Sensibilität und Irritabilität, vermöge deren sie sich selbstständig anfüllen und ausleeren. Sie bereiten die Flüssigkeiten ausserhalb des Kreislaufs, und ihre einsaugenden und aushauchenden Mündungen bedecken alle Flächen des Körpers. Sie allein machen die thätige Grundlage des Capillarsystems und des Parenchyms aller Organe aus. Sie sind im Embryo thätig, ehe noch Arterien und Venen gebildet sind, und bleiben es am Ende des Lebens, wenn schon alle Bewegung in jenen aufgehört hat. Dieses absorbirende System, ohne ein Analogon des Herzens, ohne Verbindung in seinen einzelnen Abtheilungen, besteht eigentlich aus so vielen Stücken, als es einzelne Organe giebt, die sich jedoch alle auf drey Hauptabtheilungen zurückführen lassen, von denen die eine die Materialien um Wachsthum und zur Ernährung aus dem arteriellen Blute schöpft, die andere den Abgang des organischen Stoffs und die Producte der Verdauung zu dem Venenblut führt, welches einer neuen Umänderung in den Lungen entgegensieht und von denen endlich die letzte alles dasjenige zu den Venenenden und zu den Aussonderungsorganen bringt, was nicht mehr zum Ersatze des arteriellen Blutes tauglich ist. Ausserdem bildet das absorbirende System vermittelst bedeutender Netze, welche einen grossen Theil des Haut-, Zellgewebe- und Schleimsystems ausmachen, eine Art von allgemeinem Capillarsystem, dessen Sensibilität von allen innern Theilen aus afficirt werden kann. Daher haben unregelmässige Bewegungen derselben ein Ab- und Zuströmen aller Säfte zur Folge. Wie diese Gefässe nur alle tropfbaren Flüssigkeiten im Körper absondern, so ist diess auch mit den gasartigen und mit dem Wärmestoffe der Fall und ihrer Eigenthümlichkeit ist es zuzuschreiben, dass die Temperatur des thierischen Körpers unter den verschiedenartigsten Verhältnissen immer auf einer ziemlich gleichmässigen Höhe stehen bleibt.

Wenn wir die verschiedenen Lebensperioden betrachten, so finden wir, dass es wiederum die im absorbirenden Systeme ungleichmässig vertheilte Sensibilität ist, welche die Lebenskräfte in der frühesten Jugend gegen denjenigen Theil der absorbirenden lymphatischen Gefässe richtet, welcher der Assimi-

milation, dem Wachsthum, dem Wiederersatze des Blutes vorsteht. Im Jünglingsalter sind die arteriellen absorbirenden Gefäfse vorzüglich thätig, welche die Blutbereitung vollenden und aus dem rothen Blute die Zeugungssäfte und diejenigen Stoffe ausscheiden müssen, welche die Cylinder der lebendigen dessen Theile ausfüllen sollen. Im reifen Alter fixiren sich die Lebenskräfte in den venösen absorbirenden Gefäfsen, welche die Wiederauffaugung und vermöge dieser die Abnahme vermitteln und die letzte Scene vorbereiten.

Was nun die Krankheiten betrifft, so finden wir, dafs sich dieselben Abtheilungen des absorbirenden Systems bemerklich machen und die Krankheiten, wie die verschiedenen Temperamente bestimmen. Jeder Abtheilung kommen wesentlich eigenthümliche Phänomen zu, die übrigen Verhältnisse mögen seyn, wie sie wollen. Ergreift der Reiz die arteriellen absorbirenden Gefäfse, so hat diefs unter allen Umständen einen vermehrten Zuflufs von arteriellem Blute zur Folge und die Krankheit, welche dadurch entsteht, möge sie einen Namen haben, welchen sie wolle, wird immer nur den verdünnenden, schleimigen, blutentleerenden, mit einem Worte den atonischen Mitteln weichen. Eben so werden alle Krankheiten aus einer Neigung des venösen Theils der absorbirenden Gefäfse nur von den tonischen und excitirenden Mitteln besiegt werden, welche die schlummernde Thätigkeit der arteriellen absorbirenden Gefäfse erwecken, das Gleichgewicht wieder herstellen und die bösen Wirkungen des venösen Blutes und der statt gefundenen krankhaften Thätigkeit zerstören, oder wenigstens bey brandigen Entzündungen den schon abgestorbenen Theil einhüllen und abstofsen. Ergreift die Reizung besonders die lymphatischen absorbirenden Gefäfse, so entstehen immer, im Gegensatze zu den vorigen, langsam verlaufende Krankheiten, die unter jeder Form bey einem und demselben Heilverfahren verschwinden.

Unter diese drey Klassen kann man jede Krankheit bringen. Höchstens kann eine Krankheit mit Symptomen auftreten, welche einigen jener Abtheilungen des absorbirenden Systems gemeinsam sind. Sogar Wunden sind nur bestimmende Ursachen, als deren Wirkung sich stets ein entzündlicher Zustand in den arteriellen, oder venösen, oder lymphatischen, absorbirenden Gefäfsen entwickelt, je nachdem die Umstände obwalten.

So kommt denn endlich der Vf. zu dem Schlusse, das thierische Leben zeige in jeder Hinsicht dafür, dafs eine und dieselbe Art der Thätigkeit alle krankhaften Bewegungen hervorbringe und dafs die Verschiedenheit der Krankheiten auch von dem verschiedenen Sitze der Neigung abhänge, was auch schon Hippocrates mit folgenden Worten (offenbar aber in einem andern Sinne. Rec.) sagte: *Morborum omnium unus et idem modus est, locus vero ipse eorum differentiam facit.*

Diefs zur allgemeinen Ueberficht des Werkes. Rec. erlaubt sich, nun noch einige speciellere in demselben auseinandergesetzte Gegenstände anzuführen um so die Charakteristik des Ganzen möglichst zu vollenden und Einiges mehr zu erläutern, was im Obigen vielleicht noch etwas dunkel geblieben seyn könnte, da Rec. sich bemühte, das Meiste mit den eigenen Worten des Vf. wiederzugeben. Ein solches Verfahren schien ihm bey der nicht selten etwas unbestimmten Art des Ausdruckes um so nöthiger, je leichter es sonst geworden wäre, dem Vf. Unrecht zu thun.

Die Sensibilität allein enthält den Grund der Säftevertheilung und sie verhütet jede bey der mechanischen Beschaffenheit der Gefäfse so leicht möglichen Unordnung. Das Herz ist die grofse Quelle der Blutbewegung, es wirkt überall, bis wieder auf sich selbst zurück, gleichmäfsig hin. Ungeachtet nun die grofse Masse des Blutes immer in seiner gewöhnlichen Bewegung bleiben mufs, so können doch die Säfte in den zahllosen kleinen Haargefäfsen und in den parenchymatösen Geweben des Körpers, je nach den verschiedenen Richtungen verlaufen. Mit den Gesetzen dieser Erscheinung mufs sich der Arzt genau bekannt machen, dagegen kann er den Blutumlauf in den gröfsern Gefäfsen mehr als eine in die Physik, als in die Heilkunde einschlagende Sache betrachten. Der Kreislauf in den grofsen Gefäfsen wäre für die Erhaltung des Lebens ganz zwecklos, wenn nicht aus den Arterien kleine, durchsichtige Kanäle entsprängen, welche die zum Ersatz der festen Theile bestimmten Stoffe aufnehmen. Dem absorbirenden Systeme kommen folgende Eigenschaften zu: 1) die Kraft verschiedene Flüssigkeiten nach unendlich verschiedener Sensibilität in sich aufzunehmen. (Saugkraft, Absorption, daher der Name.) Diese Kraft fehlt den Venen durchaus. 2) Die absorbirenden Gefäfse können, den Umständen nach, thätig und unthätig seyn. Die Schnelligkeit, mit welcher die aufgesogenen Flüssigkeiten bewegt werden, ist von einem Augenblicke zum andern sehr verschieden. 3) Charakteristisch ist ferner die Unregelmäfsigkeit in der Richtung der bewegten Flüssigkeiten, die sogar eine rückgängige werden kann. 4) Die absorbirenden Gefäfse sind abwechselnd gefüllt und leer, daher sie bald sichtbar, bald unsichtbar werden. 5) Sie besitzen eine bedeutendere Irritabilität und Sensibilität, der Arterien und Venen. Deshalb sind sie sehr zur Entzündung geneigt. Ihre Neigung offenbart sich ganz eigenthümlich immer durch Schauder. 6) Die Lymphgefäfse können sich verlängern und verkürzen und in benachbarte Gewebe verzweigen, wie es gerade das Bedürfnifs der Natur mit sich bringt. 7) Endlich entspringt das Lymphsystem mit unzähligen, kaum durch das Microscop entdeckbaren Wurzeln von allen äufsern und innern Flächen und also auch, was vorzüglich bemerkt werden mufs, von den Wänden der Arterien. Das aushauchende und Zellsystem sind nur Anhänge des lymphatischen.

Da

Da im Gefühlsvermögen der einzige Grund der Erscheinungen aller thierischen Existenz liegt und dieses nur den festen Theilen zukommt, so können auch alle Verschiedenheiten zwischen den Menschen nur in diesen begründet seyn und von ihnen wieder, nun nur im lymphatischen Systeme. Die oben angegebenen Eigenschaften desselben sprechen für diese Behauptung. Schon Pujol meint, dass die Mehrzahl der Fiebersymptome auf ein Uebergewicht des absorbirenden über das Blutgefässsystem hindeuten und dieser Meinung pflichtet auch unser Vf. bey, indem er die Anhänger der Lehre, dass der ursprüngliche Sitz des Fiebers im Blutgefässsystem und namentlich in den Pulsadern zu suchen sey, zu erklären auffordert, wie es denn unter diesen Verhältnissen, bey einerley Beschaffenheit des Pulses und bey gleicher Regelmässigkeit des Blutlaufs verschiedenartige Fieberzustände möglich werden, und wie der Puls bey sonst gleichen Fieberzuständen wesentlich verschieden seyn könne. Die Erklärung der Krisen Metastasen u. s. w. sey unmöglich, sobald man das Blutgefässsystem als den Sitz der Fieber überhaupt, oder auch nur eines einzigen annehme, dagegen werde sie leicht, wenn man annehme, dass das Lymphsystem ursprünglich leide. Fieber ist also Reizung, Steigerung der Lebenskraft der absorbirenden Gefässe. Es besteht aus mehreren Elementen, nämlich dem entzündlichen, dem adynamischen, dem galligen, dem schleimigen und aus dem ataxischen oder nervösen, welche man zwar in jedem einzelnen Fieberfalle, doch selten ganz rein findet.

Der Vf. bemühet sich sehr, das Fieber von der Entzündung zu unterscheiden, gesteht aber endlich selbst ganz unerwartet ein, dass genaue Grenzen in der Natur nirgends existirten, doch könne man annehmen, dass Fieber und Entzündung in einem und demselben Systeme, dem lymphatischen, ihre Wurzel schlügen und sich nur durch Ausbreitung (Umfang) Heftigkeit und Concentration unterschieden. — Nirgends soll eine Complication der Symptome der Entzündung mit denen des Fiebers auffallender Statt finden, als bey fieberhaften contagiösen Krankheiten, deren Betrachtung ein eigenes Kapitel gewidmet ist. Diese Complication verleitete die Nosologen, die ganze Krankheitsclasse bald unter die Entzündungen, bald unter die Fieber zu setzen. Ueber das uns bisher noch Unbekannte in der Lehre von den Contagien fand Rec. auch hier keinen Aufschluss.

Die krankhaften Aussonderungen zerfallen in die unmittelbaren, zu welchen die activen, oder arteriellen, die passiven, oder die venösen Blutungen und die *Phlegmatorrhagieen* gehören. Beide haben ihren Sitz im Lymphgefässsystem und zwar die activen Blutungen in demjenigen Theile desselben, welcher der Blutbereitung und Ernährung vorsteht. Sie entstehen durch zu grosse Thätigkeit, oder durch eine eigenthümliche Modification der Sensibilität, der zufolge eine grössere Menge nährender Stoffe unvollkommen in Blut umgewandelt und in allen Theilen des Körpers so lange hin und her getrieben werden, bis endlich an der äussern Oberfläche eine mehr oder weniger bedeutende Menge hervorströmt. — Als Hauptgründe für die Annahme des Sitzes der activen Blutflüsse im Lymphgefässsystem, führt der Vf. ausser der Unmöglichkeit, die Erscheinungen mit den gleichzeitigen Veränderungen im Blutgefässsysteme zusammen zu reimen, noch die Verminderung beynahe aller Secretionen vor und während der Blutflüsse an und bemerkt nach *Stahl*, dass man neben, und mit den Blutflüssen abwechselnd, Erguss oder Congestion lymphatischer Flüssigkeiten häufig beobachte, dass unvollkommene Blutflüsse rund um den Ort ihres Erscheinens Geschwülste, Drüsenanschwellungen, zurücklassen und dass die Blutflüsse überhaupt auffallende Beziehungen zu Gicht und Rheumatismus haben, welchen letzterm offenbar ein Leiden der Lymphgefässe zum Grunde liege. — Als Hauptcharakter der passiven Bildungen stellt der Vf. den Mangel aller vorgängigen allgemeinen oder örtlichen Aufregung, aller Congestion auf. Die vielfachen Beziehungen zwischen diesen Blutflüssen und den Krankheiten, welche erwiesen ihren Sitz in demjenigen Theile des Lymphsystems haben, welcher mit dem Namen unmittelbar zusammenhängt, lassen keinen Zweifel über ihre Natur aufkommen. Zu einer tiefen „*énervation*“ der arteriellen Lymphgefässe gesellt sich eine Reizung der venösen, welche jene bestimmt, sich des Venenblutes zu bemächtigen und dasselbe mittelst der aushauchenden Zweige aus dem Körper zu schaffen. Passivität, im gewöhnlichen Sinne, ist gar nicht vorhanden und sie erklärt auch nichts. — Wenn auf eine ähnliche Art, wie bey den Blutflüssen Blut, lymphatische Flüssigkeiten plötzlich und übermässig ausgesondert werden, so bezeichnet unser Vf. diesen Zustand der Lymphgefässe mit dem Namen Phlegmatorrhagie. Eben so, wie sich Entzündungen in plethorischen Subjecten in blutige Aussonderungen umwandeln können, eben so häufig, und noch öfter sieht man, dass sie sich bey Pflegmatischen und lymphatische Aussonderungen umgestalten.

Die zweyte Hauptabtheilung der Aussonderungen umfasst die mittelbaren, d. h. diejenigen, bey welchen, im Gegensatze mit den unmittelbaren, die ausgeschiedenen Flüssigkeiten nicht fast ganz eben so ausgeleert werden, wie sie im Körper kreisen, sondern als Producte einer mehr zusammengesetzten Thätigkeit. Die Bearbeitung des Bluts wird hier fehlerhaft und giebt zum Uebermaasse, sonst aber auch im gesunden Zustande bereiteter Bestandtheile Veranlassung. Hierher gehören die serösen Ergiessungen und Wassersuchten, die Fettausschwitzung und die Luftabsonderung. Eine von dieser Krankheitsgattung abweichende begreift die krankhaften und verdorbenen (*dépravées*) Aussonderungen in sich. Sie entstehen, wenn die Lymphgefässe in Folge einer krankhaft veränderten Lebensthätigkeit krankhafte Säfte bereiten, und sind entwe-

weder ursprüngliche, (wie jene bedeutenden Umwandlungen, wodurch gewisse Organe andere, ihnen sonst durchaus unähnlichen, ähnlich werden z. B. Muskeln zu Fett) oder secundäre, welche sich dadurch charakterisiren, dass die verdorbenen, ausgesonderten Säfte auf die Schleimflächen geworfen werden, und die Organisation durch ungeheure Colliquationen erschöpfen.

Es liess sich leicht erwarten, dass die Krankheiten des Nervensystems den Ansichten des Vf. am schwierigsten anzupassen seyn würden. Er fängt, um seinen Zweck zu erreichen, im eigentlichsten Sinne *ab ovo* an. Der eben belebte Organismus besteht aus einem zarten, durchsichtigen Zellgewebe, dessen Anfangs zerstreute Fasern sich bald zu Bündeln vereinigen und die Gestalt eines kleinen Wurms annehmen. Dieser zeigt sich nach kurzer Zeit in zwey Hälften getheilt, deren obere das Gehirn, die untere das Rückenmark bildet. Aus beiden entstehen die Rudimente der Nerven, Gefässe, des Herzens, der Gliedmaassen und überhaupt aller Organe. Nun vergesse man nicht, dass das noch formlose Zellgewebe aus lauter kleinen, nicht bemerkbaren (schlimm!) Cylindern zusammengesetzt ist, welche sich schon die nahrhaften Stoffe aus den mit ihren Mündungen in Berührung kommenden Flüssigkeiten aneignen und somit beweisen, dass sie Gefühlsvermögen und Thätigkeit besitzen, sich zusammen ziehen und aufsaugen können, also dass ihnen das Wesen der lebendigen, festen, organischen Masse und der absorbirenden Gefässe zukomme, welche letztern ja auch nichts sind, als jene lebendige Masse in unendlich kleine und zahlreiche Cylinder zertheilt.

Beide Hälften des ersten Keims entwickeln eine unzählbare Menge durchsichtiger, unter einander auf das Mannigfaltigste gewundener Cylinder, hüllen sich nach und nach in Häute, deren einige zur Ernährung jener dädalischen Cylinder, andere zum Schutze derselben bestimmt scheinen. Einige jener Cylinderbündel vereinigen sich inniger, umgeben sich mit einem ähnlichen Hautapparat, und verbreiten sich von den Centraltheilen in alle Theile des Organismus, verlassen dort ihre Scheiden, zertheilen sich in's Unendliche, verwandeln sich in Zellgewebe und bilden so das Grundgewebe aller Organe. In diesem Zustand der grössten Verbreitung bieten die Cylinder sehr verschiedenartige Modificationen von Sensibilität dar, vermöge welcher sie der Ernährung vorzustehen im Stande sind. Sobald die Kanälchen ihre Scheiden verlassen haben, unterliegen sie allen Reizen, welche in ihnen jene mehr oder weniger unordentliche Bewegungen und somit Krankheiten hervorbringen.

Wie nun das Nervensystem in Hinsicht seiner Grundbeschaffenheit von den übrigen Theilen des Organismus keineswegs abweicht, so unterscheiden sich auch die Krankheiten desselben von den Krankheiten anderer Systeme nur durch ihren verschiedenen Sitz. Nur die Heftigkeit der Hirnkrankheiten, welche meistens (?) in ihrer ersten Periode den Tod herbeyführen, die Weichheit und der lockere Zusammenhang des Hirngewebes, die Verwickelung und die geheimnissvollen Beziehungen aller seiner Theile, die genaue Nebeneinanderlagerung der Nervenbündel, die unvollkommene Art der anatomischen Untersuchung und die geringe Aufmerksamkeit, welche man bey Leichenöffnungen gewöhnlich dem Zustande des Nervensystems widmet, sind eben so viele Ursachen unserer geringen Bekanntschaft mit den Nervenkrankheiten, die wir zum grossen Theile noch immer, wie unsere in der Anatomie schlecht bewanderten Vorfahren, als Krankheiten ohne Materie betrachten.

Rec. hält es für überflüssig, noch dasjenige anzuführen, was der Vf. über den Antheil der Lymphgefässe an dem Heilungsprocesse aufstellt. Uebrigens ist das vorliegende Werk ein neuer trauriger Beweis, wie schwer selbst tüchtige Männer von einer einmal gefassten Lieblingsmeinung zurückgebracht werden können. Dazu war bey unserm Vf. nicht einmal funfzehnjährige Beschäftigung mit seinem Gegenstande hinreichend; denn nach seiner eigenen Versicherung (und Rec. hat keinen Grund an ihrer Wahrhaftigkeit zu zweifeln) wurde die Untersuchung über das Lymphsystem schon im Jahre 1806 begonnen und seitdem fleissig fortgesetzt.

SCHÖNE KÜNSTE.

LIEGNITZ, b. Kuhlmey: *Weltsinn und Gemüth*, eine Erzählung von *Arminia*. 1823. 154 S. 8.

Die pseudonyme Vfn. dieser Erzählung ermangelt nicht der Welt- und Menschenkenntniss, und eben so wenig der Gewandtheit und Darstellungsgabe. Sie zeigt sich von einem feinen Gefühle für das Sittliche beseelt, und scheint durch diese Geschichte nicht bloss unterhalten, sondern auch einen Beytrag zur sittlichen Bildung des weiblichen Herzens geben zu wollen. Diess verdient Anerkennung und Lob, wenn wir auch den geschilderten Charakteren die Tiefe, den dargestellten Begebenheiten die Neuheit absprechen müssen, wodurch der Verstand vollkommen befriedigt und das Herz bleibend ergriffen wird.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1824.

KIRCHENGESCHICHTE.

BRAUNSCHWEIG, im Verl. d. Schulbuchh.: *Allgemeine Geschichte der christlichen Kirche* nach der Zeitfolge, seit dem Anfange der Reformation bis auf die neueste Zeit, von Dr. *Johann Severin Vater*; zur Ergänzung der beiden ersten Bände des *Henkeschen Werkes*, nebst ausführlichem Register über alle Jahrhunderte. 1823. XVIII. XVIII und 598 S. 8.

Auch unter dem falschen Nebentitel:

Allg. Geschichte der christl. Kirche nach der Zeitf., von Dr. *Heinrich Philipp Konrad Henke. Neunter* Theil.

Die *Henkesche Kirchengeschichte* sollte nach ihrem ursprünglichen Plan nur *drey* Bände umfassen. Von dem dritten Bande an, mit welchem die Reformations-Geschichte begann, erweiterte aber der Verf. seinen Plan, weil die Reichhaltigkeit des Stoffs das Zusammendrängen der Begebenheiten und ihrer Stellung nach Zeitverwandschaft und Analogie sehr mühsam machte. So ging Band III. vom J. 1517 bis 1648, Band IV. v. J. 1649 bis 1700. Nun fand aber Hr. *H.* noch so manches, was der Bemerkung andrer entgangen war, dafs er selbst bey der sehr haushälterischen Einschränkung des zusammengebrachten Vorraths, der Versuchung nicht widerstehen konnte, mehr zu geben, als er planmäsig wollte. Er fügte noch einen *fünften* und *sechsten* Band hinzu und gab ihnen den Nebentitel: *Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts erster* und *zweyter* Band. Diese enthielen die Geschichte der katholischen Kirche bis 1770. Als er nun durch den Tod abgerufen wurde, so vollendete Hr. D. *Vater* das ganze Werk mit den *siebenten* und *achten* Bande, wovon der *siebente* die Gesch. der kathol. Kirche bis 1820, der *achte* aber die der evangel. Kirche von 1700—1820 enthält. Diese Ungleichmäsigkeit der Bearbeitung störte die Einheit und innere Harmonie des Werkes, den leichten Ueberblick und das sichere Urtheil. Hätte *H.* seinen ursprünglichen Plan verfolgt und die Kirchengeschichte in drey Bänden vollendet, so würde er jüngeren Theologen sehr nützlich geworden seyn und ihnen die Anschaffung des ganzen Werks sehr erleichtert haben. Es war defshalb ein sehr glücklicher Gedanke des Hrn. Dr. *Vater*, die neuere Kirchengeschichte seit der Reformation in *einen* Band zusammenzudrängen und so zusammen mit den beiden ersten Bänden des des Henkischen Werkes, die bis zum Jahre 1516 gehn, ein Ganzes zu liefern, dessen einzelne Theile unter sich fester zusammenhängen und durch höhere Zweckmäsigkeit jungen Theologen eine feste Grundlage zum weiteren Studium der Kirchengeschichte geben kann. Ein gemeinschaftliches Register über alle drey Theile vereinigt sie zu *einem* Werke, das nach der neuesten Bearbeitung der beiden ersten Bände durch denselben Vf. auch nach seinem inneren Gehalte besser zusammenstimmt. Es ist also dieses Werk nicht, wie es auf dem Nebentitel heisst, ein *Neunter* Theil des Henkischen Werks. Hr. *V.* hat sich im Journal für Prediger und anderwärts öffentlich dagegen erklärt.

Hr. Dr. *Vater* giebt hier nicht einen umgearbeiteten Auszug aus den sechs letzten Bänden der Henkeschen Kirchengeschichte, sondern eine Darstellung der letzten drey Jahrhunderte nach seiner eigenen Ansicht und Einsicht, die er sich durch vieljähriges gründliches Forschen und durch oft wiederholte akademische Vorträge angeeignet hat. Es sind nicht wenige Umstände von Neuem nach den Quellen erforscht und über manches, bisher dunkel Gebliebene ist ein neues Licht verbreitet. Vieles konnte freylich nur angedeutet werden. Statt Erläuterungen sind oft nur Winke gegeben; aber sie machen aufmerksam, regen an, und führen zu weiteren Forschungen. Jedoch hätte die Wichtigkeit manches Gegenstandes wohl eine weitere Ausführung verlangt, wie z. B. die Geschichte der Tridentiner Kirchenversammlung, der Jesuiten, der Socinianer, der Protestanten in Ungern, der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft in London. Dagegen finden wir Anderes tiefer erforscht und genauer erörtert, als es in früheren Lehr- und Handbüchern der neueren Kirchengeschichte geschehen war, z. B. die innere Befestigung und Erweiterung der russischen Kirche und ihr Verhältnifs zur römisch-katholischen, der synkretistische Streit der Helmstädter, die Unionsversuche in der evangelischen Kirche (wobey nur auch der Versuche hätte gedacht werden sollen, die Verfassung und Liturgie der bischöflichen Kirche von England in Deutschland, und besonders im Königreiche Preussen, einzuführen. (S. *Augusti's* Erinnerungen aus der

der deutschen Reform. Gesch. 2tes Heft. S. 219 u. f.), Bedrückung der Evangelischen in Salzburg, die Umwälzung des Religionswesens in Frankreich bey und nach der Revolution u. s. w.

Wenn manche dem Henkeschen Werke den Vorwurf gemacht haben, dass es nicht *sine ira et studio* geschrieben sey, dass eine gewisse Bitterkeit gegen das Christenthum durchscheine, dass die unglückliche Fertigkeit, mehr das Böse, als das Gute zu bemerken, einen Zorneifer erweckt habe, der auch die Besseren nicht verschont, dass er mitten in einem Zeitalter der Geringschätzung des Christenthums, der Bibel und der Symbole, die Christolatrie und Bibliolatrie dem wahren Lichte der Religion als gefährlich und nachtheilig schildert; so muss man Hrn. *V.* eine grosse Besonnenheit, ein ruhiges, wohlgeprüftes Urtheil, ein gewissenhaftes Streben nach Gerechtigkeit und eine hohe Achtung gegen das Christenthum nachrühmen. Er erhält sich frey von Parteylichkeit, lässt dem Guten, wo er es findet, Gerechtigkeit wiederfahren, deutet hin auf den Gewinn für Wahrheit und echtes Christenthum, der aus jedem redlichen Kampf des Glaubens hervorgeht und verschweigt den Nachtheil nicht, den heftiger Meinungsstreit und falscher Religionseifer der christlichen Kirche gebracht haben. Wenn er sich dabey als ein guter Protestant bewährt, der den Anmaassungen der Hierarchie und der Unverschämtheit des Glaubenszwanges sich entschlossen entgegenstellt, so gereicht ihm diess nur zur Ehre und dem Werke zum Gewinn; denn wir finden die Meinung sehr ungebührlich, als dürfe der Geschichtschreiber, um sich ganz parteylos zu erhalten, kein Herz für das haben, was er als recht und wahr erkannt hat. — Darum ist uns des Vfs. innere feste Ueberzeugung so achtbar und erfreulich, um so mehr, da er seine Zeit zu würdigen weiss und einzelne seltsame und betrübende Erscheinungen derselben ihn nicht beunruhigen und verwirren. „Wir leben in einer hochwichtigen Zeit (sagt er in der Vorrede S. IV u. folg.). Die Verhältnisse der christlichen Kirche gegen einander gestalten sich immer mehr, der vorgeschrittenen besseren Denkart, der neuern Staatseinrichtungen und dem Geiste des Zeitalters gemäss. Gerade dabey muss es von Neuem zusammenstossen und Reibungen geben. Auch zu neuen Versuchen der Römischen Curie muss es kommen, ihren angemaassten Wirkungskreis wieder herzustellen, die Gebrechen des Religionswesens im Mittelalter, wo möglich, zu verewigen, und jeden günstigen Umstand zu benutzen zu Vorspiegelungen von alter oder neuer Erfindung, da die sonstigen nicht mehr blenden, sondern die Maasregeln monarchischer Papstgewalt anerkannt unverträglich mit den Zwecken der Religion und der Staaten sind. Die päpstliche Universal-Monarchie in der Kirche mit unabänderlichem Willen und ihren, unter dem trüglichen Schein von Consequenz, eingeführten und vertheidigten Maassregeln, führt nicht zur Erreichung der Zwecke des Weltheilandes; führt nicht zu Jesu Christi heiligem Gottesreiche, dem Reiche der Frömmigkeit und Tugend, und der Eintracht des christlichen Brudersinns; sondern höchstens zu erzwungener Gleichförmigkeit. Nur dahin hat sie einst über Trümmern des Staatenwohls und zertretenen Rechten der Gewissensfreyheit und der Gemüthsreligion (?) geführt, welche jetzt den Fürsten und ihren Völkern theurer, als jemals, sind." — Für die protestantische Kirche lässt sich aber, mit Hülfe frommer Fürsten, eben so gewiss erwarten, dass sie aus dem traurigen Zustande der Wilkür und Regellosigkeit erlöset, eine Verfassung erhalten werde, die ihre wohlerworbenen Rechte und Freyheiten sichert, ihre Angelegenheiten nach weisen, allgemein gültigen Gesetzen ordnet, das Verhältniss der Kirche zum Staate feststellt und das Fortschreiten des Menschengeschlechts im Geist des echten Christenthums nach allen Richtungen hin fördert. „Es wird jetzt, in der evangelischen Kirche, (sagt der Vf. Vorr. S. VI und VII.) mehr, als sonst, über ihre Regierungsweise verhandelt, und darüber, was davon der Staatsgewalt, und was den christlichen Gemeinen zugehöre, und zwar in diesen den Geistlichen allein, nach ihrer Kenntniss der Geschichte und der Bedürfnisse der Kirche und der Religion, ohne dass sie eingeräumte Rechte missbrauchen können, oder denselben mit Zuziehung anderer religiöser Gemeinglieder. Die Fürsten und ihre Völker wollen Erhaltung und Wachsthum christlicher Religiosität. Soll nirgends, bloss um des Regierens willen, sondern überall eigentlichst für Menschenwohl regiert werden: am wenigsten darf dieser letztere Zweck alles unsers Strebens auch nur für einen Augenblick aus dem Auge verloren seyn, wo es der heiligen Sache der Religion und Moralität gilt. Mit Flammenschrift sey und bleibe in jedes Herz das herrliche, ewig wahre Wort des Apostels eingeschrieben: Πάντα πρὸς οἰκοδομήν!" — Die Kirchengeschichte, in einem solchen Geiste geschrieben, wird am sichersten zur Mässigung und Duldsamkeit, zur Achtung der Menschenrechte und zur Ehrfurcht gegen die Wege Gottes führen, und vor einseitigen, herrischen und gewaltsamen Maassregeln im Gebiete des Glaubes behüten.

Der Vf. hat, wie *Henke*, die Geschichte der kathol. und protestant. Kirche von einander getrennt; und das mit Recht! wenn gleich neuerdings gefodert wurde, dass die Geschichte der christlichen Kirche seit der Reformation zur pragmatischen Uebersicht der Begebenheiten und Veränderungen in derselben synchronistisch erzählt werden sollte. Wir halten es zwar nicht für unmöglich, dass bey grosser historischer Kunst, bey strenger Auswahl der Begebenheiten und Gegenstände, und in gedrängter, gedankenvoller Kürze eine pragmatisch-synchronistische Darstellung der Kirchengeschichte in den letzten drey Jahrunderten geschrieben werden könnte: aber störende Zerstückelung, öftere Wiederholungen und Unterbrechungen, Vermischung heterogener Theile würden doch kaum zu vermeiden seyn, besonders wenn man etwas ins Einzelne gehen und manche

manche Nebendinge berühren wollte, die doch zu einem vollendeten Gemälde nicht fehlen dürfen.

Der geschichtliche Stoff ist in *sieben Abschnitte* vertheilt. 1) Geschichte der Reformation bis zum Religionsfrieden 1555. 2) Geschichte der Römisch-kathol. und Griechischen Kirche, von der Tridentinischen Synode bis zum Ausbruche der Jansenistischen Streitigkeiten. Folgen der erstern. Jesuiten. Paul Sarpi. Der dreyssigjährige Krieg. 3) Gesch. der evangelischenn Kirche vom deutschen Religionsfrieden bis zum westphälischen, 1648. (Genf und Calvin. Englische Kirchen. Lutheranische Concordienformel. Edict von Nantes. Unitarier in Polen. Arminianer in Holland; Dortrechter Synode und Hugo Grotius. Georg Calixt.) 4) Geschichte der kathol. Kirche vom Ausbruche der gansenist. Streitigkeiten bis zu denen über die Constitution Unigenitus von 1640 bis 1713. (Französ. Kirchenrecht. Aufhebung des Edicts von Nantes. Missionshändel der Jesuiten. Quietisten. Peter der Grosse. Richard Simon.) 5) Gesch. der evangel. Kirchen vom Westphäl. Frieden bis zum Utrechter und dem Einflusse der Wolfischen Philosophie. Von 1648 bis nach 1713. (Synkretistische und pietistische Streitigkeiten in Deutschland. Quäker und Deisten in England. Georg Calixtus, Spener, Thomasius, Bayle, Leibnitz.) 6) Röm. katholische und griechische Kirchen von der Constitutionsstreitigkeit bis auf die neueste Zeit. (Appellanten. Salzburger Auswanderung. Druck und Verfolgung der Evangelischen. Erfolglose Versuche innerer Verbesserungen. Staatsumwälzung in Frankreich; Kirchliche Veränderungen daselbst und in den Umländern. Muratori und Mauriner. Caurayer. Gianonne. Benedict. XIV. Assemann. Dahlberg. Hug.). 7) Geschichte der evangel. Kirchen, von dem Einflusse der Wolf. Philos. bis auf die gegenwärtige Zeit. (Fortdauer der Streitigkeiten mit der Halleschen Schule. Schwärmer und Deisten. Die Brüdergemeinde und Methodisten. Gedeihen theologischer Gelehrsamkeit unter den Lutherischen und weitere grosse Fortschritte derselben. Mosheim, Baumgarten, Ernesti, Semler, Griesbach. Neue kritische Untersuchungen. Kälte und Unglaube. Mysticismus. Einwirkung neuerer Philosophien. Vereinigung der evangel. Kirchen. Ausbreitung derselben und der Bibel.)

Diese Abschnitte sind gut gewählt und gewähren bey dem grossen Reichthum der verschiedensten Materien eine gute Uebersicht und einen pragmatischen Zusammenhang. Doch würden wir die Perioden-Eintheilung, nach welcher die Geschichte der protestantischen Kirche abgehandelt zu werden pflegt, lieber beybehalten haben, weil dadurch das innere Leben und die allmählige Ausbildung der evangel. Kirche und Lehre anschaulicher gemacht wird. Diese ist nämlich: 1) vom Begion der Reformation bis zum Ausbruch des Religionskrieges; von 1517 bis 1546; das Zeitalter Luthers, Melanchthons, Zwingli's, Friedrichs von Sachsen und Philipps von Hessen, die Periode der Kraft und Erhebung, des neuen geistigen und religiösen Lebens. Das Jahr 1546 macht hier einen wichtigen Abschnitt, weil am 28sten Februar Luther starb, einige Monate vorher die Tridentiner Synode eröffnet werden war und im Juny der Religionskrieg ausbrach. 2) Vom Religionskriege bis zur Concordienformel, von 1546 bis 1580; die Periode der innern Zwietracht bis zur friedlichen Annäherung der Parteyen. Verfall des geistigen Lebens, Streit um Worte und dogmatische Begriffe, heftige Fehde und scheinbare Besänftigung; 3) von der Concordienformel bis zum Westphälischen Frieden, von 1580 bis 1648. Die Zeit der äussern Gefahr bis zur Beruhigung Europas und Sicherung der protestantischen Kirche. Das geistige Leben bedroht durch wilden Streit um die bürgerliche Existens und um Behauptung der theuer erworbenen Freyheit. Ermattung, die nach langem Streit Ruhe gebietet. Jedoch haben endlich Lutheraner und Reformirte mit den Katholiken völlig gleiche Rechte in Deutschland. 4) Vom westphäl. Frieden bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Die Bildung der protestantischen Kirche unter den synkretistischen Händeln und pietistischen Streitigkeiten bis zur grossen theologischen Revolution. Die Religion in den Fesseln der alten Scholastik und einer schulgerechten Theologie, bis ihr durch Spener und A. H. Franke ein neues Leben gegeben und einer gründlichern Gelehrsamkeit die Bahn gebrochen wurde. Dabey die grosse Wirksamkeit des Bened. Carpzov, Christian Thomasius und Christian Wolf. Sieg der Hallischen Theologen über die Hamburger, Wittenberger und Leipziger. 5) Von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die jetzige Zeit. Die Theologie, durch Kritik und Sprachstudium, durch Geschichte und Philosophie gründlich und wissenschaftlich bearbeitet. Baumgarten, Bengel, Ernesti, Semler, Teller, Spalding bringen eine wissenschaftliche Regsamkeit hervor, die in der allgem. deutschen Bibliothek einen reichen Sammlplatz fand. Durch Verbreitung deistischer, naturalistischer und atheistischer Schriften ward auch der Unglaube bis zur Erstarrung und Ertödtung alles geistigen und sittlichen Lebens ausgebildet. Die lange Reihe von Cherbury, Spinoza, Hobbes, Gr. von Rochester; Shaftsbury, Bolingbroke, Hume, Voltaire, Rousseau und ihrer Genossen beschliessen die Wolfenbüttelschen Fragmente. Kant und die französische Revolution. Die grosse Zeit der Erhebung und des Glaubens nach einem Decennium der Knechtschaft und Frivolität. Scheinbare Abspannung und Ermattung. — Mit diesen Zeitabschnitten in der Geschichte der protestant. Kirche fallen auch wichtige Ereignisse in der kathol. Kirche zusammen. Vieles ist beiden gemeinschaftlich.

Bey einem Werke, in dem so vieler gelehrter und geschichtlicher Stoff in gedrängter Kürze verarbeitet werden musste, wird im Einzelnen manches zu ergänzen und zu berichtigen seyn, was dem Ganzen entbehrlich ist und nur dem, mit der Wissenschaft Vertrauten bemerklich wird. Und so hatte sich

sich Rec. beym Durchlesen vorliegender Schrift vieles angemerkt, wovon er nur Einiges dieser Anzeige hinzufügen will. — Bey dem, was die Reformation einleitete, hätte das Wiederaufleben der Wissenschaften in Italien, die Bildung des Bürgerstandes in Deutschland, die Erfindung der Buchdruckerkunst, das Zusammenwirken der besseren Köpfe, die sich nach mehr Licht und Freyheit sehnten, die grosse Versunkenheit des geistlichen Standes, die Liederlichkeit mehrerer Päpste, die im Volke verbreitete Ueberzeugung von der Entartung des Christenthums und der Widerwille der Fürsten gegen die Anmaassungen und Erpressungen der Hierarchie, nicht vergessen werden sollen. Auch hätten wir gern etwas Näheres über das Leben und den Charakter der Reformatoren gelesen, da ihre Persönlichkeit so wesentlich in die Ereignisse der Zeit eingriff. — (Zu S. 9.) Eine zwar nicht kritische, aber doch ziemlich vollständige Angabe der *älteren* Biographen *Luthers* findet man in J. A. W. (*Johann Abrah. Wimmer*) *de scriptoribus Lutheri vitam illustrantibus* (Witteb. 1723. 4.), und der neueren in *Ukerts* Leben Luthers 1ter Thl. S. 17 — 30. — Anfang und Fortgang der Reformation ist sehr gut, in einem inneren Zusammenhang und zur anschaulichen Erkenntniss der Thatsachen erzählt. (S. 34.) Gegen den Vorwurf der Grobheit und zu heftiger Schreibart ist Luther von *Schütze* in der Vorrede zu seiner Ausgabe von Luthers Briefen (1ter Th. S. 1 und f.) und neuerdings von *Franz Horn* im ersten Theil seiner Schrift: die Poesie und Beredsamkeit der Deutschen, §. 30 u. f. vollkommen gerechtfertigt worden, wenn auch der freyherzige Mann sich darüber nicht selbst so befriedigend geäussert hätte. S. Luth. W. Hall. Ausg. XVI. 2121. u. f.; XIX. 515. XIV. 190. und seine Antwort und Erbieten an Friedrich den Weisen wegen seiner harten Schreibart. XV. 2609 u. f. Wenn gleich *Erasmus*, der zögernde und behutsame, der immer leise auftritt, 1518 an den Rector der Universität Erfurt schreibt: „*Utinam civilius admonuisset! Plures haberet et fautores et propugnatores, et uberiorem messem demeteret Christo;*" so hat doch der Erfolg das Gegentheil gelehrt. Es ist sehr wahr, was der Vf. sagt: „Ohne Feuer des Affects werden nie so grosse Veränderungen bewirkt, als damals für die Welt Noth war." — S. 37. *Ulrich von Hutten* nach seinem Leben, seinem Charakter und seinen Schriften, geschildert von *C. J. Wagenseil* (Nürnberg 1823.) konnte der Vf. nicht kennen; doch hätten *Huttens Klagen gegen Loetz* von *Mohnike* (Greifsw. 1816. 2 Bde.) angeführt werden sollen. *Münch's* bis zum 4ten Bd. gediehene Ausgabe der Werke Ulrichs von Hutten enthält viele interessante literarische und geschichtliche Erläuterungen; warnen aber müssen wir vor der unwürdigen Schrift: „Der Streit zwischen Ulr. v. H. und Erasmus von Rotterd.; ein Beytrag zur Charakteristik Ulr. v. H's und seiner literar. Zeitgenossen. Aus Original-Urkunden und Briefen ins Deutsche übersetzt und mit literar. und historischen Bemerkungen herausgegeben von *Karl Kieser*, Pfarrer in *Heckfeldt* (Mainz 1823.); — eine Schrift, die dem freysinnigen Ritter nicht Arges und Schändliches genug nachsagen kann und die ihm die schlechteste Gesinnung und die gräulichsten Thaten zur Last legt. Uebrigens ist die Fabrik, welche das liebe Deutschland in unermüdlicher Geschäftigkeit mit so schlechter Waare versieht, bekannt genug. — Hr. Dr. *V.* billigt (S. 46.) Luthers kühne That, die Bannbulle, die päpstlichen Kirchengesetze und einige Schriften Eck's und Emser's öffentlich und feyerlich zu verbrennen. Mehrere haben darin mit dem ehrwürdigen *Planck* (Gesch. des protest. Lehrbegr. I. 354.) und mit *Heinrich* (deutsche Reichsgesch. V. 73.) einen unzeitigen Ausbruch der Rache gesehen, welcher der guten Sache sehr schadete. *Pfaum* (Lebensgesch. Luthers I. 173.) und Andere sprachen das nach, und neuere Widersacher bauen daraus dem furchtlosen Glaubenshelden Scheiterhaufen der Verdammniss. Diese That aber ist so gross, so kühn und entscheidend, dass einer unserer vorzüglichsten Gottesgelehrten an dieselbe das eigentliche Jubelfest der Reformation geknüpft wissen wollte. Uebrigens beziehen sich die Worte Luthers: *Quia sanctum domini conturbasti conturbet te ignis aeternus!* auf die Worte Josuas, die er zu Achan (Josua 7, 25.) sprach. — (S. 50.) Luthers Worte: „Wenn so viel Teufel zu Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, noch wollte ich hinein!" finden sich in einem Schreiben desselben aus Oppenheim an Spalatin, der ihn warnte, nicht nach Worms zu kommen (L. W. XV. 2174.). Bereits aus Frankfurt hatte er diesem treuen Freunde geschrieben: *Intrabimus Wormatiam invitis omnibus portis inferni et potestatibus aëris. (Tom. I. epp.* 314.). Er wiederholte dasselbe von der Wartburg aus in dem berühmten Schreiben an seinen Churfürst, der die Freudigkeit seines Glaubens und die Kraft seines Willens in ein so herrliches Licht stellt. (L. W. XV. 2380.)

(*Der Beschluss folgt.*)

ERDBESCHREIBUNG.

GLOGAU, b. Günther: *Wegweiser für Reisende durch das Riesengebirge*, mit einer Karte des Riesengebirges und einer Post- und Reisekarte von Schlesien. 1821. 26 S. 12.

Da dieses Büchelchen nichts weiter enthält als ein blosses Namenverzeichniss der Ortschaften mit Hinweisung auf die Karte, so werden es wenige als Wegweiser brauchbar finden, zumal da auch mehrere Namen unrichtig angegeben sind. Angehängt sind einige Regeln für Sudetenwanderer, entnommen aus Dr. *Schmidts* brauchbarem Werke, betitelt das Riesengebirge 1817.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1824.

KIRCHENGESCHICHTE.

Braunschweig, im Verl. d. Schulbuchh.: *Allgemeine Geschichte der christlichen Kirche* — von Dr. *Johann Severin Vater* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ueber Luthers Aufenthalt auf der *Wartburg* hätten wohl einige Worte gesagt werden sollen, da derselbe für den Fortgang der Reformation, besonders durch den Beginn der Bibelübersetzung, so wichtig wurde. Luther schrieb von hier aus an seinen Freund Lange, von dem er gehört hatte, dass er ebenfalls an diesem wichtigen Werke arbeitete: *Vide, ut Evangelii partes foveas, defendas: ego hic latebo usque ad Pascha: interim Postillas conscribam, novum Test. vernacula donaturus, in qua (re) et te audio laborare: perge ut coepisti. Utinam oppida singula interpretem suum haberent: et solus hic liber omnium lingua, manu, oculis, auribus, cordibus versaretur!* (*Epst. I.* 295. *b.*). Im Vorbeygehn hätte auch des heiteren Auftrittes gedacht werden können, den *L.* im schwarzen Bär zu Jena mit Johannes Kessler und Joh. Reutiner hatte, und der die Grösse seiner Seele und die Heiterkeit seines Geistes in einer so bedenklichen Lage in ein recht helles Licht setzt. Der Bericht über diesen Auftritt von Joh. *Kessler* selbst wurde aus dem Manuscript zuerst in dem Schweizerischen Museum 1784, 5tes Stück abgedruckt, dann hie und da nacherzählt, und neuerdings vom Dr. *Marheinike* seiner kleinen Schrift: *Das Brodt im heil. Abendmahl* (Berlin 1817. S. 32 f.) angehängt. Ursprünglich befindet sich diese Erzählung in einer Handschriftlichen Chronik von St. Gallen (der Geburtsstadt Kessler's), die der Berichterstatter unter dem Namen *Sabbatha* geschrieben hatte, weil er nur an Samstagen daran arbeiten konnte. Es liegen in dieser Chronik (die nur stellenweise in Almanachen und Flugschriften abgedruckt ist) manche herrliche Beyträge zur Charakteristik jener Zeit und ihrer Sitten, und sie ist in einer biederherzigen, einfachen und lebendigen, oft recht naiven Sprache geschrieben. — (S. 64.). Den Orten, welche den reineren Gottesdienst einführten und zur evangel. Lehre sich bekannten, kann noch hinzugefügt werden: *Bremen*, die erste Stadt in Niedersachsen, welche der Reformation zufiel (*Pratje's* Bremensche und Verd. Biblioth. I. Band 2tes Stück S. 1 u. f.); *Köthen*, wo der Fürst Wolfgang der Fromme den einstimmigen Wunsch seiner Unterthanen erfüllte, indem er den evangel. Gottesdienst in seiner Residenzstadt einführte (*Bertrams* Geschichte des Hauses Anhalt. II. 266); *Gernrode*, wo die anhaltsche Prinzessin Elisabeth, Aebtissin des dortigen Klosters, die in einer Rede an das widerstrebende Kapitel den Papst als Antichrist schilderte, und Stephan Molitor (Müller), den sie von Wittenberg kommen liess, als evangelischen Prediger einsetzte (*Beckmanns* Anhalt. Chron. III. 182 und VI. 38); *Nassau*, wo *Gerh. Lorich*, Prediger zu Hadamar, den von Luthern aufgestellten Grundsätzen 1524 zuerst folgte, bis der Graf Wilhelm die Messe und andre päpstliche Gebräuche abschafte, wobey ihm der Hofkaplan *Heilmann Crombach* und der Pfarrer zu Siegen *Leonhard Wagner*, behülflich waren (Kirchen- und Reform. Gesch. der Oranien — Nassauischen Lande von *Steubing*, Hadamar 1804.); in *Basel* predigte *Wilhelm Röhling* von Rotenburg am Neckar, Leutpriester zu St. Alban bereits 1521 wider die Messe, das Fegefeuer, die Anrufung der Heiligen und die abgöttischen Ceremonien. Obgleich viele sich ihm günstig zeigten, ward er doch aus der Stadt verwiesen (Gesch. der Stadt und Landschaft Basel von *Peter Ochs*, 5ter B. S. 37.); *Biberach*, wo bereits 1524 die Refom. allgemeinen Eingang gefunden hatte (Gesch. der Reform. zu Biberach. Ulm 1817. S. 13.); Christian II. von Dänemark verlangte von seinem Oheim, Friedrich dem Weisen bereits 1519 einen evangelischen Prediger und empfahl der Universität zu Kopenhagen recht dringend das Lesen der Lutherischen Schriften (*Jo. Grammii diss. de reform. Danica a Christierno tentata in Script. societ. scient. Hafn. Tom. III. p.* 1. und in der deutschen Uebersetzung derselben von *Heinze* III. 227 f.). — S. 69. Zu der Erzählung des Bauernkrieges sey es erlaubt Luthers Worte aus der Erklärung der ersten Epistel Johannis Kap. 2, 19. (L. W. IX. 961.) hier anzuführen, die vielleicht zeitgemäss sind, da man den Protestanten jetzt wieder alle Unruhen der Zeit zur Last legen will. „Das ist zu bejammern und kläglich, jedoch aber tröstlich. Der Weizen ist nicht schuld daran, dass Unkraut hervorwächst; und die Wahrheit ist nicht Ursache an so vielem Unglück. Heut zu Tage wird uns alles Unglück beygemessen, das in der Welt geschieht, und wir leiden daher die allerempfindlichste Schmach und Vorwurf: Hätte er das Papstthum zufrieden gelassen, sprechen sie, so wären vielleicht nicht so viele

viele Ketzer aufgestanden, vielleicht wäre auch nicht der Bauernaufstand geschehen. Aber an wem liegt die Schuld? Nicht an der Wahrheit oder am Lichte; sondern am Irrthum und an der Finsterniss. Nicht derjenige, der vor der Finsterniss fliehet, sondern der in der Finsterniss bleibt, ist der Widerchrist. Wenn sie von uns ausgehen, so gehet es niemals ohne Tumult ab. *Thomas Münzer* war unter uns. Da er aber wollte klug seyn und von uns ausging, so wurde er ein Anstifter des Aufruhrs, und seine Spiessgesellen kamen in die Stadt und setzten alles in Unruhe. Wenn die Buben mit einem neuen Evangelio kommen, so muss solch Unglück daraus folgen. Ich sehe dieses Unglück und seufze darüber. Und ich habe öfters bey mir gedacht: *ob man nicht lieber hätte das Papstthum beybehalten sollen, als so viel Aufstand und Unruhe sehen?* Aber es ist besser, einige aus dem Rachen des Teufels herausreissen, als dass Alle verloren gehen. Der Tag wird es offenbar machen, welche von uns gewesen und von dem Evangelio der Wahrheit gezeuget, und welche es nicht gewesen." — (S. 73.) Luthers bitterer Unwille, in allen seinen Streitschriften gegen *Zwingli* mit solcher Heftigkeit ausgesprochen, ist nach dem Briefe desselben an den grossen Reformator vom April 1527, den uns neuerdings *Versenmeyer* (Literargesch. der Briefsammlungen Luthers, Berlin 1821. S. 194 u. f.) mitgetheilt hat, nicht zu verwundern. Zwingli schreibt zwar darin mit grosser Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe, aber auch mit ungemeiner Bitterkeit und Heftigkeit. — (S. 91.) Bey der Angabe der Literatur über die Geschichte der Augsb. Confession hätte auf die reiche und möglichst vollständige Literargesch. dieses Reichstages und des evangelischen Glaubensbekenntnisses in *Ukerts* Leben Luthers I. 227—293. verwiesen werden sollen.

Bey der Unterredung, die der päpstliche Nuntius *Pet. Paul Vergerius* am 7ten November 1535 mit Luther zu Wittenberg hatte, würden wir (bey S. 102.) auf dessen derbe und freymüthige Antwort L. W. XVI. 2294. verwiesen haben. — Bey S. 103. muss bemerkt werden, dass aus den Untersuchungen, die *Marheineke* bey seiner neuen Ausgabe der Schmalkaldischen Artikel, aus den verlornen und wieder gewonnenen Schätzen der Heidelb. Bibliothek, angestellt hat, zur Genüge hervorgeht, wie Melanchthon die Artikel nicht erst zu Schmalkalden, sondern schon zu Wittenberg unterschrieben und daselbst auch seinen berühmten Vorbehalt hinzugefügt habe. — Der Streit mit den Schweizer Reformatoren, durch Bucers edelmüthige Bemühung zum friedfertigen Verständniss beider Parteyen geleitet, ist gut erzählt. Luthers herrliche Worte aus seinem Briefe vom 1sten December 1537. (L. W. XVII. 2907.) „Wo wir aber hierin einander nicht ganz verstanden, so ist jetzt das Beste, dass wir gegen einander freundlich seyn und uns immer das Beste zu einander versehen, bis alles trübe Wasser sich völlig gesetzt hat" — hätten in einer Anmerkung hinzugefügt und auf seine friedfertige Aeusserung XVII. 2617. hingewiesen werden sollen. Wenn er dabey nicht beharrete, so bedenke man, wie laut und heftig er durch die Vorrede und Apologie der lateinischen Auflage von *Zwingli's* Werken herausgefodert wurde, und er war nicht der Art, den Fehdehandschuh liegen zu lassen. Man ist gewohnt, Luther'n bey diesem Bruch alle Schuld beyzulegen, aber *peccatur intra et extra.* — Des Herzogs *Moriz* Charakter ist (S. 127.) richtig dargestellt. Wenn man ihn arglistiger Politik beschuldigt, so bedenke man, dass an Karls Hofe nichts als List und Betrug wohnte und dass einer darin den andern immer zu überbieten suchte, dass mit Philipps aufbrausender Hitze eben so wenig, als mit Johann Friedrichs träger Unentschlossenheit ein sicheres Bündniss zu schliessen war. Wenn sich also auch Moriz anfangs als Werkzeug der Unterdrückung der protestantischen Freyheit missbrauchen liess, so würde er doch in der Zeit drohender Gefahr durch ein rasches muthiges Handeln ihr ruhmvollster Retter, und legte den Grundstein zum Augsburgischen Religionsfrieden. — Ueber *Calvin* (S. 141 und 209.) eilt der Vf. zu rasch hinweg. Sein Einfluss auf die reformirte Kirche und Lehre war so gross und wichtig, dass vieles darin dunkel bleiben muss, wenn sein Leben und Wirken nicht in das gehörige Licht gestellt wird.

Der Vf. der bey Zeitangaben so genau und zuverlässig ist, und in seinen kirchengeschichtlichen Tabellen dabey einen musterhaften Fleiss bewiesen hat, hätte bey wichtigen Begebenheiten den Monatstag nicht sollen fehlen lassen. Dieser ist auch bey dem Tridentiner Concilium (das in der päpstlichen Berufungs-Bulle vom 22sten May, aber erst bekannt gemacht unterm 29sten Juny 1542, auf den 1sten November ausgeschrieben war) nicht angegeben. Die Geschichte dieser merkwürdigen Synode hätten wir vollständiger gewünscht, besonders in Bezeichnung des Geistes, in welchem gehandelt wurde und in Darstellung der Folgen, welche sie für die katholische und protestantische Kirche hatte. *Planck* hat beides gründlich und vollständig in der Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs (Neue Aufl. 3ten Bandes 2ter Thl. S. 240 u. f.) gethan. — Bey der Geschichte der Jesuiten (S. 148 u. f.) ist der 1820 bey Brockhaus erschienene *Catechismo de Gesuiti* (Leipz. 688 S.) zwar angeführt, aber nicht benutzt. Diese merkwürdige Schrift (unstreitig von einem der angesehensten Geistlichen der katholischen Kirche in Frankreich von der ehemaligen jansenistischen Partey, dem die Einsicht der Originalakten und Dokumente, welche sich nur in den Archiven des Vatikans und der römischen Propaganda befinden, und welche mit der päpstlichen Kanzley im J. 1798 nach Paris transportirt wurden, gestattet war) enthielt das innere Leben und die Tendenz dieser gefährlichen Gesellschaft auf eine recht gründliche und anschauliche Weise. Einen furchtbareren Ankläger hat der Orden noch nie gehabt. Mit solcher

solcher Gründlichkeit und Wahrhaftigkeit, mit solcher Kraft und Würde, mit solcher tiefen und umfassenden Kenntniss des Ordens und aller seiner Angelegenheiten, ist noch kein Anderer zu Werke gegangen. Es ist unbegreiflich, wie diese so zeitgemäse Schrift keinen tieferen Eindruck zurückgelassen hat. — (S. 256.) Bey den *Dan. Hofmann*schen Streitigkeiten hätte können erwähnt werden, dass schon damals die Frage: ob der Vernunft in Sachen der Theologie und Religion ein Stimmrecht gebühre? durch ein Gutachten der theologischen Fakultät zu Wittenberg gründlich geprüft und bejahend bestätigt worden ist. Ueberhaupt hat das nähere Detail jener Streitigkeiten, von denen uns *Arnold* (Kirchen- und Ketzergeschichte 17ter Bd. 2ter Th. S. 947 u. f.) *Brucker* (*hist. crit. philosophiae Th. IV. Pars. I. p.* 778 f.) und *Schröckh* (Kirchengesch. seit der Reform. 3ter Band S. 159 f.) genügende Auskunft geben, sehr viel Anziehendes und Zeitgemäses. — (S. 355.) Unter den Beförderern christlicher Religiosität, welche wie *Jo. Arnd*, *Jac. Spener* und *A. H. Francke* in Predigten und Schriften auf ein thätiges Christenthum drangen und mit dem Schwerte des Geistes, wie ein zweyter Luther, mit Kraft und Muth gegen die Maul- und Heuchelchristen kämpften, durfte Dr. *Heinrich Müller*, Professor der Theologie und Pfarrer zu Rostock (geb. d. 18ten Octob. 1631. und gest. den 23sten Septbr.) nicht fehlen. Eine Lebensgeschichte von ihm mit Angabe seiner zahlreichen Schriften von *Joh. Georg Russwurm* findet man vor der neuerdings erschienenen Ausgabe der geistlichen Erquickstunden (Ratzeburg 1822). — (S. 485.) *Joh. Alphons Turretin* (geb. d. 24sten Aug. 1671. gest. d. 1ten May 1737) hat ausser der *Nubes testium* noch mehrere treffliche theologische Schriften herausgegeben (*Bouginé* Handbuch 3ter Band S. 362.), unter welchen das Werk: *De veritate religionis christianae*, welches *Vernet* ins Französische übersetzt hat, einen bleibenden Werth behalten wird. In der Geschichte der reformirten Kirche behauptet er einen ehrenvollen Platz und zeichnet sich durch gründliche Gelehrsamkeit, durch Freymüthigkeit und Friedliebende Gesinnungen aus. Er führte die Theologie zur Religion zurück, reichte brüderlich den Lutheranern die Hand der Versöhnung und erklärte sich unerschrocken für die allgemeine Gnade Gottes. Er beschliesst gleichsam mit *Sam. Werenfels*, dessen der Vf. gar nicht gedenkt (geb. den 1sten März 1657 zu Basel, und gest. den 1sten Juny 1740), und dessen *opusc. theolog., philosoph. et philologica* doch dem Inhalt und der Sprache nach wahrhaft klassisch zu nennen sind, die Reihe der ausgezeichneten Theologen, welche die reformirte Kirche in ihrer schönsten, thatenvollsten Periode (auf welche die Zeit der Abspannung und des Schlafes folgte) aufzuweisen hat. (Sein Leben von *Vernet* steht in der *Biblioth. raisonnée Tom. XXI. P.* 3. S. 434 u. f. —). Bey Erwähnung der griechisch-kirchlichen Sekte der *Raskolniken* (S. 286. 433 und 478.), die eine gar seltsame Entstehung und bis auf *Katharina* II. so harte Verfolgungen zu erdulden hatte, finden wir die Hauptschrift nicht angeführt: *Polnoje istoriczeskoje izviestije o drevnich Strigol'nikach i novych Raskolnikach* u. s. w. Vollständige historische Nachricht von den alten Strigolniken, oder den neuen Raskolniken oder sogenannten Staroobriadtzi (d. i. von der alten Observanz); von *Andrej Iwannow*, Proto-Jerej bey der heil. Geistkirche. 2te verb. Aufl. St. Petersb. 1795. 4 Theile 8. mit Kpfrn. Der Vf. war vordem selbst Raskolnik, und zwar von der strengsten Art, kehrte aber nachher zur herrschenden Kirche zurück. Er hat aus der sogenannten geheimen Tradition, aus den Schriften und geschichtlichen Verhandlungen dieser Sekte geschöpft und theilt viel Neues, bis dahin ausser Russland völlig Unbekanntes mit. — Bey der Geschichte der Verfolgungen und Bedrückungen der Protestanten in Ungern (S. 299 und 406.) konnte der Vf. die interessanten Nachrichten über den jetzigen Zustand der Evangelischen in Ungern, von Gregor von *Berzeviczy* (Leipzig. 1822.) noch nicht benutzen. Es geht eine gründliche und vollständige Geschichte der Protestanten in Ungarn voran. — S. 534. hätte der grossen Verbreitung der Methodisten in Amerika gedacht werden sollen; denn nach den Berichten des Bischofs der Methodisten-Gemeinden in Amerika, D. *Aschbury*, macht diese Sekte den siebenten Theil der ganzen Bevölkerung der vereinigten Staaten aus, und hat 400 wandernde und 3000 fixirte Prediger. — Der Vf. führt bey den verstorbenen Theologen der neueren Zeit ihre Biographieen an, hat diess aber bey mehreren unterlassen, wie z. B. bey *Walch*, *Storr*, *Spittler*, *Löffler*, *Hermes* und *Hanstein*; (in den Zeitgenossen), bey *Koppe* (die 1791 in Leipzig bey Crusius erschienene Skizze) bey *Semler* (ausser seiner Selbstbiographie. Die Nachrichten von Niemeyer, Wolf und O. Thiess) bey *Henke* (die Denkwürdigkeiten aus seinem Leben von *Wolff* und *Bollmann*), [illegible] *Spalding*, (die von seinem Sohne zu Berlin 1804 herausgegebene Lebensgesch.), Aug. Fr. Wilh. *Sack* (die von seinem Sohne Friedr. Sam. Gottfr. in 2 starken Octav-Bänden, Berlin 1789. herausgegebene Lebensbeschreib.), J. G. *Rosenmüller* (von Dolz Leipz. 1816.), Fr. V. *Reinhard* (wo die Biogr. von *Böttiger* fehlt), *Herder* (von Döring). — Man kann mit Recht behaupten, dass seit dem apostolischen Zeitalter kein so lebendiger und wachsamer Eifer für die Ausbreitung des Christenthums gewesen ist, als in dem gegenwärtigen. Darum finden die Missionsanstalten und die Bibelgesellschaften für die neuere Kirchengeschichte sehr wichtig, und verdienen eine besondere Beachtung. Der Vf. hat ihnen S. 337 bis 340 nur einen kurzen Paragr. gewidmet. Die Missionsgesellschaften zu Frankfurt a. M., zu Dresden, Berlin, Königsberg, Halle, Kopenhagen und Kiel, durften nicht ungenannt bleiben, (es sind bloss die zu Basel und Leipzig angeführt), da von dem Erfolg ihrer Bemühungen Jahresberichte ge-

gedruckt werden und sie von den grofsen Wirkungen, welche die lebendige Predigt der evangelischen Lehre in allen Weltgegenden hervorbringt, erfreuliche Nachrichten geben. Auch die *Society for promoting christian Knowledge* in London, welche 13,300 Mitglieder zählt und eine jährliche Einnahme von 55000 bis 60000 Pf. hat, durfte nicht vergessen werden. Auch verdiente bey den Bibelgesellschaften die Kansteinische Bibelanstalt einer Erwähnung.

Wir schliefsen diese Anzeige mit der Bitte, dafs der gelehrte Vf. über seine Sprachforschungen die Kirchengeschichte nicht verabsäumen, sondern sie durch fortgesetzte Studien bereichern, aufklären und vervollständigen wolle. — Das Papier des Buches ist gut und der Druck ziemlich korrect, obgleich nur der kleinste Theil der Druckfehler angegeben ist. Wir bemerken diefs wegen einer strengen Rüge des schlechten grauen Papiers der letzten Bände des Henkeschen Werks, welche ein Unbekannter im deutschen Anzeiger neuerdings aussprach, die wir aber bey unserm Exemplare nicht begründet finden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HEIDELBERG, b. Oswald: *Sophronizon* oder *unparteyisch freymüthige Beyträge zur neuern Geschichte, Gesetzgebung und Statistik der Staaten und Kirchen*, herausgegeben von Dr. *H. E. G. Paulus*, Geh. Kirchenrath u. s. w. *Fünfter* Jahrgang oder *fünfter* Band, *sechstes* Heft. 1823. 127 S. *Sechster* Jahrg. oder *sechster* Band *erstes* Heft. 1824. 155 S. gr. 8.

Zwar ist bey einer so geschätzten, vortrefflichen Zeitschrift genug, dafs das Daseyn ihrer Fortsetzungen angezeigt werde. Aber wenn auch noch so vieles Gehaltige in derselben seit ihrem Beginnen gegeben ist: so möchten wir doch behaupten, dafs besonders das erste der oben genannten Hefte an Reichhaltigkeit und Tiefe des Gehalts alle bisherigen noch übertreffe. Die *Stimmen und Ansichten über den Zeitgeist vornehmlich in Beziehung auf Kirche und Geistesbildung* werden mit einem höchst interessanten, ungedruckten Programm des verstorb. Würzburger Professors *Franz Berg* eröffnet: *Die religiösen Neuerungen unserer Tage* (für die dritte Jubelfeyer der Reformation 1817 bestimmt.). Nur einiges Wenige daraus zum Fingerzeig auf das Uebrige: „Bey unsern Philosophen neigt sichs auf die pseudoplatonische Seite, wie zur Zeit der tiefen Versunkenheit unter dem militairischen Druck der römischen Despoten (vgl. in *Meiners* Zugabe zu Gibbon: das Zeitalter des Urchristenthums und Episkopalchristenthums). Dem idealistischen Pantheismus, der's mit dem Verstande ganz verdorben hat, kehrt man eben so den Rücken, als dem besonnenen Kant, der das Wesen der Vernunft ganz verkennt haben soll. Jacobi, von dem man glaubt, er halte wie ein Inspirirter, zwischen beiden die glückliche Mitte wird von einer ansehnlichen, ästhetisch philosophirenden Partey begünstig." S. 7. „wenn andere sogenannte Protestanten nicht nur den Offenbarungsglauben, sondern die ganze alte Dogmatik, nicht blofs die lutherische oder calvinische, sondern auch die der *Formula concordiae* oder des mit Anathemas beweifsenden Athanasianischen Symbolums zurückwünschen und, wo sie nur dadurch Priester-Ansehen und Bischofs-Infuln erhielten, sich selbst der tridentinischen anzubequemen verständen: so haben sie das beste Mittel dazu in der Hirarchie, der sie sich nähern. Gelingt ihnen diese: so wird's auch mit den Dogmen gehen. Ueber Dogmen war Gregor VII. ziemlich freysinnig; der beste Beweis ist Berengar. Das Gebäude der Hierarchie auf seine höchste Höhe zu sichern, schien allein sein Augenmerk: versäumt war darum nichts. Innocenz III. hohlte es schon nach. Die heilige Inquisition hütete mit Schwert und Flammen die Dogmen und den Stuhl des heil. Petrus." — Sollen wir die trefflichen *Paulus*'schen Bemerkungen über Kirche und Staat und der Evangelischen Stände Protestation 1529 zu Speyer gegen Entscheidung nach Stimmenmehrheit in Religionssachen, den Zusammenhang des unprotestantischen Streits über die Altonaer Bibelausgabe mit andern als Evangelisch-portestantischen Selbstüberzeugungsrecht gefährdenden Zeiterscheinungen hervorheben? sie empfehlen sich selbst. Aber besonders neu sind viele genau beurkundete Data in S. 63 ff. Kampf der Finsternifs mit dem Lichte nach historischen Wirklichkeiten nach *Moris von der Weser* (Düffeld. 1822. 328 S. 8.). An die Desideria der Evangel. Landeskirche in Baiern schliefst sich im *ersten* Hefte des neuen Jahrgangs (S 59 bis 128.) der Presbyterialstreit in Baiern an. Vorhergehen: *Neumann* von handschriftlichen Quellen zur Geschichte der Päpste, besonders auch über die *detestabilia scelera* Alexanders VI., wovon die Fortsetzung folgen wird, und: Bemerkungen über geschworne Gerichte; und wer nicht schon genau die neuesten, nun beygelegten Hamburgischen Vorfälle kennt: der findet hier davon, und in des verdienstvollen philologisch und historisch gründlichen Theologen *Gurlitts* Erklärung über neuen Mysticismus, nicht unvernünftigen Bibelglauben und symbolische Bücher.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1824.

MATHEMATIK.

1) Dessau, b. Ackermann: *Anfangsgründe der Algebra*, nebst einer Sammlung von Beyspielen zusammengesetzter Aufgaben aus der praktischen Rechenkunst zur Uebung der algebraischen Auflösungskunst, zum Gebrauche für Lehrer und zum Selbstunterrichte für Schüler, die mit der gewöhnlichen Rechenkunst vertraut sind, von *J. A. L. Richter*, Conrector an der Herzogl. Hauptschule in Dessau. *Erster* Theil. 1822. VIII u. 445 S. in 8.

2) Hannover, in d. Hahn. Hofbuchh.: *Lehrbuch der Buchstabenrechnung und Algebra* für Schulen von Dr. *C. Garthe*, Lehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Rinteln u. s. w. 1822. 20 Bog. in 8.

3) Wien, b. Heubner in Comm.: *Lehrbuch der Rechenkunst und Algebra* zum öffentlichen Gebrauche für Individuen, welche sich dem Forstfache, der Mess- und Baukunst widmen, so wie zum Selbstunterrichte für jeden Liebhaber dieser Wissenschaft, bearbeitet von *Geo. Winkler*, Professor der Mathematik an der k. k. Forstlehranstalt zu Mariabrunn bey Wien. *Zweyte*, ganz umgearbeitete Aufl. 1823. 27 Bog. gr. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Es muss jedem Lehrer einer Wissenschaft unbenommen bleiben, nach seinem eigenen Plane und nach einem selbstentworfenen Lehrbuche vorzutragen; ob aber ein solches Lehrbuch darum auch an sich einen Werth habe, ob es auch Andern, als den Schülern des Vfs., zu empfehlen sey, ist eine andere Frage und nur diese ist es, welche unsere A. L. Z. bey neuerscheinenden Lehrbüchern zu beantworten hat. Uebrigens kann es wohl seyn, dass selbst ein sehr mangelhaftes Compendium in der Hand eines eifrigen Lehrers, der für die Wissenschaft, welche er vorträgt, seine Schüler einzunehmen weiss, so dass diese nachher durch eigenes Studium das falsch Aufgefasste verbessern und die Lücken ihrer Erkenntniss ausfüllen, von grösserem Nutzen sey, als ein weit vollkommneres Lehrbuch, in dessen Gedankengang sich der Lehrer nicht finden kann. Diess beruht aber dann auf der Persönlichkeit des Lehrers, welche bey Beurtheilung einer Druckschrift weder beachtet werden kann noch darf. Rec. glaubt, da er es hier mit den Schriften dreyer öffentlichen Lehrer zu thun hat, diese Bemerkung vorausschicken zu müssen, damit nicht, wie es leider zu oft geschieht, die Leistungen dieser Männer bloss nach dem, was sich über ihre Schriften sagen lässt, beurtheilt werden mögen.

Nr. 1. soll „für den fähigen Schüler, wie für den angehenden Lehrer ohne Beyhülfe mündlicher Anleitung verständlich seyn." Der Vf. ist dem Gange gefolgt, welchen *Vieth* in seinen Lehrbüchern nimmt. Sein Vortrag ist im Allgemeinen klar, nur oft zu weitschweifig. Sein Werk besteht eigentlich aus zwey Theilen, obgleich das Titelblatt nur einen angiebt. *Erster Theil.* Vorerinnerungen aus der allgemeinen Arithmetik. *Erster Abschnitt.* Ueber Buchstabenrechnung und entgegengesetzte Grössen. Die Anzahl der Grundsätze in Cap. 2. sollte nicht so gross seyn; denn es ist Regel für jede Wissenschaft, so wenig als möglich Axiome aufzustellen und dagegen so viel als möglich Alles zu beweisen. Zugegeben also, dass die meisten Sätze, welche hier als Grundsätze aufgestellt sind, sehr leicht dem Verstande klar werden, so dürfen sie doch nur dann unter den Grundsätzen stehen, wenn sie aus keinen andern noch einfacheren Sätzen abgeleitet werden können; aber eine solche Zurückführung auf einfachere Principien ist bey vielen dieser Sätze möglich, z. B., um nur einen anzuführen, bey dem Satze „wenn das Gleiche durch das Ungleiche dividirt wird, so kommt da, wo der grössere Divisor ist, der kleinere Quotient." Dieser Vorwurf der zu grosen Vervielfältigung der Axiome trifft auch die Winke Nr. 2. u. 3. — Dass $a \times b = b \times a$ wird hier ohne Beweis angenommen. — Die Regel für das Vorzeichen eines Productes kann viel einleuchtender, als es (§. 21) geschehen ist, aus der richtigen Erklärung der Multiplication hergeleitet werden. Dass $m(a + c - d)$, für jeden ganzen oder gebrochenen Werth von m, $= ma + mc - md$ sey, bedarf auch eines Beweises, welcher hier fehlt. — Die Erklärung der Division (§. 27) ist nicht allgemein. Eine negative Zahl ist in einer positiven gar nicht enthalten, wie auch der Vf. selbst sagt. Die Rechtfertigung für die Division ungleich bezeichneter Zahlen in einander: „das wirklich Vorhandene kann in dem Fehlenden nicht stecken, sondern nur sein Entgegengesetztes u. s. w." ermangelt der Evidenz. Viel leichter und klarer deducirt sich die Regel für das Vorzeichen des Quotienten aus der eigentlichen allgemeinen Erklärung der Division: Zu zwey gegebenen Zahlen eine dritte

te finden, welche mit der einen gegebenen multiplicirt ein, der andern gegebenen gleiches, Product giebt. — Dafs es erlaubt fey, jedes Divifionsexempel als einen Bruch zu fchreiben, deffen Zähler der Dividendus und deffen Nenner der Divifor ift, hätte nicht fo fchlechthin gefagt, fondern bewiefen werden follen, fo wie auch die Richtigkeit des gewöhnlichen Verfahrens bey der Divifion mit einer mehrnamigen Gröfse eines Beweifes bedarf, der hier, wie in den Werken Nr. 2. und 3. fehlt. — Die Regeln der Bruchrechnung find hier alle ohne Beweife hingeftellt. — *Zweyter Abfchnitt.* Lehre von den Potenzen. — Die Regeln für die Multiplication u. f. w. mehrziffriger gemeiner Zahlen find hier beffer, als in vielen andern Lehrbüchern begründet; dagegen vermifst Rec. den Beweis dafür, dafs aus unvollkommenen Quadraten die Quadratwurzeln und aus unvollkommenen Cubis die Cubikwurzeln niemals genau gefunden werden können. — Das vorliegende Werk geht wie alle andern dem Rec. bis jetzt bekannt gewordenen Lehrbücher von der Ausziehung der Wurzeln aus gemeinen Zahlen zur Wurzelausziehung aus allgemeinen Zahlen über; ficher wäre es aber fyftematifcher und auch kürzer den umgekehrten Weg zu nehmen. — Aus dem, was über die Bezeichnung der Wurzelgröfsen als Potenzen mit gebrochenen Exponenten gefagt wird, fieht man noch nicht, warum fich auf folche Potenzen nun auch die für andere Potenzen geltenden Rechnungsregeln ausdehnen laffen. — Das genauere Verfahren aus Brüchen, deren Nenner kein vollkommnes Quadrat oder vollkommner Cubus ift, und die fich auch nicht genau in Decimalbrüche verwandeln laffen, die Quadrat- oder Cubikwurzeln annähernd zu finden, indem man erft dadurch, dafs man Zähler und Nenner mit einerley Zahl multiplicirt, den Nenner zu einem vollkommnen Quadrat oder Cubus macht, hat der Vf. nicht gelehrt. — *Dritter Abfchnitt.* Lehre von Verhältniffen, Combinationen, figurirten Zahlen und Logarithmen. — Von dem Lehrfatze, hier, wohl nur aus Verfehen, Erklärung genannt (§. 112), dafs in einer geometrifchen Proportion das Product der Mittelglieder gleich dem Producte der äufsern Glieder ift, wird die Umkehrung zwar bewiefen (§. 115), aber fchon vorher (§. 114) wird diefelbe als erwiefener Satz gebraucht. — Was über die fogenannte verkehrte Regel de tri gefagt ift, möchte nicht zureichen, dem Schüler einen richtigen Anfatz der Art machen zu lehren. — In §. 119 fetzt der Vf. die Proportion an 3937 ℔ : 3985 Thlr. = 112 Ctr. 58 ℔ : x Thlr., wodurch er offenbar gegen den Grundfatz verftöfst, dafs nur gleichartige Gröfsen ein Verhältnifs zu einander haben. Indefs kann man allerdings in jeder Zahlenproportion die Mittelglieder verwechfeln, weil man, nachdem die Glieder eines Verhältniffes auf einen einzigen Namen gebracht find, diefen Namen ganz weglaffen kann, da fich zwey Vielfache oder Brüche von einerley Gröfse zu einander verhalten, wie ihre Coefficienten, z. B. 35 Ctr. 87 ℔ : 112 Ctr. 58 ℔ = $35\frac{87}{110} : 112\frac{58}{110}$. Koften nun 35 Ctr. 87 ℔ 3985 Thlr., fo ift die Proportion $35\frac{87}{110} : 112\frac{58}{110}$ = 3985 Thlr. : x Thlr. oder $3937 : 12478 = 3985 : x$, daher durch Verwechfelung $3937 : 3985 = 12378 : x$, wo man dann den unbenannten Gliedern von einerley Verhältnifs wieder jeden beliebigen Namen, hier natürlich den Namen der Gröfse, welche man fucht, alfo Thaler, geben kann, daher 3937 : 3985 = 12378 Thlr. : x Thlr. Dafs in dem einen Verhältniffe die Namen weggelaffen werden, ift nothwendig, weil fich zwey benannte Zahlen nicht mit einander multipliciren laffen; es gewährt aber auch oft einen bedeutenden Rechnungsvortheil z. B. die Aufgabe: 1 ℔ koftet 12 Grofchen, was 3 ℔ 20 Loth? giebt den Anfatz 1 ℔ : $3\frac{5}{8}$ ℔ = $\frac{1}{2}$ Thlr : x Thlr., daraus wird $1 : 3\frac{5}{8} = \frac{1}{2} : x$ und daraus 1 Thlr : 3 Thlr. 15 Grofchen = $\frac{1}{2} : x$ daher $x = \frac{1}{2}$ (3 Thlr. 15 Grofchen) = 1 Thlr. 19 Gr. 6 Pf. Einige Uebung lehrt Jeden bald finden, wo eine folche Vertaufchung der Namen von Nutzen ift. — Von den Progreffionen ift im vorliegenden Werke fehr wenig mitgetheilt worden, weil an der Stelle, wo fie vorkommen, noch nichts über die Auflöfung der Gleichungen gefagt worden ift. Was über die unendlichen geometrifchen Reihen vorgetragen wird, ift fehr weitfchweifig, und hätte, wenn von dem für die ganze Arithmetik fo wichtigen Subftituiren Gebrauch gemacht worden wäre, viel kürzer abgefafst werden können. Rec. glaubt, dafs man fchon den Anfänger recht früh in dem, an fich fo leichten, Subftituiren üben müffe. — Die fyntaktifche Operation, welche man gewöhnlich *Variation* nennt, bezeichnet Hr. *R.* mit dem Namen *weitläuftige Combination*; dagegen verfteht er unter *mittlerer Combination* das, was man gewöhnlich Combination mit Wiederholungen nennt, und unter *ftrenger Combination* das, was man fonft Combination ohne Wiederholung nennt. Dem Rec. fcheint durch Abänderung des eingeführten Sprachgebrauchs nichts gewonnen zu werden. Uebrigens find von diefen fyntaktifchen Operationen wie von allen in diefem Abfchnitte behandelten Gegenftänden nur die erften Anfangsgründe hier vorgetragen. Der Vf. verwechfelt in §. 189 die Begriffe von figurirten Zahlen und arithmetifchen Reihen höherer Ordnungen. Was er darüber fagt, ift bey aller Weitläufigkeit doch nicht hinreichend klar. Eben fo hätten die Regeln über die Rechnung mit Logarithmen kürzer entwickelt werden können, da fie fo unmittelbar aus der Rechnung mit Potenzen folgen. Die Anweifung zum Gebrauche der Tafeln ift deutlich und mit Recht nicht zu gedrängt. — *Zweyter Theil.* Rechnung mit algebraifchen Gleichungen. Ift im Ganzen gut abgehandelt, nur hätte fich wieder Manches, der Deutlichkeit unbefchadet, kürzer faffen laffen, z. B. S. 231 wo $(a - \sqrt{x})^3$ durch Multiplication entwickelt wird, während es vortheilhafter ift, den Schüler überall an die Anwendung einmal bewiefener Formeln, wie die für $(a + b)^3$, zu gewöhnen. Der Vf. hätte, in Bezug auf die Eliminationen der Wurzelgröfsen, wenig-

ftens historisch bemerken sollen, dass sein Verfahren, die Wurzelzeichen aus einer Gleichung wegzuschaffen (das bekannte Cartesische), nicht überall ausreicht. — Die ausführliche Auflösung einiger Beyspiele und Anweisung bey veränderten Datis, die Auflösung zu modificiren, kann für den Anfänger recht nützlich seyn; nur scheint es dem Rec., dass im vorliegenden Werke oft zu viele specielle Fälle unterschieden werden, deren Auffindung man dem Nachdenken eines irgend für die Mathematik tüchtigen Kopfes selbst überlassen muss, wenn man nicht seine Geduld ermüden will. Die Aufzählung der Fälle, wo aus dem Einkaufspreise einer Waare und dem Gewinn oder Verlust an derselben ihre Menge berechnet werden kann, nimmt hier allein 10 Seiten ein, und nachher sind über 100 Seiten bloss mit Beyspielen über diese Art von Aufgaben angefüllt.

Nr. 2. besteht aus zwey mit besondern Titeln und Vorreden versehenen Abtheilungen. Langsdorfs und Schmidts Anfangsgründe der Mathematik haben dem Vf. zum Muster gedient. *Erste Abtheilung.* Lehrbuch der Buchstabenrechnung für Schulen. Der Vf. irrt, wenn er (§. 4) meint, erst seit dem 16ten Jahrhunderte seyen die Buchstaben zur Bezeichnung allgemeiner Zahlen gebraucht worden. Schon Euklid gebraucht sie häufig so, obgleich er immer durch Puncte oder Linien angedeutete gemeine Zahlen, aber nur als Beyspiele, daneben setzt, s. dessen Elemente Buch 7—9. Kästner sagt an dem vom Vf. angeführten Orte (Gesch. d. Math. B. 1. S. 161) nur, es sey ihm *beym Cardan* nicht eher eine Bezeichnung der unbekannten Grösse durch Buchstaben vorgekommen als bey Auflösung der Aufgabe: die Zahl 8 in zwey solche Theile zu theilen, dass das Quadrat des grössern Theils die mittlere Proportionalzahl zwischen dem Quadrate des kleinern und dem Producte aus dem Ganzen in den grössern werde. — Hr. G. setzt Vieles als in der gemeinen Arithmetik erwiesen voraus; ein Verfahren, welches nach unserer Ansicht nicht streng wissenschaftlich ist, da die allgemeine Arithmetik gerade die Gründe aller Rechnungsregeln anzugeben hat, indem sich diese Regeln erst in ihr allgemein erweisen lassen. — Von den entgegengesetzten Grössen wird das Gewöhnliche ziemlich klar vorgetragen; Manches hätte aber wohl noch kürzer und doch einleuchtender dargestellt werden können. Der Satz, dass $a-(-b) = a+b$ ist, wird (§. 22) durch Richtungen, also geometrisch, deducirt, ein, wie Rec. meint, jetzt mit Recht veraltetes Verfahren, da + und — sich ja gar nicht immer auf Richtungen bezieht; ausserdem ist zwar auch noch (§. 46) durch das Beyspiel von Vermögen und Schuld diese Regel erläutert; sie lässt sich aber viel leichter und allgemeiner ableiten. — Dass mehrere Factoren mit einander multiplicirt dasselbe Product geben, in welcher Ordnung man sie auch multipliciren mag, zeigt der Vf. bloss an einem Beyspiele, beweist es aber nicht allgemein. Auch ist die Erklärung vom Multipliciren und Dividiren durchaus nicht deutlich und allgemein genug; denn wie soll man es z. B. machen, wenn 3 durch 100 dividirt werden soll, um 100 aus 3 so oft wegzunehmen, als es angeht? Dass jeder Quotient durch einen Bruch dargestellt werden könne, wird hier, wie in Nr. 1. ohne Beweis angenommen. — In dem Beweise des Satzes, dass zwey Zahlen von gleichen Vorzeichen mit einander multiplicirt ein positives, zwey Factoren von ungleichen Vorzeichen, ein negatives Product geben (§. 50) verkennt Rec. nicht ein lobenswerthes Streben nach Gründlichkeit; nur könnte und sollte dieser Beweis kürzer gefasst seyn. — Die Richtigkeit des gewöhnlichen Verfahrens bey der Division mit einem mehrnamigen Divisor hätte wohl noch nähere Erörterung verdient. — Ueber die Zerfällung eines zusammengesetzten Ausdrucks in Factoren, sagt der Vf. (§. 55) bey Gelegenheit des Aufhebens der Brüche, liessen sich keine allgemeine Regeln angeben. Rec. dächte doch, dass sich deren mehrere angeben liessen, von denen wenigstens einige ganz elementarisch sind, und daher auch hier recht gut hätten beygebracht werden können. Alle vom Vf. angeführte Beyspiele lassen sich unter solche leichte Regeln bringen. Wie der Vf. in dem Beyspiele Nr. 12. verfahren sey, ist dem Rec. nicht klar geworden; diess Beyspiel steht buchstäblich so gedruckt $\frac{\frac{1}{3}ax^2 - \frac{1}{2}bx^2 + \frac{2}{3}abx}{\frac{1}{2}ax - \frac{3}{4}bx + ab}$ $= \frac{(\frac{1}{3}ax - \frac{1}{2}bx + \frac{2}{3}ab)x}{\frac{1}{2}ax - \frac{3}{4}bx + ab} = \left\{\frac{1}{3}:\frac{1}{2} - \frac{1}{2}:\frac{3}{4} + \frac{2}{3}\right\}x,$ $= \left\{\frac{2}{3} - \frac{4}{6} + \frac{2}{3}\right\}x = \frac{2}{3}x.$ Das Resultat $\frac{2}{3}x$ ist richtig, wie man sich leicht durch gewöhnliche Division mit dem Nenner des gegebenen Bruchs in den Zähler desselben überzeugen kann; aber was sollen die in $\{\ \}$ eingeschlossenen Operationen des Vf. bedeuten? doch nicht etwa Division einzelner Glieder in einander? das wäre ein Fehler, welchen Rec. keinem Schüler, den er einige Wochen in der allgem. Arithmetik unterichtet hätte, verzeihen würde; und dennoch scheint der Vf. so etwas vorgenommen zu haben. Kleine Verstösse gegen die Methode z. B. dass S. 60, 62 u. f. schon Wurzelgrössen mit in die Rechnung kommen, ehe noch erklärt worden ist, was solche bedeuten, will Rec. übersehen, so wie er auch die nicht geringe Anzahl von Druckfehlern entschuldigt. — Ueber das Aufsuchen des kleinsten gemeinen Dividui gegebener zusammengesetzter Ausdrücke hätte Rec., bey Gelegenheit der Aufsuchung des kleinsten Generalnenners gegebener Brüche, wohl etwas mehr erwartet, da diess gewöhnlich dem Schüler Anfangs ein wenig schwer wird. Der Vf. findet hier den Leser mit einer kurzen Verweisung auf die gemeine Arithmetik ab, wogegen sich Rec. schon oben erklärt hat. — Gemischte Zahlen (der Vf. nennt sie „gemischte Brüche“) schreibt Hr. Garthe so: $a\frac{b}{c}$ statt $a+\frac{b}{c}$. Bey gemeinen Zahlen ist jene Schreibart freylich erlaubt, bey allge-

gemeinen aber nicht, da ohne Vorzeichen neben einander gesetzte Buchstaben Producte, nicht Summen, bedeuten. — Die Potenzen erklärt der Vf., wie es gewöhnlich geschieht, (§. 68) als Producte, welche dadurch entstehen, dass man eine Zahl mehrmals mit sich selbst multiplicirt, spricht aber unmittelbar darauf (§. 70) von Potenzen mit gebrochenen und negativen Exponenten; was soll nun der Schüler sich unter solchen jetzt schon vorstellen? Wie der Vf. (S. 87) $a^n b^{-3} a^{-2} b^{-m} = a^{-2n} b^{3m}$ finden könne, ist dem Rec. unbegreiflich. — §. 94. erfährt man erst, dass $a^{\frac{3}{4}}$ bedeute a solle zur dritten Potenz erhoben und daraus die vierte Wurzel gezogen werden, und doch wird schon in §. 92. der freylich sehr ungenügende Beweis geführt, dass jede Wurzelgrösse durch eine Potenz mit gebrochenem Exponenten ausgedrückt werden könne. Eine ähnliche Inconsequenz begeht der Vf., wenn er erst in §. 107 und 108 die Regeln vorträgt, nach welchen man aus Producten und Brüchen die Wurzeln zieht. Nachdem er schon oft vorher diese Regeln bey der Reduction von Wurzelgrössen angewendet hat. — Wie kann der Vf. (S. 107) $\sqrt[n]{b} + 3\sqrt[n]{b} - 14\sqrt[n]{b} = 13\sqrt[n]{b}$ finden? — Die oft so vortheilhafte Methode, den Nenner eines Bruchs durch Multiplication des Zählers und Nenners mit einerley Zahl rational zu machen, ist (§. 118) bloss an einem Beyspiele gezeigt, da sich doch so leicht eine Regel geben lässt, welche die am häufigsten vorkommenden Fälle der Art unter sich begreift. — S. 124 lehrt der Vf. $\sqrt{-a} \times \sqrt{-a}$ sey $= \sqrt{-ab}$, statt dass es heissen sollte $-\sqrt{ab}$. In solche Irrthümer wäre er nicht verfallen, wenn er die imaginären Wurzelgrössen auf die für die Rechnung weit bequemere Form $\sqrt{a}.\sqrt{-1}$ und $\sqrt{b}.\sqrt{-1}$ gebracht und gehörig beachtet hätte, dass $(\sqrt{-1})^2 = -1$ seyn muss. Alle über die Multiplication und Division imaginärer Wurzelgrössen von Hrn. G. beygebrachten Exempel sind falsch aufgelöst. — *Zweyte Abtheilung.* Lehrbuch der Algebra für Schulen. Ist im Allgemeinen weit besser gerathen als die erste Abtheilung. Die zur Auflösung der einfachen Gleichungen mit einer und mit mehreren unbekannten Grössen gegebenen Regeln, so wie die zur Auflösung der quadratischen Gleichungen dienenden Regeln sind die gewöhnlichen, meistens recht gut ausgedrückt und bewiesen, und durch viele nicht übel gewählte Beyspiele, deren Auflösung alle Mal vollständig angegeben ist, erläutert. Auch das, was über die unbestimmte Analytik beygebracht wird, mag für den Anfänger hinreichend seyn; nur ein paar kurze Bemerkungen kann Rec. nicht unterdrücken. In §. 6. sagt der Vf. „man unterscheidet die Gleichungen nach dem Grade der Potenz" es solle heissen „nach dem Grade der höchsten Potenz, welche darin vorkommt." — Die Eintheilung der Gleichungen in bestimmte und unbestimmte, reine und unreine, vollständige und unvollständige, ist (§. 9.), vielleicht nach Schmidt oder einem andern Vorgänger, gut angegeben; wie kann aber nun der Vf. (§. 10.) behaupten, dass alle reine und unreine, vollständige und unvollständige Gleichungen zugleich bestimmte Gleichungen seyen, und dass eine unreine Gleichung zugleich eine unvollständige genannt werden könne? —

(Der Beschluss folgt.)

HANDLUNGSWISSENSCHAFT.

Bamberg, b. Schmidt: *Innere Einrichtung, Verfahrungs-Methode und Stufengang des,* mit Genehmigung der k. Baier. Regierung des Obermainkreises errichteten, *Handlungs-Lehr-Instituts zu Bamberg.* Dargestellt durch den Gründer und Vorsteher desselben *Georg Wolfrum.* 1822. 18 S. 4. u. 1 Tabelle in Folio.

Vor einem Jahrzehnt errichteten einige wohl unterrichtete, zum Theil aber verunglückte, junge Handelsmänner und andere Lehrer ein Handlungs-Lehr-Institut zu Windsheim im Rezatkreise. Theils Mangel an Zöglingen, theils Unfrieden trennten die Unternehmer nach wenigen Jahren wieder, und einer derselben, *Wolfrum* aus Hof, verpflanzte ein Filial-Institut nach Bamberg, wo es um so nothwendiger war, als die meisten bisherigen Kaufleute weder in entfernten Comptoirs praktisch gebildet, noch zu Haus wissenschaftlich, oder auch nur in einer Sprache oder in der Buchführung theoretisch unterrichtet waren, und höchstens einige Fertigkeit in den ersten Elementen der Rechenkunst erlernt hatten. Das neue Handlungs-Lehr-Institut fand daher bald Zuspruch von eingebornen und benachbarten Jünglingen, weswegen auch die k. Regierung darauf aufmerksam wurde. Die Lehrgegenstände sind: Kalligraphie, Orthographie, kaufmännische Arithmetik, Handels-Geschichte, kaufm. Geographie, Münz-, Maass- und Gewichtskunde, kaufm. Terminologie, Correspondenz, französische, ital. u. engl. Sprache, Buchhaltung, höhere Wissenschaften des Handels, Waarenkunde, Chemie, Zeichnen, Musik u. s. w. Lassen sich die Jünglinge in Kost, Quartier und Unterricht zugleich nehmen, so ist der jährliche Betrag 330 fl. — Der Unterricht allein kostet monatlich 11 fl. auf 2 — 3 Jahre, je nachdem die Vorkenntnisse des 15jährigen Kandidaten sind. Die vorgeschriebene Haus- und Tagesordnung ist lobenswerth. Die vorliegender Schrift angehängte Tabelle liefert die Stunden-Eintheilung.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1824.

MATHEMATIK.

1) Dessau, b. Ackermann: *Anfangsgründe der Algebra* — von *J. A. L. Richter* u. s. w.

2) Hannover, in d. Hahn'schen Hofbuchh.: *Lehrbuch der Buchstabenrechnung und Algebra* für Schulen von *Dr. C. Garthe* u. s. w.

3) Wien, b. Heubner in Comm.: *Lehrbuch der Rechenkunst und Algebra* — von *Geo. Winkler* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Nr. 3. Die erste Auflage dieses Lehrbuchs ist dem Rec. nicht zu Gesicht gekommen; es wird diess aber um so weniger schaden, da das vorliegende Werk als ein ganz neues anzusehen ist; denn der Vf. sagt in der Vorrede, er habe „um des erhaltenen Beyfalls sich nicht ganz unwürdig zu zeigen" eine gänzliche Umarbeitung seines Werks für nöthig gefunden. Wir knüpfen wie bey den vorigen Werken an die Angabe des Inhaltes der einzelnen, Abschnitte unser Urtheil über dieselben. — S. 1—8 logische Vorbegriffe. — Gut; aber unrichtig ist es, dass in einen Begriff immer nur wesentliche Merkmale aufgenommen würden. — S. 9. Anfangsgründe der Rechenkunst. In §. 19. und 20. erörtert der Vf. den Begriff Grösse, hätte aber hier genauer unterscheiden sollen, zwischen der Grundbedeutung dieses Worts, wonach dasselbe eine blosse Eigenschaft der Dinge, nämlich die, dass man von ihnen etwas Gleichartiges hinwegdenken kann, bezeichnet, und zwischen der abgeleiteten wissenschaftlichen Bedeutung, wonach unter Grösse das Ding selbst verstanden wird, dem jene Eigenschaft zukommt, etwa wie wir das Wort Farbe in doppelter Bedeutung gebrauchen. — §. 21. steht die gewöhnliche ungenaue Erklärung von einer Zahl; aber eine Menge gleichartiger Dinge z. B. ein Haufen Sandkörner ist noch keine Zahl, sondern wird es erst dadurch, dass man diese Menge als ein Vielfaches eines Dinges betrachtet. §. 22. hat der Vf. nicht Rücksicht auf incommensurable Grössen genommen; nicht alle Grössen lassen sich als Vielfache oder als Brüche einer angenommenen ihnen gleichartigen Einheit ausdrücken. — In §. 29. nimmt der Vf. die Begriffe Mathematik und Messkunst für gleichbedeutend, wogegen sich Rec. wie auch gegen die, bey den alten Mathematikern nicht Statt findende Verwechselung der Arithmetik und Rechenkunst, schon darum erklären muss, weil die Mathematik keine Kunst, sondern eine Wissenschaft ist, zwey Begriffe, die im Deutschen immer streng von einander unterschieden werden sollten. Ein ähnlicher Irrthum ist es, wenn §. 30. die Baukunst, Markscheidekunst u. s. w. mit den mathematische Theorieen dieser Künste verwechselt werden; letztere sind es, nicht die Künste selbst, welche man zuweilen unter den Namen technische Mathematik begreift. — Was §. 34. über die Möglichkeit unzähliger Zahlensysteme gesagt wird, möchte dem Anfänger schwerlich recht klar werden. Rec. glaubt überhaupt, dass in einem wissenschaftlichen Lehrgebäude der Arithmetik die ganze Lehre von den Zahlensystemen erst nach dem Cap. von den Potenzen folgen dürfe, weil jede nach einem regelmäsigen Zahlensysteme ausgesprochene Zahl als eine nach Potenzen der Grundzahl des Systems geordnete Reihe, anzusehen ist. — Die in §. 37. gegebenen Erklärungen der Grundoperationen des Rechnens (der sogenannten Species) sind nicht allgemein genug; denn Addition ist nicht immer „Zusammenzählung zweyer oder mehrerer ungleichen Grössen von einerley Art und Bedeutung," Subtrahiren nicht immer „eine Grösse in zwey ungleiche Theile theilen u. s. w. — §. 40. meint der Vf. die synthetische Methode sey die wahre Erfindungsmethode. Ohne der synthetischen Methode den Werth, welchen sie besonders in systematischer Hinsicht hat, im Geringsten schmälern zu wollen, ist Rec. doch überzeugt, dass die analytische Methode die eigentliche Erfindungsmethode sey, daher sie auch dem Schüler frühzeitig bekannt gemacht werden muss, wenn schon es nicht thunlich seyn würde, durchaus streng analytisch beym Unterrichte zu verfahren und man auch bey analytisch gefundenen Beweisen und Auflösungen nicht unterlassen darf, dieselben von dem Schüler in die weit leichter zu übersehende synthetische Form umsetzen zu lassen. — *Erstes Hauptstück.* Von den Rechnungsarten mit ganzen und gebrochenen Grössen oder Zahlen, *Abschnitt* 1. Von den Rechnungsarten mit gleichnamigen ganzen Grössen oder Zahlen. — Rec. findet schon an diesen Ueberschriften etwas auszusetzen, man kann nämlich immer nur mit Zahlen, nie mit Grössen überhaupt rechnen. Auch die sogenannte Buchstabenrechnung ist eine Rechnung mit Zahlen, deren Werthe man nur nicht bestimmen kann oder will, und die man eben desshalb bloss all-

allgemein durch Buchstaben bezeichnet, so wie man zuweilen Personen, die man nicht nennen kann oder will, mit *A*, *B* u. s. w. bezeichnet. Diese Bemerkung geht auch die Vff. von Nr. 1 u. 2. an. Hrn. *W.* hat die irrige Vorstellung von einer Rechnung mit Grössen überhaupt sogar verleitet (S. 37 Anm.) von der Multiplication einer Fläche mit einer Linie zu reden, ein Ausdruck, dessen man sich in einem strengwissenschaftlichen Lehrbuche jetzt durchaus nicht mehr bedienen sollte, wenigstens nicht ohne die eigentliche Bedeutung desselben, die nur eine Zahlenoperation ist, anzugeben. Bey Hrn. *W.* fällt der Irrthum um so mehr auf, da er (§. 60) selbst sagt, dass bey jeder Multiplication wenigstens der eine Factor eine unbenannte Zahl seyn müsse. — Die in diesem Abschnitte angegebenen Rechnungsvortheile sind alle recht gut und brauchbar, wenn schon nicht neu. — *Abschnitt* 2. Von den bisherigen vier Rechnungsarten mit ganzen Grössen, die sich auf verschiedene Einheiten beziehen, jedoch auf einerley Einheit oder auf gleiche Namen gebracht werden können. — Der Vf. beschränkt sich auf die in der Provinz Oestreich üblichen Münzen, Maasse und Gewichte. — *Abschn.* 3. Von den Rechnungsarten mit gleichnamigen gebrochenen Grössen oder Zahlen. — Die Regeln zur Auffindung des grössten gemeinen Maasses und kleinsten gemeinen Dividui gegebener Zahlen werden auch hier (§. 97 u. ff.) ohne Beweise ihrer allgemeinen Gültigkeit vorgetragen und blos an Beyspielen erläutert. — *Abschn.* 4. Von den bisherigen vier Rechnungsarten mit gebrochenen Grössen oder Zahlen, die sich auf verschiedene Einheiten beziehen, jedoch auf einerley Einheit gebracht werden können. — Etwas weitschweifig. — *Abschn.* 5. Von den Decimalbrüchen. Das ganz Gewöhnliche. — *Abschn.* 6. Von den zusammenhängenden oder Kettenbrüchen. — Weniges ganz Elementarische über Auffindung der Näherungswerthe solcher Brüche, deren Zähler und Nenner Primzahlen zu einander sind. — *Zweytes Hauptstück.* Von der allgemeinen Rechenkunst oder Algebra. *Abschn.* 1. Einleitung in die Algebra. — Ueber die Unrichtigkeit des auch hier immer gebrauchten Ausdrucks: Buchstabenrechenkunst hat sich Rec. schon ausgesprochen. Was der Vf. über entgegengesetzte Grössen sagt, hätte sich kürzer und doch wenigstens eben so bestimmt sagen lassen. *Abschn.* 2. Von den bisherigen vier Rechnungsarten der algebraischen Grössen; — Auch hier gilt die eben gemachte Bemerkung. — Den Ausdruck $-A \times -3$ findet der Vf. (S. 123) ungereimt; allein, wenn man nur die Multiplication richtig erklärt, so ist dieser Ausdruck gar nicht ungereimt. Er sagt nämlich aus, dass aus $-A$ eine neue Grösse so gebildet werden soll, wie -3 aus dem primitiven $+1$ entstanden ist, d. i. durch drey Mal wiederholte Subtraction von o; aber $o-(-A-A-A)=+3A$. Eben so ist auch der Ausdruck $-A : -5$ nicht, wie der Vf. (S. 129) meint, ungereimt, sondern wird sogleich klar, wenn man die Division als Aufsuchung einer Grösse ansieht, welche mit dem Divisor multiplicirt zum Product den Dividendus giebt. — *Abschn.* 3. Von den bisherigen vier Rechnungsarten mit algebraischen gebrochenen Grössen. — *Drittes Hauptstück.* Von den Potenzen und Wurzeln. *Abschn.* 1. Von den Potenzen. Unbegreiflich ist uns wie der Vf. $-3-3-3=-3\cdot(-3)=+9$ und $+9+9+9=+9\cdot(-3)=-27$ finden könne. Auch sieht man nicht ein, warum der Vf. erst hier erklärt, was Potenz heisse, da er doch schon vorher mit Ausdrücken wie $a^m\, b^n$ und dergl. rechnen gelehrt hat. Ganz gegen den gewöhnlichen Sprachgebrauch ist es, wenn der Vf. §. 174. sagt: „Solche Zahlen, aus welchen sich die Wurzeln genau angeben lassen, werden rationale Zahlen genannt." Bekanntlich heissen dergleichen Zahlen vielmehr *vollkommene* Quadrate, *vollkommene* Cubi u. s. w., Ausdrücke, deren der Vf. sich auch selbst späterhin zuweilen bedient, z. B. S. 161 und 163. Dagegen schlägt Herr *W.* (§. 176.) vor, Producte wie $+a \times -a$ unvollkommene Potenzen zu nennen, und hält sich dadurch für berechtigt $\sqrt{-a^2}=+a$ und $-a$ zu setzen (§. 177.). — Dass jede Potenz eines eigentlichen Bruchs (d. h. eines solchen, dessen Nenner nicht in dem Zähler aufgeht) wieder ein eigentlicher Bruch sey, wird §. 181. nicht streng genug erwiesen, ein Vorwurf, der die Werke Nr. 2 und 3, wie wir hier nachträglich erinnern wollen, gleichfalls trifft. — *Abschn.* 2. Von der Bestimmung der Wurzeln aus gegebenen Potenzen. — Das Gewöhnliche sehr weitschweifig, aber ohne hinreichende Allgemeinheit und Gründlichkeit. — *Abschn.* 3. Von den Rechnungsarten mit Wurzelgrössen. — Dass die für Potenzen mit ganzen Exponenten geltenden Rechnungsregeln auch für Potenzen mit gebrochenen Exponenten gelten, wird auch hier nicht bewiesen. — *Viertes Hauptstück.* — Von den Gleichungen und ihrer Anwendung auf die Auflösung verschiedener Aufgaben. — *Abschn.* 1. Von den Gleichungen und ihrer Auflösung. Der Vf. nennt Theile einer Gleichung (S. 194) was man sonst gewöhnlich Seiten derselben nennt; eine höhere Gleichung ist nach dem Vf. (§. 223.) eine solche „worin die daraus zu bestimmende Grösse in verschiedenen Potenzen vorkommt." Wie wird der Anfänger diess damit vereinigen, wenn es gleich darauf heisst „eine höhere Gleichung heisst rein, wenn die zu bestimmende Grösse nur in einer einzigen Potenz in der Gleichung erscheint?" — Unwahr ist, was der Vf. (§ 231.) sagt, „wenn bey einer geordneten quadratischen Gleichung der zweyte Theil derselben negativ ist, so muss in jeder solchen Gleichung die zweyte Potenz der unbekannten Grösse negativ seyn. Auch ist es völlig falsch, dass die Wurzeln der Gleichung $x^2+3x=-18$ seyen $x=+6$ und $x=-3$, da sie vielmehr beide imaginär sind. Freylich hat Hr. *W.* bis dahin von imaginären Grössen noch gar nichts gesagt, und hat sehr Unrecht, wenn er (§. 232. S. 206) behauptet, dass imaginäre Grössen keiner ferneren Rechnung unterzogen werden können, und dass es daher auch nicht nö-

nöthig sey, eigene Rechnungsarten dafür aufzustellen. — Der Vf. handelt übrigens nur von der Auflösung der Gleichungen vom ersten Grade mit einer und mit mehreren unbekannten Grössen, von der Auflösung der reinen und gemischten (wie er es nennt, verwickelten) quadratischen und von der Auflösung der reinen höhern Gleichungen; von letztern sagt er sehr wenig. *Abschn.* 2. Von den algebraischen Aufgaben und ihrer Auflösung durch Anwendung der Gleichungen. — *Fünftes Hauptstück.* Von den Verhältnissen, Proportionen und ihrer Anwendung. — *Abschn.* 1. Von den Verhältnissen. — *Abschn.* 2. Von den Proportionen. — Die arithmetischen und geometrischen Verhältnisse und Proportionen werden in diesem Werke, wie es gewöhnlich geschieht, nur in so fern betrachtet, als sie in Zahlen ausgedrückt werden können, womit freylich Euklid nicht zufrieden seyn würde. *Abschn.* 3. Von der Regel de tri. Was es heisse zwey Dinge stehen in geradem oder verkehrtem Verhältnisse zweyer andern, wird hier recht gut aus einander gesetzt, nur drückt sich der Vf., wie manche andere Schriftsteller, fehlerhaft aus, wenn er z. B. sagt: die Zahl der Arbeiter stehe mit der Dauer der Arbeit in verkehrtem Verhältnisse, statt zweyerley Anzahlen gleichthätiger Arbeiter bey gleichgrosser Arbeit sind im umgekehrten Verhältnisse der Dauer ihrer Arbeit. Nicht recht klar macht Hr. *W.* den Grund, warum man bey einer Proportion in benannten Zahlen doch stets das vierte Glied durch Division des Productes der Mittelglieder mit dem ersten Gliede finden kann. Der Grund ist ganz kurz der, dass sich zwey Vielfache oder Brüche von einerley Grösse *A* zu einander verhalten wie ihre Coefficienten, dass man daher in dem ersten Verhältnisse den Namen *A* ganz weglassen und bloss das Verhältniss der Coefficienten setzen kann, wodurch die Schwierigkeit der Multiplication zweyer benannten Zahlen mit einander ganz wegfällt, vergl. die darüber bey Nr. 1. gemachte Bemerkung. Im Allgemeinen gehört jedoch dieser Abschnitt zu den am sorgfältigsten ausgearbeiteten dieses Buches. Er enthält auch Vergleichungstafeln der bekanntesten Maasse u. s. w. *Abschn.* 4. Von der Gesellschafts- oder Theilungsrechnung. Das Gewöhnliche, zwar nicht nach ganz strenger Methode aber sehr fasslich für Forsteleven vorgetragen. — *Sechstes Hauptstück.* — Von den Reihen, Logarithmen und ihrer Anwendung. *Abschnitt* 1. Von den arithmetischen und geometrischen Reihen. Der Vf. sagt, (§. 301.) „Reihen sind nichts anders als zusammenhängende gleiche Verhältnisse; es giebt daher nur zweyerley, nämlich arithmetische und geometrische Reihen.“ Wenn auch in den Elementen der allgemeinen Arithmetik nur von diesen beiden Arten der Reihen die Rede zu seyn braucht, so könnte und sollte der Begriff von einer Reihe doch gleich allgemeiner gefasst werden; oder meint Hr. *W.* wirklich, dass es nur die beiden von ihm angegebenen Arten von Reihen gebe? — Uebrigens werden hier die bekannten Formeln für das letzte Glied, für die Summe u. s. w. der genannten Reihen wie gewöhnlich mitgetheilt. *Abschn.* 2. Vorläufige Begriffe von den unendlich grossen und unendlich kleinen Grössen, nebst Summirung einiger unendlichen Reihen. Ueber das Unendliche wenig Klares, was freylich bey einer Materie, worin ein Euler, eben so wenig zur völligen Klarheit gelangt, sehr verzeihlich ist. Die unendlichen Reihen, von welchen hier Etwas vorkommt, sind fallende geometrische Reihen. *Abschn.* 3. Von den Logarithmen und ihrem Gebrauche. Rec. stimmt dem Vf. darin bey, dass es nicht in den Vortrag der Elemente der allgemeinen Arithmetik gehöre, zu zeigen, durch welche Hülfsmittel man gegenwärtig im Stande sey die Logarithmen leicht zu berechnen; allein Das darf, nach des Rec. Urtheil, doch auch beym Vortrage der Elemente nicht unterlassen werden, zu zeigen, wie es *möglich* sey für jede natürliche Zahl den Briggsschen Logarithmus wenigstens näherungsweise zu finden, sollte auch diejenige Berechnungsmethode, welche sich dem Anfänger am deutlichsten machen lässt, bey der wirklichen Ausführung die beschwerlichste seyn. Auch schon der Anfänger in der Mathematik muss nach unserm Erachten nie Tafeln gebrauchen, von denen er nicht einsieht, wie sie construirt werden konnten, wenn sie auch nicht wirklich so construirt worden sind. *Abschn.* 4. Anwendung der arithmetischen, geometrischen und unendlichen Reihen, so wie der Logarithmen, auf die verschiedenen Zins- und Zuwachsrechnungen. — Diese Ueberschrift verstösst gegen die Regeln der Logik, da unendliche Reihen ja auch arithmetische und geometrische seyn können, und sogar alle vom Vf. betrachteten unendlichen Reihen geometrische sind. — Die Gründe der einfachen und zusammengesetzten Zinsrechnung und der darauf beruhenden Rentenrechnung werden hier recht gut entwickelt, und die Anwendung, welche der Forstmann von diesen Rechnungen zu machen hat, wird mit Benutzung der hieher gehörigen Schriften des K. Sächs. Oberforstraths *von Cotta* deutlich gemacht.

SCHÖNE KÜNSTE.

HIRSCHBERG, b. Lachmann: *der goldne Schleier, oder Irmgard und Hugo;* eine Sage aus dem Riesengebirge, erzählt von *Arminia.* 1821. 130 S. 8.

In heitrer Badegesellschaft zu Flinsberg wurden der geistreichen Verfasserin als Text zu einer romantischen Erzählung die Worte aufgegeben: „Laute. Rübenzahl. Wildes Schwein. Aberglaube. Schleier. Herkules. Spiegel. Gefühl. Schlange. Beichtstuhl. Seelengrösse. Giftmischerin.“ Sie benutzte dieselben meisterhaft, um eine Reihe von Volkssagen der Riesengebirge in ein Ganzes zu vereinigen; wie folgende Inhaltsangabe beweiset.

Fräulein Kunigunde; die bekannte Männerfeindin und Amazone, Herrin des Kynasts, hat Irmgard, eine verwaisete Muhme zu sich genommen, ein Mädchen

chen, dessen edler Charakter den Mangel körperlicher Schönheit ersetzt. Sittig und eingezogen lebt sie im stillen Gemach, ergetzt sich am Lautenspiel von ihrer Silberstimme begleitet, nimmt keinen Theil an Kunigundens wilder Jagd und schleicht bloss darum aus der Burg ins Thal, um Kranke oder Dürftige nach Vermögen zu erquicken und zu unterstützen, wozu sie sich von Kunigunden, wenn diese bey guter Laune ist, Beyträge erschmeichelt. — Einst finden sich Gäste auf dem Kynast ein und äussern Verlangen das hohe Gebirge, namentlich die Wasserfälle zu besuchen. Kunigunde, die an solchen Naturschönheiten keinen Geschmack findet, giebt Irmgard auf, Begleiterin zu seyn. Nach kleiner Wanderung gelangt die Gesellschaft, worunter zwey junge Ritter und ein Fräulein Jutta sich befinden, Abends an den Kochlfall. Hier wird Imbis genommen, geplaudert und dabey auch Rübenzahls gedacht. Jutta schäckert über dessen Daseyn und wünscht einen seiner Schwänke zu vernehmen. Da rennt plötzlich aus dem Dickigt ein angeschossner Eber unter die Frohen, die höchst erschrocken sich allerseits hinter Felsenblöcken oder Bäumen zu verstecken suchen. In dieser Angst tritt aus dem Gebüsche ein gerüsteter Ritter, zieht das Schwert und erlegt das schäumende Wild. Dankvoll begrüssen alle ihren Retter, Hugo, der sich als Reisender ankündigt, und eben hatte das Gespräch wieder eine heitere Wendung genommen, als unfern im Walde Klagetöne verlauten. Irmgard eilt sogleich hin und der fremde Ritter nach. Blutend liegt auf dem Boden ein Jäger und versichert von einem durch Pfeilschuss verwundeten wilden Schwein in diesen Zustand versetzt zu seyn. Irmgard kniet neben den Verwundeten und verbindet ihn mit ihrem Schleier, wobey Hugo treulich hilft. Aber lachend springt der Jäger auf, nimmt den Eber auf den Rücken, rauft ihm ein paar Hände voll Borsten aus, wirft diese über Irmgards Kopf und sie verwandeln sich in einen goldnen Schleier. Bewähre zur rechten Stunde deine Kraft! ruft der Jäger und verschwindet. Das war ein Rübenzahlstückchen, flüsterte sich die Gesellschaft zu und kehrte schüchtern heim. Auch Hugo setzt seine Reise fort, stürzt aber unterweges in eine Schlucht, verliert sein Ross und den Beschädigten nimmt ein Eremit in Heilpflege. Nach erlangter Genesung begiebt er sich nach Hirschberg ein andres Ross zu kaufen, besucht bey der Gelegenheit die Kirche St. Pankraz und lernt hier die schöne Kunigunde kennen, welche aus dem Beichtstuhl tritt. Sie macht zwar auf ihn grossen Eindruck, allein er überwindet sich und verlebt den Winter am Kaiserhofe. Unterdessen hat Irmgard das Unglück, bey der Rückkehr von einem Krankenbesuche durch die Reisigen der mit Kunigunden in Fehde begriffenen Praxedis, Burgfrau des Hausberges, aufgefangen und im Thurme eingekerkert zu werden. Zufällig kommt Hugo aus Wien zurückkehrend Nachts vor die Burg, erkennt am Lautenspiel und Sang Irmgard, begehrt Einlass und Tages darauf der Gefangnen Entlassung. Praxedis will zwar anfangs nicht einwilligen; als jedoch der Ritter sich näher erklärt und seine Verwandschaft mit dem Falkensteiner Burgherrn kund thut, giebt sie nach und Hugo geleitet die befreite Irmgard persönlich auf den Kynast. Hier aber entspinnt sich bald ein Liebesverständniss zwischen ihm und Kunigunden, das Irmgard, die den Ritter liebgewonnen, mit tiefen Schmerzgefühl bemerkt; denn der halsbrechende Ritt um die Mauer musste ja der Verlobung und Hochzeit vorangehen. Da besucht die Trauernde jener Jäger am Kochlfall, spricht ihr Trost zu und überreicht ein Fläschchen mit Gift, Kunigunden aus der Welt zu schaffen. Mit Abscheu verwirft Irmgard diesen Antrag, schleudert nach des Jägers Entfernung das Fläschchen in den Brunnen und nimmt zärtlichen Abschied von Hugo, der Morgens darauf den gefährlichen Ritt beginnt. Leider trifft ihn das Loos seiner Vorgänger; denn Ross und Mann stürzen in den Höllengrund, und Irmgard eilt zitternd nach des Geliebten Leichnam aufzunehmen. Doch Hugo ist nicht zerschmettert und liegt in sanftem Schlummer versunken auf dem Rasen; sein Ross graset. Während Irmgard den Schläfer betrachtet, erscheint der wohlbekannte Jäger, hält ihr einen Spiegel vor, worin sie eine gänzliche Umwandlung ihrer Gesichtsbildung gewahrt, lobt ihren Edelmuth in Betreff der abgelehnten Vergiftung Kunigundens und verschwindet. Hugo erwacht, freut sich des Lebens und geleitet zu Rosse Irmgard, über deren Schönheit er erstaunt, nach dem Kynast. Kunigunde giebt das Hochzeitmahl und Hugo führt sein junges Weib ins Brandenburger Land. Indessen kaum ein Jahr hat er dort in väterlicher Burg gehauset, da kömmt ein Bote vom Kynast mit der Nachricht, dass ein vornehmer Rittersmann aus fernem Lande den Mauerritt glücklich bestanden, aber Kunigundens Hand ausgeschlagen habe. Diese sey demnach entschlossen ihre Tage im Kloster zu verleben, und übergebe ihrer Muhme den Kynast erb- und eigenthümlich. Irmgard beweint zwar das Missgeschick ihrer Base, freut sich aber auch dabey über ihren frommen Entschluss und reist sofort nebst dem Gemahl nach Schlesien, die ererbte Burg in Besitz zu nehmen.

Das ist der Inhalt dieser Erzählung die durch gefälligen Vortrag Unterhaltung gewährt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1824.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Neustadt a. d. Orla, b. Wagner: *Predigten* in der Hof- und Stadtkirche zu Weimar über die gewöhnlichen Sonn- und Festtags-Evangelien gehalten von Dr. *Johann Friedrich Röhr*, Grossherzogl. S. Weimarischem Oberhofprediger, Kirchen- und Oberconsistorial-Rath und General-Superintendenten. *Zweyter* Band. 1823. VI u. 346 S. gr. 8.

Der erste Band dieser Predigten ist bereits in unserer A. L. Z. (Erg. Bl. Jahrgang 1822, Nr. 61.) von einem andern Rec. angezeigt worden, auf dessen Urtheil der gegenwärtige seine Leser hiermit zurück verweist. Der hochverdiente und ausgebreitete Ruhm, den sich ihr Vf. nicht nur als geistlicher Redner, sondern als Theolog überhaupt, erworben hat, machen eine weitere Empfehlung dieser Kanzelvorträge vollkommen überflüssig. Es genüge also an der Versicherung, dass auch die hier mitgetheilten 22 Predigten den echten, vorurtheilsfreyen Glauben an das Göttliche im Christenthum deutlich aussprechen; dass nur religiöse Wahrheiten in ihnen abgehandelt werden, welche auf christliche Gesinnung und That Einfluss haben können; dass dieselben überall mit den Bedürfnissen der Zeit, mit ihren wichtigsten, erfreulichen und bedenklichen Erscheinungen, wie es bey jeder Predigt seyn sollte, in der innigsten Verbindung stehen, und daher durch ihre praktische Tendenz, die reiche Quelle von religiöser Lebensweisheit, welche in ihnen fliesst, durch den, nach Verschiedenheit der Materien, meisterhaft gehaltenen, bald ruhig belehrenden, bald sanft ermahnenden, bald feurig ermunternden, bald mildtröstenden, bald mächtig erschütternden Ton sich zu einem Erbauungsbuche für christliche Familien nicht minder eignen, als sie in dieser Rücksicht sowohl, wie auch wegen der in unsrer Zeit immer seltener werdenden Deutlichkeit, schlichten Einfalt und Natürlichkeit des Ausdrucks, wegen der richtigen, fast überall leicht behaltbaren Dispositionen und der trefflichen Benutzung der Bibel, die man in jeder Predigt findet, Candidaten und Predigern überhaupt als wahre Muster geistlicher Beredsamkeit empfohlen zu werden verdienen. Eine nähere Inhaltsanzeige einzelner Predigten, mit einigen ausgezogenen Stellen, welche der Raum nur sparsam beyzubringen gestattet, möge denjenigen obiges Urtheil bestätigen, welchen die frühern Predigten des Vf. noch etwa unbekannt seyn sollten; die andern aber einladen, sich den herlichen Genuss zu verschaffen, welchen ihnen auch dieser Band sicher gewähren wird. In der 4ten Predigt über Luc. 18, 31—43 — wird die Frage beantwortet: *Was giebt dem Menschen in bedenklichen Lagen des Lebens getrosten Muth?* 1) der Besitz eines reinen und schuldlosen Herzens. 2) ein deutliches Bewusstseyn unsrer irdischen Bestimmung. 3) ein starker und fester Glaube an Gott, und 4) der Himmelsstab der Hoffnung. Im 3ten Th. heisst es unter andern: (S. 52 etc.) „Redet selbst, treue Gottesfreunde, ihr, die ihr voll Vertrauen und Glauben an den Herrn seyd, welcher euer und der Welten Schicksal leitet, denket und sprechet ihr nicht auch, wie dieser *Anfänger und Vollender eueres Glaubens*, wenn euch hienieden Plagen des Lebens treffen. Findet nicht auch ihr in diesem Glauben und Vertrauen den unerschöpflichen Quell, aus welchem euch Muth und Heiterkeit fliesset, wenn sich zu Zeiten alles vereinigt, um euch Wunden zu schlagen und euch den Kelch der Leiden leeren zu lassen? *Mein Vater in der Höhe*, saget ihr, *weiss zu allen Sachen Rath*, wenn euch häusliche Sorgen am Herzen nagen, und werfet sie in diesem Glauben von euch. Der Herr, sagt ihr, *verlässt die Seinigen nicht*, wenn euch schwere Drangsale auf Jahre hinaus in eurem Wohlstande zurücksetzen, und findet in dieser Zuversicht euren guten Muth wieder. *Seine Gedanken*, saget ihr, *sind nicht unsre Gedanken, und seine Wege sind nicht unsre Wege*, wenn er euch Kinder vom Herzen nimmt, welche eure Stütze werden sollten, und statt der Thränen glänzt bey dieser Ueberzeugung die Heiterkeit ruhiger Ergebung in euren Augen. *Er hats gegeben*, saget ihr, *er hats genommen*, wenn eure Habe zur Beute grausender Unglücksfälle wird, und überschauet bey dieser Ansicht euren Verlust mit gefasster Seele. Der, saget ihr, *der die Blumen kleidet und die Vögel nähret*, giebt auch uns des Leibes Nothdurft, wenn euch die Sorge darum ängstigt; und fühlet euch in diesem Glauben getrost und heiter. Kurz, euer treues Halten an ihm, an seinem Beystande, euer unverrücktes Vertrauen auf die Nähe seines Helferarmes, er hält euch aufrecht, wo ihr sinken, stärket euch, wo ihr schwach werden, tröstet euch, wo ihr verzweifeln, beruhigt euch, wo ihr in Jammer und Klagen ausbrechen wollet, und lässt es euch, auch in der tief-

ſten Noth, nicht an getroſtem Sinne fehlen." Dieſe Stelle kann zugleich zeigen, wie der Vf. die Bibel zu benutzen verſteht. Die 5te Pred. — Matth. 15, 21—28. — beantwortet die Frage: *Wie haben Aeltern ihre Kinder anzuſehen, um die Laſt ihrer Erziehung leicht zu finden?* — 1) als die ergetzlichſte und ſüſseſte Geſellſchaft, welche ihnen auf Erden werden kann; 2) als die Freude und Hoffnung ihres Lebens; 3) als ihre einſtigen Stellvertreter auf Erden; 4) als die Stütze und den Troſt ihrer letzten Tage. Rec. führt die Schluſsworte der Predigt an, weil ſie ihm, ohne daſs der Vf. ſolches beabſichtigte, einen Umſtand zu berühren ſcheinen, der allein ſchon jedem Unbefangenen deutlich zeigt, wie ſelbſt um der Gemeinen willen, das eheliche Leben der Geiſtlichen den Vorzug vor dem Cölibate verdient, das man in neuerer Zeit ſogar proteſtantiſchen Predigern hat anpreiſen hören. S. 68 heiſst es: So haltet euch denn an dieſe Worte, ihr, denen Gott Kinder anvertraute, und richtet euch mit ihnen auf, wenn euch die Sorge für dieſelben ängſtiget und wiſſet, daſs ſie aus einem Herzen kamen, welches dieſe Sorge ſo wie ihren Lohn aus Erfahrung kennet und ſich an eben der Freude und Hoffnung labet, welche euch in Kindern gegeben iſt! Laſſet uns nur leiſten, was treuen Aeltern gebührt, und es wird uns nicht an der Vergeltung fehlen, welche der groſse Vater aller Menſchenkinder mit Aelternſorge verknüpfte, und wenn ſie um uns ſtehen, die Pfleglinge unſrer Hände, wohlgerathen und hoffnungsvoll, eine Ehre unſrer Häuſer, eine Krone unſerer Häupter, eine Stütze unſeres Alters und eine Zierde unſers Geſchlechts! Dann laſſet uns bekennen, daſs der Höchſte unſere Vater- und Mutterarbeit reichlich belohnt, und daſs er ſeine Verheiſsung nicht unerfüllet läſst: *Das Geſchlecht der Frommen wird geſegnet ſeyn!* — Die 6te Predigt am Charfreytage, als dem erſten Buſstage des Jahres, behandelt nach 1. Petri 2, 24. — das Thema: *Wie ſehr die rechte Feyer des Todestages unſers Herrn von einer richtigen Anſicht ſeines Todes ſelbſt abhange.* Es wird gezeigt, wie 1) dieſe Feyer wärmer und inniger wird, wenn wir nicht nur den Tod, welchen er duldete, ſondern auch das ganze Leben und Wirken deſſelben für ein hohes Verdienſt um die Welt und die Menſchheit halten; 2) wie ſie reiner und lauterer wird, wenn wir die Abſicht ſeines Todes nicht nach grundloſen Menſchenſatzungen, ſondern nach den ſchlichten Belehrungen der Schrift beurtheilen; 3) wie ſie erſprieſslicher und ſegensreicher für uns wird, wenn wir den Tod deſſelben nicht bloſs zur Beruhigung unſers ſchuldbeladenen Gewiſſens, ſondern auch zur Beſſerung unſers ſündigen Lebens anwenden. Gern führte Rec. mehreres aus dieſer Predigt an, welche einen der wichtigſten Gegenſtände des chriſtlichen Glaubens in echt bibliſchem Geiſte abhandelt, und beſonders der Materie wegen zu den vorzüglichſten der ganzen Sammlung gehört. Doch möge wenigſtens eine Stelle des 2. Thls. hier Platz finden. „Zu einem Vater, heiſst es S. 79 u. ſ. w., blicken wir dann heute empor, welcher uns aus mildem Erbarmen einen Retter ſandte: nicht aber zu einem zornigen Rächer, welcher nur durch Blut beſänftigt und verſöhnt werden konnte. Vor einem Lenker des Schickſals beugen wir unſre Kniee, welcher, höherer Zwecke halber, die Unſchuld für den Augenblick der Bosheit preisgab und ſie zuletzt mit herrlichem Siege krönte: nicht aber zu einem rauhen, aller Gerechtigkeit entfremdeten Herrſcher, welcher einen Gerechten leiden läſst, was Ungerechte verſchuldet haben; und in dem Dulder ſelber, welcher am Kreuze blutet, ſchwebet uns kein für Verbrecher beſtrafter Heiliger vor Augen, ſondern ein Groſs- und Edelſinniger, welcher mit bedachter Freiheit und von Begeiſterung für einen hohen herrlichen Zweck getrieben, ſein Leben für ſeine Brüder dahingiebt, um, was er groſs begonnen, auch groſs zu vollenden. Statt Grauen und Schrecken über Veranſtaltungen zum Heile der Menſchen, welche allen Begriffen von Gerechtigkeit und Recht entgegen laufen, reget ſich dann das kindliche Gefühl des Dankes gegen Gott, welcher ſeinen Sohn zu unſerm Beſten dahingab, in unſerm Herzen und ehrerbietige Bewunderung des himmliſchen Dulders, welcher als ein *guter Hirte ſein Leben für die Schaafe lieſs*, und die Ermahnung ſeiner Apoſtel, auch, wie er, *das Leben für die Brüder zu laſſen* und das perſönliche Wohl der Pflicht zum Opfer zu bringen, erhält nun ihren Sinn und ihre volle Bedeutung." Am Sonntage Cantate — Joh. 16, 5—13. — iſt das Thema: *Tröſtliche Gedanken beym Hingange der Unſrigen.* Es ſind dieſes folgende: 1) daſs ſie auf Gottes Geheiſs von uns ſcheiden; 2) daſs ſie zum Vater gingen; 3) daſs ihr Hingang auch uns Segen bereitet; 4) daſs unſre Abgeſchiedenen ein zartes und heiliges Band zwiſchen uns und dem Himmel knüpfen. Die Predigt, welche nebſt vielen andern des Vf. den noch immer wiederholten Vorwurf in ſeiner Nichtigkeit darſtellt, als könne der Geiſtliche bey vernunftgemäſser Auffaſſung und Behandlung religiöſer Gegenſtände nicht auf Geiſt und Gemüth ſeiner Zuhörer im erforderlichen Maaſse einwirken, zeigt auch, wie geſchickt der Vf. die Veranlaſſungen zu benutzen weiſs, um den höheren Ständen ans Herz zu legen, was ihnen zur Zeit noth thut. S. 106 leſen wir nämlich: ... „leicht gehet er (der Troſt, daſs die Unſrigen auf Gottes Geheiſs von uns ſcheiden) verloren in Zeiten, wo Witz und Dichtung ihren ganzen Zauber aufbieten, um ein blindes Schickſal an die Stelle eines heiligen Gotteswillens zu ſetzen und Alles, was dem Menſchen vom erſten bis zum letzten Hauche begegnet, nicht von *dem*, deſſen *Bürger und Pilger wir ſind*, *wie alle unſre Väter*, ſondern nach echter Heidenweiſe von einer unabänderlichen Beſtimmung und einer eiſernen Nothwendigkeit herzuleiten. O, fliehet dieſe troſtloſe Weisheit, wenn ihr in den Stunden banger Trauer nicht unterliegen wollet! Am Grabe der Eurigen kommt euch nur der Gedanke tröſtend entgegen: daſs

dafs fie auf Gottes Geheifs von euch fchieden, und dafs der Herr, der mit bedachtem Rathe Jeden kommen und gehen heifst, wie er es gut findet, auch ihnen ihre letzte irdifche Stunde beftimmt." Eine der vorzüglichften Predigten, welche die ganze Beachtung der Zeitgenoffen verdient, ift die am Bufstage 1822 über Röm. 12, 2. gehaltene: *Ernftes Nachdenken über die fittlichen Gebrechen unferer Zeit.* Zu diefen werden gezählt: 1) ungezähmte Genufsfucht im gefelligen Leben; 2) Mangel an Eintracht und Innigkeit in dem ehelichen Leben; 3) kühn auffstrebende Ungebundenheit in dem bürgerlichen Leben; 4) Kälte und Lauigkeit im religiöfen und kirchlichen Leben. Auch die Predigt am 25. Sonnt. *p.* Tr. über Matth. 24, 15—28. gehört zu den allergelungenften. Sie ftellt *den Untergang einft blühender Völker dar*: 1) als höchft traurig und jammervoll; 2) als höchft begreiflich und natürlich; und 3) als verherrlichend für Gottes Weltregierung. Nur *eine* Stelle des 2. Theiles finde hier Platz. „Wie Häufer und Familien, heifst es S. 286, fich durch Tugend erheben und durch Lafter finken, wie entartete Kinder wackerer Väter um das fchöne Erbe der Ehre, des Anfehens, der bürgerlichen Giltigkeit und eines feften Wohlftandes kommen; wie fich ein Jeder, welcher Recht und Sitte, und die Frömmigkeit und Gottesfurcht verläffet, zu welcher ihn treue Aelternhände erzogen, dem ficheren Untergange weihet, fo dafs, wer Zeuge deffelben ift, nichts Unbegreifliches darin findet, fondern fpricht: *wie die Arbeit, fo der Lohn* und *was der Menfch fäet, das wird er ärnten*: fo ift es auch mit ganzen Völkern! *Sie gehen unter und nehmen ein Ende mit Schrecken*, wenn das Maafs ihrer Sünden voll ift, wenn für ihre Miffethaten die Stunde der Vergeltung fchlägt, wenn fie fittlich fo weit abgeftorben find, dafs es nur Eines Stofses äufserer Stürme bedarf, um den Baum ihrer Herrlichkeit auf immer zu entblättern." Rec. befchliefst diefe Anzeige mit der Angabe noch einiger Predigten diefes Bandes, welche ihn vor andern angefprochen haben: Am 1. Sonnt. nach d. Erfchein. *Ein religiöfer Sinn ift der gröfste Schatz, welchen Aeltern Kindern gewähren können.* Hier hat ihm der Ausdruck *einen Schatz gewähren* nicht ganz paffend gefchienen. Am 2. Sonnt. n. d. Erfchein. *Unfer Familienleben als eine Erziehungsfchule der Menfchen zu allem Guten.* Am 9. Sonnt. n. Trinit. *Das heilige Gefühl der Schaam in feinen verderblichen Verirrungen.* Am 12. Sonnt. nach Trinit. *Es ift ein Grofses, dafs der Menfch fprechen kann.* Am 13. Sonnt. nach Trinit. *Die Menfchenliebe unferer Zeit.* Am 23. Sonnt. nach Trinit. *Die Erfahrung, wie gefliffentlich man bey böfem Thun fich einen guten Schein zu geben bemüht ift.* Möge es dem verehrten Vf. gefallen, uns recht bald wiederum mit einem Bande feiner Kanzelvorträge zu befchenken. Vielleicht läfst uns die gute Aufnahme, welche diefelben fo allgemein finden, hoffen, dafs er es nicht bey der Herausgabe eines Jahrganges, wie der 1. Band diefer Predigten fie ankündigte, bewenden laffen wird.

Dresden, in Comm. d. Arnold. Buchhandl. u. b. Vf.: *Herzensergüffe in vier Predigten von J. D. Wengler*, Paftor in Keffelsdorf, bisherigem P. in Grofserkmannsdorf. 1824. 64 S. 8.

Der Titel, „Herzensergüffe" liefs Rec. vermuthen, hier Predigten neuefter Art und neueften Stils zu finden. In diefem nicht fehr einladenden Glauben ging er ungern ans Werk. Zueignungsfchrift und Vorwort jedoch, wenn gleich das letzte in etwas gezierter Sprache, flöfsten fchon eine beffere Meinung ein, und die Predigten felbft hat Rec. mit Wohlgefallen gelefen, die erfte am 4. Adv. 1823. in einer benachbarten Gemeinde über die gewöhnliche Perikope Joh. 1, 19—28. handelt den Satz ab: „*was dazu beytrage, dafs Jeder fich gern in feiner wahren Geftalt zeige, und fich für nichts mehr ausgebe, als er wirklich ift.* Der Vf. rechnet dazu 1) ein öfteres Vorhalten folcher Perfonen, die hierin als Mufter und Vorbild gelten; 2) Wahrheitsliebe; 3) Bruderliebe; 4) ein gutes Gewiffen. Aber, nicht zu gedenken, dafs Thema und erfter Haupttheil fehr fchwerfällig ausgedrückt find, möchte der Gegenftand wohl kaum mit dem, was hier darüber gefagt worden, hinlänglich erörtert feyn, wiewohl das Gefagte allerdings zur Sache gehört und auch in der Ausführung gröfstentheils gut gefagt ift. Am meiften hat in diefer Predigt, die übrigens nicht gerade die vorzüglichfte in diefer kleinen Sammlung ift, das gefallen, dafs der Vf. feinen Text, wie es feyn foll, zu benutzen weifs und wirklich benutzt. Es folgt eine Neujahrspredigt gleichfalls über das gewöhnliche Evang. über die Frage: *mit welchen Hoffnungen wir dies neue Jahr be- (an) treten?* Mit der Hoffnung 1) es mit den Unfrigen froh und gefund zu durchwandeln, 2) an Weisheit, Tugend und Gottesfurcht fchönen Zuwachs zu erhalten; 3) viel Segen zu ftiften und viel Segen zu finden. Es ift zwar recht fehr erfreulich, wenn ein Prediger es feiner Gemeinde zutrauen darf, dafs fie folche Hoffnungen, wie die unter 2 u. 3. ausgefprochenen, beym Antritt eines neuen Jahres vorzüglich unterhalte, aber, da fich diefs doch nicht immer, wenigftens nicht bey allen Gemeindegliedern vorausfetzen läfst, fo möchte das Thema wohl zweckmäfsiger lauten mögen: *welche Hoffnungen darf und foll der Chrift beym Antritt eines neuen Jahres in fich aufnehmen*, oder auf ähnliche, die Belehrung, Anleitung, Ermunterung ausdrückende Weife. Die beiden letzten Predigten hat der Vf. beym Abfchiede und beym Anzuge in feiner vormaligen und jetzigen Gemeinde, jene über Apoftelg. 20, 32. diefe über 1. Tim. 4, 12—16. gehalten. In der Regel pflegen folche Predigten zu mifsrathen; hier das Gegentheil. Der Vf. weifs das rechte Maafs fowohl im Rühren und Bewegen der Gemüther bey der Trennung, als im Verfprechen beym Anknüpfen ei-

einer neuen Verbindung zu halten. Grade zu diesen beiden Vorträgen mag auch wohl der oben angegebene allgemeine Titel: „Herzensergüsse" am meisten passen; denn wirklich redet in ihnen das Herz des Vfs. mit, und da nun mit dem Herzen zugleich Einsicht und Talent sich paart, so wird es keinen Freund der vernünftigen Erbauung gereuen, mit Hrn. *W.* und dessen Vorträgen Bekanntschaft gemacht zu haben.

MATHEMATIK.

HALBERSTADT, b. Vogler: *Der Conisector*, ein Instrument, die Kegelschnitte zu verzeichnen, erfunden und beschrieben von *K. A. Märtens*, Superintendent und Oberprediger zu Halberstadt. 1821. 60 S. 8. m. 3 Kupft.

Der Erfinder des genannten Instrumentes, als Schriftsteller im mathematischen Fache hinreichend bekannt, übergiebt dem Publicum durch diese kleine Schrift die Construction desselben, welche eben so sinnreich und einfach ist, als sie zugleich den Erfinder als einen Mann darstellt, der die täglichen Erscheinungen mit dem Auge des Forschers betrachtet. Hr. *M.* erzählt (S. 2—6) die Veranlassung zu dieser Erfindung. Es heisst hier (S. 4): „Der Schirm meiner Studierlampe hat oben eine kreisrunde Oeffnung. Einst fiel mir, da die Lampe an einer Wand stand, die sonderbare Gestalt des Schattens auf, welchen dieser oben geöffnete Schirm auf die Wand warf, und ich fragte bey mir selbst, nach der Natur der Linie, welche von der Schattengrenze bezeichnet wurde. Es leuchtete mir sehr bald ein, da von der Lampenflamme ein Lichtkegel durch die Schirmöffnung aufstieg, welcher durch die nahe Wand geschnitten ward, es müsse der Schatten, je nach der senkrechten oder geneigten Lage der Wand irgend einen Kegelschnitt bilden." Die Hauptidee, auf welche die Einrichtung des Conisectors sich gründet, wird §. 1—3 angegeben und ist kurz gefasst folgende: Man denke sich eine Kreisscheibe, durch deren Mittelpunct gehe ein Staab, welcher mit der Axe dieser Kreisscheibe einen Winkel bilde. Drehet man nun diese Scheibe um ihre Axe, so beschreibt dieser Staab einen Kegel. Ist die Kreisscheibe mit einer zweyten Fläche — Bodenfläche genannt — parallel, so wird das Ende des Stabes des Kegels Grundfläche, und wenn man will, auch die Fläche des mit der Grundfläche parallel gehenden Schnittes, d. h. den Kreis geben. Ist aber die Kreisscheibe mit der Bodenfläche nicht parallel, so erhellet die Möglichkeit leicht, dass der Schnitt eine Parabel, *Ellipse* oder Hyperbel geben muss. In der mechanischen Construction ist, wie sich schon von selbst versteht, auch darauf Rücksicht genommen, dass verschiedene Kegelschnitte selbst auch so gezeichnet werden können, dass sie einen gegebenen Parameter und Axe in sich fassen. Hr. *M.* setzt den halben Winkel an der Spitze des Kegels $= \varphi$; den perpendiculären Abstand der Kreisscheibe von der Bodenfläche — die Scheibenhöhe — $= E$; den Winkel, welchen die Axe der Kreisscheibe mit der Scheibenhöhe macht, $= \eta$. Hr. *M.* beweist §. 16—19, dass wenn der Parameter durch P, die Axe durch A bezeichnet wird, $P = 2\,E.\,tg.\,\varphi$ und $A =$

$$\frac{2E\,(tg\,\eta^2 + 1)\,tg.\,\varphi}{1 - tg\,\eta^2\,.\,tg.\,\varphi^2}$$

Es unterscheidet sich diese Schrift von andern ihrer Art auch noch dadurch, dass durchgängig Alles streng bewiesen und mit hinreichender Klarheit dargestellt ist. Wir empfehlen daher diese Schrift allen technischen Mathematikern, indem in ihren Fächern der Conisector nicht allein eine mannichfache Anwendung finden, sondern auch mit Vortheil angewandt werden dürfte. — Wenn übrigens Hr. *M.* den Conisector noch zu vervollständigen gedenkt, so dürfte zu empfehlen seyn, dass er dabey *De la Hire's Machine pour faire sur le tour toutes sortes de Polygones* (*Histoire d. l. Acad. roy. d. sc. Année* 1719. *Paris* 1721. *4to pag.* 320—325) berücksichtigte. Für Schulen kann der Conisector nur empfohlen werden, wenn er als ein, zu einem vollständigen mathematischen Apparate gehöriges Stück angesehen wird. Bey dem Unterrichte, wo man in unsern Tagen gewöhnlich Biots Methode zu befolgen pflegt, scheinen die Formeln, welche zur Verzeichnung der Kegelschnitte aufgestellt werden, dem Gegenstande angemessener zu seyn. Es ist zwar richtig dass auf diese Art die Kegelschnitte nie so genau, als es durch Hülfe des Conisectors geschieht, gezeichnet werden können; allein der Unterricht soll nicht das Zeichnen der Kegelschnitte, vielmehr die Theorie derselben lehren, und diess ist unabhängig von jenem. Wenn nun Hr. *M.* §. 37. sagt: „Das Instrument gewährt für Schulen den Vortheil, dass es manche Eigenschaften der Kegelschnitte anschaulich macht; z. B. wie der entgegengesetzte Theil der Hyperbel am andern Ende der Axe entsteht," so sind wir der entgegengesetzten Meinung. Es wird diess, wo nicht anschaulicher doch eben so anschaulich gemacht, wenn man den Schüler auf das Nichtparallelseyn der schneidenden Ebene und des Kegels zweyter Seite, auf deren *Convergenz* gegen die Seite des Doppelkegels aufmerksam macht. Eben so einfach kann man diess aus der Gleichung

$$y^2 = px + \frac{px^2}{a} = \frac{px}{a}\,(a + x).$$

wenn man $x > a$ und negativ nimmt, ableiten. Alles was zum Verstehen erforderlich ist, muss dem Schüler aus der Stereometrie bekannt seyn. Uebrigens scheint es durch die Erfahrung bewiesen zu seyn, dass dergleichen Maschine oder andere Modelle, welche bey dem Unterrichte in der Mathematik gebraucht werden, leicht einen Nachtheil für den Schüler herbeyführen, weil es gewöhnlich der Fall ist, dass die Schüler in der durch die Maschine gemachten Zeichnung, oder in dem Modelle das suchen, was nur in der reinen Abstraction liegt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1824.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, in der Hinrichs. Buchh.: *Die Staatswissenschaften* im Lichte unsrer Zeit dargestellt von *Karl Heinrich Ludwig Pölitz* u. s. w. *Dritter* Theil. *Geschichte des Europäischen Staaten-Systems aus dem Standpuncte der Politik.* 1824. XVIII u. 499 S. 8.

So wie der Staat überhaupt ein Werk des menschlichen Willens ist: so wird auch das Verhältniss und der Zusammenhang der Staaten unter einander durch den Willen der Staaten bestimmt und modificirt. Wie nun die Staaten auf eine Verbindung unter einander hingewirkt, was sie dabey für Zwecke und Maximen befolgt, und wie aus diesem Zusammenwirken und Einwirken auf einander ein System der Staaten entstanden, dieses ist unstreitig eine höchst interessante geschichtliche Aufgabe für den Staatsmann, deren Lösung sich unmittelbar an den theoretischen Vortrag der Staatswissenschaften anschliessen muss. Denn wenn die äussere Politik gelehrt hat, welche Zwecke die Staaten durch einander erreichen sollen, und wie sie diese am besten erreichen; so wird der Politiker begierig seyn zu erfahren, wie die Staaten in der Wirklichkeit diese Zwecke zu realisiren gesucht haben, ob sie den Zwecken, welche die Theorie vorschreibt, wirklich gefolgt sind, oder ob sie vielleicht ganz andere im Sinne hatten und mehr ein Verfahren beobachtet haben, was sie von dem Ziele das die Vernunft den Staaten vorschreibt mehr oder weniger abführte, und wie sie sich demselben bald mehr bald weniger wieder näherten. Dieses heisst unstreitig, die Handlungsweise der Staaten gegen einander aus dem Gesichtspuncte der Politik betrachten. Ein solches geschichtliches Werk in diesem dritten Theile seiner Staatswissenschaften zu liefern, war die Absicht des Vfs., und es ist offenbar, dass derselbe sich in sehr fruchtbarem Zusammenhange an die beiden ersten Bände der Staatswissenschaften (s. A. L. Z. 1823. Nr. 132. u. Ergänz. Bl. Nr. 127.), welche die Theorie derselben enthalten, anschliesst. Der Vf. ist schon als Geschichtsschreiber rühmlichst bekannt, und hatte deshalb hinreichenden Beruf ein Werk dieser Art zu unternehmen, dessen Aufgabe allerdings nicht leicht war, da es keinen Vorgänger hat, der in seinem Sinne die Geschichte bearbeitet hätte, ausser etwa *Koch*, und das nicht nur eine vertraute Bekanntschaft mit den Hauptereignissen der Völkergeschichte, sondern auch eine scharfe Urtheilskraft voraussetzt, um nur solche Thatsachen auszuheben und gehörig zu ordnen, welche wirklich auf die Hervorbringung oder die Vernichtung eines Staaten - Systems hingewirkt haben: so dass ihr Einfluss auf diesen Zweck aus der Darstellung klar und deutlich hervorgehet. Die Arbeit des Vfs. macht einen glücklichen Anfang zu einem solchen Werke, und es leidet keinen Zweifel, dass fortgesetztes Nachdenken dasselbe bey wiederholten Auflagen noch immer mehr vervollkommnen werde. Der Plan desselben ist folgender. Die Einleitung (S. 21) entwickelt die Idee einer solchen Geschichte des Staatensystems. Die Geschichte desselben fängt er erst mit der Entdeckung des vierten Welttheils an, wo freylich dieselbe für unsre Zeit erst fruchtbar zu werden anfängt, und sich die Principien der jetzigen Politik für unser Staatensystem entwickeln. Unterdessen würde es nicht uninteressant gewesen seyn, wenn es dem Vf. gefallen hätte, auch die Spuren dieser Idee unter den alten Völkern aufzusuchen, wozu sich insbesondere in der griechischen Geschichte interessante Materialien würden gefunden haben, so wie die römische Herrschaft wieder kein System der Staaten, sondern Vereinigung aller Staaten in oder unter Einen zu beabsichtigen schien. — Das Mittelalter betrachtet er nur als Vorzeit der Entwickelung des Staatensystems. Im Grunde folgen die Staaten unter einander sehr bald den Ideen, welche ihr Inneres regieren, und die Principien, wonach sich die kleineren Gesellschaften und Individuen innerlich vereinen, dienen auch den Staaten zur Analogie bey ihrer Verbindung unter einander. Mit Recht betrachtet daher der Vf. die Entwickelung des Lehnsystems in den Staaten deutschen Urstammes und der Hierarchie, welche beide im Mittelalter Individuen und Gesellschaften zusammen banden, als die merkwürdigsten Erscheinungen jener Vorzeit, da sie auch sehr bald ihren Einfluss auf die Verbindung der Staaten zeigten, und dahin wirkten auch Staatensysteme nach denselben Principien hervorzubringen. Warum die Wirkung beider nicht sehr gross seyn konnte, und wie andere Ereignisse ihnen entgegen traten, ist (S. 29 — 36) sehr gut entwickelt.

Hierauf wird die Geschichte des Staatensystems selbst in zwey Zeiträume getheilt, wovon der erste von

von der Entdeckung von Amerika bis zur französischen Revolution, und der andere von da bis auf unsre Zeit geht. Jeder dieser Zeiträume enthält wieder drey Zeitabschnitte unter sich.

Der erste Abschnitt des ersten Zeitraums geht bis zum Westphälischen Frieden. Die Entdeckung der neuen Seewege nach Ostindien und Amerika war ein Ereigniss das nothwendig eine ganz andere Politik der Staaten gegen ein ander erzeugen musste; die Ursachen, welche dieses bewirkten, so wie der Einfluss der Reformation auf die Veränderung des politischen Staatensystems, die Wirkungen, welche Schweden durch seine Verbindung mit den Protestanten hervorbrachte, und wie durch den Westphälischen Frieden die Interessen der verschiedenen Staaten als eine Folge der vorhergehenden Ereignisse anders geordnet wurden, alles dieses wird (S. 37 bis 138) vortrefflich entwickelt, und bey allen Erzählungen der einzelnen in diesem Abschnitt vorkommenden Begebenheiten ist die Tendenz derselben auf die Veränderung der Verhältnisse der Staaten gegen einander hervorgehoben. Aus demselben Gesichtspunct werden die besondern Geschichten der einzelnen Staaten — von Deutschland, Italien, Spanien, Portugal, Frankreich, den Niederlanden — England u. s. w. betrachtet.

Der *zweyte* Abschnitt geht von dem Westphälischen Frieden bis aufs J. 1740. Wie Preussen sich, da Schwedens Einfluss nachlässt, zum Schutzherrn des protestantischen Interesse erhebt und sich zu einer Hauptmacht emporbildet, wie Frankreich nach dem Principate in Europa strebt; wie die Begierde der einzelnen Regenten ihre Staaten durch äussern Zuwachs zu vergrössern immer mehr wächst, wie Ludwig 14, Peter 1. und andere sich durch Eroberungen, durch Familienverträge u. s. w. zu vergrössern suchen, und alle Fürsten diesem Beyspiele mehr oder weniger folgen, wie der spanische Erbfolgekrieg das Gleichgewicht der Macht in Europa aufhebt, und wie sich das Streben der übrigen Mächte entwickelt, um Frankreichs Dictatur entgegen zu wirken, wie die innere Schwäche von Spanien und Deutschland Ludwigs Plane begünstigen und wie es dennoch England, den Niederlanden und Brandenburg gelingt die Wirkungen jener Pläne zu zerstören, was für günstige und ungünstige Umstände dabey vorfallen, diese Zwecke zu befördern oder zu hindern — die Friedensschlüsse von Nimwegen, Ryswick, Utrecht und Baden: Alles dieses wird erstlich aus der allgemeinen und zweytens aus der speciellen Geschichte der einzelnen in dieser Epoche herrschenden Staaten lehrreich erklärt.

Der dritte Zeitabschnitt dieses ersten Zeitraums erstreckt sich von 1740 bis 1789. Das Jahr 1740 erscheint für viele Europäische Staaten ein Wendepunct, sowohl ihrer innern Cultur als ihrer äusseren Verhältnisse. Insbesondere fängt Deutschland an sich wieder zu erheben. Seine Sprache, seine classische Litteratur, seine Philosophie gewann grosse Fortschritte, und da zum Glück Regenten an die Spitze kamen, welche diesen Anstoss der Cultur begünstigten; so wurde die deutsche Cultur dadurch vorzüglich beschleunigt. Friedrichs des zweyten Einfluss hebt der Vf. hauptsächlich heraus und sich nicht kehrend an die Ansichten einiger neuern frömmelnder Schriftsteller, würdigt er den Einfluss desselben auf die geistige Bildung der Deutschen und die Zerbrechung der Fesseln des Aberglaubens, wie es das Wirken dieses grossen Mannes verdient. Ausserdem steigt Englands Macht in dieser Epoche und bildet sich für die bedeutendste Stelle in der Europäischen Republik, ob es gleich die Nordamerikanischen Colonien verliert. Eine der folgenreichsten Begebenheit in diesen Jahren ist aber Polens Theilung, und Russlands Erweiterung seines sonst schon unermesslichen Ländergebiets. Die Hauptbegebenheiten und einzelnen Ereignisse in den verschiedenen besondern Staaten, welche jene Resultate hervorbringen werden ausführlich erzählt, und dabey sind die Gährungsstoffe, welche die französische Revolution vorbereiteten, und die sich in den Jahren 1787 bis 1789 vorzüglich entwickelten, nicht übergangen. S. 248 beginnt der *zweyte* Zeitraum, in welchem 1) die französische Revolution, 2) die Auflösung des deutschen Reichs, und 3) die neue Formation des letztern durch den Wiener Congress fällt; welche als die wichtigsten Ereignisse, die auf das Europäische Staatensystem gewirkt haben, auch zur Untereintheilung dieser Periode in drey Abschnitte dienen. Durch die französische Revolution fiel das Lehnssystem in einem Reiche von 25 Millionen Menschen, welches seit der Völkerwanderung die Grundlage des ganzen bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens bey allen Völkern deutscher Abkunft gebildet hatte; so wie das System der Hierarchie, die Unterlage des religiösen und kirchlichen Lebens seit dem 11ten Jahrhundert bis auf die Zeit der Reformation ausmachte. So wie nun die Hierarchie durch die Reformation erschüttert und auf immer gestürzt wurde; so ward das Gebäude des Feudalismus durch die französische Revolution zerbrochen, und es musste ein anderer Grund des Staatsvertrages ausfindig gemacht werden, welcher kein anderer als eine *Verfassung seyn konnte.*

Aus der Geschichte stellt nun der Vf. in diesem Abschnitte die Begebenheiten mit vieler Umsicht dar, welche auf die Hervorbringung der Resultate die unsre Zeit geboren hat, hinwirkten, und wie sie zur Hervorbringung eines neuen Staatensystems beytrugen. Ausführlich wird die französische Revolution beschrieben, wie sie mit Vernichtung des Feudalsystems anfing und was für Reactionen daraus folgten, wie sich die Revolutions-Ideen andern Staaten mittheilten, und mit welchen Bemühungen die europäischen Mächte sie zu dämpfen suchten, die Kriege der coalisirten Mächte gegen Frankreich, das Gelingen Frankreichs, Deutschland zu zerreissen, und dessen Verfassung aufzulösen. Wie wenig anfangs Russland gethan, um die Fortschritte der Revolution aufzuhalten; mit welcher Anstrengung England sich

seit

seit 1793 der Ausdehnung der Herrschsucht Frankreichs entgegensetzt, und wie es die völlige Oberherrschaft zur See behauptet, welchen Einfluss Bonaparte auf die Revolution gewinnt, und wie sie sich endlich so gestaltet, dass das revolutionirte Frankreich in dem Staatensystem eine Stelle ruhig einnehmen kann; welchen Einfluss die durch die Revolution verbreiteten politischen Ideen auch in andern Staaten gewinnen, und wie alles vereint zu Einführung constitutioneller Einrichtungen hinarbeitet: Alles dieses gehet aus den hier dargestellten und zusammen geordneten Begebenheiten hervor.

Die Anordnung ist, wie in den vorigen Abschnitten nämlich: *A.* Eine allgemeine Uebersicht dieser Zeit; *B.* die Hauptbegebenheiten in derselben, wozu gerechnet wird: 1) die französische Revolution bis zum Kriege im Jahre 1792; 2) die gleichzeitigen Europäischen Zwiste, welche insonderheit die Aufmerksamkeit von dem was in Frankreich vorging, abzogen, oder sie bey weitem in ihrem Anfange nicht so beachten liessen, als es nöthig gewesen wäre, wenn sie hätten unterdrückt werden sollen. Oesterreich und Russland waren mit der Pforte; Schweden mit Russland beschäftigt. Die Pillnitzer Convention war ohne gehörige Kraft, und die europäischen Hauptmächte überhaupt nicht einverstanden über die zu ergreifenden Maassregeln; 3) Stellung der Europäischen Mächte gegen Frankreich; 4) der Revolutionskampf von 1792 — 1795. Der Krieg von Seiten der Alliirten erreicht sein Ziel nicht und die Verbindung zwischen Oesterreich und Preussen erkaltet, so dass selbst der wüthendste Bürgerkrieg in Frankreich, des letztern glückliche Erfolge nicht hindert. — Der Baseler Friede, welcher ganz zu Frankreichs Vortheil ausfiel. 5) die zweyte und dritte Theilung Polens 1793 und 1797. 6) Revolutionskampf von 1795 - 1797 — Einwilligung Oesterreichs in die Abtretung des linken Rheinufers. — Siege Englands zur See; 7) die politischen Ereignisse vom Frieden von Campo Formio bis zur Erneuerung des Krieges 1797 — 1799. — Congress von Rastadt, Republicanisirungen in Italien. — Zerstörung der alten Verfassung in der Schweiz. — Eroberung von Aegypten durch Bonaparte. — Sieg der Engländer bey Abukir und Folgen davon. 8) Vom Kriege im J. 1799 bis zum Frieden von Amiens 1802, die deutschen Interessen spalteten sich, indem das südliche den Krieg, das nördliche die Neutralität wollte. — Oesterreich und Russland treten gegen Frankreich auf; die Uneinigkeit der Heerführer und die verschiedenen Ansichten der Höfe selbst spaltet das Interesse und lähmt den Eifer. Und so bleiben die Franzosen im Vortheile. — Der achtzehnte Brümaire, und Folge der verschiedenen Verfassungen in Frankreich. — 9) Die Friedensschlüsse von Lüneville und Amiens nebst den Friedensschlüssen mit andern Mächten fielen ganz zu Frankreichs Vortheil aus. Sogar einen Friedensschluss mit England brachte Frankreich 1802 zu Stande: 10) die wichtigen politischen Ereignisse von 1802 — 1805. In diesen Perioden fällt das Entschädigungsgeschäft für die deutschen Fürsten, welche durch den letzten Frieden verloren hatten, worüber sich aber im J. 1805 wieder ein neuer Krieg mit Frankreich entspann, dessen Chef im J. 1804 den Kaisertitel angenommen hätte, nachdem er schon längst das Obergewicht unter den Mächten des Continents gewonnen, und diese fast zwang sich nach seinem Willen zu fügen. Der Krieg mit Oesterreich 1805 vergrösserte nun sein Ansehen, und die völlige Auflösung des deutschen Reichs war die natürliche Folge der bisherigen Ereignisse.

Der zweyte und dritte Zeitabschnitt dieses Zeitraums verfolgen die Begebenheiten in derselben Ordnung. Noch nie hat die Politik so bestimmt und deutlich ihre Verpflichtung zur Moral und Rechtsbeobachtung ausgesprochen; als in dem heiligen Bunde 1815 und in dem Congresse zu Aachen 1818, welche Erklärungen daher auch S. 441 u. 442 als höchst merkwürdig für die Geschichte der Politik angeführt werden. In jenem erklärten zuerst drey der mächtigsten Monarchen, dass so wohl in ihrer innern als äusseren Politik sie nichts als die wahre Christus-Religion, Liebe zum Frieden und zur Gerechtigkeit gegen alle leiten solle, und alle europäische Monarchen traten dieser Erklärung bey, wenn gleich einige sie nicht formell als Vertrag unterzeichneten. Auch konnte in der That die Unterzeichnung sie nicht mehr binden, als die innere Ueberzeugung von der Wahrhaftigkeit dieser Pflicht. Auf dem Congresse zu Aachen, wo auch Frankreich unter die Hauptmächte aufgenommen wurde, erklärten alle fünf Mächte durch ihre Minister an alle übrigen europäischen Mächte feyerlich, dass die verbündeten Souveraine sich nie, weder in ihren Verhältnissen zu sich noch zu andern Staaten von der genauesten Befolgung der Grundsätze des Völkerrechts entfernen würden. Solche Erklärungen sind immer etwas und zeugen von der Macht der moralischen und religiösen Begriffe, welche sie in unserem Zeitalter gewonnen haben. Eine solche Erklärung ist um so wichtiger, da sich darin die Einheit in der Anerkennung der Pflicht- und Rechtsprincipien ausspricht. — Das Vertrauen zu demselben wird noch mehr verstärkt werden, wenn sich die heilige Beobachtung der Vorsätze, eine längere Zeit bewährt und mehrere Reitze sie zu brechen, überwunden hat. Dann wird auch das gegenseitige Vertrauen der Souveraine unter einander und der Völker gegen sie, so gross werden, dass die Völker unbedenklich von den grossen Anstalten zum Kriege ablassen, welche allerdings mit so trefflichen Vorsätzen etwas seltsam contrastiren und wovon man nicht begreifen kann, warum sie bey ernstlichen Vorsätzen den Frieden durchaus nicht zu brechen fortdauern, da alle Staaten der Verminderung der Lasten so sehr bedürfen; dann wird auch der Verdacht geheimer Artikel, den jetzt die alten Politiker noch immer nicht ablegen wollen, als ganz ungegründet erscheinen. Die Constituti-

ſtitutionen als Wirkung der neuen politiſchen Ideen, ſind S. 443 nachgewieſen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Nürnberg, in Comm. b. Schrag: *Die Nürnbergiſchen Künſtler, geſchildert nach ihrem Leben und ihren Werken.* Herausgegeben von dem *Vereine nürnbergiſcher Künſtler und Kunſtfreunde. Erſtes* Heft 1822. *Zweytes* Heft. 1823. Jenes enthält 51 S. Text, zwey Kupfertafeln und eine Vignette, dieſes 104 S. Text, zwey Bildniſſe und zwey Kupferbeylagen. 4.

Durch Biographien ſchweizeriſcher Künſtler, welche die in Zürich beſtehende Künſtlergeſellſchaft ſeit einer Reihe von Jahren herausgiebt, findet ſich der nürnbergiſche Verein von Künſtlern und Kunſtfreunden bewogen etwas ähnliches zu unternehmen, und will daher in dieſem Werk, welches Heftweiſe in einer nicht an feſte Zeittermine gebundenen Folge erſcheinen ſoll, abwechſelnd Biographien früherer und ſpäterer nürnbergiſcher Künſtler mittheilen.

Dieſes Vorhaben nun iſt allerdings löblich und Vortheile verſprechend ſowohl für das Studium der Kunſt wie für ihre Geſchichte, denn die treffliche Stadt Nürnberg hat vor andern in Deutſchland ehrenwerthe Meiſter in jedem Fach hervorgebracht. Möge demnach das begonnene Werk gedeihlichen Fortgang haben!

In dem *erſten* Hefte findet ſich die Lebensbeſchreibung, des wackern Bildhauers *Adam Kraft*, das Verzeichniſs ſeiner Arbeiten und deren Würdigung. Kraft war thätig zu Nürnberg gegen das Ende des XV. Jahrhunderts und ſoll 1507 oder 1508 zu Schwabach im Hoſpital geſtorben ſeyn. Gegen das Ganze iſt überhaupt nichts einzuwenden, die Kupfertafeln ſind ſauber gearbeitet und enthalten Nachbildungen von drey verſchiedenen Werken des alten Künſtlers.

Das *zweyte* Heft unterrichtet die Leſer über Herkunft und Lebensereigniſſe der Brüder — *Karl Guttenberg* und *Heinrich Guttenberg*, Kupferſtecher; jener im J. 1743, dieſer 1749 geboren, beide bildeten ſich in ihrer Kunſt zu Paris aus, und ihre beſſern Arbeiten haben allerdings viele Verdienſte; einige ſind ſogar vorzüglich zu nennen. *Karl* Guttenberg ſtarb zu Paris 1792 im Spätjahr. Heinrich unternahm 1791 eine Reiſe nach Italien, kam 1793 nach Nürnberg zurück, ging ſodann 1803 abermals nach Paris und kehrte 1816 wieder nach Hauſe, wo er den 16. Jan. 1818 geſtorben iſt. — Die Herausgeber fügten den Lebensbeſchreibungen noch ein ausführliches Verzeichniſs aller, auch ſelbſt der unbedeutenden von beiden Brüdern geſtochenen Blätter bey, wo bey jedem Blatt die Gröſse und der Inhalt umſtändlich angegeben ſind. 87 Blätter von Karl Guttenberg und 180 von Heinrich, welches einigen wenigen Sammlern ganzer Werke der Kupferſtecher angenehm ſeyn kann, übrigens aber das Heft unnöthig anſchwellt. Die Bildniſſe der beiden Brüder, zierlich von Fleiſchmann und Reindel geſtochen, ſind ſchätzbar und behaupten entſchieden den Vorzug vor dem dritten und vierten Blatt dieſes Hefts, welche zwar von Heinrich Guttenbergs eigner Hand herrühren, jedoch nicht als gute Arbeiten von ihm können betrachtet werden. Eines derſelben ſtellt den ſogenannten Janusbogen zu Rom, das andere eine Pariſer Revolutionsſcene dar.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hirschberg, b. Krahn: *Die Ruinen des Kynaſts*, dargeſtellt von *Schmidt.* 1824. VIII und 63 S. 12. mit 2 Kupfern.

Keine der ſchleſiſchen Burgruinen wird in den Sommermonaten ſo häufig beſucht, als die des Kynaſts. Polen und Preuſsen, Brandenburger und Sachſen, weilen hier der Geſundheit oder des Vergnügens wegen in den Bädern Warmbrunns, beſteigen Einmal wenigſtens den 1812 P. F. hohen, von Granitblöcken aufgethürmten und mit Nadelholz bewaldeten Berg, welcher die Trümmern jener Veſte trägt, und ergetzen ſich an der reichen genuſsvollen Ausſicht in die umliegende Gegend. Da aber ein unter dem ſcherzhaften Titel: Commendant, im Sommer oben weilender Weber, Reiſende in den Ruinen herumführt und mit imponirendem Betragen alle abfertigt, die ſeine Erzählungen etwa bezweifeln, ſo hat der Vf. durch dieſe kleine Schrift ſich den Dank des Publikums erworben. Sie enthält nach kurzer Einleitung zuvörderſt die Geſchichte und Beſchreibung der Burg ſeit ihrer Erbauung bis zum Brande 1675, begleitet durch eine gut gezeichnete Abbildung. Eine andere ſtellt ſie dar in heutiger Geſtalt, und nächſt derſelben folgt eine Ueberſicht aller Gegenſtände, welche von ihren Zinnen herab ſich meilenweit dem bewaffneten und unbewaffneten Auge darſtellen. — Nun folgen die Sagen: Kunigunde, oder der Ritt um die Mauer, zwey Gedichte von verſchiedenen Verfaſſern. Der Sprung vom Kynaſt, Erzählung in Proſa. Der Gefangne im Thurm, oder das eiſerne Gitter, Gedicht. Der Wolf und das Lamm, in Proſa. Druck und Papier machen dem Verleger Ehre.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1824.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Duncker und Humblot: *Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleisses in Preussen.* 1823. *Zweyten* Jahrgangs *dritte* bis *sechste* Lieferung. 4. m. Kpf. (3 Thlr.)

(Vgl. A. L. Z. 1824. Nr. 28.)

Wenn es auch Rec. hat scheinen wollen, als ständen diese Lieferungen den vorangegangenen an allgemeinem Interesse und Gemeinnützigkeit nach, so findet sich doch auch in diesen Manches, was der allgemeinen Beachtung werth ist. In der *ersten* derselben ist der Auffatz des Hrn. ORR. *Kunth: Einiges zur Geschichte des Seidenbaues und Seidenhandels, besonders zur ältern*, für die meisten Leser das Anziehendste, und Rec. kann sich's nicht versagen, einen kurzen Auszug davon mitzutheilen. China, und zwar der nördliche Theil desselben, das Land Serica der Alten, wird als das wahrscheinliche Vaterland der Seide angenommen, und demselben das Verdienst ihrer frühesten Kultur und Verarbeitung zugeschrieben. Von Serica hat die Seide bey den Griechen und Römern den Namen. Er bedeutet in der tibetischen Sprache Gold, in der griechischen die Seidenraupe; und goldfarbig ist das Gespinnst, worin eine Art oder Abart des Insekts sich ihr Grab bereitet. Vielleicht stammen auch unsre *Seide*, das franz. *soie*, das ital. *seta* und das engl. *silk* davon ab. China war schon im Anfang unserer Zeitrechnung mit Maulbeerbäumen bedeckt, noch im vorigen Jahrhundert bezeichnete eine Inschrift im kaiserlichen Pallaste zu Peking den Ort, wo ehemals die Kaiserinnen sich mit dem Seidenbau beschäftigten, und Duhalde sagt: China scheint an Seide unerschöpflich zu seyn, denn es versorgt mehrere Nationen Asiens und Europa's damit, und der Kaiser, alle Grosen, ja alle Chinesen, die sich einiges Wohlstandes erfreuen, sind in seidenen Atlas oder Damast gekleidet. Derselbe Schriftsteller bewundert die Einfachheit der Instrumente, mit welchen die Chinesen die vortrefflichsten Zeuche verfertigen. Ihre Mühlen bestehen aus 2 oder 3 schlechten Haspeln von Bambus mit einem Rade. Serische Kaufleute durchzogen fast die ganze Breite Asiens und brachten verarbeitete Seide auf die Messen zu Nisibis in alten Mesopotamien (jetzt ein Dorf Ives) und von da wurde sie durch Phönicier oder persische Kaufleute den Osteuropäern zugeführt. Auch in Persien (Medien und Babylonien) gehen Seidenbau und Fabrikation in hohes Alterthum hinauf, doch fehlt es jetzt noch an zuverläsigen Nachrichten über die Gewinnung und Verarbeitung der sehr verschiedenen Seidenarten im innern Asien und in China. Nicht alle Seide, die Asien erzeugt und benutzt, ist das Product der Seidenraupe, wenigstens ist sie gröber und härter, wenn das Insect sich selbst überlassen bleibt, feiner und zarter, wenn der Fleiss der Menschen zu Hülfe kommt. Andre Phalänenarten verfertigen ebenfalls in Asien (und Europa) ein Gespinnst, dass als Webestoff dienen kann, und dort dient. Man unterscheidet in China den wilden und gepflegt Maulbeerbaum. Auf jenen setzt man die in den Häusern ausgebrüteten Seidenwürmer blos aus, und sie ernähren sich hier, ohne weitere Wartung, als dass man die Vögel, Schlangen und andere Feinde der Würmer verscheucht. Das Gespinnst wird zu weniger zarten Zeuchen verwebt und zu musikalisch Saiten angewendet. — Der Name Bombyx, Seidenraupe und Seide, ist griechischen Ursprungs, von Bombos, Geräusch, Geschwirr, wie es der Schmetterling hören läst. Die Griechen kennen zweyerley Bombyx, den koischen, das Gespinnst der Raupe einer kleinen Art haariger Schmetterlinge, welches auf der Insel Kos gewonnen und verarbeitet wurde und den syrischen, assyrischen, überhaupt asiatischen — die eigentliche Seide. — Durch alte Handelsverbindungen mit Phönicien können seidne Zeuche möglicherweise sehr früh bey den *Juden* bekannt geworden seyn, welches einige Stellen in Ezechiel zu beweisen scheinen, doch sprechen Manche den Hebräerinnen, selbst in der blühendsten Zeit des Staats, den Gebrauch der wirklichen Seide völlig ab. — Die ältern *Griechen* und *Römer*, jene ohne Zweifel schon seit Alexanders Kriegszügen, kannten ebenfalls nur die Zeuche (wahrscheinlich nur halbseiden) nicht die Seide selbst. Unter halbseidenen Gezelten, sagt Joh. Müller, schwelgte (v. Chr. 189.) Antiochus von Syrien. Gegen diese halbseidene Zeuche ward unter Tiber (n. Chr. 17.) verordnet: kein seidenes Zeuch soll fortan römische Männer entehren. Auch unter Marcus Aeurelius (J. 173.) wurden seidene Kleider nur von Frauen des höchsten Ranges getragen. Ganz seidene trug zuerst der syrische Wollüstling Heliogabal (J. 218.), aber Aurelian (J. 270.) verweigerte seiner Gemahlin Servina, ein seidenes Kleid von Purpurfarbe.

Fern sey es, sagte er, Gespinnste mit Gold aufzuwiegen. Damals noch ward ein Pfund verarbeiteter Seide einem Pfunde Goldes gleich geschätzt. — Im oströmischen Reiche ward unter Justinian I. (J. 527 bis 565.) der Seidenhandel ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit der Regierung. Durch den Einfluss der übelberichtigten Theodora, des Kaisers Gemahlin, erlangte Petrus Bersanes, ein Wechsler, nachmals Oberhaupt der Leibwache, das Monopol der Seide, welche noch auf dem alten Wege durch Persien kam, und nur für ihn verarbeitet werden durfte. Er soll eine Elle seidener Zeuche in gewöhnlichen Farben für mehr als 12 Thlr., purpurfarbige für mehr als 50 Thlr. verkauft haben. Wahrscheinlich theilte er den Gewinn mit dem Fiskus. Justinian missgönnte den Persern den Handel mit Seide und seidenen Waaren. Daher lud er die Könige von Aethiopien und Abyssinien durch eine besondere Gesandschaft ein, diesen Handel sich zuzueignen, indem sie die Seide unmittelbar aus Indien zögen, und sie auf dem Nil nach Alexandrien gehen liessen; diess würde ihnen grossen Vortheil bringen, und als christliche Fürsten dürften sie nicht gestatten, dass des Kaisers abgöttische Feinde sich länger auf Kosten seiner Unterthanen bereicherten. Diese Auffoderung hatte keinen Erfolg, aber ein günstiger Zufall erfüllte seine Wünsche. Zwey christliche Mönche aus Persien oder Indien erschienen zu Konstantinopel, welche auf ihren Missionsreisen in China die Kunst des Seidenbaus erlernt hatten und sie dem Kaiser anboten, der sie sogleich durch reichliche Geschenke und noch grössere Versprechungen zu einer zweyten Reise bewog, von welcher sie im J. 552. zurück kehrten, und in ihren ausgehöhlten Wanderstäben den Saamen der Seidenraupe glücklich nach Konstantinopel brachten. Es wird erzählt, man habe die Eyer im Frühjahre durch Wärme (in Mist) beleben lassen, und die Würmer mit den Blättern des Maulbeerbaums ernährt, welcher schon früher, nach Plinius, Virgil und Ovid, bekannt war. Nun verbreitete sich die Kunst der Kultur und Verarbeitung der Seide schnell im oströmischen Reiche, und schon unter Justinians Nachfolger, Justin II. erkannten Gesandten aus Sogdiana, wenn schon vielleicht mit einiger Schmeicheley, dass die Römer in beiden den Chinesen nicht nachständen. Im Jahr 1095 liess der griechische Kaiser Alexius I. vor einer Schlacht mit den Scythen (Russen) den Unbewaffneten seines Heeres Rüstungen austheilen, und da die eisernen nicht zureichten, so liess er das Fehlende durch seidene Helme und Harnische von eisenfarbigem Ansehen ersetzen. Jetzt sollen in und um Adrianopel allein 300 Seidenmühlen im Gange seyn.

Protugal und *Spanien* verdanken auch die Seidenkultur und Fabrication den Arabern, die schon vor Karl den Gr. (J. 768.) die Lehrer der Franken in der Weberey waren und den vornehmsten Seidenhandel auf der Messe zu Bagdad trieben. — *Italien* empfing die Seidenweberey aus Griechenland erst im Jahr 1146, zu welcher Zeit Roger I., König von Sicilien und Neapel viele Inseln und Städte Griechenlands eroberte, und unter den vielen nach Sicilien geführten Gefangenen die Seidenarbeiter mit vorzüglicher Achtung behandelte. Der Hauptsitz eines grossen Seidengewerbes war Palermo. In *Oberitalien*, namentlich in der Lombardey, wurden erst im 16ten Jahrh. Maulbeerbäume gepflanzt. Besonders beförderte Emanuel Philibert, Herzog vom Savoyen und Piemont, um das Jahr 1550 nebst dem Oelbau die Seidengewinnung und Verarbeitung, und jetzt liefern fast alle Länder Italiens Seidenstoff in grossen Massen. — Nach *England* kam chinesische Seide zuerst unter Heinrich II. im J. 1180. Gekannt und beliebt waren seidene Zeuche der morgenländischen, später der italienischen Fabriken im Mittelalter auch im übrigen Europa. Selbst Karl der Gr., so einfach er sonst in seiner Kleidung war, trug über seinem linnenen Wams und Unterkleid eine seidene Leibbinde. Die Prachtmäntel, so wie die kurzen Waffenröcke, welche die Ritter über der Rüstung anzogen, bestanden aus Gold und Silberstoff, Sammet und Seide. Heinrich III. von England liess bey der Vermählung seiner Tochter mit dem Könige von Schottland (J. 1251) tausend engl. Ritter in Seide gekleidet erscheinen. Karl VI. von Frankreich (J. 1422) trug einen Waffenrock von schwarzen Sammet und einen scharlachrothen Hut in der grösten Sonnehitze, welcher Gewohnheit man den Ursprung seines Wahnsinnes hat zuschreiben wollen. Sein Nachfolger Karl VII. trug einen Filzhut, den ältesten, von dem man Nachricht hat, mit Sammet gefüttert bey seinem Einzug in Rouen (J. 1449). In den Aufwandsgesetzen für den deutschen Adel (1485) wurde den Frauen verboten, mehr als vier mit Perlen und Edelsteinen besetzte Kleider zu zeigen, und ganze Kleider von Goldstoff zu tragen. Dagegen nahm Kaiser Karl V. seinen kleinen, mit Sammet überzogenen Hut bey einer Musterung der Armee (1547) ab, damit er vom Regen nicht nass würde. In *Frankreich* entstanden oder hoben sich Seidenbau und Fabrikation, trotz Sully's Widersprüchen, erst unter Heinrich IV. Unter Ludwig XIV. wurde die Seidenkultur, namentlich durch Colbert sehr vermehrt und verbessert.

Nun giebt der Vf. Bruchstücke über die jährliche Erzeugung der Seide in Asien und Europa. — Für *Persien* berechnete vor mehr als 100 Jahren Chardin beynahe 6 Millionen Pfund. Jetzt soll man das Zehnfache annehmen müssen. — *Portugal* besitzt Maulbeerbäume in Menge, gewinnt aber wenig Seide. — Von *Spanien* giebt Poppe 2 Millionen Pfund an, wovon nur ein Viertel im Lande verarbeitet, das Uebrige aber ausgeführt werden soll. — Könnten die statistischen Berichte Glauben verdienen, welche sich Napoleon von seinen Ministern erstatten liess, so hatte Frankreich im J. 1812 für 70 Millionen Franken Seide erzeugt. Diess gäbe, das Pfund im Durchschnitt zu 24 Franken gerechnet, beynahe 3 Millionen Pfunde. Doch war da Savoyen und Sicilien mit zu Frankreich gerechnet. Nach

Poppe

Poppe führt Frankreich jährlich gegen 10,000 Centnen Seide aus andern Ländern ein. In Italien soll *Sicilien* allein gegen 950,000 Pfund Seide gewinnen, eine Angabe, die unstreitig übertrieben ist. Ungefähr 1 Million Pfund soll das Königreich *Neapel* hervorbringen. Zu 6 bis 700,000 Pf. wird die Ausfuhr der Herzogthümer *Parma* und *Piacenza*, und zu 200,000 Pf. der Gewinn der Graffschaft *Nizza* geschätzt. In *Preussen* wurden selbst in einem der glücklichsten Jahre höchstens 13,000 Pf. reiner Seide, die jedoch nicht schlechter als die lombardische war, und für besser, feiner und fester, als die aus heissen Ländern gehalten wurde, gewonnen. Die Einfuhr an roher Seide zur Verarbeitung betrug im Durchschnitt von 3 Jahren auf ein Jahr 598,656 Pf., die Wiederausfuhr etwas über 30,000 Pf. In den letzten Jahren wurde mehr verarbeitet, als in den vorigen. An vollendeten Fabrikaten wurden in den letzten Jahren im Durchschnitt jährlich 207,065 Pf. und von diesen zum innern Verbrauch 49,903 Pf. eingeführt. Zum Schlusse bekennt der Vf., dass die Ausgabe des Landes für rohe Seide und Seidenwaaren sich jährlich auf mehr als 3 Millionen Thaler belaufe, und ruft nach seinen schon früher in diesen Verhandlungen geäusserten Grundsätzen aus: und doch sind wir nicht verarmt! Dennoch kann man immer der Nation Glück wünschen, welche ihr baares Vermögen so wenig als möglich dem Auslande Preis giebt.

Die *zweyte* Abh. ist von Hrn. Wagenmann; *über die allgemeinen Erscheinungen des Verbrennens*, in besonderer Beziehung auf Heitzung und Erleuchtung betrachtet, an welche sich die *dritte* von Hn. Weber reihet: *über die Verbesserung der Stubenöfen* und die neuesten Sparöfen des Hrn. Feilner zu Berlin, welche sich durch Deutlichkeit und geschichtliche Notizen empfiehlt und die 5 aufgestellten Fragen so gut beantwortet, als es der beschränkte Raum erlaubte und die Absicht des Vf. erfoderte. Die beygefügte Kupfertafel giebt eine deutliche Ansicht des empfohlnen Ofens.

Der in der *vierten* Liefr. enthaltenen Abh. des Hrn. Prof. *Völker: über eine einfache Methode, Essig* und andere im Handel vorkommende saure Flüssigkeiten auf ihren quantitativen Gehalt an Säure *zu prüfen*, ist ein Gutachten des Hrn. OMR. *Hermbstädts* beygefügt, welches sagt: diese Methode den Säuregehalt der Essige durch *Kalkwasser* zu bestimmen, würde sicherer, als irgend ein anderes Mittel, zu gleichem Behuf seyn, sobald man überzeugt ist, dass die Säure des Essigs auch wirklich in Essigsäure besteht, dass dieselbe nicht durch Schwefel, Salbeter- oder Salzsäure auf eine betrügerische Weise geschärft worden ist. Jene Prüfungsart setzt aber stets Sachkenntnis und Uebung voraus, und wird schwerlich weder bey denjenigen, welche Essig kaufen, um ihn zum technischen Gebrauch zu benutzen, noch bey denjenigen, welche ihn als diätetisches Mittel in der Haushaltung anwenden wollen, vorausgesetzt werden können.

Ueber die von demselben Vf. herrührende Beschreibung einer *Vorrichtung*, durch welche bey der *Branntweindestillation das zweckwidrige Entweichen von geistigen Dünsten* und die Erzeugung des Grünspans in dem Destillirapparate *verhütet* werden kann, schliesst der angehängte Bericht mit den Worten: es dürfte Hrn. P. *Völkers* vorgeschlagener Apparat nur für schlecht construirte Brenngeräthschaften nutzbar seyn.

Unter den Mittheilungen fremder Entdeckungen wird gewiss jeder Leser durch den Aufsatz: über die *Benutzung der Kräfte der Gefangenen in den Strafanstalten und Zuchthäusern*, die Beschreibung der in England eingeführten *Trittmühle* enthaltend, befriedigt werden; aber auch dem Hrn. *Behrnauer* beystimmen, welcher in dem hinzugefügten Urtheile auf das Kostspielige der Errichtung einer solchen Mühle aufmerksam macht, und mit Recht behauptet: bey allen Beschäftigungen und Strafarbeiten der Züchtlinge komme es vorzüglich auf moralische Besserung an, ein pekuniärer Gewinn bey ihren Arbeiten bleibe Nebensache.

In der *fünften* Lief. wird man durch die Ueberschrift der Abh. des Hrn. *Niederstetter: über den Handel zwischen Europa und China*, mit besonderer Rücksicht auf den Absatz europäischer Wollenwaaren, nebst einem historischen Abriss des Handelsverkehrs zwischen Russland und China, überrascht und namentlich zu der Frage veranlasst: wie diese Abhandlung hieher komme? Aber das — aus zuverlässigen Quellen Gegebene befriedigt und gleich der Anfang der Abh. giebt die Absicht des Vfs. an. Er sagt: China steht mit Europa nur auf zwey Puncten in Handelsverbindung. Südlich und seewärts über Canton, nördlich und landwärts über Kiächta, also auf zwey Puncten, welche 27 Breitengrade (über 400 Meilen) von einander entfernt sind. In Canton wird der Handel fast ausschliesslich von der britisch-ostindischen Compagnie und den Nordamerikanern betrieben; der Antheil, den die Portugiesen über Macao und demnächst die Niederländer, Schweden und Dänen hin und wieder daran nehmen, ist von geringer Bedeutung. Hauptgegenstand der Einfuhren sind britische Wollenwaaren, wozu die ostindische Compagnie, zufolge ihres Freybriefs, verpflichtet ist. *Preussen* ist bey diesem Handel bis jetzt, auch selbst mittelbar, unberührt geblieben; dagegen aber bey dem Handelszuge über Kiächta in sofern wesentlich interessirt, als es, bis zur Erscheinung des russischen Zollgesetzes, vom 12ten März 1822, den russischen Kaufleuten erster Gilde erlaubt war, preussische grobe wollene Tücher für jenen Markt zu beziehen, wo sie eins der bedeutendsten und gewinnreichsten Tauschmittel ausmachten. Da nun die russische Regierung ihren Unterthanen die Beziehung dieser Tücher aus den diesseitigen Provinzen nicht mehr gestattet, so wird die Frage, ob den preussischen Wollenwaaren seewärts über Canton ein vortheilhafter Absatz zu verschaffen seyn möchte? von besonderer practischer Wichtigkeit.

keit. Ob nun gleich der Vf. selbst zugiebt, dass darüber jetzt keine Gewissheit gegeben werden könne, und dass die preussischen Fabrikate, trotz ihrer grösseren Wohlfeilheit, wenn man sie mit den britischen zusammenstellt, wegen des kostspieligen Landtransports auf der 1500 Meilen langen Landstrecke, und der eigenthümlichen Zollverfassung von China, noch in keine Concurrenz hätten treten können; — so behauptet er doch die Möglichkeit der Anknüpfung der Handelsverbindung, durch die Amerikaner als Zwischenhändler, räth den preussischen Fabrikanten zu grösserer Bereitwilligkeit und Gewandheit, sich in fremde Muster und Anfoderungen wegen Beschaffenheit der Tücher, zu finden, wobey er ihnen die Engländer zum Beyspiele aufstellt und ermuntert, stets rüstig und wach zu bleiben und eine neue Bahn zu brechen, wenn die alten Wege verfallen, da es im Handel nichts Bleibendes giebt. Wenn nun diese Winke vorzüglich beachtungswerth sind, so enthält auch der Aufsatz noch ausserdem mehrere interessande Notizen.

Die in dieser Lief. fortgesetzte Mittheilung über *das Entfärben vegetabilischer Substanzen durch die Kohle* muss Rec. den Sachverständigen zu lesen überlassen. Die zweyte Mittheilung: *über die Flachsbereitung ohne Röste* beweist, dass es vortheilhafter sey, den Röstprocess beyzubehalten, denn 1) Garn aus ungeröstetem Flachs falle im Ganzen gröber, härter, glanzloser aus, als das aus geröstetem und nur dann finde hinsichtlich der Feinheit eine Ausnahme Statt, wenn man den ungerösteten Flachs mit grossem Aufwande zweymal mit Seife und Lauge behandelt habe; 2) halte sich solches Garn beym Weben viel schlechter; 3) das Bleichen der Fabrikate aus geröstetem Flachse erfodere weniger Zeit und Materialien, (so muss der Satz heissen, welcher in der Abh. gerade umgekehrt ausgedrückt ist) als das der Fabrikate aus geröstetem Flachse; 4) gewinne man aus ungeröstetem Flachse nicht mehr gebleichte Faser, als aus geröstetem; 5) die Festigkeit des Garnes aus ungeröstetem Flachse sey weder vor, noch nach der Bleiche grösser, als die des Garnes aus geröstetem, und 6) die Bearbeitung des gerösteten Flachses erfodere bedeutend weniger Zeit und Kosten, als die des ungerösteten. — Eine dritte Mittheilung, *über die vereinigte Wirkung der Wärme und des Drucks auf gewisse Flüssigkeiten*, wird gewiss von denjenigen, welche sich mit der Anwendung von Dampfmaschinen beschäftigen, in unserer Zeit nicht unberücksichtigt bleiben.

Die *sechste* Lief. enthält ein nur bedingt beyfälliges Gutachten über den von Hrn. *Lortzing* verfertigten *Carmin*. Unter den Mittheilungen fremder Entdeckungen ist lesenswerth, was über die Bereitung und Veredlung des Weins gesagt wird, interessant, was über die Taucherglocke in Port-Patrik, ihre Beschaffenheit und die Wirkung auf diejenigen, welche sich ihrer eine Stunde lang bedienten, erzählt ist, und beachtungswerth, was über die Anwendung der Kartoffeln zur Verhütung der Erzeugung des Pfannensteins in den Kesseln der Dampfmaschinen durch wiederholte Versuche als bestätigt angeführt wird. Die Kartoffeln lösen sich nämlich in Wasser, das über den Siedepunct erhitzt ist, vollständig auf, bilden eine klebrige dickliche Flüssigkeit, welche jedes Atom des Kalksalzes im Moment seiner Niederschlagung umhüllt und verhindert, dass sich die einzelnen Wassertheilchen vereinigen können. So bleibt der Niederschlag in der Flüssigkeit suspendirt, und folgt allen Bewegungen des Wassers, welche die Wärme erzeugt und wird von dem Wasserstrom vollständig, beym Ausleeren des Kessels, entfernt. Sechs Metzen in einem Kessel, welcher mit seinen beiden Röhren 90 Eimer Wasser fasst, hielten denselben 6—7 Wochen vom Pfannensteine rein. — Wie sich aber die Nachricht von einer Baumwollenmaschine, die durch — Mäuse getrieben wird, in diese Verhandlungen verirrt hat, begreift Rec. nicht, da die ganze Spielerey nur ein Lächeln abzwingt, und durch die Berechnung, was zu gewinnen wäre, wenn die Sache ins Grosse getrieben würde, nicht ernsthafter stimmt.

GESCHICHTE.

SAGAN: *Katechismus der vaterländischen Geschichte* für Bürger- und vorzüglich Landschulen, von *Johann Gottlieb Worbs*, Dr. der Philosophie, Pastor zu Priebus, Superintendent des Fürstenthums Sagan. 1818. 167 S. 8.

Die Richtigkeit der hier in Katechismusform vorgetragenen Begebenheiten leidet keinen Zweifel, da sie aus der Feder eines gelehrten Kenners und unermüdeten Forschers der vaterländischen Geschichte geflossen sind. Aber es wäre darum auch zu wünschen, dass der Vf. hier und da etwas ausführlicher über das Leben der Vorzeit, die Entstehung der bürgerlichen und ländlichen Verhältnisse, der Städte, Ritterschaft und Geistlichkeit sich verbreitet hätte; weil solche Belehrung dem Volke gerade am meisten Noth thut. Inzwischen benimmt dieser Umstand dem Buche nichts von seinem Werthe, und es bedarf bey seiner bereits geprüften Brauchbarkeit für Schulen keiner weitern Empfehlung.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1824.

PHILOSOPHIE.

Sulzbach, in der von Seidel. Kunst- und Buchh.: *Handbuch der Geschichte der Philosophie* zum Gebrauche seiner Vorlesungen von *Thaddä Anselm Rixner. Zweyter* Band 1823. 296 und 119 S. *Dritter* Band 1823. 472 S. 8.

Nach dem Standpuncte des Vfs. ist die gesammte Geschichte der Philosophie nur ein Werden und Fortschreiten derselben in ihrer allmähligen Entwickelung bis zu ihrer Vollendung in den neuesten Zeiten, welches wir bey Anzeige des *ersten* Theiles des vorliegenden Handbuches angemerkt haben. Diess äussert seinen Einfluss auf die Darstellung und besonders auf die Kritik der einzelnen Systeme, zu welcher unser Vf. sich veranlasst gefunden. Der *zweyte* Theil enthält die Philosophie des Mittelalters, bey welcher die sentimentale Mystik das innere und geistige, hingegen die raisonnirende Dielectik das äussere und gleichsam sinnliche Element darstellt, wobey den Philosophen der Stoff ihrer Speculationen unmittelbar durch das Christenthum selbst gegeben war, an dessen tiefsinnigen und wahrhaft metaphysischen Ideen sie wie billig nichts zu ändern wagten, desto freyer und lebendiger hingegen sich in der Form ihrer dialectischen Unterscheidungen und Zergliederungen der Begriffe in ihre Merkmale und Verschiedenheiten bewiesen. (S. 4.) Auf dieselbe Weise haben schon vor dem Vf. andre Anhänger seiner Schule das Mittelalter charakterisirt. Die Lehren der einzelnen Scholastiker werden im Auszuge mit Beyfügung der lateinischen Worte gegeben. Ueber Nominalismus und Realismus bey Gelegenheit des Roscelin und seines Widerrufs lesen wir folgendes: „In der That läuft der Nominalismus, auf die Dreyeinigkeit angewandt, auf eine Verleugnung der Mehrheit der Personen hinaus; so wie umgekehrt der Realismus nicht ohne Grund in Verdacht kam, die Einheit des göttlichen Wesens zu leugnen, und drey Götter statt eines Gottes einzuführen. Wie Wesen und Begriff, Einheit und Vielheit, obschon einander in der Trennung entgegengesetzt, in der Ineinsbildung einander weder im Unendlichen noch in den endlichen Dingen, nirgends aussondern, vielmehr einschliessen; war beiden kämpfenden Parteyen damals noch gleich verborgen und unbekannt." (S. 27.) Von dem Araber Ebn - Tophail heisst es: „Seine Philosophie, darin so viel Herrliches von der Erkenntniss des göttlichen Wesens durch unmittelbare geistige und begreifende Anschauung, dann der daraus entspringenden Seligkeit gelehrt wird, beweiset augenscheinlich, dass die peripatetische Philosophie, von der glühenden Phantasie eines Arabers erfasst, zum Enthusiasmus nicht minder führen möge, als die Platonische, und dass Aristoteles dem Plato auch hierin ähnlich sey, dass er gleichfalls die Seligkeit des beschaulichen Lebens für die göttlichste erklärte." (S. 52.) Die Mystik theilt der Vf. in drey Perioden mit folgenden Worten: „Da der Gegensatz zwischen Mystik und Schulwissenschaft, wie zwischen Innerm und Aeusserm, Gefühl und Verstand, gläubigem Ahnen, oder begreiflosem Schauen und begreifendem Wissen, ein ewiger und immerwährender ist: so ist auch die Mystik nicht nur als Gegnerin der Scholastik des eigentlichen Mittelalters, sondern überhaupt als Gegnerin der einseitigen gemüthlosen Speculationen zu betrachten. Sie konnte daher eben so wenig wie die Scholastik weder immerfort ihre erste Gestalt behalten, noch je ganz von der Erde verschwinden, sondern bietet vielmehr im Fortgange ihrer Entwickelung auch eine dreyfache Epoche a) die theologisch biblische, b) die platonisch cabbalistische und c) die alchemisch theosophische, dar; wovon jedoch nur die erste dem eigentlichen Mittelalter, die zweyte und dritte hingegen dem Uebergange des Mittelalters in die neuere Zeit, d. h. dem XVIten und XVIIten Jahrhunderte angehören." (S. 165.) — Im Cornelius Agrippa von Nettesheim Briefen „kommen herrliche Stellen über den Zweck der Philosophie und über das Wesen der Erkenntniss vor, welche keinen Augenblick zweifeln lassen, dass Agrippa ganz zur Anschauung der Wahrheit durchgedrungen sey." (S. 208.) Jordan Bruno wird zu den Combinisten gezählt, welche Mystik und Naturwissenschaft zu paaren suchten und heisst „der tiefsinnigste und vollendeteste aller vorkartesischen Philosophen." (S. 243.) Mit den beiden von Helmonts schliesst dieser Band, und ihm ist ein urkundlicher Anhang beygefügt aus den Schriften des Johann Scotus Erigena, des Anselm von Canterbury, des Abälard, verglichen mit Spinoza, des Joh. von Salisbury, des Alanus *ab insulis, Alexander Alensis*, Wilh. von Auvergne, Vincent von Beauvais, Thomas von Aquino, Duns Scotus, Raymund Lullus, Raymund von Sabunde, Jacob Böhme.

Der *dritte* Band enthält die Geschichte der Philosophie in neuerer und neuester Zeit, und beginnt mit dem Protestantismus des sechszehnten Jahrhunderts, der nicht bloss auf die kirchliche Tradition, sondern auf dem ganzen Gebiete der Wissenschaft und Literatur angewandt wurde. Von ihm sagt der Vf. „Im Grunde war der allgemeine Protestantism, daraus alle neue Philosophie als selbstständige Vernunftwissenschaft hervorging, nur ein neuer, obschon nothwendiger und in seinen Folgen durch Gottes gnädige Verfügung auch sogar wohlthätiger Sündenfall, wodurch der schöne phantastische Traum des gemüthlichen Volkslebens des Mittelalters, das im Glauben und Gefühle mehr als in der Anschauung und im Begriffe lebte, und sich selig fühlte, ohne sich zu begreifen, auf immer zerstört ward; um dem wachen Leben der ernsten und besonnenen, nur durch Mühe und Arbeit gedeihenden und nur im Schweisse des Angesichts die Erde zum Himmel umschaffenden Wissenschaft Platz zu machen." (S. 6.) — Da unsre Zeit nach der Annahme des Vfs. im Besitze der vollendeten Wissenschaft ist, müsste demnach die Erde wirklich schon zum Himmel umgeschaffen seyn, und es wäre auf jenen Sündenfall des sechszehnten Jahrhunderts schon die Erlösung gefolgt, welche Herrlichkeit indess wahrzunehmen und sich derselben zu erfreuen es vielen unserer Zeitgenossen an Augengläsern oder an Leichtgläubigkeit mangeln möchte. Gegen Grotius wird (S. 30.) bemerkt: „dass der Bürgerstaat als die einzige Vernunftform des organischen Zusammenbestehens freyer Menschen eben so wenig als die Sprache unmöglich erst durch Verabredung und Verträge je habe entstehen können, wiewohl beide im Verlaufe der Zeit durch Verabredung und Verträge weiter ausgebildet wurden; dass ferner die Organisirung des Bürgerstaats Eigenthum und Recht schon voraussetze; und dass es auch wohl niemals einen ursprünglichen Gemeinbesitz der unvertheilten Erde, sondern zu Anfang der Völkerentstehung überall nur eine Menge noch Niemand zugehöriger Dinge gegeben habe." Cartesius wird geschildert als „Stifter einer neuen dialectisch räsonnirenden, und mehr auf angeblich nothwendige und ewige Begriffe, denn auf zeitliche Beobachtungen der Wirklichkeit sich stützenden Idealistik; der wohl einsehend, dass sogar nach Baco's eignem Geständniss selbst die allgemeine Induction der beobachteten Phänomene, ohne die Erkenntniss ihrer allgemeinen und beständigen Ursachen nicht zum Ziel führen könnte, abermal auf die anticipirenden Ideen der Vernunft zurückkam, aber leider häufig die Eingebungen seiner subjectiven Einbildungskraft für objective Vernunftbegriffe haltend, weder das Verdienst des unbefangnen Naturforschers, noch den Ruhm der vollendeten Speculation sich erwarb, und die Entwickelung der Philosophie als Idealistik bis zur gänzlichen Durchdringung mit der Wirklichkeit mehr nur veranlasste, als wirklich einleitete." (S. 32.) Bald nahm jedoch die räsonnirende halbe Idealistik des Des Cartes (welche ursprünglich weiter nichts als ein unversöhnter, die Gegensätze starr auseinander haltender und im unmittelbaren und individuellen Selbstbewusstseyn befangener Dualismus war) ganz andre und viel interessantere Gestaltungen an; indem nämlich im Fortgange der Zeit die drey constituirenden Elemente der Cartesischen Philosophie a) das Wissen des Seyns, b) das Wissen des Denkens oder des Wissens; und c) das Wissen der Einheit des Seyns und des Wissens eins nach dem andern einzeln bis zur endlichen Verklärung und zum lebendigen Uebergang in einander sich entwickelten. (S. 58.) „Vergleicht man Spinoza mit Fichte und Schelling, seinen Geistesverwandten aus unserer Zeit, so erscheint Spinoza's Lehrgebäude als philosophisches Epos im Anschauen des Absoluten, als des ewigen unendlichen und einzigen Seyns und Lebens ruhend, folglich als objectiv, realistisch und plastisch. Dagegen zeigt sich dann Fichte's Ichlehre, beschreibend das Ringen und Streben des sich selbst in seiner Wurzel zu erfassen sich bemühenden Ichs, als rein subjectiv, folglich idealisch, lyrisch, und musikalisch: Schellings Identitätssystem endlich als die höhere Einheit des Spinozischen Realismus und Fichte'schen Idealismus schaut das endliche Leben als beschlossen in dem Unendlichen, und das Unendliche als sich selbst offenbarend zugleich und verhüllend, dargestellt am Endlichen; ohne dass deswegen (weil Eins in das Andre übergeht) das Endliche oder das Unendliche aufhört, jedes an sich ein Reales zu seyn. Schellings System ist also weder EinsLehre, noch IchLehre, sondern AllEinsLehre, und mithin wahrhaft dramatisch, d. h. lebendig fortschreitend." (S. 81.) Diese Vergleichung jener Systeme mit Epischem, Lyrischem und Dramatischem scheint ziemlich unbestimmt, und dem Spinoza dürfte doch die Lehre des AllEins nicht abgesprochen werden, um sie einem Andern als Verdienst anzurechnen. Das Dramatische, lebendig fortschreitende, welches der Vf. für das Vollkommenste hält, liegt auch folgendem Urtheil über Berkeley zum Grunde: „Die schwache Seite von Berkeleys System ist, dass er nicht einsah, dass so wenig eine reale Welt der Objecte an und für sich ganz unabhängig vom vorstellenden und empfindenden Subjecte als wirklich anzunehmen ist; eben so wenig ein vorstellendes oder empfindendes Subject an und für sich als wirklich seyend sich denken lässt, ohne ein wirkliches ihm gegenüber stehendes Weltall der Objecte; kurz dass das Vorstellende und Vorgestellte, das Innre und das Aeussere, das Subjective und das Objective sich wechselsweise voraussetzen, aber nicht als starr und fremd einander nur ausschliessend, sondern vielmehr als beweglich und stets in einander übergehend." (S. 135.) Auf diesem Beweglichen in einander übergehenden wird also der dramatische Dialog wohl beruhen. In Rücksicht auf Wolf und sein in den gelehrten Schulen gewonnenes Ansehen bemerkt der Vf. dass man von jeher in Deutschland in Ermangelung der Wissenschaft, wenigstens dem Schema derselben, einem System hul-

huldigte (S. 210.) welche Bemerkung in viel weiterer Ausdehnung wahr ist, als der Vf. zugeben dürfte. Die *dritte* Epoche führt (S. 280.) die Ueberschrift: „Neueste Umbildung und Vollendung der Philosophie als Wissenschaft, beginnend mit Kant und seither glücklich fortschreitend." Letzteren Ausdruck weiss Rec. nicht zu reimen mit einer *Vollendung* der Wissenschaft, weil aller Fortschritt eben zur Vollendung führt und über die Vollendung hinaus nicht fortgeschritten werden kann. So bemerkt auch der Vf. in Bezug auf die von ihm so genannten Gefühl- und Glaubensphilosophen, welche das Wissen im Glauben untergehen lassen, anstatt dasselbe in ein höheres Bewusstseyn zu verklären: es sey „Pflicht, den durch Vernunftinstinkt gefundenen Gott durch Bekämpfung und Zerstörung der ihn verhüllenden und uns von seinem Anschauen und seinem Besitze trennenden Welt der Finsterniss und der Unwissenheit — sey es auch, dass wir in diesem Kampfe nicht allemal siegen — zu verherrlichen." (S. 330.) Wer die AllEinslehre als vollendete Wissenschaft inne hat, scheint es, müsste in *jedem* Kampfe siegen, ja er kennt eigentlich keinen Kampf mehr und der Vf. hätte wenigstens sich selbst von dem *wir* ausnehmen müssen, welche annoch im Kampfe begriffen sind. Ihm ist die erste Foderung aller wahren Philosophie „das alleinige wahrhafte Seyn des Unendlichen, und das eigentliche absolute Nichtseyn alles Endlichen, wenn es in seiner Getrenntheit von Gott aufgefasst wird, anschauend zu erkennen;" (S. 333.) und „der Triumph, die Philosophie als eine durchaus sich selbst begreifende und deswegen auch andern allgemein begreiflich zu machende Vernunftwissenschaft durch die längst gesuchte und endlich auch gefundene Ineinsbildung der beiden einzig möglichen Urgestaltungen von Idealismus und Realismus zu vollenden, war Schelling vorbehalten, indem derselbe die Identität des Wesens und Wissens im absoluten Ursprung aller Dinge, der göttlichen *natura naturans* nachwies und hiermit die Philosophie auf ihre erste ursprüngliche Einheit zurückführte." (S. 358.) Die Gegner Schellings haben natürlich seine Lehre gemissdeutet (S. 387.), allein sonderbar genug giebt der Vf. selbst eine Kritik derselben in acht Einwürfen (S. 384.), und zerstört dadurch den Begriff der vollendeten Wissenschaft. Befremden muss es überhaupt, dass die Anhänger der Identitätslehre so bedeutsam unter einander zerfallen, mithin sich selbst nicht begreifen, was doch bey vollendeter Wissenschaft anders seyn müsste. Nach S. 399. zeigt Steffens eine *Coalition* von Schellingschen Ideen mit eignen, nach S. 426. hat Hegel sich das höchste Verdienst erworben, indem er *zuerst* es unternahm, „die Lehre vom AllEins nicht nur als unbedingt vernünftig, sondern auch als völlig begreiflich darzustellen", nach S. 442. haben grade „Okens Werke den Naturforschern eine Leuchte aufgesteckt, damit ihre Wege sich nicht mehr in die Kreuz und Quer verirren," und Schelling irrt sehr über Expansion und Contraction, über Wärme und Licht. Hatte er also vollendete, sich selbst begreifende Wissenschaft, oder keine? Ja es spricht Wagner von Schellings Systeme, als einem „unseligen Gespenst, dem weder die Erde noch der Himmel vergönnt ist;" als einem reinen Idealismus, oder leerer Speculation, die sich die Absolutheit anmaasst," als einem abenteuerlichen Platonismus, der mit dem Publikum die Ekelkur vorgenommen," als einer „eitlen und müssigen Speculation, die in ihrer höchsten Steigerung zugleich ihre eigne Vernichtung finde"; (S. 408.) als einem „inexponiblen Galimathias." (Idealphilosophie S. IX. XXIV. XXXII.) — Schlimmeres haben die Gegner der Identitätslehre nicht von ihr ausgesagt.

Abgesehen hievon macht es im vorliegenden Werke, nachdem man zu der vielversprechenden Ueberschrift: „Endliche Vollendung der Philosophie als absolut sich selbst begreifende Wissenschaft" (S. 358.) gelangte; einen ganz eignen Eindruck, wenn die bekannten Sprüche der Identitätslehre in ihrer Unbestimmtheit und Dürftigkeit hervortreten, und eine Weisheit offenbaren sollen, nach welcher alle frühern Jahrhunderte vergebens gestrebt. Der besonnene Leser traut kaum seinen Augen, und begreift nicht die philosophische Phantasie des Schriftstellers, welcher ihm in vollem Ernste dergleichen versichert, und sonst doch Einsicht und Kenntnisse besitzt.

ERDBESCHREIBUNG.

BRESLAU u. LEIPZIG, b. W. G. Korn: *Handbuch für Reisende nach dem schlesischen Riesengebirge und der Grafschaft Glatz*, oder Wegweiser durch die interessantesten Partien dieser Gegenden. Bearbeitet von *Friedrich Wilhelm Martiny*. Nebst einer kleinen Postkarte von Schlesien u. einem Kupfer. 1818. Ausser der Vorrede 452 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Das Reisebuch für diejenigen, welche das Riesengebirge in Schlesien, und das Gebirge in der Grafschaft Glatz besuchen wollen u. s. w., herausgegeben 1804 vom verstorbenen Superintendent *Meissner*, war der erste Wegweiser in zusammenhängender Form, erhielt auch den Dank aller Sudetenwandrer und wurde daher auch bald vergriffen. In dieser Rücksicht übertrug der Verleger dem Hrn. *M.* eine neue Bearbeitung, welche um so leichter zu bewerkstelligen war, da derselbe bloss Meissners Werk erweitern und nöthige Verbesserungen und Zusätze beyfügen durfte. Doch wir wollen den Vf. begleiten und sehen, ob und wie er seinen Reiseplan befolgte. Er nimmt Breslau als Mittelpunct an und beschreibt von da die verschiedenen Strassen nach dem Riesengebirge, Mittelgebirge und der Grafschaft Glatz. Nach dem Riesengebirge nennt Hr. *M.* deren fünf: 1) über Neumark, Jauer, Schönau und Hirschberg, nebst Anzeige der dazwischenliegenden Dörfer. Nicht bloss zum Stubenheizen und Backen wird das Rohr des Würcheteiches (S. 29.) angewendet, sondern auch

auch zur Bedachung der Häuser. Im Lobriser Schlosse (S. 29.) ist die vortreffliche Bibliothek des Grafen Nostitz und sehenswerthe Gemälde - Sammlung nicht angeführt. Gregorsdorf (S. 30.) ist selbst ein Theil der funfzig Huben und hart an der Strasse nach Lobris auf einem Ackerstück noch der Brunnen vorhanden, wo die Fürstin Jutta (nicht Praxedis) einen Prinzen gebar, Heinrich IV, ersten schlesischen Dichter. Die evangel. Friedenskirche zu Jauer (S. 32.) ist Begünstigung des Westphälischen Friedens, aber nicht der Altranstädter Convention; Rector Bormann ist bereits 1809 gestorben (S. 33.) und der Prorector Fischer kann Reisenden keine Bibliothek der Schule nebst Instrumenten - Sammlung mehr zeigen, weil beides 1813 der französische Vandalensinn theils zerstörte, theils raubte. Der Einsiedler auf dem Hessberge (S. 36.) starb schon 1813 und seine Hütte ist ein Steinhaufen. Daun stand nicht bey Wahlstadt (S. 37.) als Laudon von Friedrich II. geschlagen würde; auch kann man bey Greibniz diese Gegend nicht übersehen, sondern bloss den Kunitzer See, bey welchem Laudons Lager war. Der kleine Apollotempel auf dem Helikon (S. 51.) ist vergessen. — 2) Ueber Kostenblut, Striegau, Bolkenhain nach Hirschberg u. s. w. Auf der Bolkoburg (S. 69.) ist Herzogs Bolko II. Bildniss nicht mehr vorhanden. Bey Wurzsdorf (S. 71.) hätte Hr. *M.* der Naturdichterin Julie Schubert geb. Mai erwähnen können, welche daselbst in einem kleinen Hüttchen Weberey treibt. — 3) Ueber Schweidnitz nach Landshut und Schmiedeberg u. s. w. Das Schweidnitzer Lyceum (S. 79.) ist zum Gymnasium erhoben. Zeiskeburg nicht Ezeschhaus heisst die bey Adelsbach liegende Burgruine. Was Hr. *M.* (S. 112.) über den Berggeist Rübenzahl vorträgt, lassen wir dahin gestellt seyn, eben so die Verwandtschaft eines Ruprecht Zah und dessen Sippschaft mit jenem romantischen Wesen. Bey Hohenwiese (S. 120.) hätte die Anekdote mit dem Rauchkuchen freylich wegbleiben können, weil sie Reisende durchaus nicht interessirt. Wermbrunn (S. 121.) ist etwas kurz abgefertigt. Die Bibliothek auf dem Schlosse zu Hermsdorf ist jetzt geordnet und steht den Besuchern offen. Die angeblich auf dem Kynast verwahrte Handschrift über die Geschichte der Feste (S. 148.) ist vermuthlich zur Bibliothek gekommen, denn oben ist sie nicht mehr zu finden. — 4) Strasse von Schmiedeberg nach Warmbrunn längs dem Riesengebirge. Siegmund Kahls Sohn zu Steinseifen (S. 148.) besitzt weder die Erfindungsgabe noch die Geschicklichkeit seines Vaters. Die nun folgenden Vorsichtsmaassregeln für die Koppenbesteiger (S. 151 — 160.) sind gleich denen (Seite 11 — 23.) fast wörtlich aus Hoser abgeschrieben; auch ist die unermessliche Aussicht, welche dieser Riese unter Deutschlands Bergen darbeut, sehr oberflächlich angezeigt. Ueber Flinsberg hätte Hr. *M.* (S. 189.) auch etwas mehr sagen können, als geschehen ist. Warum ist er ausführlicher bey Liebwerde, einem Badeort, der Schlesien nicht angehört? S. 197 — 202. kommen Abstecher nach Zittau und den Oybin vor. Die Gebrüder Preller, Urheber des Schreibenauer Vitriolwerks (S. 203.) sind beide todt und vom Tempel auf dem Wege nach dem Kochlfall, sammt den übrigen Anlagen nichts mehr vorhanden als Bruchstücke, welche kaum ihr ehemaliges Daseyn bekunden. S. 214—250. folgt eine allgemeine Uebersicht des Riesengebirges, sammt den Bauden und Baudendörfchen, wobey Hr. *M.* abermals Hosern fleissig benutzt hat. — 5) Strasse von Flinsberg nach Friedberg am Queis, Greifenberg, Löwenberg, Bunzlau nach Berlin: (S. 352, u. s. w.) Wo liegt, (S. 253) Friedberg am Bober, wahrscheinlich Verwechslung mit Naumburg am Queis und am Bober. Neuland (S. 259) ist kein Städtchen, sondern ein Dorf. Des Weber Hüttigs Kunstwerke (S. 262) haben 1813 die Franzosen vernichtet. Der grosse Topf (S. 265) ist zersprungen. Bey Gnadenberg (S. 266) ist die Pensionsanstalt für junge Mädchen vergessen. Warum erwähnte Hr. M. bey Trotzendorfs Biographie (S. 276) nicht ausser seinem Bildnisse in der Sacristey der evangelischen Stadtkirche, auch seines Lehrtisches eben daselbst und seiner an Ketten geschlossnen Bibliothek? 6) Reise von Breslau nach Fürstenstein, Waldenburg, Friedland, Adersbach, Gottesberg u. s. w. (S. 294) Von der auf Vorstinburgs Trümmern neuerbauten Ruine ist bloss der Name zu lesen, und alles andre sehenswerthe darin unbeschrieben gelassen. Von Salzbrun und Altwasser wird auch nicht viel gesagt. Die von einer Dampfmaschiene getriebne Leinwandmangel zu Waldenburg hat Hr. *M.* übersehen, so wie die versteinerte Kiefer. Ueber Adersbach kömmt nichts Neues vor, das Raubschloss, der Bischoffsstein ausgenommen. — 7) Reise von Breslau über Frankenstein nach der Grafschaft Glatz. Voran geht eine Schilderung der Breslauer Kräuter. Die unterweges zu passirenden Städte und Dörfer sind allbekannt. Im Betreff der Grafschaft selbst hat Hr. *M.* alles Denkwürdige aufgezeichnet. Das Hummelschloss liegt nicht auf dem Rakschenberge, sondern eine Stunde weiter. Die merkwürdigen sieben Hirten, eben so viel Felsenriffs bey Plomnitz sind vergessen. Ausser Glatzer Städten besuchte auch Hr. *M.* Reichenstein, Silberberg und das Feld - Kloster Kamenz.

Genug, von den angemerkten Fehlern gereiniget, wie auch in der Form etwas verändert, kann dieses Reisebuch neben andern seines Gleichen sehr nutzbar werden. Nur Schade, dass die beygefügte Postkarte Schlesiens wegen Kleinheit des Stichs, den fast nur ein bewaffnetes Auge zu lesen vermag, wenig Nutzen gewährt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1824.

OEKONOMIE.

Münster, in d. Coppenrathschen Buch- und Kunsth.: *Deutschlands Baumzucht*, oder kurze Beschreibung aller in Deutschland einheimischen und im Freyen ausdauernden fremden Holzarten, nebst einer gedrängten Anleitung zu ihrer Erziehung, Erhaltung, Vermehrung und Benutzung, für Liebhaber von Gartenanlagen und für Freunde der Holzcultur überhaupt, von *Wilhelm Ant. Borchmeyer.* 1823. 42 Bog. 8. (2 Thlr. 12 Gr.)

So grofs auch immer die Menge von Schriften seyn mag, welche wir über Botanik, Obstkunde, Forstcultur u. s. w. besitzen, so gehört das vorliegende Werk ganz gewifs nicht unter die überflüssigen. Im Gegentheil wird dem Vf. der stille Dank jedes Freundes der Botanik und Baumzucht zuverläfsig zu Theil, da er hier ein Buch in die Hände bekommt, dessen erprobte Rathschläge er ohne Furcht in Anwendung bringen kann, wofür Rec. nach reiflicher Untersuchung und nach wiederholtem Durchlesen gut zu sagen nicht einen Augenblick Bedenken trägt. Um diefs Urtheil zu begründen, stehe hier eine genaue Angabe dessen, was man in diesem empfehlungswerthen Werke findet. In der *Einleitung* bemerkt der Vf. dafs v. *Burgsdorfs* mit gebührender Achtung genannte Anleitung zur sichern Erziehung und zweckmäfsigen Anpflanzung der einheimischen und fremden Holzarten, welche in Deutschland und unter ähnlichem Klima im Freyen fortkommen, bey weitem nicht alle Pflanzen enthalte, welche in Deutschland im Freyen fortkommen und in neuern Schriften beschrieben worden sind, da die Burgsdorfische Sammlung nur 551 Arten und 113 Varietäten, die hier anzuzeigende aber 950 Arten ohne die Varietäten enthalte, und erklärt nun, dafs diefs ihn bestimmt habe ein vollständigeres Werk zusammenzutragen, wobey er Anfangs nur die beliebte Kürze jenes Schriftstellers beybehalten und nur Einiges z. B. das Vaterland hinzusetzen wollte, späterhin aber seinen Plan erweiterte und aus eigener Erfahrung, so wie aus Schriften bewährter Männer das Nöthige über die äufsere Gestalt und die Nützlichkeit der Pflanzen hinzufügte Die Regeln, welche er dabey befolgte sind folgende: er schrieb nur für Anfänger und Liebhaber der Pflanzenkunde, benutzte, wo seine Erfahrung nicht ausreichte, die mit rühmlicher Offenheit aufgeführten neuesten und vollständigsten Werke über seinen Gegenstand, von *Bechstein*, *Borkhausen*, *Burgsdorf*, *du Roi*, *Linné* und *Willdenow*, deren Namen schon seiner Schrift volles Vertrauen erwerben, verschmähte aber aus unzuverläfsigen Quellen, als den Verzeichnissen der Handelsgärtner, zu schöpfen, wobey er jedoch zugiebt, dafs es noch hieher gehörige Pflanzenarten geben könne, welche, wenn das Gelieferte Beyfall findet, in einem Nachtrage geliefert werden sollen. Er behielt die Linnéischen Gattungen und Arten, so wie lateinischen Benennungen bey, fügte aber auch die deutschen Namen hinzu, liefs jedoch die französischen und englischen weg, und handelte dabey überall aus guten Gründen; und ob er gleich selbst gesteht und mit Beyspielen belegt, dafs er wohl gern manche Benennungen mit passendern vertauscht sähe, so meint er doch, nur einem Manne, wie Linné, dessen Competenz in ganz Europa anerkannt würde, könnte allenfalls eine Umformung der Namen vorbehalten werden. Die Schriften, in welchen die ausführliche Beschreibung der Pflanzen enthalten ist, so wie die abweichenden Namen führt der Vf., der Kürze und Deutlichkeit wegen, nicht im Werke, sondern in einem angehängten und tabellarischen Verzeichnisse an, und auch dieser Anordnung gebührt Lob. Nichts aber läfst die Art und Weise zu wünschen übrig, mit welcher der Vf. sein eigentliches Werk ausgeführt hat. Er läfst nämlich auf den Namen einer jeden Pflanze, in gedrängter Kürze, die Beantwortung folgender 7 Fragen folgen: a) wo wächst die Pflanze, in welchem Lande und in welchem Boden? b) wie wächst sie, als Baum oder Strauch, hoch oder niedrig, liegend oder rankend, schnell oder langsam? c) ist sie bey uns zärtlich oder dauerhaft? d) wie sind ihre Blätter, Blumen und Früchte beschaffen? (ausführlicher werden die Blätter als die Blumen angeführt, weil, wie es wahr ist, jene besser als diese dem Nichtbotaniker zur Unterscheidung der Pflanzen dienen) — sind erstere nur im Sommer oder auch im Winter grün? wann blühen die andern? und reifen die letzteren auch in unserm Klima? e) wodurch unterscheidet sie sich vorzüglich in ihrer Gattung? f) wozu nützet sie? g) wie wird sie vermehrt, erzogen und angepflanzt? Eine solche Behandlung erleichtert dem Freunde schöner Anlagen seine Mühe ungemein und hilft dem

dem Nichtkenner manchen Fehlgriff glücklich vermeiden, zu welchen er nur zu oft durch Anpreifsung der Waaren der bisweilen überlästigen Handelsgärtner veranlafst wird.

Hierauf erklärt der Vf., dafs zwar über die Vermehrungen, Erziehung und Anpflanzung der Holzarten bereits fo viel gefchrieben fey, dafs er füglich davon fchweigen könnte; dafs er aber doch für Anfänger, welche fich blofs aus feinem Buche in der Kürze Raths erholen wollten, eine gedrängte Anleitung zu geben gefonnen fey, welche auch in der That hier nicht fehlen durfte. Er giebt defshalb die 7 Arten der *Vermehrung* der Holzpflanzen, — durch Saamen, Wurzelbrut, Ablegen der Zweige, Stecken derfelben, Einlegen abgefchnittener Wurzelftücke, Zertheilung der Wurzeln und Verbindung eines Reifes oder eines Auges mit einem andern Stamme an, von denen die erfte die natürliche Vermehrungsart heifst, die übrigen die künftlichen genannt werden. Was nun im erften Abfchnitte (S. 9 — 22), *von der Vermehrung durch Saamen* und zwar durch Abfall und durch Ausfaat, und dabey von dem Sammeln, von der Gewinnung und Aufbewahrung, von der Vorficht beym Einkauf, von der rechten Zeit der Ausfaat des Saamens, von der Zubereitung des Bodens für denfelben? von feiner Bedeckung und Sicherung und von der Verfetzung der fo gewonnenen Pflanzen gefagt ift, fpringt als practifch gut und leicht anwendbar ins Auge, und ift um fo bequemer, da es in zwey Abtheilungen zerfällt; einmal für den blofsen Liebhaber der Forftcultur, brauchbar zur Anlegung fchöner Gartenpartien; zweytens aber auch für den Forftmann zur Anfäung und Erzeugung grofser Waldungen. Doch bemerkt Rec. hierbey, dafs, nach feiner Ueberzeugung, die Herbftausfaat, ohne Unterfchied des Gefchlechts der Holzarten, auf grofsen Beeten, nicht in Furchen, mittelft einer leichten Winterbedeckung von Laub, in jedem Falle die vorzüglichfte fey. Tritt dann ein anhaltender Winter mit vielen Schnee ein, fo kann man des herrlichen Gedeihens der Ausfaat im Voraus gewifs feyn. Der *zweyte* Abfchnitt, (S. 22 — 25.) handelt von der *Vermehrung durch* freywillige und erzwungene *Wurzelbrut*. Letztere wird durch Entblöfsung der Wurzeln, durch abfichtliche Verwundung derfelben und durch Fällung des Baums hervorgebracht. Mit Recht fagt der Vf., das diefe Vermehrungsart weit weniger Aufmerkfamkeit, als die vorhergehende und mehrere nachfolgende verdiene, und der Werth derfelben für den Forftmann gröfser fey, als für den Liebhaber fremder Holzpflanzen, dem fie nur bey feltenen Pflanzen fchätzbar werde, bey welchen die Vermehrung aus Saamen oft fchwierig ift. Rec. glaubt, dafs die Bemühung, Wurzelbrut zu erzwingen, bey den mehreften Verfuchen mifslingen werde, und immer die allerletzte und fchlechtefte aller Vermehrungsarten fey. Die im *dritten* Abfchn. (S. 25 — 30.) empfohlne *Vermehrung durch Ablegen der Zweige* möchte doch, trotz des von dem Vf. glücklich ausgeführten Verfuches, bey welchem in einem Tage, zu 8 Stunden gerechnet, 3 Menfchen 720 Ableger machten, für *grofse Waldungen* zu gekünftelt und nur für einzelne feltene Sträucher anwendbar feyn. Weit vorzüglicher ift die im *vierten* Abfchn. (S. 30 bis 38) fehr genau aufgeführte Art der Vermehrung *durch Stecken abgefchnittener Zweige*, welche bey pünktlicher Beobachtung der gegebenen Regeln gewifs gelingt. Die S. 39 f. erwähnte Vermehrung *durch Einlegen abgefchnittener Wurzelftücke* wird nur defshalb mit angeführt, weil man zuweilen die beym Verfetzen der Pflanzen wegfallenden Wurzelftücke nicht unbenutzt laffen will, ift aber nicht bey allen Holzarten anzuwenden und möchte auch nur äufserft felten mit glücklichem Erfolge gekrönt werden. Bey der (S. 40 f.) angegebenen Vermehrungsart *durch Zertheilung der Wurzeln* wäre es gut gewefen, wenn der Vf. nicht blofs gefagt hätte: dafs fie in der Regel nur bey vielftämmigen Straucharten anzuwenden fey, fondern wenn diefelben auch namentlich wären aufgeführt worden. Bey dem gröfsten Theile wahrer Holzfträucher möchte fie wohl fchwerlich gewinnreich angewendet werden können. Was (S. 42 — 47.) von der Vermehrung *durch Verbindung eines Reifes oder eines Auges mit einem andern Stamme*, alfo vom Pfropfen, Kopuliren, Ablaktiren und Okuliren, vorgetragen wird, ift zwar bekannt, aber fehr richtig; die dabey anzuwendenden Handgriffe hat er nicht berührt da fie fich durch Befchreibung nicht fo gut, als durch Vorzeigung lehren laffen. Hierauf wird (S. 47 — 50.) *von der Verjüngung der Holzpflanzen durch Stockausfchlag* Unterricht ertheilt, welcher im Forfthaushalte fehr, für den Gartenliebhaber aber nur in fofern wichtig ift, als er dadurch feine Holzpartieen verjüngen und dichter machen, auch an einzelnen Stämmen junge, zum Ablegen taugliche Schöfslinge erziehen kann. Von S. 50 an fpricht nun der V. *von der Erziehung und Anpflanzung der Holzarten*, fehr belehrend; hier findet der Lefer eine Menge Fehler, die bey dem Anpflanzen nur zu häufig begangen werden, fcharf gerügt, hier wird er auf alle nöthige Vorfichtsmafsregeln aufmerkfam und mit denfelben bekannt gemacht, und, was das Lobenswerthefte ift, Alles ift fo deutlich, fo beftimmt angegeben, dafs derjenige, welcher fich diefen Führer wählt, getroft folgen kann und nicht in Gefahr fteht, erft durch Schaden klug zu werden. Er fafst Alles in einer Anleitung zu dem Verfahren bey dem Verfetzen der Holzpflanzen zufammen und diefe begreift: a) die Beftimmung der vortheilhafteften Jahreszeit zum Verpflanzen, b) dafs zweckmäfsige Roden und Ausheben der Pflanzen, c) die Sorge für ihre Erhaltung, wenn fie gerodet find und nicht gleich wieder gepflanzet werden können, oder verfchickt werden follen; d) das zweckmäfsge Befchneiden derfelben; e) die Beftimmung der Weite, worin fie von einander gepflanzt werden müffen; f) die

f) die Verfertigung der Pflanzlöcher; g) das Einpflanzen selbst, und h) die fernere Sorge für die versetzten Pflanzen. Man sieht aus dieser Inhaltsanzeige, dass Nichts vergessen ist, was bey einer zweckmässigen Behandlung der jungen Zöglinge berücksichtigt werden muss. Zu a, sagt der Vf.: die vortheilhafte Jahreszeit zum Verpflanzen nehme bey uns den Raum von der Mitte des Oct. bis in die Mitte des Aprils ein, ungewöhnliche Witterung setze ihr aber oft engere oder ausgedehntere Grenzen. Rec. giebt aber mit fester Ueberzeugung, ohne Unterschied des Bodens, stets der Frühjahrsanpflanzung vor der Herbstpflanzung den Vorzug, sobald der rechte Zeitpunct nicht versäumt und nicht zu lange gezögert wird. Zu b, macht Rec. nur auf die einzige sehr gegründete Vorschrift aufmerksam; „wenn die Pflanze völlig los ist und nicht mit dem Erdballen versetzt werden soll, so wird sie behutsam gerüttelt, damit die Erde wegfalle, wobey man, namentlich bey feuchtem thonigem Boden, mit den Händen, nicht mit dem Spaten zu Hülfe kommen muss;" denn er weiss, dass eine Pflanzung deshalb misslang, weil man beym Versetzen die Baumwurzeln nicht von dem Thone gereinigt hatte, und sie nun, beym Herausnehmen der sehr bald abgestorbenen Bäume verstockt gefunden wurden. Bey den Vorschriften unter c, sind alle nur vorkommenden Fälle aufgezählt, und die besten Regeln gegeben, und ebenso hat alles unter d und e seine volle Richtigkeit. Unter den bey f gegebenen Regeln sind die vorzüglichsten, welche aber am meisten vernachläsigt werden: je fester und magerer der Boden ist, desto geräumiger müssen die Löcher seyn, und die ausgegrabene schlecht befundene Erde darf nicht wieder gebraucht, sondern muss durch gute ersetzt werden. Wer nun, nach solchen Vorbereitungen, seine Bäume auf die Art pflanzt, wie es unter g gelehrt wird, und das Reinigen und Zerstossen der Erde, das sanfte Rütteln des Baumes, das behutsame Antreten, das Einschlämmen und das Fertigen des Erdkegels um den Stamm beobachtet, wie es hier aufs deutlichste vorgeschrieben ist, der wird seinen Zweck erreichen und gewiss auch gern die unter h empfohlne nöthige Sorge für die versetzten Bäume und Pflanzen, im Sommer und Winter, tragen. So weit die Einleitung, welche beynahe 6 Bogen füllt, und des Lesens und Befolgenswerthen noch Vieles enthält, was hier nicht angegeben werden konnte. Um nun die vollständige Art, mit welcher der Vf. in seinem Werke die Pflanzen mit ihren Arten und Varietäten aufführt, zu zeigen, wünschte Rec. gleich die erste Numer *Acer*, Ahorn, mit seinen 18 Arten zur Ansicht geben zu können; da diess aber der Raum nicht gestattet, so mögen nur einige, wegen ihrer Kürze gewählte Numern hier ihren Platz finden.

42. *Cheiranthus.* Levcoje. In dieser unsere Gärten mit prächtigen und wohlriechenden Blumen schmückenden Gattung giebt es eine Art, welche zu den Holzarten gehört, nämlich: *C. fruticulosus.* Strauchartige Levcoje. Sie wächst in Spanien und England wild, ist bey uns sehr dauerhaft, und bildet einen sehr gedrängt ästigen Strauch von 1½ Fuss Höhe, mit grünen jungen, braunen älteren, weiss behaarten Zweigen, immergrünen, wechselsweise stehenden, ungestilten, ganz randigen, an beiden Enden verschmälerten, 1¼ Zoll langen oben grünen zerstreut behaarten, unten stark behaarten, daher weisslich grünen Blättern, und im May und Junius an den Spitzen der Zweige in 2 bis 3 zölligen gelben Trauben erscheinenden Blumen, welche den Blumen des bekannten Gold-Lacks gleichen. Als Zierstrauch verdient derselbe alle Achtung. Die Vermehrung geschieht, durch Saamen, welcher bey uns sehr gut zur Reife gelangt.

71. *Ficus.* Feige. In andern Welttheilen giebt es mehrere Arten von Feigen, in Europa aber wächst nur die folgende Art. Man zählte diese Gattung ehmals zu den Gewächsen mit unkenntlichen Blüten; später aber hat man gefunden, dass die Blüten unter dem fleischigen Fruchtboten verschlossen sind. *F. carica.* Gemeine Feige. Diese Art ist überall bekannt. Man pflegt sie in Deutschland vor dem Winter auszugraben, ins Haus zu nehmen, und im Frühjahr wieder ins Freye zu pflanzen. Sie kann aber unter starker Bedeckung im Freyen überwintern, wenn niedrige Bäumchen entweder ganz mit Laub überschüttet, oder schwächere Stämme niedergebeugt, mit Erde und darauf mit Laub bedeckt werden. Sie läst sich durch Ausläufer oder Stecklinge leicht vermehren. Ihr eigentliches Vaterland ist Asien, von woher sie sich in die südlichen Länder von Europa verbreitet hat. In der Levante gleicht sie an Grösse den Aepfel- und Birnbäumen. Auch in Italien giebt sie diesen nichts nach. Nicht allein der Früchte, sondern auch der Zierde wegen verdient sie angepflanzt zu werden.

Aus diesen kurzen Proben sieht man dass der Vf. seine oben angeführten Regeln immer vor Augen gehabt und treu befolgt hat. An grössern Artikeln würde es noch anschaulicher gemacht werden können, diese müssen aber dem eigenen Nachlesen überlassen bleiben

Auf das Ganze folgt eine (sehr vollständige und genaue, zuweilen aber zu ängstliche) Erklärung der gebrauchten Kunstwörter nach dem Alphabete, in welcher Manches als ganz bekannt hätte wegbleiben können, z. B. *ausgehöhlt* ist hohl — *durchsichtig*, fast glasartig — *entfernt* stehen die Blätter am Stiel, wenn sie weite Zwischenräume haben, *fast* wird gebraucht, wenn etwas nicht ganz zu den angegebenen Bestimmungen passt, daher sagt man: fast herzförmig, — *gepaart*, was zu Zwey beysammen steht. — *stiellos*, was keinen Stiel hat, *stumpf* ist ein Blatt, wenn seine Spitze sich rund endigt, — *zugespitzt*, was allmählig in eine Spitze ausläuft und so Mehreres. *Missgeburt*, sagt der Vf. richtig, nennt man eine Pflanze, welche entweder ganz oder theilweise eine von der Natur abweichende Bildung hat; aber nun fügt er noch hinzu: hieher gehören alle gefüllten Blumen, und unter dem Worte *gefüllt* sagt er, so nennt man eine durch Vermehrung der Kronblätter ausgeartete Blume. Darüber könnte man wohl mit dem Vf. rechten. Eine Missgeburt ist der im gemeinen Leben sogenannte Rosen-König, aber die geregelte schöne Centifolie??

Das mit vieler Sorgfalt gefertigte und 5 Bogen füllende Register über die im Werke aufgeführten Holzarten erhöht den Werth der Schrift. Als Zugabe

gabe findet sich noch die Aufzählung der Gattungen nach dem linnéischen System.

MATHEMATIK.

Berlin, b. Duncker und Humblot: *S. F. Lacroix Anleitung zur ebenen und sphärischen Trigonometrie und zur Anwendung der Algebra auf die Geometrie.* Neu übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von *Ludwig Ideler*, Professor an der Universität zu Berlin. Mit 6 Kupfertafeln. 1822. IV u. 334 S. 8.

Der Inhalt des Originals und sein Werth ist allgemein bekannt. Da die im J. 1805 erschienene Uebersetzung von *E. M. Hahn*, ihrer vielen Mängel ungeachtet, dennoch vergriffen war, so entschloss sich Hr. *Ideler*, von dem Verleger wegen einer neuen Auflage um seine Meinung befragt und überzeugt, dass, schon wegen der bedeutenden Verbesserungen und Erweiterungen, welche das französische Werk in seinen fortgesetzten Auflagen erfahren hat, eine ganz neue Uebersetzung Bedürfniss sey, eine solche zu liefern. Diese neue Uebersetzung steht weit über der ältern; sie ist nach der sechsten und siebenten Auflage gefertigt, dem Originale treu und in einer fliessenden Sprache verfasst, wie sich von einem so gründlichen Kenner der französischen Sprache und einem so guten Mathematiker, wie Hr. *I.* ist, erwarten lässt. Die wenigen Zusätze sind bloss zur Erläuterung schwieriger Stellen für weniger geübte Anfänger bestimmt. Druck, Papier und Kupfer sind recht gut. Wir wünschen, dass es sich Hr. *I.* gefallen lassen möge, auch die übrigen Elementarwerke *Lacroix's* zu übersetzen, weil die *Hahn'schen* Uebersetzungen ziemlich unbrauchbar sind, und es doch immer unter denen, welche Mathematik, namentlich zu praktischen Zwecken, treiben, mehrere der französischen Sprache nicht hinlänglich Kundige giebt, um die Originale lesen zu können; die weitere Verbreitung der *Lacroix'schen* Werke aber allerdings sehr zu wünschen ist. Von der Algebra ist neuerlich schon eine Uebersetzung von *Grison* in demselben Verlage erschienen.

GESCHICHTE.

München, b. Lindauer: *Ueber den Einfluss jener Conföderationen in Deutschland, an welchen das Durchlauchtigste Haus Baiern seit dem ewigen Landfrieden bis zu dem westphälischen Frieden Theil genommen hatte, auf dessen Landeshoheit.* Eine Abhandlung zur Feyer der drey und sechzigsten Wiederkehr des Stiftungstages der königl. baier. Akademie der Wissenschaften in einer öffentlichen Sitzung derselben vom 28sten März 1822 vorgelesen von *Joseph von Fink*, k. b. Ministerialrathe, geheimem Staatsarchivare u. s. w. 1822. 52 S. 4. (24 Kr.)

Hr. v. *F.* erwirbt sich durch diese Abhandlung ein neues Verdienst um die baiersche Literatur, welche er bereits durch mehrere schätzbare Beyträge (*Versuch einer Geschichte des Vicedomamtes Naburg*, München 1819; *Beyträge zur Geschichte der Grafschaft Sulzbach*, — *der ständischen* Gerichtsbarkeit in der obern Pfalz, — *der Landesverwaltung des Herzogthums Zweibrücken*, — *Beyträge zu einer historisch-statistischen Uebersicht der königl. baierisch. Lehen*, in der Zeitschrift für Baiern u. s. w. 4ter Band 1817; mehrere *Abhandlungen historischen Inhaltes* in d. Zeitschrift: *die geöffneten Archive für die Geschichte des K. Baiern* u. s. w., deren Redacteur der Vf. ist) bereichert hat. In letztgenannter Zeitschrift ist vorliegende Abhandlung, die sich durch fleissige und kritische Benutzung guter Quellen und durch eine der Würde des veranlassenden Tages angemessene Gründlichkeit auszeichnet, ebenfalls abgedruckt. Nach einer kurzen Vorerinnerung, worin die nach und nach ausgebildete Landeshoheit des baierschen Regentenhauses über seine Erblande charakterisirt wird, und nach einer kurzen geschichtlichen Darstellung der Aufhebung der Privatbündnisse in Deutschland, finden wir nachstehende Conföderationen von oben bezeichnetem Einflusse angeführt: *Schwäbischer Bund* v. 1488 — 1533; *Verein der Herzoge von Baiern mit den protestantischen Reichsständen* von 1531 — 1534; *Eichstädtische Einung* v. 1534 — 1544; *Kaiserlicher 9jähriger Bund* von 1535 — 1544; *Christliche Einigung* v. 1538 — 1546; *Heidelberger Fürsten-Verein* v. 1553 — 1556; *Baierische Kreisverbindung* im 16ten Jahrh.; *Landsberger Bund* v. 1556 — 1598; *Katholische Liga* von 1609 — 1632; *Baierische Kreis-Verbindung* im 17ten Jahrhunderte.

NEUE AUFLAGE.

Halle, bey Hemmerde und Schwetschke: *Französisches Lesebuch für Anfänger.* Nebst einem vollständigen französisch-deutschen Wortregister. Von *Johann Christian Wiedemann*. Director des Handlungsinstituts und Rector der lateinischen Schule zu Hagen in der Grafschaft Mark. *Dritte* verbesserte Ausgabe. Mit einem Vorwort vom Domprediger und Professor *Blanc* in Halle. 270 S. 1823. 8. (16 Gr.) (S. die Recens. der *zweyten* Auflage Ergänz. Bl. 1808. Nr. 144.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1824.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Ulm, in der Stettin'schen Buchh.: *Zerstreute Blätter*, von *F. D. Gräter*. *Erste* Sammlung. 1822. XXI u. 370 S. in 8.

Die Wahl des Titels dieser schätzbaren Sammlung ist blofs zufällig. Der würdige Vf. war ein warmer Freund und Verehrer unseres verewigten *Herder's*; die trefflichen *zerstreuten Blätter* des letztern waren sein Muster und Vorbild, und aus dankbarer Erinnerung an sie, gab er auch seiner Sammlung dieselbe Aufschrift. Wir finden hier folgende Auffätze: 1) *Perlen der morgenländischen Dichtkunst des Mittelalters*; *aus dem Abulfeda*. Diese in einer harmonischen Prosa verfertigte Ueberfetzung von 14 kleinen Gedichten stand zuerst abgedruckt in *Wielands* N. T. Merkur v. J. 1794. 8 St., und der Vf. urtheilt selbst sehr bescheiden darüber. Wir setzen, als Probe, eines der kürzesten von *Abu-l-Kasem Mahmud* († 1143) hieher: *Auf den Tod seines Lehrers Abu Moder*. „Es fragte mich ein Weib: was sollen diese Perlen, die aus deinen Augen so schnell herabfallen, dafs sie zwey Perlenschnüren zu gleichen scheinen? Ich gab ihr zur Antwort: *die* Perlen, mit welchen einst Abu Moder meine Ohren erfüllte, stürzen nun aus meinen Augen herab." 2) *Werdomars Traum, oder die Sänger der deutschen und nordischen Vorzeit*. Dieser schöne und anziehende Auffatz stand zuerst im *Bragur*, 1. Bd. (Leipz. 1791.) Durch ihn sollten Deutschlands Jünglinge wie durch eine Vorhalle eingeführt werden in das Heiligthum der deutschen und nordischen Vorzeit. Der Vf. hat seinen Zweck erreicht; wie manches empfängliche Gemüth hat er für die hohen Dichtungen des Nordens gewonnen! Auch Rec. vergifst nie den günstigen Eindruck, den dieser Auffatz einst auf ihn machte, und drückt dafür im Geiste dem Vf. dankbar die Hand. In diesem Auffatze treten die alten Minne- und Meistersänger, die Skalden unserer Vorfahren, so wie die schauererregenden Walkyren lebendig vor die Augen des Lesers, und begeistern für die Dichtungen der vaterländischen Vorzeit. (S. 57 ist dem Rec. der Ausdruck: *ein lehner Pfad*, der sich auch in dem, im *Bragur* befindlichen ersten Abdruck findet, nicht klar). Am Schlusse wird die öftere Verwechslung der *Barden* und *Skalden* gehörig berichtigt. Die *Celten* hatten *Barden*, die *Gothen*, *Cimbern*, Norden und alten Deutschen aber hatten *Skalden*. 3) *Weisheitssprüche aus dem Orient und Occident*. 1810. Die Weisheitssprüche des Orients sind aus *Erpen*, die des Occidents aus *Aristoteles*, *Epiktet*, *Aristoxenus*, *Menander*, *Kleobulus*, *Thales*, *Plato*, *Euripides*, *Cicero*, *Lucian*, *Seneca* u. a. m. entlehnt. Auch von *La Bruyere* hat Hr. *Gr.* einige treffende Sinnsprüche aufgenommen. Er theilt sämmtliche, wohl gewählte Weisheitssprüche in deutschen Ueberfetzungen mit. 4) *Parallelen über Freundschaft und Liebe*. Vorgelesen in einer Damengesellschaft zu St. 1793. Dieses lesenswerthe Bruchstück stand zuerst in der *Einsiedlerin aus den Alpen* u. s. w. von Mariane Ehrmann. Die meisten Parallelen sind sehr treffend. Nur eine S. 105 scheint uns nicht bestimmt genug ausgedrückt zu seyn. Hier heisst es: „Wir können nur *das lieben*, was uns gefällt; aber wir können aller Menschen *Freunde* seyn, wenn sie uns auch *nicht gefallen*." Wer unser *Freund* seyn soll, muss etwas Anziehendes für uns haben, mit uns harmoniren u. s. w., wohl aber können wir auch denen *Gefälligkeiten* und *Wohlthaten* erweisen, die uns nicht gefallen, wenn sie gleich unsre Freunde nicht sind. 5) *Gräfin Rosenau, oder der unsichtbare Liebhaber*. Ein sehr unterhaltender Auffatz; die Erzählung soll nichts als Hülle seyn, Einleitung zu einer Darstellung der Philosophie des Grafen von Gabalis über die Elementargeister. Mit besonderm Interesse lesen wir die Betrachtungen am Anfange des dritten Buches, Bruchstücke aus einem gröfsern Werke: Lethe, oder Vermuthungen über die Bildung des menschlichen Geistes in dem Planeten-Systeme der Sonne, Phantasien über das *Wie?* und *Wo?* unsers künftigen Daseyns. 6) *Ueberreste von den Liedern eines Römers auf ein (im vierten Jahrhunderte in seine Gefangenschaft gerathenes) deutsches Mädchen*. Diese gehaltvollen Lieder des *Ausonius* auf *Bissula* standen zuerst im *Bragur*, VI. Bd., fanden *Wieland's* und *Gleim's* Beyfall, entgingen jedoch — wie so manches Ausgezeichnete — der Aufmerksamkeit unserer Philologen und des grofsen Lese-Publikums. „Es war, wie Hr. *Gräter* in der Vorrede mit edlem Selbstgefühle sagt, keine flüchtige Ueberfetzung, sondern ein mit Liebe und Musse angestellter und der Kritik eines *Wieland's* vor dem Abdruck unterworfener Kunstversuch, den Geist der römischen Sprache eines *Ausonius* und *Symmachus* — auch von diesem theilt der Vf. einige schätzbare Briefe an *Ausonius* mit — mit allen seinen Feinheiten und Schattirungen in den Geist der deutschen Sprache überzutragen."

gen." Rec. kann versichern, dass der Vf. nicht zuviel versprochen habe. Die Lieder auf *Bissula* athmen eine Zartheit und Anmuth, wie man sie selten findet. Besonders gefallen hat uns das erste: *ihre Heimath.* S. 212. 7) *Zwey Idyllen aus dem Dänischen des Hrn. v. Suhm.* Mit Vergnügen las Rec. diese beiden kleinen Gedichte: *Brynhilde und Halden. Ein nordisches Idyll*, und: *Amymone, oder die sterbende Mutter*, als Beweise, dass auch ein verdienstvoller Staatsmann, Sprachgelehrter und Geschichtsforscher ein Freund und Liebling der Musen seyn könne. Die Uebersetzung ist rein und fliessend. 8) *Lebensgeschichte der Blumen und Bäume*, vor der Hand Fragment. Der Anfang einer Reihe von Erzählungen, deren baldige Fortsetzung wir wünschen. Wir finden hier zwey dem *Ovid* nacherzählte, aber mit Recht etwas abgekürzte Verwandlungen: 1) *Daphne, oder der Lorberbaum*, und 2) *die Pappeln, oder die Sonnentöchter Phaetusa, Lampetie, Posiphoe.* 9) *Die Todtenhalle, oder Blumen auf Gräber.* Eine Auswahl aus einer grössern Sammlung; eine würdige Feier des Andenkens hingeschiedener Edlen! Wir finden hier: 1) Eines jungen deutschen Sängers zu später Dank an *Schubarts* Grabe. Im Herbst 1791. Als Probe, setzen wir nur folgende zwey Strophen hieher:

> Blute nur, o Wunde, die ihn ehrt!
> Schämt euch nicht, ihr Thränen, dass ihr fliesset;
> O der Mann, um den ihr euch ergiesset,
> War der Thränen jedes Deutschen werth!
>
> Werth, dass ihr auf meiner Wange glüht.
> Von den Göttern schien sein Geist zu flammen,
> Seine Reden waren Feuerflammen,
> Sein Gesang ein Strom, ein Bach sein Lied. —

2) *Epitaphium viri perill. P. F. Suhmii S. R. M. Clavigeri et Historiographi regii defuncti Hofniae.* 3) Auf *Herder's* Grab. Stand zuerst in *Wieland's* N. T. Merkur v. J. 1804. Aug. S. 241 fg. Eine geist- und gefühlvolle Rhapsodie! — 4) *Caroline v. Herder.* Einzelne Stellen aus den Briefen dieser Edlen. 5) *Nicolaus Kleemann* und der tatarische Mufti *Jahja.* Ein interessanter Anfsatz, der aber keinen Auszug zulässt! der grossherzige Kaufmann *Nicolaus Kleemann* und der grossherzige Mufti *Jahja* waren es werth, dass ihnen ein würdiger Mann dieses Denkmal setzte. Die *Zueignungsschrift Kleemann's* an den Mufti *Jahja* ist ein Muster von Menschenkenntniss, Humanität und religiösem Sinne. 6) *Klopstock. Auch eine kleine Blume auf sein Grab.* Betrachtungen über den hohen Werth dieses Dichters, mit untermischten gewählten Stellen aus seinen Werken und einem kleinen Briefe *Klopstocks* an *Grätern.* Bey der Aeusserung eines neuen periodischen Blatts: „Kl. sey — nicht zu unserer Ehre — *schon sehr vergessen*," sagt Hr. *Gr.* sehr treffend. „*Vergessen* wäre *Klopstock*? — ich möchte lieber sagen: *unterdrückt* durch das Geschrei und die Anmaassungen derjenigen, die in letzter Instanz über alle grossen Geister unseres Volks abzusprechen sich berechtigt glauben, aber eben durch diese Absprechungen beweisen, wie klein sie selbst, trotz alles Weihrauchs ihrer Anbeter, sind." 2) *Katharina Paulowna*, Königin von Würtemberg. Eine gefühlvolle Trauerrede, am 7. März 1819, in dem Königl. Würtemb. Landes-Gymnasium zu Ulm gehalten.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BERLIN, in der Maurer. Buchh.: *Predigten von J. H. Merle d' Aubigné*, vormal. Ev.-ref. Pred. zu Hamburg, jetzt zu Brüssel. Zum Besten des evangel. Missions-Seminars zu Berlin aus dem Franz. übersetzt. 1824. XVI u. 228 S. gr. 8.

Die im J. 1823 zu Hamburg (b. Perthes und Besser) erschienenen *Sermons laissés à mes Auditeurs, comme un souvenir de mon affection. Par J. Henri Merle d'Aubigné, M. D. S. C.* haben in Berlin eine so freundliche Aufnahme gefunden, dass „angezogen durch die (von der) Lesung derselben im franz. Original und ergriffen von der kräftigen und gewaltigen Darstellung der Heilswahrheiten in ihnen, in mehrern Lesern derselben der Wunsch erzeugt wurde, ihnen eine noch allgemeinere Verbreitung zu verschaffen, und sie durch eine Uebersetzung Vielen zugänglich zu machen." (Vorr. der Uebers.). Im Original sind 6 Predigten befindlich, die 148 S. ausfüllen, nebst einem 71 S. starken Anhange, in welchem unter dem Titel: „*Notes*" aus ältern und neueren Schriftstellern mehrere Citate zusammengetragen sind, die auf verschiedene in den *Sermons* selbst vorkommende Stellen zurückweisen, und von der Belesenheit, wie von dem sammelnden Fleiss des Vfs. ein rühmliches Zeugniss ablegen, und durch die er ausser der Belehrung und Erbauung seiner Leser auch vorzüglich das bezweckte, zu „zeigen, dass zu jeder Zeit diejenigen, welche die christliche Kirche und selbst die Welt Ehren hält, *Eine Wahrheit bekannt und in der heil. S. die nämlichen Grundsätze gefunden haben.*" Diese Predigten nun, sammt den Anmerkk. giebt die Uebers. ziemlich treu und für Deutsche lesbar wieder; ausserdem aber noch die einzeln gedruckte, in Hamb. gehaltene und in unsern Blättern schon angezeigte Abschiedspr. d. Vfs, und endlich; „weil der Ertrag der Verdeutschung dem evangel. Missions Seminar des Hrn. Pr. *Jänike* zu Berlin bestimmt ist, auch noch einen Abdruck von D. *Neander's* „Aufruf zu milden Beysteuern für die evangel. Missionen unter den Heiden." Wir müssen also den Uebersetzern das Zeugniss geben, dass sie sich es recht sehr haben angelegen seyn lassen zur Verbreitung der Vorträge, von welchen sie sich so sehr „angezogen und ergriffen" gefühlt haben, das Ihrige möglichst beyzutragen.

Ob nun in den 6 Predigten des Originals — denn mit diesen haben wir es doch eigentlich, da die Abschiedspredigt schon ihren Beurtheiler gefunden hat, hier nur zu thun, „die Darstellung der Heilswahrheiten so kräftig und gewaltig" sey, als sie den Uebersetzern vorgekommen ist, darüber wollen wir dem Urtheil unserer Leser nicht vorgreifen, sondern uns begnügen, ohne Einmischung unserer eigenen An-

Ansichten, wieder zu geben, was wir gefunden haben.

Die Aufschriften sind folgende 1) Emanuel. 2) das Kreuz J. C. 3) Die Verkündigung des Evangel. 4) der Dienst J. C. Homilie. 5) die Pflicht der Herren gegen ihre Hausgenossen. 6) das Werk des Heils. Homilie.

Man sieht, es sind nicht lauter rein dogmatische Gegenstände, womit sich diese Vorträge beschäftigen; auch die Moral des Christenthums findet in ihnen Raum, und es ist erfreulich zu bemerken, dass sowohl der Vf. als die Uebersetzer letztere von den „Heilswahrheiten nicht ausschliessen. Man sieht ferner, dass der Vf. sich nicht an Eine Predigtform ausschliesslich bindet, sondern zur Abwechslung auch in der „Homilie" sich versucht. Wie ihm diese gelinge, mag sich aus dem letzten Vortrage: *das Werk des Heils* ergeben, den der Vf. selbst, — wiewohl er über seine Arbeiten überhaupt sehr bescheiden sich erklärt — für den gelungensten von den beiden in dieser Gattung hier befindlichen hält. Der Text ist Phil. 1, 6. Nach ihm erwägt der Vf. 1) das Werk, von dem die Rede ist, und das der Ap. „*dies Werk*" nennt; 2) der Ort, wo es vor sich geht: „*in Euch*;" 3) die Beschaffenheit, die demselben beygelegt wird: „ dieses *gute* Werk." 4) den, der als Urheber desselben genannt wird: „*der, welcher es angefangen hat;*" 5) die Meinung, welche der Ap. von dem Fortgange dieses Werkes hat: „*der wird's auch vollführen*;" 6) die Gewissheit dieser Vollführung: „*und bin desselben in guter Zuversicht*," und endlich 7) die Zeit, bis zu welcher diese Vollführung sich erstrecken wird: „*bis an den Tag J. C.*" Obgleich nun eine solche Textanalyse schwerlich mit der eigentlichen Homilie eins und dasselbe ist, und auch die Ordnung, in welcher der Vf. seine Sätze aufgestellt hat, etwas willkürlich genannt werden möchte, so wollen wir doch darüber nicht rechten. Wir gehen zu den andern Predigten über und heben ohne weitere Auswahl nur aus Pr. 1 und 2 folgendes aus. In der ersten, einer Weihnachtspr. mit der Inschrift: *Emanuel*, nach Matth. 1, 23. sucht der Vf. im 1sten Th. zu erörtern und zu beweisen, dass *Gott mit uns gewesen*, und zwar, wie er ausdrücklich hinzufügt, nicht bildlich, sondern buchstäblich, nämlich in dem Sinne: *Gott selbst ist Fleisch geworden und ein Mensch, gleich wie wir*. Diess soll begründet werden 1) mit Bibelstellen, deren ausser den Texteswörten noch Col. 2, 9. Joh. 1, 1. 3. 14. Röm. 9, 4. 5. 1. Tim. 3, 16. 1. Joh. 5, 20. angeführt werden; 2) aus der Natur des Werkes, das vollbracht werden sollte. Der Vf. ist nämlich der Meinung: ein Werk der *Macht* habe Gott allenfalls wohl einem seiner Diener auftragen können, aber um ein Werk der *Barmherzigkeit* zu vollbringen, müsse er nothwendig (?!) *selbst* gekommen seyn. Den Einwürfen dagegen begegnet der Vf. auf folgende Weise: Sagt jemand, er könne das nicht verstehen, so behauptet der Vf. „es ist aber doch geschehen: und *dass* es geschehen ist, kann ein Kind begreifen, wenn gleich nicht die Art, *wie?*" Sagt ein anderer: er könne das nicht mit den Begriffen von Gottes Majestät und Grösse vereinbaren, so behauptet dagegen der Vf. eben in der Schmach, welche *Gott* (?) erlitten hat, entdecke er seine ganze Herrlichkeit." Sagt ein dritter: was denn Gott für andere Welten geworden sey, wenn er für uns Mensch geworden ist: so antwortet der Vf.: „Gott werde für die andern Welten alles seyn, was sie bedürfen," u. s. w. u. s. w. Aus der 2ten einer über Gal. 6, 14 gehaltenen Charfreytagspr. *das Kreuz J. C.* glauben wir wohl zu thun, wenn wir den Vf. selbst im Original reden lassen, wollen jedoch die Uebersetzung; um auch von dieser eine Probe zu geben, beyfügen. Nachdem der Vf. mehrer Eigenschaften Gottes erwähnt hat, die das Kreuz J. C. uns anschaulich macht, redet er auch von der *Herrlichkeit* Gottes p. 30 f. in folgenden Ausdrücken: *Où apprendrez-vous à connaître la gloire de Dieu? — Quelle est donc la place ô mon Seigneur et mon Dieu! où je puis te trouver dans toute ta gloire?* — u. s. w. Zu deutsch S. 30 f. d. Uebersetzung: Wo werdet ihr die *Herrlichkeit* Gottes erkennen lernen? — Welches ist der Ort, o mein Herr und mein Gott? wo ich dich in aller deiner Herrlichkeit finden kann? — Soll ich dich in der Mitte der Welten, welche du geschaffen hast, suchen, oder in einem unzugänglichen Lichte, von fern umgeben von allen deinen Engeln, welche vor dir ihre Häupter zur Erde (?) neigen? — — Ich vermag im ganzen Weltall keinen Ort zu finden, der deiner Herrlichkeit entspräche. Alles ist so klein für dich, alles ist so wenig im Einklange mit deiner Unendlichkeit! — Aber nein — ich weiss einen Ort, der aller deiner Herrlichkeit genügt — und diess ist ein verfluchtes Holz, an das du geheftet bist. Da erkenne ich dich in aller deiner Erhabenheit, viel mehr als umgeben von diesen Tausendmal Tausend, welche die Wache deines Thrones bilden (Dan. 7, 10) — alle diese Gedanken von Engeln, Erzengeln und Cherubinen, welche vor dir das Haupt neigen, sind nur geringe Vorstellungen von dem entlehnt, was der Mensch Grösse nennt; aber für unsre Sünde an ein Kreuz geheftet, o deine Herrlichkeit ist unendlich? Ich sehe darin auch nicht den geringsten menschlichen Zug, du hast denn einen dir ganz eigenthümlichen Glanz, du erscheinst in einem durchaus göttlichen Lichte. — Ach, ich beneide die Engel und Erzengel nicht, welche dir ihre Unterwürfigkeit bezeigen, wenn du auf deinem himmlischen Throne sitzest. Uns *Menschen* ist es gegeben dich auf einem um Vieles *herrlichern* (? noch herrlicher als der himmlische?! Im Original steht doch nur *plus merveilleux*) Throne — an deinem Kreuze dich anzubeten." u. s. w. Ferner p. 47. 48. *Oui Seigneur! je me lève à cette heure, et je me présente devant la croix!* u. s. w. Uebers. S. 45: „Ja Herr und Heidland ich erhebe mich in dieser Stunde und nahe mich deinem Kreuze! du brachtest dort für mich ein Opfer; ich komme dir das meinige zu bringen (*tu y apportas*

tas — la mienne fehlt in der Uebers.) Ich komme Herr! mich zu entblössen von Allem und dir zu erklären, dass es nichts in der Welt giebt, dessen ich mich rühme, als allein das Kreuz, an welches ich dich befestigt erblicke. Vor dir werfe ich alle meine vermeintliche Grösse hin: dein Kreuz verdunkelt und vernichtet sie; ich opfere dir allen diesen Koth auf, dessen ich mich sonst rühmte. Ich trete meine Gerechtigkeit mit Füssen; weil ich weiss, dass das, was ich meine Gerechtigkeit nannte, nichts als Ungerechtigkeit war. Ich trete meine Heiligkeit mit Füssen, weil ich weiss, dass das, was ich meine Heiligkeit nannte, nichts als Schande war. Ich trete meine verdienstlichen Werke mit Füssen, weil ich weiss, dass darunter auch nicht *eins* zu finden ist, das rein wäre, und dass dasjenige, wodurch ich das Leben zu verdienen glaubte, mir nur die Verdammniss verdienen kann. Es bleibt mir nichts übrig, o Herr! Siehe mich hier, wie du mich haben willst, siehe mich im Staube, siehe mich *elend, arm, blind und bloss vor dir.*" — Solcher Stellen liessen sich mehrere anführen. Diese aber mögen genügen zu zeigen, von welcher Art die „kräftige und gewaltige Darstellung der Heilswahrheiten" in diesen Predigten sey.

Cassel, gedr. b. Hampe: *Drey Predigten bey einer Amtsveränderung, mit einer Grabrede,* von *Friedrich Josias Geisse*, Dr. d. Philos., erstem Prediger der Stadt-, und Metropolitan der Classe Homberg. 1824. 54 S. 8. (3½ gGr.)

So wünschte Rec. beym Lesen dieser Vorträge wiederholt, so sollten alle Prediger, wenn, wie bey Abschieds- und Antrittsreden, das *von sich selbst Reden auf der Kanzel* einmal unvermeidlich ist, von sich selbst reden, als Solches von dem wackern Vf. bey Gelegenheit seiner Beförderung aus der Classe Felsberg und der Pfarrei Nieder-Möllrich in die Classe und Stadt Homberg geschehen ist; mit dieser Bescheidenheit, mit dieser Vertraulichkeit gegen die bisherige und dieser zuvorkommenden Offenheit und Herzlichkeit gegen die neue Gemeinde, mit diesem lebendigen Gefühle für die Würde seines Standes und die Wichtigkeit seines Berufes in dem einen und dem andern Wirkungskreise. Aber freylich müssten, um dieses zu können, auch alle ihre Stellen wechselnden Prediger so achtungsvoll von ihren Gemeinden denken und für deren Bildung zum Höheren von einem so warmen Eifer beseelt seyn, als Solches, aus vorliegenden Casualreden zu urtheilen, bey Hrn. *G.* der Fall ist. Rec., der es weiss, dass man aus Hessen nicht lauter *Musterpredigten* (eben so wenig, wie lauter *Mustergedichte*) zu erwarten gewohnt ist, spricht nur seines Herzens volle Meynung aus, wenn er versichert, dass er diese kleine Sammlung geistlicher Amtsreden nicht nur mit dem reinsten Vergnügen gelesen, sondern es dabey auch tief empfunden hat, welch' eine glückliche und ehrenwerthe Lage die Lage eines Predigers auf dem Lande ist, wenn er seiner Gemeinde ganz Der ist, der er ihr als Rathgeber und Freund, als Lehrer und Vorbild im Guten seyn kann und seyn soll. Um eine Probe von dem Vortrage des Vfs. zu geben, hebt Rec. eine Stelle aus der 2ten Predigt aus; nicht etwa, als ob er sie zu den gelungensten Stellen zählte, nur weil sie Eine der sehr Wenigen ist, mit denen er, nach seiner Ansicht, nicht ganz zufrieden seyn darf. „Die Liebe allein bringt den Himmel und seinen Frieden, die Seligkeit, in das Innere des Menschen. Wer zu ihr gekommen ist, der trägt Gott, die Welt und die Menschheit im Herzen." (Dichterisch schön; ob aber auch dem Kanzelvortrage angemessen?) „Das Gute ist ihm zur Natur, zur Gewohnheit geworden," (psychologisch wahr; bleibt aber das Moralischgute noch diess, wenn es aus Gewohnheit geschieht, wenn es zur andern Natur geworden ist?) „Der Kampf mit dem Sinnlichen und Irdischen hat aufgehört" (*marcet sine adversario virtus!*), „der Mensch hat es zum seligen Leben in sich selbst gebracht" (moralisch richtig, aber doch wohl für die Mehrzahl der Zuhörer dunkel)," er hat die Welt überwunden u. s. w." *Weil er Gott im Herzen hat, so ist auch der Himmel darin, denn Gott ist, wo der Himmel, und der Himmel, wo Gott ist.*" Aussprüche, wie sie jetzt von manchen Schriftstellern geschehen, die aber etwas pantheistisch klingen, und in der Predigt gebraucht, vor einer gesunden Homiletik schwerlich die Probe bestehen.)" Doch nur sehr selten stiess Rec. auf einzelne Darstellungen, die ihn, wie diese, an sich zwar nicht ganz zusagten, mit deren Hauptgedanken er aber gleichwohl völlig übereinstimmte, und die nichts von den guten Eindrücken schwächten, welche das Ganze dieser vortrefflichen Predigten auf ihn machte. — Die *Erste* ist des Vfs. Predigt zum Abschiede von den Gemeinden zu Nieder-Möllrich und Lohre, gehalten am 2. May 1824. über Johan. 14, 27. und hat zur Ueberschrift „*Mein herzliches Lebewohl.*" Mit der *Zweyten* eröffnete Hr. G. seinen neuen Wirkungskreis zu Homberg in Hessen am 9. May 1824. sie hat zum Texte Philip. 1, 9. und zum Thema „*Mein höchster Wunsch beym Antritte meines Amtes.*" Von der *Dritten*, am 16. May d. J. gehaltenen, heisst es in dem Vorworte, sie sey eine Begleiterin der beiden vorhergehenden, weil eine gleiche Gemüthsstimmung, wie bey diesen, sie hervorgebracht habe. Ueber Johan. 7, 33. wird auf die „*Wahrheit und Wichtigkeit des Gedankens, dass wir nur noch eine kleine Zeit bey unsern Nebenmenschen sind*" aufmerksam gemacht. Eine äusserst herzliche *Rede am Grabe des Hrn. T. K. Schirmer*, des Vfs. einzigen Collegen, gehalten am 2ten Pfingsttage, d. 7. Jun. d. J., macht den Beschluss. Irrt Rec. nicht, so ist es dessen hinterlassene, zahlreiche, hülfsbedürftige Familie, zu deren Besten, nach dem Titel, die kleine Predigtsammlung verkauft wird. Möchte sie einen desto reicheren Absatz finden und der brave Vf. seinen edlen Zweck bey der Herausgabe in desto höherem Grade erreichen!

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1824.

MATHEMATIK.

Leipzig, b. Barth: *Vorbereitungen zur höheren Analysis* von *Heinr. Wilh. Brandes*, Professor an der Universität zu Breslau.

Auch unter dem Titel:

Der polynomische Lehrsatz und leichte Anwendungen desselben, zum ersten Unterrichte für Anfänger dargestellt. 1820. XII und 178 S. 8.

Dieses Lehrbuch der sogenannten Analysis endlicher Grössen enthält eine kurze Zusammenstellung der Hauptlehren dieser Wissenschaft in guter Ordnung und fasslichem Vortrage, so dass Rec. von sich nicht sagen kann, dass er das Buch, wie der Vf. in der Vorrede sich ausdrückt, schimpfend über schlechte Kost, aus der Hand gelegt habe. Es ist für die ersten Anfänger geschrieben und für diese brauchbar. Der schon gewandte Analytiker wird nichts Neues von Bedeutung aus ihm lernen, welches aber auch nicht seine Bestimmung seyn soll. Auch glaubt Rec., dass selbst für *den* Anfänger, welcher die Wissenschaft um ihrer selbst willen studirt, schon eine strengere und allgemeinere Darstellung mancher wichtiger Lehren, als in dem Buche gegeben wird, nöthig ist, wohin wir z. B. den Beweis des binomischen Lehrsatzes in grösster Allgemeinheit rechnen, bey welchem das Gesetz nur bis zum siebenten Gliede bewiesen wird, ohne durch die bekannte Schlussart von dem $n$ten auf das $(n+1)$te Glied seine allgemeine Gültigkeit zu rechtfertigen. Besonders brauchbar halten wir das Buch für wissenschaftliche Practiker und solche Anfänger, welche Mathematik für irgend einen practischen Zweck hören und studiren, denn diese werden in dem Buche gerade *den* Umfang von Sätzen antreffen, von denen sie in ihrem künftigen Berufe die meisten Anwendungen zu machen Gelegenheit haben werden, und für sie ist auch die Darstellung streng genug. Wir können es daher höhern militairischen Lehranstalten, Bauakademien u. s. w. empfehlen, und glauben, dass es den hier zu erreichenden Zweck besser erfüllen wird, als manche andere Lehrbücher, wie z. B. selbst der *erste* Theil des sonst vortrefflichen *Pasquich'schen* Lehrbuches, welches auf Anstalten dieser Art, namentlich im preussischen Staate, nicht selten gebraucht wird.

Um die Leser in den Stand zu setzen, selbst einigermaassen zu urtheilen, geben wir eine kurze Uebersicht des Inhalts, mit nur wenigen Bemerkungen. In der *ersten Abtheilung* — Untersuchungen, die als Einleitung zu dem polynomischen Lehrsatze dienen — geht der Vf. von den figurirten Zahlen aus, kommt dann zu den arithmetischen Reihen höherer Ordnungen überhaupt, von welchen jene ein besonderer Fall waren, und giebt hierbey zugleich einige Bemerkungen über das Interpoliren, welche dankend aufzunehmen sind, da sich sehr mit Unrecht in keinem der gewöhnlichen Lehrbücher über diese, auch practisch wichtige, Theorie etwas findet. Hierauf folgen die Elemente der Combinationslehre mit Anwendungen auf die Zerfällung der ganzen Zahlen. Auf die *Hindenburgische* oder irgend eine andere combinatorische Charakteristik ist, in einem Lehrbuche für erste Anfänger, nicht mit Unrecht, nicht Rücksicht genommen. Nur erst in dem *zweyten* Abschnitte der *zweyten* Abtheilung kommt etwas Weniges hierüber vor. Der Vf. giebt den von *Thibaut* gebrauchten Zeichen den Vorzug. Bey den Variationen betrachtet er nur die sogenannten Variationen mehrerer Reihen von Elementen; doch hätte auch Einiges über den eigentlichen Begriff der Variationen — Combinationen mit Permutationen — gesagt werden sollen. — In der *zweyten Abtheilung* — Darstellung des polynomischen Lehrsatzes — kommen im *ersten* Abschnitte die bekannten Sätze über die Multiplication mehrerer binomischer und polynomischer Factoren, und zugleich ein Beweis des binomischen Lehrsatzes für positive ganze Exponenten, mittelst der Combinationen ohne Wiederholungen, vor. Eben so leicht hätte aus §. 88. der binomische Lehrsatz für negative ganze Exponenten mittelst der Combinationen mit Wiederholungen abgeleitet werden können. Der *erste* Abschnitt schliesst mit Bemerkungen über die Anzahl der Zerfällungen einer Zahl in andere ganze Zahlen, nach *Euleri Introd. in Anal. Inf. Tom. I. Cap. XVI.* Im *zweyten* Abschnitte der binomische und polynomische Lehrsatz für positive ganze Exponenten, ersterer hier mit Hülfe der Permutationen, letzterer für die verschiedenen Formen des Polynomiums auf bekannte Art bewiesen. Im *dritten* Abschnitte der binomische und polynomische Lehrsatz für negative und gebrochene Exponenten, ersterer im ersten Falle wie in *Michelsens Briefen über die Buchstabenrechnung und Algebra. Berlin.* 1786. oder dessen Anfangs-

Anfangsgründen der Buchstabenrechnung, das. 1788. im andern Falle wie in *Thibaut's Grundriss der allgemeinen Arithmetik oder Analysis. Gött.* 1809. bewiesen. Aus dem binomischen Satze wird dann die Gültigkeit des polynomischen für alle Arten von Exponenten auf bekanntem Wege abgeleitet. Die *dritte Abtheilung* — Anwendungen des polynomischen Lehrsatzes — enthält die Reversion der Reihen, die Entwickelung der Exponentialgrössen und Logarithmen so wie auch der trigonometrischen Grössen in Reihen, trigonometrische Ausdrücke mit Exponentialgrössen mit imaginären Exponenten, die bekannten goniometrischen Formeln für *Cos.* $n\varphi$ und *Sin.* $n\varphi$, und zuletzt einige Lehrsätze aus der Theorie der Gleichungen, worunter in §. 172. auch der *newtonische* Satz vorkömmt.

Schliesslich erlaubt sich Rec. noch zwey Bemerkungen. Die erste betrifft den Titel des Buches: *Vorbereitungen zur höheren Analysis.* Rec. glaubt nämlich, dass sich der Umfang solcher Vorbereitungen, was den rein arithmetischen Theil der höhern Analyse betrifft, ziemlich genau bestimmen lässt. Diese Vorbereitungen bestehen nämlich, wie es uns dünkt, in einem ausführlichen Beweise des Satzes, dass jede Funktion sich in eine nach den positiven ganzen Potenzen ihrer veränderlichen Grösse fortschreitende Reihe entwickeln lässt. Ein völlig strenger, allgemeiner, und deutlicher, bloss auf den Begriff der Function gegründeter Beweis dieses wichtigen Satzes ist nach des Rec. Meinung, ungeachtet der Bemühungen berühmter Mathematiker, noch nicht gegeben, und der Satz muss daher immer noch für jede besondere Art der in der Analysis vorkommenden Functionen einzeln bewiesen werden, daher auch mehrere Schriftsteller, z. B. *Lacroix* in seinem *Traité complet du calcul différentiel etc.*, ihren Lehrbüchern der Differenzialrechnung Einleitungen über die Entwickelung der Functionen in Reihen vorausgeschickt haben. Rec. wünscht, dass der Vf. in seinem Lehrbuche, als Vorbereitung zur höhern Analysis, auf den genannten Satz bey der Entwickelung jeder einzelnen Art der Functionen besonders Rücksicht genommen hätte. Unsere zweyte Bemerkung betrifft den Vortrag, auch der Lehren der analytischen Wissenschaft, unter den Titeln: *Lehrsatz, Aufgabe, Zusatz* u. s. w. Der Vf. giebt dieser Methode in der Vorrede vor dem in französischen Schriften gewöhnlichen fortlaufenden Vortrage den Vorzug, und Rec. stimmt ihm hierin ganz bey. Nur ist er der Meinung, dass auch hierin ein Mittelweg einzuschlagen sey, und dass Formeln, welche durchaus nur unmittelbares Ergebniss einer analytischen Rechnung sind, nicht zu Anfang in einer Auflösung, die dann bewiesen wird, sondern bloss am Ende der Auflösung aufzustellen seyen. Der Vf. thut Ersteres z. B. §. 124. mit den acht ersten ziemlich zusammengesetzten Coefficienten der umgekehrten Reihe auf ein und einer halben Seite. Alle diese Formeln kommen aber natürlich im Laufe des Beweises noch einmal vor, und man muss also Etwas doppelt lesen, was nur einmal zu lesen nöthig wäre. Besser wäre es auf jeden Fall, die in der Auflösung gefundenen Formeln, anstatt am Anfange, am Ende der Auflösung zur Recapitulation nochmals zusammen zu stellen, denn dann lassen sie sich weit leichter lesen, als am Anfange.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HALBERSTADT, gedr. b. Delius: *Halberstädtische Blätter*, eine Wochenschrift für das Jahr 1823, herausgegeben von Dr. *Christian Friedrich Bernhard Augustin*, Domprediger zu Halberstadt. *Zwey* Bände oder 52 Stücke. 420 und 424 S. 8. mit 2 Titelbildnissen in Steindruck. (1 Thlr. 8 Gr.)

Schon im J. 1785 fing die damals neu gestiftete, späterhin unter der westphälischen Regierung wieder aufgelöste literarische Gesellschaft zu Halberstadt an, eine Wochenschrift mit dem Titel: *Halberstädtische gemeinnützige Blätter* herauszugeben, die unter mehrmals veränderten Namen bis zum Schlusse des J. 1810 fortgeführt wurde, und sich besonders in ihrer frühern Periode eines zahlreichen Leserkreises, vornehmlich zu Halberstadt und dessen Umgegend, aber zum Theil auch in weiterer Entfernung, erfreute. (S. A. L. Z. 1807. Erg. Bl. Nr. 145.) Hr. Dompred. *Augustin*, welcher die Redaction dieser Zeitschrif in den letzten zehn Jahren besorgt hatte, beschloss sie in etwas veränderter Gestalt wieder ins Leben zu rufen, so dass ihr Inhalt sich zunächst auf die Stadt und das ehemalige Fürstenthum Halberstadt beziehen sollte, was bey der frühern Wochenschrift nur theilweise der Fall gewesen war. Bekanntlich haben ähnliche Repertoria über einzelne Provinzen, in frühern Zeiten zumahl, eine lange Dauer erlebt und es bestehen deren noch jetzt in Schlesien, Westphalen u. a. O. Die gegenwärtige Unternehmung aber fand nur in der Stadt Halberstadt selbst eine einigermassen bedeutende Unterstützung, die Theilnahme der nähern und fernern Umgebungen war sehr gering, welches, abgesehn von der Concurrenz einiger andern Blätter, wohl vornehmlich dem durch zahlreiche Unterhaltungsschriften verwöhnten Geschmack des grossen Publikums und vielleicht selbst einer verminderten Theilnahme an dem Vaterländischen zuzurechnen ist. Letztere möchte sich ihrer Seits wiederum aus dem immer mehr zunehmenden Herumwerfen der Menschen in der Welt erklären lassen, in Folge dessen sich an jedem Orte eine verhältnissmässig grosse Anzahl von Fremden findet, die den Ort und seine Geschichte gewöhnlich mit geringerer Liebe als die Eingebornen umfassen. Wenn nun gleich dieser Wochenschrift bey dem reichlich vorhandenen und zweckmässig benutzten Stoffe eine längere Dauer zu wünschen gewesen wäre, so ist doch das in dem vorliegenden *einzigen* Jahrgange gelieferte schon dankens-

dankenswerth genug. Manche der hier vorkommenden Auffätze find felbst für das grössere Publikum nicht ohne Interesse, wie fich aus folgender Uebersicht der bedeutendern ergeben wird.

Erster Band. Uebersicht der bisherigen halberstädtischen Zeitschriften, vom *Herausgeber*. Ein verhältnissmäfsig wohl zu ausführlicher Auffatz. Die meisten der 14 frühern halberstädtischen Zeitschriften sind ohne bedeutenden Gehalt, selbst der hier allzu günstig beurtheilte *Polyhistorische Zweck und Bestimmung der Halberstädtischen Blätter*, vom *Herausgeber*: Dieser Auffatz beweist, dass der Herausgeber die Schwierigkeit des Unternehmens unter den obwaltenden Umständen vorhersah. *Ehrengedächtniss des Konsistorialraths* Dr. *Hermes* zu Quedlinburg, vom Superint. Dr. *Fritsch* daselbst. Von allgemeinem Interesse. *Das Pfortenhaus* (eine sehr alte, milde Stiftung zu Halberstadt) vom *Herausgeber*. *Ausführlich*. und belehrend. *Beyträge zur Lebensgeschichte der Gräfin Maria Aurora von Königsmark, Pröbstin des Stifts Quedlinburg*, von *Fritsch*. Sie betreffen zunächst ihre Verhältnisse zu Quedlinburg, sind aus den Acten geschöpft, und um so schätzbarer, da die Lebensbeschreibung der Aurora im hallischen Biographen (*zweyten* Bandes *zweytes* Heft) vom verstorbenen Professor *Voss* voll Unrichtigkeiten ist, welche das Conversationslexicon grossentheils wiederholt hat. *Nachrichten von dem halberstädtischen Erbmarschallamte, vom Kriminalrichter Schlemm. Schicksale des Burchardiklosters* (vor Halberstadt) *im dreissigjährigen Kriege*, vom *Herausgeber*. Ein Beytrag zur Geschichte der Verfolgung der Katholiken durch die Protestanten. *Ehrengedächtniss des Feldmarschalls Friedrich Ferdinand Heinrich Emilius Grafen Kleist von Nollendorf*, vom *Herausgeber*. Einer der interessantesten Beyträge. Der verdiente Feldherr hegte eine Vorliebe für das Halberstädtische und hatte die ihm durch ein Kabinetsschreiben vom 3ten Juny 1814 zugesicherte Dotation auf seinen ausdrücklichen Wunsch, in zwey halberstädischen Domainenämtern (Stötterlingenburg und Wülperode) erhalten. Er erscheint hier besonders auch als ein warmer Freund der Kirchen und Schulen, der die Pflichten eines Patrons derselben sorgfam übte. *Jämmerliches Ende des letzten Besitzers der Grafschaft Reinstein* (Regenstein), *Grafen Joh. Erasmus von Tattenbach, nebst einigen urkundlichen Nachweisungen über diese Grafschaft*, vom Prediger *Christian Niemeyer*. *Ehrengedächtniss des verstorbenen Predigers und Rectors der Martinischule* Dr. *Christian Gottfried Wilhelm Lehmann*, vom *Herausgeber*. Der Verstorbene ist auch als Schriftsteller nicht unbekannt, war aber weit mehr noch als Mensch ausgezeichnet

Zweyter Band. Die vormaligen Heilquellen zu Hornhausen, vom *Herausgeber*. Sehr interessant, besonders durch den Contrast der ehemaligen glänzenden Berühmtheit mit der jetzigen völligen Vergessenheit, ja Nicht-Existenz dieser zwey starke Meilen von Halberstadt entfernt gelegenen Heilquellen. *Geschichte des Streits des Bischofs Albrecht von Halberstadt, besonders mit den Grafen Bernhard und Albert von Regenstein über die Schutzherrschaft von Quedlinburg*, von *Fritsch*. Aus den Urkunden und ältesten Nachrichten geschöpft und daher von den bisherigen Erzählungen dieser Vorgänge zum Theil abweichend. *Nachrichten von dem früh verstorbenen postulirten Bischof Rudolph III. von Halberstadt*, vom Registrator *Niemann*. *Uebersicht der bisher zu Quedlinburg, Aschersleben und Wernigerode erschienenen Zeitschriften*, vom *Herausgeber*. Ihrer sind zusammen nicht halb so viel als die zu Halberstadt erschienenen, und sie sind meistens noch weniger bedeutend. *Merkwürdige Entdeckung einer altdeutschen Opferstätte* (nahe bey Halberstadt) vom *Herausgeber*. Wichtig. Der Vf. hat seitdem noch sehr bedeutende Entdeckungen dieser Art in der Umgegend Halberstadt gemacht, deren Beschreibung in einer eigenen Schrift zu erwarten ist. *Beytrag zur mittlern Geographie der Gegend von Halberstadt und Quedlinburg*, von *Fritsch*. *Ueber den Ursprung* und *die zweckmässigste Wahl der Taufnamen*, vom *Herausgeber*. Sehr ausführlich. *Bemerkungen über die Bodesche Karte vom vormaligen Bisthum Halberstadt*, von *Schlemm*. *Das Schloss zu Gröningen* (eine Meile von Halberstadt) *und von Wurmb's Project einer in demselben zu errichtenden Frauenzimmeracademie*, von *Niemann*. Das Project blieb unausgeführt und das Schloss ist jetzt durch einen gewinnsüchtigen Speculanten zerstört. *Johann von der Asseburg, ein Vaterlandsfreund*, von *Chr. Niemeyer*. *Die halberstädtische Judenschaft*, von *Schlemm*. *Die Juden in Quedlinburg*, von *Fritsch*. *Diplomatische Nachrichten von der Kapelle bey Schwanebeck* (eine Meile von Halberstadt) vom Pred. Dr. *Kunze* (Vf. des Heldengedichts: Heinrich der Löwe.) *Ueber die Hunnenschlacht am Elme*, vom Pred. *Ballenstedt* (Vf. der Schrift über die Urwelt), nebst einer Gegenerklärung, von *Schlemm*. Dieser Gegenstand ist nach dem Aufhören der halberstädtischen Blätter in den gleichzeitig zu Halberstadt erscheinenden *Mittheilungen* (ebenfalls eine Wochenschrift) nochmals zur Sprache gekommen. Ein doppeltes Register macht den Beschluss jedes Bandes, und dem zweyten ist auch das Verzeichniss der Leser oder vielmehr Subscribenten angehängt, unter denen sich nicht wenige Handwerker und Leute von ähnlichem Stande zu Halberstadt befinden.

Der Preis von 1 Thlr. 8 Gr. für mehr denn 52 Bogen, ist sehr billig; es ist derselbe, der für die letzten Jahrgänge der frühern Wochenschrift angesetzt war. Dabey aber ist das Aeussere der gegenwärtigen noch besser, namentlich das Format grösser, auch ist, was seiner frühern fehlte, jedem Bande das Bildniss eines verdienten Halberstädters in Steindruck beygegeben, nämlich das Bildniss des Dich-

Dichters und Volksschriftstellers *Eichholz* dem *ersten*, und das des Consistorialraths und Rector *Fischer* dem *zweyten* Bande.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Braunschweig, gedr. b. Vieweg: (Zum Besten der Armen) *Georg Christian Bartels Religionsvorträge bey seiner Amtsveränderung*. 48 S. gr. 8. und 8 S. Titel und Dedikation.

Der Vf., bisher Pred. zu Schliestedt und Warle, bekannt durch seine wohlgerathenen Homilien (1817 und 1821) und durch seine neuerdings (1824) erschienene „specielle Homiletik", ward auf die Pfarre zu *Querum*, in der Parochie Riddagshausen versetzt, und dieser seiner Amtsveränderung verdanken wir diese Vorträge, die einen sehr ehrenvollen Platz auf dem Gebiete der homiletischen Literatur einnehmen. Es sind ihrer 4 an der Zahl, an 4 auf einander folgenden Sonntagen Tr. 20 – 23 gehalten, nämlich: der erste unter dem Titel einer „Amtspredigt" über Matth. 22, 1 – 14., in der Hauptkirche zu Wolfenbüttel; der andre zu Schliestedt und Warle über Kol. 1, 9 – 12. zum Abschiede; der dritte vor der Einführung in der Klosterkirche zu Riddagshausen über Matth. 18, 23 – 25; der vierten endlich zum Antritt ebendaselbst über Röm. 14, 17 – 19. Sie empfehlen sich sämmtlich durch gediegene Kürze (keine füllt über 10 nicht sehr eng gedruckte Seiten), durch die edelste Einfachheit, durch lichtvolle Darstellung und durch ein sanft erwärmendes Feuer der Beredsamkeit. Insonderheit verdient die 2te Predigt als Muster eines Textgemäsen Vortrags ausgezeichnet zu werden. Ueber Kol. 1, 9 – 12. lautet das einfache Thema: „*meine letzten Wünsche für euch*" 1) dass ihr erfüllet werdet mit Erkenntniss d. göttl. Willens in allerley geistl. Weisheit und Verstand; 2) dass ihr wandelt würdiglich, dem Herrn zu allem Gefallen, und fruchtbar seyd in allen guten Werken; 3) dass ihr gestärket werdet mit aller Kraft, nach seiner herrlichen Macht in aller Geduld und Langmüthigkeit mit Freuden; 4) und danksaget dem Vater, der euch tüchtig gemacht hat zu dem Erbtheil der Heiligen im Licht. — Wenn dem Vf. die Wahl des Textes zur Predigt vor der Einführung frey stand, so sehen wir nicht ein, warum er nicht lieber die Pericope für dasmal bey Seite legte. War er aber an die Pericope gebunden, so hätte sich wohl noch ein anderes Thema, als das behandelte: „*von der Bereitwilligkeit, mit unsern Beleidigern uns zu versöhnen*," das wenig zur Feyerlichkeit zu passen scheint, oder es hätte sich wenigstens eine andre Stellung eben dieses Hauptsatzes finden lassen. Soll Rec. seine unmassgebliche Meinung sagen, so würde er etwa das Thema so ausgedrückt haben: *wie sehr uns das Christenthum die Pflicht der Versöhnlichkeit erleichtere*, wo es Veranlassung gegeben haben würde, auch von dieser Seite den Segen des christlichen *Lehramtes* ins Licht zu stellen; oder noch specieller: *wie ehrwürdig dem christl. Religionslehrer sein Amt durch den Gedanken werde, dass er berufen sey, Beförderer des Friedens und der Einigkeit unter seinen Brüdern zu seyn.* Dabey wären auch alle die Entschuldigungen weggefallen, zu welchen sich der Vf. im Eingange über die Wahl seines Thema genöthiget sahe. Vorzüglich gelungen ist die letzte, die eigentliche Antrittspredigt die über Röm. 14, 17 ff. abermals sehr textgemäss und den Text erschöpfend *von dem segensreichen Verein christlicher Religionslehrer mit christlichen Gemeinen im Reiche Gottes* handelt, und 1) zeigt, wie der Endzweck dieses Vereins gemeinschaftlich erreicht werden könne; 2) warum auf diese Erreichung aller Eifer zu verwenden sey. Nur, wenn wir kritteln wollten, liesse sich sagen, dass in dieser Disposition das im Thema angekündigte „Segensreiche" des Vereins doch nicht deutlich genug hervortrete. Doch der Kritteley entsagend theilen wir vielmehr mit dem würdigen Vf. die Gefühle, die sich seiner bey dieser Predigt bemächtigen mussten, da er mit ihr seinen neuen Wirkungskreis an eben derselben Stätte eröffnete, an welcher sein ehrwürdiger Vater einst so verdienter Arbeiter am Werke des Herrn war, da er diesen Vortrag in Gegenwart dieses hochverdienten, im hohen Alter noch kräftig wirksamen Greises hielt und nur auf dessen Vorbild hindeuten durfte, um für sein neues Amt sich zu begeistern. Wie theuer ihm dieses Vorbild sey, spricht sich auch in der Zueignungsschrift aus, mit welcher er dem theuern Vater diese Predigten zu dessen 50jähriger Amts-Jubelfeyer übergab. Wir können nicht umhin am Schluss dieser Anzeige einem solchen Vater zu einem solchen Sohne und einem solchen Sohne zu solchem Vater Glück, und beiden zur fortgesetzten Wirksamkeit Segen von oben zu wünschen.

NEUE AUFLAGE.

Berlin, bey Amelang: *Andachtsbuch für gebildete Christen* von Dr. *C. W. Spieker*. *Vierte* verbesserte Auflage. *Erster* Theil. XXIV und 396 S. mit 1 Kpfr. und einer Titel-Vignette. *Zweyter* Theil. VIII und 414 S. mit 1 Kpfr. und 1 Titel-Vignette. 1824. 8. (Geheftet, mit grauem Umschlage 2 Thlr.) (S. die Recens. Ergänz. Bl. 1817. Nr. 85.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

August 1824.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

ZÜLLICHAU u. FREYSTADT, b. Darnmann: *Grundsätze der Forstwirthschaft* — von Dr. *W. Pfeil* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die *zweyte* Hauptabtheilung (S. 405—527) handelt von der *Forstausgabe* in eben dem practischen Geiste, in welchem das ganze Werk geschrieben ist. Sie zerfällt in folgende Kapitel; 1) von der Besoldung der Forstbeamten; 2) von den Forsteinrichtungskosten (für Vermessungen und Schätzungen, Anfertigung von Forstkarten u. s. w.); 3) von den Forstbesserungs- und Erhaltungsgeldern; 4) Von den Holzzugutemachungs- und Transportkosten; 5) Von den allgemeinen Ausgaben, als Schreibe- Kommissions- Bildungskosten der Forstbedienten etc.

S. 528—706 begreift das *zweyte* Hauptstück oder die Forstverwaltungskunde, worunter die Kenntnifs desjenigen verstanden wird, was dazu nöthig ist, um gegen die Anstellung untauglicher Beamten gesichert zu seyn, die Form der Verwaltung zu ordnen, jedem Forstbeamten den passenden und bestimmt bezeichnenden Wirkungskreis anzuweisen und die Beaufsichtigung derselben vollständig herzustellen, so dafs Niemand seine Pflichten zu verletzen im Stande ist.

Ob nicht die Verwaltung schon dadurch allein mehr vereinfacht und vervollkommnet werden würde, wenn sie von der Finanzbehörde getrennt und nur unter die allgemeine Aufsicht der ersteren gesetzt würde, als wenn man die Oberbehörden derselben zu Bestandtheilen der Regierung macht, hätten wir wohl gewünscht vom Vf. ausführlich erörtert zu sehen. Die ganze Technik mufs von der verwaltenden Forstbehörde abhängen, und diese für die bestmöglichste Art derselben, der Finanzbehörde verantwortlich seyn. Letztere hat sich weiter nicht hineinzumischen, als dafs sie ihr die Richtung im Allgemeinen anweist, welche sie zu nehmen hat, und dafs sie dieselbe ihrer Kritik und Controlle unterwirft, in welcher Beziehung daher die Direction der Forstverwaltung der Finanzbehörde stets unterworfen und verantwortlich bleibt, auch letztere solche Kenntnisse in sich schliessen mufs, wodurch sie nicht nur die staatswirthschaftliche Ansicht der Forsten erhält, sondern auch die Zweckmäfsigkeit und Vollkommenheit der ihr vorgelegten Technik benutzen kann. Für die Staatsbehörde gehört keine Betreibung eines Gewerbes. — Ist aber der Staat so eingerichtet, dafs er sein Einkommen dennoch aus der Selbstbetreibung gewisser Gewerbe zieht; so scheint es doch besser, diejenigen, welchen er die Betreibung derselben aufträgt, in die Stellung zu bringen, dafs sie als seine Instrumente und Verwalter erscheinen, denen er befehlen kann, wie sie diesen Betrieb nach allgemeinen Staatsansichten einrichten sollen, als dafs diese Verwalter und Gewerbsleute als unmittelbare Staatsbeamte zugelassen werden.

In dieser Verwaltungslehre handelt der Vf. 1) von der Wahl und Prüfung der Forstbeamten; 2) Von der Beziehung in welcher die Forstverwaltung zu den übrigen Verwaltungszweigen steht, ihrer nothwendigen Selbstständigkeit und unvermeidlichen Unterordnung unter die Centralstellen der ganzen Staatsverwaltung; 3) Von dem zweckmäfsigen Wirkungskreise der verschiedenen Forstbehörden; 4) Von der Controlle oder der Beaufsichtigung. Im zweyten Abschnitte wird zwar das Verhältnifs der Forstbehörden ziemlich so bestimmt, wie es die Absonderung des Forstgewerbbetriebes von der Anordnung derselben durch die Staatsbehörde bedarf. Aber dafs die Forstbehörde nicht ein Glied der Finanzbehörde ausmachen solle, ist dabey nicht genau bestimmt. Und doch rührt ein grofser Theil der Mifsbräuche der Forstbehörden blofs daher, dafs sie die Verantwortlichkeit ihrer technischen Maafsregeln von sich auf ein Collegium oder eine Person (den Finanzminister) schieben können, die von ihrem Fache oft nichts versteht, wie der Vf. selbst ganz richtig bemerkt hat. Alles aber würde in ein ganz anderes Verhältnifs kommen, wenn die Forstbehörde als die blofse technische Partey betrachtet wird, die wie etwa ein Baumeister die ihm aufgetragenen Bauten, die Forstwirthschaft ausführt, und welche eine Behörde, die zwar forstwirthschaftliche Kenntnisse in sich schliesst, aber sie mit staatswissenschaftlichen verbindet, die Techniker aus höheren Rücksichten leitet und beurtheilt. Einer solchen Behörde Mitglied kann kein blofs technischer Forstwirth seyn. Nur staatswissenschaftlich gebildete Männer können darin Sitz erhalten, und es mufs einer oder einige unter ihnen seyn, welche technische Forstkenntnisse in solchem Grade besitzen, dafs sie im Stande sind, alle Vorschläge und jedes Verfahren der

der Techniker nach staatswissenschaftlichen Begriffen zu beurtheilen.

Hierbey scheint eine Centralforststelle für die technische Administration der Staatswaldungen gänzlich überflüssig zu werden. Denn eine solche kann für die Technik der Forstwirthschaft in den einzelnen Provinzen nichts entscheiden. Vielmehr wird in jedem Administrationsbezirke eine Forstbehörde hinreichend seyn, so weit sie für die Bewirthschaftung der Wälder desselben nöthig ist. Für manchen Regierungsbezirk wird ein einziger Oberförster hinreichend seyn, den ganzen Wald desselben zu bewirthschaften, für einen andern ist vielleicht eine besondere Forstdirectionsbehörde nöthig. Alle Forstbehörden eines Regierungsbezirks werden aber unter der Regierung oder Staatsadministrationsbehörde ihres Bezirks stehen, und von ihr beordert und controllirt werden. Letztere empfangen ihre Anweisungen und Grundsätze für die Aufsicht und Verwaltung der Forsten von der obersten Central-Verwaltungsbehörde. Im Grunde stimmt dieser Vorschlag mit der Idee des Vfs. zusammen. Was der Vf. der Forst-Centralstelle zueignet, kann füglich theils den allgemeinen Administrationsbehörden, theils den Provinzial-Forstdirectionen überlassen werden.

Von der *Jagdkunde* giebt der Anhang nur eine kurze Ueberſicht. Sie macht eigentlich einen heterogenen Theil der Forstkunde aus, weil ihr Gegenstand ein ganz anderer ist als die Holzbenutzung, sie gehört der Forstwissenschaft nur in so fern an, als das Wild auch einen Bestandtheil der Wälder ausmacht, und daher am füglichsten von den Verwaltern bewirthschaftet wird. Eine ausführliche Jagdkunde hat sich das Publicum vielleicht von einer künftigen Arbeit des Vf. zu versprechen. Hier werden bloss die allgemeinen Grundsätze und die Rubriken, welche in einer Jagdwissenschaft vorkommen müssen, angedeutet.

Der Vf. spricht hier so wie in dem ganzen Werke, als ein mit seinem Gegenstande völlig vertrauter Kenner, und betrachtet seine Materie sämmtlich aus dem höheren Standpuncte der in den neuern Zeiten ausgebildeten Staats- und Nationalwirthschaft. Rec. stattet ihm wiederholentlich seinen Dank für die vielen Belehrungen ab, welche ihm sein Buch gewährt hat; und wünscht, dass es von Staatswirthen fleissig gelesen und erwogen werden möge. Wird die Wahrheit der darin aufgestellten, und durch Vernunft und Erfahrung bewiesenen Grundsätze und Folgen erkannt, so ist zu hoffen, dass die vielen falschen Begriffe und Vorurtheile, welche noch in der Forstadministration herrschen, und mit eingebildeter Weisheit den grössten Schaden hervorbringen, nach und nach weichen, und endlich der wahre Nutzen der Regierung und des Volks nach besseren und aufgeklärteren Einsichten auch in diesem wichtigen Theile der Staatswirthschaft mehr werde befördert werden.

THEOLOGIE.

NEUSTADT a. d. O., b. Wagner: *Kritische Prediger Bibliothek*, herausgegeben von Dr. *Johann Friedrich Röhr*, Grossh. Sachs. Weimar-Oberhofprediger, Oberconsist.- und Kirchenrathe, und Generalsuperintendenten. *Vierter* Band. *Vier* Quartalhefte. 1823. 744 S. 8. (3 Rthlr.)

Rec. glaubt seiner Recensentenpflicht hinreichend zu entsprechen, wenn er, mit Beziehung auf die Anzeigen der frühern Bände dieser trefflichen Zeitschrift, erklärt, dass vorliegender Band derselben keineswegs jenen nachstehe, sie vielmehr an Mannigfaltigkeit des Interesse noch zu übertreffen scheine. Derselbe Geist gründlicher theologischer Gelehrsamkeit und Sachkenntniss, sowie der Geist einer erleuchteten, auf reine Sittlichkeit gestützten Religiosität und freimüthigen gehaltreichen Kritik, welcher die früheren Bände charakterisirte, spricht sich auch in diesem aufs empfehlungswertheste aus, so dass diese Zeitschrift für Leser von den verschiedensten theologischen Ansichten, insbesondere für Prediger, reichen Stoff zu Belehrung und Beherzigung darbietet. Unter den ausführlichern Recensionen dieses Bandes verdienen vorzüglich ausgezeichnet zu werden, die über *Lücke's* Commentar über die Schriften des Ev. Johannes 1ter Thl.; *Gebhard* die letzten Gründe des Rationalismus; *Limmer* Verfolgung in Russland; *Klefeker* die lichtvolle Behandlung der Religionswahrheiten im Kanzelvortrage; — Betrachtungen und Winke über den religiösen Geist unserer Zeit; — *Wahl*, Clavis N. T.; *Niemeyer*, Populäre und praktische Theologie, 6te Aufl.; *Curtat* über Conventikel; — die Warnungsanzeige von *Hering*, *Conspectus theologiae dogmaticae*; — die Rec. von *Schleiermacher*, der christl. Glaube; *Blunt*, Spuren alter Sitten und Gebräuche in dem neuen Italien und Sicilien (ein neuer Beweis für die alte Bemerkung, dass ein grosser Theil der Dogmen und des Cultus der römisch-katholischen Kirche seinen ersten Ursprung dem Heidenthume verdankt, welches in den Ländern, wo sich *diese* Kirche ausbildete, einst herrschend war); Schriften über die preussische neue Agende; (Rec. vermisst hier Berücksichtigung des Umstandes, dass durch Einführung dieser Agende die so wünschenswerthe Union der reformirten und lutherischen Kirchen rückgängig gemacht werde). *Fessler* liturgische Versuche; *Alex. Müller* Kirchenrechtliche Erörterungen; *Funk* Geschichte der neuesten Altonaer Bibelausgabe; *Hansen* wider die Herrnhuter u. a. Eben so interessant und zum Theil für die Kirchengeschichte bemerkenswerth ist der Inhalt des „Theologischen Quartalblattes", aus welchem wir unter anderm folgendes hervorheben: „Joseph der zweyte und seine Briefe." Hier findet sich folgende merkwürdige Aeusserung jenes grossen Regenten: „Ein Reich, das ich regiere, muss nach meinen Grundsätzen beherrscht, Vorurtheil, Fanatismus, Parteylichkeit und Sclaverey des Geistes un-

unterdrückt, und jeder meiner Unterthanen in den Genuss seiner angebornen Freiheiten eingesetzt werden. — Der Fanatismus soll künftig in meinen Staaten nur durch die Verachtung bekannt seyn, die ich dafür hege. Niemand werde mehr seines Glaubens wegen Drangsalen ausgesetzt. — Die Scenen der abscheulichen Intoleranz müssen ganz aus meinem Reiche verbannt werden." Wer hätte, nach solchen Aeusserungen, dreyssig Jahre später noch solche Gräuel des Fanatismus und der Intoleranz in den Staaten jenes Monarchen für möglich gehalten, welche eben so wahr als herzzerreissend schildert *Greg. von Berceviczy*, Nachrichten über den jetzigen Zustand der Evangelischen in Ungarn. Leipz. 1822. „Spaniens Möncherey, Schulen." „Fromme Frechheit" eines adligen Apostels des neuen Jerusalems in Pommern. „Neueste Frömmeley in ihrer wahren Gestalt." „Notizen über den Geist der protestantischen Kirche in Russland." Beytrag zur Charakteristik des von *Limmer* erwähnten apostolischen Missionär Marks." Beyläufig wird das Bild eines andern Missionars, Namens Sperrschneider, welches dieser von sich selbst aufgestellt hat, berichtigt. „Sonderbare Bekehrung eines christlichen Missionars." Dieser, Namens Adam, wurde durch einen Indischen Reformator für das unitarische System gewonnen, und predigt jetzt zu Calcutta, von den vorzüglichsten Einwohnern aufgemuntert, in einer von ihnen erbauten Capelle die Lehren der Unitarier. „Würtembergisches Predigtwesen." Der sehr fühlbare Mangel an guten Kanzelrednern im Würtembergischen hat die dortige Regierung zu sehr zweckmässigen Maassregeln für die Abhelfung jenes Mangels veranlasst, namentlich zur Anordnung fleissiger Redeübungen auf allen Unterrichtsanstalten, Festsetzung von Predigtpreisen. Uebrigens giebt diese Nachricht zu mancherley Betrachtungen Anlass. So könnte man dabey diejenigen, welche die Kraft und Wirksamkeit aller Religionsvorträge in den *dogmatisch-kirchlichen Inhalt* derselben setzen, fragen: wie es doch wohl zugehe, dass man da, wo, wie im Würtembergischen, die Theologie so streng dogmatisch-kirchlich ist, von dieser Kraft und Wirksamkeit nichts verspüre, und den Mangel an guten Kanzelrednern so lebendig empfinde, um besondre Vorkehrungen dagegen zu treffen? An natürlichen Rednergaben fehlt es doch wohl dort den Gliedern des geistlichen Standes und denen, welche für denselben gebildet werden, so wenig als diess in andern Ländern der Fall ist; und wenn sie dessenungeachtet so wenig leisten, so scheint gerade der Inhalt ihrer Vorträge, in wie fern er dem Zeitbedürfnisse nicht mehr entspricht, die Schuld davon zu tragen, und nicht ansprechend genug zu seyn, um ihnen Anspruch auf den Namen guter Kanzelredner zu geben. — „Die Jesuiten in Frankreich." Höchst beherzigungswerth für die Freunde dieses antichristlichen Vereins auch in Deutschland." „Notizen über den religiösen und sittlichen Zustand der Griechen auf Morea." „Schreckliches Beyspiel religiöser Schwärmerey." Die in Folge von religiösen Conventikeln zu Wildenspuch im Canton Zürich verübten Gräuelscenen werden hier geschildert. „Maassregeln der Regierung des Cantons Zürich gegen das Conventikelwesen." „Aus einem Schreiben aus Ungarn im May 1823." Der Einsender bestätigt, dass „alle Thatsachen, welche *Berzeviczy* als Belege für seine Behauptung des schweren Religionsdrucks, unter welchem die Protestanten in Ungarn seufzen, anführt, *buchstäblich wahr*, und ähnliche Beyspiele von Verfolgung und Druck sehr häufig sind." „Die zweyte Generalsynode der evangelischen Kirche in Rheinbaiern." „Abälard, über die neuen Wunderthäter." „Ueber das Missionswesen nach thatsächlichen Berichten und Zeugnissen." Dieser Aufsatz enthält höhst beherzigungswerthe Bemerkungen über das grösstentheils ganz zweckwidrige und erfolglose Treiben der sogenannten Missionsgesellschaften und ihrer meisten Sendlinge. „Anzeige und Bitte, die neue protestantische Gemeinde zu Mühlhausen bey Pforzheim in Baden betreffend." Möchte der verehrte Herausgeber dieser Zeitschrift sich demnächst in den Stand gesetzt sehen, einen ausführlichen Bericht mitzutheilen, über die in dem Städtchen Gallneukirchen bey Linz in Oesterreich von 400 gewesenen Katholiken gebildete protestantische Gemeinde, welche selbst durch die eifrigsten Machinationen des neuen Thaumaturgen F. von Hohenlohe-Schillingsfürst nicht zum Rückschritt von der einmal erkannten evangelischen Wahrheit haben verleitet werden können. — „Der neueste Modeprediger in England," ein Prediger *Irving* in London, der zur Schottischen Kirche gehört. „Der Abt und der Rabbi, vom Baron v. Holbach." (Aus Grimm's Correspondenz). „Erklärung zweyer Freunde, die über ein theologisches Object in Widerspruch gekommen waren." „Aus Briefen. Oct. 1823." Eine auffallende Notiz von geistlichen Reden über die Apokalypse zur Erbauung und Bildung der Wittenberger Seminaristen. Diess möge hinreichen, das Interesse für diese ausgezeichnete Zeitschrift aufs neue in Anspruch zu nehmen.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, b. Hartmann: *Ritter Elidouc.* Eine altbretannische Sage, von *Friedr. Baron de la Motte Fouqué.* 1822. *Erstes* Buch 224 S. *Zweytes* Buch 181 S. *Drittes* Buch 235 S. 8.

2) Ebendas. b. Ebendems.: *Die Herzogin von Montmorenci.* Ein Roman von *Caroline, Baronin de la Motte Fouqué*, geb. *von Briest.* 1822. *Drey* Theile 268, 280 u. 276 S. 8.

Das berühmte *Fouqué*sche Ehepaar liefert uns hier zwey neue Werke aus dem Gebiete der erzählenden Poesie, die von nicht geringem Umfange sind und Gegenstände haben, welche wohl fähig, das allgemeine Interesse zu erwecken und zu erhalten, auch der dichterischen Bedeutsamkeit nicht ermangeln. Eine Vergleichung zwischen beiden Wer-

Werken anzustellen, möchte aus dem Grunde nicht gut möglich seyn, weil beide in Art und Ton zu verschieden von einander sind; soll aber eigenthümliches poetisches Leben, soll Reichthum und Mannigfaltigkeit der Ideen im Allgemeinen den Maasstab der Beurtheilung abgeben, so müssen wir diessmal den Preis der Gattin des romantischen Sängers zuerkennen. Den Stoff haben übrigens beide aus Frankreich, wenn nicht dem Vaterlande, doch dem Urväterlande des letztern entnommen.

No. 1. Als Herr von Fouqué vor nicht zu langer Zeit zuerst mit seinem *Zauberringe*, und den darauf folgenden kleinern romantischen Erzählungen, unter welchen vorzüglich Undine sich hervorhebt, vor der deutschen Lesewelt auftrat, da war es hauptsächlich die Frische und Lebendigkeit mit welcher er die Blüthe des Ritterthums und das Volksleben des Mittelalters schilderte, die Gewandheit, mit welcher von ihm das Feld der Sage, besonders der nordischen, bearbeitet wurde, und die Originalität des Gedankens und der Sprache, in welcher sich eine längst entschwundene Zauber- und Wunderwelt aufs neue aufthat, was ihm einen fast allgemeinen Beyfall erwarb, und seinen Schriften eine ungewöhnlich freundliche Aufnahme verschaffte. Jedoch verkannte man auch damals schon eine gewisse Steifheit der Formen, eine gewisse Geziertheit des Ausdrucks nicht, und musste tadeln, dass das kindlich und naiv seyn sollende oft etwas kindisch und allzu gesucht herauskam. In spätern Werken zeigten sich diese Fehler noch auffallender, und man wollte finden, dass der Dichter, noch mehr aber der grosse Haufen seiner Nachahmer sich in den Stoffen allzusehr wiederholte, und immer mehr zu dem Manierirten hinneigte, anstatt in der *edeln* Originalität, welche sich stets von Flecken zu reinigen strebt, zum Vollkommnern fortzuschreiten. Wir müssen dieses Urtheil unbefangener Zeitgenossen in Hinsicht auf den vorliegenden „Ritter Elidouc" unterschreiben. Dieselben Vorzüge, dieselben Mängel. Zwar ist diese neue Romandichtung reich an einzelnen anziehenden Schilderungen von Scenen der Natur und des Lebens, so wie an eingestreuten, aus der Tiefe des Herzens oder der Fülle des Lebens gegriffenen Betrachtungen; (B. 1. S. 95) zwar führt sie in der edeln Elianour, der zarten Ilinor, dem Brittenkönige, Ambrosius und Everard, mehrere herrliche Gestalten auf; aber wir haben dieselbe doch nur mit einem gewissen Unbehagen gelesen, wovon unstreitig der Grund in der Haltungslosigkeit des Hauptcharakters, in der geringen Motivirung vieler einzelnen Ereignisse, in der Aehnlichkeit mehrerer Auftritte, in dem oft Süsslichen, Spielenden und dabey doch nicht selten Unbeholfenen des Tones liegt. Beyspiel von dem letztern ist der Satz: „*dass sie auch von den allerschönsten Frauenblicken des schönheitblühenden Landes gesehen wurde.*" Ein „*hochherrlicher Wunsch*" ist nicht der Wunsch nach etwas Herrlichem. „*Das Banner schwellt*" darf man nicht sagen, denn Schwellen ist *Verbum activum*. Die Mehrheit von Schaum „*Schäume*" ist ungebräuchlich; eben so zieren den Vortrag weder die *alten* Ausdrücke: *Massonei*, *tyostiren*, *Aventüre*, (das letztere gar im Verse) noch die *gemeinen*: *zimperlich*, *mordmässig*, *muffig*, *prampiren*, *das Pack*. Participien wie: *umbartet*, *eingezünftet*, sind unstatthaft. Ein sehr verunglücktes Bild zeigt uns der Satz: „*das Mägdlein bebt, wie im Windhauch der Lampendocht.*" „*Ihm fühlen lassen*" soll auf Rechnung des Setzers kommen wie „*ihm vorüberjagen.*" aber „*des Königs sein ältester Troubadour*" ist ganz undeutsch. Von den vielen eingestreuten Liedern, Liedchen und Sprüchen in *Terzinen* oder *Knittelform* lässt sich nicht viel Gutes sagen, sie sind voller prosodischer Gebrechen.

No. 2. Fr. von Fouqué führt ihre Leser in die finstern Zeiten der französischen Religionskriege und unter die Schrecken der Bartholomäusnacht. Sie hat die Geschichte jener Zeit wohl studirt, und bietet in ihrer Herzogin von Montmorenci dem Geschmack der neuern Zeit an historischen Romanen im Geiste des genialen Schottländers eine nicht unwillkommne Nahrung. Sie besitzt eine kräftige und lebendige Einbildungskraft, und gesundes Urtheil, so wie Gewandheit der Rede genug, um derselben die rechte Wirkung zu verschaffen. Das Buch zeichnet sich durch mehrere gelungene Einzelnheiten aus. Im Ganzen genommen ist das Historische darin, wie es soll, treu wiedergegeben und besonders der Charakter der Königin Katharina recht treffend geschildert. Nicht dasselbe lässt sich von dem des Königs Karl sagen, und die Verfasserin scheint nicht recht gewusst zu haben, was sie mit ihm anfangen sollte. Die Geschichte zeichnet ihn als einen grausamen und bigotten Schwächling. Hier erscheint er zuweilen voll hellen Verstandes und tiefen Gefühles. Dass er wahnsinnig wird, ist auch nicht historisch. Die Hauptheldin kann darum kein recht lebhaftes Interesse erregen, weil sie fast immer nur leidend, oder geleitet auftritt. Im übrigen haben wir, wie gesagt, das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand gelegt; und würden es noch mehr loben können, wenn nicht zu viel Breite und Gedehntheit darin herrschte, und es nicht eine Menge von Nachlässigkeiten der Sprache entstellte, von welchen einige der auffallendsten und am häufigsten vorkommenden hier stehen mögen: „*dem Marschalle kennen lernen*", statt den Marschall kennen lehren; „*ihm wissen lassen*" statt *ihn*; „*er hiess ihr setzen*;" „es verlangt *mir*"; „es dünkt *mir*"; „*wenn* statt *wann*;" „*aufs Gradewohl*" statt „*aufs Gerathewohl.*"

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

August 1824.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Züllichau u. Freystadt, b. Darnmann: *Grundsätze der Forstwirthschaft* — von Dr. *W. Pfeil u. s. w.*

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wie nun der Staat es anzufangen habe, um das grösstmöglichste Geldeinkommen aus seinen Forsten bey deren eigner Verwaltung zuziehen, darüber lässt sich der Vf. im zweyten Abschnitt dieser Hauptabtheilung aus. Zuerst wird entwickelt, dass, wie gross der Ertrag eines Forstes sey, nur aus dem reinen Geldeinkommen desselben beurtheilt werden könne. Nicht darauf kömmt es an, wie viel Holz der Staat jährlich gewinne, oder wie viel er davon vorräthig habe, sondern wie viel er aus seinen Hölzern jährlich Geld lösen kann. Man wird dem Vf. hiergegen mancherley scheinbare Einwendungen machen. Sie werden aber sämmtlich verschwinden und seine Behauptung wird in vollem Lichte der Wahrheit hervorgehen, wenn man erwägt, dass dem Vf. nichts an dem Metalle das im Gelde steckt, gelegen ist, sondern dass er das Geld als das allgemeine Tauschmittel betrachtet. Er hätte eben so gut sagen können: Nicht von der Quantität des Holzes, welches ein Staat durch seine Wirthschaft disponibel macht, hängt die Güte der letzteren ab, sondern davon, dass er seinem disponibeln Holze den möglichst grössten Tauschwerth giebt. Denn dadurch wird nicht bloss das Einkommen der Regierung als Waldeigenthümers, sondern auch der Nation im Ganzen vermehrt, weil auch für diese der Ueberfluss seiner natürlichen oder künstlichen Güter um so mehr werth ist, je mehr sie dafür andere ihr nützlichen Dinge eintauschen kann. Das Geld ist nur das Maass, welches den Grund dieses Nutzens anzeigt. Da das Holz so lange es im Boden unbenutzt steht, nur die grössere Benutzung desselben hindert; so wird jede Anwendung desselben, wodurch es nutzbar gemacht wird, um so mehr werth seyn und dem Eigenthümer um so mehr einbringen, je grösser dieser Nutzen zu Gelde angeschlagen ist. Und eben so wird die Nation um so reicher werden, jemehr dem überflüssigen Holzboden andere Producte abgewonnen werden können, wofür weit mehr Holz umgetauscht werden kann, als vorher Holz auf demselben wuchs. Nach diesem Princip wird das Holz, den menschlichen Händen allenthalben Platz machen müssen, wo diese etwas hervorbringen können, das mehr Holz eintauschen kann, als das daselbst erzeugte im Gelde werth ist, und wo das Holz gesucht wird, da wird es allenthalben hingeschafft oder erbauet werden; so bald man mehr dafür anbietet, als was das Holz da, wo es im Ueberflusse ist, oder wo es erzeugt wird, kostet. Dass unter solchen Bedingungen und beym freyen Spiele des Verkehrs und der Wirksamkeit des Triebes allenthalben das zu schaffen, was bezahlt wird, es nie am Holze fehlen wird, hat der Vf. mit siegenden Gründen gegen alle dagegen herrschende Vorurtheile gezeigt.

Dass nun, um ein solches System bey der Staatsforstwirthschaft anzuwenden, zu allererst eine richtige und genaue Kenntniss von der Forstbenutzung nöthig sey, ist klar. Von dem, was dazu erfordert wird, handelt das erste Kapitel des 2ten Abschnitts. Hierzu ist mehr erforderlich als was man bisher von einem Forstmanne verlangte, der die Bestimmung hat, den Wald zu erhalten, zu pflanzen und die verschiedenen Nutzungen des Holzes zu ordnen. Dieser technische Theil der Forstlehre ist allerdings nothwendig und zur Forstverwaltung unentbehrlich. Man kann ihn die niedrige oder *Elementarforstlehre* nennen. Diese ist bisher gut und fleissig bearbeitet worden. Sie begreift: 1) die Kenntniss, wie Forsten zu erhalten, zu erzeugen, und wozu jedes Waldproduct am besten zu benutzen sey; 2) das technische Verfahren, welches Statt finden muss, um die Gewinnung, die Bereitung und Verwendung der Waldproducte jeder Art aufs vortheilhafteste und sparsamste im reichsten Maasse zu erhalten.

Der Staatsmann und Nationalökonom bedarf dagegen noch einen höheren Grad der Forstkenntnisse. Er verlangt zu wissen: 1) Was gewährt die eine oder andere Art der Benutzung des Forstgrundes für einen *reinen* Ertrag, welchen Einfluss hat die eine oder andere Art der Bewirthschaftung des Holzbodens auf das Nationaleinkommen? 2) Wovon hängt der Preis verschiedener Arten der Walderzeugung ab, und welche Gattung von Producten verdient wegen ihres höheren Preises den Vorzug, wenn die Frage ist, welche unter denselben erzogen werden sollen? 3) wozu werden diese Producte gebraucht, und wie sind dieselben in dem Maass, in welchem sie das Bedürfniss fodert, am vortheilhaftesten zu erlangen? — Das sind die Probleme für diese höhere staatswirthschaftliche Forstlehre, welche der

der Vf. zum Gegenstande seiner Untersuchung in diesem Abschnitte macht. Er maasset sich nicht an sie gelöst zu haben; er begnügt sich anzudeuten, was noch zu thun ist, um zu deren Lösung zu gelangen, und zeigt, wie viel noch fehle, um zu richtigen Resultaten hierüber zu kommen.

Von dem Grundsatze ausgehend, dass man das nöthige Holz überall bekommen könne, so bald man nur Geld (Tauschmittel) genug hat, es zu bezahlen, und dass in jedem Lande so viel Holz als man nöthig hat, erzeugt werden wird, sobald man es vom Auslande nicht mehr so wohlfeil beziehen kann, als dessen Erzeugung im Lande selbst kostet, wird nun untersucht: 1) wie der Werth der Walderzeugung nach dem Geldeinkommen zu berechnen sey, welches sie gewährt (im 2ten Kapitel). 2) Wie man zur richtigen Erkenntniss dieses Reinertrags der verschiedenen Holzerzeugung gelange, wie der Gebrauchswerth der verschiedenen Holzgattungen zu bestimmen, wie die Erziehungskosten derselben ausfindig zu machen u.s.w. (im 2ten Kap.) Bey diesen Untersuchungen entfaltet der Vf. die ausgebreitetste Bekanntschaft mit der Natur der verschiedenen Holzarten, so weit sie durch die bisherigen Forschungen möglich ist, und bemerkt bey der Gelegenheit, was noch zu thun übrig ist, diese noch mangelhafte Kenntnisse zu vervollkommnen, um das staatswirthschaftliche Princip den Waldgrund nach seinem höchsten Geldertrag zu benützen, in Ausführung zu bringen. Man muss wissen, wie viel jeder Baum nach einer bestimmten Frist an Volumen, an Nutzwerth u. s. w. enthält, wie viel er binnen der Zeit an Verlust der Grundrente an Kapital und Zinsen, an Zeit, Mühwaltung u. s. w. gekostet hat, um zu urtheilen wie viel Geld man nach dieser Frist für ihn erhalten muss, um für alles dieses durch seinen Preis entschädiget zu werden, und so viel für ihn zu beziehen, als man durch eine andere Industrieart von der Stelle, wo er gewachsen ist, hätte gewinnen können. Wie eine solche Kennniss zu erlangen sey, darüber giebt das erste Kap. dieses Abschnitts Anweisung.

Was soll aber der Staat mit den Waldproducten, wenn sie erzeugt sind, anfangen, um das grösstmöglichste Einkommen daraus erziehen oder nach des Vfs. Ausdruck: Wie soll er sie zu gute machen und verwenden? die Beantwortung dieser Frage giebt der *dritte* Abschnitt (S. 258 — 270). Einige sind der Meinung, dass der Staat die Waldproducte selbst so weit zubereiten müsse, wie sie am geschicktesten in den Handel kommen. Der Vf. zeigt, dass ein solcher Rath in den meisten Fällen schlechte Resultate giebt, und hält es im allgemeinen fürs beste, das Holz in seiner rohen Gestalt zu veräussern, da die Staatswirthschaft um so kostbarer wird, je verwickeltere und zusammengesetztere Geschäfte sie übernimmt und es ein ausgemachter Satz ist, dass sie alle solche Geschäfte schlechter und kostbarer betreibt als der Privatmann. Dieses wird gründlich erörtert §. 31. Der folgende §. zeigt, dass die Staatsbehörde, welche den vortheilhaftesten Anbau des Holzes reguliren soll, wohl unterrichtet sey, was aus jeder Holzart gemacht werden könne, wie viel die Kosten der Fabrication betragen und wie hoch der Preis der aus einer Quantität rohen Holzes gefertigten Fabricate sey. Denn nur aus einer solchen Kenntniss wird sich beurtheilen lassen, wie hoch sich der Preis des rohen Holzes jeder Art treiben lasse. Wenn man nun auch hier bloss das nächste Fabricat aus dem rohen Holze versteht: so ist doch auch die Kenntniss hiervon unter den Forstbeamten noch sehr zurück, und der Vf. zeigt, wie nöthig es sey, sie mehr zu cultiviren, vergisst aber auch nicht der Schwierigkeiten zu gedenken, welche der Erwerbung solcher Kenntnisse entgegen stehen.

Jede General-Forstverwaltung muss sich in den Besitz der Ergebnisse von allen Untersuchungen setzen, die nöthig sind, um zu übersehen, welche Holzgattungen am theuersten sind und den höchsten, reinen Gewinn geben (Kap. 2. S. 274 u. s. w.) wenn sie auf Einbringung des höchsten Einkommens wirken will. Schon jetzt wird das Nutzholz von dem Brennholze allenthalben gesondert und jedes für sich verkauft. Aber das Nutzholz kann leicht wieder in mehrere Klassen geschieden werden. Schiffbauholz, Stabholz, Böttcherholz u. s. w. Aber die Generalverwaltung muss auch mit den Preisen dieser verschiedenen Gattungen auf deren Markte bekannt seyn, und muss den *Nettopreis* kennen, den jede Gattung von Holz auf den Märkten giebt, wozu wiederum gehört, dass eine Berechnung über den Kostenpreis jeder Holzart angestellt ist, wobey nicht auszulassen ist, was bey der Erzeugung desselben auf andern Wegen verloren gegangen ist, z. B. ob man nicht, das, was man beym Verkauf der Baumrinden gewinnt, von dem Verkauf des abgeschälten Holzes wieder verliert u. s. w. Wie die Beurtheilung über die verschiedenen Anwendungen der Hölzer selbst, in den angehenden Holzbeamten möglich zu machen und zu erforschen sey, zeigt der 34te §.

Wie die Staatsforstverwaltung ihre Waldproducte am besten zu versilbern habe, untersucht der vierte Abschnitt S. 291 — 330. Man kann diese Formen unter 3 Abtheilungen bringen: 1) Verkauf des Holzes nach bestimmten Taxen *a*) im Walde und auf den Schlägen; *b*) in Magazinen und Holzhöfen. 2) Verkauf nach dem Meistgebot *a*) roh auf dem Stamme in ganzen Schlägen und Partien; *b*) ausgearbeitet in einzelnen Sortimenten und kleinen Partien; 3) Verkauf aus freyer Hand nach willkürlichen Preisen. Wie diese Materien ausgeführt sind, muss man im Werke selbst nachlesen. Wir wollen uns bloss einige Bemerkungen über die belehrenden Betrachtungen des Vfs. erlauben.

Dass die letztere Art die beste für einen Privatholzwirth sey, muss jeder bald einsehen, dass sie aber der Staat nicht wählen kann, da er sich dadurch ganz in die Hände des Verwalters giebt, scheint eben so evident zu seyn. Dieses ist aber nur ein neuer Beweis, dass der Staat aus seinen Forsten

nie

wie so viel Einkommen ziehen kann als der Privatwirth. Vielleicht könnte der Staat dieses den Verwaltern denn verstatten, wenn er ihnen den zu verkaufenden Holzfleck für den Preis des Meistbietenden oder einer Taxe überliess, und sich eine Tantième vom Ueberflusse des Erlöses aus demselben stipulirte. Die Zeit und die Art der Abholzung müsste dabey bestimmt, Rechnungslegung über den Verkauf nach einer bestimmten Frist zur Pflicht gemacht und übrigens der Willkür jede Art der Zugutemachung frey gestellt werden.

Dass der öffentliche Verkauf nach Taxen geschehen müsse, ist gründlich bewiesen, und die Grundsätze, wornach diese Taxen zu machen lehrreich dargestellt. Dass der Verkauf in Magazinen für den Staat nicht passlich sey, und er dabey mehr verliert als gewinnt, wird nicht bloss aus allgemeinen Grundsätzen dargethan, sondern auch aus der Erfahrung durch merkwürdige Beyspiele bewiesen. Brenn- und Nutzholzverkauf für Berlin war sonst ein Monopol, wobey nicht Gewinn, sondern Versorgung der Hauptstadt mit wohlfeilen Holz bezweckt ward. Die Versorgung Berlins mit Brennholz kostete dem Staate allein 200,000 thlr. jährlich. Nachdem man auf das Monopol Verzicht geleistet, wird die Hauptstadt mit so wohlfeilen Brenn- und Nutzholze versorgt, als der Staat und seine Magazine nicht liefern kann. Ein Phänomen, das Niemanden in Verwunderung setzen wird, der über den Unterschied von Staats- und Privatgewerbe nachgedacht hat.

Den Verkauf ganzer Holzstrecken an den Meistbietenden hält der Vf. S. 217 für die nachtheiligste Methode, und er hat Recht, wenn die Umstände so sind wie er sie annimmt. Wird aber dergleichen Verkauf zur Regel und werden dadurch eigne Holzökonomen und Holzhändler gegründet, die sich in den Wäldern ansiedeln und dort die Abholzung solcher Gründe zu ihrem Gewerbe machen; so tritt der Vortheil an die Stelle des Nachtheils. Es entsteht Concurrenz unter mehrern, die dergleichen Holzwirthschaft suchen, und diese wissen dann aus der Zugutemachung eines solchen erkauften Holzstrichs so grosse Vortheile zuziehen, dass sie, wenn sie auch dem Staate das ganze Einkommen bezahlen, das er, beym Einzelnverkauf nach Abzug aller Kosten daraus gelöst haben würde, doch noch einen grossen Profit aus der Ausscheidung aller Theile, und dem besondern Verkauf jeder Holz- und Benutzungsart ziehen.

Der *fünfte* und letzte Abschnitt dieser ersten Hauptabtheilung handelt von der Ermittelung des Verkaufspreises zu verkaufender Waldungen. Den Kaufwerth eines Waldes zu veranschlagen ist schon an sich viel schwieriger als der eines Landgutes. Denn bey letzterem giebt die Rente des Guts den Kaufwerth nach dem Zinsfusse an. Wenn man aber auch einen Wald nach dessen Rente schätzen wollte, so ist es doch viel schwerer die Rente eines Waldes auszumitteln als die eines Ackergutes. Auf diese Schwierigkeiten macht der Verf. gleich im Anfange dieser Abhandl. aufmerksam. Indessen kommen doch Fälle vor, wo es vortheilhaft wird, Wälder zu veräussern und dann entsteht die Frage, nach welchen Grundsätzen der Kaufwerth zu veranschlagen? Da die Rente doch immer der Hauptanhaltspunct seyn muss, wornach der Staat seine Wälder schätzt; so muss ihm nothwendig daran gelegen seyn, den Liebhabern einen bestimmten Begriff von dieser Rente zu geben. Hat der Staat selbst gleich eine geringe Rente daraus gezogen, so kann dieses doch bloss daher gekommen seyn, weil ihn seine Verhältnisse von dem Betriebe einer vollkommenen Waldwirthschaft abhielten. Es muss ihm daher daran gelegen seyn, von dem zu verkaufenden Walde eine solche Kenntniss zu haben und solche den Liebhabern beyzubringen, die ihnen deutlich macht, welche Rente durch eine vollkommnere Waldwirthschaft zu erringen seyn, weil dadurch die Käufer gereizt werden, mehr für den Wald zu geben, als die bisherige Rente werth ist.

Macht der Staat bey dem Verkaufe der Wälder verschiedene Bedingungen, so ändert sich darnach natürlicher Weise auch ihr Kaufwerth. Der Staat kann nämlich seine Wälder verkaufen. 1) Unter der Bedingung, dass der Eigenthümer den erkauften Wald nach den vom Staate anerkannt forstwirthschaftlichen Grundsätzen bewirthschafte, und keine grössere Holzmasse jährlich aus ihnen entnehme, als ein vorgeschriebener Plan erlaubt; 2) unter der Bedingung, dass der Eigenthümer zwar den Wald nach seinem Befinden bewirthschaften kann, jedoch so, dass er Wald bleiben muss: 3) so dass ihm jede Art der Benutzung frey gestellt wird.

Der Vf. beleuchtet jede dieser Arten des Verkaufs, wobey noch die vergessen ist, welche mit der Pflicht des Käufers verbunden ist, den Boden, binnen einer bestimmten Frist vom Holze zu reinigen und den Holzgrund in Ackergrund zu verwandeln.

Hält der Staat noch nöthig die erste und zweyte Bedingung zu machen; so thut er vielleicht am besten dergleichen Wälder in eigner Bewirthschaftung zu erhalten, da er solche schwerlich vortheilhaft veräussern kann, wenn er streng auf jene Bedingungen halten will; und im letzten Falle solche Wälder auch wohl keine vortheilhafte Käufer finden möchten, da der Besitz eines solchen Eigenthums durch stete willkürliche Einmischungen beunruhigt werden könnte. Der Vf. zeigt das Ungewisse solcher Veräusserung, giebt aber doch S. 355 u. s. w. die Grundsätze an, nach welchen sie geschehen müssten, wenn sie vor sich gehen sollten.

Um das Kapital auszumitteln, welches für einen zu veräussernden Wald gezahlt werden kann, wenn dabey weder Verkäufer noch Käufer zu kurz kommen sollen, sind folgende Arbeiten nöthig (S. 374): 1) Es muss untersucht werden, bey welcher Art der Benutzung dem zu veräussernden Waldgrunde der höchste Ertrag nachhaltig abzugewinnen ist;

2) durch die Berechnung jeder zu erwartenden Ausgabe und ihrer Abrechnung von der Roheinnahme ist die Reineinnahme festzustellen; 3) Es muss die Zeit bestimmt werden, wo jede Einnahme angeht, um darnach den Werth derselben für die Gegenwart zu berechnen u. s. w. Wie diese Grundsätze anzuwenden 1) beym Verkauf eines Waldes, der Wald bleiben soll, und 2) bey einem andern der in Acker verwandelt werden soll oder darf, wird aufs speciellste S. 376 — 404 mit Einsicht in die Natur dieser Gegenstände entwickelt.

(Der Beschluss folgt.)

RÖMISCHE LITERATUR.

Bonn, b. Weber: *Fl. Merobaudis Carminum Panegyricique* Reliquiae ex Membranis Sangallensibus editae a *B. G. Niebuhrio* C. F. *Editio altera, emendatior.* 1824. XIV u. 21 S. gr. 8.

Von der *ersten* Ausgabe haben wir bereits Nr. 51. 1824. A. L. Z. ausführlicheren Bericht erstattet, auf welchen wir hier unsere Leser verweisen müssen. Dass vorliegende *zweyte* Ausgabe nicht bloss ein erneuerter Abdruck ist, sondern wirklich eine *editio emendatior*, kann jeden ein Blick in die Vorrede sowohl wie in den Text selber lehren; überall wird er die nachbessernde und berichtigende Hand des Herausg. entdecken, dessen Bemühungen um ein auch für die Geschichte nicht unwürdiges Denkmal einer Zeit, aus der wir so wenig, oder fast nichts besitzen, um so dankenswerther aufzunehmen sind, je schwieriger das Geschäft war, solche Ueberreste an den Tag zu fördern, die in einem solchen Zustande auf uns gekommen sind; wie diess auch bereits in der früheren Anzeige bemerkt worden ist. Ueber die Person des *Merobaudes* erhalten wir in dieser zweyten Ausgabe einige neue Aufschlüsse: Sidonius nämlich nennt (*ad Felic.* IX, 278 — 302) drey Dichter, welche unter des Aëtius Regierung nach Claudian sich ausgezeichnet; unter ihnen kann der dort genannte *Hispanus*, nach Siemonds Vermuthung kein anderer seyn, als *Merobaudes*, wie ihn die Inschrift der zu Rom ausgegrabenen Bildsäule nennt, derselbe *Merobaudes Hispanus Scholasticus*, von dem sich ein Gedicht über Christus in des Fabricius Sammlung findet, welches auch unter den von Camers hinzugefügten Epigrammen des Claudianus vorkommt und diesem Dichter fälschlich beygelegt wird. Auch das andere dieser Epigramme, über die Wunder Christi, so wie das *Carmen Paschale* daselbst, könnte, meint Hr. Niebuhr, den *Merobaudes* zum Verfasser haben. So viel geht hieraus denn deutlich hervor, dass *Merobaudes* ein *Christ* war; womit freylich einzelne Aeusserungen in den Gedichten nicht ganz übereinzustimmen scheinen. Es bleibt darauf nur die eine Antwort übrig, die wir mit des Vfs. eignen Worten wiederholen wollen: „*Itaque quod unum superest, fatemur, quamquam non sine stupore, fatendum esse, exstitisse sub Leone magno Pontifice Christianos, qui, quum ab impietate longe abessent, nihilominus quaedam ex illis criminibus quae majores in fidem Christianam conferri indignabantur, pro veris admitterent: atque in eorum numero esse Merobaudem.*" Auch der Text der überlieferten Gedichte hat in dieser zweyten Ausgabe an vielen Stellen gewonnen, die Lücken sind, wo möglich vollständiger und richtiger ergänzt, wobey der Herausg. sich der Unterstützung des Hrn. Prof. *Blume* zu Halle und des Italienischen Grafen *Jacob Leopardi* an einigen Stellen zu erfreuen hatte. Das *erste* Gedicht wird nun mit Recht geradezu unter dem Titel: *Triclinium Placidi Valentiniani Aug.* aufgeführt, das *dritte* unter dem Titel *Viridiaris Viri Inl. Fausti.* Es war nämlich dem Scharfblick des Herausg. gelungen, an einem sehr hellen Tage (als bereits der Druck der ersten Ausgabe beendigt war) in der fast ganz verwischten Ueberschrift das Wort *Fausti* und davor das Wort *ridiaris* zu entdecken, woraus Graf *Leopoldi* ein *Viridarium* conjecirte, der Herausgeber aber die eben bemerkte Ueberschrift glücklich ausbildete, an deren Richtigkeit sich wohl nicht zweifeln lässt; dem *viridiaris* entspricht das heutige *Verziere*; Faustus aber, dessen Gärten hier *Merobaudes* eben so gut besang, wie Statius und Sidonius die Villen ihrer Freunde, ist *Anicius Acilius Glabrio Faustus*, Präfectus Urbi im Jahr 424, Consul 438. Das *vierte* Gedicht führt jetzt die passende Ueberschrift *Natalis Filii Aëtii Patricii*; die prosaischen Ueberreste den passenden, durch Inhalt vollkommen gerechtfertigten Titel: *Fl. Merobaudis in III. Consulatum Aetii Patricii Panegyricus. Praefationis Fragmentum* I. und II. *Merobaudes*, der nach der Sitte anderer Dichter jener Zeit, das Consulat des Aëtius verherrlichte, setzte seinem in Versen abgefassten Panegyricus eine Vorrede in Prosa und oratorischem Stile voran, die wir hier grossentheils besitzen; worauf erst der eigentliche Panegyricus in fast 200 Versen folgt, in der ersten Ausgabe als *Carmen V.* bezeichnet, ein für die Geschichte um so wichtigeres Denkmal, als uns die Thaten des Aëtius eigentlich bloss aus einigen kurzen chronikmässigen Angaben bekannt waren, wir hier aber ausführlichere Kenntniss davon erhalten. — Eine weitere Empfehlung dieser vielfach verbesserten und berichtigten Ausgabe wird nach dem Gesagten überflüssig seyn.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1824.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Züllichau u. Freystadt, b. Darnmann: *Grundsätze der Forstwirthschaft* in Bezug auf die National-Oekonomie und die Staatsfinanzwissenschaft von Dr. *W. Pfeil*, K. Pr. Oberforstrath und Professor bey der Universität zu Berlin u. s. w. *Zweyter Band*, enthaltend die *Forstfinanzwissenschaft*, die *Forstverwaltungskunde*, und als Anhang die staatswirthschaftliche Jagdverwaltungskunde. 1824. XVIII und 781 S. gr. 8. ausser mehreren Tabellen.

Dieser *zweyte* Band der in der A. L. Z. d. J. (Nr. 100. 101.) dem 1ten Bde. nach rühmlichst angezeigten Pfeilschen Forstwirthschaft enthält die Lehre von den Regeln, wornach der Staat seine eigenthümlichen Forsten auf die möglichst zweckmässige und in finanzieller Hinsicht einträglichste Weise benutzen kann. Die Finanzwirthschaft kann keinen andern Zweck bey den Staatsforsten haben als den grössten Geldertrag aus den Staatsforsten zugewinnen. Diesen aber soll sie nicht durch Monopole, nicht auf Kosten des Volks, sondern nur allein durch gute ökonomische Bewirthschaftung der Staatsforsten herausbringen. Einen ganz andern Grundsatz sprach die bisherige Theorie der Staatsforstwirthschaft aus. Nach derselben sollte nicht auf die Grösse des Geldertrags sondern auf den höchsten Material-Ertrag der Forsten gesehen werden: sie verlangt Aufopferungen von Seiten der Staatskassen zu Gunsten der Individuen durch wohlfeile Preise; durch Vermehrung der Holzanpflanzungen, selbst wenn ein anderer Anbau viel mehr Geld einbrächte u. s. w. Zwar hat die Praxis in vielen Fällen schon längst diese Theorie verlassen, und hat aus den Forsten mehr Geld, oft sogar auf Kosten des Volks gemacht, wo sie es konnte. Aber dennoch wird Hrn. Pfeil's Theorie manchen harten Kampf mit der alten zu bestehen haben.

Dieser *zweyte* Band zerfällt in zwey Hauptstücke, nämlich die Forstfinanzwissenschaft und Forstverwaltungskunde, welcher Eintheilung indessen die logische Präcision abgeht, da die Staatsforstverwaltungskunde, ohne Zweifel in der Forstfinanzwissenschaft in dem Sinne, wie sie hier genommen wird, mit begriffen ist. Die staatswirthschaftliche *Jagdverwaltungskunde* macht einen Anhang des Werks aus.

Die *Forstfinanzwissenschaft* ist in die Lehre von der *Forsteinnahme* und der *Forstausgabe* getheilt. — Dass im allgemeinen die Privatwirthschaft aus den Wäldern einen grössern Ertrag bewirkt als die Bewirthschaftung derselben durch Regierungsbeamte hat der Vf. schon im ersten Bande bewiesen, und das *erste* Kapitel des *ersten* Abschnitts der Hauptabtheilung von der Einnahme entwickelt die Hindernisse, welche bey aller Vortrefflichkeit und Uneigennützigkeit der öffentlichen Forstbeamten sich der Gewinnung eines gleichen Ertrags der öffentlichen Wälder, als derjenige ist, welchen ein Privatwirth aus seinen Forsten ziehen kann, so einleuchtend, dass dabey jeder Zweifel darüber verschwinden muss. Darüber ist also der Verf. mit dem Rec. einverstanden, dass, wenn blos die Frage ist: wie ist der grösstmögliche Ertrag der Wälder zu befördern, es keinen sicherern Weg dazu zu gelangen gebe, als alle Wälder in Privateigenthum zu verwandeln. Wenn indessen höhere Staatszwecke erfordern, dass eine Masse von Wäldern Staatseigenthum bleibt; so entsteht natürlicher Weise die Frage: wie soll es der Staat anfangen, um neben Erreichung der höhern Zwecke, die ihn bestimmen, diese Waldungen nicht aus den Händen zu geben, das grösstmöglichste Einkommen daraus zu erlangen? — Die nächste Antwort dürfte wohl seyn: Er muss sie Privatwirthen übergeben, und diese in die Lage setzen, dass sie mit den Staatswäldern gleichsam wie mit ihrem Eigenthum verfahren können, er muss ihnen eben dasselbe Interesse beybringen, die Staatswälder zu erhalten, zu vervollkommnen und ihnen den grössten Ertrag abzugewinnen, welches die Privateigenthümer antreibt, dieses in ihren Wäldern zu erringen.

Wo nun der Staat schlechterdings kein anderes Interesse bey seinen Wäldern hat, als sich die grösstmöglichste reine Einnahme davon zu verschaffen, da ist wohl dieses auch der einzige Weg, wodurch er dieses Ziel erreichen kann. Es ist die Erbverpachtung der Waldgründe, wodurch sich der Staat eine so grosse Rente aus denselben sichert, welche ihm die Selbstadministration nie gewähren kann. Ob diese auch auf solche Waldgründe anzuwenden sey, wobey der Staat den Zweck hat, dass der Bestand der Wälder darauf schlechterdings erhalten werden soll, ist eine andere Frage. Diese Gegenstände werden im 2ten Kapitel des ersten Abschnitts abgehandelt. In der Praxis hat man bisher an die Möglichkeit einer Erbverpachtung der Wälder eben so wenig

nig gedacht, als in den bisherigen Finanzwissenschaften. Die Jacobsche Staatsfinanzwissenschaft ist die erste, welche sie in Vorschlag bringt und die Möglichkeit und Nützlichkeit der Ausführung zu entwickeln bestrebt ist. Dass alte Forstpraktiker diese Idee für schimärisch und die Ausführung derselben für unmöglich halten würden, war zu erwarten. Indessen tritt hier ein Mann auf, dem man den Abgang praktischer Forstkenntnisse nicht absprechen kann, und zeigt, wie in vielen Fällen die Verpachtung der Wälder allerdings sehr wohl möglich und rathsam sey. Hierbey entwickelt er zugleich alle Schwierigkeiten solcher Verpachtungen, welche insbesondere bey solchen Forstgründen eintreten, deren Bestand erhalten werden soll, wogegen alle diejenigen beseitigt werden, welche der Vererbpachtung solcher Wälder entgegen stehen, bey denen es dem Staate gleichgültig seyn kann, ob sie Wald bleiben oder in andere Nutzungen verwandelt werden. So wichtig aber auch die Gründe sind, welche der Vf. der Vererbpachtung in gewissen Fällen entgegen setzt; so scheinen doch einige derselben mehr auf einem Missverstande als auf der Natur der Sache zu beruhen. Dahin gehört unseres Erachtens die als die erste S. 28 aufgeführte Schwierigkeit. Als solche wird nämlich die Unmöglichkeit, das nöthige Erbstandsgeld zur Sicherheit des Forsteigenthümers durch den Erbpächter zu leisten, dargestellt. Der Besitzer des Fundus, heisst es (S. 29) muss gegen die Vernichtung des auf seinem Grunde bestehenden Holzbestandes gesichert seyn: „soll dieses aber durch ein Kapital geschehen; so würde dieses beym Hochwalde und selbst bey dem Mittelwalde in der Regel so beträchtlich seyn, dass Niemand den Besitz eines Forstes in dieser Art zu erhalten suchen kann. Ein Beyspiel wird diess leicht zeigen." — „Wenn ein Kieferforst verpachtet werden sollte, welcher bey einer Grösse von 1000 Morgen zu 500 Kl. jährlichen Ertrag angenommen wäre; so würde bey einem Holzpreise von 3 Thlr. pro Klafter und den zu 500 Thlr. jährlich ermittelten Verwaltungskosten, der Pachtzins jährlich 1000 Thlr. seyn. Sind die Holzklassen in diesem Forste in einem einigermaassen regelmässigen Verhältnisse; so würde man den Holzvorrath bey 100—120 jährigen Umtriebe bey diesem Forste, eines in das andere gerechnet, wenigstens 20 Kl. pro Mg. annehmen können. Dass einem Erbpächter übergebene Holzkapital betrüge in diesem Falle die Kl. zu 3 Tthlr. = 60,000 Thlr. Wollte der Verpächter nicht gefährdet seyn, dass der Pächter, sobald ihm freye Bewirthschaftung gestattet ist, das Holz versilbert, und das Forstgrundstück dann ertraglos zurück giebt, so müsste eigentlich auch der Werth des ganzen Holzvorrathes mit 60,000 Thlr. als Erbstandsgeld bezahlt werden" u. s. w.

Rec. kann diese Schwierigkeit nicht als begründet ansehen. Denn 1) würde es ja eine ganz ungereimte Wirthschaft seyn, wenn der Staat ein Grundstück, das, den Boden ungerechnet ein Inventarium von 60,000 Thlr. enthält, für 1000 Thlr. in einem Lande verpachten wollte, wo er aus dem Verkauf desselben ein Kapital lösen könnte, das ihm zu dem üblichen Zins 2400 Thlr. einbringen müsste. Ein Wald der ihm mehr nicht als 1000 Thlr. Rente trägt, kann ihm in einem Lande wo der Zins 4 Prozent steht, nicht mehr werth seyn als 25,000 Thlr., und wenn er diese für den sämmtlichen Holzvorrath auf 1000 Morgen erhalten könnte; so würde die Klugheit rathen, ihn stracks zu verkaufen. Denn er gewönne ja ausser der Rente von 1000 Thlr. noch 1000 Morgen Land, die ihm doch ohne Holz auch eine Rente einbringen würden.

Die Voraussetzung, dass ein Wald der jährlich nicht mehr als 1000 Thlr. Rente zahlen kann, einen Holzbestand von 60,000 Thlr. hat, muss also schlechterdings irrig seyn, wenn nicht die ganze Holzwirthschaft noch in der schrecklichsten Barbarey liegt. Auch ist es wohl unmöglich, dass ein Wald von 100 — 120 jährigem Umtriebe auf jeden Morgen 20 Klaftern schlagbares und zu gleichem Preise verkäufliches Holz enthalten kann. Denn es enthält ja nach der Voraussetzung nur jedes Jahr der hundertste Theil desselben solch schlagbares Holz, wovon die Klafter 3 Thlr. werth ist; es können jährlich nur 9 oder höchstens 10 Morgen beholzt und das Product davon zu diesem Preise verkauft werden, die 10 Morgen Holz auf welchen das Holz nur 99 Jahr alt ist, dürfen, wenn es recht ist, noch nicht so viel werth seyn, als die 10 Morgen, auf welchen das Holz einen Wachsthum von 100 Jahren hat, und so nimmt der Werth jeder 10 Morgen Holz die früher bestockt sind ab, bis er bey den neuesten abgeholzten 10 Morgen ganz verschwindet. Wie kann also jeder Morgen Holz eines bewirthschafteten Waldes so viel enthalten, als der andere? Die allerhöchste Sicherheit würde also immer nur ein Kapital zu seyn brauchen, welches die Fortdauer der Pachtrente gewährt. Aber auch dieses würde ganz unnöthig seyn. Denn 1) lässt sich ja ein Wald nicht heimlich abholzen. Ob ein Pächter eine den Wald ruinirende Wirthschaft treibt, und auf Betrug ausgeht, indem er mehr Holz macht als er forstmässig soll und darf, um mit dem Erlös seinen Pacht zuverlassen und als Betrüger davon zu gehen. Dieses zu bemerken, bedarf es eben keiner die Waldwirthschaft beengenden Controlle. Eine Caution von zwey bis drey tausend Thaler würde schon vollkommen hinreichend seyn, um den Waldeigenthümer gegen die Folge einer solchen Spitzbüberey zu decken. Denn ehe der Pächter so viel heimlich schlagen und verkaufen könnte, würde seine Absicht längst erkannt seyn. Auch wäre eine solche plötzliche durchgängige Abholzung an sich eine Ungereimtheit, weil eine solche Menge Holz an einem Plaze angehäuft nur zu den aller schlechtesten Preisen würde verkauft werden können. Es scheint, dass der Staat bey allen Erbverpachtungen, wobey er nicht die Absicht der Erhaltung des Waldes ausdrücklich hat, keiner weiteren Vorsicht bedarf, als die, welche zur Sicherung seiner Rente nothwendig ist, und seine Revision braucht daher beym Erbpacht auf weiter nichts zu gehen, als ob der Erbverpächter den

den Boden in derjenigen Beschaffenheit erhält, dass er fortdaurend die stipulirte Rente trägt. Mag übrigens der Erbpächter die Nutzung ändern wie er will. Erhöhet er den reinen Gewinn des Grundstückes durch solche Veränderungen; so wird die Rente des Staats um so mehr gesichert.

Eben so scheint Rec. auch der zweyte Grund der (S. 31) gegen das Erbverpachtungssystem beygebracht wird, nicht hinreichend befestigt; als ob es nämlich in dem Interesse des Erbpächters liegen solle, den Wald abzuholzen und den Ertrag des Bodens zu verschlechtern. Wird die Erbverpachtung ordnungsmäsig veranstaltet; so wird sie allemal nur gegen einen fixen Canon, und ein Erbstandsgeld geschehen. Letzteres ist ein Kapital, das dem Erbpächter seine Erbpachtung um so theurer macht, je gröser es ist. Wenn der Staat bey solchen Gründen, die keinen andern Ertrag als Holz liefern, den Canon gering setzt, so werden sie um desto grösere Erbstandsgelder erwerben, und das Interesse der Erbpächter treibt sie von selbst an die einzige Nutzung ihres Erbpachtgrundes zu erhalten und zuvergrösern. Eine liederliche schnelle Abholzung des Grundes würde in jedem Falle, besonders in einem Lande, wo Kapitale für jede sich zeigende vortheilhafte Gelegenheit, vorhanden sind, ihrem Interesse schlecht entsprechen. Denn durch eine solche liederliche Wirthschaft, welche die Rente des Bodens vernichtete, würden sie nie so viel herausbringen, als in einem wohlhabenden Lande sie sogleich erhalten könnten, wenn sie ihre Erbpacht mit der Rente, die ihr Pachtgrund als wohlbestandener Wald bringt, andern Kapitalisten verablassen.

Auch die Wichtigkeit der dritten Schwierigkeit gegen die Erbverpachtung der Wälder, (S. 32) weil nämlich die Berechnung eines regelmäsigen Ertrags der Waldungen viel weniger möglich sey, wird sehr vermindert, wenn man erwägt, dass die Gefahren, welche den Walderzeugnissen drohen, mit in Rechnung gebracht werden müssen, und der Staat deshalb den Erbcanon so niedrig setzen muss, dass er auch im unglücklichsten Falle erschwungen werden kann. Das übrige wird er für solche Fälle der freyen Concurrenz des Gebotes des Erbstandsgeldes überlassen. In einem wohlhabenden und aufgeklärten Lande werden sachkundige Männer bald berechnen lernen, was die Gefahr einer solchen Erbpachtsunternehmung werth ist, und ihre Gebote darnach einrichten. Auch werden bald Assecuranzgesellschaften für dergleichen Unternehmungen entstehen, deren Prämie sodann ganz genau angiebt, wie viel für die übernommene Gefahr von dem Erbstandsgelde in Abzug zu bringen sey, oder wie viel der Käufer für ein dergleichen Erbstandsstück, ausser dem Canon an Kapital geben könne. Den Staat treffen ja diese Gefahren so gut als den Privatmann, und da es sich für ihn am allerwenigsten schickt wagvolle Spiele zu treiben; so thut er sehr wohl daran, mit einer kleinen aber sicheren Rente vorlieb zu nehmen. Welche Forsten sich nach des Vfs. Urtheil unbedingt theils zum Verkauf, theils zur Vererbpachtung eignen, beantwortet der Vf. S. 39 u. f. w. mit der überall in dem Buche herrschenden Klarheit.

Wie man nun aber auch darüber urtheilen und welchen weiten oder engen Spielraum man dem Verpachtungs- und Veräusserungssystem verstatten mag; so bleiben doch immer Umstände übrig (wenn sich auch die, welche der Vf. dafür hält noch vermindern liesen), welche es nothwendig und rathsam machen, dass der Staat mehrere Forste in eigener Verwaltung behalten muss, und die er wenigstens erst dann in Privathände und Erbpacht geben kann, wenn die Grundsätze und Begriffe darüber einen solchen Grad von Allgemeinheit und Evidenz erhalten haben, dass über die Unmöglichkeit oder Unschädlichkeit eines schädlichen Erfolgs kein Zweifel mehr entstehen kann. Es wird daher noch lange eine Bewirthschaftung mehrerer Staatswälder durch die Regierung nothwendig bleiben, und deshalb ist die Untersuchung, welcher dieser Band hauptsächlich gewidmet ist, nämlich wie die Selbstverwaltung der Forsten durch den Staat am besten geschehe, von groser Wichtigkeit.

Mit scharfsinniger, aus Erfahrung geschöpfter Sachkenntniss rügt der Vf. (S. 49 f.) die Fehler, welche bey der bisherigen Selbstverwaltung der Forsten in den meisten Ländern Statt finden, und zeigt wie dadurch die Rente für die Staatskassen ohne Noth geschmälert wird. Jene Fehler bestehen in einer zu grosen Anzahl von Beamten, in zu ängstlichen, die Verwalter beengenden Controllen und allgemeinen Vorschriften u. f. w. Zwar gesteht der Vf. ein, dass in der Natur einer öffentlichen Verwaltung der Forsten, schon viele gar nicht wegzuschaffende Ursachen liegen, die es unmöglich machen, dass durch die öffentliche Verwaltung eine so hohe Rente oder ein so groser Nutzen aus den Wäldern gezogen werden kann, als ein Privatwirth daraus ziehen kann. Aber doch glaubt er, dass auch die öffentliche Waldwirthschaft sehr vereinfacht und so organisirt werden könne, dass sie der Privatwirthschaft viel näher kömmt und eben dadurch auch einträglicher gemacht werden kann.

Alle Vortheile die aus Verletzung der positiven Rechte anderer oder auf Kosten der Nation, durch Monopole, Zwang und dergleichen von der Willkür der Regierung bewirkt werden könnten, verwirft er unbedingt, und stellt die Grundsätze der Gerechtigkeit und der National-Oeconomie als diejenigen auf, welche der Staat bey keinem Zweige seiner Verwaltung verletzen darf. Die Mittel welche er vorschlägt, um die Waldrente für die Staatskassen bey der Selbstadministration zu verbessern, sind: 1) Verminderung des Verwaltungspersonals. Man darf nicht glauben, „die Wirthschaft werde nur dann gut gehen, wenn sie die Centralstelle dem Oberforstmeister, dieser dem Oberförster und dieser wieder dem Revierförster vorschreibt. Es ist vollkommen hinreichend, wenn bey einem Verwaltungspersonale, wie es seyn soll und wie man es jetzt leicht haben kann — die Centralstelle die allgemeine Ansicht ausspricht und Ein Beamter die Ausführung bewacht. Denn sie wird immer schwerfälliger, unvoll-

vollkommner, kostbarer und wohl gar schlechter werden, je mehr sich die oberen Behörden in die Verwaltungsfunctionen der untern mischen und diese in ihrer Thätigkeit hemmen." 2) Um die Theilnahme an Hervorbringung der Vergrösserung des reinen Einkommens den verwaltenden Beamten beyzubringen, räth der Vf. dazu ihnen Antheile an der Vermehrung desselben zu gewähren. Er missbilligt daher die Abschaffung aller sonst üblichen Accidenzien und zeigt wie die Regierung dadurch den Förstern weit mehr genommen als ihr dadurch zu Gute kommt, und in wie vielen Fällen in ihnen dadurch das Interesse auf Verbesserung des Einkommens aus den Forsten zu sinnen, geschwächt sey. Nur diejenigen Nebeneinkünfte der Forststellen sind abzuschaffen, welche dem Staate, dem Nationaleinkommen nachtheilig oder für die Staatsbürger drückend werden können; wo aber der Vortheil des Forstbeamten mit dem des Staats vereint ist, und für erstern eine Triebfeder werden kann, das Staatseinkommen zu verbessern, da sind dieselben beyzubehalten, oder wo sie abgeschafft sind, wieder herzustellen. Wie nützlich in dieser Hinsicht Tantiemen wirken, und unter welchen Schranken sie zu bewilligen sind, führt der Vf. S. 57 und an mehrern Stellen seines Werks mit vieler Einsicht aus. 3) Dringt der Vf. auf eine einfachere Controlle. Ob es gleich unmöglich ist bey der öffentlichen Administration — die Verwaltung dem Gutdünken der Beamten zu überlassen, und diese durch allgemeine Vorschriften gebunden werden müssen, und obgleich dadurch die öffentliche Führung eines Gewerbes allemal hinter einer Privatadministration zurückbleiben muss, indem bey jeder Gewerbsbetreibung eine Menge Fälle vorkommen, wo die an sich guten Regeln, wenn man daran gebunden ist, den Gewinn im Gewerbe verringern; so hält der Vf. doch die Vervielfältigung der Regeln und Vorschriften, wie sie jetzt meistens in der öffentlichen Forstadministration gegeben werden, nicht für nothwendig, sondern hält es für möglich den Forstverwaltern ohne Schaden, und vielmehr zum grössern Vortheile des Staats mehr Freyheit zu gestatten. „Man muss die Controlle nicht so weit ausdehnen, dass der Oberförster den Förster, der Forstmeister den Oberförster, der Oberforstmeister den Forstmeister, der Oberforstmeister die Kammer, die Kammer den Oberforstmeister, die Forstcentralstelle die Kammer, der Minister die Forstcentralstelle, der Staatsrath oder Regent die Forstcentralstelle in allen Sachen und Kleinigkeiten controlirt und eine Stelle immer die Wirksamkeit der andern hemmt. — Der Vf. glaubt eine solche lange unnütze und meist schädliche Controlle durch eine Art von Aufsicht durch die Untergebenen überflüssig und die Controlle auf diese Weise viel zweckmässiger einrichten zu können, besonders wenn alle Geheimnisskrämerey bey der Forstverwaltung verbannt und alles dabey der Oeffentlichkeit Preis gegeben wird. Was der Vf. S. 65 etc. hierüber sagt, verdient die ernsthafteste Beachtung der Staatsadministratoren. Es wird sich dabey auf die ehemalige preussische und jetzt noch bestehende Hannöversche Forstverwaltung bezogen, um die Thunlichkeit der gethanen Vorschläge auch aus der Praxis darzuthun; 4) Es hält der Vf. mehrere von den in der neuern Zeit angenommenen veränderten Grundsätzen in der Organisation der Forststellen für zweckwidrig und unöconomistisch, und räth daher eine Abänderung derselben an. Insbesondere tadelt er die neuerlichst eingeführte Fixirung aller Gehalte der Förster auf eine bestimmte Summe in baarem Gelde, mit Aufhebung aller ehemaligen Emolumente. Dass mehrere dieser Emolumente mit Recht vernichtet sind und da, wo sie noch Statt finden, aufgehoben werden sollten, giebt er zu. Aber dass sie alle, ohne Unterschied, abgeschafft sind, hält er für einen groben Missgriff, und wie es scheint, mit vollkommnem Recht; das Princip, wornach zu beurtheilen ist, ob ein Emolument beyzubehalten oder abzuschaffen, ist schon oben angedeutet, und wird hier (S. 72) noch mehr ausgeführt, indem zugleich gezeigt wird, wie die Absichten, welche die Regierung durch die Fixirung der Besoldungen in Gelde, auch bey der Beybehaltung mehrerer Emolumente eben so gut erreicht, dabey dem Staate gar viel erspart, und das Einkommen des Beamten, ohne allen Nachtheil des öffentlichen Einkommens erhöhet werden kann. Die Ausführung dieses Thema's verdient die grösste Aufmerksamkeit. Allenthalben spricht der erfahrne und sachkundige Mann. Auch das, was der Vf. über die Gleichmachung aller Försterstellen sagt, verdient allgemeinen Beyfall. Es kann nichts zweckwidriger seyn, als eine solche Gleichmachung der Gehalte aller Stellen von gleichem Range, da die Beschäftigungen und Arbeiten zu den verschiedenen Stellen so verschieden sind und es so wichtig ist, nicht nur durch Hoffnung zu höheren Stellen, sondern auch durch Versetzung von schlechteren auf bessere die Beamten gleichen Ranges aufmuntern zu können, da nicht gerade alle sich zu höheren Beamtenstellen, wohl aber sich durch höheres Alter, grössern Fleiss, Anstrengung und Geschicklichkeit zur Verbesserung ihrer Lage qualificiren.

Im dritten Kapitel dieses Abschnitts werden die Mittel entwickelt, wie die Forstrente durch die Holzpreise zu erhöhen. Das alte Princip durch künstliche Mittel und auf Kosten des grösseren Nationalertrags, dem Volke niedrige Holzpreise zu sichern, wird gänzlich verworfen, und dasjenige als das einzige richtige aufgestellt, wornach man es verstattet, dass das Holz sich seinen natürlichen Preis frey suchen kann, so hoch derselbe auch gehen mag. Dieses wird als das sicherste Mittel gepriesen, nicht nur dem Staate die höchstmöglichste Rente aus seinen Forsten bey der Selbstverwaltung zu verschaffen, sondern auch das Volk für immer gegen Holzmangel zu sichern. Dieses wird auf eine solche Weise evident gemacht, dass nur Kurzsichtigkeit und Vorurtheile die Wahrheit dieser Behauptungen verkennen können.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1824.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Stuttgart, b. Franckh: *Politik des Tages*, enthaltend: *die Cabinette und die Völker*, von Hrn. *Bignon* und *die Lage Europa's im Anfange des Jahres* 1823. aus den *Lettres de St. James* übersetzt. — 1823. 471 S. 8.

Recensenten sind schlechte Propheten, sie lesen wohl Bücher, aber weissagen aus ihnen verkehrt und oft ohne Geist. So haben auch wir das Werk von Bignon seiner Zeit nach der Urschrift (A. L. Z. 1823. Nr. 112.) angezeigt, und ohne den rechten Geist der Weissagung bemerklich gemacht, dass es nicht übersetzt werden dürfte. Hier liegt es nun übersetzt vor uns, und der Uebersetzer meint im Vorwort: „es habe ohne Zweifel auch in Deutschland nachdenkende Leser gefunden, könne zur Berichtigung mancher einseitigen und erkünstelten Ansicht beytragen, wiewohl bey uns, aus leicht zu errathenden Ursachen kein gründliches Urtheil bekannt gemacht wurde." Zu allem also finden sich Leute, sie wollen die bessern und tiefer geschöpften Ansichten deutscher Speculation berichtigen durch französische Einseitigkeiten und erkünstelten Geist; sie leugnen ein gründliches Urtheil, da doch Rec. selber es längst über das Werk gefällt, und darüber von einem, den Kern der Gedanken nicht begreifenden Mitarbeiter der deutschen Nationalchronik hart angelassen worden. Unser gewiss auf guten Gründen beruhendes Urtheil hier zu wiederholen wäre überflüssig, wir beschränken uns deshalb darauf, nachzusehen, ob der Uebersetzer den Sinn des Originals getroffen, und ob er ohne alle Auslassung oder Berichtigung manche bedenkliche Stellen hinzuschreiben sich erdreistete. Beides hat er gethan, sogar die leidenschaftliche Bitterkeit Bignons ist nirgends gemildert und tritt uns in ihrer ganzen Gestalt vor die Augen, insonderheit da wo er gegen die heilige Allianz spricht (S. 38, 43.). Auch wo *B.* die Unordnungen auf der Wartburg offenbar in Schutz nimmt, wo er von dem Verschwinden des aufgepflanzten Kreuzes auf dem Schlachtfelde von Leipzig spricht, und hinzufügt: „dass die Völker nicht mehr daran gezweifelt, die hochmüthige und neidische Undankbarkeit der Cabinette habe sich zur Aufgabe gemacht, alle Spuren der Aufopferung und ihres Ruhms zu vertilgen;" (S. 61.) — ohne Scheu übersetzt! Sogar die Schmähungen über den Bundestag, und die Behauptung: die heilige Allianz sey zu Verona verschieden, nicht mit dem Getöse eines Waldstromes, der seine Dämme durchbricht, sondern in der Stille eines sanften Bächleins, das sich in den Sand verliert. — alles finden wir in der Uebersetzung treulich wieder. Und weil sie denn doch später erschien, als die Urschrift, so hätte wenigstens die auffallende Unrichtigkeit der letztern, gerügt werden sollen, wenn sie vom Tode einer Allianz spricht, die bis auf den heutigen Tag fortlebt, und ihr Daseyn durch Thaten beweist.

Minder bitter und leidenschaftlich als Bignon giebt der Vf. der *Lettres de St. James* eine Darstellung der Lage von Europa im Anfange des Jahres 1823. Der ungenannte Uebersetzer, welcher sich J. Th . . . . zeichnet, hat frey bearbeitet, wie er auf dem innern Titel sagt; da uns die Urschrift nicht zur Hand ist, können wir das Maass dieser Bearbeitung, welche zugleich Verbesserung, Veränderung und sonst Vieles seyn kann, unmöglich beurtheilen. Unstreitig ist der Vf. dieser Briefe ein sehr kluger Politiker, der alle Verhältnisse der Staaten zu einander genau ausspricht, der die geheimsten Absichten der Cabinette kennen will, und dadurch manchen Leser gewinnen wird. Inzwischen scheint doch dergleichen politische Weisheit allemal ziemlich anmaassend und trüglich, weil der klügste Mann unmöglich die tieferwogenen Plane der Cabinette zu durchschauen vermag, sobald er nicht selber darin sesshaft ist; weil die Staatenverhältnisse zu einander mit jedem Augenblick wechseln, so dass dadurch die Weisheit von gestern heute oder morgen schon zur Thorheit wird, und überhaupt keine strenge Consequenz die Regel menschlicher Angelegenheiten bildet, sondern ihr Gegentheil, welchen Satz sowohl Philosophen als Historiker meistens verkennen. Sie sind dadurch oft eben so schlechte Beurtheiler und Propheten als es die Recensenten sind, und daraus folgt, dass man ihnen selten glauben muss. Unser Politiker von St. James beginnt gleich mit folgender Behauptung: „Der Congress von Verona ist auseinander gegangen, ohne seinen angeblichen Zweck erreicht, das heisst, ohne die Einigkeit unter den Cabinetten, und somit den *Status quo*, aufs Neue gesichert zu haben. Keines von beiden ist geschehen: die Cabinette sind weniger einig, als sie es vorher waren, und der *Status quo* von Europa ist, vielleicht ohne ihren Willen, aber nicht ohne ihre Schuld, durch die Gewalt von Umständen ge-

gescheitert, die, wenn gleich eine natürliche Folge des von ihnen befolgten Systems, von ihnen weder berechnet noch vorausgesehen worden sind." Wir sehen uns um nach der angeblichen Uneinigkeit, so wie nach dem Schiffbruch des *Status quo*, und können selbst im J. 1824 noch nichts davon erblicken. Der Vf. aber giebt für seine Behauptung einen sonderbaren Beweis. Er gesteht nämlich, seit dem Congress von Laybach zeige sich keine auffallende Veränderung im Zustande von Europa, keine neue Revolution sey ausgebrochen, keine Macht habe auf Kosten der andern um sich gegriffen, das gegenseitige gute Vernehmen sey nicht gestört worden; aber dennoch — sey statt der Ruhe eine bedenkliche Gährung allenthalben eingetreten. Welche denn? Der Aufstand der Griechen. (S. 373.). Dieser hat ja Nichts verändert, da man ihn in sich selber ausbrennen läst, und ausser einigem Enthusiasmus für die griechische Sache bey einzelnen Individuen noch gar keine Resultate daraus hervorgehen, ja der Aufstand einzelner Provinzen des Ottomannischen Reichs als *Status quo* desselben angesehen werden muss. Ueberhaupt sollten politische Schriftsteller nicht stets von Gährungen reden wo keine sind, indem sonst die Vermuthung eintritt, dergleichen Gährung sey nur in ihrem Kopfe vorhanden. So heisst es S. 377: Die Allmacht der heiligen Allianz habe in dem englischen Cabinett ein Gegengewicht gefunden, es sey eine Unterallianz in der heiligen Allianz entstanden. Wäre dieses auch richtig, daraus folgt wieder noch keine Gährung; denn ein Gegengewicht kann zum Gleichgewicht führen, also zur Ruhe. Der Vf. entwickelt ferner: die religiöse Reformation sey mit dem Gedanken der politischen Reformation verbunden, weswegen auch alle Gegner der Revolution für die Priesterherrschaft Partey nähmen und die heilige Allianz gleichfalls. Man sollte doch nie vergessen, dass die Staatsrevolutionen der neuern Zeit grade in denjenigen Ländern zum Vorschein kamen, wo keine religiöse Reformation sich feststellte; und sobald die Gegner der politischen Revolution diese mit religiöser Reformation gleichsetzten und Hierarchie in Schutz nahmen, geschah es wohl nur aus dem Grunde, weil die letztern ihnen in der Gegenwart gar nicht furchtbar erschien, und als ein Altes immer besser als das Neue. Allerdings war der spanische Krieg weder ein politischer noch ein Eroberungskrieg, sondern ein Meynungskrieg, und das Recht dazu war ein Einmischungsrecht; man brauchte dafür die Gründe: dass Spanien das Gute auf Wegen gesucht habe, auf denen es niemals gefunden würde. (S. 400.). Der Vf. bemerkt hierüber, ein solches Einmischungsrecht, wie es neuerlich ausgelegt worden, führe nicht zum Gleichgewicht der Staaten, sondern würde den Schwachen dem Stärkern unbedingt unterwerfen, was als Recht aufzustellen rein unmöglich ist. Wirklich scheint die französische Revolution hierin als ein bedenkliches Vorbild gedient zu haben, da die französischen Demokraten sich erlaubten, nach ihren willkürlichen Ansichten die Regierungsverfassung aller europäischen Länder umzustürzen, und die Uebermacht Frankreichs hiezu auf die wildeste Weise missbrauchten. Wird nun gleich wider sie das Einmischungsrecht im monarchischen Sinne geübt, so sind doch die Principien nicht sehr verschieden und könnten vielleicht als ein Rest des Revolutionssystems angesehen werden, dessen Unheil man auszurotten wünscht. Aus diesem Grunde liesse sich einer Besorgniss Raum geben, welche der Vf. (S. 403.) äussert: „Die Unmöglichkeit, in der Ausübung die politische und die materielle Wirkung des Einschreitungsrechts von einander zu trennen, ist der Todeskeim, den der heilige Bund in seinem Busen trägt, wegen der politischen Wirkung, die den Mitgliedern des Bundes, als Gegnern der Revolution, in gleichem Maass zu gute kommt, werden sich diese nicht entzweyen; wohl aber wegen der materiellen Wirkung, weil der Nutzen, den die militärische Besetzung eines Landes für den, der sie vollzieht, abwirft, unter die Bundesgenossen vertheilt werden kann." — Wir hoffen jedoch in dieser Beziehung, ganz ein Anderes und Besseres, auch darum, weil die feinen Politiker gerade nicht die besten Propheten sind. Unser Vf. selbst giebt davon ein Beyspiel. Er spricht von den Schwierigkeiten, welche der Krieg Frankreichs gegen Spanien antreffen könnte, sieht sie theils in jenem, theils in diesem Lande, und meynt, das Spanien gegenüber der heiligen Allianz stehe, wie einst Frankreich im J. 1792, der Convention von Pillnitz Die grosse Verschiedenheit hat sich im Laufe eines Jahres entdeckt, und der Herzog von Braunschweig, welcher so oft wegen seines Einrückens in Frankreich getadelt worden, ist jetzt gerechtfertigt durch den Einmarsch in Spanien; da er nicht wissen konnte, dass dreyssig Jahre früher ein Unternehmen misslingen würde, was dreyssig Jahre später vollkommen gelang. Die Richtung der englischen Politik wird treffend genug dahin bestimmt, „dass der Continent in eine gewisse Anzahl unabhängiger und darum auf einander eifersüchtiger Staaten getheilt sey, von denen in vorkommenden Fällen nothwendig einige die Partey Englands ergreifen, und die niemals gemeinschaftliche Sache gegen dasselbe machen würden" (S. 425.). Man könnte hinzufügen, dass diese Politik ungemein viel Gutes für das Festland während des französischen Kaiserthums hervorgebracht und zur Möglichkeit der Befreyung entschieden beygetragen, dass aber auch in Absicht der Handelsverhältnisse daraus entschiedner Nachtheil hervorgehe, dem zu begegnen, die politische Weisheit des Continents wohl aufgefodert seyn dürfte. Weniger treffend ist die Bemerkung: „Europa hat sich auf dem Congress von Verona in zwey politische Massen getheilt; auf der einen Seite steht England mit der Halbinsel, auf der andern Seite die heilige Allianz. Diese Abtheilung, die allerdings ungleich ist, würde noch weit ungleicher seyn, wenn der heilige Bund, ausser den sichtbaren Feinden, nicht noch auch einen andern zu bekämpfen hätte,

dem

dem er nicht beykommen und nichts anhaben kann. Dieser unsichtbare Geist ist der Geist der politischen Reformation, der zwar besiegt und entwaffnet, aber nicht vertilgt worden ist; dieser Geist, der überall und nirgends ist, besteht nur noch als moralische Macht. Diese Macht wird aber immer denjenigen unsichtbar zur Seite stehen, welche die Unabhängigkeit und Freyheit der Völker von dem Joch der heiligen Allianz zu retten versuchen werden. Ausser Stand diese geheime Macht zu beseitigen, hat die heilige Allianz dieselbe, wenigstens auf dem Boden, der ihr noch geblieben war, entwaffnen wollen, um ihr mit dem letzten Soldaten, auch die letzte materielle Kraft zu nehmen. Ein mehreres vermochte diese Allianz nicht, denn ihr Reich ist nur von dieser Welt, und über die Geister übt sie keine Gewalt" (S. 437.). Das Einseitige und Schiefe dieser Bemerkungen überläſst Rec. dem Leser selbst zu entwickeln, und fragt bloss: *wer* denn über die Geister Gewalt ausübe? Wahrscheinlich meint der Vf., dass *er* oder andere Schriftsteller diess könnten, und ein weit verbreitetes Vorurtheil scheint solche Annahme zu begünstigen. Allein der Einfluss von Schriften ist unglaublich geringer als man sich vorstellt, ja genau genommen, wird keine Schrift Gewalt ausüben über die Geister, sondern diese vielmehr, wenn sie längst denken, was die Schrift vorträgt, werden begierig nach ihr greifen, und so den Schein erzeugen, als habe die Schrift ihre Gedanken erschaffen. Jener Gedanke unter andern, den der Vf. (S. 453.) vorträgt, 100000 Mann, mit denen Frankreich gegen Spanien aufbrach, seyen nicht viel, um eine ganze Bevölkerung zu überwältigen, konnte erscheinen, als hätte er Anfang 1823 eine Macht über die Leser geübt, wenigstens das Zutrauen zu der ganzen Unternehmung vermindert, während doch die Mehrzahl der Menschen ohne die Briefe von St. James längst dasselbe glaubte und sich in politischen Weissagungen hinreichend täuschte. Wegen Theilung der Nationalkräfte, meint der Vf., werde die spanische Regierung einsehen, dass sie früher oder später doch unterliege, und desswegen werde sie lieber den Frieden unterhandeln, als bis eine gänzliche Niederlage sie auf den Punct bringe, wo die heilige Allianz dieselbe haben will: wo der König in der Lage ist, seinen Völkern diejenigen Institutionen zu geben, die für sie taugen. In dieselbe Lage war der König von Neapel auch gebracht worden, und er hat es für besser gefunden, seinen Völkern keine Institutionen zu geben. — Mit diesen Worten ist das Benehmen der Cortes so übel vorausgesagt, als früher das Resultat des französischen Angriffs, und wir sehen daraus, wie wenig eine Erwägung der Gegenwart das Ereigniss der Zukunft bestimmt, um derentwillen doch politische Betrachtungen hauptsächlich angestellt zu werden pflegen. Zu einem verständigen Urtheil über Vergangnes und Gegenwärtiges liefern sie allemal Beyträge.

STATISTIK.

LIEGNITZ, gedr. b. Dönch: *Topographisch-statistische Uebersicht des Verwaltungsbezirks der Königlichen Regierung zu Liegnitz.* 1821. XXVIII und 126 S. 4. (1 Thlr.)

Die neue Eintheilung Schlesiens und der Provinz einverleibten Oberlausitz in Regierungsbezirke und Kreise, hat eine Menge Schriften dieses Inhalts hervorgebracht, worunter jedoch die vorliegende im Betreff der Genauigkeit, Vollständigkeit und Ordnung vor allen sich auszeichnet. Der ungenannte Vf. schickt eine ausführliche statistische Uebersicht voraus. In dieser werden zuerst die Bestandtheile des Regierungsbezirks angezeigt. Diese sind: das unmittelbare Fürstenthum Liegnitz mit 3, Glogau mit 4, Jauer mit 5 und ein Theil des unmittelbaren Fürstenthums Schweidnitz mit 2 Kreisen. Ferner gehört dazu das mittelbare Fürstenthum Sagan mit einem Kreise, endlich ein Theil der Preussischen Oberlausitz mit 3 Kreisen, so dass das Ganze 18 Kreise enthält. Nun folgt die Angabe der Grenzen und geographischen Lage nach östlicher Länge und nördlicher Breite. Der Flächenraum beträgt 242 □ Meilen. Da der Boden in allen Kreisen bald eben, bald von Mittel- und Hochgebirgen durchschnitten ist, so wechselt auch dessen Fruchtbarkeit in Ansehung des Getreides und der Feldfrüchte. Die ansehnliche Waldung besteht grösstentheils aus Nadelholz. An Fischen und Wildpret aller Art ist kein Mangel. Der Flachsbau wird in den mehrsten Kreisen fleissig betrieben, und die Gebirgsbewohner kaufen ihren Bedarf im Niederlande. Die Vieh- besonders die Schafzucht ist im vortrefflichen Zustande. Man zählte 1820 Pferde 31,323; Füllen 2,608; Zuchtstiere 2907; Ochsen 44,566; Kühe 132,800; Jungvieh 55,772; Merinos und ganz veredelte Schafe 52,093; Halbveredelte Schafe 343,634; Unveredelte Schafe 208,187; Böcke und Ziegen 14560; Schweine 8895; mehr als noch einmal so viel werden aus Polen eingetrieben. Zwey Mineralquellen giebt es zu Warmbrun und Flinsberg. Das Mineralreich liefert: Kupfer, Bley, Zink, Arsenikkies und Silbererz, Kobolt, Alaunerz, Steinkohlen, Marmor, Raseneisenerz, Braunkohlen, Walkererde, Thonerde und Sandstein. Auf den Obstbau verwenden die Einwohner ebenfalls viel Sorgfalt und 3646 Magdeburger Morgen Weingärten bey Grünberg bringen, wenn das Gewächs geräth im jährlichen Durchschnitt 14815 Eimer. Hausbienen findet man, das Riesengebirge ausgenommen, in allen Kreisen und zu Muskau befindet sich eine ansehnliche Zeidlergesellschaft. Ausser der Oder, deren Beschiffung aber wegen Versandung der Ufer bey niederm Wasserstande äusserst beschwerlich ist, durchfliessen den Regierungsbezirk der Bober, der Queis, die Görlitzer Neisse und etliche kleinere Flüsse, wozu der Vf. auch den Katzbach zählt, wiewohl er jenen an Breite und Tiefe nichts nachgiebt. — In den 18 Krei-

Kreisen des Bezirks wohnen in 46 Städten, 1594 Dörfern, 101 Kolonien und 145 Vorwerken, überhaupt in 1886 Ortschaften, 660,905 Menschen, wovon auf die □ Meile 2736 kommen. — In kirchlicher Beziehung sind die Evangelischen in 346 Parochieen eingetheilt, über die 22 Superintendenten die Aufsicht führen. Die katholische Geistlichkeit steht unter 16 Erzpriestern. Die Reformirten bilden eine verbundene Gemeine, für welche zu Glogau ein Prediger angestellt ist. An Lehranstalten sind zu merken: das Pädagogium der mährischen Brüder zu Niesky; die Waisen - Erziehungsanstalt zu Bunzlau, verbunden mit einem Schullehrer - Seminar; die Liegnitzer Ritterakademie; ein Lyceum und 4 Gymnasien. Noch besitzt der Bezirk ein Landzuchthaus, eine Irrenversorgungsanstalt und ein Hebammeninstitut. — Ansehnliche Tuchmanufacturen sind zu Liegnitz, Görlitz, Grünberg, Hainau, Löwenberg, Lüben und Sprottau; Linnen - und Schleierweberey beschäftiget am meisten die Kreise Bolkenhain, Landshut, Hirschberg, Schönau, Löwenberg und Lauban. In 18 Papiermühlen werden alle Sorten Papier verfertiget. Eine Zuckerraffinerie befindet sich zu Hirschberg; Thonarbeiten von besonderer Güte liefern Bunzlau, Muskau und Sprottau. Zur Erleichterung des Frachtfuhrwesens und Beförderung der Posten hat man im Bezirk 62 Meilen lang Kiesstrasen angelegt, worunter 12 Meilen Kunststrasse befindlich.

Nach dieser Einleitung folgen 18 Tabellen in alphabetischer Ordnung der Kreise, worauf der Name der Städte, Dörfer und Colonien, ihre Häuser - und Einwohnerzahl, die Entfernung von der Kreisstadt nebst dem Parochialverhältnisse angegeben sind. — Den Beschluss macht ein Register.

GESCHICHTE.

Jauer, b. Gäuke: *Almanach der merkwürdigsten Zeitereignisse Schlesiens* von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, nebst einem vollständigen Register in sieben Abtheilungen chronologisch geordnet, von *Bornmann*, Pastor zu Prausnitz. 1821. IV u. 384 S. 8. (16 Gr.)

Herr Pastor Tiede in Reichenbach gab von 1862 bis 1814 in 8 Bänden Schlesiens denkwürdigste Jahrestage heraus, in welchen er nicht bloss magre Rubriken aufzeichnete, sondern auch jeden Vorfall aus der vaterländischen Geschichte erläuterte. Hr. *B*. hat jenes Werk benutzt und so wie Tiede, nur etwas kürzer, das aufgeführt, was an jedem Tage der 12 Monate geschah; auch dabey Geburtstage, Regierungsbefehle, Polizeyverordnungen u. s. w., beygefügt. Indessen würde dieses alles mühsam aufzusuchen seyn; wenn nicht die Register das Nachschlagen erleichterten. Das erste enthält ein chronologisches Verzeichniss der merkwürdigsten allgemeinen Landesereignisse. (S. 247 bis 259.) Das zweyte ist ein chronologisches Verzeichniss der merkwürdigsten besondern Landesereignisse in Städten und Dörfern (S. 259 — 347.) Das dritte führt etliche schlesische Regenten nach ihren Geburts - und Sterbetagen und Jahren, (S. 348 — 354.) das vierte die schlesischen Bischöfe (S. 355 — 359.) das fünfte berühmte schlesische Staatsbeamten (S. 359 — 360.), das sechste einige berühmte schlesische Feldherrn, (S. 361 — 365.) das siebente endlich einige berühmte schlesische Gelehrte (S. 365 — 384.) auf.

Für Schullehrer, welche ihre Zöglinge in der vaterländischen Geschichte unterrichten, ist dieser Almanach ein sehr nutzbares Werk; jedoch enthält es eine Menge chronologischer Unrichtigkeiten, vielleicht zum Theil durch Druckfehler entstanden, die Hr. *B*. bey einer zweyten Auflage hoffentlich verbessern wird.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Lüneburg, b. Herold und Wahlstab: *Predigten für denkende Verehrer Jesus*, von *J. H. B. Dräseke. Fünfte* und letzte Sammlung. *Dritte*, unveränderte Auflage. 1823. 498 S. gr. 8. (ohne Titel, Vorreden und Inhaltsverzeichnissen, zus. 1 Bogen.)

Dass diese Predigten ein grosses Publikum gefunden haben, beweisen die wiederholten Auflagen. Dass sie grossentheils des eingeärnteten Beyfalls werth seyn mögen, will Rec. nicht in Abrede seyn. Dass aber Themen, wie: *Christenthum ist die Muttersprache der Menschheit; alle Nachahmung Andrer ist verwerflich; Schwärmerey ist die Seele des Glaubens und der Tugend*, selbst wenn sich durch Behandlung und Ausführung ein vernünftiger Sinn hineinbringen lässt, zu den bedauernswerthen Verirrungen des sonst so verdienten Vfs. gehören, und dass es sehr traurige Aussichten für die Kanzelberedsamkeit geben müsse, wenn sich der Geschmack zu solchen Oxymoris weiter ausbreiten sollte, wagt Rec. zu behaupten, selbst auf die Gefahr hin, von dem Vf. denen „Lesern und Beurtheilern" beygezählt zu werden, die (laut Vorr. S. V.) „es sey nun aus Trägheit oder aus Befangenheit gewohnt sind, über alles, was gegen ihre bisherige, d. h. gegen die *gemeine* (!!) Art der Vorstellung, oder des Ausdrucks anstösst, im Voraus den Stab zu brechen, wodurch es ihnen unmöglich wird, fremde, von ihrem Gedankenkreise abliegende Ideen rein aufzufassen und richtig zu würdigen". Man muss gestehen, Hr. *Dr*. weiss eine *ungemein* vornehme Sprache zu führen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

August 1824.

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

ZÜLLICHAU u. FREISTADT, in der Darnmannsch. Buchh.: *Archiv für die Pastoral-Wissenschaft theoretischen und praktischen Inhalts*, herausgegeben von *J. S. Bail*, fortgesetzt von den Consistorialräthen *C. F. Brescius*, *D. Pf. L. Muzel* und dem Prof. u. Superint. *D. C. W. Spieker* (zu Frankf. a. d. O.) *Vierter* Theil.

Auch unter dem Titel:

Neues Archiv etc. *Erster* Theil. 1822. X u. 506 S. *Zweyten* Theils oder *fünften* Theils *erstes* Heft 1823. VI u. 314 S. gr. 8.

Dieses Archiv, das von dem sel. *Bail* auf sehr sinnige Weise angelegt worden, erscheint hier in seiner Fortsetzung unter der Leitung der genannten Gelehrten in einer noch würdigern Gestalt. Die Einrichtung ist zwar im Ganzen dieselbe geblieben; aber, ohne den Verdiensten des vollendeten frühern Herausgebers im mindesten zu nahe zu treten, darf man behaupten, der Geist, der in der Fortsetzung herrscht, rage weit über den hervor, der sich in der ersten Anlage kund gab. Liberal, aber mit weiser Umsicht und Mäfsigung gepaart, spricht er besonders in den Arbeiten der würdigen Herausgeber sich aus, und, wenn gleich diese, ein jeder nach seiner Individualität, sowohl in Form als Materie einen verschiedenen Gang nehmen und, wie es nicht anders seyn kann, auch die Mitarbeiter gar verschieden, sowohl in ihren Ansichten, als in der Manier sind, in welcher sie sich darüber aussprechen, so ist doch eben diese Verschiedenheit dem Zweck dieses Archivs, der Gottlob! nicht ein die geistliche Gemächlichkeit begünstigender, sondern ein wirklich wissenschaftlicher ist, eher förderlich, als nachtheilig; daher wir hoffen, dieses Archiv werde sich in einer längern Dauer erhalten und sich ein beträchtliches Publicum verschaffen.

Die Fächer, in welche der Inhalt vertheilt worden ist, sind folgende: 1) Abhandlungen. 2) Homiletische Aufsätze, die abermals wieder in mehrere Abtheilungen z. B. Proben aus den Sammlungen der ältesten christlichen Homilien; neuere Predigten; Predigtentwürfe; Vorschläge zu neuen Pericopen, zerfallen. 3) Biographien würdiger Geistlichen. 4) Amtserfahrungen. 5) Miscellen. 6) Liturgik. 7) Literaturbericht. 8) Auszüge aus gedruckten Predigten. 9) Nekrolog.

Schon diese blofse Angabe mag auf den vielseitigen, reichen und interessanten Inhalt aufmerksam machen. Wir wenden uns jetzt zu den einzelnen Partien.

Band 1. *Erste Abtheilung. Abhandlungen.* Hr. D. *Muzel* eröffnet die Reihe derselben mit einer Klage *über die Vernachlässigung des theologisch-dogmatischen Studiums unter den evangelischen Predigern in jetziger Zeit.* Sehr nützliche Winke, die Dogmatik und das dogmatische Studium überhaupt betreffend, gehen voran, und es werden dann die mannigfaltigen Nachtheilen, die aus der Vernachlässigung dieses Studiums entspringen, oder doch davon zu besorgen sind, gründlich aufgedeckt. Sollte sich auch hin und wieder eine etwas zu weit getriebene Aengstlichkeit verrathen, so ist doch insonderheit jüngern Geistlichen, namentlich angehenden Predigern, diese Abhandlung zur sorgfältigsten Beherzigung zu empfehlen; denn jene Vernachlässigung rächt sich früher oder später bey unsern Amtsvorträgen gewiss. Hr. CR. *Brescius* verbreitet sich in einer noch bis in den folgenden Theil fortlaufenden, gehaltvollen Abhandlung *über das Wesen der Idee und des Begriffs; zur Orientirung über die Streitfragen in der heutigen Theologie.* Genau genommen ist nun zwar diese Abhandlung nur als Einleitung zu den Untersuchungen zu betrachten, die laut der Schlussbemerkung (Theil 2. S. 43) daran noch ferner angeknüpft werden sollen. Sie hat aber auch, schon als für sich bestehend, ein hohes Interesse; und wir geben deshalb von ihr wenigstens einen kurzen allgemeinen Abriss, wobey wir denn freylich um das Ganze zusammenzustellen, schon in den 2ten Band hinüberschweifen müssen. *Begriff* ist unserm Vf. „jede zur Verständigung über Gegenstände der Erfahrung dienende, durch Merkmale bestimmte Vorstellung;" *Idee* hingegen *a*) *subjectiv* genommen „das allerdings geheimnissvolle, aber unleugbare, activ-passive, geistige Gefühl (Bewusstseyn) des übersinnlichen Grundes unsers eigenen Seyns und Wirkens, so wie allerdings auch alles Daseyns ausser uns," *b*) *objectiv* „dieser übersinnliche Grund alles Seyns und Daseyns selbst." Nachdem der Vf. in mehrern §§ die Realität der Idee in dem angegebenen Sinne mit trifftigen Gründen darzuthun sich bemüht hat, entwickelt er trefflich §. 11. den Gegensatz der sichtbaren oder sinnlich n und der übersinnlichen oder idealen Welt, welcher Gegensatz in dem §. 12. beygefügtem Schema noch deut-

deutlicher hervortritt, und zu der Ueberzeugung leitet, „dafs nur in der Idee die volle Wahrheit unserm Geiste aufgehe und alles Wesen nur in ihr zu finden sey" (§. 13) und „das begreifliche Wissen nicht überschätzt werden dürfe (§. 14), wie denn die ganze philosophische Geschichte den Beweis giebt," dafs es vergebens sey, dem Dualismus unsers Wahrnehmens (Anschauung und Idee) entfliehen zu wollen" u. s. w. (§. 15). „Durch das alles kommt der Vf. (§. 16) zu dem Resultat: dafs dem Menschen ein Stoff für sein Denken und Handeln gegeben sey, nämlich die Idee, in welcher sich alles zu dem wahren Leben, zu dem *Leben in Gott* (Gottesbewufstseyn, *sensus numinis*) verklärt." — So weit ist Th. 1. diese Abhandlung fortgeführt. Im 2ten Theile (S. 1—43) nimmt der Vf. den Faden wieder auf, und verbreitet sich über die menschliche Glaubenssphäre sowohl (§. 17) als über die menschliche Individualität (§. 18—21) wobey über Leben — Freiheit — geistige Kräfte des Menschen, und endlich über das religiöse Bewufstseyn dieser Individualität gar gewichtige Worte geredet werden. Eine Schlufsbemerkung §. 22. deutet nun auf die beiden Meinungen hin, auf was Weise der Mensch zur Religion gelange, davon die Eine sich mit dem, was die menschliche Individualität auszeichnet, begnügen und durch dasselbe ein System religiöser Wahrheiten, zur vollen Befriedigung der Vernunft zu Stande bringen zu können, die Andre dazu einer besondern göttlichen Hülfe zu bedürfen glaubt, wornach sich also der Unterschied zwischen *Vernunft-* und *Offenbarungsgläubigen* bildet. Es ist zu bedauern, dafs wir aus Mangel an Raum nicht mehr als dieses magere Skelet geben können. Möge die Abhandlung recht sorgsame und nachdenkende Leser, und der Vf. recht bald Zeit und Musse zur Mittheilung der Untersuchungen gewinnen, die er noch ferner daran anzuknüpfen gedenkt. Hr. Dr. *Spieker*, veranlafst durch das Schreiben eines Freundes, giebt uns seine Gedanken *über das Eine, das Noth thut in unsern Schulen* (S. 93—144). Diefs Eine ist der *christliche Geist*, über dessen Mangel sowohl, als über die Ursachen desselben eine sehr freymüthige Klage geführt wird. Sollte auch Manches viel zu sehr ins Trübe gezeichnet seyn, so verdient doch gewifs der Gegenstand an sich eine recht sorgfältige Beherzigung, und des Vfs. Vorschläge, wie jener Geist wieder zu wecken und zu beleben sey, wiewohl manche darunter gar nicht neu sind, mögen von allen, die auf Schulen einwirken können, wohl erwogen werden. Hr. Dr. *Muzel* beschliefst die Reihe der Abhandlungen (Th. 1. S. 145—172) mit einem sehr durchdachten Aufsatz über *das Bemühen, rührend zu predigen*. Der Vf. geht auf der goldenen Mittelstrafse einher, und hält sich eben so weit von denen, die im Kanzelvortrage nur Belehrung wollen, als von denen entfernt, die einzig und allein auf die Erregung lebhafter Gefühle ausgehen. Sehr nützliche Fingerzeige werden gegeben, sowohl darüber, wo die Rührung hingehört, als auch wie sie zu erregen ist. Eine interessante Zugabe ist am Schlusse dieser Abhandlung die Beurtheilung der Regeln, welche *Hugo Blair* (Vorlesungen über Rhetorik) über die Kunst zu rühren ertheilt. — Die *homiletischen Arbeiten* (Abth. 2.) bestehen in diesem Bande 1) *aus Proben, die aus den Sammlungen der ältesten christlichen Homilien* gegeben werden. Diesmal giebt es zwey solcher Proben; die eine von Hrn. C. R. *Brescius* mitgetheilt, ist des H. Asterius Homilie über Matth. 19, 3. „ob es dem Manne erlaubt sey, sich um jeder Ursach willen von seinem Weibe zu scheiden;" dieser Bischof — denn das war er laut Vorerinnerung, zu Amasea in Pontus, erscheint hier als ein sehr warmer und beredter Vertheidiger der weiblichen Rechte. Die andre, welche Hr. D. *Muzel* giebt, ist eine Homilie des Chrysostomus über den Kirchenbann; sie bezieht sich auf die arianischen Händel, und spricht die mildchristliche Gesinnung des berühmten Redners aus; 2) *aus ausführlichen neuen Predigten*, deren Hr. *Br.* diesmal drey (25 Tr. 1 u. 2. Weihnachtstag) über die gewöhnlichen Perikopen ihres geistreichen Vfs. vollkommen würdige liefert, wozu noch eine vierte am Neujahrstage 1822 von Hrn. *Vollbeding*, Diac. zu Delitzsch gehaltene kommt. Sie legt Ps. 121 zum Grunde, und beurkundet ein sehr reiches Talent ihres Vfs., dem auch die Herausgeber alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, obgleich sie mit der „blumenreichen" Schreibart nicht ganz zufrieden sich erklären. Rec. findet den Schmuck der Blumen in dieser wohlgerathenen Rede nicht überladen; er mag es an jungen Rednern, wie Hr. *B.* einer zu seyn scheint, wohl vertragen, wenn sie nach rednerischer Fülle und Schönheit streben, da mit den Jahren das zu Viel sich wohl von selbst verliert; nur die Schönrednerey, der es an Gedanken fehlt, ist verhafst und Ekelerregend. Davon aber findet sich doch bey unserm Vf. nichts, vielmehr bey allem schön Gesagten doch auch recht viel brav Gedachtes. 3) aus *Vorschlägen zu neuen Perikopen*. Hr. Superintendent D. *Fritzsche* zu Dobrilugk macht den Anfang einen *Jahrgang Texte aus dem A. T.* mit exegetischen Bemerkungen und homiletischen Andeutungen zu geben. In der fast 9 Seiten langen Einleitung wird viel Wahres und Treffendes über Bibeltexte überhaupt, über alttestamentliche insonderheit und über deren Behandlung im Kanzelvortrage gesagt. Die vorgeschlagenen Texte gehen in diesem Bande vom 1. Adv. bis Sonntag Quasimodogeniti, und sind, ausgenommen Charfreytag, Osterfest und Quasimod. (für welche aus Jes. 53. Ps. 16, 1.; P. 16, 11. u. Ps. 22, 31. Texte vorgeschlagen sind) sämmtlich aus dem ersten Buch Mosis genommen. Hr. *F.* ist als Exeget schon sonst rühmlich bekannt, daher es sich auch hier voraussetzen läfst, wie es sich dann auch wirklich erweiset, dafs manche der von ihm gewählten Bibelstellen in exegetischer Rücksicht recht wacker behandelt worden sind. Nur möchte sein bekannter Supernaturalismus ihn zuweilen verleiten, manches gar zu buchstäblich, und auf christ-

christliche Grundsätze und rein moralische Begriffe zu wenig Rücksicht zu nehmen, wie ihm auch (S. 277) von einem der Herausgeber zu 1 Mos. 22, 1 — 19. nachgewiesen wird. Die aus den Texten abgeleiteten Hauptsätze sind fast alle lobenswerth praktisch aufgefasst, so wie auch gegen die Disposition nichts erhebliches zu erinnern seyn möchte. Nur sehr natürlich, wo der Vf. die rein moralische Ansicht verläfst, kann auch weder Hauptsatz noch Eintheilung die richtige seyn, wie diefs z. B. bey der so eben genannten Versuchungsgeschichte Abrahams der Fall ist. So wie Hr. *Fritzsche* dem alten, so möchte Hr. *Helmricht*, Ober-Pfarrer und Ephorie-Adjunct zu Finsterwalde dem neuen Testamente eine gröfsere Berücksichtigung in den sonntäglichen Vorträgen verschaffen. Er theilt deshalb *Gedanken über stehende Perikopen und namentlich über die evangelischen* mit; so wie auch *Vorschläge zu neuen historischen Perikopen des N. T. mit genauer Bezugnahme auf die alten.* Der Vf. erklärt sich mit überwiegenden Gründen sowohl für stehende Texte überhaupt, als für die Beybehaltung der ältern Perikopen, für letztere jedoch so, dafs denselben andre, auf drey Jahre zu bestimmende, aus den historischen Büchern des N. T. zu wählende, an die Seite gesetzt werden, so dafs mit jedem *vierten* Jahr die alten wieder an die Reihe kommen sollen. Diesem Vorschlage stimmt Rec. vollkommen bey, auch findet er den hinzugefügten Plan zu einer solchen Reihefolge sehr beyfallswürdig. Wenn aber Hr. H. in der Perikope, die vom *Simeon* und der *Hanna* handelt, Stoff zu Betrachtungen über die Heiligkeit des Eides, über Untreue in der Ehe und über den Selbstmord, oder wenn er die Abschiedsreden Jesu Joh. 15, 16. als an einen schicklichen Ort in Hinsicht des Kirchenjahres gestellt findet, so können wir ihm weder in der Exegese, die etwa zur Begründung des erstern leiten möchte, noch in den Gründen beypflichten, womit er die letzte Behauptung unterstützt. In Abth. 3. giebt uns Hr. D. *Spieker* S. 319 — 351 eine Biographie des vollendeten trefflichen *Hanstein*, die auch nach dem „Denkmal der Liebe," das des Verstorbenen würdiger Schwager, *Wilmsen*, schon 1821 dem Vollendeten stiftete, gelesen zu werden verdient. Die *Amtserfahrungen* des Pfarrer *Tschirner*, die sich in Abth. 4. S. 352 — 361 finden, sind höchst lehrreich, mitunter auch erfreulicher Art. Es folgen Abth. 4. (S. 366 — 405) *Miscellen.* Sehr anziehend ist die Nachricht von Joh. *Spörlin's* Einführung als Prediger an der St. Stephans Kirche zu Mühlhausen im Elsafs. Der damals erst 22jährige Mann, dem so frühe ein wichtiges Amt anvertraut ward, erscheint in einem trefflichen Lichte. Des Prediger *Merkel* zu Flöha Wirksamkeit in seiner Gemeinde in den Kriegsjahren von 1806 bis 1813 stellt diesen als das Muster eines würdigen Geistlichen dar. Die *freye evangelische Kirche in Westphalen* wird würdig geschildert und ein Bruchstück aus *Krummachers* Gedicht, denselben Gegenstand betreffend, erhöhet das Interesse des Aufsatzes. Unter der Aufschrift: *die moderne Idee des Schönen im Christenthum* lesen wir ein merkwürdiges Aktenstück ästhetischer Befangenheit, oder vielmehr Verschrobenheit. Die 5te Nummer dieser Miscellen giebt einen Beytrag *zur Geschichte der deutschen Kanzelberedtsamkeit*; und zwar nach kurzer Erinnerung an einige ältere Homileten, von welchen *Schuler* in seiner Gesch. d. Geschmacks im Predigen nichts erwähnt, eine Rosenkranzpredigt aus neuerer Zeit, nämlich von dem Redemptoristen *Zacharias Werner*, die einen sehr traurigen Beweis von der Geistesverirrung des Verstorbenen, wenn nicht noch von etwas Schlimmern giebt. Diesen von Hrn. *Sp.* mitgetheilten 5 Numern, schliessen sich *kirchliche Nachrichten* von mehrern Orten mitgetheilt von *Muzel* an, die Aufmerksamkeit verdienen. Unter Nr. 7. giebt Hr. *Brescius Proben der neuesten Polemik gegen die Protestanten.* Sie sind aus der berüchtigten *Mastiaux*schen Lit. Zeit. entlehnt, und übertreffen alles, was man nur von pöbelhafter Ungezogenheit sich denken kann. Einen schönen Contrast dagegen machen die aus des trefflichen Caj. *Weiller* Denkschrift auf Jacobi (1819) entlehnten Worte am Schlusse dieses Aufsatzes. Abth. 6. (S. 406 — 472) enthält den *Literaturbericht*, von welchem wir uns begnügen im Allgemeinen zu bemerken, dafs die Urtheile sich durch Humanität und Unparteylichkeit auszeichnen. Abth. 7. (S. 473 — 485) *Auszüge aus gedruckten Predigten* enthält diessmal nur zwey Numern, nämlich *Hildebrands* Predigten über die Ap. Gesch. und *Greilings* neueste Materialien. Nach den aus den erstern ausgezogenen Themen sind jene Predigten sehr lesenswerth; *Greilings* Lieferungen und Leistungen haben sich schon längst durch sich selbst empfohlen. Ein ziemlich vollständiger *Nekrolog* vom J. 1821 der mehr als blofse Namen, Jahrszahlen und Altersangaben enthält, macht in der Abth. 8. den Schlufs dieses reichhaltigen Bandes.

Band II. dessen *Heft* 1. vor uns liegt, setzt Abth. 1. die oben im Umrifs gegebene Abhandlung von *Br.* über das Wesen der Idee u. s. w. fort, und enthält aufserdem einen Aufsatz vom Superint. Dr. *Fritzsche*, unter dem Titel: „über das Unheil der Kirche und dessen Abwendung," der einer Schrift des G. S. Hrn. D. *Nitzsch* zu Wittenberg, über das Heil der Kirche" oder der *Welt* — denn unter beiden Titeln wird N's. Schrift in diesem Aufsatz aufgeführt — entgegengesetzt ist. Rec. kennt diese letzte Schrift nicht, und kann daher nicht beurtheilen, ob Hr. *F.* den Sinn seines sehr ehrwürdigen Gegners genau genug gefafst hat, mufs indefs bezeugen, dafs die hier angestellte Beleuchtung derselben humaner ausgefallen ist, als es sich nach der etwas schneidenden Ueberschrift erwarten liefs. Dafs übrigens *F.* nur Unheil sehen kann, wo *N.* Heil erblickt, kann bey dem grofsen Antagonismus der Principien, von welchen beide Vff. ausgehen, nicht wohl anders seyn. Von demselben Vf. erhalten wir Abth. 2. die Fortsetzung der Band 1. begonnenen Entwürfe

über

über A. Testamentl. Texte bis zum Trinitatisfeste, darunter einige interessante, z. B. 1 Mos. 27, 1—29. „von der parteyischen Vorliebe vieler Aeltern zu einem ihrer Kinder;" ferner: „wie sehr wir darauf zu sehen haben, dass die Beschäftigungen unsrer Kinder nicht unvermerkt den Grund zu ihrem sittlichen Verderben legen" über 1 Mos. 27, 30—45. „über den Werth des Segens, den Aeltern ihren Kindern geben." In eben dieser Abtheilung giebt Hr. *Helmricht* Entwürfe über die von ihm vorgeschlagenen neuen historischen Perikopen aus dem N. T. Man kann nicht in Abrede seyn, dass sich darunter recht viel Gelungenes befindet; aber doch auch manches theils Gezwungenes, z. B. über Matth. 16, 1—4: „von den Versuchungen, Gott zu versuchen, welche ungewöhnliche Zeiten mit sich führen, theils in der Angabe des Hauptsatzes sowohl, als in der Disposition äusserst Triviales, z. B. über Joh. 9, 35—41. „wer den Sohn Gottes hat, der hat das ewige Leben. 1) was es heisst, den Sohn Gottes haben, nämlich: an ihn glauben; ihn lieb haben; auf ihn trauen; mit ihm in einer innigen und frommen Gemeinschaft leben. 2) dass der, der ihn hat, auch das ewige Leben hat; welches auf folgende Art bewiesen wird: er fühlt in sich ein höheres, geistiges Leben; er hat an keinem Mittel Mangel, dass ihn zum Leben führen kann; er empfindet in einem höhern Beyfall ein inneres und seliges Wohlseyn, er geht einst zu dem Leben über, welches Gott im Himmel geben wird. Dergleichen leicht hingeworfene und überdiess sehr gegen die Regeln der Logik verstossende Entwürfe könnten wir mehrere anführen, wenn es der Raum nicht verböte. Es folgen *Entwürfe zu Predigten;* diessmal zuerst: „Dispositionen zu Predigten über das Werk der Besserung von *Havenstein.*" Die vollständigen Predigten sind seitdem unter dem Titel: *die Heiligung in dem Herrn* erschienen, und auch in diesen Blättern (Erg. Bl. 1823 Nr. 96) mit verdientem Lobe angezeigt, daher wir hier uns jedes Urtheil ersparen können. Sodann: „Gedanken über die Feyer des jährlichen Bettages in den preussischen Staaten, und Materialien zu Predigten für denselben von D. *Muzel.*" Die Gedanken, welche sich auf die Bestimmung des Tages und auf den Zweck seiner Feyer beziehen, sind sehr klar, einfach und müssen jedem Unbefangenen als höchstwahr einleuchten; die Materialien sind mit Rücksicht auf Zweck und Bestimmung des Tages gewählt, daher sehr passend und zugleich mit der Angabe der Texte versehen, die ihnen zum Grunde dienen können. Abth. 3. macht uns unter der Aufschrift: *Biographieen würdiger Geistlichen* diessmal mit dem Leben und Wirken eines in einer zwar beschränkten, aber mit Treue und Liebe würdig ausgefüllten Sphäre thätigen Mannes, des verstorbenen Pfarrers M. F. *Spieker*, bekannt, der über 50 Jahre ein geistl. Amt bekleidete, und davon 44 Jahre den beiden Gemeinden zu *Peresie* und *Roskow* bey Brandenburg an der Havel mit unermüdetem Eifer vorstand, und im 86sten J. s. Alters verstarb. Es ist sehr zweckmässig und lehrreich, auch der stillen und bescheidenen Thätigkeit ein Denkmal zu errichten, besonders, wenn es auf so würdige Weise, wie hier, von dem verdienten Hrn. D. *Spieker*, einem nahen Verwandten des Verstorbenen, zwar mit sichtbarer Rührung, aber mit eben so unverkennbarer Unparteylichkeit geschieht. Unter den *Amtserfahrungen* Abth. 4. werden zuerst die *Tschirner*schen fortgesetzt, wo doch wenigstens die erste unter den hier mitgetheilten, die noch dem Vater des Vfs. angehört, durch das weisse Chorhemd über den schwarzen Talar, der Eintritt in die dunkle Stube und der plötzliche Zuruf: „Wach auf, o Mensch u. s. w." einen Anstrich vom Theatralischen haben, und wohl nicht, es sey denn mit grosser Umsicht, nachzuahmen seyn möchten. Den *Tschirner*schen folgen die Erfahrungen eines Hrn. *Hoffmann*, die hauptsächlich zeigen, wie viel der Geistliche, besonders in Verbindung mit einem einsichtsvollen Arzte, am Krankenbette auszurichten vermöge. In den *Miscellen* Abth. 5. giebt zuerst Hr. *Sp.* in fünf Numern Aufsätze über Protestantismus und Katholicismus, mit Rücksicht auf *Tzschirner's* (nicht Tschirner) bekannte Schrift über denselben und *Buchholzens* (deutsche Monatsschrift) darüber abgegebenes Urtheil — über Bedrückung der Protestanten in Ungarn — über den Gebrauch (Missbrauch) von Bibelsprüchen gegen Verfügungen des Staats — über einen (neuen) Abdruck des A. T. nach dem Cod. Alex. in London; ein Prachtwerk, dessen Kosten auf 7349 Pf. 17 Sch. 6 Pence angeschlagen werden — über ein treffliches Wort des edlen *Niemeyer* aus dessen „Academischen Predigten und Reden" 1819. Hr. *Muzel* aber fährt fort „kirchliche Nachrichten" aus verschiedenen Gegenden und Orten zu sammeln, unter welchen die von einer unter dem Namen *Bahrdtianer* zu Sachsenhausen b. Frankf. a. M. entstandenen Secte Rec. wenigstens neu war. Abth. 6. enthält diessmal *Liturgik*, die im vorigen Bande noch fehlte; jedoch für das Mal nur „Urtheile und Ansichten angesehener Gottesgelehrten über die christl. Liturgie" namentlich aus Luther's Schriften, der A. Cf. und der *Form. Conc.* die Abhandl. soll fortgesetzt werden. Der *Literaturbericht* Abth. 7. ist auch in diesem Heft sehr reichhaltig, und es lässt sich ihm eben das nachrühmen, was von dem in B. gesagt worden ist. Die *Auszüge aus gedruckten Predigten* Abth. 9. geben über die auch von uns (Erg. Bl. 1823 Nr. 94) angezeigten Predigten von *Hossbach*, Berl. 1822. über des Hofpr. *Zimmermann* zu Darmstadt im J. 1820 gehaltene Vorträge, und über *Greilling's* Materialien 2te Th. Nachricht. Auch diessmal macht ein *Nekrolog* vom J. 1821. den Beschluss. Das nächste, schon zu Michaelis 1823 versprochene 2te Heft dieses Bandes, das aber Rec. noch nicht zugekommen ist, wird den vom Jahr 1822 nachliefern. Wir schliessen mit dem wiederholten Wunsch für den langen Bestand und die ausgebreitete Wirksamkeit dieses interessanten und lehrreichen Archivs.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1824.

NATURGESCHICHTE.

Regensburg, gedr. b. Brenck's Wittwe: *Denkschriften der Königlich-Baierschen botanischen Gesellschaft in Regensburg. Zweyter* Band. 1822. XXVIII und 224 S. 4. m. Kpfr.

Ein *zweyter* Titel bezeichnet die vorliegenden Blätter als *Erste* Abtheilung des *zweyten* Bandes und setzt hinzu „mit 3 Kupfertafeln und IX Steinabdrücken". Es ist mithin der *dritte* Theil der werthvollen Denkschriften, von denen die beiden ersten in unserer A. L. Z. 1824. Erg. Bl. Nr. 50. angezeigt worden. Von S. VII bis XXVIII. setzt der Sekretair Hr. Dr. *Oppermann* die Geschichte der Gesellschaft bis zum Schlusse des J. 1821 fort. Es dürfte, wie es uns scheint, bey der zu erwartenden Fortsetzung ein unseres Wissens noch nirgend gedrucktes vollständiges Verzeichniss der Mitglieder des Vereins nicht ohne Interesse für die botanische Literaturgeschichte seyn, wenn es nur mit steter Beziehung darauf aufgestellt würde. (Es müsste dann ausser den Vor- und Zunamen, den Gebursort, das Geburtsjahr, die botanischen Schriften u. d. m., angeben). In der ersten Abhandlung S. 1. beantwortet Hr. Dr. *Steudel*, dem man den trefflichen *Nomenclator* verdankt, die zweyfache Frage: *Ist eine Verbindung der Botaniker zu einer gemeinschaftlichen Bearbeitung eines Systema Vegetabilium nöthig und möglich?* Diese Beantwortung fällt in beiderley Beziehung, nämlich sowohl rücksichtlich der Nothwendigkeit als der Möglichkeit, bejahend aus. Genau genommen, schliesst sie sich dem an, was in dem ersten Bande der Denkschriften Herr Graf *von Sternberg* über den gegenwärtigen wahrhaft chaotischen Zustand der botanischen Wissenschaft gesagt hat. Anziehend und wahr ist die von dem Vf. versuchte Kritik der von der *Encyclopédie méthodique* an bis auf *de Candolle's Regni vegetabilis systema naturale* herausgegebenen neuern allgemeinen Werke, mit Berücksichtigung der sich auf solche allgemeine Unternehmungen beziehenden Vorschläge von Poiret und Trattinnick. Nach seiner Meinung giebt es nur ein Mittel, um aus den Verwirrungen herauszukommen, welche von allen Seiten die Wissenschaft umstrickt halten. Diess einzige Mittel ist: — *Eine Verbindung aller Botaniker der Welt und mit dieser die Errichtung eines botanischen Tribunals.* Er giebt auch die Grundzüge für die Organisation und die Art der Wirksamkeit dieses botanischen Bundes an. Sie könnten allerdings den ersten würdigsten Berathungsgegenstand auf dem von dem Hrn. Grafen von Sternberg vorgeschlagenen botanischen Congresses bilden, da es ohnehin in der Natur eines solchen Congresses liegt, etwas Tribunalartiges zu haben. Wie dem auch sey, so bleibt es immer verdienstlich die Gebrechen der Wissenschaft freymüthig aufzudecken und Vorschläge zu thun, die wahre Hülfe herbeyführen müssen. — S. 21. liefert der ehrwürdige Greis Ritter *von Schrank Bemerkungen über einige seltnere Pflanzen des königl. botanischen Gartens zu München*. Von den hier berührten 140 Gewächsen ist eine nicht unbedeutende Anzahl bereits in des Vfs. *Hortus Monacensis* und in andern Werken beschrieben. Schätzbar sind die versuchten neuen Diagnosen, die Anmerkungen über Pflege, Vaterland, Verwandtschaften u. s. w. Es wäre indessen zu wünschen gewesen, dass, mehr als geschehen, Rücksicht auf die Vorarbeiten der Zeitgenossen genommen wäre; denn gar manche von diesen Pflanzen ist bereits anderwärts unter einer andern Benennung beschrieben. So ist, um nur ein Beyspiel anzuführen, die S. 68. als neue Gattung unter dem Namen *Spixia* aufgestellte nichts weiter als die *Ampherphis intermedia Link* et *Otto. Plant. select. hort. bot. berol. fasc. V. tab.* 29. — III. *Erineum. Persoon.* bearbeitet von Hrn. Dr. *von Schlechtendal.* In diesem Aufsatze (S. 73 — 100.) ist eine vollständige Monographie dieser bekannten Parasitengattung enthalten, deren erste Kunde man in *Malpighi's* Buche *de excrescentiis et tumoribus plantarum* findet. Eine Arbeit dieser Art gestattet begreiflicher Weise keinen Auszug. Genug der Vf. behandelt diese Wesen, es mögen Saamen bey ihnen gesehen worden seyn oder nicht, als Pilze, beschreibt die ihm bekanntgewordenen Arten, berichtiget die Synonymie und schaltet die neuen Arten an ihren Orten ein. Die Arten werden in die drey Friesschen Gattungen *Taphria*, *Phyllerium* und *Erineum* vertheilt, die *Persoon* alle unter der Benennung *Erineum* zusammenfasste. — IV. *Ueber die Keimung einiger Wassergewächse*, von Dr. *Johann August Tittmann*, königl. S. Bergrath in Dresden (S. 101.). Aus einem eigenen ausführlichen Werke (*Die Keimung der Pflanzen*. Mit 100 ausgem. Abbild. Dresden. 1821. in 4.) kennt man die Vorliebe des

des Vfs. für diesen Gegenstand, der noch viele Entdeckungen darbietet. Es ist ihm gelungen, die bis jetzt fast unbekannte Keimung einiger Wassergewächse durch sinnreiche Versuche zu beobachten und er beschreibt hier mit gewohnter Genauigkeit die Keimung der *Nymphaea alba*, *Nymphaea lutea*, *Alisma Plantago* und *Potamogeton natans*. Interessant ist die dem Vf. von einem Liebhaber der Kräuterkunde Hrn. *Schumann* Posamentierer in Radeberg, mitgetheilte Beobachtung über das Mittel, dessen sich die Natur bedient, um die Saamen der *Nymphaea alba Lin.*, an ihrem natürlichen Standorte, auszusäen und zu verbreiten. So wie nämlich die Früchte sich, nachdem sie ihre vollkommene Reife erlangt, auf den Grund des Wassers niedergesenkt haben, springen sie in mehreren dreyeckigen Lappen, die sich nach dem Fruchstiel zurückbiegen, auf, und lassen die Saamen heraus. Ein jeder ist noch mit einem häutigen, an einem Ende offenen Netze umgeben. Vermöge dieses schleimigen Sackes werden sämmtliche Saamen, nachdem sie sich von einander begeben haben, auf die Oberfläche des Wassers empor gehoben. Hier schwimmen die Saamen, wie Froschleich, auf dem Wasser, mit der Oeffnung ihres Sackes nach unten gekehrt. Durch die Bewegung des Wassers vereinzeln sie sich und werden auf der ganzen Oberfläche desselben ausgebreitet. Ist diess erfolgt, so halten die Saamen, da die Oeffnung ihres Schiffchens durch die Einwirkung des Wassers erweitert worden ist, aus ihren Säcken heraus, auf den Grund des Wassers. Herr Bergrath *F.* nennt diess *„ein eigenes Kunststück.“* Ist das wohl die rechte Benennung für ein der unzähligen Wunder der ewigen Natur, in deren Inneres, um mit Haller zu reden, kein erschaffener Geist dringt? — V. *De plantis nonnullis antediluvianis ope specierum inter tropicos viventium illustradis.* Auctor Dr. *Carolus Fr. Ph. de Martius*, *R. Acad. Monac. S. O. Cor. Bav. Equ. eck. Cum tabulis II. lapidi incisis.* S. 121. Gehört wohl eine Abhandlung dieser Art in die Schriften einer botanischen Gesellschaft? Mit dieser Frage begann Rec. den lehrreichen Aufsatz zu lesen; eine der vielfachen Früchte, welche die gelehrte Welt von des Vfs. Reisen nach Brasilien ärntet. Uns will es nämlich vorkommen als wenn die fossilen Ueberreste einer sogenannten Flora der Vorwelt überall nicht zum Gebiete der Kräuterkunde gehören, sondern vielmehr zur Bildungsgeschichte unserer Erde. Mit dem Entweichen des Princips, das sie einst belebte, sind die zurückgebliebenen Abdrücke und fossilen Bruchstücke offenbar nicht mehr als Gewächse zu betrachten, sondern lediglich als Phytolithen. Bey den Versteinerungen mögen sie abgehandelt werden, nur nicht in botanischen Schriften. Wer würde wohl die fossilen Reste der Thierwelt zur Zoologie zählen? Genug, um diese Abhandlung zu übergehen, obgleich sie wichtige Bereicherungen für den Theil der Naturgeschichte liefert, um den Schlottheim, Sternberg, Brogniart, Nau, Rhode, Nöeggerath, u. m. A. sich bleibende Verdienste erworben haben. — VI. *Novum plantarum genus*, *descripsit* Dr. *Car. F. P. de Martius.* Diese neue Gattung *Lychnophora* hat zum Kennzeichen: *Calyx communis cylindricus*, *polyphyllus*, *imbricatus*, *pauciflorus. Receptaculum nudum. Flosculi omnes hermaphroditi*, *fertiles*, *tubulosi. Pappus duplex*; *exterior brevis*, *multipaleaceus*, *persistens; interior multipaleaceus*, *paleis linguiformibus*, *fugax.* Der Name ist aus λυχνῳ und φερειν, *candelam ferens*, zusammengesetzt, weil die Einwohner sich der trockenen mit einem dichten, leicht entzündlichen Filze überzogenen Zweige statt Kerzen bedienen. In der Landessprache heissen sie *Paina do campo*, was soviel als *Lana campestris* bedeutet. Diese baumartigen Syngenesisten aus der Familie der *Vernoniaceen* wachsen sämmtlich in dem Diamantendistrict Brasiliens. Es werden davon acht verschiedene Arten ausführlich beschrieben. Eine ebenfalls neue brasilianische Gattung wird in dem VIIten Aufsatze (S. 159 ff.) von Hrn. Professor Dr. *C. G. Nees von Esenbeck* aufgestellt, nämlich *Hornschuchia: calyx monophyllus*, *inferus*, *truncatus. Corolla 6 partita*, *laciniis duplici serie. Stamina 6. antheris filiformibus*, *in basi laciniarum corallae subsessilibus Pistilla tria*, *germinibus uniocularibus.* Sie gehört zur *Hexandria Trigynia* neben *Scheuchzeria.* Die beiden bis jetzt bekannten Arten sind von Sr. Durchlaucht dem Fürsten Max von Neuwied in Brasilien entdeckt worden. — VIII. *Commentarius in Irideas capenses. Auctore Francisco de Paula de Schrank* (S. 165.). In seiner bekannten Weise beschreibt der Vf. 71 Irideen vom Vorgebirge der guten Hoffnung, die ihm ein Apotheker aus Bamberg, Namens Strehme, der lange in den Kapstadt einer Apotheke vorgestanden, mitgetheilt hat. Ein vorzüglicher Werth dieses Aufsatzes liegt darin, dass die hier beschriebenen Exemplare alle wild *e loco natali*, also keine verkrüppelte Gartenpflanzen sind. Wer über die capischen Irideen künftig etwas schreiben will, wird nothwendig diese Abhandlung zu Rathe ziehen müssen, doch auch nicht unterlassen können, die übrigen über capische Pflanzen erschienenen Schriften, so wie die bedeutenden Sammlungen capischer Irideen zu Upsala, Berlin und London zu vergleichen. Die Familien der Irideen zerfällt nach von Schranks Ansichten in: I. *Irideae verae*, welche die Gattungen *Iris*, *Xiphium*, *Galaxia*, *Moraea*, *Ixia*, *Gladiolus* und *Antholyza* begreifen und II. *Irideae adscitae*, zu denen die Gattungen *Aristea*, *Dilatris* und *Schinnongia* gerechnet werden. Unter dieser letzten Benennung stellt der Vf. ein ganz neues Genus auf, das nur eine Art *Schinnongia ciliata* aufzuweisen hat. Sie gehört zur *Triandria Monogynia.* Der Gattungscharakter ist: *Flores incompleti. Perigonium calycinum*, *liberum*, *campanulatum*, *sexpartitum. Stamina imae basi laciniarum alternarum perigonialium inserta: filamenta membranacea*, *elongato-triangularia. Capsula trila-*

lacu-

locularis, trivalvis. Die Benennung kommt „*a Schinnongio, qui proximus a Fohio in China regnasse, et uno die septuaginta venenatas plantas non invenisse tantum, sed earum etiam usum salutarem comperisse dicitur, et omnino Chinensium Aesculapius, graeco Deastro certe minus fabulosus, primusque medicinae Sinicae parens, quae fere herbis fit, habetur.*" Der Name der *Antholyza aethiopica Thunb.* giebt dem Hrn. Vf. die Veranlassung zu nachstehender Bemerkung, die wir für die Freunde der botanischen Geographie hersetzen wollen: „*Linnaeus, et quidam alii illo antiquiores auctores regionem Promontorii Bonae spei Aethiopiam dixere; perperam: nam Aethiopia proprie regionem Nigritarum significat, quod ex illo: Aethiopem lavare, manifestum est. Alias, et minus male, etiam de Abyssinia (Habbesch) dicitur, praesertim ut Nubiae juncta est, nam Abyssinii proprie nigri non sunt, sed furvi, Nubii veri Nigritae sunt.*" Auf denen diesem Bande beygegebenen Kupfertafeln und Steindrücken sind abgebildet Tab. I. Die Keimung der in dem vierten Auffatze genannten Pflanzen, wobey statt fig. bey einer jeden derselben Γ. (*ab*) stehet. Tab. II und III. Pflanzentheile zur Erläuterung der Martiusschen Abhandlung über einige vorsündfluthlichen Gewächse. Tab. IV. *Lychnophora brunioides Mart.* Tab. V. *Lychnophora ericoides Mart.* Tab. VI. *Lychnophora Pinaster Mart.* Tab. VII. *Lychnophora villosissima Mart.* Tab. VIII. *Lychnophora staavioides Mart.* Tab. IX. *Lychnophora rosmarinifolia Mart.* Tab. X. *Lychnophora salicifolia Mart.* wobey wir bemerken, dass die echte Art *Lychnophora hakeasfolia* die einzige ist, die nicht abgebildet ward. Tab. XI. *Hornschuchia Bryotrophe N. ab E.* und Tab. XII. *Hornschuchia Myrtillus N. ab E.* Die erste und die beiden letzten Tafeln sind in Kupfer gestochen, die übrigen auf Stein.

ERDBESCHREIBUNG.

SCHMIEDEBERG: *Wanderung im Riesengebirge*, malerisch erläutert und durch 27 in Contour radirte Kupfer abbildend dargestellt, nebst einer Haupansicht des Riesengebirges mit Erklärungen versehen. Herausgegeben von *Friedrich August Tittel* und *Carl Mattis* in Schmiedeberg. 1821. 4. mit dem Vorbericht 35 S. (1 Thlr. 12 Gr.)

Die Herausgeber dieses kleinen Buches verdienen den Dank jedes Reisenden; denn zwar kurz, aber belehrend sind alle wichtige Sudetenpartien beschrieben und die beygefügten Umrisse erhöhen die Nutzbarkeit des Textes besonders darum, weil dessen Vf. nicht bloss einzelne Gegenstände schildert, sondern als Führer von Schmiedeberg bis Schreiberhau, also durch das ganze Gebirge auftritt. Als Einleitung geht voran die Total - Ansicht jenes majestätischen Gebirgszuges mit den nöthigen Erläuterungen. Nun beginnt von Schmiedeberg aus, welche Stadt ebenfalls sammt ihren Umgebungen beschrieben ist, die Reise durch düstere Nadelwaldung aufwärts nach der Schnurrbartsbaude und von da über die steile Seifenlehne zur Hempelbaude, in deren Nachbarschaft etwa 500 Schritte tiefer, die Pfarrbaude steht, wo sonst die Geistlichen übernachteten, welche in der St. Laurentius - Kapelle auf der Koppe an gewissen Festtagen jährlich Messe lasen. Von hier an kostet freylich das Steigen bis zum Koppenplane viel Schweiss; allein man vergisst diese Mühe bey dem Anblick des grossen oder schwarzen Teiches, eines bis jetzt unermessnen Wasserbehälters, der besonders bey trübem Himmel Schaudern erregt, und den Wandrer von seinen Ufern verscheucht. Freundlicher ist die Ansicht des Mittags - oder Mannsteins und der Dreysteine, Felsenthürme von Granit und abenteuerlicher Gestalt. In dieser Region stehen auch die Schlingel - und Haasenbauden, wie Sennenhütten in der Schweiz. Jetzt folgt die Beschreibung der Riesenkoppe umständlicher. Auf dem Rückwege wird in der Wiesenbaude Herberge genommen, von da aus den Elbequellen nachgespürt und dann dem Zackenfalle zugewandert, von welchem gleichfalls eine Schilderung beygefügt ist, so wie vom Kocherfalle bey Schreiberhau. Von diesem grossen Dorfe leitet ein Pfad neben der schlesischen Baude vorbey nach den Schneegraben. Man kehrt zurück durch Petersdorf und besteigt den Kynast. Bey der Heimkehr nach Schmiedeberg kann auch ein Abstecher zum Hainfalle und der Annakirche auf dem Gräberberge gemacht werden und damit — schliesst Hr. *M.* — hat der wissbegierige, die Natur liebende Gebirgsfreund seine Wallfahrt zu den vorzüglichsten Punkten des inneren und Hochgebirges vollendet. Des Schönen und Erhabnen hat er viel genossen und das Andenken der Reise wird ihm noch manche Stunde versüssen und Stoff zur Unterhaltung im traulichen Kreise reichlich gewähren. — Rec., der diese Wallfahrt bisher fast jährlich machte, kann dieses Reisebuch empfehlen. Nur das ist tadelhaft, dass mehrere Umrisse z. B. der Kynast von der Hölle aus gesehen — der Elbe Ursprung, — ja sogar der wichtigste, die Totalübersicht des Riesengebirges zu matt und undeutlich ausgefallen sind; vielleicht eine Folge zu häufiger Abdrücke der Platten.

SCHÖNE KÜNSTE.

QUEDLINBURG und LEIPZIG, b. Basse: *Versuch einer Theorie des Romans.* Kritisch philosophisch behandelt von *Carl Nicolai.* In *zwey* Theilen. *Erster* Theil. 1819. VIII und 215 S. 8. (1 Thlr.)

Vorliegendes Buch liefert einen neuen Beleg zu dem alten Satze: *habent sua fata libelli!* Wer sollte nicht glauben, dass eine Schrift über einen solchen Gegenstand, der unter uns nur ein einziges Mahl, noch dazu in früherer Zeit und höchstens dem damaligen Standpuncte der Aesthetik gemäss, ausführlicher behandelt wurde, bey ihrem Erscheinen einige Aufmerk-

merksamkeit erregt haben würde? Und doch ist, unsers Wissens, bisher noch nirgends davon die Rede gewesen, sie ist so ganz unbeachtet geblieben, dass Rec. längere Zeit an deren Existenz ausser dem Messkatalog zweifelte. In der That ist sie, auch nur dem *ersten* Theile nach vorhanden; die Erscheinung des *zweyten* ist durch den frühzeitigen Tod des Vfs. (im Jahr 1819) unmöglich geworden und würde vermuthlich auch bey dessen längerm Leben unterblieben seyn. Es lässt sich nicht einmahl mit einiger Zuverlässigkeit vermuthen, was dieser *zweyte* Theil enthalten haben könnte, da im *ersten* nicht bloss von dem, was zur allgemeinen Theorie des Romans gehört, sondern auch von den einzelnen Gattungen der Romane, dem Schäfer-roman, Ritter-roman, historischen, satirischen Roman u. s. f. die Rede ist. Das ungünstige Vorurtheil, welches man gegen solche Schriften, die in der literarischen Welt ganz unbeachtet bleiben, im Allgemeinen hegt, wird zwar durch die vorliegende nicht vermindert, doch hält es Rec. für angemessen, ein Urtheil über dieselbe in diesen Blättern niederzulegen, sey es auch nur um des künftigen Literators willen, dem der Titel dieser Schrift bekannt wird, ohne dass er, bey der sehr geringen Verbreitung derselben, sie selbst einsehen könnte. Der Vf. derselben war eigentlich ein practischer Jurist, der als Sachwalter ein *savoir faire* erlangt hatte, welches er späterhin, durch Umstände genöthigt, auf das Fach der Literatur überzutragen suchte. Am besten gelang ihm diess da, wo er von den Erfahrungen des wirklichen Lebens ausging, dass er zwar nicht in bedeutenden, doch im ziemlich mannichfachen Verhältnissen kennen gelernt hatte. Seine Schrift über Selbstkunde, Menschenkenntniss und den Umgang mit Menschen, seine Lebenserfahrungen und Lebensbeobachtungen u. a., wurden nicht ungünstig aufgenommen; hier war ein tieferes Eindringen in die Gegenstände entweder gar nicht erfoderlich, oder konnte doch mit einem gewissen Anstande umgangen werden. Auf dem Felde der Speculation und Literatur aber vermochte er die Oberflächlichkeit seiner wissenschaftlichen Bildung nicht zu verbergen. Nimmt man dazu noch, dass, gleich den meisten seiner Schriften, auch die vorliegende in stürmischer Hast, ohne gehörige Vorbereitung und unter drückenden äussern Verhältnissen geschrieben wurde, so erklärt sich die Beschaffenheit derselben hinlänglich. Sie enthält unter achtzehn, ohne logische Strenge gemachten Rubriken, als: Einleitung — Geschichte des Romans — der Zweck des Romans — Etwas über die Tendenz — das Charakteristische des National-Romans — Allgemeine Warnungen für angehende Romandichter — Der Plan oder Entwurf des Romans. — Ueber den Charakter und dessen Feststellung — Wahl des Titels — die Episode — der Schäfer-Roman — Legenden und Mährchen — der Roman in Briefen — der historische Roman — der Ritter-Roman — der satirische Roman — Schwänke — der Roman aus der jetzigen Welt — grösstentheils oberflächliche, oft unzusammenhängende und dem Gegenstande fremdartige, oft halbwahre und ganz verfehlte Bemerkungen in einer nachlässigen und fehlerhaften Sprache. An eine wissenschafliche Begründung der Theorie des Romans ist nicht zu denken. Wo der Vf. noch Etwas dahin Gehörendes zu berühren wagt, schliesst er sich an *Eschenburg's* Theorie der schönen Künste an. *Blankenburg's* Versuch kennt er nicht. Das historische ist höchst dürftig und oberflächlich, man trifft häufige Verstösse. So legt der Vf. die Lucinde, bekanntlich von *Friedrich* Schlegel, dessen Bruder *August Wilhelm* bey. Als Urheber des *Lindau'schen* Romans Heliodora wird *Franz Horn* genannt. *Miller's* Siegwart soll vor *Göthe's* Werther erschienen seyn. Von letzterm sagt der Vf.: „von *Göthe* hatte den Ton, welcher in Carl Ferdiner, Siegwart u. s. w. (diess u. s. w. gehört dem Verfasser) herrscht, mehr, originalisirt und durch Leiden des jungen Werthers, welchem in Briefen geschriebenen Roman eine wahre Geschichte, die im Hannöverschen spielte, zum Grunde liegen soll, erregte er zuerst allgemeines Aufsehen." — An den meisten Orten vermisst man bey dem Vf. Klarheit und Bestimmtheit des Gedankens und des Ausdrucks. Ueberall bemerkt man, wie unbehaglich er sich auf dem ihm fremden Gefilde der wissenschaflichen Reflexion befindet, immer ist er bereit, zu dem Besondern und Historischen abzuspringen. — Das Gute und Brauchbare, was sein Buch, bey einem Uebergewicht des Verfehlten, dennoch enthält, ist meistens in den letztern Abschnitten über die einzelnen Gattungen des Romans anzutreffen. Hier ist er schon etwas mehr an seiner Stelle, als bey der allgemeinen Theorie des Romans. Um dieser Abschnitte willen vornehmlich, glauben wir, dass ein künftiger Bearbeiter dieses Gegenstandes das Buch bey aller seiner Mangelhaftigkeit, dennoch nicht ganz unberücksichtigt lassen dürfe.

NEUE AUFLAGE.

Berlin, bey Amelang: *Der Gartenfreund*, oder vollständiger, auf Theorie und Erfahrung gegründeter *Unterricht über die Behandlung des Bodens und Erziehung der Gewächse im Küchen-, Obst- und Blumengarten*, in Verbindung mit dem *Zimmer-* und *Fenstergarten*. Nebst einem Anhange über den Hopfenbau. Von *J. C. L. Wredow*. Prediger zu Parum, Mitgliede der botanischen Gesellschaft in Altenburg, Ehrenmitgliede der botanischen Gesellsch. in Regensburg u. s. w. *Zweyte* verbesserte und vermehrte Auflage. 1823. VI und 562 S. 8. Mit 1 Titelkpfr. (2 Thlr.) (S. die Recens. Ergänz. Bl. 1820. Nr. 104.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1824.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Heidelberg, b. Oswald: *Warnung vor möglichen Justizmorden durch rechtliche und allgemein verständliche Beleuchtung der Fonkisch Hamacherischen Cause celèbre;* um eine staatsoberaufsichtliche Superrevision des Verkehrten in den Vorbereitungen der beiden Urtheile, auch zugleich wesentliche Verbesserungen im Untersuchungsprocess und dem Geschwornengericht selbst, zu desto gewisserer Erhaltung des die Verkehrtheiten allein entdeckenden Schutzmittels der gerichtlichen Oeffentlichkeit, drängend zu motiviren, dargestellt von Dr. *H. E. G. Paulus.* IItes und IIItes Heft. 1824. gr. 8.

Es könnte scheinen, als wenn die Anzeige derjenigen Schriften, welche den oben benannten Rechtsfall betreffen, gegenwärtig, nachdem solcher sein Ende erlangt hat, wenig Interesse mehr haben könne. Allein diess würde doch höchstens nur der Fall mit denjenigen Schriften seyn, welche sich lediglich an das Individuelle dieser Rechtssache halten, aber davon keine Veranlassung nehmen zu allgemeinen Betrachtungen über das Merkwürdige in demselben. Das aber gerade ist das Eigenthümliche der Verständigeren und Weiseren, dass sie in den einzelnen Erscheinungen die Wirkungen allgemeiner Ursachen zu erkennen vermögen, wohingegen die schwächeren Geister bey dem Einzelnen stehen bleiben und in demselben nichts erblicken, als die Erscheinung selbst mit allen ihren Individualitäten. Je seltner es der Fall ist, dass aus einzelnen Vorgängen allgemeine Ansichten geschöpft werden, und allgemeine Maassregeln daraus hervorgehen, desto verdienstlicher ist es, solche mit Evidenz zur Sprache zu bringen. So fasste Friedrich der Einzige den Gesichtspunct der bekannten Krebsmüllergeschichte. Niemand kann seine Härte und Gewaltsamheit dabey billigen; aber richtig war es, dass er urtheilte, ein Justizverfahren, das solche Resultate liefere, könne nichts taugen; und königlich war es, dass er dessen Verbesserungen durchsetzte, so viel sich dagegen stemmte. Schon der Titel dieser vorliegenden Schrift zeigt an, dass es dem Vf. hauptsächlich darum zu thun gewesen, durch augenfällige Herausstellung alles Verkehrten, Unrechtmässigen und Zweckwidrigen in dem von ihm beleuchteten Rechtsfalle aufmerksam zu machen auf das Unvollständige, Fehlerhafte und Gefährliche in dem Rechtsverfahren und in der Justizorganisation, vermittelst welcher dieser Rechtsfall einen so seltsamen Ausgang genommen hat, der zwar von Leuten, welche die Dinge genau kannten und vorhersahen, wohin sie führen würden, vorhergesagt worden ist, nichts desto weniger gerade als eine Bestätigung der inneren Schlussgerechtigkeit jener Vorhersagung im höchsten Grade merkwürdig bleibt. Dabey hat sich der Vf., was ganz besonders Lob verdient, nur darauf beschränkt, die in diesem Processe sich erkennbar machenden Unvollkommenheiten und Verkehrtheiten der dabey beobachteten Institutionen aufzudecken, ohne sich damit zu befassen, Vorschläge zur Verbesserung oder Umgestaltung dieser Einrichtungen und der Gesetzgebung zu thun. Auf diese Weise ist der Vf. ganz in der Sphäre geblieben, in welcher sich zu bewegen er berufen war, und hat mit Einsicht die Besorgnisse vermieden, welche in der Anzeige des isten Heftes dieser Schrift (A. L. Z. 1823 Nr. 178) über diesen Punct ausgedrückt worden. Denn so gewiss es ist, dass Tadeln leichter sey, als besser machen, eben so gewiss ist es, dass jeder richtige Denker die begangenen Fehler und Missgriffe und die Fehlerhaftigkeit der Institutionen, durch welche das vernünftigerweise Unmögliche in die Wirklichkeit eingeführt worden ist, einzusehen vermag, ohne darum fähig zu seyn, anzugeben, wie die Sachen einzurichten sind, um ähnliche oder andere üble Folgen zu verhindern, weil hierzu nicht bloss ein richtiges Urtheil, sondern auch Erfahrung und Fertigkeit erforderlich ist. Ausser den mancherley Ungeschicklichkeiten und Missgriffen der einzelnen, in diesem Processe handelnden, Personen, sind es vornehmlich vier Ursachen, denen der Vf. den erlebten Erfolg zuschreibt, nämlich: 1) die Statthaftigkeit der Entziehung der Rechtssachen vor ihrem ordentlichen Richter und der Ernennung ausserordentlicher Commissarien, weil nur allein dadurch die Möglichkeit herbeygeführt worden ist, dass der Untersuchungsrichter ein Werkzeug des öffentlichen Anklägers wurde, indem die ganze Instruction des Processes nach den einseitigen Anträgen der einen Partey eingeleitet und durchgeführt worden ist. 2) Die unbeschränkte Macht, nicht bloss des Untersuchungsrichters, sondern selbst des öffentlichen Ministerii, welches doch Partey ist, über den zur Haft gebrachten Angeklagten und über dessen

sen Behandlung im Gefängnisse, die Willkür in Anwendung verabscheuungswürdiger und raffinirter Zwangs- und Ueberlistungsmittel, welche weit abgefeimter, wirksamer und grausamer sind, als die Qualen der abgeschafften Tortur, und welche an deren Stelle eine veränderte schlimmere Tortur gesetzt haben, verdienen ganz die Rüge und den Abscheu, welche der Vf. darüber ausgiesst; 3) Die Abhängigkeit der Geschwornen von der öffentlichen Meinung, oder noch eigentlicher die wesentliche Beschaffenheit der Jury, als eines Organs der öffentlichen Meinung, macht es allerdings unmöglich, dass stets unparteyische und gerechte Urtheile von ihr gefällt werden können; so wie 4) die dramatische mündliche Verfahrungsart vor derselben es ihr unmöglich macht, alle einzelnen, auf die Entscheidung Einflusshabenden, Ermittelungen und Data im Gedächtnisse aufzufassen, gegenwärtig zu erhalten, zu ordnen, zu verbinden, wiederholentlich zu vergleichen und zu prüfen, wie es unerlässlich wäre, um ein richtiges und der Sache völlig angemessnes Urtheil darüber zu fällen. Eben darum ist auch diese Art von Oeffentlichkeit, wenn man auf den Grund geht, nur ein Gaukelspiel, welches durch den Schein betrügt, indem es nur den Sinnen, aber nicht der Urtheilskraft, genügende Beschäftigung gewährt. Die wahre Oeffentlichkeit besteht darin, dass alle und jede Theilhandlungen, aus denen das Endurtheil gezogen werden kann und muss, zur öffentlichen Kunde kommen, und zwar treu, genau und vollständig, mithin auch unveränderlich, was deren schriftliche Verhandlung und deren Verbreitung durch die Presse als unerlassliche Bedingung voraussetzt. Nur eine solche Oeffentlichkeit ist ein zuverlässiges Schutzmittel gegen alle Verkehrtheiten im gerichtlichen Verfahren; sie ist es, auf welche der Vf. mit Ernst dringt. So unbestreitbar wahr diess Alles ist, so ist es doch nicht Alles, was aus diesem merkwürdigen Rechtsfall abzunehmen und zu rügen ist, und was alle Vorschritte und alle Einrichtungen, die dabey wirksam gewesen sind, Schritt vor Schritt begleitet. Doch kann dessen Aufführung kein Gegenstand einer Recension seyn.

Durch die Gerechtigkeit des Staatsoberhauptes ist verhindert worden, dass nicht unschuldig Blut vergossen ist. Eine Prüfung der gegen Fonk und Hamacher ergangenen Erkenntnisse hat deren Unstatthaftigkeit ergeben und deren Aufhebung bewirkt. Eine Untersuchung der ganzen Procedur, auf welche der Vf. hinzuwirken sich hat angelegen seyn lassen, ist nicht für nöthig erachtet worden. Der individuelle Rechtsfall ist durch die königliche Entscheidung völlig beendigt; und eben weil er zu Ende ist, möchte er schwerlich mehr für sich allein eine Ursache werden, künftige ähnliche Vorfälle zu verhüten.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Mylius: *Spittler's Entwurf der Geschichte der Europäischen Staaten. Mit einer Fortsetzung bis auf die neuesten Zeiten versehen von Georg Sartorius. Dritte* Aufl. 1823. *Erster* Th. XXI u. 601 S. *Zweyter* Th. X u 851 S. 8.

Jetzt nach dreyssig Jahren noch einmal ein Urtheil über diess Buch, so weit es Spittlers Arbeit ist, fällen zu wollen, möchte dem Rec., da er nur in das allgemeine Lob einstimmen dürfte, mit Recht verargt werden. Daher nur folgende Fragen, welche wir zum Theil nicht aufzulösen vermögen: Wie kam es, das Spittler von demjenigen seiner Werke, welches wahrscheinlich nebst seiner Kirchengeschichte die meisten Leser und den meisten Beyfall gefunden, welches den meisten Nutzen und Genuss gewährt hat, zuerst seine Vaterhand abzog, und nie mehr zu einer neuen Bearbeitung und Fortsetzung gebracht werden konnte? Der besonders jedem Historiker zur Selbstbildung nicht genug zu empfehlende Aufsatz: „*Ueber Sp. als Historiker*" hinter der 5ten Aufl. des Grundrisses der Geschichte der christlichen Kirche giebt keinen bestimmten Aufschluss darüber, sondern lässt bloss vermuthen, dass anderweite Arbeiten im Berufskreise und die Neuheit der Zeit, die sich noch mehr zum Betrachten als zum Beschreiben eignete, ihn davon abgehalten haben mag. Aber wichtiger ist noch die Frage, woher es komme, dass seit den nun 30 Jahren, (denn Spittlers Arbeit erschien 1793 u. 1794) fast kein einziges in Spittlers Geist geschriebenes Werk gleichen Gegenstandes und gewiss kein besseres, wohl aber manches schlechtere erschienen ist, dass also diese Gattung historischer Darstellung damit vorerst abgeschlossen erscheint? Betrachtet man die *vor* Spittlers Grundrisse erschienenen Werke über europäische Staaten-Geschichte, so erstaunt man über den gewaltigen Vorsprung den Spittlers Arbeit mit einem Male nahm. Eine glänzende Zeit für Geschichtforschung brach damit, ohnehin auf einem durch Leistungen verwandter Art ausgezeichneten Boden an, und das Erringen der Meisterschaft in deutscher Historiographie schien nicht mehr fern zu seyn. Aber leider ist nicht gleicher Schritt gehalten, ja sogar in Beziehung auf dieses Fach der Geschichte selbst in den neuesten Tagen mancher Rückschritt gethan worden. Sollte es etwa daher kommen, dass das ernste und eiserne Studium der Quellen und besonders das der alten Muster eben so sehr als das der Philosophie vernachlässigt wird, und nur beide vereinigt den wahren Historiker bilden können. Ferner schrieb Spittler nie eher nieder, als bis er sich seines Gegenstandes in seinem vollen Umfange ganz bemächtigt hatte, und dann wieder mit so viel Resignation, dass er wohl Lacretelles bekanntes Wort wahr machte: *l'histoir en doit faire des longues recherches et des petits livres!*" Spittler gab am liebsten das innere Leben der Staaten; die Werke anderer sind eher einem traurigen Kirchhof voll Regentenleichensteine und Epitaphien zu vergleichen, und damit nur Cenotaphien des Ruhmes der Verfasser! — Wie schön könnte nicht Spittlers grosses Beyspiel bey

bey der Bearbeitung grösserer Werke über einzelne europäische oder deutsche Staaten vorleuchten, wenn man die Fingerzeige benutzen und die Puncte Spittlern absehen wollte, auf welche es bey Schilderung der Staaten vorzüglich ankommen will, wenn sie, moralische Personen, auch psychologisch aufgefasst werden sollen. — Noch einmal, man beherzige doch *Plank's* Worte über Spittler den Historiker! —

Jetzt zu dieser neuen Ausgabe. Hr. Hofrath *Sartorius* hat sich schon längst und jetzt von neuem den aufrichtigsten Dank aller Freunde der Geschichte durch seine zwey Fortsetzungen des obengenanntes Werkes erworben. Er hat sich so glücklich in Spittlers Geist und Darstellung hineingearbeitet, (selbst in Beziehung auf den Stil der ältern kernhaften Formen selbst einigermassen veraltete Ausdrücke wie *be*hörig, zwischen anderen *be*legene Mächte u. s. w. nicht ganz verschmäht) dass man in ihm schon daraus seinen historischen Beruf erkennen müsste, wenn er ihn nicht auch durch andere Werke sattsam beurkundet hätte. Sehr wahr sagt er in der neuen Vorrede S. XIII, „dass er nichts an Sp's. Werk habe ändern wollen, weil es als das Vermächtniss eines abgeschiedenen Freundes betrachtet werden müsse, an welchem dessen Verehrer keine Veränderung zugeben wollen. Die dem zweyten Abdrucke vom J. 1807 (vergl. diese Lit. Z. 1808. Erg. Bl. 24.) beygefügte Fortsetzung ist, ohne Wesentliches zu unterdrücken, bedeutend abgekürzt worden, um das Buch nicht unverhältnissmässig zu vergrössern und seinem Zwecke zu entfremden." Wer kann aber dafür (und sollen wir uns freuen oder es betrauern?) dass gerade die letzten dreyssig Jahre so unendlich Inhaltschwer und eine wahre *consummatio seculorum* geworden sind? Kein Wunder also, wenn bey dem sichtbarsten Streben nach Raumersparniss doch diese Fortsetzungen bis 1821 oder 1822 fast 500 Seiten mehr einnehmen als der 1793 erschienene erste Grundriss. Aber kein Freund Spittlers und der Geschichte kann darum mit Hrn. S. rechten wollen, und Rec. sagt gewiss im Namen recht vieler Leser dem Hrn. Fortsetzer dafür herzlichen Dank. Wir wagen es nicht, über einzelne Puncte, die gerade bey der neuesten Zeit so abhängig von Denkart und politischer Farbe der Verfasser sind, uns aussetzende Bemerkungen zu erlauben, die vielleicht weniger für die absolute und objective, als für die relative und subjective Wahrheit streiten möchten, sondern begnügen uns nur mit folgendem Wenigen. Da es nicht immer Sache mancher sonst höchst achtbaren hannöverschen Gelehrten gewesen ist, in Beziehung auf England ganz unparteyisch zu schreiben, so muss diess hier bey einigen Stellen besonders anerkannt werden. So heisst es bey dem (neu hinzugekommenen) Staate der Jonischen Inseln (II. S. 231): „diese sehr vormundschaftlich lautende Verfassung fand wenig Beyfall; in der That war alles in der Hand des britischen Commissairs, und der dazu ernannte Sir Thomas Maitland" [*quem fata tulerunt, nec deficit alter*] „schien wenig geeignet, dieses vergessen zu machen. *Nicht leicht hat es sich irgendwo so deutlich gezeigt, wie wenig die Briten geschickt sind, bey fremden Völkern sich Liebe zu erwerben.*" Wer möchte nicht die schöne Stelle (II, 525.) in Beziehung auf Polen unterschreiben: „doch unnütz für ihr Vaterland sind die, welche ihm sich opferten, nicht gefallen. Die öffentliche Meinung in Europa galt in allen Ländern schon so viel, und diese war durch die edele Anstrengung für die Unglücklichen gewonnen; nur zu leicht erstirbt die Theilnahme, wo der Leidende alles geduldig erträgt. Die Erinnerung an ihren Tod hinterliessen sie Denen, die sie überlebten, um, wenn das Schicksal je günstiger werden sollte, durch weiseres Verfahren ihn zu versöhnen." Auch folgende Stelle (II. 117) charakterisirt den *historisch* gebildeten Politiker: „Ueberall wird jetzt keine Regierung dauernd sich in dem christlichen Europa zu behaupten vermögen, deren Maassregeln mit der Ueberzeugung des gebildeten Theiles, sollte sie auch irrig seyn, geradezu im Widerspruche stehen. Der Wunsch aber nach Verfassungen, welche die wahre Freyheit mehr sichern, darf billig wegen des Fehlgriffes nach dem Fremdartigen und Unpassenden, der Empörung der Heere, der Ausbrüche eines wilden Parteyhasses und roher Selbstsucht nicht überhört werden." —

Ein Hauptvorzug des Werkes ist die ungemein fleissig nachgetragene und wohl gewählte Literatur. Doch glaubt Rec. folgendes noch hinzu wünschen zu dürfen (wenn er nicht vielleicht das eine oder das andere nur an der unrechten Stelle gesucht hat.) Zu Sismondi's Geschichte Frankreichs gehört Ludens Uebersetzung. Von Conde's Werk über die Mauren ist noch ein 2r. u. 3r. Theil erschienen, bey Spanien vermisst man das Werk des Engländers Murphy: *the history of the Mahometan empire in Spain, Lond.* 1816. 4. In einer Note hätten sich Llorentes Aufklärungen über den Tod des D. Carlos (1568) einschalten lassen. Spittlers Frage I. S. 69 unten, lässt sich künftig aus Eberts trefflichen bibliographischen Lex. II. 1te Lieferung S. 102 beantworten. Können nach S. 109 Jos. Bonaparte und Ferdinand VII. publicistisch wirklich *Gegenkönige* genannt werden, da doch der letztere förmlich verzichtete und der erstere fast allgemein anerkannt worden ist, und beide nicht zusammen regierten, wie etwa die deutschen Gegenkönige? Bey Karl dem Kühnen und Maria fehlt noch die Literatur; so wie bey Gaillard die neue Ausgabe von 1819 (Paris). Ueber die Schweizer vom 10ten August 1792 in Frankreich vergl. *Pfyffer d'Altishofen: recit de la conduite du regiment des gardes Suisses etc.* Lucern 1819. 36 S. 4. Auch mehrere *Collections des mémoires* fehlen bey Frankreich. vergl. Allgem. Repertor. etc. Leipzig 1823. Nr. 20. S. 140 sqq. Ferner fehlen beym Wiener Congress der wichtige Vertrag vom 6. Jan. 1815, und die Achtserklärung gegen N. vom 13. März. Zu den Schriftstellern über die sächsische Periode Englands gehört die schon

schon früher bekannte *Saxon Chronicle*, und (wie man sonst auch über das Buch urtheilen möge) für die ältere innere Geschichte E's. Hallams Abschnitt darüber. Zu Cronwell: Villemains Werk; zur englischen Revolution, Guizots Memoirensammlung. Wenn auch Ludw. Bonapartes Werk über das englische Parlament nicht erheblich genug war, hätten doch die Werke von *Johnstone*, *the Lockharts papers*, *Hallidays history of the Guelphs*, die berüchtigten Junius Briefe vielleicht angeführt werden können. Der Vf. von Kaiser Friedrichs II. Leben ist der sächsische General von Funk. Bey Rufsland fehlt die von Hrn. v. Wichmann herausgegebene Urkunde über die Wahl Michael Romanows Leipz. 1819. 4. Die Aeufserung II. 532 über den Bayonner Vertrag ist so gestellt, dafs sie — mit Unrecht — ein gehässiges Licht auf den König von Sachsen wirft. Einige Druckfehler wie Wolpole, boveu *(n)*, Krig (434) immer *mehr* herrschender werdende (639); erleichtet; orientalichen; sind leicht zu verbessern. Bey der Theilung Polens erklärt sich Hr. S. *gegen* Dohms bekannte Meinung.

MATHEMATIK.

MAINZ, b. Kupferberg: *Ueber die Arithmetik der Griechen.* Aus dem Französischen des Herrn *Delambre* übersetzt, mit einigen Verbesserungen und einer Tabelle versehen, von *Joh. Jos. Ign. Hoffmann*, Königl. Bair. Schulrathe, Director des Lyceums zu Aschaffenburg, u. s. w. 1817. XVIII u. 40 S. 4.

Der Uebersetzer hat sich durch die Herausgabe dieser kleinen Schrift um die ein Verdienst erworben, denen die *Oeuvres d'Archimède par F. Peyrard.* A Paris 1807, welchen die übersetzte Abhandlung des Hrn. *Delambre* angehängt ist, nicht zugänglich sind, da die Abhandlung allerdings werth ist, auch bey uns bekannter zu werden, und die genannte Ausgabe des Archimedes wegen ihres hohen Preises selten ist. Als Einleitung ist der Artikel: *Geschichte der Arithmetik* aus *Klügels mathematischem Wörterbuche. Erster Theil.* S. 174—186. von S. VII bis XVIII abgedruckt.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, im Ind.-Comptoir: *Maria od. Freundschaft mit Jesu. Ein Handbuch zur täglichen Andacht.* Herausgeg. von *M. G. H. Rosenmüller*, Pfarrer in Oelzschau. Mit einem Kupf. 1824. 233 S. 12.

Tendenz und Inhalt dieses Erbauungsbuches werden wohl am besten durch das kurze Vorwort des Herausgebers bezeichnet. Dieses lautet, wie folgt: „Wer kennt nicht die feinsinnige, zärtliche, treue Freundin Jesu, *Maria*, des Lazarus Schwester? den ihr verwandten Seelen sind diese Blätter geweiht. Sie enthalten die kraftvollesten und rührendsten Aussprüche Jesu, begleitet von einigen aus unsern besten geistlichen Dichtern ausgewählten Strophen, welche theils zur Erläuterung jener Aussprüche, theils zur Belebung christlich frommer Empfindungen und Entschliessungen dienen sollen. Solche (?) Gesinnungen (wahrscheinlich, als in diesen Blättern ausgesprochen sind) in sich unterhalten, ist *Freundschaft mit Jesu*, und zur Beförderung dieser sind diese Blätter bestimmt." — Wir haben hier also nicht mehr und nicht weniger, als eine Sammlung von Bibelstellen und von diesen in Absicht auf Sinn und Inhalt verwandten Liederstrophen aus schon bekannten Sammlungen, wovon auch gar viele schon in den gewöhnlichsten Gesangbüchern sich finden; und zwar gerade eben so viele Sprüche und Strophen, als Seiten des Buches. Natürlich hat weder über jene, noch über diese die Kritik eine Stimme. Worüber sie höchstens noch ein Wort zu sagen hätte, das wäre etwa die Zweckmäfsigkeit des Ganzen, die getroffene Auswahl, der Titel, das Vorwort, und die äufsere Ausstattung des Büchleins. Gegen das Ganze hat Rec. nichts zu erinnern, findet vielmehr ein so transportables Andachtsbuch, das man auch wohl ganz bequem auf einen Spatziergang mitnehmen kann, recht passend. Die Auswahl ist zu loben; denn wirklich hat man hier die kraftvollsten und rührendsten Aussprüche Jesu beysammen. Nicht ganz dasselbe läfst sich von den Liederstrophen behaupten, deren einige, gerade wie in unsern gangbaren Gesangbüchern, sehr wässerig sind, und an deren Stelle sich wohl andre, kraftvollere hätten auffinden lassen. Der Titel liefs Rec. ganz etwas anders, als was das Buch giebt, erwarten, und er sieht, ungeachtet dessen, was der Herausg. im Vorworte darüber sagt, noch immer einem blofsen Aushängeschilde ähnlich, das nur dazu da ist, Käufer und Leser anzulocken. Das Vorwort selbst hätte sich wohl etwas klarer und bestimmter aussprechen mögen. Denn so, wie es oben zu lesen ist, ersiehet man die eigentliche Bestimmung der nachstehenden Blätter aus demselben keinesweges ganz deutlich. Denn bald sollen sie „der Maria verwandten Seelen," bald „der Erläuterung der Aussprüche Jesu" bald der „Belebung christlich frommer Entschliessungen" und der „Beförderung der Freundschaft mit Jesu" gewidmet seyn. Welche von diesen mancherley Bestimmungen ist denn nun die eigentliche? die äufsere Ausstattung ist elegant und macht dem Industrie-Comptoir Ehre, wie denn wirklich das Ganze ein — *Industrie*-Werk zu seyn scheint.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1824.

MATHEMATIK.

Kopenhagen und Hamburg, in Comm. b. Perthes u. Besser: *Astronomische Hülfstafeln* für 1821, herausgegeben von *H. C. Schumacher*, Ritter vom Dannebrog, Prof. der Astronomie in Kopenhagen u. s. w. 1821. 104 S. Für 1822 von Ebendems. 1822 104 S. Für 1823, von Ebendems. 1823 104 S. gr. 8.

Der Herausgeber setzt diese nützliche dem ausübenden Astronomen vielfach brauchbare Sammlung astronomischer Hülfstafeln seit 1820, in welchem Jahre das erste Heft (A. L. Z. 1821. Nr. 229) erschien, unermüdet und regelmäsig fort. Nachdem das erste Heft mehr allgemeine, auch für jedes folgende Jahr anwendbare Tafeln enthalten hatte, so liefern diese drey neuern Sammlungen mehr specielle, jedem Jahr insbesondere angehörige Tafeln und Ephemeriden, wiewohl auch hier für längere Zeit brauchbares, wie z. B. die trefflichen Sternverzeichnisse, nicht ausgeschlossen ist. Aus einer kurzen Uebersicht des Inhalts wird es erhellen, wie reich und zweckmäsig ausgestattet diese Sammlungen sind.

Astron. Hülfstafeln für 1821. — 1) Sonnenephemeride auf 1821, von *Nissen* aus *Carlini's* Tafeln berechnet. Für jeden Monatstag findet man hier mit aller Schärfe bestimmt: die Sternzeit im wahren und im mittlern Mittag, die Zeitgleichung, die Abweichung der Sonne, und den Log. der gedoppelten täglichen Veränderung dieser Abweichung, welcher zur Reduction auf andere Zeitmomente, so wie zur Berechnung der Mittagsverbesserung für correspondirende Sonnenhöhen nach Gaussischen Formeln dient. Am Ende ist noch die scheinbare Schiefe der Ecliptik und die Gleichung des Aequinoctialpuncts beygefügt, die beiden letzteren Stücke wahrscheinlich nach den Delambreschen Sonnentafeln; vielleicht wird aber der Herausgeber sich künftig hiezu der Besselschen Elemente und Tafeln, die er in seinen Astron. Nachrichten II. B. S. 163 bekannt gemacht hat, bedienen. Die Oerter der Sonne in dieser Ephemeride sind zunächst für einen 30′ 30″ in Zeit östlich von Paris gelegenen Meridian berechnet. Da doch die meisten bekannten Längen vom Pariser Meridian an gezählt werden, wäre es nicht bequemer gewesen, lieber alles in Pariser Zeit zu berechnen? Die Mühe der Reduction wird doch um nichts leichter, wenn man die von Paris gezählte Länge erst mit der Länge von 30′ 30″ vergleichen muss, eine Vergleichung die im andern Falle erspart würde. 2) Tafel zur Reduction der mit einem Meridianinstrumente gemachten Sonnenbeobachtungen, berechnet von *Bessel*. Auch diese Tafel vereinigt mehrere Rechnungselemente, die der tägliche Gebrauch nöthig macht; sie giebt für jeden einzelnen Tag die Culminationsdauer der Sonne in Sternzeit und den Sonnenhalbmesser, den mittlern nach *Carlini* 16′ 1″, 37 gesetzt; *Mosotti* erhielt 16′ 1″, 25 *Bessel* aus 65 Beobachtungen den mittlern verticalen Halbmesser 16′ 1″, 11 und den mittlern horizontalen 16′ 1″, 26. Ausserdem ist jedem Tage noch beygegeben, die Tangente und Secante der Sonnendeclination, für die Correctionen des Mittagfernrohres brauchbar, ein Log. F, welcher zum Log. eines Fadenzwischenraums des Mittagfernrohrs für den Aequator addirt, den Log. der Secunden in Sternzeit giebt, in welchen die Sonne jenen Zwischenraum durchläuft, endlich noch die schon fertigen Elemente, womit für jeden Mittag eine nahe am Mittage beobachtete Zenitdistanz mit dem möglich kleinsten Aufwande von Zeit auf den Meridian zurückgeführt werden kann. 3) Die scheinbare gerade Aufsteigung und Abweichung des Nordsterns in beiden Culminationen auf alle Tage des Jahrs für Kopenhagen aus *Bessel's* Tafeln berechnet von *Nissen*. Für die tägliche Aberration, auf welche nicht Rücksicht genommen ist, werden die Formeln in der Vorrede angeführt. Ephemeriden dieser Art werden dem astronomischen Beobachter bey dem so häufigen Gebrauche, der in neueren Zeiten von dem Polarsterne gemacht wird, nun bald ein unentbehrliches Bedürfniss werden. 4) Die Bradley-Piazzischen Sterne bis zur 4.5 Grösse incl. nach mittlerer gerader Aufsteigung und Abweichung für den Anfang des J. 1821 bestimmt, sammt den jährlichen Veränderungen, von den Lieutenants *von Nehus* und *von Haxthausen*. Die Oerter der Sterne sind unmittelbar aus *Bessels* Fundam. Astron. und aus *Piazzi's* neuestem Cataloge gezogen, und in der Abweichung eben so wie in der geraden Aufsteigung auf Hunderttheile der Secunde berechnet. Die Verzeichnisse von *Bradley's* und *Piazzi's* Sternen bis zur angezeigten Grösse, gegen 500 an der Zahl, sind hier mit Anwendung der genauen Besselschen Präcessionsformeln gleichsam in Eines zusammengezogen. Die beygefügten jährlichen Verände-

rungen schliessen die eigene aus *Bradley's* und *Piazzi's* Beobachtungen sich ergebende Bewegung mit ein; bey den Hauptsternen sind noch die neuesten Bestimmungen von *Oriani*, *Pond*, *Brinkley* und *Bessel* besonders angemerkt. Die Astronomen werden den Werth dieses mit so groser Sorgfalt bearbeiteten Sternkatalogs zu schätzen wissen. 5) Scheinbare gerade Aufsteigung und Abweichung der Besselschen und Pondschen 45 Hauptsterne, von 10 zu 10 Tagen des J. 1821 für die Culminationszeit in Kopenhagen berechnet. Alle Rechnungen sind vom Capitän *von Caroc* und Lieutenant *Zahrtmann* doppelt gemacht, und bey den für Praecession, Aberration und Nutation angewandten Formeln sind die neuesten Elemente von *Bessel* und *Lindenau* zum Grunde gelegt worden. Diese letzte Tafel erspart vollends den Astronomen alle speciellen Rechnungen für die scheinbaren Oerter einzelner Hauptsterne, von denen beynahe täglich Gebrauch gemacht wird.

Astronomische Hülfstafeln für 1822. — Die drey ersten Artikel des vorhergehenden Hefts, eine Sonnenephemeride, der scheinbare Ort des Polarsterns für jeden Tag, und die scheinbaren Oerter der 45 Hauptsterne von 10 zu 10 Tagen werden ohne wesentliche Abänderungen auch für den Jahrgang 1822 mitgetheilt, nur liegen bey den scheinbaren Oertern der Hauptsterne die Rectascensionen nach *Bessel*, die Declinationen nach *Pond* zum Grunde. (In den Astron. Nachrichten des Herausgebers II. B. No. 30 theilt *Zahrtmann* die kleinen Correctionen mit, wodurch in den Hülfstafeln 1821 — 1823 die scheinbaren Rectascensionen, und in den Hülfstafeln 1821 und 1822 die scheinbaren Declinationen genau den neuen *Bessel*'schen Bestimmungen angepasst werden können.) Neu hinzugekommen sind in diesem Hefte: 1) Des Mercur's und Uranus geocentrische Länge und Breite, gerade Aufsteigung und Abweichung, auch Entfernung von der Erde für jeden Tag des J. 1822 und für den wahren Mittag zu Greenwich berechnet von *Nissen*. Bey Mercur wurden die Lindenauschen, bey Uranus die Delambreschen Tafeln gebraucht. Für die übrigen Planeten, Venus, Mars, Jupiter und Saturn ist in den *Distances* des Herausgebers für 1823 gesorgt, wo bereits die Oerter derselben für 1822 berechnet sind. Eine weitere sehr schätzenswerthe Zugabe dieser Sammlung sind 2) die neuen *Bessel*'schen Formeln und die nach denselben berechneten sehr bequemen Hülfstafeln zur Reduction eines mittlern Sternorts auf den scheinbaren, welche der Herausgeber, um sie gemeinnütziger zu machen, aus seinen Astron. Nachrichten I. B. No. 4 auch hier vollständig hat abdrucken lassen. Die genauen Formeln, welche ebendaselbst *Bessel* für die Praecession und Aberration, und für die gedoppelte vom Orte der Sonne und des Mondsknoten abhängende Nutation der Sterne nach gerader Aufsteigung und Abweichung giebt, werden bereits allgemein von deutschen Astronomen gebraucht, und zur ungemein grossen Erleichterung der Rechnung haben *Bessel* und dessen zwey Schüler, *Rosenberg* und *Scherke*, die aus den Astron. Nachr. auch hier abgedruckten Logarithmen für A, B, C und D, die zwey ersten von 10 zu 10 Tagen, die beiden letzten zur bequemeren Interpolation auf jeden einzelnen Tag des Jahrs berechnet. Durch schickliche Umformung verwandelt sich nämlich die ganze Reduction des mittlern Sternorts auf den scheinbaren nach jenen Formeln von *Bessel* in den höchst einfachen Ausdruck, für gerade Aufsteigung $= Aa + Bb + Cc + Dd$ und für die Abweichung $= Aa' + Cb' + Cc' + Dd'$, wenn bey der Rectascension die zwey unbedeutenden und bey jeden Fixstern unveränderlichen Glieder $- 0,''0534$ Sin. $N - 0,''0039$ Sin. $2S$ (wobey N und S die Oerter des Mondsknoten und der Sonne bezeichnet) weggelassen werden. A, B, C und D beziehen sich auf dasjenige in den *Bessel*'schen Formeln, was allen Fixsternen gemeinschaftlich ist, a, b, c, d hingegen und a', b'', c', d' auf das besondere, oder auf die Rectascension und Declination jedes einzelnen Fixsterns. Schon mit Hülfe der erstgenannten Logarithmen für A, B, C, und D, welche für die Jahre 1819 — 1822 incl. hier mitgetheilt werden, kann man also für jeden Tag dieser vier Jahre durch blosse Addition der Logarithmen von a, b, c, d und von a', b', c', d'', die man in trigonometrischen Tafeln aufzusuchen hat, den scheinbaren Ort eines jeden Fixsterns mit der leichtesten Mühe finden. Um aber auch diese Aufsuchung in den trigonometrischen Tafeln überflüssig zu machen, ist der Herausgeber noch einen Schritt weiter gegangen, und theilt überdiess noch die auf seine Veranlassung von *D. Ursin* und *Hansen* berechneten Logarithmen der Grössen a, b, c, d und a', b', c', d', für alle in der Sammlung 1821 angeführten *Bradley-Piazzi*schen Sterne bis zur 4.5 Grösse mit. Ohne alle Schwierigkeit lassen sich damit nun für jeden Stern dieses Catalogs specielle Tafeln seines scheinbaren Orts entwerfen.

Astronomische Hülfstafeln für 1823. — Gemeinschaftlich mit den früheren Heften enthält das für 1823 die Sonnenephemeride, und den scheinbaren Ort des Polarsterns. Nur ist zu der Sonnenephemeride ein Anhang hinzugekommen, indem der Herausgeber einem von *Wurm* geäusserten Wunsche gemäss, auch noch die wahre Länge der Sonne und den Entfernungslogarithmen für jeden Tag aufgenommen hat: so hat man nun alle die Sonne betreffenden Data kurz beysammen, ohne auf die Sonnentafeln selbst zurückgehen zu müssen; denn, ausser der Declination, liegt auch schon die gerade Aufsteigung der Sonne mittelbar in der für jeden Tag angegebenen Sternzeit im wahren Mittag enthalten. Auch die Breite der Sonne für 1823 hat *Hansen* besonders berechnet in den Astron. Nachrichten II. B. No. 30. Neu ist in diesem Hefte 1) die scheinbare gerade Aufsteigung und Abweichung des Circumpolarsterns δ im kleinen Bären, der häufig auf eben die Art, wie der eigentlich sogenannte Polarstern α des

kl.

kl. β. benutzt werden kann, für die obere und untere Culmination eines jeden Tags 1823 berechnet von *Hansen*. 2) Die scheinbaren Oerter der 45 Hauptsterne, auf einzelne Tage des Jahrs berechnet, haben diessmal folgende Abänderungen erhalten, dass dazu bloss *Bessel's* neuesten Tafeln, und wo diese nicht zureichten, dessen Formeln gebraucht worden sind, was insbesondere die Declinationen betrifft, so hat *Bessel* zu diesem Zwecke dem Herausgeber seine neuerdings mit grosser Sicherheit bestimmten Declinationen jener Hauptsterne mit einer Zugabe von 9 anderen Declinationen, mitgetheilt, die, so wie die ersteren, in der Vorrede aufgeführt, und inzwischen auch in *Bessel's* astronomischen Beobachtungen, VII Abtheilung gedruckt erschienen sind. Unparteyische Richter werden in Rücksicht auf die äusserst sorgfältige und umsichtige Prüfung, welcher *Bessel* seine Instrumente unterworfen hat, diesen Declinationen ein grösseres Gewicht von Zuverlässigkeit als andern gleichzeitigen, die merklich davon abweichen, zuzugestehen nicht lange mehr Bedenken tragen. In der Vorrede S. IV. letzte Zeile wird gesagt: „Die letzte Columne (des *Bessel*'schen Declinationsverzeichnisses) enthält die Correctionen, die an *Pond's* Bestimmungen angebracht werden müssen." Wollte man aber die Zahlen der letzten Columne wirklich als Correction an den Declinationen, so wie sie *Pond* bestimmt hat, anbringen, so würden die Greenwicher Declinationen noch um ebensoviel nördlicher ausfallen, als sie es bereits, in Vergleichung mit den *Bessel*'schen, sind: ohne Zweifel ist also unter dem, was hier *Correction* genannt wird, bloss der *Unterschied* der *Pond*'schen Bestimmungen verstanden. 3) Planetenephemeride für Mercur, Jupiter und Saturn, mit Angabe der geocentrischen Länge und Breite, der geraden Aufsteigung und Abweichung sammt dem Entfernungslogarithmen auf jeden Tag des J. 1823 berechnet von *Nissen*; bey Merkur sind die Lindenauschen, bey Jupiter und Saturn die neuen Bouvardschen Tafeln (Paris 1821) gebraucht, auch Parallaxe und Halbmesser sind beygefügt. 4) Die von *Bessel* berechneten Logarithmen für *A* und *B* von 10 zu 10 Tagen des J. 1823; in dem vorhergehenden Hefte waren eben diese Logarithmen, wie schon oben erwähnt wurde, für die Jahre 1819 – 1822 auf einmal mitgetheilt worden. — Gewiss verdient der Herausgeber allen Dank, dass er den Astronomen des lästigen und beschwerlichen, das die ihnen obliegenden, ins Unbestimmte sich vermehrenden Rechnungen mit sich führen, so viel abnimmt, als möglich ist; bey dem beständigen Zuwachse neuer Gleichungen, und bey der immer feineren Ausbildung astronomischer Theorieen bleibt dem praktischen Astronomen doch immer noch genug zu berechnen übrig, was sich nicht in Tafeln bringen lässt. Eine ununterbrochene Fortsetzung dieser Hülfstafeln wird ohne Zweifel jeder, der sie zu brauchen weiss, recht sehr wünschen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MAINZ, b. Kupferberg: *Flora, oder die Blumen in ihrer höheren Bedeutung.* Für Freunde der Natur und des Christenthums. Von *Georg Konrad Horst*, Grossherzogl. Hessischem Kirchenrathe. 1821. 178 S. gr. 12.

Rec. hat diese kleine Schrift, — die der würdige Vf. hauptsächlich für diejenigen Leser bestimmte, welche nur die erste Auflage seiner *Siona* besitzen, worin die hier mitgetheilten Betrachtungen noch nicht vorkommen, — mit froher Theilnahme gelesen. Eine gedrängte Angabe dessen, was man hier zu suchen hat, wird den Lesern unserer Zeit A. L. Z. nicht unwillkommen seyn. In der voranstehenden kurzen Abhandlung: „die Blumen in höherer Bedeutung" handelt der Vf. zuerst von den göttlichen Naturgesetzen in dem Bau der Blumen und deren Wahlverwandschaften, wo man manche feine und von Zartgefühl zeugende Bemerkung findet, sodann von den göttlichen Naturgesetzen in den Farbentönen der Blumen, und deren symbolischen Beziehungen, — um so anziehender, da der Vf. Alles aus einem religiösen Gesichtspuncte betrachtet, — nebenbey werden einige bedeutungsvolle Worte von *Göthe* und *Schiller* eingeflochten, — und zuletzt handelt der Vf. von den Blumen in höherer Bedeutung nach christlichen Naturansichten, wo man, ausser einigen sinnreichen Bemerkungen über die Bedeutung der Blumenfarben, auch einige anziehende Parallelen zwischen heidnischen und christlichen Ansichten der Blumenwelt findet, die aber keinen Auszug leiden. (S. 42 Z. 11 steht durch einen Druckfehler *dessen*, st. *deren*, da es auf *Eiche* bezogen werden muss.) An diese Abhandlung schliessen sich an: *Anlagen, oder Betrachtungen verschiedenen Inhalts über die Blumenwelt.* Eine Reihe interessanter und anziehender Ideen! I. *Die Lilie, die Rose und die Nachtigall*, oder über das Verhältniss der Lilie und Rose zu einander, so wie das der Rose zur Nachtigall. Die Lilie und Rose stehen auf unserer jetzigen Erde im Blumenreiche als die beiden Königinnen und Repräsentantinnen zweyer verschiedener Welten neben einander da, jene als Königin der alten untergegangenen, diese als Königin der jetzigen Welt; — die Lilie steht unter den jetzigen Blumen gleichsam als Fremdling und trauernd da; die Rose dagegen als Eingeborne vom Hause, lustig und unter ihren Zeit- und Wahlverwandtschaften u. s. w. die Lilie erscheint mehr als eine geweihte, heilige, die Rose mehr als eine zu blossem sinnlichen Lebensgenusse auffodernde, oder ihn wenigstens erhöhende Blume. Diese Ideen werden dann durch manche schöne Dichterstelle und Aussprüche geistreicher Männer bestätigt. Die Beziehungen der Rose und Nachtigall auf einander findet man in mehreren Dichterstellen von *Haphyz*, *Sadi u. a.* ausgedrückt.

Im *zweyten* Abschnitte dieser Schrift wird die Blumenwelt in ihrer mannigfaltigen Beziehung aufs wirk-

wirkliche Leben der Menschen und Völker betrachtet. Die ideale Bedeutung der Blumenwelt ist, nach unserm Vf., erst durch das *Christenthum* enthüllt worden, in so fern wir in *diesem* in allem Irdisch-Schönen den Wiederschein eines unvergänglichen ewigen Schönen erkennen, wodurch die Natur im Allgemeinen und jedes einzelne ihrer Erzeugnisse eine höhere Weihe und heilig-schöne Beziehung erhält. Hierbey erlauben wir uns jedoch die Bemerkung, dass sich ähnliche Ideen schon beym *Plato*, und zwar im Hippias, im Gastmahle und im Phädrus finden. Das höchste Schöne war diesem erhabenen Denker nichts anders, als das höchste Wesen, die Gottheit selbst; alles andere durch die Natur ausgeströmte Schöne war ihm gleichsam Spiegel der Gottheit, Hindeutung auf den Wunderschönen selbst. Schönheit war ihm *das Göttliche in der Natur*. Aehnliche Ideen hat auch *Raphael Mengs*, in seinen Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Malerei, angedeutet. Mit Begeisterung spricht Hr. *H.* (S. 90 fg.) von der hohen Bedeutung der schönen Blumenwelt. Die altindischen Gedichte und Schauspiele wehen und duften gleichsam in Blumen und Blumenbildern, z. B. *Sakontala*. In der Mythologie, bey den Götter- und Opferfesten aller alten Völker — selbst die Juden nicht ausgenommen, — spielen die Blumen in allegorischer und symbolischer Hinsicht eine bedeutende Rolle. Zu *Rom* u. a. wurde der Flora ein eignes Fest gefeyert, worin die Blumenwelt in sich selber verehrt wurde. In *China* sind die Blumen als Natur-Symbole und Lebensbilder bey öffentlichen Nationalfesten, bey religiösen Familien-Feyerlichkeiten, u. s. w. allgemein gekannt. Die einzeln aufgestellten Beyspiele muss man beym Vf. selbst nachlesen. Im *dritten* Abschnitt wird von dem römischen Blumenfeste, oder dem Feste der Göttin *Flora* gehandelt. Voraus gehen einige Vergleichungen der heidnischen Religionen, als blossen Religionen der Phantasie, mit „den erhaben-melancholischen Christenthum", welches zur unendlichen sittlichen Heiligung führt. Das Christenthum ist zwar sonst auch, wie der Vf. (S. 108 in der Anmerkung) äussert", eine Religion der *Freude*, aber einer *heiligen*, *durch Wehmuth und Sehnsucht verklärten Freude*, wie sie das Heidenthum nicht kannte und nicht begreifen konnte." Der *vierte* Abschnitt betrachtet *die Lilie*, *als eine Blume aus der untergegangenen Vorwelt*. Der Vf. theilt eine nicht uninteressante Nachricht von den im J. 1747 zu Evesen, unweit Wolfenbüttel, gefundenen *versteinerten Lilien* mit. Das Titelkupfer, worauf man auch einen Palmbaum abgebildet findet, giebt eine Abbildung von einer dieser uralten Lilien. Der *fünfte* Abschnitt enthält: Magischer Blumengarten in Gläsern, oder vom Geheimniss der Palingenesie. Aus einer alten kabbalistisch-magischen Schrift. Vieles scheint unglaublich in diesen Angaben, und Rec. kann seine Zweifel an der völligen Richtigkeit derselben nicht unterdrücken. Möchten doch unbefangene und gründliche Chemiker und Physiker die Sache genauer untersuchen! Der *sechste* und letzte Abschnitt enthält *Gedichte*, die Blumenwelt betreffend. Ein lieblicher Kranz, gewunden von mehrern Dichtern, wovon uns *der Rosenstock*, *nach einem alten Liede*, so wie die Beyträge von *Schiller*, *Tiedge* und *Göthe* am meisten angezogen, worunter wir jedoch *Kosegartens* schöne Dichtungen: *Die Narzisse*, *der Blumenstrauss* u. a. ungern vermisst haben. Eben so hätte *J. G. Jacobi's*: *Lob der Rose* hier eine Stelle verdient.

OEKONOMIE.

MÜNCHEN, b. Fleischmann: *Ueber den Dünger, zugleich aber auch über das Unwesen dabey in Deutschland, besonders in der Haupt- und Residenzstadt München und ganz Baiern* vom Staatsrath *von Hazzi* u. s. w. *Dritte*, wieder vermehrte Auflage. 1824. 4. (1 fl.)

Diese in so kurzer Zeit erfolgte dritte Auflage dieser Schrift ist die beste Lobrede derselben, und bürgt ihre Vortrefflichkeit weit mehr als alle Anpreisungen. Der patriotische Vf. hat aber auch alles gethan, um ihr den möglichsten Grad von Vollkommenheit zu geben. Nicht allein ist der Gährungsprocess bey dem Dünger näher entwickelt, sondern es sind auch noch viele andere Zusätze und Erläuterungen z. B. über die Düngung mit Knochenmehl, die Salzdüngung mit Pfannenstein, die Gülle-Benutzung u. dergl. m. beygefügt worden, die ihren Werth sehr bedeutend erhöhen. Vorzüglich aber sind in der dritten Beylage die beweglichen geruchlosen Abtritte so deutlich beschrieben und durch Zeichnungen so anschaulich dargestellt worden, dass sie überall ohne Schwierigkeit und bedeutende Kosten angelegt werden können. Eben darum hat diese Schrift nicht bloss für den eigentlichen Landwirth, sondern auch für jeden Hauseigenthümer und insonderheit für die Polizeybehörden das höchste Interesse. Wie viel Gewinn würde die Landwirthschaft davon ziehen, wenn diese beweglichen geruchlosen Abtritte allgemein eingeführt würden, wie sehr würde dadurch die Reinlichkeit und Gesundheit in den Städten befördert werden! So lange diese reichhaltige Düngerquelle nicht eben so sorgfältig wie in Belgien und China benutzt wird, so lange wird sich auch der deutsche Feldbau nicht mit Kraft zu der Stufe der Vollkommenheit erheben, auf welche er so leicht gebracht werden könnte. Freylich sollten hier die Polizeystellen und Ortsvorsteher mit einwirken, und streng darauf sehen, dass alles das — in Strassen, Gassen und offnen Räumen den Anstand Beleidigende, die Gesundheit in den Wohnungen Gefährdende und die Reinheit der Flüsse, Bäche, Kanäle und Brunnen Störende — entfernt werde; dann würden gewiss, wie der Vf. in der Vorrede sagt, diese beweglichen geruchlosen Abtritte sehr bald in allen Wohnungen in Anwendung kommen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

September 1824.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HANNOVER, b. Kius: *Sammlung der Gesetze, Verordnungen und Ausschreiben für das Königreich Hannover*, vom Jahre 1822. XII, 410. VII, 36. XVIII, 249 S. in gr. 4.

Der Inhalt dieses Jahrgangs des officiellen hannöverschen Gesetzblatts ist diessmal sehr wichtig. Wir theilen die Hauptverfügungen, systematisch geordnet mit: 1. *Kirchen- und Schulwesen.* Für das gesammte Königreich ist unter den 25. Jan. 1822 (Gesetzsamml. I. 9.) eine Verordnung, die Feyer der Sonn- und Fest-, auch Buss- und Bettage betreffend, erlassen, welche aber zu sehr ins Detail geht, als dass sie hier auszugsweise mitgetheilt werden könnte: eine Annäherung an die englische strenge Sabbathsfeyer ist unverkennbar. Provincielle Verhältnisse, und namentlich *A.* den Sprengel des Consistorii zu Hannover berühren: das königl. Rescript vom 9. März (G. S. I. 11.), dass dasselbe befugt seyn solle, auch für Kinder reformirter Religionsverwandte von dem zur Confirmation erforderlichen Alter, Dispensation zu ertheilen; und das Ausschreiben des Consistorii selbst, vom 7. März (G. S. III. 22), die Reinigung der Kirchen und Kirchhöfe, auch sonstige Dienstfunctionen der Küster u. s. w. betreffend. *B.* den Sprengel des Consistorii zu Stade gehen an: das Ausschreiben des dortigen Consistorii vom 23. May (G. S. III. 37.), die Anordnung und Eröffnung eines neuen Schullehrerseminars zu Stade, und besonders die Theilnahme der Landschullehrer und Schulpräparanden, an dem in diesem Institute zu ertheilenden Unterricht betreffend, das Ausschreiben der Provinzialregierung zu Stade vom 24. Junius (G. S. III. 46.), die Abstellung der wahrgenommenen Unregelmässigkeiten und Missbräuche bey den Predigerwahlen auf dem Lande, dessen Bekanntmachung eines Plans zu einer allgemeinen Predigerwitwencasse vom 20. Aug. (G. S. III. 64.), das Consistorialausschreiben vom 7. Nov. (G. S. III. 91.) wegen Prüfung der Nebenschullehrer, und ein gleiches vom 30. Dec. (G. S. III. 107.) die Rechnungsführung über das Kirchenvermögen und sonstige Stiftungen betreffend. *C.* Auf den Sprengel des Consistorii zu Aurich beziehen sich, das Ausschreiben des dasigen Consistorii vom 31. Jan. (G. S. III. 10.) über die Regulirung der Predigervacanzen, desgleichen vom 1. Aug. (G. S. III. 57.) die Bekanntmachung der für die evangelischen Prediger in Ostfriesland und dem Herlingerlande errichteten Mobiliar-Feuerversicherungssocietät betreffend, und das höchstwichtige Ausschreiben vom 28. Nov. (G. S. III. 97.) wodurch das Maturitätsexamen der von den gelehrten Schulen in dem Fürstenthume und aus dem Privatunterrichte zur Universität abgehenden Schüler wieder eingeführt wird. *D.* Für die Provinz Osnabrück ist die, mittelst Ausschreibens der Provinzialregierung vom 11. May 1822 eingeführte Anordnung von Superintendenturen oder Inspectionen insofern wieder abgeändert, dass gegenwärtig *vier* Kirchenkreise bestimmt worden sind, und dadurch eine neue Repartition der Ortschaften unter dieselben nothwendig geworden ist. Umfassende Verfügungen hierüber, enthält das Ausschreiben des evangelischen Consistorii vom 20. Sept. (G. S. III. 79.) Auch ist durch die dasige Provinzialregierung am 13. Sept. (G. S. III. 72.) befohlen, dass die Leichen der Kinder unter 14 Jahren auf dem Lande, ohne Gefolge beerdigt werden sollen. *E.* Eine sehr umfassende königliche Verordnung vom 25. Jun. (G. S. I. 26.) hat das gesammte Kirchen-, Schul- und Armenwesen in der Niedergrafschaft Lingen regulirt. Wie unparteyisch der König hierbey zu Werke gegangen ist, und den Beweis, dass er seine katholischen Unterthanen mit gleicher Liebe umfasst, möge der Hauptgrundsatz dieser Verordnung ergeben. Es heisst in derselben: „bey der Unzulänglichkeit des vorhandenen Kirchenguts, und bey der Nothwendigkeit, für den katholischen Cultus etwas zu thun, können den evangelischen Einwohner der Niedergrafschaft Lingen, alle Kirchen und Pfarren, in deren Besitz ihre Vorfahren unter ganz ausserordentlichen und kriegerischen Umständen, auf Kosten und zum Nachtheil der katholischen Einwohner, ehemals gesetzt worden sind, ferner nicht ausschliesslich belassen werden." II. *Justizwesen.* Für das Justizwesen sind eine Menge höchst wichtiger Gesetze erfolgt, die eine bedeutende Vervollkommnung desselben, vorzüglich, was die peinliche Rechtspflege betrifft, herbeygeführt haben. Eine königl. Verordnung vom 26. Febr. (G. S. I. 12.) ertheilt ausführliche Bestimmungen über die Untersuchung und Bestrafung der im Auslande begangenen Verbrechen; eine Verordnung vom 25. März (G. S. I. 14.) hebt die schon längst factisch nicht mehr angewandte Tortur und Territion auf, und giebt über die Zulässigkeit des Judicienbeweises erschöpfende Regeln an

an die Hand, bey denen diejenige vorzüglich auszuheben ist, dass ein durch Indicien überführter Verbrecher zwar mit der gesetzlichen Strafe, jedoch nicht mit der Todes- und lebenslänglicher öffentlicher Arbeitsstrafe, und der Strafe der förmlichen Ehrlosigkeit, denen vielmehr ausnahmsweise andere substituirt sind, belegt werden kann; die Verordnung vom 22. Dec. (G. S. 1823. I. 2.) endlich verändert den Geschäftsgang in peinlichen Sachen dahin, *a*) dass den Justizcanzleyen das Recht zugestanden wird, in eigenen Namen bis auf eine fünfjährige öffentliche Arbeitsstrafe zu erkennen, ohne dass es der landesherrlichen Bestätigung der Strafurtheile bedarf; *b*) dass in allen Criminalsachen ein Correferent zu bestellen sey, *c*) dass das Rechtsmittel der weitern Vertheidigung, nicht mehr wie vorher, von dem Criminalgerichte erster Instanz zu beurtheilen sey, sondern über dasselbe eine andere Justizcanzley in zweyter Instanz zu entscheiden habe. Einzelne Gegenstände der peinlichen Rechtspflege berührt die Verordnung von 31. Aug. (G. S. I. 33.), die unmittelbare Verabladung der der geistlichen Gerichtsbarkeit unterworfenen Personen von den weltlichen Gerichten, so in Criminal- oder Civilsachen betreffend, die Declaration vom 17. Sept. (G. S. I. 35.) über die Untersuchung und Bestrafung der Injurien zwischen Unterthanen auf dem Lande; und die authentische Declaration der Bankeroutirverordnung vom 24. Sept. (G. S. I. 37). — Auch für das Civilrecht sind wichtige Verfügungen ergangen. Eine Verordnung vom 28. Dec. 1821. (G. S. I. 4.) verbietet alle, dem gemeinen Rechte nach üblich gewesenen Privateide, und bestimmt die Formen, welche bey einzelnen Rechtsgeschäften an die Stelle der eidlichen Bestärkung treten sollen; die Verordnungen vom 24. May und 29. Oct. 1822. (G. S. I. 29 und 62) enthalten authentische Entscheidungen streitiger Civilrechtsfragen, gewiss das zweckmässigste Mittel, die Unsicherheit des Rechts zu verhüten, ohne des gefährlichen Versuchs, durch ein neues Gesetzbuch den frühern Rechtszustand zu verwirren, benöthigt zu seyn. Eine Verordnung vom 4. Jun. (G. S. I. 32) giebt die ersten Andeutungen zu der erwarteten Notariatsordnung; die Verordnung vom 23. Jul. (G. S. I. 44, 45) enthält eine umfassende Wechselordnung für das ganze Königreich, mit Ausnahme derjenigen Landestheile, wo das Preussische Recht gilt; die Verordnung vom 30. August (G. S. I. 48) bestimmt den Gerichtsstand der Steuerofficianten; die Verordnung vom 29. Oct. (G. S. I. 61) giebt mehrere declaratorische Bestimmungen über die Competenz der Gerichte bey Handlungen freywilliger Gerichtsbarkeit; die Verordnung vom 11. Dec. endlich (G. S. 1823. I. 1) gestattet die Satisfactionsklagen der Geschwängerten gegen sämmtliche Gemeine und Unterofficiere, welche auf den eilfmonatlichen Urlaub Anspruch haben. Auf einzelne Provinzen, namentlich: *A.* auf Hildesheim bezieht sich die Verordnung vom 26. Jan. (G. S. I. 8) über die Befugniss des katholischen Consistorii daselbst, auch von Personen, welche zur katholischen Geistlichkeit nicht gehören, Testamente an- und aufzunehmen; *B.* auf Ostfriesland, die umfassende Verordnung vom 8. Aug. (G. S. III. 60), das Auctionswesen betreffend; *c*) auf die hessischen Abtretungen, die Verordnung vom 24. Oct. (G. S. I. 59) über die Appellationssumme, in den aus den vormals Kurhessischen Aemtern an das Oberappellationsgericht gebrachten Berufungen; *D.* auf Osnabrück, die Verordnung vom 7. Dec., wodurch die Verordnung vom 1. May 1801, wegen Einführung einer Instruction für Vormünder auf dem Lande auf das Fürstenthum Osnabrück erstreckt wird; *C.* auf Meppen, Emsbühren und Bentheim, die Verordnung vom 16. Nov. (G. S. I. 64) über das bey Injurienklagen zu beobachtende Verfahren. III. *Administration.* Mit einem königl. Edicte vom 12. Oct. (G. S. I. 39) beginnt eine neue höchst wichtige Epoche in der Geschichte der Staatsverwaltung des Königreichs; denn eine bedeutende Umformung und Centralisirung derselben ist durch jenes Edict verfügt worden, und bereits in die Wirklichkeit getreten. Ein flüchtiger Rückblick auf die frühere Zeit möge dieses bewähren. Seit der Vereinigung der althannoverschen Provinzen in einer Hand, befand sich an der Spitze der Verwaltung ein Geheimerathscollegium, welches zugleich die Functionen eines wirklichen Staatsministerii, und daneben die eines Regierungscollegii für die Fürstenthümer Calenberg, Göttingen, Grubenhagen und Lüneburg, so wie für die Grafschaften Hoya und Diepholz ausübte. Gleiche Gewalt in nicht besonders ausgenommenen Fällen hatten die Regierungen der neuerworbenen Herzogthümer Bremen und Verden, und Lauenburg, beide nehmen selbst an der gesetzgebenden Gewalt dadurch Theil, dass sie gleichfalls im Namen und Auftrage des Landesherrn (*ad mandatum*) Gesetze erliessen, und selbst die im Namen des Landesherrn von dem Geheimerathscollegio zu Hannover erlassenen Gesetze, von neuem in ihrem Namen publicirten, um denselben in ihrem Sprengel gesetzliche Kraft zu geben. Ausserdem aber gab es auch mehrere Collegien in ihrem Sprengel gesetzliche Kraft zu geben. Ausserdem aber gab es auch mehrere Collegien in Hannover, welche nicht, wie es in dem Begriffe eines Staatsministerii liegt, dem Geheimenrathscollegio daselbst, subordinirt, sondern vielmehr, in gewisser Hinsicht coordinirt waren, wie z. B. das Cammercollegium und die Kriegscanzley. Staatsminister u. s. w. standen an der Spitze derselben, und so mochte der Grund dieses Coordinationsverhältnisses, welches sogar noch andere, namentlich Justizcollegien, wenigstens in Hinsicht der zu beobachtenden Curialien, in Anspruch nahmen, wohl der seyn, dass alle diese Collegien früher mit dem Geheimenraths oder Regierungscollegio vereinigt gewesen waren, nach und nach, zwar von demselben in Betreff ihrer Dienstfunctionen getrennt, aber dennoch immer noch als Deputationen desselben angesehen wurden, oder sich dafür angesehen wissen wollten. Das Bedürfniss einer Abänderung dieser Verhält-

hältnisse ergab sich von Zeit zu Zeit immer klarer; eine Ausdehnung der Autorität des Geheimeraths-collegii über die neuerworbenen Provinzen, eine Befreyung desselben von den Geschäften, die ihm, als einer blossen Regiminalbehörde oblagen, und die Ausbildung desselben in eine wirkliche Centralbehörde, welcher alle übrigen Collegien subordinirt werden müssten, wurde immer nothwendiger. Zuerst verfügte ein königliches Rescript vom 20. May 1772, dass diejenigen Verordnungen, welche die gesammten königlich deutschen Länder angingen, und Namens des Landesherrn *ad mandatum* zu erlassen seyn, mit der Unterschrift des Geheimeraths-collegii zu Hannover versehen, und dadurch, ohne einer weitern Publication der Regierungen zu Stade, oder zu Ratzeburg zu bedürfen, auch in den Sprengeln derselben gültige Kraft haben sollten. Dagegen blieb den gedachten Regierungen der Antheil an der gesetzgebenden Gewalt insofern vorbehalten, dass sie die Befugniss haben sollten, Verordnungen für das Bedürfniss ihres Sprengels, und worüber mit den Landschaften desselben zu communiciren sey, *ad mandatum* zu publiciren. Hierauf wurde mittelst Patents vom 8. Febr. 1802, das Geheimerathscollegium in das Cabinets- und Staatsministerium getheilt, und dem erstern vorzüglich die Besorgung der auswärtigen Verhältnisse, dem letztern aber sämmtliche übrige Befugnisse überwiesen. Indessen trat in Hinsicht der letzten keine weitere Beschränkung ein; das Staatsministerium besorgte daneben fortwährend dieselben speciellen Regiminalangelegenheiten in den Provinzen, für welche es ursprünglich errichtet war, wie die Regierungen zu Stade und Ratzeburg, so wie der Gräfe Landes Hadeln, in ihren Sprengeln. Nur wurden die Geschäfte sowohl allgemeiner als specieller Art in Departements getheilt, wodurch allerdings eine grosse Geschäftserleichterung in allen den Fällen, die nicht dem Plenum vorbehalten bleiben, bewirkt wurde. Erst nach der Wiederherstellung der Verfassung, nach der feindlichen Occupation, wurde die Trennung der wahren Ministerialgeschäfte von den speciellen Regiminalangelegenheiten, jedoch anfangs noch nicht auf eine gänzlich umfassende Weise, in das Werk gesetzt. Die gesetzgebende Gewalt, in so fern sie im Auftrage des Landesherrn ausgeübt wurde, so wie die wahren Ministerialbefugnisse, standen dem Staats- und Cabinetsministerio nunmehr allein zu; die Besorgung der eigentlichen Regiminalangelegenheiten wurde forthin den Regierungen zu Stade und Ratzeburg, und den provisorischen Regierungscommissionen zu Hannover, Hildesheim, Lüneburg und Osnabrück überwiesen. An die Stelle dieser letzgedachten Regierungscommissionen traten nachmals die Provinzialregierung zu Hannover für die Fürstenthümer Calenberg, Göttingen, Grubenhagen, Hildesheim, Lüneburg, die Grafschaften Hoya, Diepholz, Dannenberg und die Eichsfeldschen, Hessischen und Lauenburgschen Parzelen, die Provinzialregierung zu Osnabrück für dieses Fürstenthum, den Kreis Meppen, Emsbühren und Niedergrafschaft Lingen, die Provinzialregierung zu Aurich für das Fürstenthum Ostfriesland und das Harlinger-Land, und die Provinzialregierung zu Bentheim für die Grafschaft Bentheim. Der Provinzialregierung zu Stade wurde das Land Hadeln, das früherhin durch einen Staatsminister, als Gräfen, verwaltet wurde, überwiesen; die Regierung zu Ratzeburg aber mit dem überelbischen Lauenburg an Preussen abgetreten. Ausserdem wurde durch die Verordnung vom 22. Oct. 1816, neben dem Cabinetsministerio, ein eigenes Geheimerathscollegium geschaffen, um in wichtigen Regiminalangelegenheiten, und namentlich bey allgemeinen Landesgesetzen und Verordnungen, und bey Besetzung der von mehreren Collegien ressortirenden Dienststellen beyräthig zu seyn. Durch diese Verfügungen geschah allerdings ein grosser Schritt zum Bessern; dessen ungeachtet blieb jedoch manches nunmehr unpassende Coordinationsverhältniss bestehen, und hinderte die Thatkraft, welche der höchsten Verwaltungsbehörde eines Staats zustehen muss. Auch waren manche Unvollkommenheiten der innern Organisation noch nicht völlig gehoben. Solches ist nun aber durch das obenangeführte Edict vom 12. Oct. 1822 auf das Vollkommenste geschehen; durch dasselbe hat nicht allein das Cabinetsministerium eine seiner Würde entsprechende Bestimmung und Stellung erhalten, sondern es sind auch in demselben die Grundzüge einer ganz neuen Verwaltung ausgesprochen, welche dann wiederum durch besondere Verordnungen und Reglements ins Leben getreten sind. Nach diesem Edicte ist das Staats- und Cabinetsministerium für die oberste, dem Könige unmittelbar verantwortliche Behörde für alle Verwaltungszweige, mit Ausnahme der reinmilitärischen Angelegenheiten erklärt; ausserdem aber sind demselben sämmtliche übrigen obern Verwaltungsbehörden solchergestalt subordinirt worden, dass jedes ehemalige Coordinationsverhältniss aufgehoben ist. Zum Beyrathe desselben ist das im J. 1816. angeordnete Geheimerathscollegium bestimmt, und demselben dadurch eine grössere Wirksamkeit gegeben worden, dass demselben einige aus den Landescollegien u. s. w. ernannte ausserordentliche Beysitzer beygegeben sind. An die Stelle der Kammer, mit ihren ausgedehnten Befugnissen, von denen die Regiminal-, Polizey- und Zollsachen, insofern sie zu den Geschäften eines Ministerii gehörten, an das Staats- und Cabinetsministerum, sonst aber an die Landdrosteyen übergegangen sind, ist mit dem 15. May 1823 eine blosse Domainenkammer, welche lediglich die Erhaltung, Verbesserung und ökonomische Verwaltung der königlichen Domainen zu besorgen hat, getreten. Die Provinzialregierungen sind gleichfalls aufgelöset worden, und statt deren Landdrosteyen eingeführt, welche die ganze innere Regiminalverwaltung, mithin Regierungs- und Polizeysachen, mit Ausnahme der den Consistorien bleibenden geistlichen Angelegenheiten, wie auch der Zollsachen, als Mittelbehörden zwischen dem Staats-

und

und Cabinetsministerio und den Aemtern, Stadt- und Patrimonialbehörden zu besorgen haben. Sechs Landdrosteyen sind in dieser Hinsicht angeordnet worden, zu Hannover für das Fürstenthum Calenberg und die Grafschaften Hoya und Diepholz, zu Hildesheim, Göttingen (mit Ausschluss der Universitätsstadt Göttingen, die exemt geblieben ist) und Grubenhagen, jedoch mit Ausschluss des Harzes, welcher seine besondere Verfassung und Verwaltung durch eine Berghauptmannschaft beybehalten hat, zu Lüneburg für das Fürstenthum Lüneburg und den dem Königreiche verbliebenen Theil des lauenburgischen, zu Stade für die Herzogthümer Bremen und Verden und das Land Hadeln, zu Osnabrück für das Fürstenthum Osnabrück, die Grafschaft Lingen, Meppen, Emsbühren und Bentheim; endlich zu Aurich, für das Fürstenthum Ostfriesland. Jede Landdrostey besteht aus einem Landdrosten und drey Regierungsräthen, und auf eine sinnreiche Art ist bey ihrer Einrichtung die in neuern Zeiten so oft besprochene Streitfrage gelöset worden, welche Verfassung administrativen Collegien am meisten für das Wohl der Untergebenen zu geben seyn, ob eine collegialische oder eine bureaukratische? das Gute beider ist nämlich auf folgende glückliche Art mit einander vereinigt, und dadurch der aus der einen oder der andern nothwendig entspringende Nachtheil entfernt. Im allgemeinen findet nämlich in diesen neuen Landdrosteyen eine collegialische Behandlung der Geschäfte statt; indessen hat der Landdrost das Recht, jeden Beschluss der Stimmenmehrheit zu suspendiren, und die betreffende Angelegenheit zur Entscheidung des Ministerii zu bringen. Durch die erstere Bestimmung wird jede bureaukratische Despotie, durch die letztere, das Einschleichen eines verderblichen *Esprit de corps*, so wie man ihn nicht mit Unrecht den Collegien an und für sich vorwerfen könnte, verhindert. Ueber die Competenz der Landdrosteyen und deren Geschäftsordnung hat ein Reglement vom 18. April 1823 die nähern Bestimmungen erlassen; sie selbst sind mit dem 15. May 1823 in Wirksamkeit getreten. Auch für die Vervollkommnung der königlichen Aemter hat jenes Edict Sorge getragen; es ist vorläufig versprochen worden, eine gewisse Gleichförmigkeit derselben in Hinsicht ihres Umfangs allmählig einzuführen, und solches bey einigen Aemtern bereits in Wirksamkeit gesetzt. Auch sollen auf jedem Amte mindestens zwey Amtspersonen angestellt werden, von denen die eine hauptsächlich sich mit der Landesverwaltung, die andere mit Justizsachen beschäftigen soll. Dadurch ist also der heilsame Grundsatz festgesetzt, dass auch bey den Untergerichten die Trennung der Administration von der Justiz ins Werk gesetzt werden soll. Ueber das weitere Detail vergl. die neue Amtsordnung vom 18. April 1823. Ausserdem sind einige Verwaltungszweige eigenthümlich organisirt worden, namentlich der Wasserbau, für welchen eine Generaldirection als oberste Centralverwaltungsbehörde mittelst des Reglements vom 18. April 1823 gebildet ist, und die Forstverwaltung, in deren Hinsicht vom 15. May 1823 an gleichfalls alle Forstämter aufgehoben, die Verwaltung selbst dagegen unter Leitung der in der Domainenkammer angeordneten Generaldirection den Oberforstmeistern und Oberförstern ausschliesslich anvertraut ist. Andern steht dagegen noch eine eigenthümliche Organisation bevor, wie z. B. dem Zollwesen u. s. w. Die Rechtspflege ist durch das gedachte Edict in sofern verbessert worden, als in demselben die Anordnungen ausgesprochen sind, welche durch die obenerwähnte Verordnung vom 22. Dec. 1822 ausgeführt worden sind.

(Der Beschluss folgt.)

THEOLOGIE.

Bremen u. **Leipzig**, b. Kaiser: *Ueber den alten und neuen Protestantismus* in naher Beziehung auf Etwas, woran, kurz vor der im J. 1817 begangenen dritten Secularfeyer der Reformation, die damalige Zeit mahnen sollte. Von *D. Joh. Friedr. Kleuker*. Neue, mit einer Vorrede und Zusätzen, nebst einem besondern Anhang vermehrte Ausgabe. 1823 XVIII u. 170 S. gr. 8.

Die erste Ausgabe dieser gegen *Krug's* „Mahnungen der Zeit an die protestantische Kirche bey der Wiederkehr ihres Jubelfestes" gerichteten Schrift erschien bekanntlich schon in den Kieler Blättern. Das darin Gesagte hat, nach der Versicherung des Hrn. *D. Kl.* „einem Theil der anfänglichen (?) Leser *dermaassen* eingeleuchtet, dass danach der Wunsch einer besondern Ausgabe (hat die Ausgabe sich selbst gewünscht?) entstanden ist." Diesem Wunsche nun giebt der Hr. *Dr.* hier nach, und thut noch ein übriges, indem er jene Schrift zwar an sich selbst unverändert, aber mit vielen unter dem Texte stehenden Anmerkungen, auch mit besondern Zusätzen (S 62—90) versehen, wieder abdrucken liess. Ein besonderer Anhang findet sich S. 91 bis 170 der sich mit einigen neuern Schriften und deren Recensionen, hauptsächlich in den bey Hrn. *Kl.* in starkem Misscredit stehenden Literaturzeitungen, in Gegenrecensionen beschäftigt. Da die Hauptschrift schon längst bekannt ist, die Zusätze in eben demselben Geist gearbeitet sind, der Anhang aber nur eine Recension über Recensionen veranlassen würde, so mag es mit der blossen Anzeige von dem Daseyn dieses Buches, das in seiner Art eine Merkwürdigkeit ist, sein Bewenden haben, um so mehr, da Hr. *Kl.* sich in seine einseitigen Meinungen so hineingelebt zu haben scheint, dass schwerlich auch die billigste und einleuchtendste Kritik etwas über ihn zu vermögen hoffen darf.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

September 1824.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Hannover, b. Kius: *Sammlung der Gesetze, Verordnungen und Ausschreiben für das Königreich Hannover*, vom Jahre 1822. u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Was nun endlich die einzelnen Zweige der Administration betrifft; so ist für die Vervollkommnung der Postanstalten sowohl durch einzelne Circulare des Generaldirectorii, als auch durch die Verordnung vom 25. Jan. (G. S. I. 33) das Nebenpostiren betr.; und durch die Verordnung vom 27. Jan. (G. S. I. 34) über die von den Passagiers den Wagenmeistern und Postillons zu reichenden Gebühren, und die den Effecten der Reisenden zugesicherte Garantie gesorgt werden. Die Elbschifffarth ist durch Publication der Elbschifffarthsacte am 16. Jan. (G. S. I. 3) und die begleitenden Verordnungen vom 7. Febr. (G. S. I. 9), vom 11. Febr. (G. S. I. 10) und 25. Febr. (G. S. I. 12), durch welche letztere eigene Elbzollgerichte zu Blekede, Hitzacker und Schnakenburg errichtet worden sind, regulirt. Auf provinzielle Verhältnisse beziehen sich, und zwar: *A.* auf Ostfriesland, die Verordnung von 22. Jul. (G. S. III. 53) über die Wiederherstellung der vormaligen Zolleinrichtungen in Ostfriesland und dem Harlinger Lande, und das Ausschreiben der Provinzialregierung zu Aurich vom 19. Dec. (G. S. III. 104) über die erforderliche obrigkeitliche Erlaubniss zur Errichtung neuer Gebäude von öffentlichen Heerwegen. *B.* Auf Osnabrück die sehr umfassende Gemeinheits- und Markeneintheilungsordnung vom 26. Jun. (G. S. I. 43); auf Bremen und Verden, die Bekanntmechung der Provinzialregierung zu Stade vom 7. May (G. S. III. 33) wegen der bey allen Gemeinheitstheilungen und Verkoppelungen zu berücksichtigende Breite der Wege. IV. *Finanzen.* An die Stelle der frühern Einkommensteuer ist mittelst der Verordnung vom 25. Jun. (G. S. I. 25) eine neue, als Besoldungs- Gewerbe und Einkommensteuer getreten; auch ist unter demselben Datum eine Declaration der Stempelsteuerordnung erlassen. Mittelst der Verordnung vom 19. Aug. (G. S. I. 31) sind die Grundzüge der neuen allgemeinen Grundsteuer, welche jedoch bis jetzt noch nicht zur Erhebung gekommen ist, gegeben; auch ist durch die Verordnung vom 20. Decemb. (G. S. 1823. I. 3) eine Häusersteuer eingeführt worden. Dagegen ist mittelst Verordnung vom 18. Febr. (G. S. I. 12) die Einführung des ausländischen rohen Leinens und Leinengarns von der sonst davon erhobenen Steuer befreyet. V. *Militär.* Die wichtigste über diesen Gegenstand erlassene Verordnung ist das Reglement vom 30. Aug. (G. S. I. 57), die neue Organisation und den Dienst des Landdragonercorps betreffend. Ausserdem möchten noch vorzugsweise auszuheben seyn, das Kriegscanzleyausschreiben vom 18. März (G. S. II. 3), über die den Unterthanen gebührende Vergütung für die Verpflegung; welche von den Quartierwirthen während der Exercierzeit der Cavallerie, den Unterofficieren und Mannschaften verabreicht werden muss, und die Bekanntmachung des Cabinetsministerii vom 22. deff. Monats (G. S. I. 18), über die mit dem königl. Preussischen Gouvernement verabredeten Ablieferungsacte der Deserteurs und reclamirten Militärflichtigen. VI. *Polizey.* Ueber polizeyliche Gegenstände ist keine allgemeine Verordnung erschienen, dagegen sind die Provinzialregierungen auch in diesem Fache sehr thätig gewesen, und haben theils ältere Polizeyverfügungen erneuert, theils neuere erlassen. Als besonders erheblich möchten die folgenden zu betrachten seyn: *A.* die Ausschreiben der Provinzialregierung zu Hannover, vom 5. März (G. S. III. 21) das Hausiren der Medicin- und Olitätenkrämer betreffend, vom 25. März (G. S. III. 29) über die Kubpockenimpfung, vom 25. May (G. S. III. 38), das Verbot der Ausfuhr der Feldsteine betreffend, vom 3. Oct. (G. S. III. 80) über die Beförderung der Obstbaumzucht. *B.* die Ausschreiben der Provinzialregierung zu Stade vom 6. November (G. S. III. 90) die Bestrafung der ihrer Herrschaft entlaufenen widerspenstigen Dienstboten betreffend; und die vom 3. Dec. (G. S. III. 98) wider die herumziehenden Schauspielergesellschaften. Die Ausschreiben der Provinzialregierung zu Osnabrück vom 9. September (G. S. III. 68. 69), die Abstellung einiger im Fürstenthume Osnabrück bey Ausübung der Schafhut stattfindenden Missbräuche, und eine Bekanntmachung über das Verfahren bey Untersuchung und Bestrafung des Emsstrom- und Emscanalpolizeycontraventionen, enthaltend. Die Ausschreiben des Provinzialregierung zu Aurich vom 19. Januar (G. S. III. 6), die von angehenden, bey der Infanterie dienenden Handwerkern zu betrachtenden Wanderjahre betreffend, vom 30. Jan. (G. S. III. 9) wodurch das Hausiren mit hölzernen Waaren und kleinen Geräthschaften

erboten wird; vom 15. März (G. S. 25) über Ausschlöttung der Tiefe u. s. w, vom 5. October S. III. 68), wodurch das Verbot des Aufkaufs der Ausfuhr roher Viehhäute erneuert, und den tig anzusetzenden Schustern der Handel mit t verfertigten Leder untersagt wird. Endlich Ausschreiben der Provinzialregierung zu Bent- vom 22. May (G-S. III. 36), wegen verbote- Beherbergung der Vagabunden und Bettler durch Landleute, und vom 19. Jun. (G. S. III. 44), urch den Fuhrleuten verboten wird, auf dem en sitzend, ohne Leine zu fahren, und ihre de an und auf den Strassen unangebunden ste- zu lassen.

ALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Neues Archiv des Criminalrechts.* Herausgegeben von *Gallus Aloys Kleinschrod*, Hofr. und Prof. zu Würzburg, *Christian Gottlieb Konopack*, O-A. Rath und Prof. zu Jena, und *C. J. A. Mittermaier*, geh. Hofr. u. Prof. zu Heidelberg. *Sechster Band*, nebst vollständigem Register über die ersten sechs Bände. 1824. 736 S. 8.

Der sechste Band dieser jedem Bedürfnisse sich an- enden Zeitschrift, reicht uns folgende Gaben. *Ueber die Fortschritte der Criminalgesetzgebung Teutschland.* Von *Mittermaier.* Besonders lehr- h ist in dieser Abhandlung die Analyse und Beur- lung der neuen Strafgesetzbücher für Basel und Gallen. II. *Etwas über das Wesen und die Be- fung culposer Verbrechen.* Von *Kleinschrod.* Der würdige Veteran erklärt sich besonders gegen die ere Ansicht einiger Criminalgesetzbücher, und würfe zu solchen, nach welchen culpose Verbre- lediglich zu den Polizeyübertretungen gezählt den sollen; und stellt dagegen die, allerdings manchen sehr erheblichen Gründen unterstützte, cht auf, dass die *Culpa* nicht viel gelinder als *Dolus* zu bestrafen sey. III. *Ueber die Wahl der esstrafen.* Von *Dr. Geo. Wilh. Böhmer* in Göt- en. Beschluss der Untersuchungen in Bd. IV. u. 3. und Bd. V. St. 4. deren Resultat ist, dass Fallbeil und Tödtung durch Gift die angemessen- Mittel der Hinrichtungen seyen, das erste, wenn einer öffentlichen Hinrichtung den Vorzug vor r geheimen geben, das letzte, wenn man die ere der erstern vorziehen wolle. IV. *Bemer- gen über Englands Criminalgesetze in Bezug auf esstrafen und die Art ihrer Ausübung.* Von *Sir uel Romilly;* mitgetheilt von Dr. *C. W. Asher.* st die berühmte Rede, die *Romilly* am 9. Febr. im Unterhause hielt, um die Zurücknahme Parlementsacten Wilhelms III., Anna's, und rgs II. zu bewirken, welche das Verbrechen des lichen Diebstahls in einem Laden von Sachen 5 Schilling an Werth, oder in einem Wohnhau- oder am Bord eines Schiffes von 40 Schilling an rth, mit der Todesstrafe belegen. V. *Ueber der in den Jahren 1815—1821 in England und Wallis bestraften Verbrecher.* VI. *Ueber das rechtliche Verhältniss des weiblichen Geschlechts in Bezug auf Criminalrecht und Criminalgesetzgebung.* Vom Hof- und Kanzleyrath Dr. *Spangenberg* in Celle. Fortgesetzt in Nr. XII. Es wird in dieser Abhandlung mit vielen aus der Physiologie und Psychologie entnommenen Gründen, so wie in Bezug auf das römische Recht und die Carolina, dargethan, dass bey manchen Verbrechen die Imputationsfähigkeit der Weiber geringer, bey andern grösser seyn müsse, als bey diesen Verbrechen, wenn sie von Personen des männlichen Geschlechts verübt seyen; dann aber auch, dass die Strafe in Bezug auf das Geschlecht nicht einförmig ausfallen dürfe, sondern verschieden zugemessen werden müsse. Die Abhandlung selbst wird vorzüglich bey Entwerfung neuer Criminalgesetzbücher zu berücksichtigen seyn. VII. *Beurtheilung der neuesten criminalistischen Schriften.* VIII. *Der neue Entwurf des Strafgesetzbuches für das Königreich Baiern.* Mit Bemerkungen von *Mittermaier.* Nur ein Auszug, aber mit treffenden Kritiken, wie man sie von dem Vf. gewohnt ist. Fortsetzung in Nr. XV. IX. *Ueber die Unterbrechung der Verjährung im Strafrechte durch Generaluntersuchung, und durch Specialinquisition gegen einen Mitschuldigen.* Vom Hofr. *v. Wening-Ingenheim* zu Landshut. Dieser Aufsatz hat im 2ten Bande von *Vollgra* vermischte, Abhandlungen einen Gegner gefunden, dessen Stimme allerdings sehr zu beachten seyn dürfte. Er bezieht sich zunächst auf das jetzt geltende Baiersche Strafgesetzbuch. X. *Neueste Hannoversche Verordnung über Abschaffung der Folter und Zulässigkeit des Anzeigenbeweises.* XI. *Beyträge zur Auslegung des 165sten Art. der C. C. C.* Von *Konopack*, mit Bezug auf einen mitgetheilten Rechtsfall. XII. S. Nr. VI. XIII. *Verbrechen aus partiellen Wahnsinn und Trunkenheit.* Von *Kleinschrod.* Ein mitgetheilter Rechtsfall. XIV. *Beurtheilung der neuesten criminalistischen Schriften.* XV. S. VIII. XVI. *Der neue Entwurf eines Strafgesetzbuchs für das Grossherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach.* Mit Bemerkungen von *Mittermaier.* Gleichfalls nur Auszug, und im Ganzen treffende Kritik desselben. XVII. *Neue Criminalgesetzgebung in Hamburg.* Von *H—r.* (Senator *Hudtwalker*? welchen die Ausarbeitung des Entwurfs eines neuen Strafcodex übertragen seyn soll.) Die Rubrik täuscht, denn der Aufsatz handelt nur von der bestehenden, höchst mangelhaften, Criminalgesetzgebung jener Stadt. XVIII. *Beytrag zur Revision der allgemeinen Grundsätze der Strafgesetzgebung.* Vom Obertribunalrath *Weber* in Stuttgart. Treffende Bemerkungen über die philosophischen Strafrechtstheorien. XIX. *Darf das allgemeine deutsche Criminalrecht jetzt bloss nach den Gesetzen, oder muss es nach der durch die Praxis und den Gerichtsgebrauch erhaltenen Umgestaltung dargestellt werden?* Vom Oberhofgerichtsadvocaten Dr. *Gerstäcker* zu Leipzig. Sehr richtige Bemerkungen über die grossen Gefahren des die Praxis und ihre Abwei-

chun-

chungen von unvernünftigen und graufamen Gefetzen verwerfenden Gefetzrigorismus im allgemeinen deutfchen Criminalrecht. XX. *Criminalfall eines Kindsmords*, von *Kleinfchrod*. XXI. *Beurtheilung der neueften criminaliftifchen Schriften*. XXII. *Neuefte Nachrichten über die englifchen Verbreehercolonien in Neu Süd Wallis*. Vom Senator *Hudtwalker* zu Hamburg; ein Auszug aus dem „*Report of the commiffioner of inquiry into the ftate of the colony of New South Wales*." XXIII. *Das gerichtliche Verfahren bey Vollziehung der Todesftrafen*, dargeftellt vom Hof- und Juftizrath *Tittmann* in Dresden. XXIV. *Der neue Entwurf eines Strafgefetzbuchs für das Königreich Würtemberg*, mit Bemerkungen von *Mittermaier*. Gleichfalls nur Auszug mit treffender Kritik. XXV. *Von der Gegenftellung naher Verwandten, befonders der Eltern mit den Kindern*. Vom Prof. *Gefterding* in Greifswalde. XXVI. *Ueber den Maafsftab der Strafe des einfachen Diebftals*. Von *Kleinfchrod*. Die Gröfse der Entwendung, als Maafsftab für die Strafe des einfachen Diebftals wird gegen *Henke* gerechtfertigt. XXVII. *Beurtheilung der neueften criminaliftifchen Schriften*.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Ambr. Barth: *Das Neuefte über die Schwefelquellen zu Nendorf* in der Curheffifchen Graffchaft Schaumburg, von Dr. *Ferd. Wurzer*, Curheff. Hofrath und Ritter des Ordens vom goldnen Löwen, ord. Profeffor der Medizin und Chemie an der Univerfität zu Marburg u. f. w. 1824. 96 S. 8.

Der, durch mehrere Arbeiten diefer Art fchon längft bekannte, Vf. liefert in diefer Schrift die Refultate feiner neueften Unterfuchungen der erwähnten Schwefelquellen, deren Analyfe er fchon im J. 1815 in einem gröfserm Werke dem Publicum übergab. Aus vielen und mancherlei Gründen glaubt der Vf. indefs, keine ganz unnütze Arbeit übernommen zu haben, indem er den Faden wieder an feine vorigen diesfalfigen Unterfuchungen von Neuem anknüpfte. Einen befondern und vorzüglichen Beftimmungsgrund hierzu fand er in den, im letzten Decennium ftatt gefundenen glänzenden und zahlreichen Entdeckungen auf dem Gebiete der Scheidekunft, die auf alle analytifchen Arbeiten, mehr oder weniger, unverkennbaren Einflufs haben.

Nachdem die *fpecififche* Schwere diefer 3 Mineralwaffer (in Marburg), bey 6,85° R. und 27″ 9‴ Barometerhöhe, zuvörderft ausgemittelt worden, und fich für die grofse Badequelle = 1,0023, für die Trunkquelle = 1,0030, und für die unter dem Gewölbe = 1,0032, ergeben hatte, ftellte der Vf. feine vorläufigen Verfuche mit *gegenwirkenden* Mitteln an, welche das Dafeyn des *Schwefelwafferftoffgas*, die *Kohlenfäure*, die *Kalkerde*, die *Talkerde*, die *Schwefelfäure* und die *Salzfäure*, fo wie die Gegenwart des *Eifens* beweifen; und da fich jetzt ergeben hat, dafs mehrere Mineralquellen, und felbft das Meerwaffer, *Kalifalze* enthalten, die ehedem faft immer überfehen wurden; fo fand es der Vf. zweckmäfsig, hierauf gleich bey diefer neuen Unterfuchung feine Aufmerkfamkeit zu heften, allein *ohne jene Salze* darin anzutreffen. — Zur Beftimmung der *gasförmigen* Beftandtheile der fämmtlichen Quellen, bediente fich der Vf. des *Döbereinerfchen* Apparats, nahm eine gläferne Kugel mit einem etwas hohen Halfe, die genau 53 rhl. Duod. Kbz. enthlt, und verfchlofs denfelben mit einem ausgekochten Korkftöpfel, der gerade bis zu dem im Halfe für die Capacität der Kugel bezeichneten Puncte herabging, durchbohrt war, und eine gläferne Entbindungsröhre enthielt, die mit deftillirtem Waffer gefüllt war. Nachdem Alles verkittet, und die pneumatifche Wanne, fo wie der enge und fehr genau calibrirte Cylinder, der zur Oeffnung des Gas beftimmt war, mit fiedendheifser Kochfalzauflöfung gefüllt worden waren, wurde das Waffer im Kalke, allmählig bis zum Sieden erhitzt, und fo lange darin erhalten, bis fich kein Gas mehr entwickelte. Nach der Abkühlung des Cylinders wurde derfelbe fo tief in die Wanne eingefenkt, dafs die Flüffigkeit von innen eben fo hoch ftand, als von aufsen, die Höhe der Gasfäule fcharf bezeichnet, auf den mittlern Barometerftand von 10° R. zurückgeführt, und die Tenfion der Dämpfe, fo wie die Temperatur des Queckfilbers im Barometer, in Rechnung genommen. Der Verfuch wurde zweymal wiederholt, und die Refultate wichen fo wenig von einander ab, dafs die Differenz nicht in Anfchlag gebracht werden konnte. — Zur Beftimmung der *feften* Beftandtheile diefer 3 Quellen, welche der Vf. abfichtlich im *wafferleeren* Zuftande berechnete, wurden gläferne Kalke genommen, die vorher genau gewogen waren; das Waffer wurde bey fo gelinder Wärme verdampft, dafs daffelbe nie zum Sieden kam, und zugleich die Vorrichtung dahin getroffen, dafs während der Operation, keine Unreinigkeiten in die abzudämpfende Flüffigkeit fallen konnten. Der Vf. richtete hierbei nochmals fein vorzügliches Augenwerk auf den, durch *Weftrumb* bekannt gemachten *Stinkftof*, um zu fehen, ob fich feine, vor 10 Jahren hierüber gemachten, Verfuche beftätigten; und dies war wirklich der Fall: dann wurde das Waffer beym *völligen* Ausfchluffe der Atmosphäre, durch Auskochen, vom *gefchwefelten Wafferftoffgas gänzlich* befreit; fo erhielt er *jenen Stoff* nicht, wohl aber eine Subftanz, die bräunlich und von weicher Confiftenz war, die Befchaffenheit eines Harzes befafs, und *gar keinen* Geruch hatte. Da *Weftrumb* zuerft in den Schwefelquellen zu *Eilfen* das *ftinkende Schwefelharz* und den *hydrothianfauren Kalk* antraf, welche er nachher in allen von ihm analyfirten Schwefelquellen fand — und er hat deren

ren 18—20 unterfucht, worunter auch die von *Nendorf* waren: — fo entfchlofs fich der Vf. um fo lieber, auch Schwefelwaffer von den Heilquellen zu *Eilfen* zu unterfuchen, als er vielleicht hierin Auffchlüffe zu finden hoffen konnte, warum feine Refultate in manchen Stücken von jenen, des Herrn *Weftrumb's*, abweichen. Zu diefem Entzwecke verfchaffte er fich einige Flafchen von der reichhaltigften Quelle der Eilfener Waffer, nämlich von der *Julianen Quelle*. — Namentlich rechnete Hr. *W.* darauf, *hydrothianfauern Kalk* darin anzutreffen, wenn auch nicht in der von dem verftorbenen *Weftrumb* angegebenen Menge, der auf jeden *Gran Schwefel*, den man erhält, in dem Schwefelwaffer *zwanzig Gran hydrothianfauern Kalk* annahm; allein er fand davon eben fo wenig im *Eilfener* Waffer als in jenem von *Nendorf*, obgleich er fein befonderes Augenmerk darauf gerichtet hielt, und nicht blofs die von *W.* vorgefchlagenem Verfuche anftellte, fondern auch das durch Aufkochen, (ohne allen Zutritt der Atmofphäre), von dem freyen Schwefelwafferftoffe befreite Waffer mit *effigfauren Kupfer* u. f. w. behandelte. — Mit dem *Stinkftoffe* verhielt es fich ebenfalls da wie dort. — Auch fand der Vf. in diefem Waffer *Eifenoxyd*, welches Herrn *Weftrumb* entgangen zu feyn fcheint. — Uebrigens glaubt Hr. *W.*, dafs auch diefes Schwefelwaffer an Ort und Stelle unterfucht, einen gröfsern *Gas-Gehalt* wahrfcheinlich darbieten werde, und dafs daffelbe ebenfalls etwas *Manganoxyd* enthalte, was aber bey dem fo geringen Vorrathe, der ihm von diefem Waffer zu Gebote ftand, nicht auszumitteln war.

Rückfichtlich der *Anwendung* diefer, fo wie der Mineralwaffer überhaupt, fagt der Vf. am Schluffe: „Je länger ich, als Arzt, die Wirkungen der Mineralwaffer auf den kranken Organismus mit Aufmerkfamkeit beobachte, je weniger kann ich diefelben als eine *Solution von Salzen* u. f. w. anfehen, und je mehr überzeuge ich mich, dafs die Wirkung der Bäder auf unfern Organismus, mehr durch *hydrothianifche*, als durch unmittelbare Kräfte *materieller* Potenzen, die in demfelben enthalten find, veranlafst werde. Ich fehe fie deshalb als ein organifches (gleichfam lebendiges) Fluidum an. So riefenhaft daher auch die Fortfchritte der Chemie unferer Tage — wenigftens von empirifch-praktifcher Seite — find; fo unverkennbar das Streben philofophifcher Köpfe unter den Chemikern ift, in die ungeheure Maffe von Erfahrungen *wiffenfchaftlichen* Zufammenhang zu bringen: fo fcheint mir doch, bis jetzt, das Stimmrecht der Scheidekunft, bey der *Conftruction* u. f. w. der Mineralwaffer, noch fehr beftreitbar." — Geftändniffe, denen Ref. vollkommen beypflichtet.

JUGENDSCHRIFTEN.

LANDSHUT, b. Krüll: *Das Blumenkörbchen.* Eine Erzählung, dem blühenden Alter gewidmet *von dem Verfaffer der Oftereyer.* Mit einem Titelkupfer. 1823. 231 S. 8.

Hr. Pfarrer *Schmidt* hat dem blühenden Alter mit diefer anmuthigen und lehrreichen Erzählung abermals ein fehr erfreuliches Gefchenk gemacht; aber nicht blofs die Kinder, fondern auch Erwachfene werden ihn gern hören und lefen, fo einfach und natürlich, fo wahr und lebendig fchildert er, fo warm und rührend redet er zum Herzen und wendet den Geift auf die ernften Zwecke des Lebens hin. Die bekannte Sage von dem Raben, der ein koftbares Kleinod in fein Neft getragen, und dadurch einen Unfchuldigen in fchweren Verdacht gebracht hat, gab dem Vf. den Stoff zu diefer Erzählung. Man fieht daraus, dafs diefe Sage nicht blofs zu *Merfeburg in Sachfen* und bey dem Bifchofe *Thilo von Trotha*, der den verdächtigen Kammerdiener wirklich foll haben hinrichten laffen, fondern auch anderwärts einheimifch ift, obwohl fie dort durch viele Abbildungen und den auf dem Schlofshofe noch heute ernährten und immer von neuem erfetzten Raben gewiffermafsen verewigt wird. In der vorliegenden Erzählung wird die unfchuldige Gärtnerstochter *Maria* durch eine fonderbare, aber nicht unnatürliche, Verkettung der Umftände wieder hoch zu Ehren gebracht, nachdem der eigentliche Räuber entdeckt worden. Ein Blumenkörbchen giebt auf befondere Weife die Veranlaffung zu Trauer und Freude in der Gefchichte; daher der Titel.

NEUE AUFLAGE.

LEIPZIG, b. Cnobloch: *Zwey hundert und funfzig*, (ehemals nur Einhundert und fünf und fiebenzig) *theils kürzere, theils längere Auffätze zum Ueberfetzen ins Lateinfche* zum Behuf eines vollftändigen praktifch-grammatifchen Curfus, mit den nöthigen Erläuterungen und Nachweifungen, herausgegeben von M. *Johann Daniel Schulze*, Rector des Lyceums zu Luckau u. f. w. *Zweyte* verbeff. und verm. Auflage.

Auch unter dem Titel:

Exercitienbuch nach der Folge der Regeln in der gröfsern *Bröderfchen* latein. Grammatik, mit den nöthigen lateinifchen Ausdrücken und Redensarten, herausgeg. von M. *J. D. Schulze*, Rector u. f. w. 1818. X und 176 S. 8. (8 gr.) (S. die Recenf. A. L. Z. 1816. Nr. 287.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1824.

PHILOLOGIE.

Erfurt u. Gotha, b. Hennings: *Griechisch-deutsches Schul-Wörterbuch* von Dr. *Val. Chr. Fr. Rost.* Nebst einer Anweisung zur griechischen Prosodie von Dr. *Franz Spitzner. Zweyte* vielfach verbesserte und durchaus vervollständigte Ausgabe. 1823. *Erste* Abtheil. XVI u. 632 S. *Zweyte* Abthl. 640 S. Prosodie IV u. 111 S. (zusammen 3 Thlr.)

Wenn irgend etwas das rasche und sichere Fortschreiten unserer Zeit in dem Felde der griech. Literatur beurkundet, so sind es die vielfachen Leistungen für Grammatik und Lexikographie, die wohl zu keiner Zeit häufiger ans Licht traten, als gerade in dem Zeitraum der beiden letzten Decennien. Denn so gewiss es ist, dass in den neu erschienenen grammatischen Schriften und Wörterbüchern nicht alles Wahre und Gute neu, und nicht alles Neue wahr und trefftich ist; so wenig kann doch geleugnet werden, dass auf den verschiedenen Wegen, welche sich die vorzüglichsten der jetzt lebenden Grammatiker und Lexikographen bey ihren Bemühungen gebahnt haben, theils für die Methode des Unterrichts viel Treffliches geleistet, theils für den Grundbestand der griechischen Sprache ungemein viel wichtige Resultate gewonnen worden sind. Wir können darum nicht der Meinung derer beystimmen, welche nur eine Universal-Grammatik und ein Universalwörterbuch für die griech. Sprachstudien wünschen oder anerkennen, sondern freuen uns vielmehr, dass durch die Auctorität eines oder mehrerer berühmter Namen andre Männer sich nicht haben aus einem Felde verscheuchen lassen, zu dessen Anbau sie befähigt sind, und sind der sichern Ueberzeugung, dass die dereinstigen Gestalter einer ausführlichen griechischen Grammatik aus den in den bekannten Grammatiken von *Buttmann, Matthiä, Struve, Thiersch* und *Rost* entwickelten, verschiedenartigen Ansichten mehr Gewinn wird ziehen können, als wenn alle in diesen Büchern enthaltenen Ergebnisse zu einem Ganzen nach einerley subjectiver Ansicht zusammengebracht wären. Eben so stehet auch bey uns die Meinung, dass durch die verschiedene Behandlung des griech. Sprachschatzes in lexikalischer Hinsicht, insofern nun jeder Lexikograph nicht bloss schreibt und abschreibt, sondern wirklicher Sprachforscher ist, und so wie in der Methode, so auch im Stoffe Neues zu Tage fördert, für das gründliche Sprachstudium ein nicht unbedeutender Gewinn erzielt wird, und um so mehr, da der Kreis derer, welche Wörterbücher gebrauchen, so weit ist und so verschiedenartige Bedürfnisse befriedigt haben will. Denn mögen immer *Passows* Verdienste um die griech. Lexikographie ihrem vollen Werth nach anerkannt werden, mag sein Wörterbuch zum Gebrauch für die Lehrer an Gymnasien das zweckmässigste Handbuch bleiben, das eigentliche Bedürfniss des Schülers, besonders des noch nicht vollkommen geübten, befriedigt es, wie Rec. aus Erfahrung weiss, in dieser Form nicht, und noch weniger können andere Wörterbücher, die bey gleichem oder reicherem Stoffe mit weniger Ordnung und Genauigkeit bearbeitet sind, für diesen Zweck als tauglich befunden werden.

Ein dem Zweck entsprechendes griechisches Schulwörterbuch schien daher dem Rec. stets ein recht nöthiges und unentbehrliches Hülfsmittel zur Erleichterung des Sprachunterrichts, und er nahm darum die erste Auflage des hier anzuzeigenden Buches mit wahrer Freude zur Hand. Aber leider fand er sich damals in seinen Erwartungen, welche durch die Grammatik und durch das treffliche Deutsch-Griechische Wörterbuch desselben Verfassers ungemein gesteigert worden waren, sehr getäuscht, indem das Ganze mit unverkennbarer Eile hingearbeitet und in Inhalt und Form so mangelhaft war, dass es die Bedürfnisse des nun einigermaassen herangebildeten Schülers keinesweges befriedigen konnte. Dennoch wurde die erste Auflage in kurzer Zeit verkauft, zum Beweis, wie sehr man ein griechisches Schul-Wörterbuch und zu solchem Preise verlangte, und es war zu erwarten, dass der gelehrte Verfasser, der zu solchen Arbeiten ein entschiedenes Talent besitzt und so wenig geneigt ist, die Schwächen seiner frühen Arbeiten zu verkennen, dass er vielmehr als der strengste Richter derselben vor dem Publikum auftritt, allen Fleiss aufbieten würde, um die zahlreichen Mängel zu entfernen und dadurch das Buch seiner Bestimmung näher zu bringen. Diese Erwartung ist auch so vollkommen erfüllt worden, dass diese zweyte Auflage mit der ersten in keiner Hinsicht zu vergleichen ist, und dass die Worte des Vfs. (Vorrede S. IX): „So ist freylich von dem früher Gegebenen der Form nach nur wenig geblieben, so dass das Buch in seiner jetzigen Gestalt mehr als eine neue Arbeit, denn als eine neue Auflage betrachtet werden kann", nicht als ein eiteles Aushängeschild zu

zu betrachten ſind, ſondern ſich vollkommen bewahrheiten.

Rec. hat, um ein ſicheres und gründliches Urtheil über dieſes Schulbuch fällen zu können, ſich die Mühe gegeben, das Ganze und die einzelnen Theile der ſorgfältigſten Prüfung zu unterwerfen und durchgehends eine Vergleichung mit dem Paſſowiſchen Wörterbuch anzuſtellen, wie ſich aus den einzelnen Bemerkungen, die er als Beleg ſeiner Behauptungen anführen wird, hinlänglich ergeben wird. Eine genaue Darlegung der auf dieſem Wege gewonnenen Reſultate ſoll den Inhalt dieſer Anzeige ausmachen, indem Rec. durch genaue Nachweiſung des Geleiſteten denen, welche dieſes Buch gebrauchen wollen, mehr zu nützen glaubt, als durch eine Beyſteuer von Nachträgen, welche er aus ſeinen Sammlungen leicht entlehnen könnte.

Was zuerſt den Beſtand der aufgenommenen und erklärten Wörter betrifft, ſo hat Rec. hier alles verzeichnet gefunden, was dem Zwecke und der Beſtimmung des Buches gemäſs iſt, und zwar ſind zur Vervollſtändigung der Wortreihe nicht bloſs die früher vorhandenen Wörterbücher benutzt, ſondern auch was *Lobeck* zum *Phrynichos*, und *Schneider* und *Preſſel* in beſondern Sammlungen nachgetragen haben, inſofern es dem Bedürfniſs der Schulen angemeſſen war; manches auch hat der Vf. aus eignen Sammlungen entlehnt. Obgleich die Sammlungen von Schneider und Preſſel erſt vom Buchſtaben E an benutzt werden konnten, wie der Vf. in der Vorrede berichtet, ſo finden wir doch ſchon vom Anfange an manche in gangbaren Schriftſtellern gebrauchte Wörter angegeben, welche bey Paſſow fehlen, wie ἀκρογωνιαῖος, ἀμβολάς, ἀναγώνιστος, beide aus Xenophon, ἀνακρουστικός aus Plutarchos, ἀντακρωτήριον aus Strabon, ἀντεπίθεσις aus Philo, ἀντιμεσουρανέω und ἀντιμετάληψις aus Plutarchos, ἀντιμετασπάω aus Joſephos, ἀντινοέω aus Hippokrates, ἀντιπάλλομαι, ἀπράικτος, ἀπροσεξία, βαθυγρων, βυρσεύω und viele andere, wobey wir nur zu tadeln haben, daſs die Angabe des Schriftſtellers, aus welchem ſie entlehnt ſind, fehlt, was hier um ſo weniger ſtatthaft iſt, da ſich dieſe Wörter in andern Wörterbüchern nicht finden und alſo auf Treue und Glauben angenommen werden müſſen von Jedem, der nicht aus eigener oder fremden Sammlung ihre Beglaubigung aufzufinden weiſs. Beſonders reichhaltig aber werden dieſe Erweiterungen von dem Puncte an, wo dem Verfaſſer die Benutzung der Sammlungen von Preſſel und Schneider zu Gebote ſtand. So hat Rec. in dem einzigen Buchſtaben E, den er genauer als die übrigen Theile durchgemuſtert hat, 182 Wörter und erklärte Wortformen entdeckt, die bey Paſſow nicht ſtehen, und die alle aus guten Schriftſtellern entnommen ſind, und theils zur Ergänzung lückenhafter Wortfamilien, theils zur Erläuterung und Begründung verwandter Wörter dienen. Während auf dieſe Weiſe auf hinlängliche Vollſtändigkeit ſorgſam Bedacht genommen iſt, befremdet dagegen um ſo mehr die Auslaſſung einiger Wörter, die wohl zum Theil nur aus Druckverſehen weggeblieben, ἀγαπήνωρ und βρότος aus Homer, zum Theil aber auch durch Mangel an Sorgſamkeit übergangen ſeyn mögen. Wir haben von dieſer Art als fehlend uns angemerkt ἀεθλοφόρος, was als die poetiſche Nebenform von ἀθλοφόρος wenigſtens mit Verweiſung auf dieſes hätte aufgeführt werden müſſen, ἀμφιέζω als Nebenform von ἀμφιέννυμι aus Plutarchos, ἀντονίνημι, was Lobeck zum Phrynich, p. 12. nachgetragen hat, ἀπαυλία, was in dem Wörterbuch ſelbſt unter ἐπαυλία mit angeführt iſt, ἀπερυγγάνω, ebenfalls von Lobeck zum Phryn. p. 64. angeführt, ἄγριμα, ἄγρεμον und ἀγρεμός, endlich δίπτερος, διπτέρογος und διπτέρυξ, und führen dieſelben hier an, um dem Vf. einen Beweis von der Genauigkeit zu geben, mit welcher wir ſeine Arbeit durchgeſehen haben. Dabey geſtehen wir gern, daſs von ſolchen kleinen Ausfällen wohl nicht leicht ein Wörterbuch frey bleibleiben kann, und bezeugen dem Vf. unſre gröſste Zufriedenheit mit dem ſorgſamen Fleiſs, den er nicht bloſs auf die Eintragung ſelbſtſtändiger Wörter, ſondern auch auf die Beybringung ſchwieriger abgeleiteter Formen, deren Erklärung beſonders in einem Schulwörterbuch recht nothwendig iſt, durchgängig verwendet hat.

Eben ſo lobenswerth iſt im Allgemeinen die Art und Weiſe, wie die Bedeutungen der Wörter angegeben und zuſammengeſtellt ſind. Der Entwickelung der Wortbedeutungen hat der Vf. einen rühmlichen Fleiſs gewidmet, wobey uns beſonders auch das gefallen hat, daſs für die komiſchen Wortgebilde des Ariſtophanes die von Voſs und Wolf verſuchten Nachbildungen beygeſetzt ſind. Zuweilen iſt dabey auch eine eigne Nachbildung verſucht, wie bey κομπολακύθης, wo der Vorſchlag *Prahlepapagei* oder *Prahlepaperle* ſtatt des Voſſiſchen *Prahlebrauſerich* uns wohlgefällt. Die dem Vf. eigenthümliche Klarheit der Begriffe leuchtet beſonders aus der Behandlung jedes einzelnen Wortes hervor, deſſen Begriff mehrfache Anwendung und Beziehung zuläſst, und oft iſt eine beſondere Kunſt und Gewandheit zu bemerken in der entſprechenden Wahl des deutſchen Ausdrucks für das griechiſche Wort. Die ſchnelle und richtige Ueberſicht iſt nicht bloſs durch die Anordnung und Abtheilung der einzelnen Bedeutungen erleichtert, ſondern auch durch den Druck in die Augen fallend gemacht, indem der allgemeine deutſche Ausdruck, wo ein ſolcher vorhanden iſt, mit geſperrter Schrift voranſteht, und die einzelnen Beziehungen deſſelben in geſonderten Unterabtheilungen mit Curſivſchrift nachfolgen. Auch iſt, wo gleichlautende Wörter ſich durch die Betonung unterſcheiden, zu Vermeidung von Miſsverſtändniſſen dieſs im Druck berückſichtigt, ſo daſs z. B. der Anfänger nicht gefährdet iſt, *über*ſetzen für über*ſetzen* zu nehmen u. ſ. w., welche Nachhülfe in Büchern für den Schulgebrauch nicht dringend genug zur Nachahmung empfohlen werden kann. Das der Vf., wo es ihm gut ſchien, eine Uebereinſtimmung oder Aehnlichkeit im Ausdruck und in der Anordnung mit andern Wörterbüchern

nicht

nicht zu ängstlich vermied, billigen wir sehr; denn warum sollten in einem Wörterbuche, wo der Stoff ein bestimmt gegebener und die richtige Behandlung durch das Wort selbst bestimmt ist, der verständige Bearbeiter sich scheuen, in Puncten, wo eine vernünftige Untersuchung ihn zu gleicher Ansicht mit andern führt, auch gleiche Ausdrücke zu gebrauchen, wenn sie ihm die passendsten zu seyn scheinen, da er doch Gelegenheit genug findet, zu beweisen, dass er selbst unabhängig forscht und frey seine Ausdrücke zu wählen versteht? Dass aber diess bey unserm Vf. der Fall sey, hat er zur Genüge bewiesen, wie Jeder durch die Vergleichung eines ausführlicheren Artikels mit der Behandlung in andern Wörterbüchern gleich ersehen kann. Rec. hat solche Vergleichungen vielfach angestellt, besonders mit Passows Wörterbuche, und in der Rostischen Arbeit, soviel der weit beschränktere Umfang derselben gestattete, fast durchgängig einen richtigern und festeren Zusammenhang der aufgezählten Bedeutungen und eine schärfere Abgränzung der verschiedenen einzelnen Begriffe wahrgenommen. Man vergleiche Artikel, wie δέχομαι, εἰμί, ἔχω, κακός, κατάστασις, φέρω, χάρις, χείρ, χράομαι und andere vielbedeutende Wörter, um sich selbst zu überzeugen, wie glücklich sich der Vf. aus den Schwierigkeiten zu wickeln wusste, die für ihn durch die engen Grenzen des Raumes erwuchsen. Damit will Rec. nicht behaupten, dass jeder Artikel vollkommen nach seinem Sinne gestaltet sey; im Gegentheil würde er selbst oft eine andere Anordnung und Verbindung getroffen haben; aber schwerlich möchten auch zwey Sprachkenner die lexicalische Behandlung eines und desselben mehrdeutigen Wortes zu vollkommen gleichen Ergebnissen hinführen und schwerlich möchte sich eine Art der Vorstellungen als die allein richtige und vollkommenste gültig machen können. — Unter den beygefügten Redensarten ist eine zweckmässige Auswahl getroffen, so dass alles, was eigenthümliche Tropen und Idiotismen der griech. Sprache betrifft, an den passenden Orten sich findet, während andere mit dem deutschen Ausdruck übereinstimmende und darum leicht verständliche Phrasen mit Recht weggelassen worden sind. Doch leugnen wir nicht, dass noch Manches einer Erläuterung bedurft hätte, was hier übergangen ist, und machen den Vf. auf diesen Punct besonders aufmerksam, damit er bey einer künftigen Auflage die gehörige Berücksichtigung finde.

In der Abhandlung der Partikeln ist rühmliche Sparsamkeit mit genügender Ausführlichkeit verbunden. Die verschiedenen Bedeutungen sind nebst den verschiedenen Verbindungsweisen vollständig aufgezählt, jede weitere grammatische Erörterung aber ist der Grammatik überlassen, auf deren bezügliche §§. überall genau verwiesen ist. Wir halten diese Art der Behandlung für durchaus zweckgemäss, nicht bloss in einem Schulwörterbuche, sondern überhaupt bey der lexikalischen Behandlung; denn wenn auch das Gebiet der Grammatik und des Wörterbuches ganz eng zusammengränzt, so soll und kann doch das Wörterbuch dem Schüler die Grammatik nicht unnütz machen, und kann in keinem Fall die Stelle derselben ersetzen. Und zu welcher unnützen Weitläuftigkeit und zu welchen lästigen Wiederholungen wird der Lexicograph gezwungen, wenn er auf vollständige grammatische Erläuterungen der Partikeln sich einlässt? Da muss unter ὅπως und ὄφρα der ganze Kreislauf von Bemerkungen noch einmal von vorne beginnen, der unter ἵνα ausgekramt war, und bey aller Genauigkeit und Breite ist doch solche klare Einsicht und Uebersicht nicht zu fördern, als die Grammatik durch eine genaue Lehre von der Gestaltung der Absichtssätze gewährt. Es muss also der Lexicograph zwar Grammatiker seyn, aber er muss in dem Wörterbuche nicht den Lehrer der Grammatik machen, wofür die Rostische Art die Partikeln zu behandeln, ein schickliches Muster an die Hand giebt. Man vergleiche, um sich von der Wahrheit dieser Behauptung die Partikeln ὡς und ὥστε. Der sichere Takt des gewandten Grammatikers zeigt sich auch sonst durchgängig in diesem Wörterbuche, ganz besonders aber in Entwickelung schwieriger Wortformen, die hauptsächlich aus Homer in grosser Menge aufgenommen und durchgängig richtig erklärt sind; ferner bey Nachweisung und Unterscheidung verschiedener Constructionsarten eines Wortes, endlich auch in richtiger Abgränzung der eigentlich passiven Verbalform von dem Medio, welches in andern Wörterbüchern vielfach irrig statt der wahrhaft passiven Form sich eingeschlichen hat. Es bemerkt nämlich der Vf. sehr richtig (Vorrede p. XIII.) einen durch die meisten Wörterbücher verbreiteten Irrthum, welcher darin besteht, dass diejenigen griechischen Verba, welche in der passiven Form die intransitive Bedeutung bekommen, sämmtlich oder wenigstens dem allergrössten Theil nach als Media aufgeführt sind, wodurch dem Schüler zu Bildung einer zahllosen Menge ungriechischer Wortformen Anlass gegeben ist. Alle dergleichen Verba sind in dem Rostischen Wörterbuche wieder in ihre wahren Rechte eingesetzt, was eine wesentliche Berichtigung ist, die auf keine Weise von den übrigen Lexicographen in Zukunft übersehen werden darf. Bey Verben, welche neben der passiven Form noch ein besonderes Medium haben, fällt die Richtigkeit dieses Unterschiedes desto deutlicher in die Augen, und selbst bey denen, wo passive und Medialformen gewöhnlich als *promiscue* gebrachte angegeben werden, lässt sich ein feiner Unterschied des Gebrauches nachweisen; wie der Vf. bey παύω in einer scharfen und treffenden Bemerkung richtig gezeigt hat. Die Bemerkung nämlich, dass die Medialform gebraucht werde, wo ein Ablass nach eigenem Willen und freyen Entschlusse, die passive hingegen wo eine Hemmung, ein Aufhören durch äussere Einwirkung ausgedrückt wird, hat Rec. durch den Gebrauch der besten Attiker vollkommen bestätigt gefunden; doch hätte dabey angeführt werden müssen, dass spätere und weniger sorgsame Schriftsteller diesen in der Sache begründeten Unterschied nicht strenge beobachten.

Die Etymologie, welche in der *ersten* Ausgabe fast ganz übergangen war, ist in dieser *zweyten* Ausgabe

gabe genügend beygebracht und dadurch die Brauchbarkeit des Buches bedeutend erhöht worden. Dafs der Vf. nur kurze Nachweisungen über den Stamm der abgeleiteten und zusammengesetzten Wortformen gab und dabey das Gesetz beobachtete, das Etymon ganz wegzulassen, wo die Ableitung den ganz allgemeinen Bildungsgesetzen folgt, so dafs auch der Anfänger nicht unsicher seyn kann, billigen wir zum Behuf der Raumersparnifs gar sehr. Dagegen hätten wir gewünscht, dafs bey einfachen Grundstämmen die Familie der abgeleiteten Wörter nach ihren Hauptzweigen in einer kurzen Uebersicht zusammengestellt worden wäre. Uebrigens zeigt sich auch bey diesen etymologischen Angaben die pünktlichste und rühmlichste Sorgfalt, so dafs manche irrige Angabe, die aus Mangel an Aufmerksamkeit aus einem Wörterbuche in das andere übergegangen ist, hier berichtigt erscheint. So finden wir, um nur eine kurze Reihe von Wörtern aus dem Buchstaben E durchzugehen, bey *εὐθυλόγος* richtig *λέγω* angegeben, nicht *λόγος*, wogegen schon der Accent streitet, bey *εὐκόλιστος* richtig *κυλίω*, nicht, wie bey andern, das verstärkte *κυλίνδω*, wovon ja in jener Wortform nichts sichtbar ist, bey *εὔμολπος* nicht *μέλπω*, sondern *μολπή*, was wieder der Accent als den richtigen Stamm bestätigt, bey *εὐπαχής* nicht *παχύς*, sondern *πάχος*, bey *εὔρητος* nicht *ῥῆμα*, sondern *ἐρέω*, *ῥηθῆναι*, alles vollkommen richtig. Wenn auch solche Dinge an sich als unbedeutend erscheinen sollten, so erwecken sie wenigstens ein sicheres Vertrauen zu der Akribie des Vfs., die auch das Kleinste nicht unberücksichtigt läfst.

Ueber die Beybringung und Weglassung von Citaten in einen Schulwörterbuch hat sich der Vf. in der Vorrede (p. XIV.) klar und kräftig ausgesprochen. Der Raum dieser Blätter gestattet uns nicht, die dort aufgestellten Grundsätze einer ausführlichen Kritik zu unterwerfen, was nothwendig wäre, um die Sache in das gehörige Licht zu stellen; nur soviel können wir sagen, dafs auch nach unserer Ansicht die Anfoderungen in dieser Hinsicht verschieden gestellt werden müssen, je nachdem der Zweck, welcher durch ein Wörterbuch gefördert werden soll, verschieden ist, und dafs wir die vom Vf. beygebrachten Angaben der Auctorität durchgängig richtig finden, obgleich wir gewünscht hätten, dafs sich häufiger dergleichen finden möchten, ein Wunsch, der bey einer neuen Auflage, die wir dem trefflichen Buche recht bald gönnen möchten, leicht befriedigt werden kann.

Ein besonderer Vorzug dieses Buches ist die genaue Angabe der Quantität zweifelhafter Silben. Um auch dieser Rücksicht nicht zu viel Raum zu opfern, sind die Quantitätszeichen durchgängig gleich über den Buchstaben gesetzt, dessen Maafs bestimmt werden soll. Die Endsilben der Nomina sind unbezeichnet gelassen, weil in der beygegebenen trefflichen Abhandlung über griechische Prosodie von Herrn Director *Spitzner* darüber die genauesten Bestimmungen enthalten sind. Bey besonders zweifelhaften Fällen und überall, wo die übergesetzten Zeichen an und für sich zu Entscheidung der Sache nicht ausreichen, sind kurze Erörterungen in Klammern beygefügt, und wo sich die Sache nicht kurz erörtern läfst, ist auf den §. der prosodischen Abhandlung verwiesen, wo über den fraglichen Punct die genügende Auskunft zu finden ist. Dadurch haben diese Angaben eine Sicherheit und Vollständigkeit erlangt, die in solchen Puncten höchst wünschenswerth ist, besonders für die Schüler, bey welchen mit diesem Felde wenig Vertrautheit vorauszusetzen ist.

Druck und Papier sind gut; und von Druckfehlern ist das Buch so rein gehalten, dafs uns bey der genauesten Durchsicht, ausser einigen mangelnden Accenten, keine Irrung aufgestossen ist, als die falsche Betonung *εἰςόπτρον* statt *εἴςοπτρον*. Diese in Schulbüchern hauptsächlich nothwendige Genauigkeit, welche in Wörterbüchern höchst selten ist, gereicht dem Buche zur besondern Empfehlung. Die ungemeine Wohlfeilheit des Preises aber, weche 87 enggedruckte Bogen des gröfsten Formats für 3 Thlr. liefert, beweist von Seiten der Verlagshandlung eine Billigkeit, welche wir allen Verlegern von Schulbüchern zur Nachahmung empfehlen.

Wir haben dieses Buch der genausten Durchsicht unterworfen und die Resultate unserer Prüfung offen und unpartheiisch ausgesprochen, um dem für die Erleichterung des griechischen Sprachunterrichts unermüdlich thätigen Vf. einen Beweis unserer Achtung zu geben und zugleich unsrer Empfehlung dieses Buches bey den gelehrter Schulmännern desto sicherern Eingang zu verschaffen. Wir wiederholen noch einmal, was wir im Eingang dieser Anzeige berührten, dafs *Passow's* treffliches Wörterbuch für jeden gelehrten Erklärer der klassischen Schriftsteller der Griechen ein unentbehrliches Hülfsmittel ist, dafs aber dem Schüler, besonders dem noch nicht vollkommen herangereiften dieses Schulwörterbuch von *Rost* bessere Dienste leisten wird.

Die prosodische Abhandlung von Hrn. *Spitzner*, die einem dringenden Bedürfnis auf eine genügende Art abhilft, werden wir bald einer besondern und ausführlichen Beurtheilung in diesen Blättern würdigen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

September 1824.

MATHEMATIK.

Paris: *Traité de Mécanique Induſtrielle etc. par M. Chriſtian.* *Tom.* II. 1823. 503 S. in gr. 4. mit 2 angehängten und 27 mit einem beſonderen Titelblatt beygelegten Kupfertafeln.

(Vergl. die Rec. des 1ten Bandes 1825 *Ergänz. Bl.* 128.)

Fortſetzung des Erſten Buch's. XXIX. *Kapitel, von der Luft als Bewegungskraft.* Hier die gewöhnlichen allgemeinen Lehren der Aërometrie. XXX. *Kap., Fortſetzung. Wirkung des Windes als Bewegungskraft.* Erfahrungen von *Borda*, *Mariotte* und *Rouſe*. Die Wirkung des Luftſtoſses ſey von anderer Art als die des Waſſers, bey gröſseren Stoſsflächen ſey die ſpecifiſche Wirkung (z. B. auf 1 Quadratzoll) gröſser als bey kleineren, alſo die dreyfache Fläche leide unter gleichen Umſtänden mehr als den dreyfachen Stoſs. Nach *Borda* ſey die ſpecifiſche Wirkung bey gröſseren Flächen im Verhältniſſe 4,75:4 gröſser als bey kleineren. Dieſes iſt ſehr unbeſtimmt. Der Stoſs auf eine Fläche k ſey $= s$, unter gleichen Umſtänden auf eine gröſsere Fläche $K = S$, ſo könnte man nach vorſtehendem Satze $s : S = 4 . k : 4{,}75 . K$ ſetzen; aber auch $s : S = k : \left(k + \frac{4{,}75}{4} . (K - k)\right)$ oder $= k : \left(K + \frac{0{,}75}{4} . (K - k)\right)$. Bleiben wir bey dem erſtern Verhältniſſe ſtehen, und denken uns eine dritte noch gröſsere Fläche $\mathfrak{K}$, die unter übrigens gleichen Umſtänden den Stoſs $\mathfrak{S}$ leide, ſo wäre $s : \mathfrak{S} = 4 . k : 4{,}75 . \mathfrak{K}$, und $S : \mathfrak{S} = 4 . K : 475 . \mathfrak{K}$, alſo $s : S = 4k . 4{,}75 . \mathfrak{K} : 4 K . 4{,}75 \mathfrak{K} = k : K$, da doch $s : S = 4k : 4{,}75 . K$ ſeyn ſoll. Alſo kann eine ſolche Verhältniſsbeſtimmung (bey der zweyten wäre es daſſelbe) auf keine Weiſe Statt haben. Nothwendig muſs das Verhältniſs des Wachsthums, welches *Borda* wie 4 zu 4,75 angenommen hat, ſelbſt veränderlich ſeyn und von der Gröſse der Stoſsfläche abhängen. Es folgen dann mehrere Bemerkungen über die Schwierigkeit der Beſtimmung der Gröſse des Stoſses gegen ſchief entgegenſtehende oder auch gegen gekrümmte Flächen. XXXI. *Kap. Fortſetzung. Windmühlen mit lothrechten Flügeln.* Die gemeinen hierher gehörigen Betrachtungen, mit ſorgfältiger Vermeidung aller Buchſtabenausdrücke, aber dennoch mit Sätzen vermiſcht, die Dem unbekannt ſind, der keine Buchſtabenausdrücke verſteht. Der Satz der Abhängigkeit des Stoſses vom Quadrat des *Sinus* des Anſtoſswinkels wird auch hier noch als ein theoretiſcher Satz und daher die Abweichung wirklicher Reſultate von dieſem Satze als Abweichung der Erfahrung von der Theorie angeſehen. Das Maximum des Effects, wird richtig bemerkt, könne nicht aus dem Maximum des Windſtoſses gegen ruhig ſtehende Flügel abgeleitet werden, aber worauf es dabey ankomme, wird nicht gezeigt, vielmehr ſehr untheoretiſch hinzugefügt: „*la viteſſe, qu'elles* (die Flügel, welche nicht nach der Richtung des Windes, ſondern ſeitwärts ausweichen) *acquièrent ne peut en aucun cas les ſouſtraire à l'action du vent.*" Des Vfs. Meynung iſt, hier trete nicht (wie z. B. bey den gewöhnlichen unterſchlächtigen Rädern) *relative* Geſchwindigkeit des Windes ein, weil die Stoſsfläche dem Winde nicht in ſeiner Richtung ausweiche! die einzelnen Sproſſen eines Windflügels müſsten, ſagt er richtig, von der Flügelaxe aus gegen das Ende hin immer andere und andere Winkel mit der Richtung des Windes machen, ſo daſs ein beſtimmtes Geſetz dieſer Aenderung Statt habe, aber man wiſſe nicht, mit welchem Winkel man, zunächſt an der Axe anfangen ſolle, die Erfahrung allein könne hierüber entſcheiden. Aber gerade dieſe Beſtimmung, ſoſehr wir auch bey Betrachtung der Windmühlen allerdings der Erfahrung bedürfen, hängt doch noch ſehr von anderen Rückſichten ab, und kann durch keine Erfahrung feſtgeſetzt werden, weil er von der Gröſse der Laſt, die in den meiſten Fällen ein für allemal beſtimmt und unabänderlich iſt, und von der Geſchwindigkeit des Windes abhängt. Bey ſtarkem Winde iſt ein gröſserer Winkel der Flügel gegen die Flügelwelle vortheilhafter, ein Winkel, bey welchem ein ſchwächerer Wind oft nicht hinreichend wäre, die Flügel in Bewegung zu ſetzen. Ebendarum können auch die von *Smeaton* mitgetheilten Verſuch hier nicht über die Gröſse des Winkels entſcheiden, welche man den Flügeln an ihrem Anfange zu geben hat. Daſs der aliquote Theil der ganzen Kreisfläche, welchen die Flügel bedecken in Bezug auf das Maximum des Effects ſeine Grenze habe, was leicht einzuſehen iſt, wurde von *Smeaton* durch die Erfahrung gefunden, ohne jedoch dieſe Grenze näher zu beſtimmen. Bey der Frage über die vortheilhafteſte Geſchwindigkeit der Flügel bey einer beſtimmten Geſchwindigkeit des Windes kommt der Vf. wieder auf den ſchon bemerkten ſon-

sonderbaren Satz, dafs hier dergleichen Schlüsse wie beym unterschlächtigen Rade nicht Statt hätten, weil — wir wollen ihn selbst reden lassen — *parcequ' ainsi que nous l'avons remarqué plus haut, l'aile reste constamment en prise à l'action du vent et ne fuit pas devant l'impulsion, comme l'aube d'une roue.* Ueber den Effect der Windflügel, auch bey Getreidemühlen werden mehrere Erfahrungen mitgetheilt. Der Gedanke, Mühlen mit horizontal umlaufenden Flügeln zu bauen, wird nur, wie er es verdient, kurz berührt und verworfen.

Mit den bisherigen Lehren sind 60 Seiten angefüllt; dann folgt (S. 61 — S. 394) ein sehr ausführlicher Unterricht von den Dampfmaschinen. XXXII. *Kap. Vom Dampf als Bewegungskraft, und von Dampfmaschinen. Allgemeine vorläufige Begriffe über die bestehende Art, diese Kraft zu benutzen.* — S. 61 bis S. 66. Worte ohne Lehre! Es ist nichts weiter damit gesagt, als dafs die Dämpfe wirklich ein grofses Bestreben zur Ausdehnung haben. Weiterhin bis S. 81 eine Menge überflüssiger Erinnerungen; deren Gehalt auf höchstens 2 Blättern hätte mitgetheilt werden können. Das ganze Kap. war entbehrlich; das Wissenswerthe davon hätte im folgenden Kapitel unvermerkt eingeschaltet werden können, so dafs solches nicht um 4 Seiten zugenommen hätte. XXXIII. *Kap. Fortsetzung.* Hier kommt der Vf. zuerst auf eine einfache Einrichtung, die auf die, durch eine Zeichnung erläuterte, Möglichkeit führt, das erforderliche wechselnde Ab- und Zuströmen der Dämpfe und die hierzu nöthige Wechselbewegung einer Klappe oder eines Ventils durch die Dämpfe selbst zu bewirken. (S. 83) Die Sicherheitsklappe sey nicht genügend; es ist eine Vorrichtung nöthig, wodurch das Einströmen in den Cylinder verstärkt oder geschwächt wird, wie es dem Zwecke gemäfs ist, so dafs durch diese Vorrichtung immer eine bestimmte Expansivkraft unterhalten wird. Die Möglichkeit einer solchen Vorrichtung, die mit dem Gange der Maschine selbst verbunden ist, wird hier gezeigt. (S. 85). Das Speisewasser mufs genau in der Menge zufliefsen, in welcher das im Kessel befindliche Wasser durch den Abgang der Dämpfe vermindert wird — Nachweisung der Möglichkeit. Tab. I. Fig. 7. zeigt schon mehrere Theile in vollständiger Zusammensetzung zum Gebilde einer Maschine, bey welcher die Kolbenstange (im Cylinder) mit ihrem obern Ende in den einen Arm eines gleichseitigen Wagbalkens eingreift, an dessen anderem Arme eine Kurbelstange herabhängt, deren unteres Ende in die Warze einer Kurbel eingehängt wird, an deren Welle sich ein eisernes Schwungrad befindet, das nun durch seinen Umfang die Wechselbewegung eines *Wechselhahns* bewirkt, um die Dämpfe bald unter- bald über den Kolben zu leiten. — Zugleich läuft über die Welle des Schwungrades *schief* aufwärts über eine Rolle eine *Schnur ohne Ende;* diese Leitungsrolle dient nur zur ferneren *horizontalen* Fortleitung der Schnur, über eine grofse horizontale Rolle, deren lothrechte eiserne Axe nun zugleich mit der Rolle in Umlaufsbewegung gebracht wird. An dieser lothrechten Axe ist zu unterst mittelst eines Gewerbes ein Gewicht angehängt, das unten auf einer festen Unterlage aufsteht, wenn es nicht durch eine hinzukommende Kraft in die Höhe gezogen wird. Diese Kraft wird nun, sobald es nöthig ist, durch die Vorrichtung eines *Maafshalters* (Moderateur) zuwege gebracht. Sie wird aber vermöge dieses Maafshalters erst bey schnellem Umlaufe der grofsen Rolle grofs genug, jenes Gewicht zu erheben, da dann nach dieser Erhebung der frey gewordene Maafshalter den einen Arm eines Wagebalkens niederzieht, also den andern zum Steigen bringt, mehr oder weniger, nachdem die Umlaufsgeschw. der Rolle gröfser oder kleiner ist. Hiermit wird ein Vorhahn oder *Versperrungshahn* in der Dampfröhre mehr oder weniger zugedreht, so dafs dadurch das Einströmen der Dämpfe in den Cylinder, über oder unter den Kolben, gemäfsigt wird. — S. 89 — 99). Die Last, welche der Kolben beym freyen Ausströmen der Dämpfe in die freye Luft, wegen des Widerstandes der Atmosphäre, zu überwinden hat, müfste den Effect sehr schwächen. Dieses leitet auf die Benutzung der Eigenschaft, welche den Wasserdämpfen zukommt, dafs sie in Berührung mit kaltem Wasser condensirt werden und hiermit ihre Expansivkraft verlieren. Diese Eigenschaft dient nun auf eine leicht begreifliche Weise, den Druck der Atmosphäre als Bewegungskraft zu benutzen. Zur Erläuterung dient Fig. 9, wo die Vorrichtungen zur Drehung des Einspritzhahns und des Dampfhahns, so wie die zur Wegschaffung des eingespritzten und durch Verdichtung entstandenen Wassers nöthigen Vorrichtungen weggeblieben sind. Bey dieser Einrichtung würde beym Niedergange des Kolbens eine ungleich gröfsere Geschw. eintreten müssen, als bey seiner Erhebung, die nur durch ein angebrachtes Uebergewicht am andern Ende des Wagbalkens bewirkt würde. Es kommt noch in Betracht, dafs keine vollkommne Leere durch die Verdichtung bewirkt werden kann. Auch die in den Cylinder einströmenden Dämpfe leiden in solchem, wegen seiner Abkühlung immer eine Verschwächung ihrer Expansivkraft. Daher der Vorzug eines mit dem Cylinder in Verbindung stehenden äufseren Raums, in welchem die Dämpfe durch einströmendes Wasser abgekühlt und verdichtet werden. Erläuterung durch Fig. 10. XXXIV. *Kap. Fortsetzung.* (S. 106 — 123). Es ist hier von Einrichtungen die Rede, wodurch die äufsere Atmosphäre ganz indifferent gemacht wird, als ob sie gar nicht vorhanden wäre, so dafs alle Bewegung nur von den Dämpfen herrührt. Der Gedanke an eine solche Einrichtung leitete sehr natürlich auf doppeltwirkende Dampfmaschinen, d. h. auf solche, bey welchen die Bewegung des Kolbens sowohl beym Auf- als beym Niedergange blofs durch die Ausdehnungskraft der Dämpfe bewirkt wird. Um allmähliger Entbindung der Luft und ihrer Ansammlung und Versperrung entgegen zu arbeiten, wurde eine eigene Pumpe mit der übrigen

gen Einrichtung verbunden (eine Ausleerungspumpe). Man beachtete noch eine wesentliche Unvollkommenheit der Maschine, welche darin bestand, dass die bedeutende Ausdehnungskraft der Dämpfe am Ende eines jeden Hubs oder Schubes durch die plötzliche Verdichtung ganz verloren ging, und dachte desshalb an eine Abänderung, dass der Dampfhahn zum Einströmen der Dämpfe in den Cylinder früher verschlossen würde, als der Kolben seinen ganzen Weg durchlaufen hat. Dieses führt auf wichtige Fragen, die sich hier noch nicht beantworten lassen. Hierbey der Gedanke, ob sich nicht der zu einem Schube verwendete Dampf, nach diesem geleisteten *ersten* Dienst, in einen *zweyten* und dann auch wohl noch in einen *dritten* Cylinder leiten lasse, um bey einer geringeren Last einen zweyten oder einen dritten Dienst zu leisten. (In der That ist diese Betrachtung keineswegs der Wirkung der Dämpfe und den Dampfmaschinen nur allein eigen; man hatte sie längst schon bey den unterschlächtigen Wasserrädern angestellt, und auf sie die Anlegung mehrerer Wasserräder hinter einander gegründet). Der Vf. macht nunmehr (S. 117 – 118) auf die im Bisherigen erwähnten vier Hauptabänderungen aufmerksam: zwey *mit hohem Druck* (Dampfdruck), eine *mittelst dem atmosphärischen Druck*, und eine *mit niederem oder gewöhnlichem Dampfdruck* (S. 119 bis 123). Den Beschluss dieses Kapitels machen 17 Fragen, von deren Beantwortung zweckmässiger Bau und Betrieb der Dampfmaschinen abhängt. Alles kommt darauf an, den Bau möglichst zu erleichtern und zu vereinfachen, und zugleich einen bestimmten Effect mit dem wenigsten Brennmaterial zu erhalten. Zur Angabe der hierzu dienlichen Mittel sind die übrigen Kapitel dieses Werks bestimmt. XXXV. Kap. *Von den Grundkräften, auf welchen der Effect der Dampfmaschinen beruht.* (S. 124 – 137). Zuerst (S. 124 – 131) von den mannichfachen Mitteln, Wärme hervor zu bringen, oder vorhandene Temperaturen zu erhöhen. Dann von den unmittelbaren Wirkungen der Wärme auf feste Körper und den mannigfaltigen dabey eintretenden Erscheinungen. Diese Betrachtungen haben Bezug auf die Masse des Feuerherdes und auf die Masse des Kessels, in welchem Wasser bis zu einer gewissen Temperatur erhoben werden soll. Der Vf. lässt sich dabey in viele physicalische Notizen ein, um Eigenschaften fester Körper anzugeben, welche mit Temperaturänderungen im Zusammenhange stehen. (S. 133 – 139). Daher auch von guten und schlechten Wärmeleitern, in Bezug sowohl auf *Zuleitung* (Aufnahme des Wärmestoffs), als auf *Ableitung* (Wiederentlassung aufgenommenen Wärmestoffs); in dieser Hinsicht unterscheidet er *Pouvoir conducteur* und *Pouvoir émissif*. Auf letzteres (das Ableitungsvermögen) hat die Form der Aussenfläche eines Körpers einen bedeutenden Einfluss; es ist bey rauhen Aussenflächen merklich grösser als bey glatten oder polirten. Wenn aber der Vf. (S. 137) sagt: „*Le pouvoir conducteur est tout-à-fait indépendant de l'état de la surface des corps et des circonstances extérieures*" so hat er sich darin *zu allgemein* ausgedrückt; denn die von Minute zu Minute eindringende Menge von Wärmetheilen hängt auch von der allmählig steigenden Temperatur des Körpers ab, und diese hängt mit der Menge von Wärmetheilen zusammen, welche der Körper von Minute zu Minute wieder fahren lässt. (S. 140 – 143). Vom Maasse der Abkühlung eines erwärmten Körpers in bewegter Luft; sie hängt von der Geschw. des Luftstroms ab, oder auch von der Geschw. mit der ein Körper in ruhiger Luft bewegt wird. Bestimmungen von *Leslie*, von *Pictet*, von *Buchanan*, von *Dalton* und von *Prévost*. Die Verdienste deutscher Physiker um diesen Gegenstand sind dem Vf. ganz unbekannt.

Er kommt nun (S. 144) auf das Maass der Ausdehnung fester Körper durch die Wärme, dann auf den Uebergang derselben in flüssige Form, welcher, nur bey verschiedenen Temperaturen, bey allen Körpern eintritt. Eine hierher gehörige Tafel, von den Angaben verschiedener Verfasser hergenommen, findet man S. 148. Hierher gehörige Beobachtungen leiten ihn auf Bemerkungen über *gebundene* und *freie* Wärme, ingleichem über *specifische* Wärme; über letztere eine Tafel S. 154. — XXXVI. *Kap. Fortsetzung.* (S. 157 – 174). Der Gegenstand dieses Kap. ist die Beantwortung der Frage: Wie wirkt die Wärme auf flüssige Körper, insbesondere auf Wasser, und welche Erscheinungen hängen davon ab? Hier *Rumfords* Behauptung, dass flüssige Massen die Wärme nicht von Theilchen zu Theilchen fortpflanzen, sondern nur einzelne Theilchen ausdehnen und sie hiermit zum Aufsteigen bringen, wodurch die minder warmen niederzusinken genöthigt werden. Diese sonderbare leicht zu widerlegende Behauptung wird mit Bezug auf *Dalton* berichtigt. Als Folge aus dem Gesagten fügt er zur Beschleunigung der Erwärmung noch hinzu, „*qu'il faut donner à une chaudière le plus de largeur et de longueur possible et une très-petite hauteur relative.*" Wir übergehen die nähere Kritik dieses Satzes. — Bildung der Dämpfe, die mit dem dämpfenden Wasser immer einerley Temperatur haben. Nach *Clement* und *Desormes* enthält 1 Kilogramme Dampf (von 80° R.) nicht den mit 1 Kilogr. siedendem Wasser verbundenen (vom Feuerheerd beygeströmten) Wärmestoff, sondern den Wärmestoff, welchen 5,66 Kilogrammen Wasser vom Brennmaterial aufgenommen haben, indem hierbey der Wärmestoff von 4,66 Kilogr. in den Dämpfen gebunden wird, um die Dampfform herzustellen. Der Siedepunct bestimmt die höchste Temperatur, welche ein des Siedens fähiger Stoff annehmen kann. Eine hierher gehörige Tafel nach *Thompson*. Nach diesem steht die Ausdehnung verschiedener Flüssigkeiten beyläufig im umgekehrten Verhältnisse der Temperaturen, die sie bis zum Siedepunct erreichen. Hierher gehörige Tafeln aus den *Annales de Chimie et de Physique* und aus *Thompson's* Chimie. — Bemerkungen über die Erscheinungen bey verschlossenen ganz mit Wasser angefüllten

ten Gefäfsen. (Papinifcher Topf). Der Vf. bemerkt felbft, dafs fo verfchloffenes Waffer einen noch höheren Wärmegrad annehmen könne als nöthig fey, um Bley zu fchmelzen. Nach Rec. Meinung war diefe längft bekannte Erfahrung hinlänglicher Beweis von der wärmeleitenden Kraft des Waffers; denn da die Waffertheilchen in diefem Zuftande keine Aenderung ihres Volumens leiden, fo kann jene Art der allmäligen Vertheilung von Wärme durch die ganze Waffermaffe nicht die von *Rumford* angegebene feyn. — - Zuletzt noch von dem Einfluffe, welchen der Druck der Atmofphäre auf das Sieden und auf die Dämpfe hat. *Kap. XXXVII. Fortfetzung.* (S. 174 — 179). Hier die Beantwortung der Frage: *Wie wirkt der Wärmeftoff auf luftförmige Flüffigkeiten, insbefondere auf die Dämpfe und auf die Luft?* Verhältnifs der fpecififchen Wärme mannigfaltiger Gasarten, die des Waffers = 1 gefetzt. Die Ausdehnung von Luft- und Wafferdämpfen beträgt für jeden Grad des 100 theiligen Thermometers $\frac{1}{266,66}$ des Volumens, welches bey 0° Statt hat — Regeln zu mancherley hierher gehörigen Reductionen. Ein beftimmtes Volumen atmofphärifcher Luft von 0° dehnt fich bis zu 100° im Verhältniffe 100000 bis zu 137440 aus. Eine hierher gehörige Tafel von *Thompfon* für allmählig fortfchreitende Temperaturen von 0° bis 100° (oder 80° R.). *XXXVIII. Kap.* (S. 180 — 208). *Von den mechanifchen Eigenfchaften der Dämpfe, und den Umftänden, welche auf ihre Kraft Einflufs haben.* Man fehe es als eine ausgemachte Sache an, dafs 5 = 6mal fo viel Zeit nöthig fey, eine beftimmte Menge von *kaltem* Waffer (ohne Zweifel von 12 — 15 Gr. R.) zu verdampfen, als diefelbe bey demfelben Feuersgrade bis zur Siedhitze zu bringen. (Diefer Satz mufs auf den Fall befchränkt werden, wo das fiedende Waffer dem einfachen atmofphärifchen Druck oder dem einer etwa 32 Par. F. hohen Wafferfäule ausgefetzt ift, denn je gröfser der Druck ift, defto gröfser ift die bis zum Sieden, und defto kleiner die zum Verdampfen erforderliche Zeit, fo dafs es einen Druck giebt, bey welchem gerade das umgekehrte Verhältnifs eintritt, nämlich Verdämpfungszeit zur Erwärmungszeit wie 1 zu 5 oder auch wie 1 zu 6, ja wie 1 zu 100, 1 zu 1000 u. f. w. wenn die bey fehr hohem Druck zum Sieden gebrachte Waffermenge plötzlich dem einfachen Druck ausgefetzt wird). Das fpec. Gewicht der Dämpfe beym einfachen atmofph. Druck wird = $\frac{1}{1700}$ (beynahe) beftimmt; fein Verhältnifs zu dem der atmofph. Luft beyläufig = 10 : 16. Noch hierher gehörige Beftimmungen. — Veränderungen die fich in Bezug auf Dämpfe vornehmen laffen, welche, von dem dampfenden Waffer abgefondert, in einem beftimmten Raume verfperrt find. Damit zufammenhängende Erfcheinungen. Auch bey 0° und felbft unter 0° findet noch Dampferzeugung und bemerkbare Expanfivkraft der Dämpfe Statt. — Verminderung der Expanfivkraft bey ihrer Verbreitung in vergröfsertem Raum. — Damit verbundene Abnahme der Temperatur. Folgerungen, auch in Bezug auf Zufammenpreffung erzeugter Dämpfe, oder auf andere Anftalten zur Verdichtung ohne Erhöhung der Temperatur. — Erfcheinungen beym Zufammentritt von Dämpfen *verfchiedener* Temperatur. — Erfcheinungen bey fortdauernder Wirkung eines gewiffen Feuergrades auf eine beftimmte Maffe von Dämpfen. — Noch mannichfaltige fehr wortreiche Erinnerungen bis zu dem Schlufsfatze, dafs in einem beftimmten Gewicht von Dämpfen allemal gleichviel Waffer und Wärmeftoff enthalten feyen, von welcher Temperatur auch die Dämpfe feyn mögen, ob von 0° oder von 200° u. f. w. Nämlich 200 gradige Dämpfe (die von 200 gradigem Waffer entftanden wären), find ungleich dichter oder fpecif. fchwerer, als 0 gradige; fovielmal fie aber fpec. fchwerer find; einen fovielmal kleineren Raum müffen fie bey einerley Gewicht ausfüllen. Weitere hiermit verwandte Bemerkungen, zuletzt noch mit Rückficht auf beygemifchte Luft.

(Der Befchlufs folgt.)

NEUE AUFLAGE.

LEIPZIG, b. Cnobloch: *An Zwey Hundert und Funfzig* (ehemals nur Ein Hundert und Fünf und Siebenzig (*Auffätze zum Ueberfetzen ins Lateinifche*, zum Behuf eines vollftändigen praktifch-grammatifchen Curfus, nach Bröder, Grotefend und Zumpt, mit den nöthigen Erläuterungen und Nachweifungen, befonders für die mittlern Klaffen der Gymnafien beftimmt von M. *Johann Daniel Schulze*, Director des Gymnafiums zu Duisburg am Rhein. *Dritte* verbefferte und vermehrte Auflage. 1824. XXXII und 190 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Exercitienbuch, befonders für die mittlern Klaffen der Gymnafien nach der Folge der Regeln in der gröfsern Bröder'fchen latein. Grammatik, mit Nachweifung der Grotefend'fchen und Zumpt'fchen, und den nöthigen lateinifchen Ausdrücken und Redensarten, von M. *J. D. Schulze* u. f. w. (8 gr.) (S. die Recenf. A. L. Z. 1816 Nr. 287.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

September 1824.

MATHEMATIK.

Paris: *Traité de Mécanique Induſtrielle etc. par M. Chriſtian.* Tom. II. u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

XXXIX. Kap. *Gröſse der Spannung der Dämpfe bey verſchiedenen Temperaturen.* (S. 209—247). Der Vf. benutzt zu hierher gehörigen Erörterungen die Unterſuchungen von *Dalton* in England und von *Betancourt* in *Frankreich*. Hier erſt beginnt der mehr praktiſche Unterricht, nicht in Bezug auf Conſtruction der Dampfmaſchinen, ſondern in Bezug auf den Effect, den man von ihnen zu erwarten hat. — Eine weitläuftige Tafel von *Dalton* für die Kraft der Dämpfe (die der Vf. in der Ueberſchrift des Kap. *la tenſion*, in den Ueberſchriften der Tafel aber *la force de la vapeur* nennt und auf eigene etwas gezwungene Weiſe von *la force expanſive*, die er erſt im folgenden Kap. betrachtet, unterſcheidet) von Temperaturen unter dem Gefrierpuncte bis zu 164° des hunderttheil. Therm., wo für jede Temperatur auch das Gewicht von 1 K. F. Dampf beygefügt iſt. Alle Angaben über 100° ſind durch Rechnung gefunden worden. Der Vf. (*Chriſtian*) hat einen Theil der groſsen Tafel, die ſich auf engliſches Maaſs und Gewicht bezieht, auf franzöſiſches reducirt. Es folgen nun die Beobachtungen von *Betancourt* über die Dehnkraft der Dämpfe, mit Rückſicht auf die Gröſse der Räume, welche Waſſer und Dämpfe im Keſſel einnehmen. Sie geben die Dehnkraft gröſser, als *Dalton's* Berechnungen. Der Mangel an Uebereinſtimmung veranlaſste den Vf. zu neuen Unterſuchungen. — Die von ihm mit gröſster Sorgfalt und unter verſchiedenen Umſtänden wiederholt angeſtellten Verſuche, welche in 3 Tafeln mitgetheilt werden, beweiſen, daſs *Dalton's* Verſuche für Temperaturen über 130° die Dehnkraft der Dämpfe zu klein angeben, und ſo bedeutend, daſs der Unterſchied bey 160° (hunderttheil. Thermom.) ſchon den Druck von 2 Atmoſph. ausmacht. Gegentheils fand *Betancourt* den Druck gröſser als der Vf. Weil es nun ſeine ſehr groſse Schwierigkeit hat, völlig ſcharfe Reſultate für kleine Aenderungen der Temperatur anzugeben (was auch für die Ausübung nicht nöthig iſt), ſo hat er von Grad zu Grad (von 101° bis zu 170°) eine Tafel für die zu jeder Temperatur gehörige Dehnkraft berechnet, indem ſich aus dem Anblick der vorigen Tafeln bald erkennen läſst, daſs die Zahlen, welche die Dehnkraft ausdrucken, beyläufig in einer *geometriſchen* Reihe fortſchreiten, wenn die Temperaturen oder 100 theilige Thermometergrade eine *arithmetiſche* Reihe bilden. Von 100° bis 170° hat er für die geometriſche Reihe den Exponent 1,032 gefunden. Die Art, wie dieſe berechnete Tafel von den Erfahrungstafeln abweicht, findet er in der Unmöglichkeit gegründet, die Reſultate der Erfahrung ſelbſt mit Genauigkeit anzugeben, und mit Recht iſt er der Meinung, daſs die von ihm ſo *berechnete* Tafel in der Ausübung als hinlänglich genau beybehalten werden könne. Er fügt noch eine Tafel für höhere Temperaturen bey, und kommt auf die Bemerkung, daſs jede um 22° erhöhte Temperatur die Dehnkraft *verdoppele*. Ob inzwiſchen jenes Fortſchreitungsgeſetz auch noch merklich über 170° und bis zu 216° (100 theiligen Therm.) Statt habe, wie der Vf. annehmen zu dürfen glaubt, ſcheint uns ſehr zweifelhaft. Er folgert ſelbſt aus dem Fortgange dieſer Tafel, daſs es einen Wärmegrad gebe, über welchen hinaus Temperatur und Dehnkraft der Dämpfe keiner Zunahme weiter fähig ſind, *gewöhnliche Keſſel und Feuerheerde angenommen*. (Aber ſolche höchſt unbeſtimmte und ſchwankende Bedingungen dürfen in Unterſuchungen der Art nicht eingemiſcht werden. Denn ſchlechte Heerde und unproportionirte Keſſel können ſogar den Erfolg haben, daſs wir Waſſer auf unſeren gewöhnlichen Kochheerden nie über 80° erwärmen können. Die Verſuche von *Perkins*, welche der Vf. noch nicht kannte, führen auf keine andere Grenzen der Temperatur, als bey welchen der Keſſel ſchmelzen würde, und geben ſogar Mittel an die Hand, Waſſer plötzlich in Dämpfe zu verwandeln, was der Vf. S. 241 noch für unthunlich erklärt. Rec.) — Bisherige Beobachtungen, auch vom Vf. ſelbſt, beſtätigen, daſs ſich die Dichtigkeit der Dämpfe in einem mit dem erhitzten Waſſer communicirenden Raume wie die Gröſse ihrer Dehnkraft verhält. Hört die Communication mit dem Waſſer auf, ſo hängt die Dichtigkeit der Dämpfe nicht mehr von der Dehnkraft ab. Nach dem Vf. iſt das Gewicht von 1 Kub.-Meter Dampf bey $100 + m$ Graden (allemal das 100 theilige Thermometer verſtanden) $= 2^{\frac{m}{22}} \cdot 0{,}578$ Kilogr. oder auch bey einer Temperatur von n Graden $= 2^{\frac{(n-100)}{22}} \cdot 0{,}578$ Kil. Zum Schluſs

Schluſs des Kap. eine Tafel für den Druck der Dämpfe von 100° bis 170° gegen eine Fläche von 1 Quadratcentimeter, worin die Angaben von *Bétancourt*, von *Robiſon*, von *Watt*, von *Southern*, von *Dalton*, von *Ure*, von *Taylor* und vom Vf. ſelbſt zuſammengeſtellt werden. — *XXXX. Kap. Ueber die Expanſivkraft der Dämpfe.* (S. 248—260). Der Vf. bezeichnete bis hierhin die Kraft der Dämpfe, worauf ſich alle bisherige Angaben beziehen, mit dem Ausdrucke *tenſion*, worunter er den Druck der mit dem dampfenden Waſſer communicirenden Dämpfe bey einer beſtimmten Temperatur verſteht. Die veränderliche Kraft einer beſtimmten Dampfmaſſe, welche ſowohl von der Gröſse des Raumes, den dieſelbe Dampfmaſſe einnimmt, als von der Temperatur abhängt, nennt er *force expanſive* oder auch *force de détente*. Dieſe Unterſcheidung einer und derſelben Kraft (denn überall wirken die Dämpfe vermöge ihrer Expanſivkraft) iſt ſehr unpaſſend und unwiſſenſchaftlich. Einen Raum nennt er *von Dampf geſättigt*, wenn er das Maximum von Dampfgewicht aufgenommen hat, welches er bey einem beſtimmten Wärmegrade aufzunehmen vermag, und das Streben zur Ausdehnung in dieſem Zuſtande der Sättigung iſt bey ihm *Tenſion*. Eine *gröſsere* Dampfmenge (Dampfgewicht) findet in demſelben Raume bey derſelben Temperatur nicht Staat, wohl aber eine *geringere*; das zugehörige Streben zur Ausdehnung iſt jetzt ſeine *force expanſive*. Richtig ſagt er, die Dämpfe wirken bey Erhebung eines Kolbens als eine beſchleunigende Kraft, wie die Schwere, wenn beym Ausweichen des Kolbens die Dämpfe ohne merkliche Aenderung ihrer Dichtigkeit aus dem Dampfraume des Keſſels nachfolgen. Aber irrig ſetzt er hinzu, nach Abſchneidung des Dampfs im Cylinder vom Dampfraume des Keſſels könne der Dampf bey unverändertem Widerſtande *nur eine abnehmende* Geſchwindigkeit bewirken. So lange die Expanſivkraft des Dampfs gröſser als der Widerſtand iſt, bleibt ſie, wie ſie auch immer abnehmen mag, eine beſchleunigende Kraft. — Das Mariotteſche Geſetz von der Art wie die Expanſivkraft der Luft durch Zuſammenpreſſung vergröſsert durch Verbreitung in einen gröſseren Raum vermindert werde, könne auch bey dem Dampfe angenommen werden. — Merkwürdige Angabe von *Woolf*: Werde Waſſer von 212° *Fahrenh.* bis zu 227½° F. erhitzt, ſo erhalte der Dampf eine Dehnkraft, vermöge der er nach Verbreitung durch den 5fachen Raum noch mit der einfachen Atmoſphäre im Gleichgewicht bleibe; dabey ſey der Druck (vor der Verbreitung) auf einen engliſchen Quadratzoll um 5 engliſche Pfunde gröſser als der Druck der Atmoſphäre; bringe man dieſen Druck durch Erhöhung der Temperatur auf 6 engliſche Pfund über den der Atmoſph., ſo erhalte der Dampf eine Dehnkraft, vermöge der er nach Verbreitung durch den 6fachen Raum noch mit der einfachen Atmoſph. im Gleichgewicht ſey u. ſ. f., ſo daſs der Dampf, wenn ſeyn Druck durch Erhöhung der Temperatur bis zu 40 Pf. über den atmoſphäriſchen auf 1 engl. Q. Zoll gebracht werde, nach Verbreitung durch den 40fachen Raum noch mit der Atmoſphäre im Gleichgewicht bleibe — allemal einerley Temperatur vor und nach Verbreitung vorausgeſetzt. Der Vf. ſetzt mit Recht Miſstrauen in die Richtigkeit dieſer *Woolf*ſchen Beſtimmungen, die ihm nur auf Hypotheſen gebaut ſcheinen. Er ſtellte daher eigene Verſuche hierüber an, wobey er den Kolben durch dieſelbe Dampfmaſſe bey einerley unveränderlicher Temperatur zuerſt auf die einfache, dann auf die doppelte und 3fache Höhe erhob, um doppelte und dreyfache Verbreitung zu erhalten. Jeder Verſuch wurde mehrmalen wiederholt, und die Reſultate in einer hier mitgetheilten Tafel zuſammengeſtellt. Aber nach ſeinem eigenen Urtheile ſind auch dieſe Verſuche nicht hinlänglich, über dieſen Gegenſtand den wünſchenswerthen Aufſchluſs zu geben. — *XXXXI. Kap.* (S. 261—267) *Von der Dampfmenge von gegebener Expanſivkraft (tenſion) die ſich durch eine beſtimmte Menge von Brennmaterial bewirken laſſen.* Hier treten zuviele beſtimmende Umſtände zuſammen, als daſs ſich ſichere allgemeine Reſultate erwarten lieſsen. Ueberhaupt müſſen hierher gehörige brauchbare Reſultate aus dem Verbrauch bey Dampfmaſchinen im Groſsen abgeleitet werden. — *XXXXII. Kapitel.* (S. 268—276) *Von den Erſcheinungen, welche eintreten, wenn Dämpfe von beſtimmter Expanſivkraft durch Oeffnungen von verſchiedener Gröſse aus dem Keſſel ausſtrömen.* Ungefähr dieſelben Bemerkungen, welche ſich über die Erſcheinungen beym Ausfluſſe des Waſſers aus einem Mühlgraben oder einem andern groſsen Waſſerbehältniſſe machen laſſen, nachdem man eine am Ausfluſſe angebrachte Fallſchütze mehr oder weniger aufzieht, mit Rückſicht auf die Waſſermenge, welche dem Behältniſſe zugeführt werden kann. *XXXXIII. Kap.* (S. 277 ff.) Die Fragen: 1) *Wenn ein Keſſel mit der erforderlichen Waſſermenge gegeben iſt, wie viel Dampf würde in einer beſtimmten Zeit durch verſchiedene Oeffnungen ausſtrömen, und mit welcher Expanſivkraft würden ſie ausſtrömen?* 2) *In welchem Verhältniſſe muſs die Gröſse der Abzugsöffnung gegen den kub. Inhalt des Keſſels ſtehen, um den ausſtrömenden Dampf immerhin mit derſelben Expanſivkraft zu erhalten?* Der Vf. hat das Verdienſt, hierüber mit aller Genauigkeit Verſuche angeſtellt zu haben, welche das Reſultat geben, daſs unter ſonſt gleichen Umſtänden in einer beſtimmten Zeit immer dieſelbe Dampfmenge (dem Gewichte nach) abſtrömt, die Abzugsöffnung mag gröſser oder kleiner ſeyn. Es ſind ſchon über 38 Jahre, daſs Rec. dieſelbe Erfahrung bey einem Gefäſse gemacht hat, wobey die Abzugsöffnung nur etwa $\frac{1}{10000}$ von der Fläche des ſiedenden Waſſers betrug. Die Verſuche gaben bey $\frac{1}{1000}$ bis $\frac{1}{1200}$ Oeffnung (die Waſſerfläche = 1 geſetzt) nur Dämpfe von 100° (80° R.); bey $\frac{1}{3375}$ Oeffnung Dämpfe von 105,5°; bey $\frac{1}{10125}$ Oeffnung Dämpfe von 115°; bey $\frac{1}{21542}$ Oeffnung Dämpfe 138°. Unter der Waſſerfläche wird hier allemal die innere Flä-

che des Kessels verstanden, an welcher das Wasser anliegt, und es wird dabey gefordert, dass der mit Wasser angefüllte Theil des Kessels ganz im Feuer stehe. So verstanden folgert er (S. 284), *dass in runder Zahl 6 Quadratcentimeter Wasserfläche in 1 Minute 1 Gramme Dampf geben*, das stärkste Feuer vorausgesetzt, dass man dabey kann wirken lassen, dass also jene angegebene Dampfmenge als das *Maximum* angesehen werden muss. Für *gewöhnliche* Feuerung könne man nur ¾ jener Dampfmenge annehmen. Aber welche Temperatur wird in diesem Falle den Dämpfen zukommen? Aus einer andern Reihe von Versuchen folgert er, (S. 287) dass bey einerley Temperatur und einer bestimmten Dampfmenge die Zeit des Ausströmens der Gröfse der Oeffnung umgekehrt proportional sey. Eine 3te Reihe von Versuchen (S. 288) bestimmt die Zeit des Dampfabflusses von bestimmtem Gewicht *bey verschiedenen Wärmegraden*, die von 5 zu 5 Graden zunehmen (105°, 110°, 115°, 120°, 125°, 130°, 135°); eine 4te Reihe hat dieselbe Bestimmung zum Zwecke, nur dass dabey die Wärmegrade von 10 zu 10 Graden zunehmen (100°, 110°, 120°, 130°). Hiernächst noch einige Versuche mit dem Schlussatze, dass beyläufig 6mal so lange Zeit nöthig sey ein bestimmtes Gewicht von siedendem Wasser in Dampf zu verwandeln, als dieselbe Wassermenge von 10° Wärme bis zur Siedhitze zu bringen — überall das 100 theilige Thermometer verstanden. *XLIV. Kap. Welchen Einfluss können Ableitungsröhren auf die abgeführten Dampfmengen und auf ihre Kraft haben?* Der Vf. theilt hier 9 Reihen von Versuchen mit, bey denen er sich bleierner Röhren bediente. Er schliesst (S. 299), dass wegen der Schnelligkeit der abströmenden Dämpfe die Materie, aus welcher die Röhren verfertigt werden, keinen merkbaren Einfluss auf Temperatur- und Kraftänderung haben, und (S. 301) dass die Röhrenweite ein gutes Verhältniss zu der dem Feuer ausgesetzten Wasserfläche erhalte, wenn sie $\frac{1}{1000}$ von letzterer betrage, wofern die Temperatur der Dämpfe im Kessel nicht über 106° (hundertthbeil. Therm.) steigen soll. — *XLV. Kapitel. Wiederholung der Haupterscheinungen bey den Dämpfen.* (S. 301—308). — *XLVI. Kap. Ueber die besonderen Vorrichtungen und mechanischen Mittel zur Benutzung des Dampfs als einer Bewegungskraft.* (S. 309—330). Rec. muss es von nun an bey nur kurzen Anzeigen der behandelten Gegenstände belassen, weil sie keine Auszüge gestatten, auch weniger Bezug auf wissenschaftliche Erörterungen und Eigenthümlichkeiten des Vfs. haben. — Erste Frage (S. 310): *Welches sind im Allgemeinen die schicklichsten Anordnungen für die Oefen und Kessel?* Die hierher gehörigen Abmessungen (S. 317, 318). Eine 2te Frage findet Rec. nicht ausgezeichnet; ohne Zweifel soll dahin der Rest des Kapitels S. 323—330 gehören, wo es (S. 323) heisst: *Pour compléter ce que nous avons à dire sur les appareils à produire de la vapeur, il s'agit maintenant d'examiner en particulier la chaudière etc.* — *XLVII. Kap.* Dritte Frage: *Welches sind die Vorrichtungen, um die Kessel mit Wasser zu speissen?* (S. 331—334) Vierte Frage: *Welches sind die geeignetsten Mittel, die Dämpfe zu ihrer beabsichtigten Wirkung zu leiten und zu reguliren?* (S. 335, 336) Fünfte Frage: *Welches sind die Mittel, die Wirkung der Dämpfe zu mässigen, wenn sie eine vorgeschriebene Grenze überschreitet!* (S. 337—339) Sechste Frage: *Welches ist die Einrichtung des Kolbens und der Stopfbüchse?* (S. 340, 341.) Siebente Frage: *Welches sind die besten Mittel zur Condensirung der Dämpfe und zur Herstellung einer Leere?* (S. 342—344). *XLVIII. Kap. Mechanischer Effect der Dämpfe; dessen praktische Bestimmung; Geschwindigkeit der angegriffenen Stelle.* (S. 345—373). Der Vf. hat hierüber mit seinem Apparate Versuche angestellt, die er (für 110°, 115°, 120°, 123°, 125°, 130° und 140°) S. 347 in einer Tafel mitgetheilt hat. Auch ist zur Beurtheilung des Effects eine kleine Erfahrungstafel von *Watt* (S. 369) mitgetheilt. (In der Ausübung dienen Erfahrungen, die man bey Maschinen im Grossen gemacht hat zu beyläufigen Bestimmungen des Effects. Bey der grossen Mannichfaltigkeit von Umständen, welche auf denselben Einfluss haben, und der Unthunlichkeit, jene einzelne Umstände nach ihrer wahren Beschaffenheit und nach dem Maasse ihres Mitwirkens in Rechnung zu bringen, kann die Theorie hierbey wenig leisten; in allen bisherigen Betrachtungen ist wenig Theorie enthalten, sie beruhen auf Erfahrungen, die der gesunde und geübte Menschenverstand wenigstens zu nützlichen Folgerungen in Bezug auf Kenntniss der Umstände, von welchen die Vollkommenheit einer Dampfmaschine abhängt, zu benutzen versteht. Rec.) — *XLIX. Kap. Verschiedenheiten, welche die Hauptsysteme von Dampfmaschinen auszeichnen.* (S. 374—384). Der Vf. zählt hierher: 1) Maschinen mit *niederem* Druck: einfach wirkende, atmosphärische genannt; doppelt wirkende, mit verschiedenen Arten der Condensirung. 2) Maschinen mit *mittlerem* Druck, *mit* oder *ohne* Condensator, einfach oder doppelt wirkend. 3) Maschinen mit *hohem* Druck und Dampfverdünnung (*à haute pression et à expansion*) *mit* oder *ohne* Condensator, einfach oder doppelt wirkend, und mit *einem* Cylinder. 4) Maschinen mit Dampfverdünnung und *mehreren* Cylindern. Im Streite über die Frage, ob hoher Druck oder niederer Druck vortheilhafter sey, erklärt sich der Vf. in Bezug auf Ersparung an Brennmaterial, bey gleichem Effecte, mit gutem Grunde für den *hohen*. Wo man nicht Wasser im Ueberfluss habe, seyen bey hohem Druck Maschinen *ohne* Condensator vorzuziehen. Er betrachtet hiernächst die Maschine mit hohem Druck in Bezug auf die Erinnerung, dass sie *gefährlicher* seyen. Dieser Behauptung widerspricht er, weil es sich verstehe, dass das Material der Maschine in demselben Verhältnisse verstärkt werden müsse, in welchem die Expansivkraft in Bezug auf hohen Druck gröfser seyn solle. Man sieht, dass der Vf. das *Gefährlicher seyn* bloss in Bezug

auf

auf die Gefahr eines erfolgenden Berstens (des Kessels oder des Cylinders) beleuchtet hat, da dann in diesem Bezuge seiner Vertheidigung des hohen Drucks nichts entgegen gesetzt werden kann. Aber einen Hauptpunct, welcher in der Erinnerung des Gefährlicherseyns liegt, hat er ganz übergangen, nämlich den, dass, beide Arten von Maschinen verhältnissmässig gleich stark oder gleich sicher angenommen, das Bersten bey hohem Druck bey weitem nachtheiligere Folgen fürchten lasse, als das bey niederem. Ohne Zweifel würde er hierauf geantwortet haben, dass es in unserem Vermögen stehe, das Bersten unmöglich oder doch so selten zu machen, dass auf den *möglichen* Schaden vernünftiger Weise bey den übrigen alltäglich eintretenden grossen Vortheilen durchaus keine Rücksicht genommen werden könne. Er kommt nunmehr auf den Bau der Maschine, und bemerkt, dass Maschinen mit hohem Druck keines Condensators und keiner Entleerungspumpe (wesentlich) bedürfen, also einen einfacheren Bau gestatten. — *L. Kap. Blick auf die Geschichte der Dampfmaschinen.* (S. 385 — 393). Diese kurze Geschichte beginnt vom Jahr 1628, wo *Branca*, ein Italiener, den ersten Gedanken an die Benutzung des Dampfs zur Betreibung eines Rades auffasste, bis zum Jahre 1774, wo *Watt* (in Verbindung mit *Boulton*) eine neue Epoche begann. — *LI. Kap. Beschluss des ersten Buchs.* (S. 394). Blosser Uebergang zum folgenden zweyten Buch.

Zweytes Buch. Mechanische Einrichtungen zur Fortpflanzung, Ablenkung und sonstigen Abänderungen einer ursprünglichen Bewegung. — *I. Kap. Allgemeine Betrachtungen über den Gegenstand dieses Buchs.* Nur ein Vorwort, worin der Vf. vorläufig erinnert, dass er nur die wichtigeren hierher gehörigen Fälle erwähnen werde. (S. 395, 396). — *II. Kap. Von der Fortpflanzung der ursprünglichen Bewegung nach entfernten Stellen in einerley oder verschiedenen Richtungen mit ungeänderter oder mit verschiedenen Geschwindigkeiten.* (S. 397 — 401) Dieses Kap. ist sehr beschränkt. — *III. Kap. Fortsetzung: Von den sogenannten einfachen Maschinen.* Näher bestimmt: vom Hebel und der schiefen Ebene (S. 402 — 413); begreiflich nur Anzeige der dahin gehörigen Hauptsätze, zur Belehrung des Empirikers. — *IV. Kap. Fortsetzung: Von Rollen, Flaschenzügen, verzahnten Rädern, Kellen, Schrauben und Schrauben ohne Ende.* (S. 414 — 423). Alles wie im III. Kap. — *V. Kap. Von Ablenkungen oder Richtungsänderungen bey Fortpflanzung einer Bewegung.* Mannichfaltige Beyspiele, die durch die beygefügten Zeichnungen ihre Erklärung erhalten. (S. 424 — 434). *VI. Kap.* Von Modificationen ursprünglicher Bewegung (S. 435 — 441). Dahin gehören Vorrichtungen zur Beschleunigung, zur Verzögerung, zur Unterbrechung, zur Beförderung der Gleichförmigkeit u. s. w. Begreiflich wird dabey auch vom *Schwungrade* gesprochen, dessen eigentlichen Einfluss auf die Bewegung aber der Vf. so wenig kennt, dass er meint (S. 437), es liessen sich hierüber keine bestimmte Regeln angeben, und dass er sich mit der Bemerkung begnügt: „*Le professeur Busch, de Hambourg, dans son traité de Mécanique intitulé: Die Mechanik zum Nutzen und Vergnügen des bürgerlichen Lebens, prétend que le rayon d'un volant doit avoir la même longueur qu'un pendule qui aurait naturellement la même vitesse que celle dont le volant sera animé par le moteur.*" Er hätte hinzu setzen dürfen, dass Büsch wohl nie einen unrichtigern Satz ausgesprochen habe. — *VII. Kap. Beschluss des zweyten Buchs*; wo noch einige Vorrichtungen zur Bewirkung vorgeschriebener Bewegungen einzelner Maschinentheile und zugehörige Zeichnungen mitgetheilt werden. (S. 442 — 444). Dann folgt die Erklärung sämmtlicher zu den Windmühlen und zu den Dampfmaschinen gehörigen Kupfertafeln (S. 445 — 488). Zuletzt noch ein Anhang von Erläuterungen in Bezug auf Thermometer und Barometer (S. 489 — 503).

Dem Verleger, Herrn *Bachelier*, gebührt übrigens das Lob, keinen Aufwand gespart zu haben, um alles zu leisten, was er von seiner Seite zur Empfehlung des Werks beytragen konnte; den Text schmückt das schönste Papier mit breitem Rande von allen Seiten, und ein Druck, der keinen Gedanken an Kärglichkeit herbeyruft; auch die Kupfertafeln sind meisterhaft gearbeitet.

NEUE AUFLAGE.

BERLIN, b. d. Gebr. Gädicke: *Vollständiges Lexicon der Gärtnerey und Botanik*, oder alphabetische Beschreibung vom Bau, Wartung und Nutzen aller in- und ausländischen, ökonomischen, officinellen und zur Zierde dienenden Gewächse von Dr. *Friedrich Gottlieb Dietrich*, Professor der Botanik und Director des Grossherzogl. botanischen Gartens zu Eisenach. *Zweyte*, verbesserte und vermehrte Auflage. *Erster* und *Zweyter* Band. *Von Abama* bis *Chaerophyllum*. 1824. XIV, 730 u. 692 S. 8. (S. die Recens. Ergänz. Bl. 1807 Nr. 16.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

September 1824.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Lüneburg, b. Herold u. Wahlstab: *Gemälde aus der heiligen Schrift*, von *J. H. B. Dräseke. Zweyte* Sammlung. 1824. XVI und 488 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Paulus zu Philippi. Ein Blick in die Zeiten der ersten Kirche. (nach Apostg. 16, 6—40.)

Ein in Wahrheit sehr reichhaltiges Gemälde, das den christlichen Leser zu näherer Betrachtung hier vor Augen gestellt wird, und mit Meisterhand von jenem Manne gezeichnet, der mit geübtem Blicke selbst die feinsten Züge aufzufassen und mit umfassender Menschenkenntniss die mancherley Situationen des Lebens hervorzuheben weiss, auf welche die Hauptpartieen des lehrreichen Bildes genau passen, um diese der Selbstbeschauung gleich einem Spiegel vorzuhalten. Vergleichen wir diesen „Paulus zu Philippi", wie ihn Hr. *Dr.* nach Apg. 16. schildert, mit dem vor einigen Jahren erschienenen „Weg in der Wüste", so möchten wir uns fast darüber freuen, dass der Vf. in dem dazwischen liegenden Zeitraum sich in gewisser Hinsicht Musse und Erholung gegönnt und gleichsam eine neue Kraft gesammelt hat, um das Publikum mit einer vollendetern Arbeit zu erfreuen. — „Die Frage; das Gesicht; die Gewissheit; die Führung; die Stadt; die Feyerstunde; „die Purpurkrämerin; die Aufnahme; die Apostel; „das Machtwort; die Gewaltstreiche; das Gebet; „das Unschuldszeichen; der Selbstmord; der Selbstmörder; die Hausgemeinschaft; die wahre Kirche; „das Band der Menschheit; die Eile im Leben; das „Familienfest; der Ausgang" — diess sind die einzelnen Theile, die das schöne Ganze umfasset, und jeder einzelne Theil in kräftiger Darstellung ausgemalt und dann wieder zu einem harmonischen Ganzen meisterhaft verbunden. Wollten wir dem Vf. Schritt für Schritt folgen und uns jeder einzelnen von diesen 21 Darstellungen auch nur Einiges ausheben, so würden wir die uns gezogenen Grenzen weit überschreiten müssen. Wir müssen uns daher nur auf einzelne flüchtige Mittheilungen beschränken. Mit der „Frage", aus dem Mittelpunct des Gemäldes hervorgehoben, beginnt die Darstellung gar zweckmässig, weil von ihr aus nach allen Richtungen hin sich allerdings über die übrigen Partieen ein erhellendes Licht verbreitet. Es ist nämlich die von dem Kerkermeister an die Apostel gerichtete Frage: „Lieben Herren, was soll ich thun, dass ich selig werde?" sammt der apost. Antwort: „Glaube — — Haus selig." Wie es nun nach und nach zu dieser Frage gekommen und die Frucht, welche sie und die darauf ertheilte Antwort hervorgebracht habe, das entwickelt sich in den übrigen schon genannten einzelnen Zügen des aufgestellten Gemäldes, wie denn auch die sich darbietenden Nebenpartieen ihre zweckmässige Stellung und angemessene Beleuchtung erhalten. Es ist ganz unleugbar, dass Hr. *Dr.* im Auffinden des Interessanten, in der Kunst, die kleinsten, von gewöhnlichen Lesern, ja wohl von gar vielen Schriftverständigen selbst, übersehenen Umstände, in der Gewandheit der Anwendung und in der reichen und dabey gefälligen Darstellung seines Stoffes seines Gleichen sucht. Wenigstens ist Rec. unter allen heutigen, sonst gleichfalls ausgezeichneten Kanzelrednern keiner bekannt, der sich seines Stoffes so ganz zu bemächtigen, so ganz und so lebhaft in die Erzählung sich zu versetzen und so treffend alles auf die Verhältnisse des gemeinen Lebens anzuwenden wüsste, als Hr. *Dr.* Eines Beweises dafür bedarf es wohl kaum, da es längst auch aus früheren Leistungen unsers Vfs. bekannt ist, und selbst von denen eingestanden werden muss, die in andrer Hinsicht aus guten Gründen diess und jenes an der Predigtmanier desselben auszustellen finden. Wenn Rec. offen bekennt, dass er selbst zu der Zahl dieser strengern Beurtheiler gehöre, und wenn sich in der Folge Gelegenheit finden wird, zu bemerken, was selbst in diesem neuesten Producte ihm noch immer als verfehlt erscheint: so kann diess doch auf keine Weise hindern, dass er nicht die aufrichtige Hochachtung aussprechen sollte, die ihm das hohe Talent des Vfs. sowohl, als der reine und fromme Sinn schon längst eingeflösst hat, der sich durchaus in den Vorträgen eines *Dräseke* ausspricht. Um doch nur einiges bemerklich zu machen, was glänzend auch in dieser neuesten Sammlung hervortritt, wollen wir theils aus dieser und jener Predigt die Anlage oder Disposition, theils einige Stellen ausheben, von welchen wir wenigstens uns vorzüglich angezogen gefunden haben; dann aber werden wir auch, um der Wahrheit nichts zu vergeben, und namentlich um dem Heer blinder Nachahmer warnend zu begegnen, offen beyfügen, was nach unsrer Einsicht sich mit dem Ideale einer wirklich musterhaften Kanzelberedsamkeit weniger verträgt.

Was zuerst die Hauptsätze und die Dispositionen betrifft, so gereicht es ihnen zum grossen Ruhme, dass sie theils wirklich aus dem jedesmaligen Texte genommen, theils so leicht und natürlich, dass man eine andere Anordnung kaum für möglich hält, theils oft durch ein einziges Wort, welches Andre völlig übersehen würden, veranlasst sind, das gilt zwar fast von Allen, ohne Ausnahme. Vorzüglich aber mag zum Belage Nr. 7 und 16 in dieser Sammlung dienen. In Nr. 7 wird unter der Aufschrift: *Die Purpurkrämerin* nach Apg. 16, 14. die Geschichte der *Lydia* dargestellt, und es ist theils ihr *Charakter* („ein gottesfürchtig Weib") theils *das besondre Verhältniss*, worin beides, Charakter und Person, gegen (zu) einander steht, was hier zur Sprache gebracht wird. Das letzte in Hinsicht auf die Eigenthümlichkeit ihres Geschlechts; auf die Gefahren ihres Standes; auf das Aufgehen ihres Herzens; auf die Beschaffenheit ihres Achthabens auf die Predigt von Christo. Man hat hier wirklich, den ganzen Text in ungezwungener Zusammenstellung: „gottes-„fürchtig — Weib — Purpurkrämerin — der Herr „that ihr das Herz auf — sie hatte Acht darauf, was „von P. geredet ward." Man hat aber auch in der Ausführung, wie sich hernach aus Beybringung einzelner auserlesenen Stellen noch mehr ergeben wird, die trefflichste Benutzung des Textes mit Hinsicht auf ähnliche Lebensverhältnisse. In Nr. 16. giebt die Antw. P.: „so wirst du und *dein Haus* selig" Veranlassung über die *Hausgemeinschaft* zu reden. Der genaue *Zusammenhang* der zwischen uns und unserm Hause statt findet; woraus sich ein gewisser *Hausgeist* entwickelt, und der in Absicht auf seine *Dauer* sich nicht bloss auf das Erdenleben beschränkt, wird Th. 1, trefflich dargestellt; dann wird aber auch in den beiden andern das „Seligseyn und Seligmachen" wie dieses jenes voraus setzt, und wie beides nur „im Herrn" zu finden ist, in Erwägung gezogen.

Wünschen die Leser einige *Proben von ergreifenden Stellen:* es sind dieser letzten so viele, dass die Auswahl schwer wird. Darum ohne Auswahl, so wie sie sich bey dem flüchtigsten Durchblättern des Buches darbieten. Gleich aus der 2ten Pred. wo von dem „Gesichte" die Rede ist, das den P. nach Macedonien zu gehen mahnte, verdient S. 36 f. folgende Stelle ausgezeichnet zu werden: „In Gottes Welt ist nichts, was nicht zusammenhinge mit Seinem Rath. Daher sind auch Dinge, auf die der Leichtsinn nicht achtet, sogenannte Kleinigkeiten, für Winke, für Aufschlüsse, für Mahnungen von dem Herrn aller Dinge anzusehen. Ja, zu einem offenbarenden Gesicht kann dir alles werden, ein Schauspiel in der Natur, eine Begebenheit unter den Menschen, ein Gewittersturm, eine Abendstille, ein lächelndes Kind, ein sterbender Greis, ein grosses Glück, ein plötzlicher Unfall, ein Spruch der Bibel, ein Blick in dein Herz, in deine Menschenwürde, in deine Sündennoth u. s. w. Bey gottesfürchtigen Menschen kann es um so weniger fehlen, dass sie Gesichte und Offenbarungen empfangen, (in dem Sinne, wie es der Vf. nimmt, kann man wohl zugeben, was ausserdem freylich zu gar bedenklichen Schwärmereyen führen würde) da sie keinen Schritt ohne Gott thun und mit Gott alles in ihrem Gemüthe zusammenstellen. Sollte der Vater nicht antworten, wenn das Kind fragt? Gewiss, wenn *Gott* nicht oft mit dir redet, so kommt das nur daher: *Du* redest nicht oft mit Gott." — In der 7ten Pr. die das Bild der *Lydia* entwirft, heisst es S. 146 ff. wahr und kräftig: „Wie nahe, o wie *sehr* nahe hängt Weiblichkeit mit Gottesfurcht zusammen! Wie nothwendig gehört diese zu jener! — Was ist das Weib *ohne Unschuld?* Ein Festgewand ohne Reinheit; voller Flecken. Lässt sich aber Unschuld ohne Gottesfurcht bewahren, ohne Gottesfurcht gegen Verführung und Verleumdung schützen? — Was ist das Weib *ohne Glauben?* Ein Rebe ohne Halt; von Ulmbaum abgerissen, den Winden preis gegeben. Der Mann, welcher Gott leugnet, weil er sich selber vertraut, ist schrecklich. Eine Frau, welche von Gott sich lossagte, um auf sich allein da zu stehen, wäre das allerunnatürlichste in der Schöpfung. — Was ist das Weib ohne *Weisheit?* Ein Schiff ohne Ruder. Sie soll den Hausstand ordnen, die Kinder erziehen, die Dienstboten regieren, den Mann vorstehen, das Leben der Familiengenossen zu einer schönen Ganzheit verknüpfen. Kann sie das, wenn sie den Sinn des Lebens misskennt? Und kann sie diesen erkennen, wenn sie von Gott nicht weiss? — Was ist das Weib *ohne Liebe?* Eine Welt ohne Leben. Liebend soll sie empfangen, indem sie giebt; liebend soll sie Freude finden, ja Freude bereiten; liebend soll sie mit all' ihrem Thun alle segnen, von denen sie umringt ist. Das kann sie nicht ohne Gott. Wer Gott nicht liebt über Alles, liebt auch die Menschen nicht als sich selber. — Was ist das Weib *ohne Kraft?* Eine Lampe ohne Oel. Bürden soll sie tragen, Schmerzen soll sie leiden, Entbehrungen soll sie sich gefallen lassen; den Schlaf ihrer Nächte soll sie zu opfern bereit seyn, Geduld soll sie haben können, Engelsgeduld, bald mit Schwachen, bald mit Bösen, bald mit Gesunden, bald mit Kranken, bald mit den Kleinen, bald mit den Grossen, und allezeit ungetrübt erhalten die Heiterkeit ihres Herzens und ihres Auges, damit, wer traurig ist, durch sie getröstet werde und wen etwas drückt, bey ihr Erleichterung fühle. Sehet! Sie *kann* das nicht, nun und nimmer kann sie das, wenn nicht ein Geist in ihr wohnt, mächtiger als alle Macht der Sinnlichkeit und grösser, als alles Wesen dieser Welt. — Was endlich ist das Weib *ohne Anmuth?* Ein Leib ohne Seele. Die Reize auch der schönsten Gestalt sind todt, wenn nicht Odem aus der besseren Welt sie lebendig macht. Zudem sind sie vergänglich; und, wie herrlich sie geblüht haben, ihre Blüthe fällt ab, der Reiz, der allein nicht welkt, der auf den höhern Lebensstufen höher sich vollendet, der dabey alle Herzen besiegt und in jeder Form unwiderstehlich ist, — der Reiz heisst Anmuth. Aber wahrlich, Anmuth ist keine Manier, einzulernen vor dem Spiegel.

gel. Anmuth ist ein Abglanz der frommen Seele. Ein Vorrecht ist die Anmuth, und ein ausschliessliches Vorrecht *der* Frauen, bey denen aus Blick und Wort und Wesen und Haltung und ganzen Thun und Lassen das Bewusstseyn ihrer weiblichen Würde und ihres himmlischen Berufes leuchtet."

Bey allen diesen unverkennbaren Vorzügen jedoch, womit die *Dräsekeschen* Vorträge reichlich ausgestattet sind, und die allerdings den *Meister* in seiner Kunst verrathen, können wir es nicht von uns gewinnen, diese Vorträge für *musterhaft* zu erklären und ihre Nachahmung zu empfehlen. Zunächst nämlich scheint es Rec. ein Fehler zu seyn, dass der Vf. sich über gewisse Nebenpuncte weitläuftiger auslässt, als nöthig ist, z. B. S. 32. die unnütze Frage ob P. das Gesicht im Traum oder im wachenden Zustande gehabt habe, ob es ein Spiel seiner Einbildungskraft, oder ein wirkliches, ausser ihm vorhandenes Wesen, ein Himmelsbewohner oder Macedoniens Schutzgeist gewesen sey? der Vf. muss am Ende selbst gestehen, dass sich das alles zwar fragen, aber nicht beantworten, wenigstens nicht ausmachen lässt. Wozu denn aber mit solchen unbeantwortlichen Fragen die Zuhörer behelligen, wenn es nicht geschieht, um sehr zur Unzeit ein Brocken sehr leicht zu erwerbender Gelehrsamkeit hinzuwerfen, wie hier in Hinweisung auf „einen berühmten Denker früherer Zeit": (*Hugo Grotius*). Ob es ferner gut gethan und der wahren christlichen Erbauung wirklich förderlich sey, Behauptungen, wie folgende S. 46. so ganz unbedingt hinzustellen: „Je mehr wir in Verkehr treten mit der unsichtbaren Welt und in Harmonie mit ihren Gesetzen (wenn die Sache nicht zu ernsthaft wäre, könnte man wohl fragen: Wie fängt man das an?): desto geläufiger wird uns ihre Sprache, desto bekannter werden uns ihre Zeichen, desto deutlicher bemerken wir in den Dingen auf Erden eine geheime und leise, aber allverbreitete und unwiderstehliche Correspondenz mit ihr." Und nun sind wir „*Hellsehende*" (!) in der schönsten und höchsten Bedeutung; nicht durch Magnetismus, sondern durch Glauben u. s. w.; oder ob es der Kanzel ganz würdig und dem Zweck des Kanzelvortrags ganz angemessen sey, den Zuhörern, wie es S. 47. 48. geschieht, das dem *Brutus* erschienene Gespenst, die Vision des Abtes, *Petrus Lotichius*, vom 30jährigen Kriege, 100 Jahre im Voraus, die Geisterconversationen *Swedenborgs* vorzuführen, giebt Rec. zu bedenken. Wir könnten noch weiter tadeln und den Tadel auch wohl mit Beyspielen belegen, wenn wir nicht zu Ende eilen müssten, dass der Vf. manchmal in seinen Text mehr hineinträgt oder vielmehr aus demselben mehr herauspresst, als doch eigentlich darin liegt. Wir könnten endlich auf die vielen ausländischen Wörter: *Correspondenz*, *Dekrete*, *Fabrikate* u. s. w. verweisen, und vor allen Dingen gewisse Spielereyen rügen, z. B. in Pr. 1. S. 18. wo die Anrede des Kerkermeisters an die Apostel: „Liebe Herren" den Vf. verleitet Jesu, als des eigentlichen „lieben Herren" mehrmals zu gedenken. Allein diese und ähnliche Fehler sind unserm Vf. schon zu oft vorgeworfen, und es hat derselbe von diesen Vorwürfen bis jetzt zu wenig Notiz genommen, als dass man nicht glauben müsste, er gefalle gerade darin sich sehr wohl. Warum übrigens Hr. *Dr.* seit einiger Zeit sich seines Doctortitels zu begeben angefangen hat, weiss sich Rec. nicht zu erklären.

STATISTIK.

KOPENHAGEN, gedr. b. Schulz: *Historiske Efterretninger om de norske Bjergvaerker fra Aaret 1516. til Udgangen af Aaret 1613.* (Geschichtliche Nachrichten von den Norwegischen Bergwerken vom J. 1516 bis Ende 1613.) 1819. 302 und 56 S. 8. (1 Thlr. 18 Gr.)

Ob dieser Schrift, die ihr Vf., Hr. Oberberghauptmann *Morten Thrane Brünnich* zu Kopenhagen in der Vorrede als *ersten* Theil ankündigt, ein *zweyter* Th., der die Geschichte des Kongsberger Silberbergwerkes enthalten sollte, schon gefolgt, oder noch zu erwarten sey? das kann Rec., der ihm bis jetzt vergebens entgegen gesehen und desshalb seine Anzeige verspätet hat, nicht sagen. Wahrscheinlich ist es ihm, dass der ehrwürdige Greis, welcher, wenn er noch lebte, seinem 90sten Lebensjahre näher seyn müsste, als seinem 80sten, durch Vollendung seiner irdischen Laufbahn an der Vollendung dieser seiner letzten Schriftstellerarbeit gehindert worden ist: welches denn bey dem Mangel an literarischen, zur Geschichte der zu ihrer Zeit wichtigen Bergwerke in Norwegen, besonders in *Kongsberg* u. s. w. gehörenden Nachrichten doppelt zu bedauern seyn würde. Dass der Vf., der seine Schriftstellerlaufbahn schon vor 60 Jahren mit seiner Dissertation *Prodromus Insectologiae Sjaelandicae*, Hafniae 1761. muthig eröffnete, durch mehrere Werke in dänischer und lateinischer Sprache z. B.: *Ornithologia borealis*, 1764., *Ichthyologia Massiliensis*, 1768., *Zoologiae fundamenta*, 1771., *Forsög til en Mineralogie for Norge*, Trondheim 1777., *Literatura danica scientiarum naturalium*, Hafn. 1783., *Efterretninger om nogle Kongsbergs Stollers Drift*, 1800. 1802. u. a., kräftig fortsetzte, und der auch dem ausländischen Publikum, besonders durch seine lateinischen Schriften und mehrere Anzeigen derselben in deutschen kritischen Blättern, vortheilhaft bekannt ist, nichts Ueberflüssiges oder Alltägliches liefern werde: das liess sich erwarten. Möge die Schrift den guten Alten verrathen, der gern etwas geschwätzig ist, das Eingehen in die kleinsten Details liebt, und bey dem Reichthum an Erfahrungen, die er während seines Aufenthalts zu Kongsberg von 1789 bis 1812. über den Zustand der Silber-, Blaufarben- und Salzwerke ff. sammelte, und die er gern Alle mittheilen möchte, die Aufmerksamkeit auf Einkleidung, Anordnung, passende Eintheilung und eine die Uebersicht des Gan-

Ganzen und seiner Theile erleichternde Anzeige des Inhaltes versäumt: der Vf. verdient dennoch den Dank seiner Leser, da er über den Ursprung und die frühere Behandlung der Bergwerke in Norwegen vieles bisher unbekannt gewesene ans Licht zieht und sich die Mühe nicht verdriessen liess, sowohl aus seinen eigenen ungemein reichen Materialien, die er unter seiner Dienstzeit sammelte, als aus dem nicht geringen Vorrath von Nachrichten zu seinem Zwecke, welchen ihm seine Nachforschungen in den Archiven der Residenz verschaffte, einen getreuen Auszug zu liefern. — Dass bereits *vor* dem K. *Christian* III., und zwar gleich im Anfange des 16ten Jahrhunderts, der Bergbau in Norwegen getrieben worden, setzen die Ueberreste von allen, jetzt mit Gras und Moos überwachsenen Schachten und Gruben in Ober-Tillemark, nebst einem verfallenen Stollen zur Abführung des Wassers, und andere unverkennbare Merkmale, ausser Zweifel; wenn auch der Umstand, das König *Johannes* zuerst anfing, grössere und kleinere Silbermünzen zu prägen, von denen man die grösseren nachher *Thaler* nannte, der Sache einen nur geringen Grad von Wahrscheinlichkeit giebt: mit keinem geringeren Grunde könnte man wenigstens aus der Thatsache, dass dieser König ein Goldstück mit der Jahrszahl 1496 schlagen liess, den Schluss herleiten, dass es unter ihm auch Goldbergwerke in Norwegen gegeben habe. Gewiss ist es, dass erst unter *Christian* III. die norwegenschen Bergwerke recht in Flor kamen, indem er zwischen *Aggerhuus* und *Opslo* Erzgruben eröffnen liess, welche Kupfer mit Silber vermischt in ziemlicher Quantität zu Tage brachten. Auch liess sich dieser König während seiner ganzen Regierungszeit die Beförderung dieser Bergwerke mit grossem Eifer und bedeutenden Kostenaufwand angelegen seyn: so, dass unser Vf., da er die wichtigste Epoche in der Norwegischen Bergwerksgeschichte erst dem *2ten* Theile vorbehielt, mit Grund weit über die grössere Hälfte dieses *1sten* Theils dem widmet, was unter *Christian* III. geschahe. Desto kürzer werden die freylich nur geringen Verdienste abgefertigt, welche sich *Friedrich* II. (dieser, nicht *Friedrich* III., wie der Vf. anzunehmen scheint, folgte *Christ.* III. in der Regierung) um das norwegensche Bergwerkswesen erwarb: obgleich auch er sich Mühe gab, die unter seinem Vorgänger zuletzt eingestellten Arbeiten aufs Neue anfangen zu lassen und zu diesem Zwecke mehrere Bergleute aus dem Auslande nach Norwegen kommen liess. Den Zeiten *Christians* IV. war es erst vorbehalten, eigentliche Silberminen, unvermischt mit Kupfer zu entdecken; und so, wie dieses Königs vieljährige und thatenreiche Regierung sich in so vieler Hinsicht rühmlich auszeichnete, so gebührt ihr auch die Ehre, dass für den norwegischen Bergbau unter derselben mehr geschahe, als vorher unter keiner Regierung. Es ist bekannt, dass die Stadt *Kongsberg* ihre Entstehung allein den grossen Anstalten zu verdanken hat, welche *Christian* IV. traf, sobald einige Hirten in der dortigen Gegend gediegenes Silber gefunden und dadurch die Entdeckung wirklicher Silberadern veranlasst hatten. Leider! hat es aber der Vf. nicht vollendet, was sich über die vielseitige Betriebsamkeit des Königs in dieser Hinsicht hätte sagen lassen. — Brav findet es übrigens Rec., dass man auch jetzt noch, nachdem Norwegen aufgehört hat, mit Dänemark von Einem Könige regiert zu werden, den Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren lässt, welche sich die Dänischen Könige um dieses Reich erwarben.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Launen der Liebe*, von K. G. *Prätzel. Zwey* Theile, mit 1 Kupfr. 260 und 203 S. 1821. 8.

Die Erzählungen des Vfs. zeichnen sich mehr durch eine leichte angenehme Darstellung, als durch besondere Erfindung und Ausführung aus, und jene Eigenschaft hat ihm ein nicht kleines, wenn gleich kein bedeutendes Publikum erworben. Auch die vorliegenden Erzählungen sind leichte Producte des Augenblicks, und können auch nur auf das Daseyn des Augenblicks rechnen. Im ersten Bande hat die Erzählung: Der Herr Gevatter, eine weitläuftige und ziemlich unnütze Einleitung, der Knoten ist eben so übel geschürzt, als gelöst, das anfänglich erregte Interesse bleibt nicht bis zum Schlusse. Man begreift eben so wenig, warum der Herr Gevatter nöthig hatte, eine so geheimnissvolle Rolle zu spielen, als warum der Graf von Hallenfeld so grosse Anstalten gebrauchte, seinen blödsinnigen Sohn zu entfernen. Angenehmer erzählt, und nicht ohne Witz ist das Mährchen, die Johannisnächte, unstreitig aber nehmen die beiden letzten Erzählungen, das Waldschloss, und Wanderung und Heimkehr, den ersten Platz von allen ein. Hier ist gar keine Intrigue, sondern nur eine einfache, anspruchlose Erzählung, die aber um so mehr gefallen muss, da der Vf. sich hier in seinem eigenthümlichen Kreise bewegt, den er auszufüllen vermag, und nicht verlassen sollte.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1824.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Hinrichs: *Die Staatswissenschaften unserer Zeit*, dargestellt von *Karl Heinr. Ludwig Pölitz*, ordentlichem Lehrer der Staatswissenschaften an der Universität zu Leipzig. *Vierter* Theil. *Staatenkunde* und *positives öffentliches Staatsrecht*. 1824. XIX und 668 S. 8. *Fünfter* und letzter Theil. *Praktisches* (europäisches) *Völkerrecht*, *Diplomatie* und *Staats-Praxis*. 1824. XVI u. 340 S. 8.

Mit diesen beiden Bänden ist diess Werk geschlossen, worin die Leser nun eine vollständige Uebersicht aller Staatswissenschaften nach den Resultaten, welche sie bis auf die neueste Zeit geliefert haben, erhalten. Da diese beiden letzten Theile ebenfalls so wie der dritte insbesondere historischen Inhalts sind; so kann man nach den Proben, die der Vf. schon in mehreren Schriften von dieser Art von Gelehrsamkeit gegeben hat, erwarten, dass sie insbesondere mit reichen und interessanten Thatsachen ausgestattet seyn werden, und in der That wird sich jeder, der diese Wissenschaften liebt, freuen, hier so viel und so trefflich geordnet zusammen zu finden, dass er nicht leicht etwas Wichtiges, was zum Zwecke gehört, vermissen wird.

Der Reichthum der vorhandenen Materialien ist die Ursache, dass sie nicht alle, wie der Vf. sich anfänglich vorgesetzt hatte, in vier Bände gebracht werden konnten, und es ward deshalb ein fünfter nöthig; und viele werden auch hier die Darstellung eher zu kurz als zu ausführlich finden.

Den Anfang des *vierten* Theils macht die *Staatenkunde* oder sogenannte *Statistik*. Es wird dem Plane gemäss nur eine sehr kurze und allgemeine Uebersicht davon (S. 1—64) gegeben, da weitläuftigere Bearbeitungen davon in genügender Menge und Vollkommenheit vorhanden sind, und dem Vf. darum zu thun war, mehr eine wissenschaftliche Anleitung zum Studium der Statistik und zur Kritik der vorhandenen reichen Materialien als die Wissenschaft selbst ausführlich zu liefern. Daher findet man hier hauptsächlich eine gute Entwickelung des Begriffs der Statistik, des Unterschiedes derselben von andern an sie grenzenden oder einerley Gegenstand bearbeitenden Wissenschaften, eine Geschichte und Literatur derselben, worin man den gelehrten Bearbeiter der Revision dieser Wissenschaft im Hermes leicht erkennt. Bloss der 17te und 18te Paragraph giebt eine gedrängte statistische Uebersicht über die einzelnen Staaten von Europa und Amerika, und enthält den summarischen Inhalt der besten bekannten statistischen Angaben darüber.

Desto ausführlicher ist das *positive öffentliche Staatsrecht* bearbeitet, wobey das Beywort öffentlich überflüssig zu seyn scheint, indem es schon in dem Begriffe des Staatsrechts liegt. Der Vf. begreift darunter: (S. 68) „die wissenschaftliche Darstellung des öffentlichen Rechts der selbstständigen europäischen und amerikanischen Reiche und Staaten, in wie fern in diesem öffentlichen Rechte die gegenwärtig geltenden Bedingungen des innern Staatslebens dieser Reiche und Staaten enthalten sind." — Eigentlich ist wohl das was der Vf. hier positives Staatsrecht nennt, nur ein Aggregat von historischen Kenntnissen des Staatsrechts verschiedener Staaten. Eine wissenschaftliche Form desselben würde erst entstehen, wenn das positive Recht irgend eines Staats eine solche Autorität erhalten hätte, dass dessen positive Einrichtung die Grundlage in allen übrigen Staaten ausmachte, so wie dieses in Ansehung des römischen positiven Rechts der Fall gewesen und zum Theil noch ist. Bisher scheint das positive Recht eines jeden Staats ein für sich bestehendes Recht zu seyn. Eine allgemein positive Staatsrechtswissenschaft würde nur die allgemeinen positiven Grundsätze auffassen müssen, über welche alle Staaten bey Bestimmung der Rechtsverhältnisse ihrer Verfassungen einig wären. Indessen ist der Weg, den der Vf. gewählt hat, und die Erkenntnisse von dem Staatsrecht, welches in den verschiedenen Staaten gültig ist, allerdings der einzige, um dereinst zu einer allgemeinen Staatsrechtswissenschaft zu gelangen: so wie die ausgebreitetere Kenntniss der verschiedenen Privatrechte der verschiedenen Völker nach den vom Vf. (S. 77) davon gegebenen Ideen, der positiven Privatrechtswissenschaft eine ganz andere Gestalt geben würde. Denn da bisher römisches Recht allein für positive Rechtswissenschaft gilt, so würde man schon aus einer solchen Sammlung, als Hr. *P.* an der citirten Stelle vorschlägt, erkennen lernen, dass, was bisher als Axiom des positiven Privatrechts angenommen wurde, oft durch sehr einseitige Ansichten dazu erhoben ist, und dass in der Welt Umstände vorkommen können, die ganz andere Bestimmungen mit eben so viel Vernunft unter den Rechtsbegriff stellen können. Eine Betrachtungs-

tungsart, die wir jetzt fast bey allen positiven Rechtsuntersuchungen vermissen, und die wir nur in Hugo's Schriften, jedoch mehr als Kritik des natürlichen als des positiven Rechts gefunden haben. — Was indessen Hr. *P.* unter dem Titel einer positiven Staatsrechtswissenschaft liefert, ist mit Dank anzunehmen. Es ist eine historische Darstellung aller bekannten Staatsverfassungen unserer Zeit, woraus in der Folge einmal ein allgemeines positives Staatsrecht (welches nicht anders als dogmatisch seyn kann) erwachsen mag, zu dessen Abfassung es jetzt gewiss noch nicht Zeit ist. Des Vfs. Werk zerfällt in zwey Theile. Der *erste* giebt eine geschichtliche Uebersicht über die in Europa und America seit 40 Jahren ins öffentliche Staatsleben eingetretenen theils noch bestehenden, theils wieder erloschenen Verfassungen, wovon die Resultate sehr mühsam und genau in eine chronologische Ueberficht tabellarisch zusammen geordnet sind, wofür der Vf. grossen Dank des Publicums verdient.

Es ist eine Geschichte der Ideenentwickelung, welche ihre Macht in Hervorbringung der gegenwärtigen Staatsverfassungen gezeigt hat, wie hierzu die Britische Verfassung den ersten Anstoss gab, was in Nordamerica geschah und wie die dortigen Ereignisse auf die europäischen Völker wirkten, wie sich die Wirkungen davon in Frankreich, Polen, Italien, der Schweiz, den Niederlanden, Deutschland zeigten. Was die Rückwirkungen für Folgen hatten, und wie dadurch die Uebertreibungen wieder gemässigt und die Forderungen aufs Gerechte beschränkt wurden u. s. w. alles dieses findet man hier sehr schön historisch entwickelt – (S. 65 — 104). — Der *zweyte* Theil stellt den Inhalt der gegenwärtig geltenden schriftlichen Verfassungsurkunden der einzelnen Staaten *systematisch* dar, und giebt bey jedem Staate eine historische Einleitung ihrer Entstehung und Ausbildung bis auf die gegenwärtige Zeit. Er umfasst 1) Grossbrittannien; 2) die Nordamericanischen Freystaaten; 3) Frankreich; 4) die Niederlande; 5) Italien; 6) die Schweiz; 7) den deutschen Staatenbund; 8) die österreichische Monarchie; 9) Preussen; 10) Bayern; 11) Sachsen; 12) Hannover; 13) Wirtemberg; 14) Baden; 15) das Churfürstenthum, 16) das Grossherzogthum Hessen; 17) Holzstein und Lauenburg; 18) Luxenburg; 19) Sachsen-Weimar; 20) Sachsen-Gotha, Altenburg und Sachsen-Meinungen; 21) Sachsen-Hildburghausen; 22) Sachsen-Coburg-Saalfeld; 23) Braunschweig; 24) Nassau; 25) Lippe-Schaumburg; 26) Lippe-Detmold; 27) Waldek-Pyrmont; 28) Fürstenthum Lichtenstein; 29) die Grossherzogthümer Mecklenburg; 30) Schwarzburg-Rudolstadt; 31) die übrigen deutschen Staaten, als Oldenburg, Anhalt, Reuss u. s. w.; 32) die vier freyen Städte Deutschlands; 33) Dänemark; 34) Schweden; 35) Norwegen; 36) Russland; 37) Polen; 38) freye Stadt Krakau; 39) Türkey; 40) Griechenland; 41) Spanien; 42) Portugal; 43) Brasilien; 44) Spanisches America; 45) Hayti. — Man sieht, dass man hier die heterogensten Staatseinrichtungen und Verfassungen untereinander findet. Jede ist ihrem wesentlichen Charakter nach, aufgefasst; die Documente und Quellen woraus die Kenntniss davon geschöpft ist, sind bey jedem Staate citirt; so dass daselbst weitere Belehrung gesucht werden kann. Das Ganze dient zugleich zum kurzen Commentar der in dem ersten Theile (S. 109) dargestellten Uebersicht der schriftlichen Verfassungsurkunden.

Am Schlusse S. 665 werden folgende Resultate der geschichtlichen Forschungen des Vfs. über den Hergang in den letzten 40 Jahren in Ansehung der Organisation der Staaten zusammen gefasst. 1) Bis zum Jahr 1783 gab es in vielen Reichen und Staaten des europäischen Staatensystems Reichsgrundgesetze und Reichsstände; doch nur in Grossbritanien eine Verfassung im neueren Sinne dieses staatsrechtlichen Begriffs. 2) Mit der Bundesverfassung Nordamericas im Jahre 1787 und mit den in besonderen Verfassungen der 24 einzelnen Provinzen dieses Bundesstaates begannen die *schriftlichen* Verfassungsurkunden als Mittelpuncte des innern Staatslebens, und als öffentliche Unterlagen des in den Staaten geltenden Privatrechts, so wie der auf die Verfassung gegründeten Formen der Regierung und der Verwaltung. 3) Als Thatsachen der Geschichte erschienen seit dem Jahre 1791 31 schon wieder erloschene und 82 noch jetzt in Europa und *Amerika* bestehende Verfassungen, die älteren und neueren Verfassungs*entwürfe* ungerechnet. 4) Durch diese Umbildungen und Verfassungswerke der Staaten, unterscheidet sich die politische Welt unseres Zeitalters völlig von der politischen Welt des Alterthums, des Mittelalters und selbst der neuern Zeit bis 1783. Unverkennbar hat sich in diesen 31 erloschenen und 82 noch bestehenden Verfassungen ein ganz anderer politischer Geist ausgesprochen, als der, welcher sich *vor* dieser Zeit ankündigte. In diesen Verfassungen sind, neben vielen unleugbaren Verirrungen der Theorie in Einzelnen, doch unverkennbar die Versuche enthalten, dem öffentlichen Staatsleben eine rechtliche und eine feste Grundlage zu geben. Sie enthalten im Ganzen genommen, entschieden einen hohen Reichthum und die möglichste Mannichfaltigkeit der Formen des öffentlichen Rechts. 6) Im Einzelnen erscheinen diese Verfassungen bald als Grundgesetze für grosse Monarchien, bald für Republiken; bald als Grundverträge für Bundesstaaten; bald als Bundesacten eines Staatenbundes; bald als Beschlüsse souveräner Volksversammlungen; bald als Ausflüsse der Regenten-Souveränität; bald als Grundverträge zwischen Fürsten und Völker. 7) Ungeachtet dieser Verschiedenheiten der einzelnen Verfassungen bestehen sie doch als Grundgesetze eben so im öffentlichen Staatsleben der Reiche und Staaten neben einander, wie im europäischen und amerikanischen Staatensysteme unbeschränkte und beschränkte Monarchien, Staatenbunde und Bundesstaaten, democratische und aristocratische Republiken friedlich neben einander bestehen, oh-

ohne einander in ihrem politischen Daseyn zu gefährden: — 8) Einige dieser Verfassungen sind allerdings unter gewaltsamen politischen Stürmen ins öffentliche Staatsleben eingetreten, und namentlich diese sind fast sämmtlich wieder erloschen; andere sind aus der geschichtlichen Unterlage des politischen Lebens der Völker und Reiche, zum Theil als zeitgemäfse Fortbildungen ihrer früheren ständischen Verfassung hervorgegangen; sind, ohne öffentliche Erschütterung von den Fürsten gegeben und von den Völkern angenommen worden, und haben die Bedürfnisse gesitteter und in der Cultur und politischer Reife fortgeschrittenen Völker befriedigt. 9) Der grofsen Mehrheit nach sind die *bestehenden* Verfassungen der monarchischen Staaten, sämmtlich auf das sogenannte *monarchische* Princip gegründet; nur in den Verfassungen der Freystaaten in Europa und Amerika tritt zunächst das republicanische (der sogenannten Volkssouveränität) hervor, doch sehr verschiedenartig schattirt in den Verfassungen von Bearn und Fryburg, und in den Verfassungen von Vermont, Hayti und Columbia. — Nach einem aus den geschichtlichen Erfahrungen der letzten 30 Jahre hervorgegangenen politischen Dogma, aber wird sich keine Verfassung mit dem democratischen Princip und einer Monarchie zu behaupten vermögen, so wenig wie die in beiden Erdtheilen bestehenden Freystaaten ihre Verfassung auf die Unterlage des monarchischen Princips gründen konnten. — Was der Vf. hier als bewiesen durch die Geschichte darstellt, ist schon aus den Begriffen klar und eine Monarchie mit democratischen und eine Democratie mit monarchischem Princip sind *contradictiones in adjecto*.

(Der Beschlufs folgt.)

MATHEMATIK.

Leipzig, b. Fr. Fleischer: *Tafeln zur Verwandlung des Längen und Hohlmessers, so wie des Gewichts und der Rechnungsmünzen aller Hauptländer Europens* und dessen vorzüglichster Handelsplätze mit Rücksicht auf die für den europäischen Handel wichtigen Orte der übrigen Welttheile, neu berechnet von *Friedrich Löhmann*, Conducteur und Unterlehrer der Mathematik an der Königl. sächs. Militäracademie zu Dresden. *Erste* Abtheilung, die Tafeln der Fufsmaafse enthaltend. 1821. 4. 40 S. u. 13 S. Tabellen.

Auch unter dem Titel:

Tafeln der Fufsmaafse oder des Längenmaafses u. f. w. *Zweyte* Abth. die Tafeln *der Ellenmaafse* enthaltend. 1822. 48 S. u. 108 S. Tafeln.

Auch unter dem Titel:

Tafeln der Ellenmaafse u. f. w.

Der Titel ist auch französisch unter den Deutschen gedruckt, so wie das ganze Werk französisch und deutsch ist. Wir haben dasselbe recht zweckmäfsig und brauchbar eingerichtet, und so viel wir verglichen haben, keinen auffallenden Verstofs gefunden. — Die erste Abtheilung giebt zuförderst eine Ueberficht der Eintheilungen des Längen- und Flächenmaafses in verschiedenen Städten und Ländern sehr bequem, z. E. in Amsterdam, Antwerpen, Berlin, Bern u. f. w. Bey jedem Lande und Orte, der hier aufgeführt wird, sind die besondern Abweichungen jedesmal bemerkt. — S. 31 — 38 folgt eine Anweisung zum Gebrauch der nachfolgenden Tafeln, welcher eine Tafel zur Verwandlung des Duodecimal-Maafses in Decimaltheile, und umgekehrt und eine tabellarische Nachweisung mehrerer Orte, bey welchen die Fufsmaafse entweder gesetzmäfsig oder zufällig mehrern in den Tafeln berechneten ganz oder beynahe gleich sind, beygefügt ist. Hieran schliessen sich die Tafeln selbst, nach welchen sich leicht und übersichtlich in den ersten 3 die Maafse in den Hauptörtern von A — L, und in den letzten 3 von M — Z nach ihren Verhältnissen unter einander in Decimalbrüchen ergeben. — In der 2ten Abtheilung trifft man *zuerst* eine Angabe der in verschiedenen europäischen Staaten gesetzmäfsig eingeführten Ellenmaafse an, wie z. B. im Grofsherzogthum Baden, Königr. Baiern u. f. w.; hierauf aber eine *alphab. Angabe* aller in dieser Schrift aufgenommenen Ellenmaafse, welchen eine Erläuterung derselben und eine Anweisung zum Gebrauch der nachfolgenden Tafeln vorausgeschickt ist. Jene alphabetische Angabe liefert in 5 Columnen den Namen des Orts und Landes, des Ellenmaafses, seiner Gröfse nach altem franz. Maafs in Par. Linien, den Namen des Schriftstellers, nach welchem diefs Verhältnifs angenommen ist, und die Nachweisung (Hinweisung) auf diejenigen Orte in den Verwandlungstafeln selbst, wo man die Verwandlung dieser Ellenmaafse finden kann. Diese ausführlichen Verwandlungstafeln fangen von *Aleppo* an und gehen bis *Zürich*, und die einzelnen Abtheilungen derselben enthalten 1) *A* und *B*; 2) *B — F*. 3) *F — L*. 4) *L — P*. 5) *P — S*. 6) *S — Z*. und man kann aus ihnen das Erforderliche überall eben so leicht übersehen und finden, als auf den Tafeln der ersten Abtheilung, welche von ihnen aufserdem an Reichhaltigkeit der Oerter bey weitem übertroffen werden. — Wir glauben diese Tafeln daher mit Recht empfehlen zu können.

PHILOLOGIE.

Holm, in A. Wiborgs Verl.: *Lexicon manuale latino-svecanum et sveco latinum*, auctore *Haqu. Sjögren*, S. S. Theol. Dr. et Archipraepos. Vexon. etc. Ex altera editione auctoris emendatiori et auctiori denuo editum. 1814. 793 u. 253 S. gr. 8. (3 dän. Rbthlr.)

Von einer mehr ins Kurze zusammendrängenden, um nicht zu sagen, pressenden Einrichtung, als hier angebracht ist, hat doch Rec. noch kein Handwörterbuch der lateinischen und irgend einer lebenden Sprache gesehen. Vergleicht man z. B. dieses lat. schwed.

schwed. und schwed.-lateinische Lexicon mit *Schellers* lat. deutsch. und deutschlateinischem, dessen 2te Aufl. Leipzig 1796 hier zum Grunde zu liegen scheint: so hat doch allein der lat. deutsche Theil des Schellerschen Werkes über 3200 Spaltseiten in viel grösserem Formate, folglich über das Doppelte mehr, als der Sjögrensche, ob dieser gleich in ganzen Seiten, und nur der schwed. lateinische Theil in ge trennten Columnen gedruckt ist. Welche Ersparniss des Papiers und der Buchstaben hier aber auch statt findet; davon kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Rec. hebt aus jedem der beiden Theile nur einen Artikel aus, wie er beym Durchblättern ihm eben in die Hand fällt. Th. I. S. 660. *Spīna*, ae. f. a) *eg.* Tagg, Pigg. (*på törne*, *tistel* etc. b) Törke. c) Knota, Ryggrad. d) Pl. Swårigheter. a) *Paliurus* spinis *acutis*. Vg. *juniperi*, Pn. *animantes* spinis *hirsutae*, Cic. b) *Alba: indica*, etc. Pn. c) *Duplex*, Pn. d) *Differendi* Cic. Spineus, A. Af törke, taggig: *Vincula*, Ov. — nälis, e. *Medulla*." (Ein [Mcb., welches zufolge der voranstehenden Erklärung *Macrobius* heisst, ist nach der vorletzten Zeile dieses Artikels, weil es in der Letzten an Raum gebrach, eingeklammert.) Th. 2. S. 150. „*Tråda*, gradi; *efter*. Succedo; *för når*, *laedo*, vi\&lo; *ifrån discedo; in intro*; *i tjenest*, ineo munus; *nål immitto; på ens fida* sequi partes c: *under fötter con*, proculco, *åker aro*," (mit dem, weil es an Platz fehlte, erst in der folgenden Zeile ein- oder vielmehr ausgeklammerten Worte [renōvo. Man bemerke noch, dass die erste Zeile dieses Artikels mit dem Worte „*Tråd*, arbor" anfängt; weil man aber im Drucke fand, dass dieses doch allzu wenig für eine ganze Zeile sey: so fuhr man fort, das mit jenem Worte, ausser den Buchstaben, durchaus keine Gemeinschaft habende Zeitwort „*Tråda*, gradi u. s. w. unmittelbar hinter her in derselben Zeile folgen zu lassen.) Mehr oder weniger ist dieselbe compendiarische Form durch das ganze Buch angebracht, nur dass sie nicht bey jedem einzelnen Worte in gleichem Grade auffällt. Es ist augenscheinlich, dass, zumal bey Kindern und jungen Leuten, ein wahres Studium dazu gehört, um nur erst zu lernen, wie sie es anzufangen haben, damit sie dieses Handwörterbuch benutzen können. Zwar ist zu diesem Behufe nicht nur eine Anweisung zum Gebrauche des Lexicons vorgedruckt, sondern es folgen auch noch zwey Claves, deren erste zur Enträthselung der gebrauchten einzelnen Buchstaben (z. B. a q — ab aliquo; a q. re — ab aliqua re u. s. w.) dienen soll, die andere aber ein alphabetisches Verzeichniss, nebst einer Erklärung der abbreviirten Namen der citirten Schriftsteller, enthält und worin überdiess noch eine Anleitung gegeben wird, die Verschiedenheit dieser Auctoren aus den beygefügten Zahlen (1. 2. 3. 4.), ob sie nämlich in das goldene, silberne, erzene oder eiserne Zeitalter gehören, auch andere ihrer Eigenschaften aus einzelnen Buchstaben, z. B. A — Antiquus; b — bonus (scil. pro sua aetate; C — Comicus etc. etc. kennen zu lernen. Auch *Scheller* u. a. haben sich ähnlicher (im Allgemeinen freylich nicht ganz zu vermeidender) Abbreviaturen bedient; aber wie viel seltener, wie viel unterscheidender und bestimmter, wie viel leichter zu verstehen und zu behalten sind sie nicht! Rec. ist seiner Seits davon überzeugt, dass junge Anfänger, und für Solche ist das vorliegende Werk ausdrücklich bestimmt, dass Knaben von 10. 12 bis 14 Jahre schon eine nicht alltägliche Fähigkeit und Empfänglichkeit besitzen müssen, wenn es nicht ihren Muth und ihre Geduld übersteigen soll, von diesen vorgesetzten Erleichterungsmitteln ihrem Zwecke gemäss den rechten Gebrauch zu machen. Ohne bey den meisten Wörtern, die von ihnen, um sie kennen und verstehen zu lernen, nachgeschlagen werden, auch noch die voranstehenden Claven und andere Anleitungen ein paar Mal nachzuschlagen, dürften sie schwerlich, selbst bey längerer Uebung, das nöthige Licht finden. Welcher Zeitverlust! und welche Prüfung der Geduld. Uebrigens erfordert es die Gerechtigkeit, anzuerkennen, dass dieses Lexicon, besonders der lateinisch schwedische Theil desselben, den Grad von Vollständigkeit hat, den solches als Handwörterbuch nur immer haben kann; dass es mit allem Fleisse, mit grosser Sorgfalt und einer bis in das Kleinste gehenden und für den einigermaassen Geübten nichts zu wünschen übrig lassenden Genauigkeit ausgearbeitet ist; und dass sich dessen auch Andere ausserhalb Schweden, wenn sie der schwedischen Sprache nur ein wenig kundig sind, zu ihrer weiteren Vervollkommnung in dieser Sprache mit Nutzen bedienen können. Hierzu wird selbst die *Zugabe*, die sich am Ende des 2ten Theils S. 179—259 befindet und die der Vf. mit den Worten überschrieben hat: „*Vocabula latina usus rarioris, quorum plenaque sunt, antiquae quidem auctoritatis, sed ut plurimum minus probatae, Suecice versa, et mantissae vel supplementi loco, Lexico manuali, ordine alphabetico, subjuncta*, ab Auctore" etc. das Ihrige beytragen. Dahin gehört z. B. „Acinaticium, n. *Baerwin*, *skönt win* Csd. „(Beerenwein, trefflicher Wein) Cassiodorus. V, b. Varius (argumento), bonus (sc. pro sua aetate.) „Acratophōrum, n. sc. *vas Flaska til obemaengt win* (Flasche zu unvermischtem Weine), Cic. u. s. w. Es bedarf nach allem diesem kaum noch der Bemerkung, dass Rec. das Handwörterbuch selbst empfiehlt, aber gleichwohl den Wunsch nicht unterdrücken kann: es möge bey neuen Auflagen desselben, die gewiss zu erwarten sind, auf obige Ausstellungen diejenige Rücksicht genommen werden, welche man der heranwachsenden Jugend, um ihr das an sich schon schwere Geschäft, eine todte Sprache gründlich zu lernen, nicht noch mehr zu erschweren, schuldig ist. Für geübte Wissenschaftsmänner sind Schwierigkeiten, wie die berührten, leicht zu überwinden; aber gerade diese nehmen zu ihrer Fortbildung nicht eben ihre Zuflucht zu einem solchen Handwörterbuche.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1824.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Hinrichs: *Die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit*, dargestellt von *Karl Heinr. Ludwig Pölitz* — u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der *fünfte* und *letzte* Theil behandelt I. das *praktische Völkerrecht*. Der Vf. will es 1) lieber das *praktische* als das *positive* Völkerrecht genannt wissen, (S. 6) „weil es keinen Codex *positiver* Rechte und Gesetze giebt, über deren Befolgung die Völker und Staaten gemeinschaftlich sich vereinigt hätten, und für deren Aufrechterhaltung ein rechtlich bestimmter Zwang Statt fände." Beides scheint aber kein Grund zu seyn, dem Völkerrechte das Beywort des *positiven* zu entziehen. Denn wenn gleich kein Codex des Völkerrechts existirt, dessen Autorität die Staaten anerkannt hätten; so existiren doch allerdings Grundsätze und Gesetze, worüber sie sich vereinigt, und die Systeme des Völkerrechts, welche Gelehrte daraus verfertigt haben, sind nur in so fern etwas werth, als sie ausschliesslich solche Gesetze aufgenommen haben, worüber sich die europäischen Mächte vereinigt und gelegentlich deren Anerkennung bestimmt und feyerlich ausgesprochen haben. Auctoren von welchen bekannt ist, dass sie dergleichen Sammlungen mit Gelehrsamkeit und Gewissenhaftigkeit angestellt haben, werden daher auch oft als Auctoritäten citirt, wie Grotius, Vattel, Barbeyrac u. s. w. nicht als ob diese selbst als Gesetzgeber anerkannt würden, sondern weil sie sich den Ruf richtiger Kenntniss solcher Gesetze erworben haben, welche die Staaten allgemein anerkannt haben. Nie wird man dem Common Law in England das Beywort positiver Gesetze absprechen, ob es gleich keinen Codex der darin enthaltenen Gesetze giebt. Denn die systematische Zusammenstellung derselben durch Privatpersonen, gilt nicht als gesetzlicher Codex. Eben so wenig kann ihm das Predicat positiver Gesetze deshalb abgesprochen werden, weil kein Zwang für sie organisirt ist. Denn ein Recht bleibt immer Recht, wenn gleich kein Mittel vorhanden ist, zu demselben zu gelangen. Und da der Vf. in *dem Kriege* ein solches Zwangsmittel erkennt: so fehlt es ihm auch nicht einmal, ob gleich diese Art des Zwanges in rechtlicher Hinsicht unter die unvollkommensten Arten gehören mag. — Auch scheint es nicht genügend, wenn der Vf. das gegenwärtig geltende Völkerrecht nicht mehr ein Europäisches genannt wissen will, weil es auch in Amerika anerkannt werde. Denn so wie das Römische Recht immer noch das Römische Recht heisst, ob es gleich von vielen andern Völkern angenommen ist; weil es von den Römern zuerst ausgebildet worden, so kann auch wohl das jetzige Völkerrecht das *Europäische* heissen, weil es in diesem Welttheile seinen Ursprung erhalten hat, mag es auch nach und nach in allen Welttheilen angenommen werden.

Die Abhandlung des Völkerrechts selbst wird in drey Hauptabschnitte getheilt, wovon der *erste* überschrieben ist, Darstellung des in der Gegenwart praktisch bestehenden Systems der christlichen und gesitteten Völker und Staaten; nach seiner Grundlage und nach seiner Ankündigung in einzelnen praktischen Formen; der *zweyte* stellt das Recht der Völker gegen einander in Friedens-, der *dritte* eben dasselbe in Kriegszeiten dar.

Im *ersten* Abschnitte wird zuerst die Idee *des politischen Gleichgewichts* erörtert, wobey Rec. gewünscht hätte, der Vf. hätte noch länger bey der Deduction verweilt, dass die Ausführung dieser Idee das einzige Mittel sey, einem positiven Völkerrechte Nachdruck oder Realität zu verschaffen, und dass eben deshalb diese Idee, die Billigung der Vernunft und an die Spitze der Politik der Staaten, als Hauptprincip gesetzt zu werden verdient. Unterdessen erhält doch diese Idee durch des Vfs. Erörterungen viel mehr Licht, als in welchem es bisher von den Parteyen gesehen worden ist, und auf dem hier eingeschlagenen Wege wird man endlich zu der klaren Einsicht gelangen, was das politische Gleichgewicht sey, und weshalb die Völkerpolitik dasselbe zur Grundlage machen muss. Denn obgleich nicht zu leugnen ist, dass Eigennutz und Herrschsucht den Hauptantheil an der Verletzung desselben bisher gehabt haben, und diese Leidenschaften unter den Souveränen schwerlich aussterben werden, so ist doch auch gewiss, dass selbst diese Leidenschaften nicht eine gegen das System der Staaten so feindliche Richtung genommen haben würden, wenn die Diplomaten recht deutlich begriffen hätten, dass sie durch Verletzung desselben zugleich in ihren eignen Eingeweiden wühlten, und sich dadurch ein früheres oder späteres Unglück zubereiteten. — Ob ein politisches Gleichgewicht unter den Staaten von Europa vorhanden sey, und was daran noch fehle, kann aber

aber nicht anders gefunden werden, als nach der Idee: ob in dem Systeme der Staaten eine solche Verbindung herrscht, dass jedem Versuche das anerkannte Recht eines Staates zu verletzen, eine Macht gegenübersteht, welche ein grosses Interesse dabey findet, dass ein solches Unrecht nicht geschehe, und welche so stark ist, dass der, welcher die Versuchung zur Verletzung fühlt, durch die Furcht vor dem Gegengewicht von der Ausführung seiner ungerechten Unternehmung abgehalten wird. — Wie sich ein solches Gleichgewicht in Europa gebildet, und wie es häufig wieder zerstört worden ist, zeigt der Vf. sehr gut aus der Geschichte. Der zweyte Gegenstand dieses Abschnitts ist die historische Darstellung des gegenwärtigen Systems der Staaten in Europa und Amerika.

Der *zweyte* Abschnitt stellt die praktischgeltenden Grundsätze des Rechts und der Klugheit in dem gegenseitigen Verkehre der christlichen und gesitteten Völker und Staaten dar, und es wird daher 1) von den ursprünglichen und 2) von den erworbenen Rechten der Völker gehandelt. — Die Lehre von den ursprünglichen Rechten der Völker gehört zwar ganz in das allgemeine philosophische Völkerrecht; das positive Recht setzt sie als gültig und anerkannt zum Voraus; nur über die Zeichen ihrer Anerkennung und die Folgerungen aus den Begriffen der ursprünglichen Rechte wird eine Vereinigung nöthig seyn. — So z. B. möchten wohl wenig Staatsphilosophen dem Vf. einräumen, dass aus dem ursprünglichen Rechte der Selbsterhaltung des Staats das Recht desselben fliesse, seinen Mitgliedern den Austritt aus dem Staate und den Eintritt in fremde Dienste zu verwehren. Wäre dieses wirklich dem Urrechte zuwider, so dürfte auch kein Staat die Auswanderung erlauben, denn seinem Urrechte kann Niemand entsagen. Ob den Bürgern die Auswanderung und der Eintritt in fremde Staatsdienste verboten werden solle, ist lediglich ein Problem für die Staatsklugheit; welche freylich allemal daneben zu untersuchen hat, ob ihr gewähltes Mittel auch unter die Rechtsform passe.

Eben so wird man sich wundern S. 96 das Recht auf die angrenzenden Meerestheile als von dem Urrechte abgeleitet oder gar zu demselben gehörig aufgeführt zu finden, da dasselbe von so veränderlichen Umständen bestimmt wird, dass es z. B. vor Erfindung der Kanonen ein ganz anderes war, als nach dieser Epoche, und sich leicht noch mehr erweitern kann, wenn dereinst Instrumente erfunden werden, welche die Macht eines Staats noch weiter ausdehnen als Kanonenschüsse reichen. — Ueberhaupt scheint es, dass daraus, dass der Vf. unter der Rubrik der Urrechte, Rechte, deren Inhalt erst durch zufällige Umstände bestimmt wird, aufführt, mancher Missverstand entstehen muss. Es rührt dieses daher, dass er annimmt, Völker könnten nur durch Verträge Rechte gegen andere Völker erwerben. Allein wenn man auch zugiebt, dass Völker *von* einander nur durch Verträge Rechte erwerben können; so können sie doch *gegen* dieselben Rechte ohne Verträge erwerben, und was der Vf. unter der Rubrik *Urrecht* aufführt, sind fast lauter erworbene Rechte. — Der schwierigen Lehre von den Staatsverträgen hat der Vf. manches neue Licht verschafft. Rec. ist der Meynung, dass dieses noch in einem höheren Grade geschehen könnte, wenn man dabey noch mehr auf die Natur der Vertrag schliessenden Subjecte Rücksicht nähme, und der Betrachtung grössere Aufmerksamkeit schenkte: dass, wenn die Vertragschliessenden, Staaten sind, auch deren Interesse allein dabey wahrzunehmen ist, und dass daher Staatsverträge, die das wesentliche Interesse derselben vernichten, eben so wenig gültige Verträge seyn können, als Verträge unter Individuen, welche die wesentlichen Interessen des einen oder des andern zu vernichten zum Gegenstande haben: Da ferner in jedem Vertrage gewisse Bedingungen enthalten sind, die nicht ausgedrückt zu werden brauchen, sobald sie schon im Begriffe liegen; so ist es auch nicht nöthig, besondere Ausnahmen für die Fälle zu machen, wo der Vertrag nicht gelten soll, denn die Fälle müssen sich von selbst verstehen, weil sie aus dem Begriffe des Vertrags fliessen. Unter solchen Bestimmungen wird man auch des *Nothrechts* nicht bedürfen; denn, wenn die Vernunft erklärt, dass in einem bestimmten Falle die Verbindlichkeit aufhört; so folgt das Recht, sie nicht zu erfüllen, von selbst. Wo aber die Verbindlichkeit nach der Vernunft bleibt, da kann nie ein Recht entstehen, sie zu verletzen.

Das Recht im *Kriege*, welches im *dritten* Abschnitte (S. 188 ff.) geliefert wird, bleibt immer ein höchst unsicheres Recht, selbst der Theorie nach, da die Rechtsverbindlichkeiten des einen Gegners so sehr von dem Benehmen des andern *bestimmt* werden, indem im ausserbürgerlichen Zustande, die Nichtachtung meines Rechts mich auch zur Nichtachtung des Rechts des andern berechtigt, und ein anderer in solchem Zustand nie verlangen kann, dass ich sein Recht achte, wenn er das meinige verlezt. Indessen ist es immer schon interessant, zu bemerken, wie gesittete Völker auch in diesem Zustande eine gemeinsame Anerkennung gewisser Rechte, selbst wenn sie in dem feindseligsten Zustande gegen einander begriffen sind, möglich zu machen gesucht haben, und die Entwickelung dieser Grundsätze gehört unstreitig zu einer Wissenschaft, welche der Verfasser vorträgt. —

Ausser dem praktischen Völkerrechte enthält dieser letzte Theil noch II. die *Diplomatie* (S. 251 — 322) und III. die *Staatspraxis*. (S. 323 — 339). So enthält also dieses nützliche Werk den ganzen Umfang der Staatswissenschaften, und giebt denen, welche sich ernstlich damit beschäftigen wollen nicht nur die Hauptresultate der bis auf unsere Zeit fortgesetzten Forschungen in demselben; sondern enthält auch eine gute Anweisung, wo die Hülfsmittel und Quellen zu finden sind, aus welchen man einen ausführlicheren Unterricht über die interessanten Ge-

Gegenstände, welche hier nur kurz abgehandelt sind, verschaffen kann.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Brandenburg, b. Wiesike: *Klinischer Commentar über die Behandlung der Wasserscheu.* Eine Denkschrift des Ritter *Val. Ludw. Brera.* Aus dem Italienischen übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet, von *J. L. J. Meier*, Physicus und pract. Arzt zu Brandenburg. 1822. VIII und 103 S. 8.

Brera benutzte die Gelegenheit, da im J. 1804 dreyzehn Menschen von einem wüthenden Wolf gebissen, und von der Wasserscheu befallen wurden, Beobachtungen über den Verlauf und die Heilart dieser furchtbaren Krankheit anzustellen, und theilte sie zuerst im 18ten Theil der Verhandlungen der Ital. Societät der Wissenschaften zu Modena mit, aus welchen sie im J. 1820 besonders abgedruckt wurden. — Von den dreyzehn gebissenen Personen waren einige leicht, andere sehr schwer verwundet; die ersteren starben dessen ungeachtet; einer starb erst nach zehn Monaten an der Wasserscheu, ein anderer nach fünf und einem halben Jahre, wüthend, aber ohne wasserscheu zu seyn, und dieser könnte desshalb wohl unter die Geheilten gerechnet werden. Die lange Eiterung der Wunden, und die Cauterisation derselben verhinderte den Tod nicht; bey vier geretteten Individuen wurden die Wunden nicht cauterisirt, und vernarbten früh. Vermehrte Secretion des Schweisses, Harnes und Speichels waren nicht kritisch; bey einem Individuum, wurde die Neigung die Umstehenden zu beissen bemerkt; ein anderes genass, trotz dem, dass Traurigkeit und der höchste Grad von Melancholie, als Folge der Erinnerungen an die durch die Wasserscheu, unter seinen liebsten Anverwandten angerichteten Verheerungen, und die Furcht selbst von ihr befallen zu werden, sich gänzlich seiner bemächtigt hatten. Die meisten starben unter Convulsionen, zwey soporös und zwey ganz ruhig, bey einem zeigte die Section eine Entzündung des Rückenmarks. Opium, Moschus, Canthariden, Ammonium, Queckfilber, Kampfer und Schwefelsäure waren ohne Erfolg. Die Genesenen bekamen Belladonna in sehr grossen Gaben (in 43 bis 47 Tagen, 7½ bis 8 Unzen!) welche allgemeine Schwäche, Schwindel, Verdunkelung des Gesichts, und endlich temporäre Blindheit hervorbrachte. — Gewiss hat sich Hr. *M.* durch die Mittheilung dieses interessanten kleinen Werkes verdient gemacht. Seine Anmerkungen vergleichen die obigen Erfahrungen mit früheren, und sind in so fern als ein lehrreicher Commentar zu denselben zu betrachten.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Esslingen, gedr. b. Seeger: *Predigten auf alle Sonn-, Fest- und Feyertage des Jahrs, nebst andern Reden, kirchlichen Handlungen* u. s. w. Von *D. J. F. Bahnmaier*, Decan in Kirchheim. Herausgegeben zum Besten des Diöcesanschul-Hülfsfonds der Kirchheimer Diöcese. 1823. X u. 278 S. gr. 8.

Schon der auf dem Titel angegebene Zweck mag die Herausgabe dieser Vorträge rechtfertigen. Nicht minder löblich sind aber auch die Gründe, die der achtungswürdige Vf. für diese öffentliche Mittheilung seiner Amtsarbeiten in dem Vorworte angiebt, nämlich um sowohl seiner Gemeinde, als auch seiner Gattin und Kindern, wenn er einst von ihnen geschieden seyn werde, ein Denkmal zu hinterlassen, das sie an die Hauptwahrheiten und Haupterfahrungen erinnern könne, die dem Gatten und Vater für sein Leben vorzüglich wichtig und heilsam geworden sind. Schwerlich kann bey solchen Gründen die Kritik wider die Erscheinung dieser Predigten etwas einzuwenden haben, die, wenn sie auch nicht gerade vollendete Meisterwerke, doch im Ganzen sehr gut gelungene Beyträge zur christlichen Erbauung und es daher wohl werth sind, auch in einem grössern Kreise, als dem sie zunächst bestimmt waren, freundlich aufgenommen und dankbar benutzt zu werden. Hr. *B.* zeigt sich in ihnen als ein Mann, dem die Sache des thätigen Christenthums wirklich am Herzen liegt, und man darf nur lesen, was sein Vorwort namentlich an seine Zuhörer gerichtet, sagt, um sich nicht nur von dem redlichen Wohlmeinen des Vfs., sondern auch davon zu überzeugen, dass es eine bewährte Einsicht sey, die bey seinen Kanzelvorträge ihn leitet. Rec. kann sich nicht enthalten, die hieher gehörige Aeusserung des Vfs. hier mitzutheilen, auch darum nicht, weil sie eine anderweitige Würdigung des Geleisteten erspart. „Ich habe — sagt der Vf. — so oft ich *Euch* predigte, immer *mir selbst* vor allen gepredigt, auch darum, weil ich fand, dass die Mängel, Schwächen, Fehler, Leiden, Bedürfnisse der Menschen in der Hauptsache bey aller Verschiedenheit der Lagen und Stände, die ihnen eine verschiedene Gestalt giebt, doch ungemein viel Aehnliches haben, so dass *der* selten fehlgreift, welcher von der eigenen Erfahrung ausgeht, dabey Beobachtungen über fremde Erfahrungen zu sammeln nicht vernachlässigt und dann die evang. Wahrheit, in welcher er selbst den Heil- und Freudenquell für sich gefunden hat, hingiebt, wie sie ihn selbst zurechtgewiesen, beschämt, aufgerichtet, getröstet und gestärkt hat, je nachdem er es bedurfte. So wie uns Prediger Gottes Wort und das Gewissen mahnt, es mit uns selbst genau zu nehmen und die menschliche Thorheit und Sünde aufzusuchen in den verborgensten Winkeln unseres Herzens und Wandels, so wird der Prediger allerdings bey dieser Weise, dasselbe auch bey andern thun müssen, wenn er seinen Nächsten liebt, wie sich selbst und darum wünscht, dass auch keiner der Zuhörer unter der trostlosen Sclaverey der Sünde und Thorheit bleibe, sondern alle sich emporringen zur seligen Freyheit der Kinder Gottes. Die Erfüllung dieser Pflicht der Liebe wird nun allerdings, wenn sie auf

auf Lieblingsneigungen trifft, demjenigen Zuhörer, welcher ihrer noch nicht los ist, so *beschwerlich*, als es dem Prediger selbst werden muss, von Fehlern und Sünden zu predigen, deren er sich (selbst) bewusst ist, und welche abzulegen er sich noch nicht ernstlich entschlossen hat. Wir können nun aber in Gottes Namen nicht anders, als uns selbst und unsern Zuhörern oft beschwerlich werden, wenn es mit uns und ihnen besser werden soll, so wenig als die Aerzte mit den, bekanntlich auch nicht immer lieblich schmeckenden Arzneyen, die sie — sich selbst und andern verschreiben. Wie deswegen jeder vernünftige Kranke, ohne Umstände den Arzt, als einen Quacksalber von hinnen schicken würde, der ihm für schwere Krankheit nichts als süsse Säftchen, und immer wieder Säftchen verschreiben würde, so hatte wohl ein redlich Gemüth unter euch nicht Unrecht, zu sagen: „Ich kann die Prediger nicht leiden, die mir nie beschwerlich werden." — Allerdings thuts das Bittre *allein* auch nicht, auch Honig und Oel und Wein auf die Wunden des Herzens an der rechten Stelle, dürfen nicht fehlen. Dass sie fehlen in diesen Vorträgen, das sollt ich nicht fürchten dürfen, — weil ich mir bewusst bin, sie selbst für mein Herz gebraucht zu haben, und meinen lieben Zuhörern nichts verhalten zu haben glaube, was mir selbst wohl that." Wenn nun die in dieser Stelle mitgetheilten Ansichten die unleugbar richtigen sind, so bedarf es zur Empfehlung der nachstehenden Vorträge kaum etwas mehr, als der Versicherung, dass der Vf. in ihnen jene Ansichten wirklich festgehalten und befolgt habe. Ueberdiess wird man die Herzlichkeit nicht verkennen in jenen Worten, und eben dieselbe findet man auch in den Predigten selbst wieder. Dass die Diction hin und wieder etwas ausgebildeter seyn könnte, wird nach dem Angeführten dem Leser gleichfalls schwerlich entgehen können; und wenn wir mit Grund versichern dürfen, dass in den Vorträgen selbst in Ansehung dieses Punctes noch manches zu wünschen übrig bleibt, so liegt darin zugleich der Beleg zu unserm Urtheil, nach welchem wir diese Predigten, bey allem Guten und Empfehlungswürdigen, das sie enthalten, dennoch nicht für vollendete Meisterwerke können gelten lassen. Ein anderer Grund zu diesem Urtheil bietet sich uns in der unmäsigen Länge und Breite der Hauptsätze dar. Z. B. am Andreastage: *wie greifen wir es an, dass der Gedanke: „all unser Arbeiten ist ein Arbeiten für Menschen," wie den Jüngern im Evangel. also auch uns ein lieber und wichtiger Gedanke werde.* Oder am 2. Adv. *Der Herr wird wieder kommen zum Gerichte, aber die Zeit unsers Erscheinens vor seinem Gerichte soll uns unbekannt seyn und bleiben, bis dass er kommt. Das (: das) ist eine zuverlässige Wahrheit, über welche unzufrieden zu seyn wir durchaus keine Ursache haben.* Ferner am Neujahrstage: *wie wir als Christen, nach dem Vorbilde unsers Herrn, die Rücksicht auf unser eigenes Wohl und* (auf) *das Wohl unserer Familien in Verbindung setzen sollen, mit der Rücksicht auf das Wohl unsers lieben Vaterlandes* und *auf das Wohl der ganzen Christenheit und Menschheit.* Fast durchgängig leiden die Themata an diesem Fehler, der eben so sehr der Fasslichkeit, als der Behaltbarkeit schadet, und immer eine gewisse Unbehülflichkeit des Redners verräth. An ein gewisses Zeitmaass scheint sich unser Vf. nicht zu binden; und das ist an sich recht und gut. Aber eine gewisse Mitte sollte doch gehalten und nicht, wie es hier geschieht, einige Predigten auf wenigen Seiten abgefertigt seyn, während andre den Raum von mehr als einem ganzen Bogen ausfüllen. Unter den „andern Reden und kirchlichen Handlungen," deren auf dem Titel gedacht worden, ist uns besonders „der Empfang eines neuen Predigers" aufgefallen. Damit hat es nämlich folgende Bewandniss: Ein neuer Prediger soll festlich in seiner Pfarrwohnung empfangen werden. Seine Ankunft verzieht sich bis zum späten Abend. Hr. *B.* der gerade gegenwärtig ist, auch die Investitur zu verrichten hat, schlägt vor, *die Kirche* in aller Geschwindigkeit zum Empfange zu bereiten. Es werden 2 Lichter auf den Altar, 2 auf die Orgel, 2 auf die Emporkirche gesetzt — eine doch immer sehr schwache Beleuchtung. Hr. *B.* stellt sich an den Altar, geht dem ankommenden Prediger mit Händedruck und Bruderkuss (!!) entgegen, lieset einen Liedervers, weil es an Gesangbüchern und hinlänglichem Licht fehlt, zeilenweise vor. Die Gemeinde singt nach. Es wird eine, sehr passende, Anrede an den angekommenen Amtsbruder gehalten u. s. w. Rec. verhehlt nicht, dass, obgleich er nicht in Abrede seyn will, dass die Handlung könne Eindruck gemacht haben, sie ihm doch etwas theatralisch vorkommt. Ueberhaupt scheint Hr. *B.* bey dieser Gelegenheit etwas zu viel gethan zu haben. Denn statt es am Investiturtage bey der sehr zweckmäsigen Predigt und Altarrede bewenden zu lassen, bestellt er auch noch Nachmittags um 3 Uhr die liebe Schuljugend abermals in die Kirche und hält — nicht etwa eine Katechisation, sondern abermals eine Rede; und zwar trifft er solche Anordnung aus dem Grunde, damit, wenn Nachmittags nichts geschähe, die Gemeinde nicht auf den Gedanken kommen sollte: „Jetzt sitzen die Pfarrer zusammen und lassen sichs wohl seyn"! Das Sprüchelchen: *omne nimium nocet* verdient in solchen Fällen Berücksichtigung.

Die Predigten sind den Herren D. D. *v. Bengel, Wurm, Steudel* von dem Vf. als seinen ehemaligen Kollegen an der theologischen Facultät in Tübingen zugeeignet. Der Druck könnte gefälliger fürs Auge seyn. Wie uncorrect er ist, beweiset das 3 Seiten lange Druckfehler-Verzeichniss, das sich noch erweitern liesse.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1824.

KIRCHENGESCHICHTE.

Augsburg, b. Bolling: *Versuch einer Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts*, herausgegeben von *Philip Jacob von Huth* zu Desendorf. *Erster* Band vom J. 1700 — 1750. XII u. 684 S. 1807. *Zweyter* Band von 1750 — 1800. X u. 778 S. nebst einem Register der merkwürdigern Sachen von 28 S. 1809. 8.

Dieses in Norddeutschland noch sehr wenig bekannte Werk verdient Aufmerksamkeit, auch in so fern als durch dasselbe manche Nachrichten über die protestantische Kirche in das Publicum kommen, für welche es zunächst bestimmt ist. Man hat in Zeitblättern die verwundernde Bemerkung gelesen, dass aus der römisch-katholischen Kirche noch keine Geschichte der protestantischen hervorgegangen sey, aus dieser aber viele von jener. Aber darüber hätte man sich nicht zu verwundern. Denn während der grössere Theil der römisch katholischen Geistlichkeit uns Protestanten nur als Ketzer, unsere Kirchen als verdammenswerthe Sekten betrachtet: können selbst liberalere Glieder jener Geistlichkeit die Zustände unserer Kirchen nicht so schildern, wie sie wirklich sind, ohne sich bey den Ihrigen Verdacht, Verdruss, Strafe zuzuziehen; sich nach Erziehung und Ansicht auch wirklich kaum ganz in diese Zustände versetzen, um der Unparteylichkeit Genüge zu thun; statt dass unsere Geschichtsforscher, nach der christlich-toleranten Gesinnung, welche in unserer näheren Verpflichtung zur Bibel liegt, *sine ira et studio* die Geschichte der gesammten christlichen Kirchen in allen Jahrhunderten verfolgen können, und selbst den Forschern in der römisch-katholischen Kirche Genüge thun müssen. Denn wer dürfte verkennen, dass alles Bedeutende, was seit hundert Jahren für Kirchengeschichte geleistet worden ist, aus der deutschen, lutherischen Kirche hervorging, so wie denn Bd. I. S. 503 der Fleiss der lutherischen Gelehrten für Kirchengeschichte ausdrücklich anerkannt wird.

Der schon 1813 verstorbene Vf. dieses Werks hat also denn doch fast zuerst auf die andern christlichen Kirchen neben der Römischen in seinem Geschichtsbuche solche Rücksicht genommen, und es auch um so eher gekonnt, ohne sich Ungelegenheit zuzuziehen; indem er entweder aus der Fortsetzung von Fleury referirt, so Bd. II. Abschn. VIII. über den „Starrsinn, womit die reformirten Bürger von *Diersdorf* ihrer Landesherrschaft begegnet," als nämlich *Joseph Ludwig* Graf von *Neuwied* 1750 dort den Katholiken ein Bethaus, und 1752 den Kapucinern ein Hospiz errichten wollte, und 1757 über die Vorfälle zu Worms u. s. w., und indem er viele andere Nachrichten aus *Bougine's* bekannter litterarischer Compilation giebt. Ueberhaupt nennt der Vf. sein Werk (Bd. I. S. 92) selbst *Annalen*, und sagt: dass er eine Fortsetzung von *Ducreux* liefern wolle. Das auch unter uns nicht eben gangbare, ohne *D's.* Namen erschienene Werk führt den Titel: *Les siècles chrétiens, ou l'histoire du christianisme dans son établissement et ses progrès* (*Par.* 1775 — 1777 in 9 und ebendas. 1787 in 10 Bänden, ist auch von *Rautenstrauch* und *Fischer* ins Deutsche übersetzt worden. Wir geben zunächst die Uebersicht der Abschnitte, in welche unser Vf. seine Materialien vertheilt hat. *Erster* Band; I. Politische Verfassung der Staaten in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. II. Römische Päpste vom Jahre 1700 bis 1750. III. Die Klerisey des achtzehnten Jahrhunderts. IV. Neue bischöffliche und erzbischöffliche Stühle. V. Ordensstände und Klöster dieses Zeitraums. VI. Fortpflanzung des katholischen Glaubens in diesem Zeitalter. VII. Damaliger Zustand des Christenthums in Paraguay. VIII. Verfolgung der Katholiken durch Heiden und Ungläubige. IX. Streithändel der Theologen in scholastischen Gegenständen. X. Missverständniss in Beziehung auf die Landesgebräuche von China. XI. Sektenstifter. — Erneuerer alter Ketzereyen und Irrthümer. XII. Händel, welche der Lehre Jansens wegen auf Veranlassung des N. T. Quesnels entstanden. XIII. Anlässe zur Misshelligkeit zwischen den Fürsten des Staates, und den Vorstehern der Kirche. XIV. Synoden zwischen den Jahren 1700 und 1750. XV. Kirchenzucht. — Kirchliche Gebräuche und Gewohnheiten dieses Zeitraums. XVI. Anbau der Wissenschaften des geistlichen Fachs. XVII. Aufgeklärte Kirchenprälaten. — Berühmte Schriftsteller im geistlichen Fache. XVIII. Sittlichkeit der Menschen im achtzehnten Jahrhundert. XIX. Die griechische Kirche insgemein, und die Unirte insonderheit. XX. Die von Rom getrennte Griechenkirche. XXI. Zustand der protestantischen Kirchen, welche ihre Dogmenlehre auf die Confession von Augsburg gründen. XXII. Kirchliche Gemeinden, welche durch die sogenannte Glaubensrei-

reinigung entweder entstanden oder doch befördert worden. XXIII. Gotteslängner. — Andere Ungläubige dieser Zeiten. XXIV. Sonderbare Vorfälle dieses Zeitraums. XXV Wachsthum der Künste und Wissenschaften im achtzehnten Jahrhundert. XXVI. Gelehrte Männer, die zwischen den Jahren 1700 und 1750 gelebt haben. XXVII. Begriffe vom Ahnenadel. — Stiftung neuer Ritterorden. XXVIII. Fürsten und Könige der ansehnlicheren Völker dieses Zeitraums. XXIX. Uebersicht und Beurtheilung der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts. XXX. Herstellung einiger zur Beleuchtung der Geschichte dienlichen Chronologien. *Inhalt* des *zweyten* Bandes. I. Politische Lage der vornehmern Staaten. II. Römische Päpste zwischen Jahren 1750 und 1800. III. Zustand der Klerisey. IV. Errichtung bischöflicher Stühle. Fulda ein Bisthum. V. Ordensstände und Klöster dieses Zeitraums. VI. Schicksale der Jesuiten. Ihre Vertreibung aus einigen Staaten. Aufhebung des Ordens. VII. Anstalten für die Ausbreitung der katholischen Glaubenslehre. VIII. Ungeselliges Betragen einiger Gegner wider die Katholiken. IX. Beschwerden der ungarischen Protestanten in Religionssachen. Befriedigung derselben durch Kaiser Joseph II. X. Uebertriebene Ansprüche der Dissidenten von Polen. XI. Fortschritte der Jansenisten in Frankreich. Ihre Kirche in Holland. Ansehen der Bulle Unigenitus in Deutschland. XII. Bund der sogenannten Philosophen wider die christliche Religion. XIII. Fruchtlose Vorkehrung wider den Strom des Unglaubens. XIV. Grosse Revolution in Frankreich. Ihr Einfluss auf Sitten und Religion. XV. Folgen der Revolution in Bezug auf den Papst und den Kirchenstaat. XVI. Einige Streitigkeiten der Schultheologen, besonders über die Lehre des Probabilismus. XVI. Isenbiehls sonderbare Auslegung einer Stelle des Jesaias. XVIII. Ungünstige Aufnahme der Sätze Wiehrl's, Boos's und Jahns. XIX. Discussion über das Daseyn einer wirklichen Magie. XX. Auffallende Heilungen des Pr. Johann Gassner. XXI. Kirchenbann. Nachtmahlbulle. Ketzergericht. XXII. Beschränkung der Primatsrechte von Rom. J. Febron. XXIII. Ausübung des Heiligsprechungsrechtes. Motion für Pallafox und Bellarmin. XXIV. Anfechtung der Nunciaturen. Jul. Cäs. Zoglio in München. XXV. Verein der deutschen Erzbischöfe. Congress an dem Bade zu Ems. XXVI. Wichtige Reformen im Kirchenwesen. Venedig. Florenz. Oesterreich. XXVII. Verschiedene Anlässe zur Misshelligkeit zwischen den Staatsregenten und dem päpstlichen Stuhle. XXVIII. Synoden und Convente im Kirchenwesen. Verhandlungen zu Pistoja. — Entwürfe zu Florenz. XXIX. Kirchenzucht. Bemühungen einiger Bischöfe, das Disciplinarwesen von den Missbräuchen zu reinigen. XXX. Sonderheiten in Beziehung auf Kirchenzucht, Liturgie und hierarchische Verhältnisse. XXXI. Künste und Wissenschaften dieses Zeitalters. XXXII. Anbau der Studien des Kirchenfaches. XXXIII. Würdige Prälaten, Lehrer und Autoren im Kirchenfache. XXXIV. Andre berühmte Schriftsteller. XXXV. Verfassung der griechischen Kirche in der zweyten Hälfte des Jahrhunderts. XXXVI. Damaliger Zustand der protestantischen Kirche. XXXVII. Wiederholte Versuche einer Union der Protestanten mit der katholischen Kirche. XXXVIII. Herrnhuter. Monadisten. Masaner. XXXIX. Fürsten und Könige dieses Zeitraums. XL. Ergänzung einiger zur Beleuchtung der Geschichte dienlichen Chronologien. XLI. Beurtheilung der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Das Werk ist nicht ohne brauchbare Materialien, und darf demnach nicht übersehen werden. Mag aber auch diese wohlgemeinte Compilation eines fleissigen und aufmerksamen Zeitbeobachters manche Kenntnisse dahin bringen, wohin nicht Bücher zur Verbreitung besserer kommen: es ist blosse Compilation; an Geschichts*forschung* ist in demselben, auch abgesehen von der Form, nicht zu denken: Mangel an tieferer Einsicht und Beurtheilung sticht überall hervor. Folgende Proben zeigen sowohl diess als den Ton und einige Erheblichkeit anderer Materialien. Im *ersten* Bande ist S. 6. bey *Kuliken* (von dem hernach S. 152 gesagt ist, dass er sich vom Pater *Gallo* zu Ispahan die Grundsätze des Christenthums habe erläutern lassen) von Mongolien, S. 18 unbeholfen von dem, was *Karl XII.* nach der Schlacht bey *Pultawa* verlor, gesprochen; nach S. 24 soll Kaiser *Karl VI.* die Privilegien der ungarischen Protestanten vermehrt haben. S. 27 wird zugegeben, „dass die Religion des Volks in *Spanien*, selbst in den neuesten Zeiten, noch immer nicht von allen Vorurtheilen und abergläubischen Gebräuchen gereinigt worden ist," und bemerkt: den spanischen Theologen werde der Vorwurf gemacht, dass sie die unnützen Subtilitäten und Grübeleyen der alten Scholastiker noch nicht ganz ausgemerzt und das blosse Ansehen alter Schriftsteller all zu sehr gewürdigt haben," — aber galt es nur von Spanien? — S. 33 ist die Rede von den „eifrigen Bemühungen der Königin *Anna* von *Grossbritanien* 1702 und 1714 für die Wiedereinführung der katholischen Religion;" S. 35 heisst es vom König von *Sardinien*, *Karl Emanuel* 1731: „er *entfernt* die Waldenser und Calvinisten aus Piemont," S. 43 vom *Kirchenstaate* „die sittliche Denkungsart des Landes wurde in diesem Zeitraume eben nicht verbessert;" S. 51 „Als Kaiser *Joseph I.* 1708 Ferrara nebst andern Plätzen des Kirchenstaats zum Vortheile seines Bruders Karls besetzte, dann eine Brandschatzung ob der Lehngüter der Kirchen und der Bischöfe erhoben hatte, schlenderte *Clemens* nicht nur den geistlichen Bannstrahl, sondern ward gereitzt, nebenbey auch mit dem Schwerte Sanct Peters darein zu schlagen." S. 53 ist bemerkt: dass der Papst 1708 sogar öffentliche Gebete in Rom anordnete, damit der Versuch des Prätendenten gelinge; S. 62 bey *Benedict XIII.*: dass man seit 200 Jahren keinen Papst gesehen hatte, „welcher vor sei-

seiner Wahl einem Mönchsorden einverleibt gewesen war;" S. 65 von diesem: dass er die Vereinigung „der protestantischen Gemeinen und der griechischen Kirche durch vier allgemeine Concilien bewerkstelligen wollte, Eines zu Rom unter einem katholischen Bischof, das andere zu Lübek unter einem lutherischen Bischof, das dritte zu London unter einem reformirten Bischof, das vierte zu Petersburg unter einem griechischen;" S. 67 dass das ganze Collegium der Kardinäle einhellig 1727 gegen den mit dem Hofe von *Turin* abgeschlossenen Vergleich protestirt habe; S. 83 dass Benedict die Bischöfe ermahnt, „den geeigneten Wissenschaften emsig obzuliegen, sich beständig in ihren Sprengeln aufzuhalten, und diese alle Jahr wenigstens einmal zu visitiren;" S 94 „dass er die auf Lebenszeit bindenden Ordensgelübde gänzlich aufzuheben" dachte, diess aber verschob; S. 96 dass „er dem Rangstreite auszuweichen, Rom geflissentlich verlassen, und die Consecration des Prinzen *Clemens* von *Baiern* in der Stadt Viterbo vorgenommen;" S. 99 dass Herzog *Victor Amadeus* von *Savoien* den Nuncien seiner Staaten jede Art von Gerichtsbarkeit untersagt; S. 100 dass „man im XVIII. Jahrhundert in keinem Lande so hart und unglimpflich wider die päpstlichen Abgesandten verfahren, als in *Polen* auf den 1726 zu *Grodno* gehaltenen Reichstage." S. 122 ff. wird über die Misshelligkeit über das Patriarchat von Aquileja und die von Oesterreich bey *Benedict XIV.* gesuchte Handhabung seiner Rechte gehandelt, welcher 29. Nov. 1749 ein Vicariat für den Oesterreichischen Theil des sancionirten Sprengels; den 27. Jun. 1750 den Bischof von Menita Graf *Attems* dazu ernannte, und den Kardinal *Quirini*, der im Namen des Patriarchen dagegen protestirte, seine Gunst entzog; S. 124 über die „Vervielfältigung der Beneficiate und Cleriker des letzten Ranges in diesem Zeitraume geklagt, wodurch dieselben keine, ihrem Berufe angemessene Beschäftigung erhalten können; von S. 161 an, auf eine, den Jesuiten vortheilhafte Art die Verfassung der Missionen in Paraguay nach *Muratori* geschildert, unter andern auch die Besorgung der Felder, welche *Gottesgut* blieben, und wovon die Kopfsteuer bezahlt und Proviant für die Soldaten des Königs zurückgelegt worden; S. 192 die Verfolgung der Christen in China 1750. S. 195 heisst es von dem schrecklichen Druck der Protestanten in der *Pfalz*: „die Lutheraner (?) in der Pfalz begehrten im J. 1706, den Katholiken zum Trotz, mehrere Freyheit in Religionssachen. Sie wurden zwar auf den Buchstaben des Normaljahrs 1624 angewiesen, aber die lutherischen Fürsten und das regensburger *Corpus Evangelicorum* nahmen sich der Sache mit Nachdruck an. Auf solche Art musste der Kurfürst geschehen lassen, dass den Lutheranern an Orten der Rheinpfalz, wo mehr als zwanzig Familien wohnen, künftighin eine Kirche und ein Schulhaus gestattet wurde." — S. 243 ist von der Ketzerey des *Philipp von Russland*, dessen Zuname in Dunkelheit verborgen liege, der 1718 in Polnisch-Reussen aufgestanden sey, und gegen welchen *Clemens XI.* 1720 durch den Nuncius *Hier. Grimaldi* zu *Zamoscie* eine Synode halten lassen; (von dem Wesentlichen der Ansichten der Raskolniks hat der Vf. gar keine Idee;) und unmittelbar auf diesen Philipp folgt *Quesnel von Paris.* S. 333 werden von dem Vergleiche zwischen dem päpstlichen und spanischen Hofe von 1737, zu dem der vortreffliche Bischof von Malaca: *Kaspar Molina* mitgewirkt habe, und hierauf von den Misshelligkeiten mit dem Hofe von Lissabon, einige nähere Umstände angegeben, erstere aus dem *Commentar. de vita Clement. XII.* — S. 370 ist die vermehrte Freygebigkeit mit den *Indulgenzen* zum Troste der Verstorbenen, und mit dem persönlichen Privilegium: dass jeder Altar, worauf ein so begünstigter Priester Messe lesen würde, die Kraft eines für die Verstorbenen privilegirten Altars haben solle; und die *Ablassbulle Benedicts XIII.* vom 4. Sept. 1724 für die, welche beym Abendläuten den englischen Gruss beten; S. 379 die Festsetzung *Benedicts XIV.* vom 4. Oct. 1742 „dass die drey, nur bey den Lateinern herkömmlichen Weihen des Ostiarius, Exorcista, Akolythus (so!) ersetzt werden sollen, in dem Falle, dass ein nach dem griechischen Ritus geweihter Kleriker zur lateinischen Kirche übertritt," bemerkt; denn S. 385 von der Reform des *Breviers* gesagt: dass in die Lectionen des römischen, den Biographien heiliger Leute, „in diesem historischen Theile sich allmählig so viele Hallucinationen und Verstosse gegen die historische Wahrheit eingeschlichen haben, dass biedergesinnte Zeloten vorlängst gewünscht haben, das Brevier, als das Pensum des täglichen Gebets eines Priesters, möchte einmal von einem Sachkenner in die Prüfung genommen werden;" dass der Erzbischof von Paris *Karl Kaspar Ventimiglio* einer der Ersten gewesen, der an eine so nützliche Arbeit Hand anlegte, dass er 1735 die Lectionen gereinigt; man aber dem erzbischöflichen Befehle, nach diesen zu beten, deshalb, weil man einige dem Jansenismus günstige Ausdrücke bemerken wollte, nicht gefolgt; und *Clemens XII.* dieses neue Brevier durch seinen Nuncius zu Paris, Abt *Deloy*, verboten habe; und von der 1742 vom Papst *Benedict XIV.* unternommene Verbesserung, dass „auf einmal gewisse, nicht vorher gesehene Hindernisse die Fortsetzung der Arbeit hinderten." S. 423 heisst es *„man überwies allmählig die Curialisten von Rom: dass die Concordata keineswegs eine Gnade oder Verwilligung des Papstes, sondern ein rechtlicher und für beide Theile verbindlicher Vertrag seyn"* und *Kasp. Barthel's* Schrift wird gerühmt. S. 457: man fand „die Zunge des heiligen *Nepomuk* 1719 und 1725 frisch und unversehrt, sie schwoll und fing zu bluten an, als man daran schnitt." Andere Wunderdinge, welche die Prüfung einer gesunden Kritik nicht aushalten, übergehen wir. Im XXIV. Abschnitt. S. 562 ff. ist von den Erscheinungen am Grabe des Diakon *Paris* gehandelt; S. 571 „von den Vampyrs, einer gewissen Gattung von Menschen, welche bald

nach

nach ihrem Hinscheiden, ihren Bekannten und Anverwandten erscheinen, sich auf ihren Körper legen, und das Blut aus den Adern saugen; Thatsachen durch so viel unverwerfliche Zeugnisse bestärkt, dass man an der Zuverlässigkeit und dem wirklichen Daseyn der seltsamen Blutsauger fast nicht zweifeln kann." S. 491 ist die *Salzburger* Auswanderung als eine „Ausbreitung der lutherischen Kirche durch Auswanderung" erwähnt und als „ein Werk grosser Milde," und dass die anberaumte Frist um sechs Monate verlängert worden.

(Der Beschluss folgt.)

MATHEMATIK.

FRANKFURT a. M., in d. Schererschen Buchdr.: 1) *Mathematisch-begründetes Bedenken gegen das kopernikanische Weltsystem* (Sonnensystem) *und Ehrenrettung des Tycho de Brahe, wie auch des wörtlichen Sinnes der Bibel.* Versucht von *Abraham Levi Dispek*, Rabiner zu Rödelheim. — Nebst Steindrucktafeln. 1822. XVI und 88 S. 8.
2) *Ebendas.*: *Einleitung in die Astronomie* von *A. L. Dispek* u. s. w. Nebst Steindrucktafeln. — 1822. 48 S. 8.

Die erste dieser Schriften enthält Bedenken, welche sich Hr. *Dispek* aus Unbekanntschaft mit der Astronomie gemacht hat, und nicht hat heben können. Er will damit die bekannte Stelle der heil. Schrift vom Stillstand der Sonne rechtfertigen, was ihm denn aber nicht gelungen ist. Von einer mathematischen Begründung seiner Bedenken, die er zum Theil selbst nicht recht zu verstehen scheint, ist überall eben so wenig die Rede, als von einer Ehrenrettung *Tychos*, deren es überhaupt nicht, und am wenigsten durch Hr. *D.* bedarf. Von welcher Art der Vf. sey, das möge S. 4 und 5, §. 2 und 3 zur Gnüge darthun. Es heisst §. 2: „Nach der kopernikanischen Meynung sehen wir darum die Sonne im Frühling und Herbst *über (?)* der Mittellinie im Widder und in der Waage, Sommers *über* (?) dem Nordwendezirkel im Krebse, und Winters *über* (?) dem Südwendezirkel im Steinbock, weil die Erde in ihrem jährlichen Umlaufe um die Sonne in einem über 20 Mill. Meilen weiten Abstande ihre Bahn *unter* dem *Thierkreise* hat, und zwar *immer* in *paralleler* Richtung mit dem Aequator; so dass im Frühling und Herbst ihre *Mittellinie* gerade der *Sonne* zugekehrt ist, wie *a b.* Fig. 2. Im Sommer ist die Erde *mit ihrem Nordwendezirkel*, welcher $23\frac{1}{2}°$ von der Mittellinie nördlich entfernt ist, der *Sonne zugekehrt*, und im Winter ist die Erde mit ihrem Südwendezirkel, welcher eben so weit von der Mittellinie südlich entfernt ist, der Sonne zugekehrt. Fig. 2 — §. 3. Es ist bekannt, dass der Mond und die Sonne, welche doch ungefähr 400mal so gross ist, verdecken kann: weil derselbe auch um eben so viel weiter von uns entfernt ist." — Hier ist doch Unkunde, Irrthum, Verwirrung, Dunkelheit des Ausdrucks — Alles zusammen. — Diesem Bedenken hat der Vf. noch einen Anhang in 2 Theilen, (wie er's nennt) in physischer und moralischer Hinsicht, beygegeben. Von letzterem stehe hier nur der Anfang. „Wenn wir über eine Handlung von jemanden, ob dieselbe ganz nach der Vernunft sey, urtheilen wollen: so müssen wir wenigstens (?) die ganze Handlung genau wissen, alle dessen Absichten kennen und die Endfolgen vorher schliessen. Daher (?) wäre es eine blosse Eitelkeit, wenn ein Mensch, ehe er die himmlischen Geschöpfe genau erkennt (so dass z. B. einer sagen wird, die Sonne sey ein feuriger Körper, ein anderer, ihr Licht und Wärme entstehe durch eine elektrische Kraft, endlich einer, ein himmlischer Körper bestehe aus ganz andern Stoffen, die wir Menschen gar nicht kennen) und ehe er die Absichten des Allweisen errathen kann, geschweige die Endfolge wüsste, — dennoch urtheilen wollte, der Herr hätte eines oder das andere besser ordnen können." — *Risum teneatis amici!*

Was hiernach von *n.* 2. zu erwarten ist, lässt sich leicht schliessen. Ueberall Beweise von Unkunde und Missverstand. Z. B. S. 11, „wenn Tag und Nacht gleich oder das Aequinoctium ist, so ist der Mittelpunct der Sonne von beiden Polen gleich weit entfernt." (Was soll damit gesagt seyn?) — „von diesem Umkreis (dem Aequator) wird die nördliche oder südliche Breite der Fixsterne und Planeten gerechnet." (Hier wird Breite und Declination verwechselt, da bekanntlich jene die nördliche oder südliche Abweichung eines Sterns von der Ekliptik ist, die Sonne demnach wohl eine Declination, aber nie Breite hat. (— §. 11 wird schon vom Eintritt der Sonne in das Zeichen des Krebses u. s. w. geredet, und doch werden erst §. 13 die Zeichen der Ekliptik angegeben. — §. 12 heisst es: niemals überschreitet die Sonne diese beiden Wendezirkel, die Planeten aber schweifen noch zum Theil 5 Grad auf beiden Seiten über dieselben hinaus. „Es ist aber bekannt, dass der Thierkreis 10 Grad nördlich und südlich der Sonnenbahn gezogen wird, und die neuesten Planeten, namentlich *Pallas*, ziemlich weit noch über denselben hinausgehen. — Bey der Erläuterung der Aufgabe, die Polhöhe eines Ortes zu finden, schreibt der Vf. S. 35 das *Resesche astronomische Handbuch* aus!

An allen diesen Früchten ist zu erkennen, dass der Herr *Dispek*, sey er auch ein guter Rabbiner, doch ein sehr schlechter Astronom ist. Möge er daher ja erst besser die Astronomie studiren, an deren Elementarerkenntniss es ihm noch gebricht, ehe er weiter etwas Astronomisches schreibt; oder, am besten, *ganz und gar davon bleiben.*

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

September 1824.

KIRCHENGESCHICHTE.

Augsburg, b. Bolling: *Versuch einer Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts*, herausgegeben von *Philipp Jacob von Huth* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im *zweyten* Bande ist S. 40 das Misslingen der Sendung eines päpstlichen Visitators nach *Corsica* bemerkt, dem die Corsen, desto kühner ihre Unordnungen fortsetzend, nachstellten; S. 528 das Breve *Clemens XIII. Inter caeteras* vom 18. Sept. 1759, wodurch er nach dem Wunsche der Corsikaner einen neuen Visitator, den *Caesar Crescens* ernannte: der dort angelangt durch ein Manifest der Republik *Genua* vom 14. April 1760 für vogelfrei erklärt ward, und die weitern Verhandlungen darüber zwischen der Republik und dem Papste, der deshalb den 7. May 1760 ein grosses Consistorium hielt; S. 48 wie Papst *Clemens XIV.* geflissentlich am grünen Donnerstag 1770 die Verlesung *der Bulle in coena Domini* unterliess; S. 102 wie *Benedict XIV.* 1 Oct. 1752, das zwischen *Fulda* und *Würzburg* geschlossene Concordat, mit Ausnahme des fünften Artikels bestätigte, den 5. Oct. Fulda zum Bisthum erhob, dem Stuhle zu Würzburg das Pallium und erzbischöfliche Kreuz verlieh. S. 97 wird *Franz Ludwig von Würzburg* „ein Kirchenprälat ohne Beyspiel" genannt. S. 515 ist erwähnt, „dass Papst *Pius VI.* bey dem Vorschreiten des Grosherzogs *Leopold* eine eigne Congregation zusammen setzte, um ein Mittel zur Aussöhnung mit dem Hofe von Florenz auszufinden. S 602 die neue Ausstattung der Universität Jena; S. 603 die Bibliothek zu Weimar und Gotha; S. 624 dass „*Joseph Dobrowski* und *Bernhard de Rossi* Varianten der Bibel gesammelt; S. 631 *Cosm. Schmalfus, historia religionis et ecclesiae christ.* als ein vortreffliches für die Lectüre eines Priesters ganz geeignetes Werk gerühmt, aber auch *Alex. a Cruce*, eines Karmeliters, Fortsetzung der Fleuryschen Kirchengeschichte und *N. Becchetti* Fortsetzung der des Kardinals Augustin *Orsi* erwähnt. Im XXXIV. Abschn., wo die Gelehrten nach dem Jahre ihres Todes unter jedem einzelnen Jahre, erst die Katholiken, dann die Protestanten aufgezählt stehen, wird besonders sichtbar, wie Allerley durch einander geworfen wird; z. B. 1786 heisst es: „Gottlieb Gleditsch, Professor der Botanik zu Berlin, schrieb eine Naturgeschichte der nutzbaren einheimischen Pflanzen", — wozu Diess und Anderes dergl. in einer *Kirchen*geschichte!! Aber bey dem annalistischen Zusammentragen aus so unvollkommenen Büchern, wie *Bouginé*, kommt es zu so unpassenden und unfruchtbaren Listen, wobin z. B. im *ersten* Bande S. 679 auch eine blosse Namenliste der griechischen Patriarchen zu Jerusalem gehört, deren Zuverlässigkeit nicht zu verbürgen ist. Aus der Geschichte der griechischen Kirche ist gar Manches wundersam, z. B. Bd. I. S. 480 „erst im J. 1717 bediente man sich in Russland der sogenannten Vulgate; die ganze Bibel ward erst 1751 das erstemal in die Russische Sprache übergetragen." Ebendas. S. 462 ist *Steph. Javorsky* unter den Uniten aufgeführt, welches, wenn es mit Ueberlegung gesagt ist, bemerkenswerth genug, als Ansicht der römisch-katholischen Kirche über jenes Geneigtheit für dieselbe wäre. Doch wie kann man Sorgfalt und Kenntniss da voraussetzen, wo wie Bd. I. S. 105 in dem Verzeichniss der erzbischöflichen Stühle in Deutschland noch Magdeburg und Bremen, demnächst die Englischen und Schwedischen und unter letzteren auch noch *Riga* stehen, S. 109 unter den exemten Bischöfen von Polen, die von *Wermeland* und *Szambland*; Bd. II. S. 109, Corvei in *Sachsen* zum Bisthum erhoben wird. — Gern hätten wir Mehreres ausgehoben, was für Freunde der Kirchengeschichte bemerkenswerth ist, zumal aus einem nicht häufig aufzuschlagenden Buche; aber wir haben neben obigen Fehlgriffen nur das wenige Angeführte und Einiges Bd. II. S. 415 – 428 über die Ketzergerichte in mehreren Ländern und über den Index bemerkenswerth gefunden; auch nicht einmal in den im *zweyten* Bande untergesetzten Citaten, in welchen fast kein, nicht leicht zugängliches Buch erwähnt ist, bey literarischen Nachrichten vornehmlich *Bouginé*. In der Weise sind aber auch anderwärts diese literarischen Nachrichten, welche Bd. I. S. 134 ff. nach der Reihe der Orden gegeben sind, welches in früheren Jahrhunderten die wetteifernden Studien dieser charakterisiren kann; im XVIII. Jahrh. war jener Wetteifer schon zu sehr erkaltet. Aber überhaupt sey die Art der hier gegebenen Nachrichten über kirchliche Schriftsteller und merkwürdige Kirchenbeamten noch dadurch bezeichnet, dass Bd. I., zu welchem der Vf. mehr Vorarbeiten, als zum letzten Theile des Jahrhunderts hatte, S. 420 ff. im XVII. Abschn., dessen Ueberschrift oben angegeben ist, zwölf Männer: No-

Noris, *Thomasi*, *Huet*, *Fleury*, *Natalis Alexander*, *Montfaucon*, *Muratori*, *Calmet* u. s. w., mit einiger Ausführlichkeit erwähnt sind, dann acht und achtzig Andere (so dass doch das Hundert voll wurde), bloss mit wenigen Worten, und unter letzteren *Mich le Tellier* mit den Worten: „ebenfalls ein Jesuit, focht wider die Lehre *Quesnels*," ohne dass auch nur ein Wink gegeben wäre, dass dieser der fast allmächtige Beichtvater des Königs von Frankreich war.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

STUTTGART, b. Metzler: Eine auf *Versuche gegründete Untersuchung über die Gesetze der Functionen des Lebens*, mit einigen Bemerkungen über die Natur und Behandlung der innern Krankheiten; nebst einem Berichte des Instituts von Frankreich über die Versuche von *Le Gallois*; von *A. P. Wilson Philip*. Nach der zweyten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt von Dr. *Joh. v. Sontheimer*. 1822. XI und 310 S. 8.

Das vorliegende Werk beschäftigt sich mit Untersuchungen über die Gesetze des Lebens auf einem Wege, der die meiste Sicherheit in diesem schwierigen Felde gewährt, und dem Widerspruche am wenigsten unterworfen ist, auf dem Wege des Versuchs. Seit länger als funfzehn Jahren beschäftigte sich Hr. *Ph.* damit über die Functionen des Lebens durch gründliche empirische Forschungen mehr Licht zu verbreiten, aber erst die Resultate, die *Le Gallois* aus seinen Versuchen ziehen zu können glaubte, scheinen ihn veranlasst zu haben, die seinigen bekannt zu machen. Jener glaubte die seit undenklichen Zeiten in der Physiologie geführten Streitigkeiten, über die Bewegung des Herzens, geschlichtet zu haben, und aus seinen Versuchen mit Recht folgern zu können, dass dasselbe vom gesammten Rückenmark seine Kräfte und sein Leben herleite. Hr. *Ph.* ist nicht seiner Meynung, und widerlegt ihn auf die beste Weise dadurch, dass er das Unzulängliche jener Versuche und das Voreilige jener Schlüsse zeigt, und besonders dadurch, dass er dem Versuche den Versuch entgegenstellt. Sein Werk zerfällt in drey Theile; im ersten theilt er den Bericht über *Le Gallois* Versuche, und seine Bemerkungen darüber mit, im zweyten seine eigenen, und im dritten die Anwendung derselben, um die Natur der Krankheiten zu erklären, und ihre Behandlung zu verbessern. Seine wiederholt angestellten Versuche zeigten ihm zuvörderst, dass die Thätigkeit des Herzens und der Gefäſse des Kreislaufs von dem Gehirn und Rückenmark gänzlich unabhängig seyen; denn wenn beides letztere fortgenommen, oder zerstört war, dauerte die erstere fort, so lange das Athmen künstlich unterhalten wurde. Doch haben das Gehirn und das Rückenmark bedeutenden Einfluss auf diese Thätigkeit; auf die ersteren angebrachte Reitze — Weingeist, Opium, Tabak, — beschleunigten die Bewegung des Herzens und der Gefäſse; wurde dagegen das Gehirn durch einen Schlag, oder das Rückenmark durch schnelles Hindurchtreiben eines dicken Drathes zerstört, so stockte die Bewegung augenblicklich. Da *Le Gallois* in seinen Versuchen das Rückenmark immer mit einem Stilet, genau von demselben Durchmesser mit der Höhle des Rückgrats zerstörte, also schnell und augenblicklich, so sieht man leicht ein, dass dieser Umstand auf den Erfolg den bedeutendsten Einfluss hatte. Fernere Versuche ergaben, dass das Herz mit den willkürlichen Muskeln, ganz in derselben Beziehung zum Nervensystem stand, dass die Irritabilität, eine von dem letzteren unabhängige Kraft, durch die Einwirkung desselben, wie durch andere Reize erschöpft werde. Allein trotz dem, dass die willkürlichen, wie die unwillkürlichen Muskeln, den Wirkungen der, auf das Gehirn und Rückenmark angebrachten Reize unterworfen sind, so sind doch die Gesetze, die diese Wirkungen bey den zwey Reihen von Muskeln reguliren, sehr verschieden. Chemische auf das Gehirn und Rückenmark angewandte Reize, haben eine grössere *Gewalt* auf das Herz, als mechanische, während die letzteren eine grössere Gewalt über die willkürlichen Muskeln ausüben. Reize beider Art auf das Gehirn und Rückenmark angewandt erregen das Herz, nachdem sie keine Wirkung mehr auf die willkürlichen Muskeln haben; das Reizen jedes Theils des Gehirns und Rückenmarks afficirt die Thätigkeit des Herzens, während die willkürlichen Muskeln nur durch Reize erregt werden, die auf die Theile jener Organe angewendet werden, aus denen ihre Nerven entspringen. — Auf Gehirn und Rückenmark angewandte Reize erwecken nie eine unregelmäſsige Thätigkeit im Herzen, während das Gegentheil in den willkürlichen Muskeln erfolgt; auf die letzteren wird ihre Wirkung vorzüglich bey ihrer ersten Anwendung empfunden, aber bey dem Herzen setzt sie sich so lange fort als der Reiz angewendet wird. Beiderley Reize afficiren die Thätigkeit des Herzens nicht; wenn sie nicht ihren Eindruck auf eine grosse Portion des Gehirns oder Rückenmarks machen, sie ist also dem Ganzen unterworfen, und hieraus erklärt sich leicht, die Unmöglichkeit, dieselbe unregelmäſsig zu machen. Eine andere Frage ist, ob die Kraft der Absonderung vom Nervensystem, wiewohl dasselbe auf sie einwirkt, dennoch unabhängig sey, und hier finden wir, dass die absondernden Gefäſse, gleich jenen des Kreislaufs vom Nervensystem unabhängig seyen, dass die Absonderung aufhöre, wenn der Einfluss der Nerven entzogen wird, nicht weil die absondernden Gefäſse ihren Dienst nicht mehr verrichten, sondern weil die nothwendigen Umänderungen in den Flüssigkeiten welche sie ersetzen, nicht mehr statt finden. Untersuchen wir wie weit die peristaltische Bewegung vom Gehirn und Rückenmark unabhängig sey, so finden wir, dass die Muskularkraft des Magens und der Eingeweide durchaus in ihnen selbst wohne. Jene Bewegung ist aber so unregelmäſsig, dass sich durch Versuche nicht ent-

entscheiden lässt, wie weit sie durch, auf das Gehirn und Rückenmark angebrachte Reize afficirt werde.

Dessen ungeachtet kann kein Zweifel seyn, dass das Nervensystem auf den Darmkanal Einfluss habe. Ehe aber der Vf. diesen näher untersucht, macht er noch einige Bemerkungen über den Verdauungsprocess. Er fand bey seinen Versuchen immer das zuletzt genossene Futter von dem früheren getrennt, so dass nämlich das letztere nach der Oberfläche des Magens zu, lag: das andere umgebend. Es treibt also die Bewegung des Magens immer das vom Magensaft schon durchdrungene nach dem Pylorus zu, und das in der Mitte liegende rückt an dessen Stelle. Das grosse Ende des Magens wird am häufigsten durch die Wirkung des Magensaftes angefressen; denn ist nach dem Tode der Magen seiner Bewegung beraubt, so wird nach dem Pylorus keine Nahrung mehr hingetrieben, und die Wirkung des Saftes geht auf die Häute selbst. Da die Durchschneidung des achten Nervenpaars die Function des Magens aufhebt, so sollte man auf den ersten Blick glauben, es hange dieselbe allein vom Einfluss des Gehirns ab. Versuche lehren jedoch das Gegentheil, dasselbe findet statt, wenn wir den Magen des Einflusses eines beträchtlichen Theils des Rückenmarks berauben. Unmöglich war es, den Erfolg der Zerstörung des ganzen Rückenmarks zu beobachten, denn das Thier starb immer unmittelbar nach der Operation. Einige Beobachtungen über die Temperatur der Thiere bey einigen Versuchen machen es dem Vf. wahrscheinlich, dass die thierische Wärme durch das nämliche Mittel entwickelt werde, wie die Absonderungen, nämlich durch die Thätigkeit des Nervenflusses auf das Blut, dass sie also, als eine Absonderung zu betrachten sey. — Wir haben gesehen, dass gewisse Organe, das Herz, der Darmkanal, die Lungen, unter dem Einfluss des gesammten Gehirns und Rückenmarks stehen, und wir können aus der anatomischen Betrachtung schliessen, dass diess eine Folge der Ganglien sey, dass diese dazu dienen, die Organe, zu denen sie gehören, dem Einfluss des ganzen Nervensystems zu unterwerfen. — Der Vf. betrachtet nun die Beziehung, in welcher die Lebenskräfte zu einander stehen, und die Ordnung in welcher sie beym Tode aufhören. Wir unterscheiden die sensorielle, die nervöse und die Muskelkraft; im Augenblick des Todes hört die erste auf, die letzte bleibt noch zurück, und auch ein Theil der nervösen Kraft besteht noch; auch sie ist noch im Stande alle ihre Functionen auszuüben; nur kann sie keine weitere Gewissheit mehr über die Zuführung der Eindrücke zur sensoriellen Kraft geben. Das Athmen muss nach dem Erlöschen der sensoriellen Kraft aufhören, weil es zum Theil ein willkürlicher Act ist. Bey der einzelnen Betrachtung dieser verschiedenen Kräfte, stossen wir zuerst auf den, dem grossen Haller gemachten Einwurf, dass die Muskelkraft keine eigene, sondern nur eine vom Nervensystem abhängige Kraft sey. Mehrere der angestellten Versuche lehren das Gegentheil: eine jede dieser drey Kräfte hat eine Existenz, welche nicht direct von der andern abhängt. Suchen wir die Ursachen dieser drey Kräfte auf, d. h. suchen wir zu bestimmen, ob sie von einer Ursache entspringen, welche andere mehr bekannte Erscheinungen hervorruft; so finden wir bey der sensoriellen Kraft eine Untersuchung der Art ganz fruchtlos. Anders aber verhält es sich mit der nervösen, denn alle zu dem Ende angestellten Versuche beweisen, dass sie mit der des Galvanismus identisch sey. — Bey dem Versuche, die aufgestellten Grundsätze zur näheren Kenntniss und besseren Behandlung einiger Krankheiten, anzuwenden, beginnt der Vf. mit dem *Blutschlagfluss*. Die Muskeln des Athmens werden weniger schnell zur Thätigkeit aufgefordert, der Kreislauf wird gehemmt, die Lungen werden mit Lymphe verstopft, und es erfolgt der Tod durch Erstickung; da der Galvanismus einen Reiz für die Lungen abgiebt, so müsste er gerade hier seine Anwendung finden, und des Vfs. Erfahrung bestätigt seinen Nutzen. — Die *Entzündung* besteht in der Schwäche der Haargefäse, welche von einer vermehrten Thätigkeit der grösseren Arterien begleitet wird, und sie wird durch Zertheilung geendigt, wenn die Haargefäse so weit aufgeregt, und die grösseren Arterien so weit geschwächt sind, dass die Kraft der ersteren wieder mit der *vis a tergo* im gehörigen Verhältniss ist. Viele Phänomene aber sind nur durch die Wirksamkeit des Nervensystems, und seinen Einfluss auf das Gefässystem erklärbar. — Im *Nervenschlag* leiden die Kräfte des Kreislaufs direct von der dem Nervensystem beygebrachten Verletzung, und wirken wieder zurück auf dieses, so dass die Thätigkeit des Gehirns und Rückenmarks wegen unvollkommenen Kreislaufs aufhören muss. Wir haben bey der Behandlung sowohl auf das Gehirn zu wirken, als auch den Kreislauf zu unterstützen. — Bey der Zerstörung der Theile des Rückenmarks bemerkten wir nicht allein die Lähmung der willkürlichen Muskeln, die jenen Theilen entsprechen, sondern auch einen Einfluss auf die Brust- und Unterleibseingeweide, und die Wärme des Thieres. Aehnliches bemerken wir in einigen *Krankheiten des Rückenmarks*, in deren früheren Stadien Leiden der Lungen und des Magens, und ein Gefühl von Kälte nicht selten sind. — Die Wirkungen der Durchschneidung des achten Nervenpaars leiteten auf zwey wichtige Krankheiten, auf *Asthma* und *Dyspepsie*. Der Einfluss den der galvanische, durch die Lungen geleitete Strom, auf sie, nach der Durchschneidung des gedachten Nerven hatte, musste darauf führen, denselben auch im habituellen Asthma anzuwenden, und der Vf. verschaffte immer gleichförmige Erleichterung dadurch. Zwey Metallplatten wurden im Nacken, und etwas unter der Herzgrube angebracht, und durch Dräthe mit den Enden der Säule in Verbindung gesetzt. Man muss die Dräthe auf den Platten beständig bewegen, sonst wird die Oberhaut an den Stellen verletzt, wo sie liegen. Sobald der Kranke angab, dass sein

Athem

Athem leichter würde, wurde ausgesetzt. Die Dauer der Krankheit trug zum Grade der Erleichterung nichts bey. Auch heftiger Husten giebt keine Gegenanzeige des Galvanismus ab. Die Dauer der Erleichterung war verschieden; wurde der Kranke des Morgens galvanisirt, so fühlte er die guten Wirkungen mehr oder weniger bis zum nächsten Morgen. In der Dyspepsie machte der Vf. nur wenig Versuche mit dem Galvanismus, ausgenommen, wo sie mit Asthma complicirt war. Zuletzt erwähnt der Vf. noch ganz kurz der Asphyxie.

Unstreitig nimmt das Werk einen bedeutenden Rang unter den neueren physiologischen Schriften ein. Der Vf. geht den langsamen aber nicht fehlenden, Weg der Empirie, und bemüht sich, nur solche allgemeine Schlüsse zu folgern, die durch vorhergegangene genaue Versuche begründet werden. — Die Uebersetzung ist sehr ungleich; an manchen Stellen zu wörtlich, und dadurch nicht selten dunkel, und dem Genius unserer Sprache zuwider; an andern deutlich und fliessend.

GÖTTINGEN, b. Vandenhök u. R.: *Einleitung in die Physiologie und Pathologie des menschlichen Organismus* von Dr. *Adolph Friedrich Hempel.* (Prof. zu Göttingen). *Zweyte* verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1823. XII u. 539 S. 8.

Rec. hat die erste Ausgabe nicht gesehen, allein nach der Vorrede zur vorliegenden zu urtheilen, bestehen die Verbesserungen und Zusätze hauptsächlich darin, dass der Vf. „zugleich die Gegenstände der Pathologie mit aufgenommen hat." Seine Absicht ist dabey, theils beide Lehren nicht zu trennen, die der Natur nach innig mit einander verschmolzen sind, theils einen Beweis zu geben, wie bedeutend der Einfluss der Physiologie auf die Pathologie sey, sobald sich erstere in den Schranken der Erfahrung hält und den Ausbrüchen einer oft schwärmerischen Phantasie keinen Spielraum giebt. Allerdings hat nun Rec. nicht das Geringste finden können, was auch nur den entferntesten Verdacht von Schwärmerey auf den Vf. hätte bringen können; allein eben so wenig ist es ihm gelungen, die anderweitigen gerühmten Vortheile der Verbindung beider Doctrinen an der vorliegenden Bearbeitung derselben gewahr zu werden.

Der Geist und die Ausführung des Werkes erhellet am besten aus irgend einer Stelle desselben. Rec. schlägt S. 227 auf und da heisst es denn:

„§. 48. *Der Hunger und Durst.* Der Hunger ist eine unangenehme Aeusserung des Gemeingefühls im leeren Magen, begleitet von einer anfangenden Ermattung des ganzen Körpers, die das Bedürfniss zum Ersatz der Materie und der Kräfte anzeigt. Als Trieb sieht man ihn an, wenn der Mensch durch ihn angespornt wird, Nahrungsmittel in sich aufzunehmen. Im ersten Fall bemerkt der innere Sinn die eigenthümliche Empfindung; im andern strebt er dahin, jene Empfindung zu entfernen. — Den wahren Hunger muss man vom scheinbaren wohl unterscheiden. Bey ersterem liegt eine vom Magen aus erweckte Empfindung zum Grunde. Sie wird durch ein doppeltes Moment erzeugt. Das eine ist die specifische Sensibilität der Magennerven; das andere der säuerliche Magensaft, der jene Nerven eigenthümlich reizt. Der scheinbare Hunger liegt gar nicht im Magen, sondern wird durch die Phantasie bloss als Vorstellung erzeugt. Der Mensch glaubt hungrig zu seyn. — Pathologisch weicht er auf verschiedene Weise ab. Er ist zu stark (*bulimus*); oder zu schwach, oder fehlt gänzlich, (*anorexia*); oder erscheint als krankhafte Lüsternheit (*pica*). Durch Entziehung der Nahrungsmittel erleidet der Mensch den Hungertod. Der Fall ist dreyfach. Entweder ist der Hungertod unfreywillig an einem übrigens gesunden Individuum. Hier finden wir die Erscheinungen des Erbrechens, des Magenkrampfs, der Wuth und Raserey, mit darauf folgender allgemeiner Schwäche des Körpers und Geistes, und anfangender chemischer Zersetzung der Säfte. Oder er ist unfreywillig an einem körperlich kranken Subjecte. Oder er ist freywillig an einem psychisch Leidenden. In beiden letztern Fällen beobachten wir die obigen Erscheinungen nicht. — Der Durst als unangenehme Aeusserung des Gemeingefühls erscheint unter der Gestalt einer lästigen Trockenheit im Munde, am Gaumen und im Schlunde. Die Ursache der Trockenheit liegt in einem Mangel an Ausdünstung auf der Schleimmembrane der genannten Organe. Sie wird bewirkt bald durch einen wahren Mangel an Feuchtigkeiten im Blutsysteme, bald durch einen Reiz, der Krampf in den aushauchenden Gefässen erregt und die Absonderung der Feuchtigkeiten unterdrückt."

Der Leser mag sich nach dieser Probe selbst sagen, in wiefern das Buch für ihn passt. In den Händen eines guten Lehrers mag es als Leitfaden zu Vorlesungen immer seinem Zwecke einigermassen entsprechen.

NEUE AUFLAGE.

GIESSEN, b. Heyer: *Der Denkfreund.* Ein lehrreiches Lesebuch für Volksschulen. Von *Johann Ferdinand Schlez*, Grossherzogl. Hessischem Kirchenrathe und geistlichem Inspector der Gräflich Görtzischen Standesherrschaft Schlitz. *Siebente* verbesserte Auflage. 1824. VI und 416 S. 8. (14 gr.) (S. die Recens. Ergänz. Bl. 1815 Nr. 5.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1824.

GESCHICHTE.

REGENSBURG, b. dem Verf., STADTAMHOF, b. Eggensberger, LEIPZIG, b. Barth, und WIEN, b. Heubner: *Geschichte von Baiern aus den Quellen bearbeitet* von *Andreas Buchner*, Professor der Geschichte am kön. baier. Lyceum zu Regensburg. *Drittes* Buch. *Baiern unter Wahl-Herzogen* vom J. 911 — 1070. 1823. 346 S. 8. (Die drey Bücher zusammen 5 Fl. Subscr. Preis.)

Von diesem *dritten* Buche, mit welchem die *erste Hälfte* des ganzen Werkes geendet ist, gilt das Nämliche, was wir bereits über das *erste* und *zweyte* Buch (in d. Ergänz. Bl. d. J. 1823. Nr. 19 u. 20.) bemerkt haben. Man findet in dem sich nicht über die Mittelmäfsigkeit erhebenden Buche, die Geschichte nicht sowohl des gesammten Königreichs, als vielmehr des alten Herzogthums Baiern fortgesetzt, nicht überall mit gehöriger Kritik und in richtigem Verhältnisse des, nach den Graden der Wichtigkeit des Stoffes bestimmten Umfangs der erzählten Begebenheiten, und durchaus ohne Angabe der Quellen, wobey jedoch Beweise von Fleiss und Belesenheit sich kund thun, die dem Vf. unstreitig zur Ehre gereichen. Das Wichtigste für den historischen Forscher, nämlich den Dokumenten-Band, welcher ein Verzeichniss der Quellen, woraus die Nachrichten geschöpft, und der Gründe, aus welchen hier und dort Behauptungen jenen von andern Geschichtschreibern entgegen gesetzt wurden, enthält, verspricht der Vf. erscheinen zu lassen, wenn eine seit geraumer Zeit gehoffte höhere Unterstützung eingetreten seyn wird. Allerdings ein sehr unsicheres Versprechen, dessen Erfüllung doch zur Begründung des Werths dieses Werkes höchst nothwendig ist.

Dieses Buch ist in *vier Abschnitte* geschieden, deren *erster* überschrieben ist: *Baiern ein unabhängiger Staat unter Herzog Arnolf (Arnulf) I. Kriege mit den Ungarn und deutschen Königen. Einziehung der Klostergüter und Vertheilung derselben unter die Beamten.* Vom J. 911 — 937. (S. 1 bis 53). Nach einer kurzen Darstellung des Zustandes der europäischen öffentlichen Angelegenheiten nach Ludwigs IV. Tode, dann des Reichs der Deutschen und der Wahl eines gemeinsamen deutschen Königs 911, erzählt der Vf. die Vorgänge dieser Zeit in Baiern, wo nicht Konrad, sondern *Arnulf* I. als Herrscher anerkannt wurde. Das dieser nicht erst durch den 911 gehaltenen Landtag, sondern schon 907, unmittelbar nach dem Tode seines Vaters, zur herzoglichen Würde gelangte, ist vollkommen wahr, und der Vf. ist nicht der Erste, der dieses behauptet. Kriegerische Auftritte folgen in Baiern schnell nach einander. Die Ungarn stürmten 913 verheerend durch Baiern bis nach Alemannien und erlitten, verfolgt von den Schwaben bis an den Inn, wo Arnulf mit seinem Heere ein festes Lager bezogen hatte, eine so blutige Niederlage, dass nicht mehr als 30,000 Mann durch die Flucht sich retten konnten. Bald hierauf zog K. Konrad gegen den Herzog zu Felde, weil dieser verschmähte, um sein Herzogthum dem Könige dienstbar zu seyn. *Arnulf* wurde mit seiner Familie aus dem Lande vertrieben und musste sich, bey erneuertem Kampfe zu schwach, hinter den Inn zurückziehen. Nach dem Tode Königs Konrad 918 erhob sich zwischen ihm und dem Herzoge Heinrich von Sachsen ein Streit um die deutsche Königswürde. In dem darauf folgenden Vergleiche entsagt *Arnulf* dem bereits angenommenen Königstitel, erkennt Heinrich von Sachsen als gemeinschaftlichen König der Deutschen und sich ihm lehnverbunden, behält sein Herzogthum mit allen oberlandesherrlichen Rechten und der ausdrücklichen Bedingung, dass ihm, dem Baiern-Herzoge, alle im Herzogthume befindlichen Priester eben so unterworfen seyn sollen, wie den bisherigen fränkischen Königen, und dass er das Recht haben solle, erledigte Bisthümer, Abteien und andere geistliche Pfründen zu vergeben. Sehr ausführlich wird von (S. 27 — 50.) erzählt, wie *Arnulf*, als oberster Landesherr, die Grafen, Civil-, Militär- und geistlichen Vorsteher der Nation ernannte und bestätigte, Klostergüter einzog und vertheilte, Schlössern, Flecken, Städten ihr Daseyn gab, und mit der Geistlichkeit wegen der zurückgefoderten Güter zu kämpfen hatte. Er starb 937 und nahm seine errungenen und behaupteten Vorrechte mit ins Grab. Sein Nachfolger *Eberhard* war, wie jeder andere Herzog in den deutschen Provinzen, bloss Beamter des K. Otto I. Die Ungarn fielen zahlreicher als je verwüstend in Baiern ein. Der Metropolitanstreit zwischen den Bischöfen von Passau und Salzburg ward durch einen Machtspruch von Papstes Leo VII., der den Bischof Gerhard von Passau als Metropolitan der bairischen Kirchen bestätigte, entschieden. — *Zweyter Abschnitt. Baiern eine Provinz des deutschen Reichs, verwaltet durch selbstgewählte Herzoge, Bischöfe und Grafen, unter Hoheit*

heit der Könige aus dem sächsischen Hause. Vom J. 938 — 1026. (S. 54 — 176). Ob der Ausdruck „*selbstgewählte Herzoge*" hieher passe, darüber will Rec. mit dem Vf. nicht rechten; aber gewiss ist's, dass in der Periode, welche dieser Abschnitt umfasst, mehrere Herzoge (z. B. *Heinrich* I. und II., *Otto* I.) vorkommen, welche nicht von den Baiern frey gewählt, sondern ihnen von den deutschen Königen aufgedrungen wurden. Herzog *Eberhard* ward vom K. Otto seines Herzogthums entsetzt und dieses an *Berthold*, Arnulfs Bruder, vergeben. *Berthold* I. war immer auf der Seite des K. Otto während des fünfjährigen Bürgerkrieges, welcher sich in Franken, Sachsen, Lothringen und Schwaben verbreitete und günstig für Otto endigte. Berthold selbst erfocht über die Ungarn auf der Welfenheide einen Sieg, der in den Jahrbüchern der Kriegsgeschichte seinen Namen eben so berühmt, wie den seines Bruders Arnulf, gemacht hat. Nachdem Berthold 948 gestorben, setzte K. Otto seinen unruhigen Bruder *Heinrich*, dieses Namens den *Ersten*, als Herzog über Baiern, woraus nachher viele Unruhen entstanden. *Heinrich* hielt es mit seinem Bruder. Er begleitete denselben nach Italien und erwarb die Veroneser Mark. Langwierig und höchst verwüstend war die Empörung, welche die süddeutschen Fürsten, darunter Pfalzgraf Arnulf und seine Brüder, gegen Otto erhoben, wobey Regensburg mehrere Malen Belagerungen aushalten musste, deren Umstände vom Vf. in der That mit zu grosser Weitläufigkeit (S. 69 bis 77.) erzählt werden. Die Ungarn, welche wieder 955 mit einem Heere von 100,000 Köpfen Baiern überschwemmten, erlitten diessmal auf dem Lechfelde eine so schreckliche Niederlage, dass sie nach diesem Bluttage nicht mehr so weit über die Grenzen gingen. Nach *Heinrichs* I. Tode 955 wurde dessen gleichnamiger Sohn, unter dem Namen des *Zweiten*, vom K. Otto als Herzog den Baiern vorgesetzt. Dieser befand sich in einem; vom Könige sehr abhängigen Verhältnisse und hatte im Lande wenig mehr zu befehlen, seit die Bischöfe und Grafen unmittelbar unter dem Könige der Deutschen standen, von demselben ernannt wurden, in dessen Namen Gericht hielten und unter dessen Feldzeichen in den Krieg zogen. Wie *Heinrich* I. dem K. Otto I. treulich anhing, so trat hingegen *Heinrich* II. selbst in feindliche Verbindung gegen den Deutschen König Otto II. Dafür musste er hart büssen: er wurde gefangen genommen. Seiner Gefangenschaft entflohen, eilte er nach Baierns Hauptstadt, wo er sich vom Bischofe Abraham zum Könige der Deutschen krönen liess; aber unvermögend, sich hier gegen die Macht des K. Otto zu halten, floh er nach Böhmen, ward seines Herzogthums entsetzt, bey wiederholten Feindseligkeiten noch einmal gefangen und unter die Aufsicht des Bischofs Poppo von Utrecht gestellt. Sein Herzogthum wurde dem Herzoge *Otto* von Schwaben übertragen, welcher, dem Kaiser sehr ergeben, diesen auf allen Kriegszügen begleitete. Ihm folgte *Heinrich* III., auch *Hezilo* genannt, im Herzogthume. Als K. Otto II. 983 verschied, war sein Sohn Otto III. erst vier Jahre alt; ein Umstand, den Herzog *Heinrich* II. zu seiner Befreiung aus der Gefangenschaft benutzte. Er liess sich das Kind, über welches ihm, als Grossoheim und nächsten Agnaten, die Vormundschaft und Regentschaft gebühre, ausliefern, erneuerte seine alten Verbindungen und strebte nach der Königskrone, die er aber nicht erhalten konnte. Statt mit Waffen begann man sich mit Grossmuth zu besiegen: nach Wiederauslieferung des jungen Königs ward er wieder Herzog von Baiern und *Heinrich* III. blieb bloss Herzog von Kärnthen, welches nach Heinrichs III. Tode auch wieder dem Herzoge *Heinrich* II. übergeben wurde. Dieser verwaltete beide Länder noch fünf Jahre lang und betrug sich während dieser Zeit so fromm und friedfertig, dass sein früherer Beyname, der des Zänkers, mit jenem des Friedfertigen vertauscht wurde. Er starb 995 und sein Sohn *Heinrich* IV. wurde sein Nachfolger im Herzogthume. K. Otto III. bewies sich wohlthätig gegen die baierischen Bischöfe und ertheilte einigen derselben Münz-Zoll- und Markt-Recht. Der Bischof Gebhard legte 997 den Grund zur Stiftung des Klosters Prüel, deren einen Theil er Männern, den andern Frauen, welche nach den Regeln des heil. Benedikts lebten, zur Wohnung einräumte. (Im J. 1484 wurden von dem Baier-Herzoge Albert IV. die Benediktiner ausgetrieben und die Abtey den Karthäusern eingeräumt.) Um diese Zeit am Ende des 10ten Jahrh. hatte sich Gotthard, Mönch zu Niederalteich durch seine Wunderthaten einen so grossen Ruhm erworben, dass ihn nicht nur mehrere Abteien zu ihrem Vorstande, sondern auch die Domherren von Hildesheim zu ihrem Bischofe gemacht haben. Der Vf. zählt (S. 123.) diese Wunderthaten: *er trieb Teufel aus, machte Blinde sehend und Lahme gehend*, mit einer solchen Bestimmtheit auf, als wenn es damit ganz seine Richtigkeit hätte. Nach dem Tode Otto's III. im J. 1002 wurde Herzog *Heinrich* IV. unter dem Namen des *Zweyten*, durch die Wahl der Deutschen auf den königlichen Thron erhoben. Viele machten sich jetzt Hoffnung, das Herzogthum zu erhalten; dem französischen Markgrafen Heinrich war es sogar versprochen; der neue König wich aber allen Foderungen aus und es entstand Empörung gegen ihn. Nachdem er diese gedämpft hatte, zog er nach Bamberg, entliess da sein Kriegsheer und ergetzte sich während der Herbstzeit mit der Jagd im Spessarter Walde, welcher zwischen Baiern und Franken die Grenzscheide bildete (Baiern erstreckte sich im Westen bey weitem nicht bis an den Spessart; dieser konnte also auch nicht die Grenze zwischen Baiern und Franken bilden). Im J. 1004 gab K. Heinrich II. die Fahne des baierischen Herzogthums seinem Schwager, *Heinrich* Grafen von Luxenburg, dem *Fünften* dieses Namens in der Baierfürstenreihe, und errichtete 1007 das Bisthum Bamberg. Seinen Schwager, den Herzog *Heinrich* V., welcher dieser Stiftung entgegen war, fand er bald Gelegenheit,

heit, seines Amtes zu entsetzen, verwaltete dieses selber, wie er ehemals gethan hatte, errichtete mehrere Klöster, gab, zum Kaiser gekrönt, das Herzogthum seinem Schwager wieder und starb, der letzte männliche Sprössling des sachsischen Königsstammes, 1024 und zwey Jahre nach ihm auch Herzog *Heinrich* V. — *Dritter Abschnitt. Baiern ein Herzogthum des deutschen Reichs, unter oberster Herrschaft der Könige aus dem fränkischen Hause, verwaltet durch selbst gewählte Herzoge.* Vom J. 1026 — 1070. (S. 177 — 252). Konrad der Salier, welcher auf Heinrich II. oder Heiligen im Reiche gefolgt war, nahm sich, begeistert von der Idee, das Kaiserthum wieder auf den Gipfel seines Glanzes emporzuheben, ein Erbreich darauf zu gründen und die grösseren Herzogthümer unter seine Gewalt zu bringen, Karl den Grossen und Otto I. zum Muster. Er empfahl daher zur herzoglichen Würde in Baiern seinen zehnjährigen Sohn *Heinrich*, in der Zahl der baierischen Herzoge dieses Namens *Heinrich* VI. genannt. Dieser übernahm, nach seines Vaters Tode 1039, die Regierung des Reichs unter dem Namen Heinrichs III., und die Baiern wählten auf einem Landtage zu Regensburg, wahrscheinlich auf seine Empfehlung, einen Neffen der Kaiserin Kunigunde, *Heinrich* den *Siebenten* dieses Namens, zu ihrem Herzoge. Es ward Krieg gegen die Böhmen, deren Herzog Brecislaw dem Könige der Deutschen den Eid der Treue verweigerte, und gegen die Ungarn zur Unterstützung des von ihnen vertriebenen Königs Peter, geführt. Die besiegten Ungarn nahmen ihren König Peter und das baierische Gesetz an und erkannten Lehenstreue. Im J. 1046 zog K. Heinrich III. nach Italien, empfing zu Pavia die Kaiserkrone, stellte in Rom die durch den Streit dreyer Päpste in das Oberpriesterthum, gestörte Ordnung wieder her und herrschte von dieser Zeit an mit einer beynahe unumschränkten Macht über Deutschland und Italien. In Baiern setzte er 1049 nach dem Tode Herzogs *Heinrichs* VII. einen Sohn des Grafen Ludolph von Zütphen (nicht Züphen), Namens *Konrad* I., auf den herzoglichen Stuhl, nachdem er diesen länger als ein Jahr unbesetzt gelassen hatte. *Konrad* I. wurde 1053 durch den Kaiser seines Herzogthums entsetzt; darauf hielt er es mit den Ungarn und beunruhigte die kärnthischen Marken. An seine Stelle wurde auf des Kaisers Betrieb dessen noch nicht dreyjähriges Söhnchen, unter dem Namen *Heinrichs* VIII. gesetzt, dessen Stellvertretung aber dem Bischofe Gebhard von Eichstädt übertragen. Diese Einsetzung eines Kindes, diese Umgehung der rechtmässigen Wahl von ihren Ständen, diese Zurücksetzung ihrer alten Geschlechter, schien den Baiern schimpflich und — Gährung bewegte die Gauen des Landes, während sich der Kaiser in Italien aufhielt. Als Herzog *Heinrich* die Reichsregierung antrat und der Tod den Herzog *Konrad* II. schnell hinwegraffte, erhielt sogar die Mutter *Agnes* das Herzogthum zum freyen Besitze, das sie aber nach einem unglücklichen Kriege mit den Ungarn an Otto, Grafen von Nordheim, überliess, um an ihm eine Stütze zu haben. K. Heinrich IV. war den Sachsen verhasst, Missvergnügen verbreitete sich gegen die Königin Mutter, Herzog *Otto* II. trat selbst in Verbindung mit den Missvergnügten, grosse Verwirrungen des Reichs entstanden, die vom Vf. (S. 233 bis 252. mit unverhältnissmässiger Ausführlichkeit erzählt werden. Der gefürchtete Herzog *Otto* II. wird 1070 gestürzt und *Welf* (ein Sohn des italienischen Markgrafen Azzo), Otto's Schwiegersohn, empfing vom Könige ohne Wahl, selbst ohne Wissen der Landstände, das baierische Herzogthum. — *Vierter Abschnitt. Zustand der Staats und Kirchen-Verfassung, der sittlichen und wissenschaftlichen Kultur des baierischen Volkes während dem Laufe dieses Zeitraums*, v. Jahre 911 — 1070 (S. 253 — 346). Einer der umfassendsten Abschnitte; in Betreff seines belehrenden Inhaltes der interessanteste, da die Bestimmung dieser Blätter keinen Auszug desselben gestatten; so wollen wir hier nur die Ueberschriften der Paragraphen anführen, die seinen Inhalt ausmachen. Tabellarische Darstellung der im Herzogthum Baiern gelegenen Bisthümer, Reichsabteyen, Markgrafschaften, Pfalzgrafschaften, Burg- und Gaugrafschaften und der Vorsteher derselben, v. J. 911 — 1070 (S. 253 — 262.); Umfang und Grenzen des Herzogthums Baiern (S. 263 — 264, nicht 274); deutsche Könige, Herzoge in Baiern, deren Verhältniss zu einander, Wahl, Amtspflichten, Rechte, Einkünfte (S. 264 — 268); Pfalzgrafen (S. 268 — 269); Mark- Gau- Burg- Grafschaften, deren Vorsteher, Auflösung der Gaueintheilung, allmähliches Erblichwerden der Aemter (S. 269 — 275); Kirchengebiet, Kirchenvögte (S. 275 — 279); die Freyen und Edlen des Volks (S. 279 — 280); Halbfreye, Dienstleute, Leibeigene (S. 280 — 283); Volks-Versammlungen (S. 283 — 286); Fortdauer der bisherigen geschriebenen altbaierischen Gesetze (S. 286 — 288); Gerechtigkeitspflege (S. 288 — 298); Criminaljustiz (S. 298); Kriegsverfassung (S. 298 — 300); Staatsökonomie, Krondomänen, Regalien, Münzen, Steuern (S. 300 — 304); Kirchenverfassung, Bisthümer, Domkapitel, Klöster, Landpfarreyen (S. 305 — 311); Priester-Ehen (S. 311 — 314); Kirchen-Regierung, Synoden, Recurse nach Rom (S. 314 — 317); geistliche Gerichtsbarkeit (S. 317 bis 320); Sitten der Seit, Reste heidnischen Aberglaubens (S. 321 — 327); Wissenschaften, Schulen (S. 327 — 341); Künste, Gewerbe, Kleidung, Nahrung, Luxus, Spiele (S. 341 — 346).

Uebrigens irrt sich der Vf., wenn er (S. 41.) *Schärding* noch zu den *baierischen Städten* zählt; es ist übertrieben, wenn dem Kloster Tegernsee (S. 31.) von der *Invasion der Ungarn der Besitz von 11000 Höfen* zugeschrieben wird, und in Bezug auf die Kenntniss des Geburtsorts von dem gelehrten *Gerbert* höchst unbestimmt, wenn es S. 124 heisst: *er ist in den Abendländern geboren.* Wie in dem *ersten* und *zweyten*, so fehlt es auch im *dritten Bande* nicht an Verstössen gegen die Reinheit der

der deutschen Sprache; indem hier z. B. die Ausdrücke: *confirmiren*, *documentiren*, *dirigiren*, *incorporiren*, *insurgiren*, *Intercession*, *Imbecilität*, *Invasion* u. s. w. häufig vorkommen.

Paris, b. d. Geb. Baudouin: *Marie-Antoinette à la Conciergerie*, Fragment historique publié par le Comte *Fr. de Robiano*. 1824. kl. 8. 89 Seiten. (Bey Zirges in Leipzig für 1 Thlr. 4 Gr.)

Die Vorrede erzählt, dass die kleine Schrift der Nachwelt die Kunde erhalten solle, was für die unglückliche Königin Marie-Antoinette von Frankreich der Abbe Magnin und die Demoiselle Fouché zur Erleichterung der Qualen ihrer Gefangenschaft thaten. — Die unglückliche Monarchin wurde am 2ten Aug. 1793 in die Conciergerie gebracht. Die Demoiselle Fouché (aus dem Bürgerstande) hatte früher weder mit der Königin noch mit ihrem Hofe in der geringsten Verbindung gestanden. Jene beiden Personen machten es sich damals zur Pflicht überall unter die unglücklichen Verhafteten nach ihren Kräften nicht ohne Geldopfer Trost und Erleichterung in ihren Leiden zu verbreiten. Unbefangen fragte einmal die Fouché, als sie vom Besuch andrer Gefangenen zurückkehrte, den Kerkermeister Richard in der Conciergerie, ob sie wohl zur Königin Zugang erhalten könne. Richard schlug diess erst gänzlich ab, aber mit einem Ton, der die Bittende künftige Erfüllung ihrer Bitte hoffen liess und einige Goldstücke machten den Wärter zahmer. Seine Antwort war: Vier Gensdarmes bewachen die Königin, 2 sind Teufel und 2 andere brave Menschen. Die Wechselstunde der Wache für die letzteren ist um eine halbe Stunde nach Mitternacht, dann mögen Sie bey der Gefangenen erscheinen. Hievon unterrichtete die Jungfrau den frommen Abbè Mangin. Beide verfügten sich zur gegebenen Stunde nach dem ihnen angezeigten Ort. Doch erlangte nur die Jungfrau die Audienz. Im Gefängnisse der Monarchin stand nur ein schlechtes Feldbette, ein Lehnstuhl von Stroh und ein kleiner Tisch. Sie selbst war alt geworden, hatte Runzeln und manches vom Bilde ihrer trefflichen Mutter im höchsten Alter. Das Gemach hatte zwey Abtheilungen, die ein Vorhang und ein Schirm von einander trennten. Im Vorzimmer hielten sich die Gensdarmes auf. Die Königin schien beym ersten Besuche der zudringlichen Jungfrau nicht sehr zu trauen. Aber schon beym zweyten Besuch gelang der Jungfrau der Königin Ueberzeugung zu geben, dass es ihre redliche Absicht sey ihr einen unbeeidigten Geistlichen zuzuführen, der endlich auch, aber nur mit Mühe, durch den Gefangenwärter Zutritt erhielt, der Königin Trost ertheilte, nachdem sie ihm gebeichtet hatte, und 14 Tage nach seinem ersten Besuche ihr auch das Abendmahl reichte. Die Jungfrau theilte anderen vornehmeren Damen mit, dass sie zu dem Gefängniss Zugang gefunden habe, die Königin erhielt feine Wäsche, aber keine bessern Kleidungsstücke, da diess den Commissarien eine Spur der bestehenden Verhältnisse hätte entdecken können, und manche kleine Bequemlichkeiten, die man, einmal daran gewöhnt, später ungerne entbehrt. Nur eine Tasse mit silbernem Rand besass noch die Königin, welche sie ihrer Tochter, der jetzigen Herzogin von Angouleme, zu überliefern der Jungfrau auftrug und diese 1804 in Mietau durch die Prinzessin von Tarent empfing, als solche nach Russland reiste. Aber ein Zufall brachte die Gefängnisscommissarien zur Kunde, dass die Königin auswärtige Verständnisse habe, und Richard erhielt den Abschied. Der Zugang der Jungfrau hatte ein Ende, doch verschaffte eine Schwester des St. Ludwigs Hospitals der Jungfrau die Bekanntschaft mit der Gattin des Kerkermeisters Bault zu la Force, der Richards Stelle wieder erhalten hatte, und Bault war gegen die Jungfrau eben so gefällig als Richard gewesen war. Da das Gefängniss ungemein feucht war: so erlangte die Jungfrau die Tapezierung des Gemachs mit einer alten Decke. Schon diess fiel der Gefängnisscommission auf, aber Bault erklärte die Bekleidung als eine Vorsicht, damit nicht etwa eine Stimme jenseitiger Seite der Wand von der Königin vernommen werden könne, worauf die neue Einrichtung bey den Gefängnisscommissarien Beyfall fand. Sogar schafften die Freunde der Königin und Bault alles herbey was nöthig war, um ein Messamt im Gefängniss zu halten. An der in einem groben Kupferstiche dargestellten Communion nahmen die beiden Gensdarmes Theil. Bald hernach wurde der Abt, jetzt Pfarrer zu Saint Germain l'Auxerrois krank, aber die Jungfrau führte statt seiner der Monarchin den Priester Cholet aus der Vendee zu, bey dem sie noch am Abend vor ihrer Hinrichtung beichtete. Im langen Verhör von 9 Uhr Morgens bis 4½ Uhr folgenden Morgens versagte man der Monarchin sogar die Erquickung eines Glases mit Wasser, warum sie mehrmals vergebens bat. Doch sagt man, dass sich der Leidenden zuletzt ein Gensdarme erbarmte, aber dafür von der Behörde einen Verweis empfing. Während einer unvermeidlichen Reise der Jungfrau nach Orleans fanden Verhör und Hinrichtung der Königin statt. — Die Jungfrau die sich keiner Schönheit erfreute, war Robespierre bekannt und sah ihn in der Ferne auf der Gasse als sie der Abbé einst begleitete. Dieser schickte sie fort und ging nun gerade auf Robespierre zu. Die Jungfrau blätterte unter den unter freyem Himmel zum Verkauf liegenden Büchern und Robespierre fragte sie was sie suche? die Antwort war „ich blättere um zu sehen, ob mich etwas zum Kaufe reizen kann." Robespierre der bisweilen witzig seyn wollte, kaufte 3 dicke Bände betitelt *le printems d'une jolie femme* und schenkte sie ihr. — Einst gelang es dem Abbé und der Jungfrau einen Priester aus dem Gefängnisse La Forez zu retten. Es war nämlich ein andrer an bösartigen Blattern gestorben und die Leiche wurde für den entwischten Priester ausgegeben.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

September 1824.

GESCHICHTE.

München, auf Kön. Kosten: *Regesta sive Rerum Boicarum Autographa ad annum usque MCCC.* e Regni Scriniis fideliter in Summas contracta juxtaque genuinam terrae stirpisque diversitatem in Bavarica, Alemannica et Franconica synchronistice disposita cura *C. H. de Lang* s. Coronae Bavaricae Equitis aurati. Vol. II. 1823. VIII u. 440 S. 4.

In der Vorrede dieses von den Geschichtsforschern sehnsuchtsvoll erwarteten *zweyten* Theils dieses Werks (dessen *erster* im v. J. Nr. 77. angezeigt wurde), erwiedert der Vf. auf mehrere öffentliche Bemerkungen, welche zum Theil auf ein gänzliches Missverstehen seines Unternehmens schliessen lassen, dass er dasselbe nicht fern vom Reichsarchive, sondern an diesem selbst begonnen und vollendet, nicht oberflächlich die Repertorien oder Erläuterungen desselben beschaut, sondern jede einzelne Urkunde genau und mit eigenen Augen durchforscht, und auch die Beyhülfe seiner Mitarbeiter auf dem Hauptarchive sowohl, als auf den Provinzial-Archiven in Anspruch genommen habe. Für seine Zurückgezogenheit nach Ansbach sey ihm daher nichts übrig geblieben, als die überall gesammelten Auszüge mit einander zu vergleichen, zusammen zu stellen, überflüssige Worte abzuschneiden, und für genauen Abdruck zu sorgen. Nach dieser Versicherung giebt es also kaum eine Urkunde mehr zu München oder in einer Provinz, welche in diese Regesta nicht aufgenommen wäre; und sollte eine seit seinem freywilligen Abgange vom Reichsarchive ausfindig gemacht worden seyn, so würde sie am Schlusse des ganzen Werkes noch erwähnt, und in das Inhalts-Verzeichniss aufgenommen werden. Der Vorwurf, dass er die Rheinbaierischen Urkunden nicht aufnahm, scheint ihm sehr ungeeignet, indem ihm bisher noch gar keine vor dem Jahre 1300 bekann wurde, welche der Verheerung der Kriege entgangen wäre; und würde noch eine oder die andere später entdeckt, so möchte sie kaum für die alte innere Geschichte Frankens und Baierns, wozu die Regesta erscheinen, von besonderem Werthe seyn. Auch fügt Rec. noch zur Erwägung bey, dass die rheinpfälzische Linie erst 1777 zum Besitze des Baierischen Landes kam, daher dessen alte Geschichte mit jener in gar keiner Berührung steht, folglich kann hier das Staatsarchiv nicht zugleich das Hausarchiv seyn, weit eher könnte das Staats- und Hausarchiv Oesterreichs die Urkunden der Schweitzer und Elsasser Länder mit deren Geschichte liefern, weil an eine Wiedereroberung derselben nicht mehr zu denken ist, oder jene von Mondsee und Füssen, welche Abteyen vorher nie baierisch waren. Zu jener Zeit, als die Regesta bearbeitet wurden, befanden sich noch viele Urkunden über Tyrol, und besonders über das Bisthum Brixen, im Reichsarchive, wesswegen sie auch im Verzeichnisse um so lieber behalten wurden, je weniger daran zu denken ist, dass in Oesterreich bald ein ähnliches Unternehmen statt finden werde. Die Urkunden des Klosters Mondsee sind nie in das Reichsarchiv gekommen, weswegen auch keine Erwähnung davon gemacht werden konnte. — Dem von Uns in der Anzeige des *ersten* Bandes geäusserten Wunsche, der Herausgeber hätte alle auch nicht im Reichsarchive befindliche Urkunden, welche in andern Sammlungen oder Schriftstellern zu finden sind, und deren jemalige Existenz wenigstens dem wesentlichsten Inhalte nach ausser Zweifel ist, kurz berühren sollen, begegnet er mit dem ausdrücklichen Befehle des Königs, dass *nur* die im Reichsarchive befindlichen Originalurkunden in die Regesta aufgenommen werden dürften. Er hofft jedoch, dass nach Vollendung seiner Arbeit ein anderer Archivar noch die Mühe sich gebe, diese zerstreuten Urkunden besonders zu verzeichnen, und dem Publikum vorzulegen. Dass er die meisten Druckschriften, worin die von ihm angezeigten Urkunden schon ausführlich — echt oder unecht — abgedruckt sind, mit Stillschweigen überging, entschuldigt er zwar mit dem Mangel an Zeit und an einer so grossen Sammlung seiner Bücher sowohl, als an Registern dieser selbst, allein nicht zu unserer Befriedigung; denn ein so wichtiges Nationalwerk, als die Regesta sind, möchte wohl den Kosten Aufwand gestattet haben, dass einige Diurnisten oder Quiescenten alle nur von ferne historischen Bücher der K. Bibliotheken zu München, Wien und Göttingen durchgesehen, und die darin befindlichen Urkunden verzeichnet hätten. Ob das Format in *Folio* dem in *Quarto* vorzuziehen sey, wie er einigen Kritikern zuzugestehen scheint, möchten wir sehr bezweifeln, wenn wir den allgemeineren Gebrauch der Regesta berücksichtigen wollen. Lieber stimmen wir ihm bey, dass er die Urkunden weder mit sogenannter diplomatischer Genauigkeit graphisch ver-

verzeichnete, noch mit Schriftproben ausstattete; eine nicht geringe Mühe für diesen Zweck würde mit undankbaren Befehdungen belohnt worden seyn. Wer in Erwägung zieht, dass viele Schriftsteller sogar jene Mängel und Fehler ihrer Arbeiten, wovon sie theils durch fremde Belehrung, theils durch eigenes Nachdenken überzeugt wurden, hartnäckig noch vertheidigen, der wird sich über das specifische Bekenntniss aller im *ersten* Bande der Regesta befindlichen Irrthümer des Vfs. mit uns herzlich freuen.

Der vorliegende Band beginnt mit dem J. 1201, und endigt 1250. Die grösste Zahl der Urkunden ist aus und über Baiern, obgleich jene von Franken mit derselben ziemlich gleich steht, nur wenige stammen aus Schwaben. Der Grund jener fast überwiegenden Zahl liegt bloss darin, dass sehr viele Klöster Frankens schon vor beynahe 300 Jahren bald nach der statt gefundenen Reformation aufgehoben, und an Edelleute oder kleinere Regenten verschenkt wurden, welche die bis dorthin aufbewahrten Urkunden nicht sorgfältig sammelten, und an die Nachwelt überlieferten, während die im Mittelalter schon bestandenen Klöster Baierns sich bis auf die allgemeine Säcularisation im Anfange dieses Jahrhunderts erhielten, und sogar jene durch die Reformation der obern Pfalz anfangs zerstörten Klöster im 17ten Jahrh. wieder hergestellt wurden. Merkwürdig ist der Reichthum an Würzburger Urkunden, welche an Wichtigkeit jenen von ganz Baiern fast gleich kommen. — Zum Beweise, wie aufmerksam wir den ganzen Band durchschauten, wollen wir nun auch verschiedene Details anführen.

Sehr angenehm wird der Leser von vielen Fridericianischen Urkunden aus den J. 1216 — 18. überrascht, welche — zum Theile durch *Hund* bekannt gemacht — höchst selten sind, und unter welchen eine noch ungedruckte, vom 24sten Jan. 1217. S. 80. sich befindet. Vom K. Konrad IV. war bisher noch keine aus dem J. 1244 bekannt, wie hier S. 345. eine mitgetheilt wird. Die allererste deutsche Urkunde v. 1240 ist S. 302. angezeigt. Sollte der in der schwäbischen Urkunde von 1236 S. 252. angeführte *Ulrich von Turheim* wirklich der berühmte Minnesänger seyn, wie v. *L.* in einer Parenthese vermuthen läſst, so würde dessen Zeitalter und Aufenthalt hieraus mit viel grösserer Bestimmtheit sich ergeben, als aus allen bisherigen Quellen. Schon S. 85. macht der Vf. in einer Bambergischen Urkunde v. 1217 bey dem Namen *Wirt* auf den berühmten *Wirnt von Grävenberg*, welcher — nach *Beneckes* Vorrede zum Wigulois — der Verfasser dieses Gedichtes gewesen ist, aufmerksam. Diese Urkunden sind dann um so merkwürdiger, als die gebildete, zum Theile ganz treffliche Dichtersprache dem Gebrauche der deutschen Sprache in den Kanzleyen sehr früh und weit vorausgegangen ist, während der Titel der S. 302 angeführten ersten deutschen Urkunde v. 1240 eine noch ganz rohe Kanzley-Sprache zu erkennen giebt. — Mancher wird über die S. 66. befindliche zweyte schwäbische Urkunde des K. Friedrich II. v. 1215 den Stab brechen wollen, weil das *hospitale St. Antonii in dioecesi Viennensi* das Spital vom heil. Geist und St. Anton zu Wien zu seyn scheint, dieses aber erst 1469 ein Bisthum geworden ist, wenn man auch den Ausdruck *dioecesis* nicht so strenge nehmen wollte; allein hier ist offenbar die Abtey St. Antoine, das Haupt des Antoni-Ordens bis Vienne in Frankreich zu verstehen. Mit Wahrheit ist zu rügen, dass die auf der letzten Seite (440) angezeigte Urkunde nicht ungefähr v. J. 1250 sey, indem Stams nach 1268 gestiftet wurde, und diese Urkunde erst in die J. 1272—79 fällt. — Eben so wahr ist zu tadeln, dass nur eine einzige Bamberger Urkunde von Kärnthen vorkommt, obgleich Rec. im Besitze mehrer Copien solcher Originalurkunden vor 13 Jahren noch war, welche er an das Johanneum zu Grätz geschenkt hat. Dabey ist zu bemerken, dass die Bamberger Bischöfe in den meisten Kriegen der Mitte Deutschlands mit ihren Schätzen und Urkunden nach Kärnthen sich flüchteten, und letztere öfters dort liegen liessen, als sie zurück kehrten. Zieht man noch in Erwägung, dass die Herzoge von Oesterreich fast bey jedem feindlichen Ueberfalle die Bambergischen Archive in Kärnthen bis zur Mitte des 18ten Jahrhunderts plündern liessen, so ist einleuchtend, dass nur aus dem Haus- und Staats-Archiv Oesterreichs dieser Mangel ergänzt werden kann, wobey dessen Archivare sich grosse Lorbeeren erringen möchten. Uebrigens war bekanntlich das vom bischöflichen gesonderte domkapitelische Archiv zu Bamberg viel reicher, wie schon die von *Lorber* und *Heyberger* verfasste berühmte *Further Deduction* bewiesen hat; vielleicht ist manche Urkunde dadurch verloren gegangen, oder bis jetzt noch unbenutzt geblieben. — Auch ist das Gebiet von Kärnthen in die alt Baierische Geschichte bey weitem nicht so eingreifend gewesen, als Brixen und Trident.

So rein der Druck des Werkes im Ganzen ist, so sind doch noch einige sinnstörende Druckfehler der Aufmerksamkeit des Herausgebers entgangen. So z. B. steht S. 228 in der schwäbischen Urkunde von 1234 *legagium* statt *legalium* — S. 231 in der letzten fränkischen — d. J. fehlt, *filia* zwischen Hiltenburch und *nobilis*. Wir bemerken jedoch diese Kleinigkeiten nur, um unsere Achtung durch diese Aufmerksamkeit auszudrücken, indem die Regesta nicht allein allen künftigen Forschern der altbaierischen, fränkischen und schwäbischen Geschichte ganz unentbehrlich sind, sondern auch für die Geschichte Oesterreichs die wichtigste Ausbeute liefern, woselbst kaum je ein ähnliches Unternehmen erscheinen wird, so hart auch dieser *zweyte* Band, wie der *erste*, im letzten Hefte der Wiener Jahrbücher, mit nicht sparsam eingestreutem Lobe, getadelt wurde. Der K. Baierischen Regierung gebührt Dank sowohl für die Erlaubniss des Abdrucks dieser sonstigen Staats-Geheimnisse und für

für den dazu gehörigen grofsen Kosten-Aufwand, als auch für die Freygebung dieses Werkes in den allgemeinen Buchhandel; noch mehr Dank verdient der Ritter *v. Lang*, dafs er die Idee dazu mit Muth and Geduld ausführte.

Flüelen, Kanton Ury: *Vertheidigung des Wilhelm Tell.* Neue unveränderte Auflage. 1824. 68 S. 8.

Für die Leser, welche die frühere Auflage dieser allerdings interessanten Schrift nicht kennen, diene folgendes zur Nachricht. Sie enthält nicht sowohl eine besondre Abhandlung eines einzelnen Schriftstellers, der sich über die, wie man weifs, mehrmalen schon angefochtene historische Wahrheit der Sage von Tell aufs neue hier vernehmen liesse, als die Zusammenstellung zweyer einzelner Ehrenrettungen die schon im vorigen Jahrhunderte gegen eine anonyme Druckschrift: *Wilhelm Tell, ein dänisches Mährchen,* (1760) von der in dem Vorworte dieses Werkchens, auch in der Hallerschen Vorlesung, der Pfarrer *Uriel Freudenberger von Ligerz* als Verfasser angegeben ist, öffentlich erschienen sind. Die *eine* ist verfafst von dem damals noch jungen Geschichtsforscher, *Joseph Anton Felix von Balthasar*, nachmaligem Staatsseckelmeister der Stadt und Republik Luzern; bekannt und auch von Johannes v. Müller gepriesen, als ein der vorzüglichsten vaterländischen Historiker; die andre in Form einer Rede oder Vorlesung, gehalten vor dem Hochlöblichen äufsern Stande zu Bern 1772 von Herrn *Gottlieb Emanuel von Haller*. Da diese beiden patriotischen Denkmäler im Verlaufe von mehr als einem halben Jahrhunderts so stark aufgekauft worden, dafs sie in keinen Buchladen, nur in öffentlichen oder Privatbibliotheken und auch hier als Seltenheit sich finden, so hielt es der Verleger Fr. Xaver Zuggen in *Fluelen, (Kanton Ury)* gerathen, dieselbe der Vergessenheit zu entreifsen, und seinem Vaterländischen, so wie dem übrigen Geschichte und Wahrheitliebenden Publikum aufs neue zugänglich zu machen. Auch zweifeln wir keineswegs, man werde es ihm Dank wissen. In der ersten Schrift werden in einem gröfstentheils ruhigen, vom Controverstone der damaligen Zeit nur wenig leidenden Vortrage die Scheingründe und Zweifel des Anonymus (voller nimmt der Verleger in dem Vorworte den Mund, der von ihm als einen Frevler, ja beynahe als Vaterlandsverräther und Schänder spricht) bündig widerlegt und die Echtheit der Erzählung von Tell wird befriedigend mit historisch kritischer Gründlichkeit ihren Hauptmomenten nach dargethan. Der Stil ist zwar nicht rein zu nennen, wie es sich von der Zeit des Vfs. und wohl auch seiner Oertlichkeit erwarten läfst, aber im Ganzen männlich und würdig. Die Vorlesung des Herrn von *Haller* erzählt in einem ungeschminkten, aber einfach kräftigen Tone in bündiger Kürze die Geschichte der Verschwörung der drey Gründer der Freyheit Helvetiens gegen die Unterdrücker derselben, namentlich den tyrannischen Landvogt Gefsler, reihet dem an, was sich mit Tell, Walther Fürsts Töchtermann begeben, von der Veranlassung aus des aufgesteckten Hutes in Altdorf bis zu Tells Abführung nach Kufsnacht, und seiner Ermordung des Landvogtes während dieser Fahrt, alles nach den bekannten Erzählungen Schobelers, Rufs, (von den er nur in Nebenumständen abweicht,) Etterlin, Tschudi, des Ritters von Klingenberg u. a. Die gedrängte historische Darstellung ist von keiner Polemik unterbrochen. Diese wendet er erst am Schlusse in einer schönen rednerischen Apostrophe mit den Uebergange an: (S. 53.) „Diefs ist *die Hergegangenheit der Sache* (fast der einzige schweitzerische Idiotism dem wir aufser etwa *Sterberödel* (S. 64.) d. i. *Todtenregister* in dem gut geschriebenen Auffatze begegnet sind), und nun ihr Zweifler! die ihr euren Ruhm darin suchet, nichts zu glauben, ihr erwartet noch die Beweisthümer der Wahrheit meiner Erzählung. Gehet in die Länder, wo Tell seinen Muth pries; ihr werdet eine Capelle an der Stelle sehen wo *Tell* den Gefsner erlegte. Eine andere werdet ihr bey dem Felsen antreffen, bey welchem Tell sich rettete, und der noch jetzt *Tellenplatten* genannt wird. Diese zweyte Capelle ward vom löblichen Stand Ury im Jahr 1388 errichtet; 114 Personen, welche den Tell persönlich gekannt hatten, waren bey der Einweihung gegenwärtig. Eine dritte Capelle werdet ihr zu *Burgeln* auf dem gleichen Platze finden, wo *Tells* Haus gestanden ist; in derselben wird seit 1387 auf Befehl des löblichen Standes *Ury* jährlich eine Predigt und Lobrede auf den *Tell* gehalten." — Auf solche öffentliche Denkmale, so wie auch auf die Wallfahrten und Processionen die zum Andenken am Tell und die Befreyung der Schweiz noch jetzt gefeyert werden, deren eine Tell selbst mit Beyhülfe Fürsts und Stauffachers gestiftet habe, auch die *Urrerschen Jahrbücher*, wo der Name Tells (denn auch dieser sogar wurde von einigen bezweifelt) vielfach unter den Rathsgliedern zu finden ist, auf die *Sterberödel*, welche beweisen, dafs W. Tell in einer Wassersnoth zu Burgeln ertrunken ist, so wie auf alte Münzen, Gemälde, Lieder stützet sich neben den historischen Zeugnissen in seinem gedrängten Epilogus der Redner. — Umständlicher sind ähnliche Beweise in der vorangehenden Schrift geführt worden. Des schweizerischen Hauptgegners (der Verf. der gröfsern Schrift hatte es noch mit mehrern, auch mit Voltaire zu thun) wird nur kurz mit folgenden Worten Erwähnung gethan: (S. 56.) „*Der Verf. selbst der so berüchtigten Schrift, der sel. Pfarrer Freudenberger von Ligerz würde diesen Gründen Gehör geben und bekennen, überwiesen zu seyn.*" — Angehängt ist *das alte Tellenlied*. „*Wilhelm bin ich der Telle*" ein in ruhiger epischer Klarheit sich fortbewegendes Lied voll lebendiger wahrer Züge dessen Alter aber, der Sprache nach, nicht sehr hoch hinauf steigen kann, höchstens in die zweyte Hälfte des 16ten oder wohl eher noch in die erste des

des 17ten Jahrhunderts, das indeſs auch mehrmalen, worauf ſchon der Schluſs deutet, überarbeitet worden zu ſeyn ſcheint. Wir können es uns nicht verſagen, mit einigen Strofen deſſelben diese Anzeige zu ſchlieſsen. Wir wählen dafür die Schluſsverſe der Erzählung als Lehr- und Nutzanwendung. S. 66—68.

Das merket, fromme Eidg'noſſen
Gedenket oft daran,
Was Blut für euch vergoſſen,
Laſst's euch zu Herzen gan
Die Freyheit thut euch zieren,
Darum gebt Gott die Ehr',
Sollter ihr ſie einſt verlieren,
Sie wurd' euch nimmermehr.

Denn ſie iſt wohl gepflanzet,
Mit eurer Väter Blut;
D' Freyheit den edlen Kranze
Den haltet wohl in Hut.
Die wird man euch abſtechen,
Fürcht' ich zur ſelben Zeit,
Wenn Treu und Glaub wird brechen
Der Eigennutz und Geitz.

Mir iſts, ich ſehe kommen
So manchen Herren ſtolz,
Und bringen groſse Summen
Des Gelds und rothen Golds;
Damit euch abzumärchten,
Zu kaufen eure Kind,
Die noch nicht können reden
Noch in der Wiegen ſind.

Ich thu' euch deſſen warnen,
Weil Warnung noch hat Platz;
Geſpannt ſind auch die Garen, (Garne)
Die Hund ſind auf der Hatz,
Gedenkt an meine Treue,
Kein Tell kommt nimmermehr;
Kein Freund, alt oder neue,
Giebt euch eine beſsre Lehr.

Thut euch zuſammenhalten,
In Fried und Einigkeit,
Als eure frommen Alten,
Betrachtet Bund und Eid,
Laſst euch das Geld nicht müſſen (nöthigen)
Die Gaben machen blind,
Damit ihr nicht müſst büſsen
Und dienen z'letzt dem Find.

Nehmt hin ihr frommen Eidg'noſſen
Die noch aufrichtig ſind;
Dieſs Lied hiemit beſchloſſen,
Thut's ſchlagen nicht in Wind,
Ein Urner hat's geſungen,
Gedichtet und vermehrt,
Zur Warnung Alt und Jungen
Dem Vaterland verehrt.

Leipzig, b. Barth in Com.: *Anhang zu G. A. H. Stenzels Handbuche der Anhaltiſchen Geſchichte* von Dr. *G. A. H. Stenzel*, Prof. d. Geſch. an d. Univ. zu Breslau. 1824. 120 S. 8.

Rec. der in dieſer Lit. Z. (1821. Nr. 209, 210.) das Handbuch des Vfs. beurtheilte und die dringende Bitte an ihn that, ſich gegen die mehr als heftigen Anſchuldigungen des Hrn. OAPräſ. *Mann* zu rechtfertigen, freuet ſich herzlich, daſs dieſem Wunſche in gegenwärtiger Schrift, wie ihm bedünkt, meiſt genügend und ernſt entſprochen worden iſt. Zwar bekommt auch Rec. ſelbſt S. 118. ſeine Abfertigung; da er ſich aber bewuſst iſt, daſs er ſelbſt den wenigen Tadel, nicht um zu tadeln, ſondern um ſeine, dem Buche gewidmete Aufmerkſamkeit zu beweiſen, hingeſchrieben habe, in ſeinen Anfoderungen an eine Landesgeſchichte aber zur Zeit noch keinesweges nachgeben kann, wenn er auch ſelbſt vielleicht nicht im Stande iſt, ſie zu erfüllen, ſo übergeht er dieſen (ohnehin nur Neben-) Theil der Schrift.

Der Vf. giebt über die Entſtehung des Buches die dabey benutzten Handſchriftlichen Quellen und einzelne angefochtene Puncte hinlängliche Rechenſchaft, geſteht unumwunden zu, wo er geirrt habe (z. B. S. 47, wo aber das Selbſt-Citat 374 nicht zutreffen will und S. 34) und geht die ſieben gegen ihn erſchienenen Aufſätze und Schriften durch. Herausgefodert, wie Hr. *St.* war, darf es nicht wundern, wenn er nun auch ſeiner Seits manchen ſeiner Gegner ziemlich heftig anläſst und Sachen berührt, die jene wohl an das *uti tacuiſſes* erinnern möchten. So wird S. 25. Hr. Reg. R. *Büntſch* (S. 25.) eines wiſſentlichen Falſums überwieſen, und manche Thatſache angefüget die zur *Chronik ſcandaleuſe* gehört, und billig im Handbuche ſelbſt übergangen war. Da mit gleichen Waffen gefochten werden darf, ſo iſt nun unter allen Gegnern der gewichtigſte, aber auch leidenſchaftlichſte am gewichtigſten aber auch am leidenſchaftlichſten behandelt worden, und dieſs iſt Hr. OAPräſ. Mann. Manche Vorwürfe werden, wie die ehemaligen Homeriſchen Speere, auf den Feind zurückgeſchleudert; manche Anklagen mit Ironie, andre mit ziemlicher Derbheit (z. B. S. 56.) beantwortet. Rec. will hier nicht gerade in alle Einzelne eingehen, auch nicht gerade jede Kraftäuſserung des Vfs. vertheidigen, ſondern nur im allgemeinen bemerken, das die Schrift wegen mehrerer geſchichtlichen Aufklärungen von dem Freunde der deutſchen Geſchichte, beſonders aber der Anhaltiſchen durchaus nicht überſehen werden darf. Der Vf. wird ſich über dieſe Anfechtungen, die auch einem Spittler, Zſchokke, Schlözer und andern zu Theil wurden, und faſt Jedem werden müſſen, je tiefer er beſonders in die neuere und neueſte Geſchichte eines Staates ſich hineinwagt, leicht tröſten können. Die Art wie ſolche Schriften aufgenommen werden, iſt oft ein ziemlich ſicherer Barometer für das Gewiſſen der darin eine Rolle Spielenden, die ſich, was hier nur im Ganzallgemeinen geſagt ſey, natürlich verletzt finden, wenn nach Jahren ein entfernter Hiſtoriker Dinge erörtert und rügt, die zu ihrer Zeit bey dem Glanze des Hofes keinen Richter finden konnten.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1824.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Brockhaus: *Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts*, herausgegeben von *Wilhelm Müller*. III. Band, *Paul Flemming*, 1822. XXVII u. 282 S. IV. Band, *Rudolph Weckherlin*, 1823. XXVI u. 214 S. V. Bd, *Simon Dach*, *Robert Roberthin* und *Heinrich Albert*. 1823. XXXVI und 236 S. VI. Band, *Friedrich von Logau* und *Hans Assmann von Abschatz*. 1823. XXXII u. 206 S. 8.

Im Allgemeinen hat sich Rec. über das verdienstliche Unternehmen Hrn. *Müller's*, eine neue Ausgabe der besten dichterischen Erzeugnisse des 17ten Jahrhunderts zu veranstalten, so wie über die Einrichtung dieser Ausgabe, schon bey der Anzeige der beiden ersten Bände derselben, (A. L. Z. 1823 Nr. 78.) welche *Opitz* und *Andreas Gryphius* enthielten, ausgesprochen. Er verweiset deshalb auf das dort Gesagte, welches auch hier seine volle Anwendung findet. Auch die vorliegenden 4 Lieferungen enthalten viele herrliche Denkmäler jener Dichterperiode, und werden hoffentlich dazu beytragen, den Sängern aus der *Opitzischen* Schule die ihnen von falschen Geschmacksrichtern oft zu unbillig versagte Achtung bleibender zu gewinnen.

Der *dritte* Band führt uns den unvergleichlichen *Paul Flemming* vor, der *Opitz*, wenn nicht an Ausbildung der dichterischen Form, doch gewiss an Wärme und Innigkeit des Gefühls, oder überhaupt an dichterischem Genius übertraf; wie er diess denn freymüthig von sich selbst in der 3 Tagen vor seinem Tode verfassten Grabschrift bekannte, obwohl er früherhin stets mit liebenswürdiger Bescheidenheit sich dem von ihm hochverehrten Vater der Deutschen Poeterey unterordnete. *Morhof* nennt *Flemming* mit Bestimmtheit den grössten Dichter des 17ten Jahrhunderts. Die hier gegebene Auswahl aus *P. Fl.* Gedichten soll die von *Gustav Schwab* besorgte nicht verdrängen, indem diese umfassender und mit einer ausführlichen Lebensbeschreibung des Dichters ausgestattet ist, welche letztere der Herausgeber bey seiner gedrängten Darstellung benutzte. Die alten Ausgaben, deren er sich bediente, sind die von 1652 und 1685, beide zu Naumburg erschienen, von welchen die letztere in 5 Bücher *poetischer Wälder*, theils geistliche, theils weltliche Gelegenheits-, Liebes- und Scherzgedichte enthaltend, 5 Bücher *Oden* und 4 Bücher *Sonette* eingetheilt ist, wozu noch *ein neues Buch poetischer Wälder*, desselben Inhalts wie die obigen, und *ein absonderliches Buch p. W.* kommt, in dem freundschaftliche Gedichte an *Fl.* stehen. — *Paul Flemming* wurde den 17. October 1606 zu *Hartenstein* im Voigtlande geboren, in der Fürstenschule zu Meissen erzogen und studierte aus Neigung zu Leipzig die Arzneykunde. Die Stürme des 30jährigen Krieges, dessen Helden, Gustav Adolf, er in seinem „Dankliede nach der Schlacht von Lützen" (S. 13 dieser Ausgabe) ein schönes Denkmal gesetzt hat, trieben ihn aus seinem Vaterlande und vermochten ihn zu dem Entschlusse, der Holsteinischen Gesandschaft nach Moskau, und bald darauf nach Persien sich anzuschliessen. Zu der ersten Reise bereitete er sich vor durch das herrliche Lied: „In allen meinen Thaten," welches sich auch in unsern Gesangbüchern findet, obwohl mit Weglassung der auf den besondern Zweck der Reise sich beziehenden Strophen und mit der schleppenden Einschiebung einer Sylbe in die letzte Zeile einer jeden um es der Melodie: „nun ruhen alle Wälder" anzupassen. Mancherley Beschwerden und Unglücksfälle ereigneten sich auf der zweyten Reise, die noch vermehrt wurden durch die Ränke und Gewaltthätigkeiten des einen Gesandten, *Brüggemann*. Dennoch erheiterte den Dichter stets die freundliche Muse wieder, und der Umgang mit gleichgestimmten Freunden, *Adam Olearius*, *Grahmann*, *Arpenbeck* u. A. Bey der Rückreise verlobte er sich in *Reval* mit Jungfrau *Anna Niehusen*, der Tochter eines angesehenen Kaufherrn daselbst, die er schon bey seinem ersten Aufenthalt in dieser Stadt liebgewonnen hatte (s. S. 636 der Ausgabe von 1685). Nach seiner Zurückkunft fasste er den Entschluss, sich in Hamburg als praktischer Arzt niederzulassen und promovirte zu dem Ende in Leiden, aber kaum in Haumburg angelangt, fand er den 24sten April 1640 daselbst den Tod, erst im 37sten Lebensjahre.

Die hier von ihm gegebenen Gedichte (auch lateinische sind von ihm theils gedruckt, theils handschriftlich übrig) werden eingetheilt in: 1) *Freye Lieder*, theils weltliche, theils geistliche, unter welchen das genannte „Reiselied", „Pilgerspruch", „Danklied" und „Lied der Treue" die vorzüglichsten sind; 2) in *Gelegenheitsgedichte*, 3) *geistliche Sonette*, 4) *vermischte Sonette* und 5) *Alexandriner*, aus den poetischen Wäldern, über welche etwas unbestimmte Eintheilung Rec. mit dem Herausg. nicht

nicht rechten will, da die Auswahl selbst ihm sehr zweckmäsig erscheint. Statt dessen stehe zur Gewinnung der Herzen für den Dichter, eines der am Schlusse mitgetheilten herrlichen Sonette von *A. W. Schlegel* auf ihn hier:

Dem frühen Schicksal ist sein Raub entronnen,
Denn Flemmings Lieder werden ewig leben,
Wie kühn sie auch der Kunst Geleis' entschweben,
Wie leicht ihr goldner Faden hingesponnen,
Es drängt sich freudig an das Licht der Sonnen,
Das herrliche Gemüth, das innre Streben,
Aufbrausend, wie der edle Saft der Reben,
Ein voller Becher, ein lebend'ger Bronnen.
Das Vaterland, die Drangsal wüster Zeiten,
Der Freunde Freundschaft, der Geliebten Liebe,
Und fremder Land' und Völker Herrlichkeiten
Besingt er wechselnd mit gleich regem Triebe.
Ob seine Worte Orients Glanz verbreiten,
Ihr Sinn nach deutscher Art gediegen bliebe.

Der *vierte Band* enthält die auserlesenen Gedichte von *Rodolf Weckherlin* (nicht *Rudolf*), der schon 1584, also 13 Jahre vor *Opitz* zu Stuttgart geboren wurde, und von seinem Vater, welcher in Würtembergischen Staatsdiensten stand, eine sehr sorgfältige Erziehung genoss. Nach vollendetem Studium der Rechte zu Tübingen machte er verschiedene Reisen durch Deutschland, Frankreich und England, und wurde schon im 25sten Jahre als herzogl. Secretär, vielleicht auch zugleich als Hofpoet in Stuttgart angestellt; denn es verging kein Hoffest, welches nicht durch seine Muse wäre verherrlicht worden. Im J. 1616 verheirathete er sich. Im J. 1620, nicht wie hier durch einen Druckfehler steht 1660, finden wir ihn in *London* als Secretär bey der *deutschen Kanzley*, wo er bedeutende diplomatische Geschäfte gehabt zu haben scheint. Es ist zu vermuthen, dass er nach der Vertreibung des unglücklichen Kurfürsten *Friedrich* von der *Pfalz* durch dessen Verwendung zu dieser Anstellung in England gelangt ist. Er starb hier im J. 1650. Seine Gedichte erschienen am vollständigsten 1648, zu Amsterdam — von ihm selbst herausgegeben, in sieben Büchern, unter den Titeln *a*) Oden und Gesänge; *b*) Trauer- und Grabschriften; *c*) heroische Gedichte; *d*) Buhlereyen oder Lieb-Gedichte; (Sonetten) *e*) Eklogen oder Hürtengedichte, *f*) Epigrammaten; *g*) Erfindungen für Aufzüge, Balleth, Mascaraden und etliche fürtreffliche Cartelen. — Der hohe Flug, welchen einige dieser Poesieen nehmen, die südliche Wärme und Innigkeit, welche andere athmen, beurkunden einen hohen Genius. Nur muss Rec. bekennen, dass die Unvollkommenheit der Sprache, der Mangel der Sylbenmessung und die vielen undeutschen Ausdrücke, z. B. Dunder statt Donner, muttern (*to mutter*) statt brummen, ihm den Genuss verkümmern trotz der Apologie des Herausgebers und *Herders*. Die hier von ihm gegebenen Gedichte, bey welchen noch weniger geändert ist als bey den Dichtern der vorigen Bände, sind in 4 Bücher: Freye Lieder; Geschichtliche und Gelegenheitsgedichte; Sonette; Sprüche und Sinngedichte abgetheilt. Unter den erstern zeichnen sich besonders aus: das Liebesgespräch; (S. 28); der betrogene Amor (S. 33); die Rose (S. 36); erste und letzte Liebe (S. 43). Die geschichtlichen Lieder verherrlichen die Helden des dreyssigjährigen Krieges, Gustav Adolph, Mannsfeld, Bernhard von Weimar u. A. Die Sonette, welche Dichtart *Weckherlin* unter den Deutschen eingeführt hat, enthalten auch viele Gelegenheitsgedichte. Unter den Sprüchen und Epigrammen sind mehrere ganz unübertreffliche. Z. B.

Grabschrift eines Trompeters:

Georg schweiget unter diesem Wasen,
Weil er sein Letztes ausgeblasen.

Grabschrift einer zänkischen Frau:

Hier schläft, Gott sey dafür gedankt!
Ein Weib, das Tag und Nacht gezankt
Ach tretet nicht hart, liebe Leut',
Sonst weckt ihr einen neuen Streit.

Grabschrift eines Faulen:

Hier ruhet Martin Faulermann,
Wenn *ruhn* von dem man sagen kann,
Der seinen Lebtag nichts gethan.

Grabschrift eines unsaubern Buben:

Gelebet hat er nicht, als ob er sterben sollt',
Gestorben ist er nicht, als ob er leben wollt'.

Auch der als Anhang mitgetheilte Psalm zeichnet sich durch Reichthum der Gedanken aus, obwohl er die Vergleichung mit den *Opitzischen*, zu welcher der Herausgeber einladet, nicht aushält.

In dem *fünften Bande* werden Lieder der drey Königsberger Dichter: *Robert Roberthin*, *Heinrich Albert* und *Simon Dach* gegeben; und hier hätte Rec. namentlich von dem dritten, sehr fruchtbaren Dichter noch einige Stücke mehr aufgenommen gewünscht; wenigstens ist das was sich von demselben hier findet, durchaus seines Platzes würdig.

Von *Robert Roberthin*, der sich auch *Berintho* unterzeichnet, wissen wir wenig mehr, was sein äusseres Leben anbetrifft, als dass er 1600 geboren wurde, sich 1630 verheirathete und 1648 den 7ten April, als kurfürstlicher Rath und Regierungssecretär zu Königsberg starb. Er war ein Freund Opitzens und der Retter der Muse Dachs aus dem Schulstaube. Seine Gedichte zeugen von sanftem innigen Gefühle, von einem heitern Ernst des Lebens und von ungewöhnlicher Sprachfertigkeit. Als Probe stehen 3 Strophen aus seinem Gedichte: „früher Tod." hier.

Wie, wenn in unsern Sommertagen
Die Jungfrau eine Rose bricht,
Und achtet andrer Blumen nicht,
Die Rose sich nicht kann beklagen,
Als sey ihr Leid daran geschehn,
Dass sie vor andern ward ersehn;

Sie hat mehr Ursach, hoch zu prangen,
Dass sie in ihrer schönsten Art
Von lieber Hand geraubet ward,
Da andre, die noch blieben hangen
Der Sonne und des Regens Neid
Verzehrt ohn' alle Nutzbarkeit:

So, wenn Gott Einen, den er liebet,
Aus seinem besten Stande nimmt,

Und

Und seinen Tod ihm früh bestimmt,
Sind wir mit Unrecht drum betrübet,
Er weiss die rechte Zeit gar wohl
Wann unser Tod uns nützen soll.

Heinrich Albert war den 20sten Juny 1604 zu *Lobenstein* im Voigtlande geboren. Er sollte zu Leipzig die Rechte studiren, widmete sich aber ganz der Musik, und ging 1620 nach Königsberg, wo er sich durch seine Compositionen so viele Freunde und Gönner erwarb, dass er im J. 1632 die sehr einträgliche Stelle eines Organisten daselbst erhielt. Er war seit 1638 verheirathet und starb den 6ten October 1668, nachdem ihm Roberthin und Dach schon vorangegangen waren. Mit diesen und einigen andern geistreichen Freunden, verweilte er oft in einem ihm zugehörigen Garten, besonders in einer Hütte oder Laube von Kürbissen umwachsen, welche letztern mit Reimen beschrieben waren, die *Albert* in Musik gesetzt hatte. Nicht allein als Componist, sondern auch als Dichter hat er einen hohen Werth. Seine geistlichen Lieder, von welchen auch einige in unsern Gesangbüchern sich befinden, kommen den Flemmingschen nahe an Innigkeit und Zartheit des Gefühls. Das Lied „Herbstgedanken" z.B. fängt also an:

Der rauhe Herbst kömmt wieder,
Jetzt stimm' ich meine Lieder
In ihren Trauerton.
Die Sommerlust vergehet,
Nichts auf der Welt bestehet,
Der Mensch muss selbst davon.

Du Gott und Herr der Zeiten,
Willst, dass wir uns bereiten
Zu unserer wahren Ruh';
Stets zeigst du dein Gemüthe,
Schickst uns aus milder Güte
Auch fromme Lehrer zu.

Ein Gräschen will uns sagen,
Ein Blatt uns vor will tragen,
Was unsre Pflicht soll seyn:
Wir sollen Gott, dem Herren,
Stets Thür und Thor aufsperren,
Wenn er kehrt bey uns ein.

Der dritte in diesem Bunde, der jüngste, aber fruchtbarste und vielleicht gröfste, ist *Simon Dach*, den 29sten July 1605 zu Memel geboren, und frühe ausgezeichnet, auch durch musikalische Fertigkeit, besonders auf der *Geige*, daher auch *geigen* bey ihm synonym mit singen und besingen ist. Er war nach einander zu Memel, Wittenberg und Magdeburg auf Schulen, und studirte zu Königsberg Theologie und Philologie. Als Kollaborator an der Domschule daselbst, seit 1633, lebte er in einer sehr mühvollen und gedrückten Lage, was ein beständiges Kränkeln an Geist und Körper zur Folge hatte. Hier nahm sich *Roberthin* seiner liebevoll und kräftig an, und befreundete den dafür stets dankbaren Dichter wieder mit der Welt und den Menschen. In bessere Verhältnisse kam er 1636 als er Conrector der Schule wurde. 1639 aber trat er in einen noch höhern Wirkungskreis als Professor der Poesie an der Universität, zu welcher Stelle ihn der grosse Churfürst berief, den er bey seiner Anwesenheit in Königsberg, auf eine sehr treuherzige Weise besungen hatte. Seine hohe, fruchtbare und reine Muse beschäftigte sich mit Gegenständen der Religion, Freundschaft und edlern Freude. Davon zeugen seine zahlreichen Gelegenheitsgedichte, trotz ihrer häufigen Breite und Geschwätzigkeit. Sie erhielten ihm die Gunst des churfürstlichen Hauses, und erwarben ihm das Gütchen Kuxheim. Er starb den 18ten April 1659 nach einem langen Krankenlager, sich sehnend nach seinem vorangegangenen Freunden. Von seinen Liedern giebt es eine Menge einzelner Sammlungen: auch lateinische Gedichte sind von ihm übrig. Am berühmtesten sind seine schönen geistlichen Lieder; aber auch die Tanzlieder stehen denselben am poetischen Werthe nicht nach: Als Beyspiel drey Strophen seines „Frühlingsliedes für fromme Kinder:"

Der Lilien farbenreiche Pracht,
Die Zier der Tulipan' und Nelken
Muss oft vor Abends noch verwelken
Wie schön sie uns auch angelacht:
Der ewig grüne Kranz der Frommen
Wird nie um seinen Zierrath kommen.

Es grünen Blumen ihm zu gut,
Dort, an den silberklaren Quellen;
Kein Nord ist, der sie weiss zu fällen;
Kein Brand, der ihnen Schaden thut;
Der Thau des Lebens muss sie netzen
Und höchste Klarheit auf sie setzen.

Wie selig werden die doch seyn,
Die dort in eitel Frühlingstagen
So schöne Kränze werden tragen!
Fragt ihr: ob dieser Blumenschein
Auch euer Haar einmal wird kleiden?
Ja, wenn ihr fromm könnt seyn und leiden!

Im *sechsten Bande* sind auserlesene Gedichte von *Friedrich von Logau* und *Hans Assmann von Abschatz* zusammengestellt; nicht sowohl weil beide Schlesier und von Adel waren, sondern vielmehr ihrer Geistesverwandtschaft wegen, die sich besonders in den Sinngedichten findet. *Friedrich von Logau* ist ein sehr fruchtbarer, und von Neuern sehr benutzter Epigrammatist, denn die in der Mitte des 17ten Jahrh. erschienene Sammlung von Sinngedichten, vor welcher er *Salomon von Golaw* genannt wird, enthält deren 3000, nebst einer Zugabe von 553. Er war im J. 1604, wo, ist uns nicht bekannt, geboren. Eben so wenig wissen wir von seinen frühern Lebensumständen. Späterhin stand er als Regierungsrath in Diensten des Herzogs von Liegnitz und Brieg, hielt sich nach einander an beiden Orten auf und starb am erstern Orte 1655. Er war mit vielen und schweren Geschäften überhäuft, und schrieb seine Gedichte daher meist des Nachts, oft unter heftigen körperlichen Schmerzen. Seit 1648 war er Mitglied der *fruchtbringenden Gesellschaft*, unter dem Namen „*des Verkleinernden*" mit dem Symbol des *Milzkrautes*. Der Charakter seiner Gedichte ist sittlicher Ernst und echt deutscher Patriotismus voll Wahrheit und Wärme; und auch da wo er scharf und bitter tadelt, insonderheit höfische Schwäche und soldatische Rohheit, hört man ihm die redliche

Mei-

Meinung an. Seine Sprache ist kurz, derb und schlicht, aber dennoch nicht ohne Reiz, und hat etwas durchaus Volksthümliches, Beyspiele sind:

Lebenssatzung.

Leb' ich, so leb' ich,
Dem Herren herzlich,
Dem Fürsten treulich,
Dem Nächsten redlich,
Sterb' ich, *so* sterb ich.

Krieg und Wein.

Soldaten und der Wein, wo die zu Gaste kommen,
Da ist Gewalt und Recht dem Wirthe bald benommen.
Der Wirth kann diesen zwar zum Hause treiben aus,
Jen' aber räumen weg den Wirth und auch sein Haus.

Willst du seyn bey Hofe da?
Ei so lerne sprechen: Ja!

Viel Sprachen reden können ziert einen Hofemann,
Wer, was der Esel, redet, der ist am besten dran.

Der Fuchsschwanz.

Bey Hof' ist meistens der ein tapfrer Edelmann,
Der Reinkens Hintertheil im Wappen weisen kann.

Dass Logau auch zart und lieblich fühlen und dichten konnte, zeigt das Sinngedicht:

Der May.

Dieser Monat ist ein Kuss, den der Himmel giebt der Erde,
Dass sie jetzo seine Braut, künftig eine Mutter werde.

Von *Hans Assmann von Abschatz* erscheint hier zum erstenmale eine vollständige, nach den neuesten Quellen bearbeitete Lebensbeschreibung. Die bisherige Nichtachtung seines Namens in der Geschichte der Deutschen schönen Literatur rührt daher, dass man ihn als einen Freund Lohensteins mit den geistlosern Nachahmern desselben und den gewöhnlichen Anhängern seiner Schule vermengte, und ihn beynahe bloss als den Uebersetzer des *Pastor Fido* kannte. Er war den 4ten Februar 1646 zu *Würbitz* in Schlesien geboren, und bezog, nachdem er früher durch Privatlehrer unterrichtet worden, das Gymnasium zu Liegnitz, studirte zu Strassburg und Leiden die Rechte und Staatswissenschaften, ohne doch das Studium der alten Sprachen dabey zu vernachlässigen. 1669 verheirathete er sich, lebte als Landesbestallter, nach Einziehung der Fürstenthümer Brieg, Wohlau und Liegnitz an dem letztern Orte, und ging mehreremale als Gesandter der schlesischen Stände nach Wien. Er starb müde gearbeitet und verletzt von den Stürmen des Lebens, den 22ten April 1699; seine Lebensgefährtin folgte ihm 27 Stunden nachher. — Die Gedichte von *Abschatz* tragen Spuren der Schule Lohensteins, jedoch vermochte das schwülstige Bilderwesen derselben bey ihm nicht den reichen Geist und das tiefe Gefühl zu ersticken. Am wenigsten sind natürlich die Sinngedichte dieses Fehlers anzuklagen. Aber auch die geistlichen Lieder kranken nicht zu sehr an dieser Verkehrtheit des Geschmacks. Das bezeugen die folgenden herrlichen Strophen:

Der beglänzte Mond erbleichet
Vor der nahen Sonne Pracht,
Aller Sternen Heer entweichet
Mit der hingelegten Nacht.
Auf, mein Herz, und lass der Sünden
Finsterniss und Schlaf dahinten!

Den gewölbten Himmelsbogen,
Den saffirnen Wunderbau
Hielt die dunkle Nacht umzogen,
Die geraume Sternenau
Hegte zu des Höchsten Ruhme
Manche Licht und Feuerblume.

Ihre Zier muss nun erblassen
Ihr entlehnter Glanz stirbt hin:
So muss auch der Mensch verlassen
Ehre, Wollust und Gewinn,
Mühe dich, das Licht zu finden,
Das zu keiner Zeit kann schwinden.

Rec. schliesst diese Anzeige mit dem Wunsche, recht bald die übrigen Dichter des 17ten Jahrhunderts in dieser Bearbeitung aus den Händen des fleissigen Herausgebers zu empfangen.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Halle, b. Hemmerde und Schwetschke: *Rechtschreibelehre* für Erwachsene und besonders für Lehrer. Von *K. H. Krause*. 1822. XVI und 307 S. 8.

Der Vf., ein Mann der seines Stoffes völlig Herr ist, hat mit gegenwärtigem Werke eine Lücke in unsrer Literatur auszufüllen gestrebt, indem er zu finden glaubte, dass die Rechtschreibelehre der deutschen Sprache noch nicht so dargelegt sey, als der gegenwärtige Stand der Sprachwissenschaft es erfordere. Er bestimmt seine Arbeit nicht für Schüler, sondern für den Lehrer, zunächst wahrscheinlich in Bürgerschulen. Dieser findet hier den Gegenstand mit Umsicht und verständlich dargestellt, und wird sich gewiss oft angeregt fühlen zu tieferem Eindringen in die Idee und den Bau der Sprache, ohne welche Kenntniss die Rechtschreibelehre nicht wohl begründet werden kann, und zu der er hier fruchtbare Winke findet. Einzelne Ausstellungen, die sich machen liessen: z. B. über den Gebrauch des *Doppelpunctes*; über die Bestimmung der *Vorder- und Nachsätze*, die wenigstens nicht logisch ist; über den Vorschlag *neuer Interpunctions-Zeichen*; sind nur unbedeutend im Ganzen und können der vollen Anerkennung des Verdienstlichen dieser Arbeit keinen Eintrag thun. *Radlofs Schreibungslehre* (Frankf. a. M. b. Brönner 1820) scheint dem Vf. bey Anfertigung seiner Rechtschreibelehre noch nicht bekannt gewesen zu seyn; sonst hätte ja wohl ihrer S. 50 bey Erwähnung der neuesten besondern und ausführlichen Schriften über die Rechtschreibung auch und vorzüglich erwähnt werden müssen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1824.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

WEIMAR, im Land. Industrie - Compt.: *Die Krankheiten des Ohres und des Gehörs.* Von *J. M. G. Itard*, Doctor der Medicin und Arzt des königl. Taubstummeninstituts zu Paris, Mitglied der königl. Académie royale de médecine, (*königliche* Académie *royale!* sic! sic!) Ritter der Ehrenlegion. Aus dem Französischen. Mit 3 Tafeln Abbildungen. 1822. XIV und 556 S. 8.

Auch unter dem Titel:

(Chirurgische Hand - Bibliothek. *Vierter* Band.)

Der Vf. ist seit zwanzig Jahren Arzt an dem Königl. Taubstummeninstitut zu Paris, und hat über diese Klasse von Unglücklichen, so wie über Gehörkrankheiten überhaupt, eine Menge Beobachtungen gesammelt, zahlreiche Untersuchungen angestellt und daraus neue Betrachtungen und neue Indicationen abgeleitet, die sich in dieser Schrift niedergelegt finden. Ist sie auch in dieser Hinsicht die vollkommenste, die wir bis jetzt über die Krankheiten des Ohres und des Gehörs besitzen, so läfst sich doch durchaus nicht leugnen, dafs noch sehr viel daran fehlt, bevor dieser vernachläfsigte Zweig der Heilkunde eine gleiche Höhe mit den andern Theilen der Medicin erreicht. Auch liegt diefs in der Natur der Sache selbst, und Rec. möchte fast bezweifeln, dafs wir es je so weit bringen werden, da das Organ zu sehr, seiner Lage und seiner Structur nach, sich unsern Blicken entzieht. Doch wollen wir die übernommene Mühe *Itards* mit Dank anerkennen, und eingestehen, dafs er in manchen Stücken diese noch dunkle Lehre sehr aufgehellt habe. Der Verf. handelt in der ersten Abtheilung des ersten Theiles im Original von dem *Gehörorgan im gesunden Zustande.* Das erste Kapitel enthält historische Untersuchungen über die anatomischen Entdeckungen des Gehörorgans; das zweyte eine ziemlich ins Einzelne gehende Beschreibung des Gehörorgans beym Menschen; das dritte eine Beschreibung des Gehörapparats bey den Thieren. Diese drey Kapitel sind in der deutschen Bearbeitung weggelassen, da sie doch nichts anders enthielten, als was man in unsern besseren Schriften über menschliche und vergleichende Anatomie auch findet. Das vierte Kapitel schildert den Nutzen und die Bestimmung der Theile, welche das Gehörorgan bilden, und hierüber theilt der Uebersetzer in der Vorrede einen kurzen Auszug mit, den wir jedoch um so eher übergehen können, da er nichts Besonderes enthält. Wir wenden uns daher gleich zu dem Werke selbst.

Im *ersten Buche* handelt der Vf. von den *Krankheiten des Ohres*, und in der *ersten Abtheilung* desselben spricht er *von den Krankheiten, die dem innern und äufsern Ohre gemeinschaftlich zukommen.* Dahin gehört die im *ersten Kapitel* abgehandelte *Ohrenentzündung*, (*Otitis*) welche er in die catarrhalische äufsere, in die eiterhafte äufsere, in die catarrhalische innere und in die eiterhafte innere eintheilt. Alle bisher gelieferte Beschreibungen dieser Krankheit taugen nichts, nur die, Rec. aber unbekannte, von *Allard* ist zu gebrauchen. (*P. Frank* hat sie, wenn auch nur sehr kurz, doch gewifs sehr treffend geschildert.) Jener Eintheilung gemäfs beschreibt der Vf. die *Otitis;* nach Rec. Ansicht jedoch lassen sich die Grenzen zwischen jenen nie ganz deutlich ziehen; die catarrhalische geht sehr häufig in die eiterhafte über, und wo bleibt am Ende die gar nicht selten, vielleicht am häufigsten vorkommende erysipelatöse? Wie der Vf. zu der Behauptung kommt, dafs die mindeste Entzündung die natürliche Excretion (Secretion!) vermehre, sieht Rec. nicht wohl ein, da es sich gerade umgekehrt verhält und der Natur der Sache nach verhalten mufs. Was die verschiedenen Ausgänge betrifft, so finden wir diese recht gut abgehandelt. Aufser dem antiphlogistischen Apparate empfiehlt der Vf., wenn die Otitis noch nicht fliefsend ist, Einspritzungen aus einem Decoct von Wegebreit, worin Opium aufgelöst ist; (wozu letzteres, da es doch nur reizt?) Baumwollenmeifsel mit Kampfer (?) und Kataplasmen von Eisenkraut. Ist die Otitis innerlich, so mufs man der Materie freyen Abflufs verschaffen und das Trommelfell durchbohren. (Man warte damit ja nicht zu lange, sonst entsteht sicher Caries und das Gehör ist unwiederbringlich verloren.) Häufige Purgiermittel aus Rhabarber und Aloe sind jetzt indicirt. Das künstliche Barrèges Wasser soll als adstringirendes örtliches Mittel vor allen andern den Vorzug verdienen. Am Ende dieses Kapitels, so wie an dem jedes folgenden, finden wir immer einige, zum Theil sehr lesenswerthe Krankheitsgeschichten, entweder von dem Vf. selbst, oder von andern Schriftstellern.

Zweytes Kapitel, von dem *Ohrenflufs, Otorrhoea.* 1) Schleimige; 2) eiterhafte idiopathische und 3) eiter-

terhafte symptomatische Otorrhöe. Fehlen die Zeichen einer eiterhaften Otorrhöe, so ist sie eine schleimige. (Ist das wohl ein diagnostisches Kennzeichen?) Während der Vf. letztere beschreibt, spricht er von eiterhaften Krusten und eiterhafter Materie! — dass mit der eiterhaften Otorrhöe immer Caries verbunden seyn soll, kann Rec. durchaus nicht glauben. Das, von dem Vf. für seine Meinung angeführte Zeichen, dass die silbernen Instrumente einen bronzfarbenen Anlauf bekämen, steht auf sehr schwachen Füssen. Die idiopathische Otorrhoe ist nicht immer eine rein örtliche Affection, oft hängt sie von einer allgemeinen Krankheit, als den Skropheln, der Syphilis ab. (Ist sie denn dann noch idiopathisch zu nennen?) Die Cerebral-Otorrhöe beschreibt der Vf. sehr ausführlich; irrig ist aber seine Meinung, dass alle frühere Schriftsteller auf diese Entleerungsart der Eiterung des Gehirns oder seiner Membranen nicht geachtet hätten; denn schon Richter spricht davon sehr deutlich. Von der schnellen Tödtlichkeit der consecutiven Cerebral-Otorrhöe, des Resultates einer durch die Krankheit des Ohres bedingten Verletzung des Gehirns oder seiner Membranen, hat sich auch Rec. leider öfterer überzeugt. Innerlich empfiehlt der Vf. Bacher's tonische Pillen, Kräutersäfte, als Getränk einen Absud von Cichorienwurzel mit Weinsteinrahm, und zuletzt China. Den Kopf lässt er abscheeren, reiben und mit Wachstafft bedecken; im Nacken legt er ein Haarseil, und ins Innere des Ohres bringt er heilsame Flüssigkeiten ein, z. B. ein Decoct von den Blättern des wilden Ampfers mit Rosenhonig, oder den Saft von Hauslauch, später Alaun u. dergl. Stockt der Ausfluss plötzlich, so ist nichts besser, als ein aus dem Ofen kommendes und auf der zu applicirenden Seite von der Rinde befreites Brot über das Ohr und den ganzen Seitentheil des Kopfs zu legen; diess erneut man alle drey Stunden und spritzt dabey jedesmal eine schwache Sublimatsolution ein. (Wozu letztere? Sie muss Entzündung erregen, und den Ausfluss eher unterdrücken, als denselben hervorrufen!)

Drittes Kapitel. Von dem Ohrenschmerz, Otalgia. Der Vf. versteht hierunter, mit Recht, nur die idiopathischen Schmerzen des Ohres. In welchem Organe aber sie ihren Sitz haben mögen, wagt er nicht zu bestimmen. Dass sie so heftig werden könnten, dass sie Delirien und Convulsionen hervorbringen sollten, glaubt er nicht; Rec. jedoch hat diess leider einmal erfahren. Bisweilen sind die Schmerzen bloss sympathisch. Der Vf. empfiehlt dagegen Waschen des Kopfes mit warmem Wasser, Abtrocknen, Reiben und warme Bedeckung desselben, um Transpirationen zu erregen, oder warme Umschläge. (?) Ferner Vaporisationen von Hoffmannschen Liquor, Vesicatore, Pflaster mit Opium. Opium einspritzen, soll schädlich seyn, und doch empfahl er es oben selbst. Bäder leisteten ihm nie etwas.

Viertes Kapitel. Würmer und Insekten im Ohr. Dass sich Würmer in Ohren selbst erzeugen, nimmt der Vf. an. Ohne dieses gerade zu ableugnen zu können, zweifelt doch Rec. daran; vielleicht verhält es sich damit, wie mit den Krätzmilben, oder den Würmern, die Leute ausgebarnt haben wollen! — Einspritzungen von mildem Oele, dann Herausziehen des Wurmes, und endlich beruhigende Mittel, um die Reizung, die oft den höchsten Grad erreicht hat, zu heben. Die erzählten Krankengeschichten sind sehr interessant.

Zweyter Abschnitt. Krankheiten des äusseren Ohres. Der Vf. beschäftigt sich in diesem Abschnitte bloss mit den Krankheiten, die dem Gehörgang eigen sind, dem einzigen Theile des äusseren Ohres, dessen Verletzungen das Gehör beeinträchtigen können. Dem gemäss spricht er im *fünften Kapitel, von der angebornen Imperforation und Enge des Gehörganges;* er führt hierüber aber nur das Bekannte an.

Sechstes Kapitel. Von der *zufälligen* (krankhaft erworbenen) *Verschliessung und Verengung des Gehörganges.* Anschwellung der Knochen-Knorpel und Hautpartieen sollen dieselbe bilden. Nach Otorrhoen bleibt dergleichen zurück. Sind Flechten daran Schuld, so ist das Uebel sehr hartnäckig, das Dampfbad that dem Vf. in einem Falle der Art die besten Dienste. Bisweilen bilden sich auch zufällige, dem Trommelfell ähnelnde Membranen im Ohre. Im *siebenten Kapitel,* wo der Vf. von den *Polypen des Gehörganges* handelt, finden wir nichts Besonderes. Er räth zwar dieselben abzubinden, und giebt auch die Art und Weise, wie man diess machen soll, an; allein so etwas lässt sich leichter sagen, als thun!

Achtes Kapitel. Von der Verstopfung des Gehörganges durch Ohrenschmalz. Dass der Ueberfluss an Ohrenschmalz eine krankhafte Stimmung der absondernden Membran voraussetze, ist gewiss sehr wahr. Die chronische Entzündung kann Ursache, nicht aber Wirkung (Rec. sollte meinen: eben so gut!) der übermässigen Absonderung von Ohrenschmalz seyn. Diese Concretionen verursachen, so hart sie auch seyn mögen, niemals (?!) Schmerz im Ohre, nur Jucken (was aber oft schrecklicher, als wirklicher Schmerz ist) und Taubheit.

Das Neunte Kapitel, fremde Körper im Gehörgang, hätte füglich mit dem vierten vereinigt werden können. Dass Kirschkerne, Erbsen, Bohnen im Ohre keimen können, glaubt Rec. nicht; zwischen keimen und anschwellen und sich ausdehnen ist ein Unterschied. Den Vorschlag daher, den Saamen solange liegen zu lassen, bis er mittelst des, an der Oeffnung des Gehörganges erscheinenden Keimes, ganz oder zum Theil herausgezogen werden kann, müssen wir verwerfen. Einen Einschnitt hinter der Ohrmuschel in den Gehörgang zu machen, um den fremden Körper aufzusuchen, missbilligt der Vf. mit vollem Rechte. Haken, Pincette und Sonde bleiben, wenn man sich ihrer mit Geschick bedient,

dient, immer die besten Instrumente zum Ausziehen fremder Körper. (Gerieth Bley durch Zufall ins Ohr, so rathen Einige, es durch Quecksilber zu amalgamiren; sollte aber dessen Schwere hier nicht schaden?) — *Die krankhafte Erweiterung des Gehörganges*, von welcher der Vf. im *zehnten Kapitel* spricht, sah derselbe öfters; er hält sie für eine Anzeige einer allgemeinen Missbildung des ganzen Gehörorgans. Immer war sie mit Taubheit verbunden.

Dritter Abschnitt. Krankheiten des innern Ohres. Der Verf. führt hier bloss diejenigen Verletzungen an, welche dieses Organ bedeutend afficiren, und verschiebt die Beobachtungen und die Behandlung auf den Artikel von den verschiedenen Fällen der Taubheit, die dieselben Affectionen bezeichnen. Im *eilften Kapitel* spricht er daher von der *Ruptur des Trommelfells.* Sie entsteht, als Folge innerer Otitis, fast immer gegen den Rand hin, selten im Mittelpuncte; dieses ist böser als jenes, weil sich hier der Handgriff des Hammers inserirt. Gut ist es, wenn sich die Oeffnung nach einigen Tagen wieder schliesst. — War eine äussere Verletzung an der Zerreissung Schuld, so vernarbt die Wunde in der Regel mit einer grossen Leichtigkeit und Schnelligkeit. Das heftige Eindringen von ausgehauchter Luft durch die Eustachische Trompete in die Trommel und Anfälle von Asthma sind gewiss sehr seltene Ursachen der Ruptur. Häufig entsteht sie nach heftigen Lufterschütterungen. Die Erosion des Trommelfells ist eine eigenthümliche Art von Zerstörung desselben. — Ist das Trommelfell zum grossen Theil zerrissen oder zerstört, erstreckt sich die Zerstörung bis auf die Gehörknöchelchen und die Membran der Trommelhöhle, so ist eine mehr oder minder vollkommene Taubheit gewöhnlich die Folge davon; diess steht aber um so weniger zu fürchten, wenn das Trommelfell bloss einfach durchbohrt ist. Denen, die hieran leiden, empfiehlt der Vf. mit Recht, sich das Ohr beständig verstopft zu halten, und sich vor allen Injectionen, Eintröpflungen und Vaporisationen in den Gehörgang zu hüten. (Doch giebt es Fälle, auf welche der Vf. später selbst zurückkommt, wo dergleichen unbedingt nothwendig sind!)

Zwölftes Kapitel. Von der Verdickung des Trommelfells. Sie ist gewöhnlich Folge von Entzündung. Auch das hohe Alter kann dieser Membran eine ungewöhnliche Dicke geben. Bisweilen ist sie angeboren. Die Diagnose ist nicht leicht, die Perforation ist vorzuschlagen. — Im *Dreyzehnten Kapitel* beschreibt der Vf. die *Erschlaffung* und *Anspannung des Trommelfells*, die man sicher eine zu grosse Rolle hat spielen lassen; er hat keine Verletzung des Gehörs beobachtet, die ausschliesslich der Erschlaffung hätte zugeschrieben werden können. Die Trockenheit des Gehörganges aber kann die Membran übermässig anspannen, wodurch eine Veränderung der natürlichen Lage der Gehörknöchelchen bedingt wird. (Sollte letzteres wohl nicht mehr in der Einbildung liegen?) — Im *vierzehnten Kapitel* spricht er *von der Ausfüllung* und *den Obstructionen der Trommelhöhle*, aber nur ganz kurz; dasselbe gilt von dem *funfzehnten Kapitel*, von der *Entzündung der Eustachischen Trompete.* Sehr selten ist diese bloss allein entzündet, fast immer ist sie Begleiterin oder Folge von Bräune, Schnupfen u. s. w., und muss eben so behandelt werden. Schmerz im Innern des Ohres, Ohrenbrausen und ein veränderlicher Grad von Taubheit sind die Zeichen. An der *Verschliessung der Trompete*, der im *sechszehnten Kapitel* Erwähnung geschieht, sind Schuld: chronische Verstopfung (Anschwellung!) der Mandeln, Ausbildung einer polypösen Geschwulst gegen die Oeffnung dieser Röhren hin, ihre Verstopfung durch schleimige oder eiterhafte Stoffe, die chronische Anschwellung ihrer Membran, und endlich das Zusammenhängen ihrer Wände. Die *Atrophie* und die *Zusammendrückung der Gehörnerven*, die im *siebenzehnten Kapitel* beschrieben werden, sind öfter die Wirkung als die Ursach der Taubheit. Letztere ist nicht selten; Schwindel und Gedächtnissschwäche begleiten sie häufig. — Im *achtzehnten Kapitel* endlich spricht der Vf. *von dem Mangel an wässeriger Feuchtigkeit im Labyrinth*; er stützt sich hierbey nur auf eine einzige Thatsache, die den gänzlichen Mangel dieser Feuchtigkeit betrifft.

(*Der Beschluss folgt.*)

NATURGESCHICHTE.

HEIDELBERG, b. Engelmann: *Charakteristik der Felsarten*, von *Karl Cäsar von Leonhardt*, Geheimenrathe und Professor an der Universität zu Heidelberg. Für akademische Vorlesungen und zum Selbststudium. *Zweyte* Abtheilung. Gleichartige und scheinbar gleichartige Gesteine. 1824. 368 S. gr. 8.

Uns auf die, in Nr. 53. dieses Jahrganges der A. L. Z. gegebene Anzeige von der *ersten* Abtheilung dieses nicht genug zu empfehlenden Lehrbuchs beziehend, fahren wir mit der Darstellung des Inhaltes der kürzlich erschienenen *2ten* Abth. desselben fort. Unstreitig gehört dasselbe zu der immer noch geringen Zahl naturhistorischer Lehrbücher, welche den wahren Gesichtspunct richtig aufgefasst haben, nämlich: eine fleissige und zweckmässige Zusammenstellung des Vorhandenen mit Angabe der Quellen und mit eigenen Beobachtungen, ohne jedoch irgend einer Schule oder einem Systeme den Vorzug zu geben: denn die Darstellung individueller Ansichten, wie sie sehr viele Lehrbücher der Naturgeschichte geben, können weder den Lehrer bey seinen Vorträgen, noch den Schüler bey seinen Studien richtig leiten. — Jedoch ist eine gute Zusammenstellung des Vorhandenen nicht allein das

das Verdienst des Vfs., sondern sein Werk enthält auch eine Menge eigener Beobachtungen.

Wir betrachten nun den Inhalt dieser *2ten* Abtheilung der Charakteristik der Felsarten: *a) Gleichartige Gesteine eigentlichen Mineralgattungen zugehörig.* I. *Körnige Gesteine.* 17. Granulit oder Weissstein. 18. Quarzgestein. a. Körniges Quarz-Gestein (der Quarzfels Werners und das Flötzquarz-Gestein von Humboldts). b. Poröses Quarz-Gestein (der *Meulière* aus dem Süsswasser-Gebilde der Pariser Gegend). 19. Hornblende-Gestein. 20. Augitfels (*Lherzolit J. de Charpentier*) 21. Körniger Kalkstein (Urkalkstein, Kararischer Marmor). 22. Körniger Gyps. *Anh.* Thongyps (Gyps des bunten Sandsteins). 23. Dolomit. 24. Steinsalz. — II. *Schiefrige Gesteine.* 25. Talkschiefer. 26. Hornblendschiefer. 21. Chloritschiefer. — III. *Dichte Gesteine.* 28. Uebergangskalk. 29. Alpenkalk (Zechstein) 30. Jurakalk. 31. Lithographischer Stein (Steindruck-Kalkstein, Kalkschiefer z. Theil). 32. Muschelkalk. 33. Grobkalk (*Calcaire grossier*, jüngster Flötzkalk). 34. Kreide. 35. Süsswasser-Kalk. (Kalktuff, Travertino u. s. w.). a. Dichter Süsswasser-Kalk. b. Kieselkalk. c. Travertino. d. Kalktuff. 36. Mergel. Anh. Tuten-Mergel. 37. Stinkstein. Anh. Rauhstein. 38. Rogenstein. 39. Phonolith (Klingstein). 40. Kieselschiefer. *β) Nicht als Glieder oryktognostischer Gattungen zu betrachtende (scheinbar gleichartige) Gesteine.* I. *Körnige Gesteine.* 41. Lava. II. *Schiefrige Gesteine.* 42. Thonschiefer. 43. Alaunschiefer. 44. Kupferschiefer. 45. Schieferthon. Anh. Gebrannter Schieferthon. 46. Brandschiefer. 47. Klebschiefer. 48. Polirschiefer. III. *Porphyre.* 49. Trachyt. 50. Aphanit (Trapp-Porphyr, Grünstein-Porphyr u. s. w.). IV. *Dichte Gesteine.* 51. Serpentin. 52. Basalt. 53. Wacke. 54. Alaunfels (Alaunstein). 55. Thon. a Gemeiner Thon (Töpferthon, Pfeifenthon, Letten). b. Salzthon (Salzletten). V. *Glasartige Gesteine.* 56. Pechstein. 57. Obsidian. 58. Perlstein. 59. Bimmstein. 60. Verglaster Schieferthon (Porzellanjaspis). VI. *Schlackenartige Gesteine.* 61. Verschlackte Lava. 62. Verschlackter Basalt (Rheinischer Mühlstein). 63. Erdschlacke.

Schliesslich dürfen wir die, auch schon bey der Recension der *1sten* Abth. des Werks gemachte Bemerkung nicht vergessen, wie bey einer Beurtheilung des Buchs es nicht unberücksichtigt gelassen werden kann, dass dasselbe das erste ist, welches eine Naturgeschichte der Felsarten enthält, und dass eine solche bey weitem schwieriger, als die der einfachen Mineralien ist. — Wir hoffen, auch die *dritte* Abtheilung, mit welcher das Werk schliessen wird, bald in Händen zu haben.

SCHÖNE KÜNSTE.

ZÜRICH, b. Orell, Füssli und Comp.: *Germanikus.* Trauerspiel von *Karl Ludwig Wurstemberger.* 1822. 104 S. 8.

Der Vf. hat einen noch selten benutzten höchst tragischen Stoff, des Germanikus Tod durch Gift in Antiochien, zu einem Trauerspiele, aber nicht zu einer *Tragödie* im höheren Sinne, verarbeitet. Von tragischer Erhebung und Erschütterung ist nicht die Rede, und im Ganzen herrscht kein dramatisches Leben. Ausser des Germanikus bösem Dämon, dem Cn. Piso, und allenfalls noch dessen Gemalin Plancina, (deren Namen das ganze Stück hindurch von dem Setzer in Plaminia ist umgeändert worden), verstehen die übrigen, und am meisten von ihnen Markus, der Sohn, den der Dichter dem Piso leiht, und den er im Kampfe zwischen Sohnesliebe und Pflicht der Freundschaft und Dankbarkeit gegen Germanikus hinstellt, nur zu schwatzen, aber nicht zu handeln. Die Diction ist mehr rhetorisch als dramatisch, und in die Reflexionen mischt sich, wie z. B. in dem langen *erzählenden* Monolog der Agrippina im Anfange des fünften Aufzuges, oft ungehöriges. Wie kann Agrippina, die sich von langer, aber ungewisser Ahnung geängstigt fühlt, zu folgender Betrachtung kommen:

> Doch alle gleich, den Herrscher wie den Sklaven,
> Ergreift mit starkem Arm zuletzt der Tod.
> *Folgt etwas Besseres auf dieses Daseyn?*
> *Erwacht der Mensch aus seines Todes Schlaf —*
> *Zu neuem Lenze, gleich der Erde Kraft?*
> *Wir fühlen wohl den Wunsch in unserm Herzen;*
> *Doch stieg vom Himmel uns noch kein Beweis.*
> *Wir hangen nur so liebend an dem Leben,*
> *Weil dieses hier allein erkennbar ist,*
> *Und keiner Kunde brachte von den Freuden,*
> *Die das Elysium der Tugend reicht.*

Wie diese kühle Betrachtung in einer solchen Situation und dem ganzen Ideengang nach ungehörig erscheint, so der ganze Monolog als ein *erzählender.* — Auch finden sich seitenlang antithetische Schlagreden. — Nur die Einfachheit in der Leitung der Fabel und das Streben mit wenigen Personen auszureichen, möchte an diesem Trauerspiele zu loben seyn, und dann die Correctheit der sonst ziemlich nüchternen Sprache, und der nur selten (wie in der obigen vorletzten Zeile durch die drey auf einander folgenden Trochäen) missrathene Bau der Jamben: dadurch erhebt sich aber noch ein dramatisches Werk nicht aus dem Gebiet der Mittelmässigkeit. — Ob die Darstellung auf der Bühne dieses Trauerspiel erheben dürfte? — Vielleicht, wenn nicht gerade die Einfachheit ihm auf unsrer gegenwärtigen Bühne entgegen stände. Stücke der Art spielen sich ja nicht von selbst, sondern wollen gespielt seyn.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1824.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Weimar, im Land. Industrie-Comptoir: *Die Krankheiten des Ohres und des Gehörs.* Von *J. M. G. Itard* u. s. w. —

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die *Krankheiten des Gehörs*, von denen das *zweyte Buch* handelt, theilt der Vf. ein in: 1) Erhöhung des Gehörs; 2) Verdorbenheit (*Depravation*) und 3) Verminderung und Vernichtung des Gehörs.

Die Erhöhung des Gehörs (*erster Abschnitt*) *hyperacusis* nicht *paracusis*, schliesst eine grosse Anzahl von Varietäten in sich, die als gemeinschaftlichen Charakter eine mehr oder minder lästige und sogar schmerzhafte Wahrnehmung gewisser Töne, vorzüglich der hohen und scharfen, haben. Idiopathisch ist sie selten, häufiger symptomatisch. Bey jener bringe man erweichende, beruhigende Mittel in den Gehörgang. Opium und Bäder vermehren die Krankheit.

Zweyter Abschnitt. Verdorbenheit (!) des Gehörs. Erstes Kap. Vom Ohrentönen. Es giebt ein wahres und ein falsches; jenes hängt von einem Geräusch ab, das der Wirkung äusserer tönender Körper fremd ist, jedoch aber wirklich existirt, dieses aber von keinem in der Wahrheit existirendem Geräusch. Es ist entweder einfach, oder mit Taubheit complicirt; es ist entweder Ursach, oder begleitende Affection der Taubheit. Das wahre, von Plethora, oder von der Erweiterung irgend einer Arterie abhängend. Ohrentönen lässt sich durch die Bewegung und das Anstossen des Blutes gegen die Wände des Gefässes genügend erklären. (Ist diese Erklärungsart nicht zu mechanisch? Spielt der Nervenreiz hier nicht eine wichtigere Rolle?) Jedes Hinderniss, das sich der freyen Circulation der Luft im äusseren oder inneren Ohr entgegenstellt, kann das wahre Ohrentönen hervorbringen. — Das falsche entsteht von einem Stumpfwerden (wohl eher von einer erhöhten Reizbarkeit) der Gehörnerven; es ist mehr oder minder langen Remissionen und zahlreicher Mannichfaltigkeiten fähig. Das phantastische Ohrentönen ist seltener, als man glaubt (?) mir ein Symptom von Geistesverwirrung; man verwechsle es nicht mit den andern Varietäten des falschen Ohrentönens. Das innere, wahre oder eingebildete Geräusch dämpfe man durch ein äusseres analoges und gleichmässig anhaltendes. (Eine gewiss sehr richtige Verfahrungsart!) — Interessante Beobachtungen. — *Zweytes Kapitel. Von den akustischen Anomalien.* Das Ohr hört falsch und verliert sein musicalisches Vermögen, wenn es damit begabt war. Bisweilen hört man den Ton doppelt. (*Sauvages paracusis duplicata.*) Unsere Beobachtungen über diese Art von Gehörverletzung sind zu selten und zu unvollkommen, sagt der Vf., um einige Folgerungen für die Praxis daraus zu ziehen.

Dritter Abschnitt. Von der Verminderung und Vernichtung des Gehörs, oder von der Harthörigkeit (*Δυσηκοια*) *und Taubheit* (*Κωφωσις*). Bevor der Vf. zu den einzelnen Arten von Taubheit kommt, schickt er (S. 204 247) einige allgemeine Bemerkungen voraus. Um zu erfahren, ob ein Kind taub sey oder nicht, bedient er sich des Taf. I. Fig. 1. abgebildeten Acumeters, und er scheint damit seinen Zweck zu erreichen. — Als Beweis für das Intermittiren der Taubheiten führt er einen sehr merkwürdigen Fall an. Ein Kind verlor allemal das Gehör, wenn man beym Kämmen seinen Kopf vollkommen reinigen wollte; die Taubheit dauerte bis zu einer neuen Erzeugung von parasitischen Insecten, von denen man den Kopf befreyt hatte. (Sollte hier das Kämmen an sich und der dadurch bewirkte Reiz nicht Schuld gewesen seyn?) — Die Prognose bey der Taubheit ist immer böse. — Die Tauben sind keinesweges schlimmer daran, als die Blinden. (Gewöhnlich nimmt man den entgegengesetzten Fall an, und, wie es Rec. scheint, mit Recht!) — In Hinsicht auf die verschiedenen veranlassenden Ursachen kann man zwey Klassen von Taubheit unterscheiden. Die Eine hängt von einer offenbaren Verletzung des äusseren Ohrs, des Trommelfells, des innern Ohrs oder des Gehörnervens ab, oder zeigt sich wenigstens in Begleitung derselben. Die Andere kann oft nicht auf eine dieser Ursachen bezogen werden, und diess sind vorzüglich die Taubheiten, welche auf einer allgemeinen oder örtlichen Plethora, einer Diathese, die sich bis auf das Gehörorgan erstreckt, oder endlich auf der Metastase des krankhaften Zustandes eines mehr oder minder entfernten Organes beruhen. — Speichel- und Niesemittel haben nur eine momentane Wirkung. Mittel, welche den Gehörgang entzünden, führen bisweilen zur Heilung der Taubheit. Als Abführungsmittel empfiehlt der Vf. Scammonium mit Calomel, und die Rotrouschen Pillen. Innere Sudo-

dorifera helfen wenig. Unter den äufsern Ableitungsmitteln giebt er der Ulceration der Haut, mittelst caustischen Kali's, den Vorzug; (man kann die Ulceration nur nie genug begrenzen!) Vesicatorien auf dem Arm üben nie einen Einfluss auf das Gehör aus. Blutentziehungen find von dem gröfsten Nutzen. Electricität und Galvanismus haben die Hoffnungen, die man fich von ihnen machte, nicht erfüllt. Um die reizenden Fumigationen und Vaporifationen zweckmäfsiger, als bisher, anwenden zu können, empfiehlt der Vf. eine eigne Vorrichtung. Die Giefsbäder leisten wenig, wenn man fie als Reiz für die Gehörfenfibilität anwendet. Zu reizenden Injectionen und Instillationen pafst vorzüglich das Oel, weil es leicht ranzig wird. (!?) Explofionen und dergl. können ein Mittel zur Erregung und Heilung werden. — Da alle Hörröhre und diefen ähnliche Instrumente dem Vf. nicht genügten und nicht genügen konnten, fo erfand er zu diefem Behuf andere, obschon anscheinend paffende, doch fehr zufammengefetzte und mithin den allgemeinen Gebrauch erschwerende Instrumente. — Nun kommt er zu den einzelnen Arten der Taubheit. Im *dritten Kapitel* fpricht er *von der Taubheit durch fchleimigen, oder eiterhaften Ausflufs*. Sie kommt häufig vor, und läfst fich auch wohl heilen, fehr leicht gelingt diefs aber nicht. Im *vierten von der Taubheit durch Ulceration und Caries des Ohres*. Den Gehörgang und die Trommel reinige man durch häufige Injectionen mit lauem Waffer. (Abhaltung des Zutrittes der äufseren Luft ist eine unerläfsliche Heilanzeige!) Im *fünften von der Taubheit mit Excrefcenzen im Gehörgange*. Nach der Entfernung diefer Excrefcenzen stellt fich nicht immer, ja nur höchst felten das Gehör wieder her. Im *fechsten, von der Taubheit durch Concretionen oder andere fremde, im Gehörgange zurückgehaltene Körper*. Im *fiebenten von der Taubheit durch Verengerung oder Verfchliefsung des Gehörganges*. Die blofse Verengerung kann aufserordentlich feyn, ohne das Gehör zu fchwächen. Die völlige Verfchliefsung ist immer (?!) angeboren. Der Kanal fehlt und die Structur des Ohrs ist mangelhaft, wenn die Taubheit vollkommen ist. (?!)

Das *achte Kap.* handelt von *der Taubheit mit Erweiterung des Gehörganges*. Sie foll mit Mifsbildung des innern Ohrs verbunden feyn; der Vf. hatte jedoch nie Gelegenheit, fich von dem Zustande der Dinge durch die Leichenöffnung zu überzeugen. *Neuntes Kap. Von der Taubheit mit Verdickung des Trommelfells*. Es giebt viele Taubheiten mit, wenige durch Verdickung des Trommelfells. Der Vf. machte die Perforation oder die Zerreifsung diefer Membran fiebenmal, und nur einmal hob er dadurch die Taubheit. Er glaubt, dafs fehr oft gleichzeitig innere Zerstörungen, als Folgen der vorhergegangenen Entzündung, vorhanden find, und dafs diefe hauptfächlich an dem Mifsglücken der Operation Schuld find. — *Zehntes Kap. von der Taubheit mit Oeffnung im Trommelfell*. Ist die in das Trommelfell gemachte Oeffnung bedeutend, fafst fie den Infertionspunct des Handgriffs des Hammers in fich, fo ist eine mehr oder minder merkliche Taubheit die unmittelbare, oder wenigstens nicht weit entfernte Folge. Das Eindringen der äufseren Luft veranlafst Entzündung und den Verlust der Gehörknöchelchen. Die Verletzung des Trommelfells durch fich felbst (?) hat übrigens für das Hören keine störende Wirkung. *Das Elfte Kapitel handelt von der Taubheit mit Löfung und Verlust der Gehörknöchelchen*.

Im *zwölften Kapitel* fpricht der Vf. *von der Taubheit durch Verstopfung der Eustachifchen Trompete*. Hieran ist fchuld: 1) die Entwickelung irgend einer an der Oeffnung oder in der Nähe der Trompete gelegenen Gefchwulst; am häufigsten ist diefe eine Anfchwellung der Mandeln. Die entzündlichen Flüffe, (was für ein Ausdruck!) deren Sitz die Mandeln find, zertheile man, indem man diefe ausrottet, (ist das Ausrotten auch eine Zertheilung?) oder durch Einfchnitte entleert. Das Ausrotten der Mandeln ist, nach dem Verfahren und mit dem Instrumente Default's, ein wenig fchwieriges (?) Verfahren. 2) Eine fchleimige Verstopfung diefes Kanals. Sie ist blofs momentan. 3) Eine entzündliche Anfchwellung diefes Kanals; fie kommt bey fyphilitifchen und fcrophulöfen Perfonen öfters vor; die Anfchwellung, die diefe vollkommne oder unvollkommne Verfchliefsung erzeugt, zertheile man. 4) Die Verwachfung der Wände diefes Kanals. In diefem Falle ist die Perforation des Trommelfells angezeigt. Das Verfahren von A. Cooper und Himly verwirft der Vf.; denn es macht die Operation langwieriger und folglich unficherer (ist diefer Schlufs wohl richtig?); er perforirt die Membran mit einer stumpfen Schildpattfonde, (warum grade mit einer folchen?) und bringt alle 2—3 Tage in den ersten Wochen die Spitze einer gerinnten, mit Fett bestrichenen Sonde in die Oeffnung, um das Schliefsen derfelben zu verhüten. Der Erfolg ist jedoch, wie fchon bemerkt, felten glücklich.

Dreyzehntes Kap. Von der Taubheit durch Verstopfung des innern Ohres. Diefe fehr häufige Art von Taubheit ist fehr veränderlich in ihrer Intenfität. Sie zeigt fich gegen eine rationelle Behandlung am wenigsten hartnäckig. Brechmittel, Niefemittel, Haarfeil u. f. w. Helfen diefe nichts, dann kommt man *A.* zur unmittelbaren Heilbehandlung des innern Ohres durch den Zitzenfortfatz, welche der Vf., ohne fich bedeutend auf eigne Erfahrungen hierin zu stützen, für unnütz und gefährlich hält. Denn, fagt er, unfere Instrumente gehen dabey mitten durch die gefunden Partien, um eine Krankheit aufzufuchen, die nur kaum vermuthet wird, und der diefe Operation nur ein überflüffiges, momentanes Heilmittel geben kann; überflüffig, wenn es eiterhafte Materie ist, die früh oder fpät fich nach Aufsen Luft machen würde, (dann müfste man ja nie einen Abfcefs öffnen!) momentan, wenn es eine Schleimcongestion ist, die nicht verfehlt, fich,

wenn

wenn sich die Oeffnung wieder geschlossen hat, von Neuem zu erzeugen, *B.* Zur unmittelbaren Heilbehandlung des innern Ohres durch das Trommelfell hindurch. Der Vf. ist der Erste, der das Trommelfell durchbohrte, um Einspritzungen in das innere Ohr zu machen. Dass wir etwas davon erwarten können, geht aus der mitgetheilten Beobachtung hervor. — *C.* Zur unmittelbaren Heilbehandlung des innern Ohres durch seinen Schlundgang. Nachdem der Vf. die Geschichte dieser Operation durchgegangen ist und die Unzweckmässigkeit der bisher befolgten Methoden bewiesen hat, giebt er die Art und Weise an, wie man den Gang nach seiner Methode catheterisiren, injiciren und vaporisiren müsse, wenn man eben so glücklich, wie er, seyn will. Das Nähere dieser Methode müssen wir den Lesern des Werkes selbst überlassen, da wir sonst fürchten müssten, zu weitläuftig zu werden.

Vierzehntes Kap. Von der Taubheit durch Blutcongestion des innern Ohres (durch Blutextravasat im u. s. w.) Das in der Trommel angesammelte Blut kann resorbirt werden, oder sich durch das Trommelfell hindurch entleeren, oder auch zurückbleiben. Das innere Gehörnervenloch kann ihm auch den Durchgang verstatten. Perforation des Trommelfells ist indicirt.

Im *funfzehnten Kapitel* spricht der Vf. *von der Taubheit durch Compression des Gehörnerven.* Das Unvermögen unserer Mittel, die materiellen Ursachen, welche das Gehirn und das siebente Nervenpaar comprimiren, zu entfernen, ist uns leider nur zu bekannt. *Sechzehntes Kap., von der Taubheit durch Paralyse des Gehörnerven.* An dieser Paralyse sind Schuld: 1) Erschütterung des Gehörnerven; 2) Convulsionen; 3) Apoplexie; 4) gewisse Fieber; 5) der sympathische Einfluss irgend eines leidenden Organes; oft aber wird das Gehör ohne vorangehende Krankheit, ohne begleitende Störung, ohne bekannte Ursache, und ohne Verletzung, die nach dem Tode zu bemerken wäre, gelähmt; diese Varietät belegt der Vf. mit der wenig bestimmten Benennung: wesentliche Paralyse des Gehörnerven. Er versteht hierunter den Mangel der Erregbarkeit dieses Nerven, die Vernichtung des Lebens des Organs; entweder zufällig oder ursprünglich, wie in den meisten angebornen Taubheiten. Der Gehörgang ist in der Regel dabey sehr trocken; die Veränderungen in der Intensität der Krankheit sind nicht sehr bemerklich; Ermüdungen des Geistes und Seelenleiden vermehren diese Taubheit; sie tritt gewöhnlich sehr unmerklich auf. Vorzüglich empfiehlt der Vf. dagegen: Moxa, ätherische Vaporisationen, und innerlich Arnicablumen und Eisenpräparate. Zu den häufigsten Ursachen der Taubheit rechnet er die, im *siebzehnten Kapitel, durch Plethora* beschriebene. Die Plethora ist entweder allgemein oder örtlich; jene ist leicht, diese schwer zu heilen, auch mehr zu Recidiven geneigt. Ein wenig beträchtliche Blutentleerungen, sogar die durch Blutegel veranlassten, vermehren sogleich die Taubheit; den Nutzen, den man von ihnen erlangt, bemerkt man erst nach ein bis zwey Tagen. Da das Nasenbluten sich nützlich erwiesen hat, so räth der Vf. das Anlegen eines Blutegels an die Oeffnung jedes Nasenloches, nach dem Nasenflügel zu, etwas über den Punct, wo die äussere Haut in die Schleimhaut übergeht.

Achtzehntes Kapitel. Von der Taubheit durch Metastase. Nach den Rötheln soll häufig Taubheit eintreten, ohne dass man immer die, durch diese Krankheit verursachte, Gehörsverletzung als die Wirkung einer Metastase ansehn könne; (als was denn?) den ganzen Körper soll man mit frischen Brennnesseln reiben (peitschen) lassen, und sodann die Transpiration durch eine grosse Menge warmer Getränke, und durch den Aufenthalt im Bett hervorrufen. (Sind diese Mittel für den zarten Organismus eines Kindes nicht zu heroisch?) Die Gicht ist auch eine häufige Ursach von Taubheit (selten äussert sie sich gewiss als Metastase). Obschon Rec. oft Krankheiten innerer, edler Organe nach schnell unterdrückter Krätze entstehen sah, so beobachtete er doch nie in Folge davon Taubheit, wie der Vf., der, beyläufig gesagt, das Wesen der Krätze in der Gegenwart kleiner Thiere in der Haut sucht (!?). Zurückgetretener Kopfgrind soll auch Taubheit verursachen.

Neunzehntes Kapitel. Von der Taubheit durch Diathese. Die syphilitischen und herpetischen Ursachen sind von allen, sogenannten bösartigen Ursachen die, welche am gewöhnlichsten Taubheit hervorbringen.

Im *zwanzigsten Kapitel* endlich spricht der Vf. *von der angebornen, oder im zarten Kindesalter eintretenden Taubheit oder Taubstummheit.* Lange war er der Meinung und verschiedene Leichenöffnungen schienen ihn noch darin zu befestigen, dass der Taubstummheit immer eine Lähmung des Labyrinthnerven zum Grunde liege; oder dass man weder im Leben noch im Tode eine Verletzung an den Gehörorganen wahrnehmen könne, indess fernere Nachforschungen leiteten ihn auf sichtbare Ursachen. Die Ursachen der Taubstummheit können also ganz dieselben seyn, welche das Gehör im Erwachsenen schwächen oder vernichten. Was die Grade der angebornen Taubheit anbetrifft, so unterscheidet er fünf Grade, nämlich: 1) das Hören der Rede; 2) das Hören der Stimme; 3) das Hören der Töne; 4) das Hören des Lärms; 5) gänzlicher Mangel des Gehörs, vollkommene Taubheit. (den angegebenen Unterschieden von 2 und 3 kann Rec. nicht beypflichten.) — Die Folgen der angebornen Taubheit setzt der Vf. sehr genügend und höchst interessant von S. 467—497 auseinander; wir müssen daher auf das Lesen derselben selbst verweisen. — Die Behandlung dieser Art von Taubheit hat nichts Eigenthümliches. Die angeführten Krankengeschichten sind meistens sehr merk-

merkwürdig. — Wollten wir die vom Vf. vorgeschlagene und wirklich von ihm in Ausübung gebrachte Methode der Erziehung der Taubstummen genau durchgehen, so würden wir nur eine unnütze Mühe übernehmen; denn derjenige, der sich für diesen Gegenstand interessirt, würde doch genöthigt seyn, diesen Abschnitt (S. 516 — 534) im Werke selbst nachzulesen. Wir bemerken daher nur noch, dass uns die Methode des Vfs. sehr zweckmässig zu seyn scheint; freylich gehört aber zu ihrer Anwendung eine grosse Ausdauer und Beharrlichkeit, die nur Wenige sich aneignen werden. Wie weit es übrigens die Taubstummen in Paris, in der für sie errichteten Anstalt, sich durch Zeichen auszudrücken, die Sprache anderer zu verstehen und schriftlich darauf zu antworten, gebracht haben, davon werden sich mit Rec. mehrere seiner Landsleute an Ort und Stelle selbst überzeugt haben und gern mit ihm im Lobe jener Anstalt übereinstimmen.

Auf den beygefügten drey Kupfertafeln finden wir mehrere, erwähnte Instrumente, als den Acumeter, den Apparat, um in das innere Ohr durch die Mündung der Eustachischen Trompete Aetherdämpfe gehen zu lassen, ferner ein Hörrohr mit elliptischer Trommel, ein halbzirkelförmiges Hörrohr u. dergl. abgebildet.

Die Uebersetzung ist vernachlässigt und Fabrikarbeit, wie die Meisten dieser neuern Arbeiten. S. 9 steht: ausser *die* (!) Heftigkeit der Symptome; S. 25 ist von einer *Steife* des Halses die Rede. In der Ueberschrift des 2ten Abschnittes von einer *Verdorbenheit* des Gehörs ff. S. 249 lieset man: „Wenn nach Les*ung* dieses Artikels noch etwas für die Erläuter*ung* der Behandl*ung* zu wünschen bliebe, so wird man die Ergänz*ung* in folgender Beobacht*ung* finden," und *so* weiter!!

RECHTSGELAHRTHEIT.

JENA, b. Cröker: *Theorie der sächsischen summarischen bürgerlichen Processe*, hauptsächlich nach den Gesetzen der mit den *Oberappellationsgerichten zu Jena und Zerbst* verbundenen Lande; von Dr. *Aug. Siegm. Kori*, Oberappellationsrathe und ordentl. Professor der Rechte zu Jena. 1823. XVI und 429 S. 8.

Ueber die Verdienstlichkeit des ganzen Unternehmens und über die Lobenswürdigkeit der Ausführung desselben hat sich unsre Liter. Zeitung schon bey der Anzeige des ersten Theiles dieses Werkes, (A. L. Z. 1823 Nr. 30) welcher den ordentlichen Process enthielt, ausgesprochen, und lässt es dabey auch in Ansehung dieses zweyten Theils bewenden, in welchem nunmehr die besondern Vorschriften für alle summarische Processarten folgen. Doch ist gegen die Vollständigkeit und gegen die Eintheilung des Ganzen hier mehr zu erinnern, als dort, und zwar, was die erstere anlangt, nicht sowohl in Betreff der abgehandelten Materien, als in Betreff derjenigen, die gar nicht in Betrachtung gezogen worden sind. So ist der Mandatsprocess, das *Moratorium*, die *Cessio bonorum*, das *Beneficium Competentiae* und die Behandlung der Gläubiger, die Prodigalitätserklärung und die Untersuchung des Gemüthszustandes ganz übergangen; so sind die besondern Anordnungen in Forst-, Grenz-, Pacht- und Mieths-, Mess-, Schiffahrts-, Bergwerks-, Forst-, Confiscations- und Lehns- Alimenten- und Fornicationssachen übersehen worden. Die Eintheilung ist ferner ungleich und eben deswegen unlogisch. Es sind vom Vf. z. B. die Consistorial- und Bagatell-, die Innungs und Gesinde, die Commerz- und Bau-, endlich die Vormundschafts-, Polizey- und Kirchensachen im 2ten Kapitel des ersten Theiles unter dem allgemeinen summarischen Processe des Königreichs Sachsen abgehandelt worden, welche in den folgenden Kapiteln entweder als eigne Arten von summarischen Processen sich aufgestellt finden, oder auch hier gar nicht weiter vorkommen. Gewiss würde es aber die Uebersicht ungemein erleichtert haben, wenn jeder Gegenstand für sich mit allen obwaltenden Verschiedenheiten der einzelnen Landestheile durchgenommen worden wäre, anstatt dass aus dem abwechselnden Gebrauche des realen und geographischen Eintheilungsprincipes Ungleichheiten und Lücken haben entstehen müssen. Endlich sind die Verhandlungen bey der Hülfsvollstreckung, mithin auch bey der Abarbeitung einer Schuld und bey der Einsetzung in den Schuldthurm, keine besondern Processe, dürfen also auch nicht unter den summarischen Processen abgehandelt werden, sondern sie sind Incident-Theile des ordentlichen Processes, wie das Beweisverfahren, das Editionsverfahren, der Beweis zum ewigen Gedächtnisse, die Auction und Subhastation im Wege der Execution. — Bey dem Allen trifft diese Ausstellung immer nur die äussere Anordnung des Werkes, nicht dessen materiellen Inhalt, in Ansehung dessen der Vf. nicht bloss mit grossem Fleiss gesammelt, sondern auch treu und umsichtig die mancherley zur Anwendung kommenden Vorschriften ausgezogen und dadurch die Besitzer seiner Arbeit der Mühe und der oft unübersteiglichen Schwierigkeit überhoben hat, alle diese einzelnen Gesetze sich zu verschaffen und selbst zu studieren, welches nur in selteneren Fällen noch nothwendig seyn kann.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1824.

THEOLOGIE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Sendschreiben an Herrn Consistorialrath Dr. Planck, über den historischen Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums*, von Dr. *Joh. Sev. Vater*, nebst einer Nachschrift für jüngere Freunde der Religion und Theologie, und einer *Predigt* des Hrn. Prof. *Marks*, gehalten bey dem academischen Gottesdienste zu Halle. 1822. VIII u. 160 S. 8.

So sehr im Allgemeinen Inhalt und Geist dieser Schrift eine lobende Anerkennung verdienen und besonders einzelne Stellen einen bleibenden Eindruck im Gemüthe des Lesers zurücklassen werden; um desto mehr ist zu beklagen, dass weder die Bedürfnisse einer bestimmten Klasse von Lesern berücksichtigt scheinen, noch die Meynung des Vfs. überall unzweydeutig hervortritt. Gelehrten Lesern werden die Meisten der hier beygebrachten Gründe schon längst bekannt seyn; sie werden ihnen aber auch sehr wichtige Zweifel entgegen zu setzen wissen, deren Lösung sie ungern bey dem Vf. vermissen werden. Ueberhaupt scheint uns die aphoristische Manier, in welcher der Vf. Gedanken neben Gedanken, ohne genau logische oder wissenschaftliche Verbindung hinstellt, nicht zweckmäsig für einen Gegenstand, welcher eine unparteyische Abwägung der Gründe und Gegengründe, und die bestimmteste Begrenzung der gewonnenen Resultate erforderte. Dieser Mangel an wissenschaftlicher Präcision muss den Gebrauch vorliegender Schrift ungemein erschweren. Denn, ob sie gleich vor der Planckischen den Vorzug hat, dass der Inhalt der sechs Abschnitte, in welche das Ganze zerfällt, in einer allgemeinen Uebersicht vorangeschickt ist; so geht doch, wie dort, die Untersuchung, ohne alle Ruhepuncte fort und der Zusammenhang der einzelnen Abhandlungen, so wie die eigentliche Absicht des Vfs. lässt sich oft nur nach wiederholter Lesung *errathen*. Sehen wir endlich darauf, was der Vf. uns selbst zur Beurtheilung seines Versuches an die Hand giebt; so scheint aus der eigentlichen Zuschrift an Hrn. D. *Plank* zu folgen, dass er Rechenschaft davon geben wolle, ob es um jeden historischen Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums wirklich gethan sey. Inwiefern nun dieser Beweis durch den Vf. neue Stützen erhalten habe oder nicht, wird die kurze Angabe des Einzelnen lehren. Wenn aber als Veranlassung der ganzen Schrift eine Recension des Planckischen Werks in der A. L. Z. (1821, Nr. 275—277.) erwähnt wird, deren Eindrücken der Vf. habe begegnen wollen; so hat er dies in der Schrift selbst so wenig gethan, und uns so wenig von der Unrichtigkeit jener durch einen andern Rec. verfassten Beurtheilung der *Pl.* Schrift überzeugt, dass wir vielmehr ihre gründliche Kürze und Präcision zum Muster nehmen und sie wenigstens in der Form befolgen werden. Denn auch hier scheint es uns der Uebersicht wegen am Zweckmässigsten, den Inhalt der einzelnen Abschnitte hervorzuheben und mit kurzen Anmerkungen zu begleiten.

I. *Einleitung zur Erwägung des Standpunctes der Untersuchung* (S. 1—15). — Schon die Ueberschrift zeigt, dass hier dieser Standpunct selbst nicht bestimmt, sondern dass nur vorbereitende Anmerkungen zur Feststellung desselben gegeben werden sollen. Und mehr, als ganz entfernte Winke, können wir auch in diesem Abschnitte nicht finden. Nachdem der Vf. gezeigt hat, dass es sich mit dem innigen Dankgefühle jedes Christen gegen die durch Jesum gestiftete Volksreligion gar wohl vertrage, dieselbe einer ernsten Prüfung zu unterwerfen, sucht er die Art dieser Prüfung selbst genauer zu bestimmen. Er nennt sie schwer, weil im Reiche religiöser Wahrheiten nicht das Monopol Eines Systems gelten könne, sondern freye Vernunftbewegung ein unveräusserliches Recht der Menschheit sey. Bey der Untersuchung über das Christenthum befänden wir uns aber auf dem Standpuncte, eine in einer bestimmten Zeit vorgetragene, also positive Religionslehre mit dem zu vergleichen, was nach allem übrigen Nachdenken unserer Vernunft Wahrheit sey. So weit stimmen wir gern dem Vf. bey, begreifen aber nach dieser Voraussetzung nicht, wie ein ganz anderer Maasstab da eintreten müsse, wenn eine Religionslehre Sätze, welche über der menschlichen Vernunft sind, als von Gott mitgetheilte, aufstellt. (S. 5). Wahr ist es allerdings, dass alles, was über die Vernunftkräfte hinausgeht, eigentlich nicht vor das Forum dieser Richterin gehöre. Da aber jede positive Religion solcher Lehren mehr oder weniger enthält; so dürfte nicht kurz vorher ohne Einschränkung gesagt werden, dass wir, um redlich zu forschen, das Christenthum als eine *positive* Lehre nach den anderweitigen Ergebnissen unsers vernünftigen Nachdenkens beurtheilen können. Im Sinne des Vfs. dürfte sich ja eine solche Forschung nur auf diejenigen Puncte

cte beziehen, welche das Christenthum mit der natürlichen Religionserkenntniss gemein hat, also insofern es eigentlich *nicht positiv* ist (S. 57). Im Folgenden sucht der Vf. die Behauptung zu entkräften, dass jede unmittelbare Einwirkung Gottes auf Erkenntnisskräfte eines Menschen *an und für sich* unmöglich sey; welches wohl nicht leicht Jemand behaupten wird. Dagegen hätte gezeigt werden sollen, ob und an welchen Kriterien der Mensch ein übernatürliches unmittelbares Wirken Gottes zu erkennen vermöge. —

II. *Enthält die Religion Jesu und der Apostel mehr als Vernunftreligion und wissen wir, was sie ursprünglich war? Beglaubigung ihrer Quellen.* (S. 16—41). — Wenn sich uns in allen noch so erhabenen Naturscenen kein Weg eröffnet, um die Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines unmittelbaren Einwirkens Gottes auf Menschengemüther darzuthun; so muss die unsre Vernunft übersteigende Erkenntniss, welche das Christenthum enthält, durch eine anderweitige Beglaubigung gesichert werden. Auf diesen Punct kommt der Vf. erst im fünften Abschnitte zurück und verspricht zuförderst eine Beantwortung der Frage: ob das Christenthum wirklich so Vieles die Vernunft Uebersteigende enthalte, als gewöhnlich angenommen wird. Wenn hier (S. 16) von denen die Rede ist, welche zur Erörterung dieser Frage zwischen dem unterscheiden wollen, was Jesus und seine Apostel und was die spätern Kirchenversammlungen festgesetzt haben; so wird auf diese Unterscheidung im Gleichfolgenden vom Vf. gar keine Rücksicht genommen, und sie betrifft überhaupt bey vorliegender Untersuchung etwas höchst Unwesentliches. Denn dass ein Jeder, der das Christenthum, als solches, vorurtheilsfrey würdigen will, zu der ersten Quelle desselben, und allein zu dieser, zurückkehren müsse, leuchtet jedem Denkenden von selbst ein. Zweckmässiger wäre vielleicht eine Entscheidung der Frage gewesen, ob man bey Beurtheilung der einfachen Lehre Jesu allein auf das im N. T. niedergelegte apostolische Christenthum im Allgemeinen, oder auch auf einen reineren aus diesen Schriften auf historisch kritischem Wege abzuleitenden Lehrtypus Christi selbst, Rücksicht nehmen dürfe. Die Lehre des Meisters bleibt doch immer eine nähere Quelle, als die Darstellung seiner mittelbaren oder unmittelbaren Schüler, und wenn sich auch jene bey der Kürze der neu-testamentlichen Relation nicht immer mit apodictischer Gewissheit bestimmen lässt, so ist doch bey sehr wichtigen Lehren, z. B. über die durch Christi Tod zu erlangende Sündenvergebung und über die göttliche Würde seiner Person, von den gewissenhaftesten Forschern eine verschiedenartige Vorstellung in den drey ersten Evangelien, beym Johannes und Paulus, so wie eine allmälige Ausbildung anfangs unbestimmter Lehrsätze anerkannt worden. So schwer und bedenklich auf der einen Seite ein solches Verfahren scheinen könnte, so muss es doch auch andrerseits für nothwendig erachtet werden, wenn nicht das aus dem N. T. abzuleitende Christenthum mit sich selbst in Widerspruch treten soll; und dass die Voraussetzung, auf welche sich eine solche Methode stützt, an sich sehr natürlich sey, dafür sprechen die neu-testamentlichen Schriften selbst, in denen sich eine individuell verschiedene Denk- und Lehrweise ihrer Vf. keinesweges verkennen lässt. — Die Frage, ob dann die richtig erklärte Schrift eine sichere Quelle für das echte Christenthum sey, veranlasst den Vf. zu einer doppelten Untersuchung: haben die Schriften des N. T. wirklich die Verfasser, deren Namen sie an der Spitze tragen, und konnten uns diese Schriftsteller selbst eine beglaubigte Erzählung von Jesu Leben und Lehren liefern? — In Betreff der ersten Frage beruft sich der Vf. auf seine Andeutungen in der A. L. Z. 1821, Ergänz. Bl. Nr. 62 u. 63. und sucht hier nur die innige Verbindung der Paulinischen Briefe mit der Apostelgeschichte und damit zugleich die Authentie des Evangeliums Lucä geltend zu machen. Für die übrigen Bücher des N. T. stellt er (S. 28) den etwas schwankenden Canon auf, dass, so wie für den ästhetischen Philologen die Anerkennung des klassischen Geistes in Schriften des Alterthums volle Gewähr der Echtheit, wenigstens des Zeitalters sey, so auch der kritische Bibelforscher sich beruhigen könne, wenn er dieselbe Einfalt und Kraft eines Gottergebenen Gemüthes in allen Theilen des N. T. wiederfinde. Noch weniger können wir, wenigstens von Seiten der Wissenschaft, dem Vf. darin Recht geben, dass, wenn auch bey vielen dieser Schriften, über die Namen ihrer Verfasser Ungewissheit bleibe, dennoch der Eindruck und die Benutzung derselben verbleiben würde. (S. 29). Wir müssen hier um so mehr dem Vf. widersprechen, da er selbst (S. 24) die entgegengesetzte Meynung für die seinige erklärt hat, dass Bücher des N. T., deren Echtheit nicht gesichert werden könne, nicht in gleicher Reihe mit den Uebrigen stehen dürfen, wenn es darauf ankomme, sie als Quellen der sicheren Lehre Jesu und der Apostel zu gebrauchen. — Was die andere Frage betrifft, so giebt auch der Vf., der nach dem ganzen Geiste der damaligen Zeit so unwahrscheinlichen Planckischen Hypothese seinen Beyfall, nach welcher Matthäus und Johannes, wenigstens die Begebenheiten der merkwürdigsten Tage im Leben Jesu, gleich nachdem sie geschehen, aufgezeichnet hätten. (S. 30). Doch bleibe besonnene Forschung auch bey der Annahme unbeschränkt, dass die Schüler Jesu während ihres vieljährigen Zusammenseyns in Jerusalem den verstorbenen Lehrer zum Gegenstande ihrer Gespräche gemacht und durch gemeinschaftliche Berathung eine möglichst treue Erzählung des Geschehenen vorbereitet haben. (S. 33). Sehr passend sind die folgenden Bemerkungen, dass so viele feine Züge in Jesu Leben und Reden, und so erhabene Gebote der reinsten Sittenlehre den Stempel des grössesten Geistes an sich tragen, und nicht hinterher erfunden worden seyn.

III.

III. *Blicke auf die Schickfale der Lehre Jefu und der Apoftel* (S. 42 — 58). Diefe treten nicht nur hemmend, fondern nach Rec. Bedünken ganz unnöthig in den Zufammenhang der Unterfuchung. Denn fo interessant die Andeutungen find, wie fich die urfprünglich einfach populäre Chriftusreligion durch Grübeln und Ehrgeiz, durch Befehl und Gewalt, in ein Syftem dogmatifcher Kirchenlehre verwandelte, das felbft von den Reformatoren und deren Nachfolgern nur allmälig auf feine urfprünglichen Elemente zurückgeführt werden konnte, und fo gern wir auch darin dem Vf. Recht geben, dafs bey dem Vorherrfchen des dogmatifchen Strebens die fich fpäter bildende Religionsphilofophie in defto grellern Gegenfatz mit der Kirchendogmatik treten müfste, fo dafs, wie wir fchon oben erinnerten, nothwendig das biblifche Chriftenthum mit der Vernunftreligion verglichen werden müffe; fo hätte fich doch diefe Folgerung auch ohne jene weitläuftige Digreffion darthun laffen. Denn nur fo viel, glauben wir, wollte der Vf. durch diefen Abfchnitt erreichen und nur in fofern können wir feiner Behauptung (S. 56) beyftimmen, dafs das Chriftenthum als Volksreligion nicht die Eigenfchaften eines philofophifchen Syftems haben könne, und dafs es Unrecht fey, jene nach einem Maafsftabe zu meffen, der nicht für fie paffe. Ungern vermifsten wir aber hierbey die Bemerkung, dafs eine folche minder ftrenge Würdigung des Chriftenthums nur da eintreten könne, wo wir es nach den Bedürfniffen der Zeit feines Entftehens, oder nach feiner Anwendbarkeit für die Belehrung der Ungebildeteren zu beurtheilen haben. Denn die damalige Auffaffung der Lehre Jefu kann die Anficht eines gebildeteren Zeitalters unmöglich beftimmen, und, wenn wir zu der Stufe wiffenfchaftlicher Ausbildung gelangt find, auf welcher es uns möglich wird, manches in dem Lehrinhalte des N. T. als mit unferen richtigeren Einfichten ftreitend oder fich felbft widerfprechend anzuerkennen, dürfen wir uns nicht mit der vom Vf. zu wiederholten Malen geltend gemachten Bemerkung beruhigen, dafs von einer Volksreligion, welche, wie keine andere Philofophie, den ganzen Menfchen ergreife und alle Bedürfniffe feines Verftandes und Herzens in Anfpruch nehme, keine philofophifche Präcifion, keine durchgängige Confequenz zu erwarten fey. Uebereinftimmung in feine Ueberzeugung zu bringen, ift jedes Menfchen heiligfte Pflicht und, fo wie wir im praktifchen Leben nur den hochachten, der in allen feinen Handlungen mit fich felbft übereinftimmt; fo ift auch in unferer Erkenntnifs eine durchgehende Confequenz, fo weit eines Jeglichen Fähigkeit geht, pflichtmäfsig zu erftreben. Auch hätte es nicht verfchwiegen werden follen, dafs gerade die in neueren Zeiten berichtigte Erkenntnifs der philofophifchen Religionswahrheiten es war, welche den kirchlichen Dogmatismus einfchränkte und feine kunftvollen, aber oft unfruchtbaren Definitionen und Diftinctionen auf die allgemeinen Wahrheiten zurückführte, die den Inhalt des apoftolifchen Chriftenthums bilden. —

Mehr als diefe etwas fern liegende Unterfuchung hat Rec. IV. der Abfchnitt, *über die Aufftellung des urfprünglichen Inhalts der Lehre Jefu und der Apoftel*, (S. 58 — 81) angefprochen, in welchem gezeigt wird, wie man in dem Lehrinhalte des N. T. zwifchen dem, was Jefus und feine Apoftel gelehrt, fo wie in Hinficht auf die Art und Beftimmung in welcher das Gelehrte vorgetragen fey, zu unterfcheiden habe. Mit unermüdeter Sorgfalt müffe man unterfuchen, ob die Belehrung in Gleichniffen, Gnomen, Bildern, oder eigentlichen Worten enthalten fey, ob fie auf gewiffe Zeiten und Verhältniffe gehe, oder nach der Abficht ihrer Urheber eine Belehrung für alle Zeiten und Völker feyn folle. Die Anwendung diefer allgemein als richtig erkannten Grundfätze fucht der Vf. in zwey Beyfpielen darzuthun, von welchen der erftere Verfuch über die Paulinifche Lehre von der Gnadenwahl (S. 67 ff) ein Mufter dogmatifcher Behandlung des N. T. feyn kann. Der Vf. zeigt, wie nach vielen unzweydeutigen Aeufserungen und nach den gebrauchten Beyfpielen des Apoftels feine Meynung in einem viel mildern Sinne, als gewöhnlich gefchehe, genommen werden müffe, und wie einzelne anfcheinend härtere Aeufserungen deffelben Schriftftellers durch den Zufammenhang, in welchem fie ftehen, ihre Verftändigung erhalten. Weitere Mittheilungen aus diefer fchätzbaren Abhandlung geftattet der Raum nicht; nur glauben wir, dafs der Begriff der Verftockung nicht fcharf genug gezeichnet fey (S. 76), indem fich diefe nach der Paulinifchen Anficht offenbar auf die Auffchiebung der Strafe, dadurch veranlafste Verfchlimmerung des Sünders und nachherige, aber gerechte Verfchärfung derfelben zur Abfchreckung Anderer bezieht, Röm. 9, 22. Der zweyten Abhandlung von der Bedeutung des Ausdruckes υἱὸς τοῦ θεοῦ und des damit verwandten Johanneifchen λόγος, wäre eine gröfsere Ausführlichkeit zu wünfchen, da der Vf. feine Anficht über diefen wichtigen Gegenftand auf drey Seiten (S. 78 — 81) höchftens andeutet. Auch ift nicht anzunehmen, dafs Paulus das Hohe, wo er Jefum den Herrn über Alles nennt, nicht in Verftandesbegriffen von dem Menfchlichen trenne, fondern es im Gemüthe zufammenfaffe, (S. 81) da er vielmehr überall den Stand der Erniedrigung und Belohnung beftimmt unterfcheidet, und befonders in den Briefen an die Ephefer und Coloffer Chriftum, als von Ewigkeit beym Vater präexiftirend, über die Engel erhaben, Mitregenten Gottes, Mitfchöpfer der Welt und höchften Richter beym Weltgerichte, alfo in individualifirten Zügen feiner göttlichen Würde darftellt.

(Der Befchlufs folgt.)

NATURGESCHICHTE.

Jena, b. Schmid: *Wörterbuch der botanifchen Kunftfprache* herausgegeben von *F.* (riedrich) *S.*

S. (Siegmund) *Voigt*. *Zweyte*, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. 1824. XII und 260 S. 8. (1 Rthlr.)

Die erste Auflage dieser nützlichen und empfehlenswerthen Schrift ist in unseren Blättern nicht angezeigt worden. Um so mehr glauben wir die vorliegende nicht übersehen zu dürfen, zumal sie mit Recht sehr vermehrt und verbessert genannt werden kann. Ihr Vf., Professor und Aufseher des botanischen Gartens zu Jena, erinnert daran, dass er wohl zuerst in Deutschland die weitere Verbreitung des natürlichen Pflanzensystems und die Berücksichtigung der Lehre von der Metamorphose der Pflanzen in den Kreis der Wissenschaft gezogen habe. Die Bereicherungen seines Buches verdankt er vorzüglich der Arbeit, alle wichtige phytographische Werke mit der Feder in der Hand durchgesehen, und für sein Wörterbuch benutzt zu haben. Der erste Anlass dazu war, bey dem Analysiren, zumal im Freyen, ein bequemes Mittel zu verschaffen, womit man sich in zweifelhaften Fällen schnell helfen könnte. Zu diesem Zwecke sind allerdings die vorhandenen botanischen Wörterbücher zu gross. Auch umfassen sie nicht ausschliesslich, wie das *Voigt*sche, die Kunstsprache. Die Terminologie findet sich nun zwar in jedem Lehrbuche abgehandelt, aber nur in systematischer Ordnung, was bey dem Nachschlagen niemals so bequem seyn kann, als die hier beobachtete alphabetische Reihenfolge. Ein S. 203 beginnender Anhang enthält die Erklärung der in der Botanik gebräuchlichen Zeichen ⊙, ♂, ☿ u. s. w. und ein deutsches Register, das auch alphabetisch eingerichtet ist und auf die entsprechenden lateinischen Kunstausdrücke verweiset, deren Erklärung in dem Werke selbst gegeben wird. Sollte der Titel nicht mehr erwarten lassen als sich eigentlich in dem Buche findet, da darin nur die eben *gangbare* botanische Kunstsprache (also nicht alle Kunstausdrücke) erläutert wird? Sollte ferner bey dem, der eine Pflanze analysirt, nicht so viel Latein vorausgesetzt werden können, dass er nicht erst brauche in dem Wörterbuche nach zu sehen, was *acidulus*, *acidus*, *apex* u. dergl. m. bedeutet? Auch sind ja diese Wörter keine botanische Kunstausdrücke, da die Wissenschaft ihnen keinen andern Begriff unterlegt als die Sprache, aus der man sie einnimmt. Wenn wir auch völlig damit uns einverstanden erklären müssen, dass die von *de Candolle* gebrauchten durchaus unschicklichen Bezeichnungen *petiolulatus*, *planta monocarpa* u. s. w. nicht aufgenommen werden durften, so vermissen wir doch einige allgemein gangbare Kunstausdrücke, als z. B. *Embryo*, *lasiocarpum*, *callosus*. Ward *anticus*, der vordere Theil, aufgeführt, so durfte *posticus*, der hintere Theil, nicht fehlen. Könnte man *anastomosans* nicht durch verschlungen, verkettet, ausmündend übersetzen, statt durch das hier gebrauchte anastomosirend, was nimmermehr ein deutsches Wort seyn wird? *Appendiculatum* heisst hier mit Ohrläppchen versehen. Ist das richtig übersetzt? Was haben hier Ohrläppchen zu thun? Die Erklärung dieses Kunstausdruckes lautet: „wenn an der Basis des Blattes zur Seite des Blattstieles ein paar längliche Läppchen stehen, die aber nicht mit der Basis zusammenhängen." Sie scheint uns nicht bestimmt genug abgefasst. S. 15 heisst es: *axilis embryo*, *der in der Achse des Eyweisses liegt*." Was liegt denn in der Achse des Eyweisses? Doch genug an diesen wenigen Erinnerungen! Wir schliessen mit dem Wunsche, dass dieses zum Gebrauche äusserst bequem eingerichtete und vom Verleger sehr gut ausgestattete Buch auch noch ferner recht fleissig benutzt werden möge. Den Anfängern kann man es mit gutem Gewissen dringend empfehlen.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. E. Fleischer: *Die Mädchenjahre der Landwirthstochter zu Grünau;* eine moralische Erzählung für die weibliche Jugend. Mit einem (sehr schönen) Kupfer. 1823. 189 S. 12.

Der ungenannte Vf. dieser kleinen Geschichte für junge Töchter, schliesst sich mit derselben und dem Tone, in welchem sie gehalten ist, an die Art und Weise von *Schmidt* (Vf. der Ostereyer) an, und nicht unglücklich. Die Sprache ist leicht und natürlich, und ermangelt nicht des Kindlichen und Naiven, wenn ihr auch zuweilen etwas zu grosse Breite zur Last fällt. Die Geschichte selbst ist glücklich erfunden, und wird eines vortheilhaften Einflusses auf Mädchenherzen nicht verfehlen, indem sie die Unschuld und Natürlichkeit schildernd empfiehlt, welche der höchste Schmuck des Jugendalters ist. *Sophie Walter*, frühe durch Leiden geprüft, aber immer geduldig; in allen Verhältnissen in welchen sie umhergeschleudert wird, immer dieselbe Fromme und Demüthige; still ihrer Pflicht nachlebend unter den Thorheiten und dem Eigensinne derer, welche Einfluss auf ihr Schicksal haben, ruhig und Gott vertrauend unter boshaften Verläumdungen und harten Misshandlungen, wird sich unter der weiblichen Jugend wackere Freundinnen erwerben, die sich freuen, wie sie, durch Unglück bewährt, endlich wieder glücklich wird, und einer liebevollen That ihres guten Herzens selbst dieses Glück verdankt, dessen sie so würdig ist.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

October 1824.

THEOLOGIE.

Göttingen, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Sendschreiben an Herrn Consistorialrath Dr. Planck, über den historischen Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums* von Dr. *Joh. Sev. Vater* u. s. w. —

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wir kommen jetzt V. auf den wichtigsten Abschnitt der ganzen Schrift, oder auf die *Beglaubigung des eigenthümlichen Inhalts der christlichen Lehre* (S. 81 — 109). — Unter dem eigenthümlichen Inhalte versteht der Vf. dasjenige, was in der Religionslehre Jesu nicht aus der Vernunftreligion abgeleitet werden kann (S. 81). „Was die Vernunft nicht aus sich selbst zu entwickeln vermag, für dessen Werth hat sie keine Entscheidungsgründe. Da also der Inhalt dieser Erkenntnisse ihre Göttlichkeit nicht beglaubigen kann; so muss es ihr Ursprung thun, und insofern reden wir von einem historischen Beweise der Göttlichkeit des Christenthums." (S. 82) Schon gegen diese Präliminarien der Beweisführung liessen sich Zweifel erheben. Wie sollte es wohl irgend eine Erkenntniss geben, für deren *Werth* die Vernunft, oder was einerley ist, das höhere Selbstbewusstseyn des Menschen, keine Entscheidungsgründe hätte? Sie muss doch, wie der Vf. selbst (S. 82) anzudeuten scheint, im Stande seyn, eine solche unmittelbar von Gott mitgetheilte Erkenntniss, als dem Menschen höchst wichtig, auf seine geistige Entwickelung wohlthätig einwirkend und zur reinen Gottesverehrung nothwendig gehörend, anzuerkennen. Denn auf welche Weise könnten wir sonst angeblich unter göttlicher Auctorität mitgetheilte Lehren von so vielen anderen, ohne, oder mit einer solchen auftretenden Lehrmeynungen unterscheiden, die ebenfalls aus der gesetzmässig geleiteten Vernunft unerkennbar, dennoch von uns nicht als göttliche Wahrheit, sondern als Vorurtheile eines gewissen Zeitalters, als Ausgeburten menschlicher Vernünfteley oder irregeleiteter Phantasie betrachtet werden, weil sie für die theoretische und praktische Bildung der Menschen unfruchtbar oder mit unserer anderweitigen, fest begründeten Ueberzeugung unvereinbar sind? Darum müsste bey jeder möglichen Offenbarung der Vernunft das Recht bleiben, den Werth derselben zu beurtheilen, wenn sie auch von ihrem Standpuncte aus die *Gründe ihrer Wahrheit* nicht zu erforschen vermöchte und immer müsste jener treffliche Grundsatz des Demosthenes gültig bleiben, dass Keiner etwas auf göttliche Auctorität thun solle, was, wenn es Menschen beföhlen, für schlecht oder unsittlich gelten würde (*adv. Leptin. §. 105*), folglich auch Keiner etwas auf göttliche Auctorität als wahr anzunehmen verbunden sey, was, wenn es ein Mensch gesagt, für unvernünftig oder nutzlos erklärt werden könnte. Demnach könnte jeder mögliche historische Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums, da er ja eben nur die göttliche Bekanntmachung des die Vernunft übersteigenden Lehrinhaltes darthun soll, nur für diejenigen gültig seyn, welche eben in diesem ausserhalb der natürlichen Erkenntnisskräfte Liegenden den Charakter religiöser Wirksamkeit und praktischer Nothwendigkeit erkennen. Aber bekanntlich giebt es eine ganze Partey unter den Theologen, welche nur das mit der vernünftigen Erkenntniss eines Jeden im Christenthum Uebereinstimmende für das eigentlich Wohlthätige dieser Lehre, alle übermenschlichen Mittheilungen aus dem Reiche des Unsichtbaren dagegen für praktisch gleichgültig und zur Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit keinesweges nothwendig erklären.

Wir wenden uns jetzt zum historischen Beweise des Vf. selbst, den er richtig als einen solchen definirt hat, welcher sicher gestellte historische Facta liefern müsse, die kaum auf irgend eine Weise gedacht werden können, wenn nicht das vorhergegangen ist, was eben bewiesen werden soll, nämlich der unmittelbar göttliche Ursprung einer Lehre. (S. 87). Es käme also darauf an, in dem Leben und der Lehre Jesu gewisse Puncte nachzuweisen, welche weder in der geistigen Kraft eines ausgezeichneten Menschen, noch in irgend einem begünstigenden Umstande, der seine Bildung und Thätigkeit auf natürliche Weise zu befördern vermochte, den Grund ihrer Möglichkeit haben konnten. Denn nur auf solche Weise wird dieser apagogische Beweis stringent geführt. — Unter den drey Thatsachen, welche der Vf. zu diesem Zwecke anführt, ist das *Erste:* die Entstehung der Religion Jesu durch die Mittel, wodurch sie erfolgte und die Bücher, in denen sie enthalten ist. Wir geben zu, dass es vor den Büchern des N. T. noch keine Schriften gegeben, in denen dieser re-

religiöse Geist mit dieser Haltung einer so reinen Moral durchgeherrscht habe, und dass überall im N. T. die Kraft des frommen Gemüths und der strengen Sittlichkeit, welche über Millionen ihre Segnungen verbreitet hat, (S. 89) vorherrschend sey. — Aber, war denn dieser Geist von der Art, dass er auf keinem andern, als einem übernatürlichen Wege geweckt werden konnte? Der Vf. giebt uns hierüber keine Auskunft, so wie er überhaupt in seiner ganzen Beweisführung nur die Gründe angegeben hat, warum das allerdings Ausserordentliche und Bewunderungswürdige, welches uns in der Religionsanstalt Jesu entgegentritt, nicht auf menschliche Weise bewerkstelligt werden konnte. Wenn er dabey selbst (S. 90) zugiebt, dass sich unter Andern im Pseudo-Jesaias und vielen der übrigen Propheten herrliche Hoffnungen ausgesprochen finden, aus denen Jesus die Idee eines Gottesreiches mit seinem hellen Geiste erfasst haben konnte; so gilt wohl die Bemerkung wenig, dass unter den Zeitgenossen Jesu von so herrlich gestreuten Saamen fast gar nichts mehr zu erblicken war. Da der Vf. auch in Absicht der Moral einräumt, dass schon durch Salomo und den Siraciden vortreffliche Sprüche der Weisen, die nicht nur zur Klugheitslehre gehören, sondern zur wahren Weisheit und Tugend führen, unter der hebräischen Nation verbreitet worden waren; so darf es uns nicht wundern, dass ein so ausgezeichneter Geist, seine vortrefflichen Vorgänger vortrefflich benutzend, eine innigst religiöse Moral in weit festerer Haltung und ernsterer Strenge aufstellen konnte. Mehres hierüber beyzubringen, wäre unnöthig, da schon Andere hinreichend erwiesen haben, dass es keine unter den charakteristischen Lehren des Christenthums gebe, für die sich nicht deutliche Spuren in den alttestamentlichen Urkunden vorfänden, deren Gebrauch allen damaligen Juden zugänglich war. Und gesetzt, es gäbe in der Lehre Jesu manches durchaus Neue, alles bisher Gesagte beyweitem Ueberstrahlende, wollten wir daram allen anderen Weisen, von denen wir Aehnliches wissen, ausgezeichnete Geistesgaben und eine glückliche Erfindungskraft beylegen, und Jesu allein eine natürliche Ausbildung seiner geistigen Anlagen absprechen? Doch, wozu bedürfte es dieses, da der Vf. (S. 97) ebenfalls nur behauptet, dass etwas Ausserordentliches und alles Andere Ausserordentliche der Weltbegebenheiten Uebersteigendes in diesem Factum vor uns liege, womit aber das eigentlich zu Beweisende noch keinesweges erzielt ist. Dasselbe gilt von dem *zweyten Beweisgrunde* des Vfs., oder von dem Ideal der Charakterreinheit und Charakterkraft, welches uns, besonders in den drey ersten Evangelien, in der Person Jesu entgegentritt. (S. 98). Dass eine relativ vollendete Heiligkeit des Herzens und Wandels dem Menschen, als solchem, unmöglich sey, wird Keiner behaupten, der das Ebenbild Gottes in den erhabenen Geistesanlagen des Menschen verehrt und sich der Geschichte einzelner Männer erinnert, in denen wir ein fast eben so vollendetes Ideal der Tugend, als in Jesu bewundern und die vielleicht mit gleichem Rechte fragen konnten: wer kann mich einer Sünde zeihen? (S. 101) Denn, dass dieser Ausspruch Jesu im populären Sinne zu nehmen sey, nach welchem er nur die Jahre berücksichtigte, in welchen er zur vollkommnen Erkenntniss des göttlichen Willens und seiner eigenen Bestimmung gelangt war, bedarf wohl keiner Erinnerung. Wenn aber der Vf. aus dieser Charakterreinheit Jesu (denn so glauben wir seine etwas rhapsodistische Argumentation ergänzen zu müssen) den Schluss macht, dass Jesus, als der Wahrhaftigste, auch in den Aussprüchen seine Zuhörer nicht täuschen wollte, in welchen er sich in einem höheren Verhältniss zu Gott, als andre Menschen betrachtete; (S. 100) so werden freylich darin Alle, welche nur irgend Sinn für das Hohe und Edle in dem Charakter Jesu haben, dem Vf. beystimmen, aber zugleich, wenn sie mit den verschiedenartigen Vorstellungen, welche das N. T. über die Göttlichkeit der Person und Lehre Jesu darbietet, und mit der ganzen Denk- und Redeweise eines ungebildeten Zeitalters vertraut sind, die Nachweisung verlangen, dass nicht Manches dieser Art, besonders im Johanneischen Evangelium, von der individuellen Auffassungsweise des Schriftstellers abzuleiten sey, Vieles auch, wenn wir in den Berichten seiner Schüler die eigentlichen Reden Jesu vor uns haben, ohne den Worten Gewalt anzuthun, einen milderen Sinn zulassen würde, und dass es endlich einem grossen, von der Gottesidee innig ergriffenen und über seine Zeitgenossen erhabenen Menschen nicht natürlich sey, in sich Funken des göttlichen Geistes zu spüren und sich selbst als ein unmittelbares Werkzeug in Gottes Hand zur Veredlung und Beglückung der Menschheit mit der vollsten subjectiven Ueberzeugung zu betrachten, die aber nie bey berichtigter Erkenntniss der göttlichen Wirkungsart das Criterium der objectiven Wahrheit enthalten kann. Noch leichter hat uns der Vf. die Widerlegung bey seinem *dritten Puncte* gemacht, in welchem er die Auferstehung des Heilandes als einen Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums angesehen wissen will. Unwiderleglich ist die Prämisse durchgeführt, dass die Wiedererscheinung Jesu nach seiner Kreuzigung das beglaubigtste Factum der ganzen Weltgeschichte sey. Aber wie wird aus dieser Begebenheit die Göttlichkeit seiner Person und Lehre bündig gefolgert werden können, so lange nicht dargethan ist, dass diese Auferstehung selbst ein *unbestreitbares Wunder war?* Daher wendet der Vf. in der Frage: warum begehren wir bestimmen zu können, was für Veränderungen mit dem sterbenden Körper Jesu vorgegangen sind? (S. 104) die Waffen gegen seine eigene Sache und mit nicht grösserem Glücke sucht er die Annahme, dass Jesu Tod ein Scheintod gewesen sey, zu entkräften. Denn in der Behauptung, dass dieser Scheintod ein solcher und diese Wiederbelebung eine solche gewesen, wie Bei-

Beides seit Anbeginn der Welt nie war und nie seyn wird (S. 104), behauptet er augenscheinlich mehr, als er wissen konnte. Wir erinnern uns an das Beyspiel so vieler Hingerichteten, die ins Leben zurückgekehrt sind und an die ähnliche Erzählung des Josephus (*c. Apion. extr.*) von einem Gekreuzigten. — Und somit können wir die Beurtheilung dieses Abschnittes, den wir für den schwächsten in der ganzen Schrift halten, nicht anders als mit dem Wunsche beschliessen, dass der geachtete Vf. bey einem abermaligen Abdrucke dieses Sendschreibens, auf die Umarbeitung dieses Theiles eine besondere Sorgfalt verwenden und die Resultate selbst deutlicher hervorheben möge, weil es höchst misslich ist, dieselben bey einer so wichtigen Sache dem Gutdünken eines jeden Lesers zu überlassen. Die drey hervorgehobenen Puncte scheinen, wenn sie mit Gründlichkeit benutzt werden, allerdings sehr geeignet zu seyn, das System der Offenbarungsgläubigen zu unterstützen. Aber selbst diese werden einen überzeugendern Beweis ihres Glaubens, als den hier durchgeführten, verlangen. Wenn aber der Vf. (S. 87) den geforderten historischen Beweis in einem milderen Sinne zu nehmen scheint, nach welchem die Richtigkeit der Folgerungen nur so weit, als es bey einer entfernten Begebenheit möglich bleibt, gesichert werden müsse, weil, wie er hinzusetzt, der historische Glaube sonst nicht Glaube bliebe, so wissen wir wohl, dass sich bey den oft mangelhaften Nachrichten des Alterthums, das Daseyn oder die Abwesenheit gewisser Ursachen nicht immer mit Evidenz erweisen lasse, halten es aber wegen nahe liegender Missverständnisse für unpassend, den Ausdruck eines historischen Beweises mit dem des historischen Glaubens zu verwechseln. Einen *historischen Glauben* kann es streng genommen, in dieser Sache nicht geben, sondern nur einen *Glauben, um der Historie willen*. Die Historie ist, wie das Wort sagt, eine Wissenschaft des Wissens und der Erfahrung; sie kann also nicht selbst Gegenstand des Glaubens seyn, sondern nur die Nothwendigkeit des Glaubens erweisen. Der Supernaturalist, welcher sich von der Möglichkeit und Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung unter gewissen Umständen, philosophisch überzeugt hält, wird durch die Geschichte von der Wirklichkeit derselben versichert, wenn sie ihm schlechterdings keine Mittel nachweiset, durch welche etwas Geschehenes auf natürliche Weise wirklich werden konnte. Der Rationalist würde sich selbst dann schwerlich zu einem Glauben bekennen, der seiner innigsten philosophischen Ueberzeugung widerspricht, sondern immer noch das Daseyn solcher Mittel *a priori* postuliren müssen.

VI. Die *Schlussbemerkungen* (S. 109 — 123) verbreiten sich in einer herzlichen Sprache über die Wohlthätigkeit der religiösen Wärme, die uns bey allen gelehrten Speculation begleiten müsse. Auch die *Nachschrift* an jüngere Freunde der Religion und Theologie (S. 124 — 139), enthält sehr beherzigungswerthe Ermahnungen für angehende Theologen, bey dem Streben nach theoretischer Erkenntniss der Wahrheit, doch ja nicht das Interesse für die Religion selbst erkalten zu lassen, welches sie einst bey ihren Anvertrauten wecken und nähren sollen. —

Die angehängte und inhaltsverwandte *Predigt des Hern. Prof. Marks* (S. 141 — 160) ist gewiss für viele Leser eine wünschenswerthe Zugabe. Sie behandelt nach Phil. 1, 9 — 11. in lichtvoller Klarheit und mit zweckmässiger Vielseitigkeit: die wachsende Liebe und Erkenntniss und den echten Geist der Prüfung, als zwey nothwendige Merkmale einer Gott wohlgefälligen Christengemeine.

BIBLISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Barth: *D. Christi. Theoph. Kuinoel, Commentarius in libros Novi Testamenti historicos.* Vol. I. *Evang. Matthaei.* Ed. III. auctior et emendatior. 1823. XL u. 818 S. gr. 8.

Dieses schätzbare Werk ist eine Sammlung der wichtigsten Erklärungen jeder Stelle, welche auch die neuesten Hülfsmittel, grössere, oder einzelne, zum Theil zerstreute Abhandlungen darboten, und die ruhigen, besonnenen Urtheile darüber geben ihm den Werth, welchen das theologische Publicum anerkannt hat, sonst würde es nicht die *dritte* Auflage vor sich sehen. Mögen weniger eigene Erklärungen Erfindung und ihren Scharfsinn beurkunden: es herrscht in dem ganzen Werke eine so gleichmässige verständige Haltung, dass das eigene Nachdenken überall Materialien genug, wohl geordnet, vorfindet. Diese neue Auflage ist nicht nach der Seitenzahl mit der vorhergehenden zu vergleichen, welche 838. X u. 26 Seiten füllte: denn bey dem diessmal schärferen und sehr ansprechenden Drucke sind selbst einige Vermehrungen angebracht. Solche sind z. B. in den Praemonendis zu bemerken, wo S. XII nun auch *Gieseler's Versuch* u. s. w. aber auch nur der Titel, und S. XVI ein ganzer Paragraph zur Anführung und Schilderung der Schriften von *Schleiermacher, Gersdorf* u. A. eingeschaltet ist. Ausserdem hat Rec. freylich Alles das unverändert gefunden, was er sich bey der vorigen Ausgabe als der Aenderung fähig oder bedürftig bemerkt hatte, und macht also den würdigen Vf. hier auf Einiges Wenige davon aufmerksam. Zu K. 12, 8. 20. und 27. sollten entscheidendere Gründe gegeben seyn. Vs. 31. ist nicht deutlich genug, dass sich die *similes loci* auf das *non nimis premenda* bezieht, und im folgenden Vs. die Anmerkung zu ἀφεθῆσ. wegen der eben vorhergegangenen überflüssig. K. 13, 21. bedarf es der künstlichen *Storr*schen Wendung des *ἐν ἑαυτῷ* nicht. Vs. 28. liegt deutlich im Zusammenhange, dass *συλλέξ.* nicht ohne vorhergegangenes Her-

Herausziehen geschehen konnte, aber aus dem ἐμπλ. und der Stelle der Septuag. folgt es just nicht. Bey der Ellipse des σὺν sollte bemerkt seyn, dass sie gerade bey ἅμα stattfindet. — Wozu sollen die Citate K. 12, 37. L. zu καὶ für *aut* aus *Tibull*, ähnliche K. 20, 3. zu ἀγορὰ, Vs. 12. zu ποιεῖν aus Seneca und Terenz, Vs. 16. aus Virgil, zu καλεῖν K. 22, 3. aus Plautus? — K. 23, 31. steht in der aus Jer. 1, 18. angeführten Stelle לְמַלְכֵי in einem andern Zusammenhange, als dort ἑαυτοῖς zu μαρτυρ. Es war an den passenden Anführungen aus dem N. T. genug. K. 26, 8. liegt in keiner der zu שחת angeführten Stellen: Verschwendung, aber es liegt bey ἀπώλεια in dem Zusammenhange selbst. Vs. 38. passt Num. 23, 10. nicht, auch Sir. 4, 28. ist etwas Anderes, obschon Vergleichbares. Vs. 55. war es doch überflüssig, über das bekannte καθ' ἡμέραν Worte zu machen.

Bey der grossen Menge von Urtheilen und Ansichten, welche ein solches Werk enthält, muss ein anderer Exeget eine grosse Menge von Anlässen zur Polemik finden, diess versteht sich von selbst: *hanc veniam damus petimusque vicissim*: Nicht von solchen sollte im Vorigen die Rede seyn, sondern wenigstens Einiges von dem angeführt werden, was der Vf. bey einer neuen Auflage wahrscheinlich ändern möchte. Am wenigsten sollten Druckfehler, deren am Ende dieser mehrere als bey der vorigen, angegeben sind, aus letzterer übergegangen seyn, so wie in der gegenwärtigen K. 15, 32. wieder 14. 15. statt 14, 15., zu K. 21, 12. *e gent.* statt *et gent.*, zu K. 26, 3. Matth. 21, 29. statt Matth. 12, 29. steht; auch ist uns ein Citat nach der Seitenzahl der vorhergehenden Ausgabe aufgestossen, statt nach der Seitenzahl der gegenwärtigen eingerichtet zu seyn. Dass der würdige *K.* überall die lateinischen Präpositionen mit den griechischen Texteswörten construirt, z. B. *ante* τοῦ σαββάτου, statt *vocc.* zwischen zu setzen, ist oft auffallend, doch keine Aenderung dessen durch ein ganzes grosses Werk zu verlangen.

JUGENDSCHRIFTEN.

Halle, b. Kümmel: Der *neue deutsche Kinderfreund*, ein Lesebuch für Volksschulen. Von *C. C. G. Zerrenner*, Königl. Preuss. Consistorial- und Schulrath, Director des Königl. Schullehrer-Seminarii und Schulinspector zu Magdeburg, Ritter des rothen Adlerordens. *Fünfte* durchaus verbesserte, mit zwey Kupfertafeln vermehrte Auflage. 1824. VIII und 330 S. 8. (6 ggr.)

Ueber den Werth dieses Schulbuches haben die schnell auf einander folgenden Auflagen desselben so bestimmt und unzweydeutig entschieden, dass es überflüssig wäre, ihn jetzt noch besonders hervorzuheben. Rec., der es aus früherem Gebrauche selbst genau kennt, freut sich um so mehr, eine neue Auflage davon anzeigen zu können, als sie in der That eine durchaus verbesserte und vermehrte genannt werden darf. Da jetzt besonders in den meisten Schulen des Herzogthums Sachsen der deutsche Sprachunterricht nach den so vorzüglichen Lehrbüchern des Hrn. Directors Dr. *Heyse* ertheilt wird, und es sehr wünschenswerth war, dass das Schul-Lesebuch mit der eingeführten Sprachlehre überall übereinstimme: so ist auf Ansuchen des Vfs. das Manuscript von Jenem in dieser Rücksicht revidirt worden, so dass sich nun beide Bücher, wenn sie in ein und derselben Schule gebraucht werden, gegenseitig erläutern und unterstützen. Ausserdem hat das Buch durch die sorgfältige Feile des würdigen Vfs. in allen seinen Theilen Verbesserungen und Erweiterungen erhalten. Solche finden sich in der 2. *Abtheilung*: *Bestimmung einiger wichtigen Begriffe*, z. B. S. 78 *Körper*, S. 82 *Gewissen*, S. 86 *Glück*. In der 3. Abtheil.: *von der Welt*, S. 88 *von den Planeten*. Die grössten und wesentlichsten Verbesserungen und Vermehrungen hat aber die 7. Abtheil.: *die Gesundheitslehre* (S. 154—196) erhalten, welche deshalb für die Besitzer der früheren Ausgaben und Andere noch besonders abgedruckt bey dem Verleger zu haben ist. Mit vorzüglicher Sorgfalt ist der Abschnitt *von den Mitteln*, *Todtscheinende zu retten*, und *von dem Verhalten in Hinsicht auf die Hundswuth* bearbeitet; ganz neu hinzugekommen ist der Abschnitt: *Einfluss der Religion und Tugend auf unsre Gesundheit*. (S. 194—196) Auch ist diese Abtheilung mit 2 colorirten Abbildungen bereichert, daran 1. die gefährlichsten Giftpflanzen unsers Landes, (Kellerhals, Herbst-Zeitlose, Stechapfel, Belladonna), die 2. einen Hund mit allen Zeichen der völligen Wuth treu darstellt. Auch die 8. Abtheil., *merkwürdige Naturerscheinungen*, und die 11. *Geographie* (cf. besonders Preuss. Staat S. 297 u. s. w.) sind mannichfach bereichert worden. Endlich ist S. 321 und 322 das *Ein mal Eins* und das *Eins und Eins* hinzugekommen; nur steht am Ende des letztern ein Druckfehler: 9 *und* 9 *ist* 19 *für* 18. Auch S. 158 Z. 3. v. u. findet sich ein solcher. *Der Bette* für *der Betten*. Obgleich nun diese neue Auflage um 2 Bogen stärker und durch die 2 Kupfer kostbarer geworden ist, so hat der Verleger, was rühmliche Anerkennung verdient, den so geringen Preis derselben von 6 gGr. doch nicht erhöhet. Auch der Druck ist scharf und correct und das Papier gut.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

October 1824.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) HILDESHEIM, b. Gerstenberg: *Hildesheimische Landesordnungen.* Neue, auf Befehl des königl. Cabinetsministerii veranstaltete Ausgabe. *Erster* Theil. (1609 — 1773.) 1822. 547 S. *Zweyter* Theil. (1774 — 1802.) 1823. 349. LXXXXV u. 82 S. 4.

2) HANNOVER, b. Hahn: *Sammlung der Verordnungen und Ausschreiben, welche für sämmtliche Provinzen des Hannoverschen Staats — bis zur Zeit der feindlichen Usurpation ergangen sind.* Mit Genehmigung des Königl. Cab. Ministerii, herausgegeben von *Ernst Spangenberg*, Dr. b. R. Hof- und Canzleyrathe (jetzt Oberappellationsrathe) zu Zelle. *Vierter* Theil, *dritte* Abtheilung, die *Hadelnschen* Verordnungen bis 1739 einschliesslich enthaltend.

Auch unter dem Titel:

Corpus privilegiorum et constitutionum terrae Haderiae, oder *Sammlung der für das Land Hadeln ertheilten und ergangenen Privilegien, Verordnungen und Ausschreiben.* — 1823. IV und 508 S. 4.

3) STADE, b. Pockwitz: *Die Ordnung des königlichen Hofgerichts der Herzogthümer Bremen und Verden in Stade.* Von neuem herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von *Ernst Wilhelm Gustav Schlüter*, b. R. Dr. königl. Grossbr. Hann. Justizrath und Hofgerichtsassessor. 1823. XXXVI und 242 S. 4.

4) *Ebendas.*: *Gemeine Bescheide u. gerichtliche Verordnungen der königl. Justizcanzley und des königl. Hofgerichts zu Stade.* Nebst den Formularen der bey diesen Collegien gebräuchlichen Diensteide u. s. w., begleitet mit einem Realindex und als Anhang der Hofgerichtsordnung herausgegeben von *C. W. G. Schlüter* u. s. w. 1824. XVI. u. 84 S. in 4.

Nr. 1. Die *drey* Theile der Hildesheimischen Landesordnungen, welche in den Jahren 1782 und 1791 auf landesherrlichen Befehl gesammelt und abgedruckt wurden, waren schon zur Zeit ihres Erscheinens nicht vollständig. Es fehlten darin, anderer minder wichtiger Verordnungen nicht zu gedenken, das in der Hochgerichsordnung Tit. 29. §. 3. angezogene Patent wegen der Actenverschickung an auswärtige Spruchcollegien vom 14ten Febr. 1653; das in der Verordnung vom 20sten Junius 1766 angezogene Patent wegen der Confirmation der Verträge vom 14ten Februar 1738; die Consistorialverordnung wegen der Eheverlobung und verbotenen Grade vom 22sten October 1743; die Verordnung gegen die unregelmäsig vollzogenen Ehen der katholischen Unterthanen vom 8ten Jun. 1750, und die *Instructio episcopalis, intuitu sponsalium clandestinorum pro officiali Hildesiensi* vom 16ten Sept. 1755; sodann die noch jährlich zur Anwendung kommende Remissionsverordnung vom 20sten Aug. 1757; ferner die Verordnung wegen der Reduction der schlechten, im siebenjährigen Kriege in Umlauf gekommenen Geldsorten, vom 13ten April 1763; die protestantischen Schulordnungen vom J. 1735 und die Declaration der letztern vom 18ten Sept. 1771. Hiezu kam, dass die seit dem J. 1791 bis zu der Preussischen Besitznahme im J. 1802 erlassenen Verordnungen nicht weiter gesammelt waren, ja, dass der *dritte* Theil der Sammlung, weil die Preussische Regierung die Herausgabe eines Hildesheimischen Provincialrechts beabsichtigte, bey dem Transport des Hildesheimischen Cammer-Archivs nach Halberstadt vernachlässigt und zum Theil als Maculatur verbraucht und daher gar nicht mehr zu haben war. Auch von den ersten beiden Theilen waren die Exemplare meistens vergriffen, und die noch vorhandenen unvollständig geworden. Diese Verhältnisse veranlassten das königl. Cabinetsministerium auf eine neue vollständige Sammlung Bedacht zu nehmen, und es wurde mit der Redaction derselben der Justizrath *Koken* zu Hildesheim beauftragt. Solchergestalt erschien die vorliegende Sammlung, über deren Plan noch folgendes zu bemerken ist. Um dieselbe nicht unnöthig zu vergrössern, war es eine sich von selbst an die Hand gebende Maassregel, dass die nicht mehr zur Anwendung kommenden Verordnungen und Ausschreiben, z. B. alle diejenigen, welche die alte Steuerverfassung, die Cartells mit benachbarten Staaten und sonst veraltete und aufgehobene Institute betrafen, ausgelassen wurden. Um jedoch den Besitzern der neuern Sammlung eine vollständige Nachweisung über den Inhalt der ältern Sammlung zu verschaffen, wurde ein chronologisches Verzeichniss aller im Fürstenthume Hildesheim von Anfange des 17ten Jahrhunderts bis zum 2ten August 1802 ergangenen Verordnungen, Ausschreiben, Patente u. s. w. angehängt. Ebenfalls ist es zweckmässig befunden worden, der Sammlung einen

nen Abdruck der im gedachten Fürstenthume der Religion wegen abgeschlossenen Verträge anzuhängen, und einen Auszug aus dem statutarischen Rechte der Stadt Hildelsheim beyzufügen. Dieses ist nun Alles mit grosser Umsicht und Genauigkeit geschehen, der Sammlung selbst aber durch sorgfältige und vollständige Register, ein hoher practischer Werth gegeben worden.

Nr. 2. ist die Fortsetzung einer Sammlung, welche bereits öfters in diesen Blättern erwähnt worden ist. Die Privilegien einer kleinen, aber wegen ihrer freyen, man möchte sagen, republicanischen Verfassung höchst interessanten Provinz des Königreichs Hannover, nämlich des Landes *Hadeln*, erscheinen hier zum erstenmale in einer Sammlung vereinigt. Früher sind nur äusserst wenige von denselben gedruckt, nämlich das Landrecht, die Kirchenordnung und das Otterndorfer Statut; alle übrigen hier mitgetheilten Privilegien, Urkunden, Verordnungen und Ausschreiben, welche von dem Jahre 1219 anheben, insofern sie Hadelnschen Ursprungs, und nicht etwa, nach Erwerbung des Landes, auf dasselbe ausgedehnt, oder dort publicirt waren, sind bis jetzt ungedruckt geblieben.

Nr. 3. Seit dem J. 1675, in welchem die alte Schwedische, noch fortdauernd gültige Procesordnung für das Hofgericht zu Stade in Druck erschien, ist keine neue Auflage derselben veranstaltet worden, und da diese ältere Ausgabe so weit vergriffen war, dass man sie nur gegen einen Preis von 3 und mehreren Thalern in Auctionen erhalten konnte, so wurde das Bedürfniss einer neuen Auflage häufig gefühlt, und oft laut ausgesprochen. Ein blosser Abdruck des Textes würde aber diesem Bedürfnisse wenig abgeholfen haben. Die Fortschritte in der Legislation und Rechtswissenschaft, die Veränderungen in der Verfassung der Provinzen, so wie Observanz und Praxis haben zur natürlichen Folge gehabt, dass die alte Hofgerichtsordnung keinesweges eine getreue und genügende Nachweisung der jetzigen innern Verfassung, der Verfassungsart bey den vorkommenden Rechtsgeschäften und des Geschäftsganges der Stadischen Obergerichte enthielt. Der Herausgeber hat sich daher das grosse Verdienst erworben, nach dem Muster der vor einigen Jahren von dem Canzleydirector *Hagemann* in Zelle, besorgten Ausgabe der Oberappellationsgerichtsordnung, den Text der Verordnung durch beygefügte Parallelstellen, geschichtliche Notizen, literarische Hin- und Nachweisungen, so wie durch eine Anzeige dessen, was durch veränderte Verfassung, Observanz und Praxis oder gesetzliche Verfügung unanwendbar geworden, in Abgang gerathen oder abgeändert ist, erläutert, und dadurch das vorliegende Werk zum praktischen Gebrauch möglichst bequem gemacht zu haben. Ausserdem hat der Herausg. sehr zweckmässig den ersten Fundationsrecess des Hofgerichtes durch Erzbischof Christoph mit abdrucken lassen; theils weil er durch die beygefügten Anmerkungen und Notizen zu den gleichfalls abgedruckten bestätigenden Verordnungen Karls XI. von Schweden, und Georg I. von Grossbritannien, statt einer historischen Einleitung dient, in welcher man über die Anordnung, den Fortgang und die wichtigsten Schicksale des Stader Hofgerichts unter der Erzbischöflichen, Schwedischen und Hannöverschen Regierung, von seiner Entstehung an bis auf die neuesten Zeiten, Aufschluss erhält; theils, weil die bisherigen Abdrücke dieses Recesses (in *Cursel* Bremensia I. p. 112. *Pratje* Altes und Neues IV. p. 195. *Wolf* Miscellen I. 84.) keinesweges genau und fehlerfrey sind. Der vorliegende Abdruck ist aus dem handschriftlichen Original gegeben. Ein sorgfältig ausgearbeitetes Sachregister erhöht den Werth dieser Ausgabe.

Nr. 4. Zwar besass man eine Sammlung dieser gemeinen Bescheide von *Ribbentrop*; indessen konnte dieselbe aus einem doppelten Grunde nicht mehr genügen, denn eines Theils schloss sich dieselbe schon mit dem J. 1793, und andern Theils sind in derselben auch manche bis dahin erfolgten gemeinen Bescheide übergangen worden. Beiden Mängeln hilft die vorliegende Sammlung vollkommen ab, indem sie diese gemeinen Bescheide bis zum 19ten July 1823 mittheilt.

OEKONOMIE.

HANNOVER, in d. Hahn'schen Hof-Buchh.: *Der practische Gärtner.* Herausgeg. von *Friedrich Georg von Graffen.* Mit Kupfern u. Holzschn. 1822. VI u. 258 S. 8.

Der Zweck dieser Schrift ist nach der deutlichen Erklärung des Vfs. Privatpersonen, denen es an einem Kunstgärtner und an eigener Kenntniss mangelt, zu lehren, wie sie in ihren Gärten das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, und dem gemäss ihre Anordnung treffen sollen. Der Vf. ertheilt daher seine Belehrungen über die Anlegung eines Küchengartens, über den Anbau eines jeden Gewächses, welches für einen bürgerlichen Garten geeignet ist, und über die kleinen Handgriffe dabey, worauf oft so viel ankommt. Auf Gewächse aus heissen Himmelsstrichen aber, die nur in kostspieligen Glas- und Treibhäusern gezogen werden können, nimmt er keine Rücksicht, weil, wer dergleichen hat, auch einen erfahrnen Kunstgärtner dazu hält.

Bey Anlegung eines Gartens bemerkt er sehr richtig, dass der Boden nach seinem Ober- und Untergrund vorher untersucht werden müsse, damit nicht beym Rajolen der Fruchtbarkeit schädliche Theile hervorgebracht werden, als Sand, Töpferthon, kalkige, kreidige Erden. Ueber das Rajolen, Reinigung der Erde von Graswurzeln und Steinen, Abtheilung des Gartens nach Haupt- und Nebengängen, Umziehung des Gartens mit einer Mauer, oder mit einem lebendigen Zaun und Graben,

ben, wird zwar manches Bekannte, aber doch Nützliche in Erinnerung gebracht. Die allgemeinen Gärtnerregeln im 2ten Abschnitte sind aller Aufmerksamkeit würdig. Im 3ten Abschnitte wird von den Küchengewächsen, und zwar zuerst von den Wurzel- und Knollengewächsen, z. B. von den Pastinak-, Petersilien-, Skorzoner-Wurzeln, von der Cichorie-, Hafer- und Zucker-Wurzel, von der Möhre und rothen Rübe, von der Rapontika oder Rübenrapunzel, von Meerettig, Rettig, Radieschen, Sellerie, von Sommer- und Winterzwiebeln, Schalotten, ferner von Schnittlauch, Knoblauch, Schlangen-Knoblauch, Erdbirn, Erdkastanien u. s. w. ein zwar kurzer, aber genügender und zweckmäsiger Unterricht ertheilt. Eben das geschieht über die sogenannten wässerigen Früchte, als: Spargel, Gurken und ihre Erzeugung im Mistbeet, Melonen, Artischocken, Cardonen, Erdbeere; allenthalben stöst man auf aus der Erfahrung entlehnte, daher richtige Bemerkungen über ihren Gehalt und Werth, über ihre verschiedenen Arten, und die beste Weise, sie zu ziehen.

Die Bemerkungen über die Hülsenfrüchte, als: Erbsen, Virginische Wicken, Bohnen und Puffbohnen sind zwar kurz, doch ausreichend. In dem Abschnitte von Salat und Suppenkräutern handelt der Vf. von Salat, Rapunzen, Endivien, römischem Fenchel, Kresse, Körbel, Sauerampfer, Petersilie, Portulack, Pimpinelle, Tripmadam, Estragon, und fügt allenthalben das Wissenswürdige, über die Zeit der Aussaat, ihre Pflege und ihren Gebrauch bey. Zu den Kohlpflanzen zählt er den Spinat, die Zuckermelde, Borretsch, krause Pappel, Mangold, Blumenkohl, Canadensischen Kohl, Braunkohl und seine verschiedenen Arten, Wirsing, Weisskraut, Rothkraut, Kohlrabi über und unter der Erde. Unter den gewürzhaften Kräutern wird des Majorans, Pfefferkrauts, Dill, Thymian, Basilicum, der Salbey, des Ysop und der neuen deutschen Würze, Krausemünze, Melisse, Spierstaude, Botrys, Senf, Raute und Eberraute gedacht, und das Nöthige über die der Natur gemäse Behandlungsart derselben erinnert. Im 4ten Abschnitte handelt der Vf. von den Blumen; a) die Zwiebelgewächse sind, als von den Tulpen, die durch Gesner aus der Türkey nach Deutschland kamen, und vorzüglich in Holland cultivirt wurden, von der Stern- und Trauben-Hyacinthe, von der monströsen Hyacinthe, Narcisse, Tazette, Jonquille, wilden Safran, weissen Lilien, Feuerlilie, Türkenbund, Kaiserkrone, Kiebitzey, Tuberose, Schwerdblume, Zeitlose, Schneeglöckchen und Hornungsblume; dann b) von Knollengewächsen, als der Päonie, Zwerg-Schwerdlilie, Ranunkel, Anemone, Asphodilllilie, perennirenden Sonnenblume, weissen Niesswurz, Eisenhut, Milchglocke, Georgine, und c) von den faserigen perennirenden Gewächsen, als der Nelke mit ihren neuerlich gemachten 9 Abtheilungen, Federnelke, Cartheusernelke, Chinesernelke, Pechnelke, Feuernelke, Kornraden, Ackeley, dem perennirenden Rittersporn, der Nachtviole, Matronalviole, römischen Viole, Märzviole oder Oster-Veilchen, Winter-Levkoje, Lack, Stangenlack, Mayblumen, Aurikeln, Tausendschönchen, weissen Dorant, weissen Diptam, Löwenmaul, Ocymaster, Pipan, Fuchsschwanz, Grosruhrkraut, rothen Fingerhut, Schafgarbe, Geisraute, Dotterblume, Mäuseohren, Immergrün, Leberkraut, Himmelstengel, Küchenschelle, heidnisch Wundkraut, römische Chamille, Seidenpflanze, Monarde, Leimkraut, Malve, perennirenden Wicke, Lavendel und Spicke. d) Von zaserichten Sommergewächsen, die jährlich gesäet werden müssen, als den Balsaminen, Aster, Klatschrosen, Mohn, wohlriechenden Wicke, Rittersporn, Kornblume, Strohblume, Sommerlevcoje, spanischen Winde, Nasturzien, Goldblume, Sonnenblume, Scabiose, Belvedere, Bauernsenf, Schwarzkümmel, Lupine, Todtenblume; Amaranth, dreyfarbige Winde, Liebesapfel, Tollapfel, Zeylanischen Balsamapfel, spanischen Pfeffer, Raupenklee, indianischen Pfirschenkraut, Ringelblume, Sommer- und Herbst-Adonis, Stundenpflanze, Stiefmütterchen, Versteh mich, Christauge, Sommermalve und Resede. Vorstehende Uebersicht der Pflanzen, worüber in den genannten Abschnitten ein kurzer, aber ausreichender aus eigner Erfahrung geschöpfter Unterricht ertheilt wird, zeugt von dem Umfang und der Mannigfaltigkeit der abgehandelten Gegenstände; auch ist in der Folge der Abschnitte eine gute und zweckmäsige Ordnung nicht zu verkennen. Der 5te Abschnitt handelt von den Scherben-Gewächsen, welche nur in Kammern, Kellern und Stuben durchgewintert werden können, wobey unter mehreren andern auch über den Lorberbaum, über Pomeranzen und Citronen das Nöthige erinnert wird. Der 6te Abschnitt handelt von den Buschgewächsen und Lustgebüschen, worunter die Rose mit ihren vielen Abarten das Vorzüglichste ist. Der 7te Abschnitt vom Weinstock, bemerkt sehr richtig, dass man nicht sowohl ausländische Reben, deren Trauben in unserm Klima nicht reifen, als vielmehr gute deutsche, weiss und blauen Gutedel, Muskateller, Kilianer, Traminer, Schönpfeiler, Kleberother, zu erhalten suchen solle, und giebt gute Lehren über das Absenken und die Pflege. Der 8te Abschnitt vom Feigenbaum, seinen Arten und ihrer Cultur. Der 9te vom Baumgarten. Zu einem guten Baumgarten fodert der Vf., dass er eine freye sonnenreiche Lage habe, dass der Untergrund von so guter Beschaffenheit als der Oberboden sey; dass die Bäume in gleicher Regelmäsigkeit und Entfernung, das Kernobst wenigstens 24 Fuss von einander stehe; dass die Bäume 7 Fuss hohe Stämme mit runden Kronen haben, was sich nicht leicht immer vereinigt. Die Lehren über Behandlung der Bäume im gesunden und kranken Zustande sind sehr zweckmäsig. Der 10te Abschnitt, von der Baumschule, lehrt, wie aus Kernen junge Bäume erzogen und durch Pfropfen in den Spalt und die Rinde durch Oculiren und

und Copuliren veredelt werden sollen, welche verschiedene Arten der Veredelung durch Figuren auf der beygefügten Kupfertafel dargestellt werden. Der 11te Abschnitt von Zwergbäumen. (Spalierbäumen in Fächer- und Gabelform). Der Vf. bemerkt sehr richtig, dass man Zwergbäume nicht nahe an einander, auch nicht nahe an die Wand, sondern 1 Fuss von der Wand ab pflanzen solle, damit sie sich nicht decken und einander die Nahrung nehmen; dass man nicht bloss Birn auf Quitten und Aepfel auf Johannisbäume zu Zwergbäumen veredeln könne, sondern dass sich auch Kernstämme auf Kernstämme von allerley Sorten dazu ziehen lassen. Beygefügt ist ein zweckmässiger Unterricht, wie durch Verschneiden der Spalierbaum gezogen werden könne und müsse, was zur grössern Deutlichkeit noch durch ein Kupfer erläutert wird. Beschlossen wird dieser Abschnitt mit Bemerkungen über die Erziehung hübscher Bouquet-Bäume, über die Quitte, Azerole, über die verschiedenen Sorten der Lambertsnüsse, über den welschen Nuss- oder Wallnussbaum, über den Mandel- und Maronenbaum, und allenthalben ist das einem praktischen Gärtner Nöthige mitgetheilt. Ein *bewährtes Mittel* gegen den Maulwurf soll (nach S. 206) seyn: dass man das Loch in dem Aufwurf suche, und mit einem starken spitzigen Pfahl sechs bis acht Mal in den Grund hinab kräftig stosse, wodurch er getödtet, oder wenigstens zu entweichen gezwungen werde. Rec. hat gewöhnlich die frischen Fahrten des Maulwurfs niedergetreten, und gefunden, dass es eben sowohl zur Erhaltung der jungen Pflanzen, als zur Vertreibung des Maulwurfs gedient habe. Im 12ten Abschnitte stehen Supplemente, als Berichtigungen und Zusätze, welche alle von der Aufmerksamkeit und dem Fleisse des Vfs. zeugen. Das Ganze schliesst mit einem Register, welches den nützlichen Gebrauch des Buchs gar sehr erleichtern und befördern wird.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Hartmann: *Der kleine Phantasus.* Erzählungen und Gespräche im Freundeskreise, von *Wolfgang Adolph Gerle. Erster* u. *Zweyter* Theil. 1822. 222 u. 204 S. 8.

Rec. weiss nicht, wer zuerst die Bemerkung gemacht hat, dass die österreichische Literatur jedem gefeyerten Heroen und Nicht-Heroen der übrigen deutschen Literatur einen *en miniature* gegenüber zu stellen habe. Jetzt ist die Reihe an unserm *Tieck*, der, wenn er will, sein Bild *en miniature* in Herrn *Gerle* erkennen wird, und vielleicht nicht gerade missfällig, besonders da Hr. *G.* unverholen ihn als Vorbild anerkennt, welches sonst gewöhnlich nicht geschieht. — Wie im *Phantasus* giebt der Miniatur-Phantasus phantastische Schauer-Märchen und Romanzen, Lieder und andere Gedichte mit ästhetisch-raisonnirenden Gesprächen untermischt, zum Besten. — Darunter hat Rec. der Auszug aus einem alten Chronikenbuche: *Historie von einem feindseligen Geschlecht in Böhmen*, der Wrssowece gegen das Geschlecht des Primislaus, mit welchem der Vf. beginnt, am meisten angezogen; weit weniger die darauf folgenden Märchen, welche die *Ludwigsbrüder*, so nennt sich die Gesellschaft von Brüdern, Schwägern und Freunden, *Ludwig Tieck* zu Ehren, nach dem Beyspiel der Hoffmann'schen *Serapionsbrüder* einander erzählen; doch unter diesen noch am meisten die Erzählung *Bertha's*, des einzigen weiblichen Ludwigbruders: *Der Ritter in der Mühle.* — Die übrigen gewähren so gar wenig Halt, dagegen aber viele Reminiscenzen. — Eine liebliche Gabe sind die geistreich naiven *Briefe der Babet an Boursault*, den Dichter aus dem Zeitalter Corneille's und Racine's, in einer gelungenen Uebersetzung von *Bertha.* — Unter den Gedichten giebt es ein vortreffliches, *nämlich das von Tieck: Phantasus*, hier ganz abgedruckte. Die eigenen Gerle'schen sind weniger vortrefflich, und die im elegischen, wie es scheint dem Lieblingsversmaasse des Vfs., haben manchmal, wie S. 43 Z. 6 im zweyten Theil, einen Fuss zuviel, und dagegen, wie S. 79 Z. 3 v. u. im isten Th., auch wohl einen zu wenig. — Doch sind sie nicht ohne poetischen Gehalt, und die metrischen *Erzählungen* aus der griechischen Mythenwelt im zweyten Theile sind zu loben. — Das ästhetische Raisonnement enthält manche gut entwickelte Wahrheit, wenn auch Rec. sich mit des Vfs. Theorie des Romans nicht vereinigen kann: ins Phantastische vermag er dessen Hauptwerth keinesweges zu setzen. Der Vf. scheint aber auch selbst noch nicht ganz mit seiner Theorie im Reinen zu seyn. Die eingemischte liebe feurige Freundschaft der beiden Ludwigsbrüder, des ältern Walther und des jüngern Herrmann, den jener fast dithyrambisch besingt, hat etwas Widriges für Rec. — Uebrigens scheint die von dem Vf. gewählte Form recht geschickt benutzt, um seine eigenen Producte gehörig zu loben, denn die Zuhörer ermangeln nicht, dem Erzähler irgend etwas schmeichelhaftes zu sagen. — Ein komischer Druckfehler ist Rec. aufgefallen im ersten Theile S. 79, wo der letzte Vers besagt:

„Also sprach ich, und schaute *staar* zum nächtlichen Himmel"

für *starr;* übrigens ist Druck und Papier gut. Das Deutsch des Vfs. ist ziemlich rein bis auf die Form *frug* für *fragte*, und *wegen dem* für *wegen des.* — Fehlt nun gleich diesem *kleinen Phantasus* die Vollendung und Mannigfaltigkeit und Tiefe des *grossen*, und besonders *der köstliche Humor*, so gewährt er doch eine keinesweges geistlose Unterhaltung, und ist der Lesewelt, die Zeitvertreib sucht, wohl zu empfehlen, besonders da sie noch manche gute Ansicht nebenbey gewinnen kann.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1824.

BIBLISCHE LITERATUR.

Halle, in d. Waisenhausbuchh.: Η ΚΑΙΝΗ ΔΙΑΘΗΚΗ. *Novum Testamentum graece.* Recognovit atque insignioris lectionum varietatis et argumentorum notationes subjunxit *Georg. Christian. Knappius.* Tomus I. complectens quatuor Evangelia. Tom. II. complectens Acta ap. Epistolas et Apocalypsin. Edit. *tertia.* 1824. L und 791 S. 8. (1 thlr., auf besserm Papier oder gr. Format 1 thlr. 12 gr.)

Ueber die Einrichtung und den Werth dieser Ausgabe des neuen Testaments von dem ehrwürdigen Veteran unter den Schriftauslegern, welche längst als die bis jetzt unter allen Handausgaben brauchbarste und correcteste anerkannt ist, erst jetzt noch bey Erscheinung ihrer *dritten* Auflage weitläuftigen Bericht geben zu wollen, erschiene so überflüssig, wie unangemessen. Das Buch ist in Aller Händen und durch langen Gebrauch bewährt. Gewiss aber musste es dem verdienstvollen Greise eben so zur Freude gereichen, noch diese dritte Ausgabe seines schönen Werkes zu erleben, als es dem theologischen Publikum erwünscht scheinen wird, den ausgezeichneten Vf., welcher in den ersten beiden Ausgaben bereits so viel geleistet hatte, noch einmal selbst auf diesem Gebiet beschäftigt, und gleichsam die letzte Hand ans Werk legen zu sehen. Rec. freute sich wenigstens ungemein, als er von dem Erscheinen dieser neuen Ausgabe die erste Nachricht erhielt. Doch fand er seine Erwartung in der Art getäuscht, dass, als ihm das Werk selbst zu Händen kam, er gleich auf der ersten Seite der Vorrede zur alten Ausgabe, statt einer neuen Vorrede bloss folgende kurze Note fand: †) „*Nova praefatione haec* tertia *editio non eget, textum Graecum secundae, praemissamque eidem commentationem isagogicam, cum subiunctis variorum lectionum atque argumentorum notationibus, sine* ulla notabili mutatione *reddens.*"

So kündigt sich also diese neue Ausgabe nur als eine Wiederholung der zweyten an. Und das muss jeder Sachkundige mit uns bedauern. Denn wie viel auch in der ältern geleistet, mit wie grosser, höchst dankenswerther Sorgfalt ihr Text bearbeitet worden war, immer liess sie noch Manches zu verbessern übrig: und wer konnte mehr im Stande seyn, die noch vorhandenen Mängel zu beseitigen, die möglichst vollendete Gestalt dem eigenen, durch vieljährigen Fleiss und durch ununterbrochene Behandlung stets gepflegten Werke zu verleihen, als Hr. Dr. *Kn.* selbst. Die feine Kenntniss der alten Sprachen, welche ihn unter den Theologen so sehr auszeichnet, der geübte Scharfblick, das unbefangene Urtheil über den Grundtext und dessen Zeugnisse, (wesentliche Erfordernisse zu einer zweckmässigen Ausübung der Kritik, so wie zur Auslegung des neuen Testaments) haben sich selten mit einer solchen Genauigkeit, mit so viel Aufmerksamkeit auch auf sogenannte grammatische Kleinigkeiten, die gleichwohl nicht ohne Gewicht sind, in einem Exegeten vereint gefunden, als in diesem ehrwürdigen Herausgeber. Was musste also der Grund oder das Hinderniss seyn, dass derselbe nicht noch einmal den Text das N. T. einer Revision unterwarf und deren Resultate dem dabey so sehr interessirten theologischen Publikum mittheilte?

Zwar ist die neue Auflage nicht ohne alle Verbesserung geblieben. Eine Anzahl Druckfehler, wiewohl deren nicht gerade sehr viele in der 2ten Ausgabe stehen geblieben waren, sind verbessert: (Vgl. Matth. XIII, 5. XVIII, 5. XXI, 11. XXII, 4. Marc. XIV, 18. Luc. XVII, 17. Joh. VII, 10. u. a.) auch in der *Commentatio isagogica* hie und da im Ausdruck eine kleine Aenderung vorgenommen; (pag. XXIX Z. 7. 8. *putabam* für *putavi*, — p. XXXIII, Z. 11. *toni mutationem* für *mutat. toni*, — *ut* für *v. c.* und *e. c.* u. dergl. öfters gesetzt;) und zwey neue Noten sind p. XXXI zur letzten Zeile, und p. XXXVIII. zugefügt worden, von denen die letztere bloss eine Hinweisung auf des Vfs *Ed. II.* der *Scripta varii argumenti* enthält, die erstre also lautet: †) *In sola Apocalypsi, ne nimis crebra notatio varietatis lectionum molesta lectoribus esset, eas vocabulorum inversiones et trajectiones, quibus sensus scripti non mutatur, sub textu indicare supersedi his in locis:* c. II, 13. 20. VI, 13. IX, 6. XI, 7. XII, 3. XIII, 12. 13. XIV, 9. 11. 15. XVI, 2. XVII, 2. 9. XIX, 1. 8 XX, 12. XXI, 3. 5. — Luc. IX, 48. ist die Variante „ἔσται) *Alii:* ἐστι" jetzt genauer so angegeben: „οὗτος ἔσται) *Alii:* οὗτός ἐστι." — Ebenso Joh. VIII, 39. das „ἦτε) *Alii:* ἐστε" verändert in „Ἀβραὰμ ἦτε) *Alii:* Ἀβραάμ ἐστε" und anderwärts Aehnliches. Aber dagegen sind leider eine bedeutende Anzahl *neuer Druckfehler* an die Stelle getreten;

ten; besonders ist der Corrector in Betreff der Accente, Spiritus und der andern diakritischen Zeichen, viel zu wenig aufmerksam gewesen. Nicht wenig grammatische und orthographische kleine Unrichtigkeiten, welche ein Uebelstand in der alten Ausgabe waren, sind sämmtlich in die neue übergegangen: so dass in der That an Correctheit im Ganzen die dritte Auflage der zweyten um ein Bedeutendes nachstehen wird. Rec. will zur Rechtfertigung des Gesagten aus den Büchern, welche er genau verglichen hat, einige Beweise anführen.

Matth. V, 34. steht Ἐγὰ für Ἐγώ· S. 73 unten im „*Argumentum*" *Davides* für *Davidides*; Kap. XXVI, 9. am Rande πτωχῶῖς für πτωχοῖς· Marc. IV, 15. καρδίαις für καρδίαις· Kap. XIV, 39. ἀπελθὰν für ἀπελθών· Luc. VIII, 19. ηδύνατο für ἠδύναντο· Kap. XI, 42. ἡμῖν für ὑμῖν· Kap. XXIII, 6. ἐπηράτησαν für ἐπηρώτησαν. — Die Accente und Spiritus sind häufig vernachlässigt, bald weggelassen, bald unrichtig gesetzt, bald verwechselt: Matth. XIV, 9. τοὺς· Kap. XXV, 15. ἐν· XXVI, 69. ἔξω· XXVII, 9. ἐλαβόν· Kap. XX, 29. ὄχλος· Marc. II, 16. ἐλεγον· Kap. IV, 9. ἐλεγεν· Kap. X, 32. αὐτῷ· Kap. XIII, 18. χειμῶνος· Kap. XIV, 32. ἐρχονται· Kap. XV, 23. ἐλαβε· Luc. IV, 22. ἐλεγον· Kap. VII, 25. ἠμφιεσμενον· Vs. 27. Ἰδοῦ· Kap. VIII, 27. ἐλαθε· Kap. IX, 61. κυριε· Kap. X, 6. ὑμων· Vs. 7. αὐτῶν· Kap. XIV, 31. πορευομενος· Kap. XVII, 2. ist ein ungehöriges Komma hinter σκανδαλίσῃ· Kap. XII, 18. das Kolon hinter εἶπε ausgelassen; Joh. VI, 47. a. E. statt des Puncts ein Komma gestellt; Luc. XX, 31. ἐλαβε mit mangelndem Accent auf dem Anfangsepsylon, — ein überhaupt am häufigsten vorkommender Fehler; Kap. XXI, 22. αὐταί für αὐταῖ· Vs. 25. ἀπορία für — — α· Kap. VII, 8. ἐμαυτὸν· Joh. I, 12. ἔδωκεν· Apg. XIV, 7. ήσαν· Hebr. XI, 10. ἐχουσαν· Vs. 35. ἐλαβον, u. a. m. Ueberhaupt sind die Accente, Spiritus und Interpunctionszeichen häufig so schwach und stumpf, dass man sie kaum zu erkennen vermag, welches in der ältern Ausgabe keinesweges der Fall ist.

Das *Jota subscriptum*, welches sich noch häufig an ganz ungehörigen Stellen im neutestamentlichen Texte vorfindet, und wie, wenn den Bibelausleger die fortgeschrittenen grammatischen Forschungen der klassischen Philologen nichts angingen, (schon Buttmanns Schulgrammatik berichtigte längst viele Irrungen in diesem Stück), immer aus einer Ausgabe in die andre übergetragen werden, hätte Hr. Dr. *Kn.* schon in der 2. Auflage hie und da wegzuschaffen auf eine löbliche Weise angefangen. Er äusserte sich in der *Commentatio Isagogica p. XXXIII sq.* schon damals sehr richtig in folgender Weise: „*Erat etiam i subscripti ratio habenda, in iis maxime verborum temporibus, quae a grammaticis legibus illud non admittunt. Nam in plerisque editionibus, atque adeo in illis ipsis, quas in emendatoribus numeramus, saepe reperias haec mendose expressa:* ᾖρκαν, ᾄρουσι, ᾔρθη, ἐπήρθη, ᾐρμένος, *aliaque his gemina, e. c.* Marc. XVI, 18. Luc. IV, 11. IX, 17. Jo. XI, 48. XX, 1. Act. XX, 9. Col. II, 14. *Itaque in his et similibus jota subscriptum delevi: at in aor. 1. act. verbi* αἴρω, — — — *tolerandum putavi; nunc id ibi quoque sublatum mallem.*" Genau durchgeführt ist in der alten Ausgabe der Grundsatz auch nicht. Aber warum geschahe es nicht nunmehr wenigstens in der neuen? und warum ward nicht mit Erweiterung desselben der jetzt festgestellten, allgemein bekannten Regel aller guten Grammatiker mit Beständigkeit gefolgt? Warum müssen wir auch nun noch lesen Math. IX, 6. XVII, 27. ᾆρον, XVI, 24. ἀράτω; (doch XI, 29. XXV, 28. richtig ἄρατε, und XX, 14. ἆρον·) Kap. XIV, 12. 20. XV, 37. XXIV, 39. Marc. VI, 29. 43. u. v. a. ᾖραν· XXII, 13. wieder ἄρατε· XXIV, 12. 18. ἆραι· XXVII, 32. ἄρῃ· Marc. VIII, 34. ἀράτω· X, 21. ἄρας, u. s. f. Desgleichen Matth. XVII, 8. zwar richtig ἐπάραντες, aber Apg. XXVII, 40. wieder ἐπάραντες, Luc. VI, 20. XVI, 23. XXIV, 50. Joh. VI, 5. ἐπάρας, — Luc. XI, 27. ἐπάρασα, — XVIII, 13. ἐπᾶραι, — XXI, 28. Joh. IV, 35. ἐπάρατε, — Joh. XIII, 18. XVII, 1. Apg. II, 14. ἐπῆρε, und Kap. XIV, 11. XXII, 22. ἐπῆραν· — gleich wohl daneben Apg. I, 9. das richtige ἐπήρθη· dann wieder Matth. XIII, 53. XIX, 1. μετῆρεν· Kap. XVIII, 23. συνᾶραι, u. s. f. — Warum ist nicht auch unter κἀγώ, κἀμοί, κἀμέ, κἀκεῖ, κἀκεῖθεν, κἀκεῖνος, κἀκεῖνα, κἄν, u. s. w. überall das ungehörige *Jota subscr.* hinweggeschafft worden? Selbst die zusammengezogenen Infinitiven, wie ὁρᾶν, τιμᾶν, τελευτᾶν, ζῆν, u. s. w. bedürfen nach *Wolf Analect. lit. II. p.* 419 ff. u. a. Philologen Nachweisungen des *Jota* nicht. Dasselbe gilt von Worten wie πρᾶος, oder richtiger πρᾶΰς (was allein im N. T. zu gestatten ist,) πραότης, u. s. w. Ein sachkundiger und sorgfältiger Corrector hätte dergleichen Berichtigungen wohl vornehmen können. Und an einem solchen musste man es diesem wichtigen, allgemein gebrauchten Werke nicht fehlen lassen, falls der ehrwürdige Vf. selbst nicht mehr im Stande war, die Revision zu besorgen. — Wiederholt ist auch der Fehler in der Schreibung des ᾔδει anstatt ᾜδει Joh. VI, 64. XIII, 11. XVIII, 2. Matth. XXVII, 18. Dass Joh. VIII, 59. XI, 41. XX, 2. Ἦραν in der neuen wie in der alten Ausgabe steht, ist zwar eben das richtige; müsste aber der vom Vf. anderwärts befolgten und vorhin bemerklich gemachten Schreibart zufolge auch Ἧραν heissen. Leider sind nun dieserley Unrichtigkeiten samant den meisten Druckfehlern auch in die so eben erschienene *Vater*sche Ausgabe des N. Test, welche aus der *Knapp*schen abgedruckt ist, hinübergeflossen. — Ob wir Accentuirungen der *Encliticae*, wie 1. Tim. I, 19. VI, 21. ἥν τινὲς· Kap. VI, 7. ἐξενεγκεῖν τί· Vs. 10. ἧς τινὲς· 2. Tim. I. 3. περὶ σοῦ· Tit. I, 5. ἐγώ σοί, u. a. dergl. als absichtlich gewählt, oder als Versehen betrachten sollen, wissen wir nicht sicher; für richtig können wir sie aber durchaus nicht halten. — Κράσπεδον, Matth. IX, 20. XIV, 36. XXIII, 5. Marc. VI, 56. Luc. VIII,

44. muss πρύσκεδεν, — und πρεσβύτερος, πρεσβεία, πρεσβυτέριον, πρεσβύτης u. s. w., muss πρεσβύτερος, πρεσβεῖα, πρεσβυτέριον, πρεσβύτης u. s. w. geschrieben werden. Die ältern Ausgaben des N. Test. haben hier das rechte. Ohne genügenden Grund sind die neuern, selbst die Leipziger Griesbachsche vom J. 1805 davon abgewichen. Vergl. auch *Buttmanns Lexilog. p.* 165.

An der *Sylloge conjecturarum etc.* und dem *Recensus locorum veteris Test. in novo vel ipsis verbis vel obscurius commemoratorum*, welche eine sehr nützliche Zugabe der *Knapp*schen Ausgabe sind, scheint gleichfalls nichts verändert worden zu seyn. Jedoch ist der letztgedachte Recensus nicht vollständig genug und enthält manche unrichtige Anführungen. S. 785 Z. 11. v. unten musste *Vs.* 33. verbessert werden in *Vs.* 43. Auf folgender S. ist das Citat bey Luc. IV, 18. 19. aus Jes. „62, 7." wohl jeden Falls unrichtig. Ob es vielleicht c. 30, 26. seyn soll? — Ebend. S. 786 konnte Luc. I, 17. mit Hinweisung auf Mal. III, 23. 24. Jes. XL, 3. S. 787. Röm. VIII, 32. mit Hinweisung auf Gen. XXII, 16. desgleichen S. 785. Matth. II, 23. mit Hinweis. auf Judic. XIII, 5. zugesetzt und auch sonst noch dieses und jenes theils berichtiget, theils vervollständigt werden.

SCHÖNE KÜNSTE.

BAMBERG und WÜRZBURG, in d. Göbhardt. Buchh.: *Abendbilder.* Eine Sammlung romantischer Erzählungen. Von Dr. *Karl Weichselbaumer.* 1822. 364 S. 8. Mit 1 Titelkupfer.

Rec. findet in den neun in dieser Sammlung enthaltenen Erzählungen das Beywort *romantisch*, (insofern der Vf. es nicht etwa mit *romanhaft* für gleichbedeutend nimmt); nur in der ersten, fünften und letzten allenfalls gerechtfertigt; die übrigen sind dem prosaischen Leben entnommen, in welcher die Liebe wohl auch eine Hauptrolle spielt, ohne es gerade romantisch zu gestalten. — Die *erste* Erzählung führt den Titel: *Die Tochter des Einsiedlers*, und ist in die Ritterzeit versetzt, ziemliche im Stile eines *Isodorus Orientalis* mit einem süsslich spielenden Tone und vielem Schwulst in der Sprache, wie in folgender Stelle: „Himmelsgewölbe, sagte Philipp (zu seiner Schönen auf einem Kanale des erleuchteten Parks im Kahne), jetzt bist du unendlich, mein Busen hat Raum, ich fühle den Hauch der Gottheit und — Agnes! soll mein reich entfaltetes, prangendes Leben wieder einsinken zu einer sich selbst verzehrenden Brust?" — (Wie kann denn das Leben eine *Brust*, und eine *sich selbst verzehrende Brust* werden?) — „Nein! Nein! jenes Silberlicht da oben bittet für mich, und die leise wehenden Rosenbüsche flüstern dir zu: Liebe ihn! O die Natur ist beseelt, vertraue ihr, und aus jeder Blume, Woge, Laube, Wolke klingen die Stimmen rathender Engel." *Ohe! jam satis est!* würde Ref. ausrufen, wenn er sich nicht überwunden hätte, nach dieser ersten Erzählung, die ihn anfänglich selbst anzog, zuletzt aber — und er ist geneigt zu glauben vorzüglich durch den verfehlten Ton — ihm herzlich widerte, zur *zweyten*: *Die Convenienzheirath*, überzugehen, in welcher er, was der ersten fehlt, eine Idee durchgeführt fand, woran der Geist einen Halt hat, und wo ihm der Vf. mehr auf seinem Gebiete zu seyn dünkte. Ist auch die Erfindung nicht neu, dass ein durch seine Aeltern in seiner Jugend Verlobter die Verlobte unter fremden Namen kennen lernt und sich in sie verliebt; so ist sie in dieser Erzählung doch recht artig benutzt, obgleich Rec. es sonderbar dünkte, dass das Gespräch der beiden einander fremden jungen Leute gleich bey der ersten zufälligen Zusammenkunft auf die Convenienzheirathen fällt, und eben so wieder auf dem Balle. Die Darstellung ist hier weit weniger schwülstig, als in der ersten Erzählung. — Die *dritte*: *Die Klosteraufhebung*, hat mit ihrem Titel weiter nichts zu schaffen, als dass durch die zu rechter Zeit eintretende, aber durch nichts motivirte Aufhebung eines Klosters ein Jüngling die Braut erhält, welche der Eigensinn ihres habsüchtigen Vaters ihm verweigerte, um sie mit einem Nichtswürdigen zu verbinden, dem sie durch Annahme des Schleiers entging. Hier möchte die Darstellung wohl vorzüglicher als die Erfindung seyn, in der manches sehr lose eingewebt scheint, wie z. B. die anfänglich viel versprechende Einmischung des dankbaren Bettlers, der nicht einmal die Bekanntschaft der jungen Leute eigentlich vermittelt und überhaupt gar nichts wirkt. Leicht und artig ist die *vierte* Erzählung: *Die unverhoffte Vereinigung*, versteht sich zweyer Liebenden, welche eine unwürdige, aber in Romanen ziemlich verbrauchte Intrigue von des Jünglings Vater, (nämlich die Unterschlagung der gegenseitigen Briefe) zu trennen droht, und die durch die Erscheinung eines auch ziemlich verbrauchten reichen Vetters aus Baltimore im entscheidenden Augenblicke wieder vereint werden. Es findet sich darin eine Romanze, die bey ihrer Kürze als ein Beleg vom Dichtergeiste des Vfs. hier stehen mag!

Ein Mädchen an dem Ufer stand,
Rief klagend in das Meer hinaus:
„Kehr wieder, Schiffer, an den Strand
Und lass mich ins beschwingte Haus."

Verharre. Mädchen auf dem Land,
Begehre nicht zu mir heran,
Zurück die ausgestreckte Hand,
Das Meer ist keine Blumenbahn.

„Komm lege nur dein Fahrzeug an,
Und nimm die Flehende hinein,
Die Flut ist mehr als Blumenbahn,
Sie ist gewebt aus Sternenschein."

Sahst du noch nie des Sturmes Wuth,
Des Meeres schwarzen Todesschlund?
Des Blitzes blutigrothe Glut?
Zurück! nach Leichen lechzt der Grund!

„Ich scheue nicht den Wellenklang;
Ich fürchte nicht der Blitze Glüh'n;
Das Sturmgetös ist nur Gesang,
Schiff' ich zu dem Geliebten hin!

Be-

Begehre Mädchen nicht herein,
Schon schwillt ringsum die falsche Nacht.
„Die Liebe, Freund, ist Sonnenschein,
Durchflammt das Meer mit Morgenpracht."

„Frisch auf! Wie meine Liebesbrust
Hebt voll das Segel sich empor;
Ich fliege zu der höchsten Lust
Durch's rosig goldne Abendthor!"

Psychologisch interessant und wahr und ergreifend ist die *fünfte* Erzählung: *Kriegertreue*, in welcher ein französischer Krieger sich Bonaparte in bedeutenden Momenten genaht hat, von ihm bemerkt worden ist und an den überwältigenden Genius so sich hingegeben hat, dass er sein Seyn mit dem seines Feldherrn ganz identificirt glaubt, und stirbt als dieser aufgehört hat zu seyn. — *Der angenehmste Fremdling* heisst die *sechste* und die gelungenste Erzählung; sie wird als ein Seitenstück zur *zweyten: die Convenienzheirath*, bezeichnet. In dieser wurde die Bekanntschaft der Verlobten unter fremdem Namen durch die Aeltern vermittelt; hier bestimmt sich dazu der Verlobte von selbst mit recht anmuthigem Detail unter der Maske eines reisenden Malers. Ein Lafontänischer Major ist übrigens hier ziemlich müssig. — Die *siebente* Erzählung: *Der Edelmann aus Norden*, leidet an innerer Wahrscheinlichkeit. Drey Jünglinge, von denen der eine voll Thatendrang, der zweyte idyllisch genügsam und der dritte ein Zeitmann ist, finden einen alten schwedischen Sonderling mit zwey lieblichen Töchtern, der nur unter dem Namen: der Edelmann aus Norden, bekannt ist und sich auf einer Insel in einem deutschen See angesiedelt hat. Das Seltsame des Mannes, der mit Niemand aus der Nachbarschaft Gemeinschaft hält, reizt sie, jeden nach seiner Weise, und Otto, der sich überall in die Zeit zu schicken weiss, verschafft seinen beiden Freunden den Zutritt. Der idyllisch Genügsame findet in der einen Tochter das Ideal seines Herzens, wird Forstmann und erhält sie zur Gattin. Der Thatendurstige wirbt um die andere Tochter, wird von dem Alten angewiesen, erst die Welt mit seinen idealen Plänen zu durchstreifen und so Maass zu lernen, und erhält, als er bald gedemüthigt und übersättigt zurückkehrt, die Geliebte. — Für den Zeitmann ist keine Tochter da, aber er kehrt als russischer Officier einst bey den Glücklichen in ihrem Hafen ein, um sich an ihrem Glücke zu laben, da ihn die Zeit mit ihren Strudeln gefasst hat und er in ihr keinen Halt findet, und verschwindet dann mit dem unglücklichen Gefühle, keinen Zweck erreicht zu haben. Ausser der Hauptwahrheit, die jeder leicht sich selbst entnehmen kann, finden sich denn hier auch manche Aussprüche, die von den Jünglingen gegenwärtiger Zeit Beherzigung verdienen; Rec. will ihnen nur den einen davon mittheilen, den der Edelmann aus Norden an die drey Jünglinge als Resultat seines Lebens richtet: „Es ist gut mit dem Geiste, aber gefährlich mit der That der Zeit voran zu fliegen." — *Die Verschleierte*, die *achte* Erzählung, ist eine artige Kleinigkeit, etwas geschwätzig, aber voll Menschenkenntniss und unterhaltend, obgleich die Erfindung etwas matt ist. — Die *neunte* ist ein ganz artig erzähltes Märchen, bey welchem Rec. sich nur die Lehre, wie der Erzähler räth, nicht selbst hat machen können, woran ihm aber auch weiter nichts lag, weil ihm bey einem Märchen es nicht darauf ankommt, ob er sich eine Lehre daraus nehmen könne oder nicht. — Uebrigens ist Rec. fast bey allen diesen Erzählungen ein gewisser Mangel an innerer Motivirung aufgefallen; dann auch, dass die Jünglinge des Vfs. fast alle phantastisch und sehr heirathslustig sind, und hier und dort ein Provinzialism, wie „*sie ist fehlig*" für: sie hat gefehlt; *nimmer*" für: nicht mehr und ähnliche; doch schreibt im Ganzen der Vf. ein recht reines Deutsch. Druck und Papier sind vorzüglich, and das zur ersten Erzählung gehörige Kupfer ist von *C. Heideloff* gut gruppirt und gezeichnet und von *Bittheuser* brav gestochen.

Basel, in der Schweighäuserisch. Buchh.: *Opferblumen* von *Sophie Richard - Schilling*. 1823. 180 S. 8.

Eine Anzahl von lyrischen, meistentheils Gelegenheitsgedichten, deren Herausgabe der Unterstützung der Griechen gewidmet ist. Daher der Titel: „Opferblumen," welcher auch dadurch noch erklärt wird, dass über jedem Gedichte gleichsam als Motto ein Verschen von einem bekannten oder unbekannten Dichter steht, in welchem irgend eine Blume besungen oder erwähnt wird. Was die Gedichte selbst anbetrifft, so sind sie freylich keine Meisterstücke, aber sie athmen doch einen klaren, reinen, liebewarmen Geist, sprechen das Herz sanft und wohlthuend an, und ihr edler Zweck lässt über manche Härte der Sprache und des Versbaues, über manches Unpoetische und Matte nachsichtig hinwegblicken. Wohl dem weiblichen Wesen, welches, wie die Verfasserin, den Kreis von Freunden, den es um sich her gebildet, durch solche einfache Herzenstöne erfreuen kann, ohne sich dadurch von seiner eigentlichen weiblichen Bestimmung zu entfernen! Wohl ihm, wenn es die Lebensverhältnisse, in welchen es sich bewegt, so durch Gesang zu weihen vermag, wie hier z. B. in „den Brautgedanken," S. 6. geschehen ist! Die beiden Gedichte in schweizerischer Mundart haben uns besonders angesprochen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1824.

GESCHICHTE.

Paris, b. Eymery: *Mémoires pour servir à l'histoire des évènemens de la fin du 18me siècle, depuis* 1760. Par un contemporain impartial, feu l'abbé *Georgel*, Jésuite, ancien secrétaire d'ambassade de France à Vienne. Avec la gravure du fameux collier, 2de édition. 1820. *Sechs* Bände. gr. 8.

Diese Memoiren enthalten, neben vielen bekannten Dingen, wohin wir besonders ziemlich Alles rechnen, was sich auf die Geschichte der Revolution selbst bezieht, eine Menge höchst interessanter Anekdoten, und verbreiten namentlich über die Aufhebung der Jesuiten, über die Gesandschaft des Prinzen Louis von Rohan zu Wien, über die berüchtigte Halsbandgeschichte, bey welcher der Vf. die Hand tief im Spiele hatte, ein ganz neues Licht. Wir werden das Interessanteste, insonderheit Schilderung bekannter Personen ausheben, und uns für unsere Person, nur da einmischen, wo es uns mit der angerühmten, „*impartialité*," des Vfs., der Jesuit und warmer Anhänger des Rohan'schen Hauses war, nicht ganz richtig zu seyn scheint.

Als einen der Hauptheben zur Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich betrachtet der Vf. den Hass der Marquise von Pompadour gegen diese Gesellschaft. Die Marquise hatte keinen sehnlicheren Wunsch gehegt, als Palastdame der Königin Maria Lezczinska zu werden; und um diese tugendhafte Prinzessin für sich zu gewinnen, suchte sie sich ein Ansehen von Frömmigkeit zu geben. Sie liess zu dem Ende, mit geheimer Zustimmung des Königs, die aus ihren Apartements nach den seinigen führenden Verbindungsthüren vermauern, und wollte einen erklärten Beichtvater unter den Jesuiten haben, die damals in der Mode waren. Ihre Wahl fiel auf Pater de Sacy, „*plus connu par ses rapports avec d'illustres dévotes, que par son esprit et ses tetens, qui n'étoient que mediocres*," wie sich der Vf. ausdrückt, der uns, im Eifer für das Interesse der Gesellschaft, schon hier nicht recht „*impartiel*" zu seyn scheint. Der heilige Mann machte aber die Entfernung der Büsserin vom Hofe zur Hauptbedingung; und erbitterte dadurch die Marquise, die davon nichts wissen wollte, dergestalt, dass sie den Untergang der Gesellschaft schwor, der, wie man weiss, durch ihren Günstling Choiseuil, später ins Werk gesetzt wurde. — Das Portrait, welches *G.* von diesem berühmten und verdienten Staatsmanne entwirft, ist mit einem wahren Jesuiten-Pinsel gezeichnet; wir übergehen es, mit Ausnahme eines einzigen Zuges. Eine Ausschweifung mit einer Actrice vom Italienischen Theater führte, wird hier erzählt, den Herzog schnell dem Tode entgegen. Sein Tod glich seinem Leben: er wollte weder von Gott noch von Priestern wissen, und verordnete im Testamente ausdrücklich, auf sein Grab, statt eines Kreuzes, eine Cypresse zu setzen. Als er schon im Todeskampfe lag, kam der Prinz von Luxemburg, sich nach seinem Befinden zu erkundigen, und erhielt von dem, in Thränen schwimmenden Schweizer die naive Antwort: *Ah! mon prince, à moins d'être devant dieu, il ne peut être plus mal.* — Der Vf. geht aber noch weiter: er will aus dem Munde Josephs gehört haben, dass man Choiseuil, wegen des unerwarteten Todes des Dauphin's, stark im Verdachte gehabt habe. Rec. glaubt um so weniger daran, als er sich aus den herrlichen Memoiren von Dutens ein ganz anderes Bild des Ministers zusammengesetzt hat. — Freylich schien sich das Geschick selbst zum Untergange der Jesuiten mit verschworen zu haben. Sie fanden noch einen Zufluchtsort in Lothringen, bey Stanislaus, als dieser, von seinen Unterthanen angebetete Fürst das Opfer eines unglücklichen Zufalles wurde. Seine Tochter die Königin von Frankreich, hatte ihn mit einem selbst gearbeiteten Schlafrocke beschenkt, den er aus Vorliebe trug. Eines Tages sitzt er, in demselben, am Caminfeuer, als ein Funke die Watte unbemerkt entzündet, und der Brand den Prinzen so verletzt, dass er, wenige Tage nachher, den Geist aufgeben musste. — Nichts gleicht aber der Geheimhaltung, mit welcher der den Jesuiten zugedachte Schlag in Spanien vorbereitet wurde: nur Montalegre, Campomanes, Monino, der Graf von Aranda und der König wussten darum; und die Befehle wurden in des letztern geheimen Cabinette vom Grafen selbst expedirt. Sie waren sämmtlich *Jo el Rey* gezeichnet, vom Präsidenten des hohen Rathes von Kastilien contrasignirt, und mit zwey Umschlägen, jedem dreymal besiegelt, versehen; auf dem innern Umschlage las man die Worte: „Ihr habt dieses Schreiben, bey Todesstrafe, nicht eher als am Morgen des 2ten Aprils 1767 zu erbrechen." Der Befehl selbst ist in gemessenen Ausdrücken abgefasst. — Auch glückte die Sache nicht

nicht nur hier, sondern überall auf eine ausserordentliche Weise. — Dem 2ten Abschnitt des Werkes: von den letzten Regierungsjahren Ludwigs XV. giebt der Vf. das Horazische ... *ego apis Matinae more modoque etc.* zum Motto; nur, Honig wenigstens bietet diese abscheuliche Zeit der erbärmlichsten Monarchenschwäche und tiefsten sittlichen Verderbniss nicht dar. Die „*insouciance*" des Königs war so gross, dass er, im Conseil, die Entscheidung der wichtigsten Fragen, lediglich auf die Stimmenmehrheit ankommen liess; und wenn die Minister wider seine eigene Meynung votirten, so pflegte er sich wohl mit einem „*Nous verrons comme ils vont s'en tirer*" gegen seine näheren Umgebungen, zu beruhigen. Am meisten trug aber die unselige Verbindung mit der Gräfin du Barry dazu bey, ihn in den Augen der Nation herabzusetzen; selbst der „*complaisant*" Choiseuil, wie ihn *G.* nennt, tadelte sie bitter, und zog sich dadurch seine Absetzung und die Verweisung zu, welche ihm der Minister des Hauses, der Herzog de la Vrilliere in einem Augenblicke überbrachte, da sich der Bischof von Arras, Conzié, in Geschäften bey ihm befand, der ihn „*pâle, terrassé, begayant quelques mots entrecoupés*" gesehen haben will, welches wir wiederum nicht unbedingt glauben, da Choiseuil als ein Mann von Seelengrösse bekannt ist. — Der neue Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herzog von Aiguillon, hatte sich bis dahin nur durch sein Talent für kleine Intriguen bemerklich gemacht. An dem, unter seiner Anführung, bey St. Cast über die Engländer erfochtenen Siege, wollte man ihm keinen grossen Antheil zugestehen, da bekannt war, dass er sich, während des Gefechtes, in eine Mühle verkrochen hatte. Seine beständigen Händel mit dem Adel und dem Parlemente von Bretagne, während seiner Verwaltung dieser Provinz, zeigten ihn von einer sehr ungünstigen Seite, zumal da er nie eine andere Zuflucht als Gewalt - Maassregeln kannte, indem er von dem Parlemente von Paris befangen war, musste ihn die Vermittlung des Kanzler's Maupeou ziehen. — Vollkommen unbekannt mit den diplomatischen Geschäften, war er gezwungen seine Schule bey den Subalternen zu machen, mit denen das Departement durch seinen Vorgänger besetzt worden war, und dieser unglücklichen Nothwendigkeit muss die Beybehaltung aller dieser Leute zugeschrieben werden. Gleichwohl wünschte er seiner Verwaltung allen möglichen Glanz zu geben, und dieser Wunsch gab ihm, sobald er nur die Gewissheit seiner Ernennung zu derselben hatte, den Plan ein, den Prinzen Louis von Rohan, Coadjutor von Strassburg, an die Stelle des früher dazu bestimmt gewesenen Baron v. Breteuil, als französischen Gesandten nach Wien zu schicken. *G.* versichert, dass der Prinz anfänglich eine sehr bestimmte abschlägliche Antwort gegeben habe; indess wusste man ihn durch das Versprechen grosser Geldsummen zu locken, und er machte, auf diess Versprechen hin, einen ungeheuren Aufwand. „Die beiden Paradekutschen hatten 40000 Livres gekostet, und Reichthum und Kunst waren an denselben verschwendet. Der Marstall des Ambassadeurs bestand aus 50 Pferden; der erste Stallmeister war Brigadier in der Armee, hierzu kamen ein zweyter Stallmeister mit zwey Piqueurs; ferner sieben Pagen aus den besten adeligen Familien der Bretagne und des Elsass, zwey Heiducken, vier Läufer u. s. w. u. s. w." Mit solcher Pracht erschien Rohan am 6ten Januar 1772 zu Wien und erfuhr von der Kaiserin sowohl als ihrem Sohne Joseph die schmeichelhafteste Aufnahme. Dem Besuche beym Fürsten Kaunitz, Staatskanzler, wohnte *G.*, in seiner Eigenschaft als Gesandtschafts-Secretair bey; der Empfang war sogar freundschaftlich zu nennen: indess erhielt das gute Vernehmen bald einen Stoss dadurch, dass sich das Gesandtschaftspersonale der gröbsten Veruntreuungen durch Contrebandiren schuldig machte; ein Umstand, der die Aufhebung der bisherigen Mauthfreyheit des diplomatischen Corps nach sich zog. „Eine andere Veranlassung, wodurch das Missfallen der Kaiserin erregt wurde, hatte wichtigere Folgen. Der Prinz gab jede Woche Soupers zu 100 bis 150 Couverts, wo sich der vornehmste Adel Wiens einfand, und deren rauschende Genüsse bis tief in die Nacht hinein verlängert wurden. Marien Theresen's strenger Sittlichkeit missfiel aber diese Neuerung höchlich, und sie trug dem Prinzen von Hildburghausen auf, darüber mit dem Ambassadeur zu sprechen. Letzterer war indess zu keiner Aenderung zu bewegen; und erbitterte dadurch die Kaiserin so, dass sie in der Stille seine Abberufung betrieb, und damit die Dauphine Maria Antoinette beauftragte." Sie schilderte ihn derselben zugleich in einem so ausserordentlich nachtheiligen Lichte, dass der unversöhnliche Hass der nachherigen Königin von Frankreich gegen den Prinzen Rohan hier seinen Anfang nahm; ein Umstand, auf den wir aufmerksam machen, um die entfernten Ursachen der französischen Revolution aufzuhellen, zu deren Ausbruche jene Feindschaft allerdings mit beytrug, und zu deren vorbereitenden Veranlassungen also die Soupers eines französischen Prinzen in einer deutschen Kaiserstadt gerechnet werden müssen. — Die Dauphine theilte die Briefe ihrer Mutter der Frau von Marsan, Gouvernante der Kinder von Frankreich, einer Verwandtin des Gesandten mit; und des letzteren Abberufung fand, unter dem Vorwande eines Familien-Verhältnisses statt, *G.* blieb als *Chargé d'affaires*. In diese Zeit fällt der Theilungstractat Polens zwischen Oestreich, Preussen und Russland; und der Vf. klagt bitterlich über die Sorglosigkeit, mit welcher der Herzog von Aiguillon seine Vorstellungen darüber aufgenommen habe. Dem Prinzen von Rohan war es, in diesem Bezuge, schon früher nicht besser gegangen; und ein von ihm diessfalls an den Minister geschriebener Brief, der harte Ausdrücke über die tiefe Verstellungskunst der Kaiserin enthielt, in die Hände der du Barry gerathen, und, seinem Inhalte nach, später sogar der Dauphine bekannt wor-

den. — Auch fällt in diese Zeit ein für die Geschichte der Diplomatik interessantes Ereigniss. „Eines Abends nämlich" erzählt *G.*, „als ich in's Gesandtschaftshotel zurückkehrte, übergab mir der Schweizer ein wohl versiegeltes Billet, die Worte enthaltend: Stellen Sie sich heut, gegen Mitternacht da und da auf dem Walle ein; ich habe Ihnen Sachen von der allerhöchsten Wichtigkeit mitzutheilen." Ich folgte der Einladung, mit den erforderlichen Vorsichtigkeitsmaassregeln, und fand, am bestimmten Orte, einen maskirten Menschen in einem grossen Mantel, der mir mit verstellter Stimme die Worte zuflüsterte: Sie haben mir Vertrauen eingeflösst, nehmen Sie diese Papiere, kommen Sie morgen Abend wieder und bringen mir 1000 Ducaten mit. — Wie gross war mein Erstaunen, als ich die Papiere nach meiner Rückkunft durchsah, es waren Abschriften der interessantesten diplomatischen Correspondenz überhaupt und der Depeschen des Wiener Cabinets selbst, welches die Kunst des Dechiffrirens damals im höchsten Grade besass; Zweifel blieben gar nicht übrig, da sich Auszüge meiner eigenen, mit der Post oder sonst gelegentlich beförderten Briefe darunter vorfanden. Gleichergestalt hatte diess Cabinet die sehr geheime politische Privat-Correspondenz Ludwigs XV., von welcher weder sein Conseil, noch sein Minister der auswärtigen Angelegenheiten das mindeste ahndeten, zu entdecken gewusst; und es ist hier der Ort, etwas mehr über dieses merkwürdige Verhältniss zu sagen. Ludwig XV. nämlich, voll Misstrauens gegen sich selbst, noch mehr aber gegen seine Minister und namentlich den der auswärtigen Angelegenheiten, liess diesen zwar öffentlich, ohne einigen Widerspruch, gewähren; unterhielt aber, unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses, an den bedeutendsten auswärtigen Höfen eigene diplomatische Agenten, mit denen er in einer unmittelbaren Correspondenz stand. Zuerst hatte er sich zu Führung derselben seinerseits, des Prinzen von Conti bedient, diesem folgte der Graf von Broglio: der Secretair war ein gewisser Favier, und nachher ein Zögling desselben, Dümourier. Zu Agenten brauchte man selten die Gesandten selbst; öfter einen oder den anderen Gesandtschafts-Secretair, oder einen, unter irgend einem Vorwande reisenden, andern Franzosen: so hatte z. B. der bekannte Guibert diese Rolle in Wien zu spielen. Die erforderlichen Summen aber wies der König auf seine eigene Kasse an, und sicherte dadurch das Geheimniss auch von dieser Seite. — Von dieser unmittelbaren Correspondenz, fährt *G.* fort, fanden sich z. B. die Depeschen des Grafen von Broglio an unsern derzeitigen Gesandten zu Stockholm, den Grafen von Vergennes, abschriftlich unter den mir eingehändigten Papieren vor; und es ward nun sogleich ein ausserordentlicher Courier, mit dem ganzen kostbaren Funde, nach Versailles abgefertigt. Er hatte den gemessensten Befehl nirgend zu rasten, und die Depeschen-Tasche, bis zu seiner Ankunft, nicht vom Leibe zu lassen. Ein Paquet war, mittelst Umschlages an den Prinzen von Soubise, für den König selbst bestimmt, und enthielt die, auf seine oben erwähnte eigene Correspondenz bezüglichen Papiere, sammt einer Auseinandersetzung der getroffenen Maassregeln, um diese Entdeckung dem Herzog von Aiguillon zu entziehen, für den das zweyte Paquet bestimmt war." Wir dürfen kaum bemerken, welch einen ausserordentlichen Eindruck diese Mittheilung auf das Cabinet von Versailles hervorbrachte: *G.* erhielt Vollmacht dem Wiener Unbekannten, der die zuerst geforderten 1000 Ducaten indess bereits erhalten hatte, jede andere Summe, die er weiter verlangen würde, zu zahlen; und wir werden unten sehen, welch' einen ganz eigenthümlichen Ausgang diese Sache genommen hat. —

Unterdess stieg der Herzog von Aiguillon, mit Hülfe der du Barry, immer höher in der Gunst des Königs; die Maitresse wünschte ihm auch das Departement des Krieges, welches der Marquis von Montaynard bekleidete, zu verschaffen, und es gelang auf folgende Weise. Montaynard, den der König achtete, aber nicht gern hatte, war noch nicht in den Staatsrath gezogen worden; er betrübte sich darüber unbeschreiblich, und trug diese Betrübniss dergestalt zur Schau, dass das verschmitzte Weib ihren Plan darauf gründete. Da nämlich kein Minister den Zutritt, ohne eine besondere Einladung des dienstthuenden *Huissier* im Namen des Königs, hatte, so liess sie denselben, als sich Ludwig eines Tages, kurz vor Eröffnung des Conseil bey ihr befand, in's Vorzimmer rufen, und trug ihm, als wie auf Befehl des Königs, die Einladung an den Marquis auf, der sich auch, voller Freude, einfand. Der König aber, unbekannt mit dem Vorgefallenen, und beleidigt durch Montaynard's vermeinte Dreistigkeit, frägt ihn zornig: *Que cherchez vous ici? — Sire, je me rends aux ordres de votre Majesté. — Je ne vous ai point fait appeler, retirez-vous.* — Dieser unangenehme Vorfall machte den armen Marquis zum Gegenstande des allgemeinen Gelächters; er sah sich gezwungen den Abschied zu nehmen, und Aiguillon erhielt das gewünschte Portefeuille. So ward mit dem Könige gespielt. — Bald darauf, den 10ten May 1774, ward dieser Monarch der Welt entrissen; die Lage Frankreichs, bey seinem Tode, war schrecklich, und die Freude des Volkes beym Regierungsantritte seines Nachfolgers, des unglücklichen Ludwig XVI., also wohl besser, als durch des Vfs. hartherziges: „*le peuple aime la nouveauté*". begründet. — Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten kam jetzt in die Hände des Grafen von Vergennes, und dieser hatte nichts angelegentlicheres als unserm *G.*, der, angeführtermaassen, in der Eigenschaft eines *Chargé d'affaires par interim*, zu Wien geblieben war, die weitere Benutzung des uns oben erschienenen mysteriösen, diplomatischen Unbekannten zu empfehlen. „Von welcher dauernder Wichtigkeit meine Entdeckungen auf diesem Wege aber auch waren," fährt *G.* fort, „mag das folgende

de Factum beweisen. Eines Tages legte die Maske Abschrift zweyer Briefe in meine Hände, die der Graf von Mercy, Oesterreichischer Gesandte zu Paris, der jungen Königin übergeben sollte: einen „*ostensible au roi*;“ den zweyten für die Königin allein, Rathschläge enthaltend *sur le mode à prendre, pour suppleér à l'inexpérience du roi, et à profiter de la facilité de son caractère, pour influer dans le gouvernement.*“ Als indess, im August 1774, der Baron von Breteuil zum Nachfolger des Prinzen Rohan auf dem Gesandtschaftsposten zu Wien ernannt wurde, erschien, nach des Abbé G. Versicherungen, der Unbekannte zum letzten Male bey ihm, mit der Bitte, dem designirten Ambassadeur keine, ihn betreffende Mittheilungen zu machen, die sein Unglück zur Folge haben würden; „*une pareille déclaration*“ fährt G. fort, „*justifie l'impossibilité où je me suis trouvé, de remettre ce fil au baron de Breteuil, lorsqu'au mois de Mars de l'année suivant* (1775), *je l'installois dans son ambassade.*“ Man kann sich Breteuil's Wuth über den Abbé vorstellen. Dieser liess sich indess dadurch nicht anfechten, sondern ging bald darauf von Wien, wo nichts mehr für ihn zu thun war, nach Versailles zurück, wo er im April 1775 eintraf. Er schaltet hier aber eine Schilderung des Wiener Hofes ein, die zu interessante Angaben enthält, als dass wir sie ganz übergehen könnten. So wird z. B. lebhafte Klage über die grosse Charakter-Falschheit von Maria Theresia geführt. „Während der Prinz Louis v. Rohan von ihr mit Achtungsbezeigungen überhäuft wurde, und der einzige Gesandte war, der an der kaiserlichen Tafel Platz fand, trieb sie die Dauphine an, nichts zur Bewirkung seines baldigen Rapport's zu versäumen.“ — Mit Joseph will G. viel Umgang gehabt haben: *Combien de fois je me suis promené tête à tête avec ce souverain populaire dans les jardins du Belvédère!*“ Dieser Prinz erschien damals öffentlich nie anders, als in der Uniform seines Regiments; der Staatsanzug war der Feldmarschal's-Rock. Joseph schlief auf Stroh, trank nur Wasser, und ass nur gebratenes Rindfleisch: er hoffte davon eine starke Leibesbeschaffenheit, die ihn zur Ertragung der Beschwerden des Krieges geschickt machen sollte, für welchen er eine entschiedene Neigung besass. Lieblinge oder Maitressen hatte er nicht (doch soll eine Venetianische Dame Barbarigo sein Herz eine Zeit lang beherrscht haben); indess widerstand er den Lockungen grober Sinnlichkeit nicht immer; und man war gewohnt, ihn, allein, in einem grauen Ueberrocke spazieren gehen zu sehen. — Sein Handbillet an Laudon, nach seiner Rückkunft aus dem unglücklichen Länderkriege, ist charakteristisch: „*Allez*“ schrieb er ihm, „*allez mon cher Laudon, réparer mes sottises; je Vous donne carte blanche.*“ — Unter den übrigen Portraits sticht das des Prinzen *Kaunitz* hervor. Kaunitz ist 91 Jahr alt, auf seinem Posten gestorben, „*en parcourant cette longue carrière en héros politique.*“ Sein Gesicht war kalt und ernst; aber sein Auge lebhaft und durchdringend. Er war weder mit seiner Achtung noch mit Anhänglichkeitsbeweisen verschwenderisch; wollte er aber Wohlwollen zeigen, so verstand er meisterlich den ganzen Werth davon fühlbar werden zu lassen. Auch rechnete man sich einen günstigen Empfang von seiner Seite zur grössten Ehre an, und sein Hof war besuchter als der der Souverains selbst; G. versichert, gesehen zu haben, wie der Kaiser Joseph selbst oft die Nachmittagspartie des Fürsten auf dem Billard machte. — Daneben war Kaunitz aber nicht frey von Kleinlichkeiten: sogar wenn er bey der Kaiserin speisste, liess er sich, gegen den Schluss der Tafel, einen Taschenspiegel und ein Zahnstocher-Etui bringen, und stocherte sich lange und unmanierlich in den Zähnen; ein Fehler gegen den Wohlstand, den die Kaiserin ertrug. Man mag mit dieser Schilderung dasjenige vergleichen, was Dutens in den *Mémoires d'un voyageur qui se repose*, über Kaunitz sagt. Beide Portraits sind in den Hauptzügen vollkommen ähnlich.

(Der Beschluss folgt.)

BERLIN, b. Stuhr: *Abriss der allgemeinen Weltgeschichte.* Als Leitfaden bey dem ersten Unterricht in der Geschichte, vorzugsweise in Bürger- und Landschulen zu gebrauchen. Von *Karl Stein*, Königl. Preuss. Hofrath und Professor. 1823. 110 S. 8.

Zu den vielen allgemeinen und Weltgeschichten für die Jugend kommt noch eine *allgemeine Weltgeschichte*, gut und fasslich geschrieben, aber ziemlich flüchtig gearbeitet. Wer denkt sich z. B. unter Pyramiden ungeheure *Säulen?* wer sucht (S. 9) die alten Babylonier im heutigen China? und lässt Abraham (den Stammvater des Volkes) aus dem *jüdischen* Volke stammen? welches von Israel oder Jacob seinen Namen hatte (!?) — Die Griechen zogen von Kleinasien (nur daher?) in Afrika (?) und Europa ein; hier wohnten sie in Thessalien, Arcadien und dem eigentlichen Griechenland (waren denn erstere Länder nicht eigentliches Grld?) — Gründung Roms 756 — Tassilo's von Baiern Besiegung 778. (788) — Bouillons (der *nicht* König wurde wie S. 50 steht) Zug 1097 (1096) — Friedrichs I. Kreuzzug 1189 nicht 1188 — die Jungfrau von Orleans 1429 nicht 1142 — Was soll W. Tell in der neuen Geschichte, die 1492 anhebt? — Friede von Utrecht 1713 nicht 1773 — S. 109 heisst es: Norwegen ging an Schweden über, wofür *es* (wer?) durch Tausch Lauenburg von Preussen erhielt — u. s. w. Statt mehrerer anderer Belege ähnlicher Art, wobey wohl manches Druckfehler seyn mag, fügt Rec. nur die herzliche Bitte bey, Bücher für die Jugend nicht so sehr leicht zu behandeln. —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1824.

GESCHICHTE.

Paris, b. Eymery: *Mémoires pour servir à l'histoire des évènemens de la fin du 18me siècle, depuis 1760.* Par un contemporain impartial, feu l'abbé *Georgel* u. s. w. —

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Bey *Georgel's* Ankunft zu Versailles bezog sich die erste Frage an ihn, natürlich auf die Wiener diplomatische Maske, und auf die vorgegebene Unmöglichkeit, diesen Faden in Breteuil's Hände zu bringen; indess versichert der Jesuit sich herausgeredet, und beym Könige sogar eine sehr gnädige Aufnahme erfahren zu haben. An der Spitze des französischen Ministeriums stand damals bekanntlich der Graf v. Maurepas, obwohl er noch nicht officiel mit allen Functionen eines Principal-Ministers bekleidet war, „*cet intéressant vieillard*" beehrte den Vf. ebenfalls mit seiner Geneigtheit. Kriegsminister war der Marschall du Muy; als derselbe aber bald darauf an den Folgen einer chirurgischen Operation starb, schlug man dem König zu seinem Nachfolger den Grafen von St. Germain vor, der bekanntlich früher aus französischen Diensten in Dänische getreten war, sich aus diesen aber, bekleidet mit dem Elephantenorden, in den Ruhestand zurückgezogen hatte, und jetzt zu Lauterbach im Elsass lebte; „Ich war," fährt *G.* fort, „bey der Präsentation des neuen Ministers, die zu Fontainebleau, wo sich der Hof eben befand, Statt hatte, gegenwärtig. Er erschien, decorirt mit seinem Elephantenorden, aber im Gefühle des Unrechtes jenes früheren Vertauschens der Dienste seines Vaterlandes gegen fremde, als ein Reuiger, und den Ausdruck gerührter Dankbarkeit auf dem Gesichte tragend: *M. de St.-Germain*, sagte ihm der König mit Würde, *on m'a persuadé que vos talens pouvoient m'être utiles; cette persuasion m'a fait oublier vos torts. Répondez à l'attente qu'on a de vous. Je vous rends votre ancien grade et l'ordre de St. Louis, en vous autorisant à garder celui dont je vous vais décoré.* St. Germain konnte nur mit Thränen antworten: *c'était l'éloquence de la sensibilité, et elle fut universellement applaudie.*" — Leider entsprach das öffentliche Benehmen des Ministers, den Besenval in seinen Memoiren, mit Anspielung darauf, dass St. Germain ehemals Jesuit war (II. 239 ff.) *un vieux moine défroqué, déplacé à la cour* nennt; — diesen ersten Erwartungen nicht; und *G.* macht die sehr richtige Bemerkung, dass ohne die von ihm ausgeführte Aufhebung eines grossen Theiles der Königl. Haustruppen, die Auftritte des 5ten und 6ten Octobers 1789 schwerlich statt gefunden hätten. Seine Herrschaft dauerte auch nicht lange; Maurepas wusste ihm zu schaden und einen Verwandten, den Prinzen von Montbarrey an seine Stelle zu setzen. — Man liest die Geschichte dieser Kabalen mit Ekel; aber man *muss* sie lesen, um zu begreifen, dass eine Revolution in Frankreich nicht ausbleiben konnte. — Nicht viel vortheilhafter fällt *Gs.* Gemälde des Finanzministers Turgot aus. „Während der Graf v. St. Germain Frankreich um seinen militärischen Glanz brachte, ging Turgot, der sich auf dem Wege zur ministeriellen Dictatur glaubte, seinem Untergange entgegen. Sein Selbstvertrauen glich seiner Eitelkeit. Seine Finanz-Edicte und Administrationspläne gingen zwar im Conseil durch, fanden aber entschiedenen Widerspruch im Parlemente, der ihn um so mehr überraschte, da er auf die ganze Ergebenheit dieses Collegiums, zu dessen Zurückberufung er viel beygetragen hatte, rechnete. Mehrere *lits de justice*, zu denen er den König bewog, vermehrten die Zahl seiner stillen Feinde; und Maurepas, dem sein Credit ein Dorn im Auge war, schürte das Feuer heimlich an. Eine indess zu Paris ausgebrochene Hungersnoth veranlasste Volksbewegungen; Pöbelhaufen stürmten nach Versailles, und die Besorgniss des Königs ward eines Tages so gross, dass er sich, durch eine Kabinetsthüre zu Maurepas begab, und diesem sein Herz über Turgot eröffnete; „*le vieux et rusé ministre reçut avec le sang-froid et l'astuce d'Ulysse cet épanchement du coeur du roi.*" — Da wir nicht recht einsehen, auf welche Weise *G.* zur Kenntniss der Worte gelangt ist, die hier zwischen dem Könige und Maurepas gewechselt worden seyn sollen; so begnügen wir uns anzuführen, dass Turgot noch am nämlichen Tage seinen Abschied erhielt, und dass ein von ihm an den König gesendetes Schreiben uneröffnet zurückgegeben wurde. So endigte Turgot. (Besenval, l. c. S. 258. urtheilt eben so über diesen Minister. In einer Unterredung mit Maurepas will er gesagt haben: „*Vous savez que votre St. Germain est de toute incapacité; il perdra votre armée comme Turgot a perdu vos finances.*" Ganz anders urtheilt Labarpe). Gleichzeitig forderte Malesherbes, Minister des Innern, seinen Abschied; er ward durch Amelot, und Turgot

got durch Clügny ersetzt. Amelot, dessen Unfähigkeit allgemein anerkannt ist, verdankte das Ministerium dem Einflusse seiner Mutter, die, in zweyter Ehe, einen Grafen von Amezaya geheirathet hatte. Man ordnete ihm, unter dem bescheidenen Namen eines ersten Commis, Robinet bey, ohne den er nichts that, so dass seine beständige Antwort: „*Voyez M. Robinet, qui m'en rendra compte*," — zum Sprichworte geworden ist. — Clügny, Sohn eines Parlementsrathes zu Dijon, war dem Grafen v. Maurepas durch den Siegelbewahrer Meroménil empfohlen worden, „*comme convenant à raison de son caractère souple et docile*" (eine schöne Empfehlung!); ein frühzeitiger Tod errettete ihn aus dem Labyrinthe der Finanzen, in dem *er* den Faden nimmermehr gefunden haben würde. —

Jetzt trat der Amerikanische Krieg ein. *G.* declamirt weitläuftig gegen die von Maurepas dabey beobachtete Politik die er „*digne de Macchiavel*" nennt. — Baron von Beaumarchais war einer der Agenten, dessen sich das franz. Gouvernement; bey dieser Veranlassung, zur Versorgung der Amerikaner mit Kriegesbedürfnissen bediente. Er belud unzählbare Fahrzeuge damit, und die noch fortdauernde scheinbare Neutralität Frankreichs begünstigte diese heimlichen Expeditionen, bey denen der Unternehmer unermessliche Summen gewann. In einem Werke, wo man es nicht suchen sollte, in *Laharpe Cours de littérature*, XI. 113. finden sich interessante Details über diese Expeditionen, Beaumarchais pecuniairen Kräfte allein waren damals noch viel zu gering zu einer solchen Unternehmung; aber es gelang ihm, über fremde Fonds zu disponiren. Er hatte berechnet, dass die Ankunft Eines Fahrzeuges den Verlust zwey anderer decken würde; dieser Calcül aber that eben die Nothwendigkeit dar, viele Schiffe abzusenden um einen Theil zu retten. Der Erfolg hat die Richtigkeit seiner Voraussetzungen vollkommen bewährt: mehrere seiner Schiffe wurden genommen, unter andern einmal drey an einem einzigen Tage beym Auslaufen aus der Gironde; aber der Gewinn von den ankommenden ersetzte alles überreichlich. Indessen öffneten die Engländer die Augen; Lord Starmont, dermaliger Ambassadeur erhob die lebhaftesten Klagen zu Versailles; man hielt ihn hin; und erst die dringenden Aufforderungen des Kabinets zu Madrid konnten den Grafen von Maurepas, der in seinem Alter nichts so sehr als Störung einer behaglichen Faulheit fürchtete, zur wirklichen Kriegserklärung bewegen. Allein Frankreich ärntete nur einen sehr geringen Theil der gehofften Früchte, und empfand dagegen die drückende Last der Kosten für unermessliche Rüstungen nur zu bald und zu schmerzlich in dem immer mehr sinkenden Zustande seiner Finanzen. Die Verlegenheit ward endlich so gross, dass sich der Principal-Minister zu einer neuen Organisation des Finanzdepartements gezwungen sah: der administrative Theil ward an Taboureau, und die Direction des Königl. Schatzes an *Necker* gegeben. Es ist interessant über einen so viel besprochenen Mann eine Stimme mehr zu vernehmen. „Von Genf" sagt *G.* „wo Necker geboren wurde, kam er nach Paris in das Comtoir des Banquier's Thélússon, als Buchhalter, und erwarb sich, durch Genauigkeit und Einsicht, bald ein solches Vertrauen, dass er zum Associé aufgenommen wurde: sein Gewinn war so ungeheuer, dass man sein reines Vermögen auf 3,000,000 Livres anschlug, *lorsqu'il s'avisa de vouloir être homme d'état.* Als bedeutender Actionnair der Indischen Compagnie, trat er in den Versammlungen derselben öfter als Redner auf und erregte die Aufmerksamkeit der Directoren. Er gab wöchentlich ein glänzendes Diner und Souper, wo sich viele „*gens de lettre*" einfanden, *qui en sortoient aussi enthousiasmés de l'esprit philosophique de leur hôte que de sa bonne chère.* Madame Necker, *bien stylée dans le jargon de la Philosophie du jour*, wie der Vf. diese gute Christin verläumderisch nennt, war die Heldin dieser Cirkel: die Academie hatte das Lob Colbert's zur Preisaufgabe ausgesetzt: Necker erhielt den Preis, seine Arbeit wurde, bey der Vorlesung lebhafte beklatscht, und alle Welt interessirte sich für die öffentliche Anstellung des Verfassers. — Ein gewisser Masson, bekannter unter dem Namen des Marquis von Pezay, (als Uebersetzer des Catull von Voltaire sehr belobt) hatte damals vielen Zutritt bey Maurepas: Necker versprach ihm 100000 Thlr., wenn er den *Minister* zu einer angemessenen Anstellung für ihn vermöge. Die oben erwähnte Ernennung zum Trésor-Director war das Resultat. Allein Necker verlangte nach Alleinherrschaft in den Finanzen; Taboureau, der ihm angeführtermassen zur Seite stand, erfuhr nichts als Behinderungen, und der Emporkömmling ging endlich so weit, dem Könige ein Mémoire zu überreichen, in dem er vorstellte, dass, da er als Protestant nicht General-Controlleur werden, in einer andern Stellung aber seine Plane nicht realisiren könne, er um seinen Abschied bitte. „*Si*" fährt *G.* nach einer durchaus unrichtigen Ansicht fort, *l'ange tutélaire de la France avoit bien voulu alors suggérer au roi et à M. de Maurepas la volonté d'accepter cette démission, la France ne seroit pas aujourd'hui dans le deuil et le chaos.*" Allein der Charlatanism des Grafen, die Beredtsamkeit des H. v. Pezay, und die Seelen-Angst des Grafen Maurepas trugen den Sieg davon: Necker wurde General Director; und um den Eid, den er als Protestant in dieser Form nicht leisten konnte, zu umgehen, wurden ihm zwey Rechnungsräthe als Controlleurs beygegeben, und die Rechnungsablage unmittelbar in die Hände des Königs gestattet. Man weiss, zu welchen Mitteln der neue Minister seine Zuflucht nahm; und wir sind weit entfernt seinem Anleihesysteme das Wort zu reden: indess muss man andrerseits die Segenswünsche in Anschlag bringen, mit denen ein unglückliches, unter dem Drucke der Abgaben erliegendes Volk den Mann überschüttete, welcher jene Last zu vergrössern zu scheu war. Dieser Erfolg verleitete den eitlen Necker zur Herausga-

gabe seines berühmten „*Compté rendu au roi de sa administration*," welches anfänglich mit einer unsäglichen Begierde gelesen wurde, späterhin aber auch die bittersten Kritiken erfuhr. Der Graf v. Maurepas gönnte dem Finanzminister diese Demüthigungen von ganzem Herzen, und pflegte sich gegen seine Vertrauten nur immer mit einem „*Tu l'as voulu, George Dandin*" darüber zu äussern. Da die Schrift unglücklicherweise blau broschürt ausgegeben wurde, so war seine ironische Frage an jedermann: „*Avez vous lu le Compte-Bleu,* — und dieser gesellschaftliche Scherz, zumal aus dem Munde eines ersten Ministers, hatte einen solchen Erfolg, dass die tiefsinnige Arbeit des Finanzministers bald unter keinem andern Namen mehr, als dem des *Compte-Bleu*, bekannt war. Necker war schwach genug, seinen Verdruss über die vielen Pamphlets gegen ihn laut werden zu lassen; er wandte sich, wegen Bestrafung der Verfasser an Hrn. v. Maurepas, erhielt aber die Antwort: dass, wenn jene Libelle und Satiren seyen, sie bald vergessen werden würden; wenn sie aber Wahrheiten enthielten, N. wohl gethan hätte, einen Schritt zu vermeiden, der ihn zwinge, sie zu hören. — *G.* erzählt von beiden noch folgende Anekdote. Necker wünschte sehr, den Marineminister Sartine los zu seyn, über dessen vollkommene Unfähigkeit übrigens nur Eine Stimme herrschte. Zuerst warf er seine Augen auf den, eben geschilderten Marquis von Pezay; als dieser Plan aber scheiterte, Pezay vor Kummer darüber starb, und N. seine, demselben in dieser Angelegenheit geschriebenen Briefe aus dem Sterbezimmer selbst wieder weggeholt hatte, verfiel er auf den Marschal von Castries, und um keinen Widerspruch von Seiten des Grafen von Maurepas zu erfahren: so nutzte er einen Krankheitszufall desselben, der ihn abhielt, am Hofe gegenwärtig zu seyn, um dem Könige den Vorschlag allein zu machen. Die erste Frage Ludwigs war: „*En avez vous parlé à M. de Maurepas?*" — worauf N. dreist genug erwiederte: „*Oui, Sire, le comte n'y est pas contraire*," obwohl eine *bestimmte* Rücksprache mit letzterem wirklich nicht Statt gefunden hatte. Man kann sich den Verdruss desselben vorstellen, als er die Nachricht erhielt. Necker begab sich, nach seiner Rückkunft von Versailles, selbst zu ihm; der alte Mann empfing ihn kalt und entliess ihn, nach wenigen gewechselten Worten, mit der Weisung: „*Vous êtes surement fatigué du travail et de la route, et je le suis de la goutte; je crois que nous avons tous deux besoin de repos.*" — Am andern Tage aber begab er sich zum Könige, der bey der Versicherung, dass Neckers Anführungen von seinem Einverständnisse unwahr gewesen seyen, in einen unbeschreiblichen Zorn gerieth, und den Grafen, nach *Georgel's* Versicherung, auf der Stelle wegjagen wollte, wovon ihn jedoch Maurepas mit den Worten: „*il faut s'en servir pour les finances et s'en défier pour tout le reste*" abhielt. —

Also ging es damals am Hofe des unglücklichen Frankreich her, und wir werden, bey Wiederanknüpfung des Fadens das Gemälde nur durch wenig helle Striche erheitern können.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Paris, b. Béchet: *De la ligature de l'artère dans l'operation de l'Aneurisme* par la methode moderne. Par *Aug. Pécot*, de Besançon, Docteur en médecine, ex-chirurgien interne de l'hôpitel civil de Besançon. 1822. 62 S. 4. Nebst einer Tafel in Steindruck.

Unter der neuen Methode wird hier die sogenannte *Hunter*'sche, schon viel früher von *Guillemeau*, *Parés* Schüler, und *Anel* ausgeübte Methode verstanden. Der Vf. bemüht sich in seiner gründlichen Abhandlung, die wichtigsten Einwendungen zu prüfen, welche man gegen diese Methode macht und zu ergründen, auf welchem Orte und auf welche Art man die Pulsader am vortheilhaftesten unterbände. Die weniger haltbaren Behauptungen der absoluten Gegner werden bündig zurückgewiesen und die Fälle bestimmt, in welchen die neuere Methode vor der ältern, die Pulsadergeschwulst selbst zu öffnen, den Vorzug verdient. Die Anwendbarkeit der letztern beschränkt der Vf. nur auf die traumatischen diffusen Aneurysmen, besonders wenn eine äussere Wunde dem Blute freyen Ausfluss gewährt und auf die spontanen Pulsadergeschwülste, wenn sie in Eiterung oder Brand übergehen und eine entfernte Ligatur der Blutung nicht Einhalt thun kann.

(Mit dem Vorschlage des Vfs., in den Fällen, wo eine andere Operationsart nicht ausführbar ist, die Unterbindung unterhalb der Geschwulst anzulegen, kann sich Rec. nach den vorliegenden Erfahrungen noch immer nicht recht befreunden. *Deschamps* Fall lief ganz übel ab, der von *A. Cooper* hatte nur Anfangs einen glücklichern Anschein, aber dasselbe tragische Ende. Hierzu kommt nun noch, dass vorzüglich die grössern Pulsadern einem solchen Verfahren unterworfen werden müssen, da gerade diese wegen ihrer Localitäten die andern Operationsarten vereiteln. Nur ist aber in ihnen der Blutstrom um so kräftiger, je näher sie dem Herzen liegen und die krankhafte Stelle der Arterie wird um so leichter bersten, je grösser der Andrang bey einem unterhalb der Geschwulst angebrachten Hindernisse des freyen Blutlaufs seyn wird. Rec. scheint es unter solchen Verhältnissen immer noch am angemessensten, bloss ein allgemeines Verfahren einzuschlagen, da ohnehin die Unterbindung der tiefer liegenden grossen Pulsadern zu den heftigsten Eingriffen in den Organismus gehört.)

Als Regeln für den Ort der Unterbindung gelten nach dem Vf. hauptsächlich hinlängliche Entfernung von der kranken Stelle und von grossen Collateralgefässen. Kann man die Nähe der letztern durchaus nicht vermeiden, so ist es besser, dieselben unterhalb der Ligatur zu lassen, weil sie bey einem entgegengesetzten Verfahren weniger durch Wiederherstellung der Circulation nützen, als durch eine Nach-

Nachblutung schaden würden. — Sonst muss man im Allgemeinen die Arterie da entblössen, wo man sie am leichtesten erreichen und von den Nerven und Venen trennen kann. — Die Anlegung zweyer Ligaturen hält der Vf. nach Versuchen, die er an Thieren anstellte, für durchaus unnöthig. Allenfalls könne man sie da anwenden, wo durch irgend einen Umstand die Arterie in einer sehr grossen Strecke bloss gelegt worden ist, obschon dadurch keinesweges ein nothwendiges Absterben des Gefässes bedingt sey. Eben so erklärt er sich gegen *Maunoir's* erneueten Vorschlag, die Pulsader zwischen zwey Ligaturen durchzuschneiden, weil Versuche an Thieren zeigten, dass sich dann die Ligaturen eher später, als früher lösten, und weil auch die Absicht, die Arterie vermöge der Durchschneidung in einen ähnlichen Zustand, wie bey Amputationen, zu versetzen und so die Nachblutungen besser zu verhüten, nicht gelinge, indem hier nicht das ungehinderte Zurückziehen der Arterien-Enden allein in Betrachtung zu ziehen sey, sondern auch ganz vorzüglich der bey Amputationen viel häufiger Statt findende gesunde Zustand der durchschnittenen und unterbundenen Pulsadern. Dann spricht noch gegen diese Durchschneidung die grössere Leichtigkeit des Entschlüpfens der Arterien-Enden aus der Ligatur, die schwierigere Wiederholung der Unterbindung und die bedeutendere Eiterung.

Folgende Gründe überzeugen den Vf. von den grössern Vorzügen der einfachen Unterbindung vor dem Abplatten der Arterien: 1) die einfache Ligatur durchschneidet die Arterie später, wenigstens nie früher; 2) die nach der Unterbindung ausschwitzende Lymphe dient der Arterie zu einer vollkommnern Stütze, indem sie dieselbe durchaus umgiebt, um so mehr, wenn man die Ligatur-Enden kurz am Knoten abschneidet; 3) die Wunde der innern Arterienhäute schliesst sich schneller und *per primam intentionem;* 4) die schnelle Vereinigung der Wundlefzen unterstützt die Arterie kräftiger und hindert das Ausstossen des Blutpfropfs.

Diesem zufolge verwirft der Vf. jede platte Ligatur und empfiehlt Seidenfäden, die niemals die Breite einer Linie selbst für die grössten Pulsadern überschreiten dürfen. Mit diesen soll man die Pulsader am geeigneten Orte so stark zusammenschnüren, dass die innern Häute möglichst vollkommen getrennt werden. Ungeachtet durch das kurze Abschneiden der Faden-Enden die Sicherung der Pulsader vermittelst der ausgeschwitzten Lymphe vollkommener wird, räth doch der Vf. lieber dieselben aus der Wunde herauszuleiten, aus nicht unerheblichen Gründen, die im Buche selbst nachgesehen werden mögen, welches Rec. den Lesern angelegentlichst empfohlen haben will.

ERDBESCHREIBUNG.

KOBLENZ, b. Hölscher: *Panorama von Koblenz und dessen Umgebungen. Mit Ems und Bertrich.* Von *Johann Joseph Reiff.* 1821. 8. II u. 157 S. (1 fl.)

Ueber den Zweck dieser Schrift drückt sich der Vf. im Vorworte folgendermaassen aus: „diese Blätter sollen *berühren*, was war, und *zeigen*, was ist. Sie sollen zum Vergnügen und zur Belehrung meiner Mitbürger beytragen." — Ehe der Vf. S. 4 seine geschichtlichen Bemerkungen (denn im Vorworte verweist er auf die ausführliche und gründliche Geschichte von Koblenz des Hrn. W. A. Günther) uns mittheilt, ergiesst er erst seine Gefühle über den Rhein und die Mosel in einem Gedichte; aber nicht hier allein, sondern fast vor jedem neuen Gegenstande spricht er seine Empfindungen in Versen aus, worauf wohl gerne mancher Leser Verzicht geleistet haben würde. Die Beschreibung der Stadt Koblenz füllt 20 Seiten, unmöglich aber konnte der Vf. alles Merkwürdige auf einem so engen Raume andeuten, und manche Fragen über den Sanitätszustand, weitere Ausführungen über die Industrie, geistige Cultur u. dergl., bleiben daher unberührt und lassen manches zu wünschen übrig. S. 36 ff. malt er die Umgebungen von Koblenz, anfangs die nahen, dann die entferntern; so viel wie möglich geht er kurz auf die Geschichte der Entstehung und der Hauptschicksale der benannten Orte zurück, und giebt oft ein treues Gemälde der dargestellten Gegenstände. Fleiss und Bestreben nach Wahrheit ist dem Vf. nicht abzusprechen, wenn gleich auch die Reichhaltigkeit der Quellen und die Erhabenheit der Gegenstände eine mehr ausführliche Darstellung mit Recht erwarten liessen; dann den Bau der *Festungswerke*, die entferntern Orte als Sayn, Neuwied, Andernach u. s. w. werden doch gar zu kurz behandelt. S. 135 — 144 spricht der Vf. von Ems und Nassau, S. 145 — 157 von Bertrich. Der Leser erfährt hier nichts Neues, und es ist zu bedauern, dass der Vf. besonders auf letztern Badeort nicht mehr Aufmerksamkeit gewendet hat, da ihm die Königl. Preuss. Regierung gewiss die besten Materialien zu einer gründlichen Darstellung dieses merkwürdigen Ortes gerne geliefert haben würde. Am Ende befindet sich eine Inhalts-Anzeige alphabetisch geordnet, wodurch zwar die Uebersicht des Inhalts erschwert, das Auffinden der zu suchenden Orte aber erleichtert wird. —

Das später erschienene *Gemälde von Koblenz*, nebst *Ausflügen* nach *Ems*, *Bertrich*, *Trier* und dem *Laacher See* (1822) werden wir bey einer andern Gelegenheit näher würdigen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1824.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

SCHLESWIG, beym Taubstummen-Institut: *Staatsbürgerliches Magazin mit besonderer Rücksicht auf die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg*, herausg. von *C. F. Carstens*, Ober- und Landgerichts-Advocaten in Oldeslohe und Dr. *N. Falk*, ordentlichem Professor des Rechts an der Universität in Kiel. Jahrg. 1821. 835 S. 1822. 851 S. 1823. 838 S. 8.

Diess Provincialblatt verdiente auch im Auslande mehr gelesen zu werden, als bisher geschehen ist. Zwar haben die meisten Aufsätze nähere Beziehungen zu deutschen Küsten-Landen, tragen aber Spuren vieler Regsamkeit der denkenden Köpfe im Lande dar. Juridisch und historisch ist der grössere Inhalt dieser Zeitschrift. Heft 1. des ersten Bandes. — Gleich im Vorwort lesen wir S. 5 treffliche Bemerkungen, über die *zu unabhängigen Gemeindeverfassungen* für deren Administratoren. „Allen Gemeinden, wenn ihre Beamten sich zu sehr selbst überlassen sind und nicht durch eine genaue Oberaufsicht geregelt werden, wohnt die Tendenz bey, das lebende Geschlecht von allen Lasten und Ausgaben möglichst zu befreyen und immer auf Kosten der kommenden Geschlechter die Verwaltung zu führen." — Ehrwürdig ist die von dem Vf. geübte festere Stellung des vaterländischen Rechts. Was aber Holstein betrifft, so muss es eine der ersten Sorgen des künftigen Landtags und der Regierung seyn, die vielen abweichenden Provincialrechte des kleinen Landes, sey es auch mit Erhaltung einiger Abweichungen für den recipirten Landesadel, in ein allgemeines Landrecht zu verschmelzen und dann werden freylich manche gelehrte Forschungen eine Antiquität zum Heil Holsteins. — Die zweyte Abhandlung des ersten Hefts, *der Schlagbaum*, enthält die Wahlcapitulation K. Christian I. zum Grafen Holsteins und Herzog von Schleswig d. d. von Ripen 1460 am Mittewochen nach Invocavit, die Privilegienvermehrung am Freytage vor Palmarum 1460, und die letzte Confirmation der Privilegien für Prälaten und Ritterschaft Holsteins vom 17ten Aug. 1816. — Abhandlung 3. *Reisebemerkungen*, interessant auch für vergleichende Ausländer. — IV. *Plan zur Errichtung einer allgemeinen Brandversicherungsgilde für bewegliche Güter*. Die bisherigen dortigen Privatgilden hatten der Mängel viele. Der für die Herzogthümer angegebene Plan scheint ausführbar und den vielen anstössigen dortigen Bränden ein Ende schaffen zu können. V. Auffoderung an christliche Volksfreunde, zur *Bearbeitung kleiner religiöser Schriften speciellen Inhalts*. — VI. Bemerkungen, veranlasst durch die neuesten Verzeichnisse der in Schleswig-Holstein *verhafteteten Verbrecher*. Gewiss sind solche Verzeichnisse eine Mortalitätsliste der Volkstugend; ein merkwürdiger Aufsatz von dem denkenden Staatsrath *Niemann*, mit geistreichen Bemerkungen. VII. Uebersicht der Verhandlungen über die *Anlegung neuer Canäle* von Dr. *Lorentzen*. Der Aufsatz enthält herrliche Ideen über Landwehr, und dass man diese aus der ganzen Nation conscribirter Jünglinge nicht mehr wie vormals zu Wege und Canalarbeiten benutzen soll. Viel Gemeinheitssinn und Uneigennützigkeit ist mehr wie anderswo in den Herzogthümern, und desswegen viel Gutes von einem dortigen Landtage gemischter Stände zu erwarten. Vereinigt man das Abwässerungsinteresse, z. B. des Ploener Landsees mit dem Canalprojecte, so ist um so mehr Nützliches zu erwarten. VIII. Ueber eine *Canalverbindung zwischen der Elbe und Ostsee*, mittelst der Aelster, der Trave, des Ploener Sees und der Schwentin. Er betrifft die Verbindung der Obertrave mit dem grossen Ploener-See. Fortgesetzt Band 2. XI. XX. vom Capitain *Justi* und Dr. *Lorentzen*. Freylich ist noch das innere Holstein sehr schwach bevölkert, aber es kann nicht fehlen, dass der vorgeschlagene wohlfeile Barkencanal doch endlich manche neue Industrie wecken muss, welche noch immer am grossen Canal zwischen Kiel und Tönningen fehlt, der dem Staat an Zoll kaum 100,000 Bankthaler einbringt. IX. *Erfahrungen und Wünsche eines Schleswig-Holsteinischen Justizbeamten*. X. Etwas Holstein betreffendes, aus Sartorius, über die *Gefahren, welche Deutschland bedrohen*, mit Bemerkungen der Isis. XI. Bemerkungen zu einigen vorhergehenden Aufsätzen. XII. Landeschronik, welche durch viele folgende Quartalhefte fortläuft. — Heft 2. XIII. *Jahresfeyer der engl. Gesellschaft zur Verbesserung der Gefängnisszucht*. Es nehmen in England die jugendlichen Verbrecher sehr überhand. XIV. *Erweckung zur Theilnahme am Christenwerk der Heidenbekehrung*. XV. *Beweis der friesischen Abstammung der dithmarscher aus der noch übrigen Volkssprache der Letztern*. XVI. Sollte es wirklich gut seyn,

seyn, *statt der Geldabgaben Kornlieferungen eintreten zu lassen*, von *Falk*. Der Vf. erklärt sich dagegen, und Rec., der Dänemark kennt, gleichfalls. XVII. Ueber das *Reisen in Holstein*. Es reist sich dort langsam, unbequem, und der Transport ist theuer, wenn gleich Wagen und Wege besser sind, als in Meklenburg. XVIII. Die inlandwirthschaftlichen Contracten angeordneten *Compromissgerichte* — sind dort üblich und bewähren sich nützlich zur schnellen Beendigung der Zwiste der Contrahenten. XIX. und XXIX. Band 2. Bemerkungen über die *Quellen des vaterländischen Rechts*, von *Falk*. XXI. Vorschläge und Ansichten, betreffend die *Ackervertheilung in den Herzogthümern Schleswig und Holstein*, besonders der Kieler Stadtländereyen, von *Gudme*. XXII. 14 Miscellen interessanten Inhalts. Heft 3. XXIII. *Dethmars Lübeck'sche Chronik*, vom Oberappellationsrath Dr. *Hach*. XXIV. Sätze aus der *Staatsverwaltung und Staatswirthschaftslehre*. XXV. Der *kirchliche Kalender*. Wir haben darüber noch nichts vollständiges und zusammenhängendes. XXVI. *Geschichte des Herzogthums Lauenburg*, von *Peter Kobbe*. Eine treffliche vaterländische Geschichte mit manchen neuen Ansichten. XXVII. *Unterschied zwischen Feste und Bondegütern und allmählige Aufhebung der Festeverfassung*. XXVIII. Auffoderung zu einer vaterländischen Preisaufgabe. XXIX. Reisen in Holstein. XXXI. 16 Miscellen. Beide Herzogthümer haben über 30,000 Tonnen Moore à 320 □Ruthen à diese 6 Fuss. Heft 4. XXXII. und Heft 1. Band 2. II. *Landkriege der Dänen mit den Deutschen im neunten und zehnten Jahrhundert*. Ein Aufsatz, der des Vfs. Pastor *Kruse* in Neumünster gründliche Geschichtsforschung beweist. — XXXIII. Band 2. III. Ueber das *Protocollationswesen*, vom Advoc. *Possett*; voll Interesse für sein Vaterland entwickelt eine auch im Auslande nachahmenswürdige Einrichtung, wo das Hypothekenwesen weniger einfach als in Holstein ist. XXXIV. *Landwirthschaftliche Zeitschriften*. Zuerst wird den landwirthschaftlichen Annalen Meklenburgs das höchste Lob gezollt; denn sie sind voll gediegener Aufsätze, die auch im Auslande beherzigt zu werden verdienen, besonders von Mitteldeutschland, wo man in der practischen Landwirthschaft etwas stationair geworden ist. Viele würdige adlige Gutsherren arbeiten an solchen mit, und selten sind denkendere Köpfe als Dr. *Gerke* zu Frauenmark. Auch sind die landwirthschaftlichen Hefte der patriotischen Gesellschaft in Altona voll Interesse. — XXVI. Miscellen. Die französische Hutmacherey Lyons kann die Lammwolle aus Jütland, Krullwolle genannt, nicht entbehren. Sie gilt im Lande 16 bis 32 Sch. pro Pfund. — Zu bedauern ist die geringe Achtung der holsteinischen grossen und kleinen Gutsbesitzer für die Schaafzucht, besonders da ihre reinlichere Wirthschaft dort schon das Schaaf vor manchen Krankheiten der edeln Schaafe in Mitteldeutschland bewährt, woselbst die Ammoniakausdünstung die Lungen der Thiere verdirbt und durch die Erweichung des Hufs Krankheiten entwickeln hilft, welche selbst der Holsteinische Marschbauer auf seinen Sumpfboden nicht spürt. Merkwürdig ist der Flecken Bramstede, Stolbergs Geburtsort. — Sehr richtig wird die Oberflächlichkeit der Reise des Domherren *Meyer* durch Holstein und andere häufige Unrichtigkeit gerügt. — Sehr interessant ist die Beschreibung der Colonie auf der Harksheide mit 479 Tonnen Landes und die Nachrichten über Eiderstedt. Band 2. Heft 1. I. Bemerkungen über das *Stempelpapier*. IV. Ueber *Armenversorgung*. Die Herzogthümer haben 20000 Arme bey einer Bevölkerung von 700000 Menschen. V. Bemerkungen zum 16ten Aufsatze Bandes I. VI. *Nordalbingiens östliche Grenze*. VII Ueber die *Lage der Kirche und Marsch zu Bishorst*, von *Kuss*. VIII. 21 Miscellen, meistens sehr interessant. — Die gelehrten Stipendien in Schleswig und Holstein haben mit den Freytischen ausser 5 Legaten 6751 Rthlr. Einkommen. — Durch den Schleswig-Holsteinischen Canal schifften 2773 Schiffe im J. 1821. — Jütland führt jetzt jährlich nach den Herzogthümern aus: 3000 Pferde, Ochsen und Kühe 16000, Schweine 18000. — Das Gut Lundsgaard wurde 1821 für 8750 Rthlr. verkauft, darauf waren vom Staat an rückständigen Abgaben gewonnen 6832 Rthlr. 19 Lüb. Schill. Diese und die Bankhaft erschöpften die ganze Concursmasse. — Man muss aber zur Erklärung dieser unwahr scheinenden Angabe folgende Thatsachen hinzufügen, dass der Rückstand aus 6jährigen Restanten bestand und dass vormals seine grossen Ländereyen meistens unter der Bedingung parcelirt worden, dass der parcelirende Hauptbesitzer für immer alle Abgaben für die Käufer der abgelegten Parcelen bezahlen wollte. Solchen Unfug der gutsherrlichen Gewalt duldete die Regierung leider zu lange. — Berechnung, dass ein gewöhnlicher Hufenbesitzer von 80 Tonnen nach abgetragenen 341 Rthlr. 16 Sch. Abgaben für sich übrig behält 25 Rthlr. 12 Sch. — Heft 2. X. Wünsche für den *vaterländischen Pferdestamm*. XII. Fortgesetzt XXI. Historisch dogmatische Darstellung der *Güterverhältnisse der Eheleute* nach jütischem Low und den verwandten Stadtrechten. Sehr tief juristisch und philosophisch zugleich, vom Cand. juris *Paulsen*. — XII. Trauerrede auf König *Christian VII*. XIV. Materialien zu einer *Chronik der Herzogthümer Schleswig-Holstein* vom Anfange d. Jahrhunderts an. Fortgesetzt XXIII. und XXXI. Band 3. VII. XVII. XXV. und XXXIII. XV. 14 Miscellen, meistens voll Interesse. XVII. Ausstellung von *Preisen für die besten Arbeiten über die Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein*. XVIII. *Stellung der Kieler Badeanstalt für die Universität*. Heft 3. Ernstes Wort über die *Noth der Heuersleute*, von *Hasselmann*, und über den Armentransport, vom Etatsrath *Niemann*. XXII. Ueber die *Schleswigsche Wegepolizey*, von *Thaden*. XXIV. 15 Miscellen. Die Armenstiftungen der Stadt Lübeck haben Vermögen 1,215 639 Rthlr.

Rthlr. 46¼ Sch. und festes Einkommen 71,175 Rthlr. 42⅔ Sch. — Der Wohlstand der einst reichen Stadt Flensburg sinkt natürlich. Wenn aber auch Norwegen dänisch verblieben wäre, möchte doch schwerlich bey dortigem Wachsthum des Kartoffelbaues, auch zur Branntweingewinnung, der Korn- und Branntweinabsatz von Flensburg nach Nordland besonders, seine alte Höhe behalten haben. Da das Gebiet umher arm und meistens gutspflichtig und der Seehandel und die Rhederey uneinträglich geworden sind, so ist das Erholen schwer; doch laufen hier jährlich noch fast 1200 See-Schiffe aus. Ihr Communal-Contributionsfuss ist ausnehmend hoch bey einer eben so hohen Armensteuer. Ersterer Fuss giebt bey *jeder* Schatzung vom Werthe des Haus-Gartens und der Landesparcele jeden Hauses aus der getheilten Stadtgemeinheit 3 Sch. vom Rthlr. = $\frac{1}{16}$ Procent, vom Werth des Eigenthumlandes und übrigen Vermögens ⅛ Procent, vom Gewerbe 1 bis 60 Sch. Diese Quote muss jetzt 82mal bezahlt werden und wurde 1815 108fach bezahlt; dennoch errichtete die verarmte Stadt eine Sonntagsschule und liess ihre Schul- und Lehranstalten nicht sinken, um sich durch die sittliche Bildung ihrer Mitbürger einmal erholen zu können. Aber es herrscht dort noch immer wie vormals grosse Vergnügungssucht. — Sehr richtig wird, wie Rec., der den Mann persönlich kannte, über den Baron Procureur *Eggers*, der als Kieler-Oberpräsident starb, bemerkt, dass er zwar arbeitsam war, aber auch in gesetzgebender Hinsicht sehr oberflächlich handelte und dachte. Dass er hauptsächlich die Aufhebung der Leibeigenschaft betrieb, ist wahr, aber eben so tadelnswerth, dass er allen Gewinn nicht den ohne alle Landdotation zur Erbpachte dürftig in die Freyheit hinausgestossenen Leibeigenen, *sondern ihren Gutsherrn zuwandte*, und dass er so viele Verordnungen schnell wieder aufhob, weil er zu kurzsichtigen Blickes war und doch alles übersehen zu können glaubte. XXV. Literatur vollständig. XXVII. Lied der Wahrheit. — Heft 4. XXVIII. Viel Vernünftiges über *Collegialresolutionen*, vom Prof. *Falk*, dessen Feder und Urtheilskraft nur Gediegenes liefert. XXXII. Miscellen. Viel Treffliches über das Studium der Rechtswissenschaft, von *Falk*. — Manches Treffliche ferner über das Heimathsrecht der Armen. Man spricht so vieles über das häufige Austreten der jungen Mannschaft fast oder ganz eigenthumloser Aeltern über die Gränze in Dänemark, die aber gleich andern zum Landesmilitär auf 8 Jahre herbeygezogen werden. Solche Jünglinge haben selten ein Handwerk gelernt, und wenn sie nach 8 Militärjahren Tagelöhner oder Knechte der Bauern u. s. w. werden, so stösst man sie alle 2½ Jahr, wenn sie unbeweibt sind *vielleicht*, wenn sie beweibt sind *sicher* ausser ihrer Geburtsheimath in eine andere Gemeinde. Solche unfreundliche Landesgesetze und Gewohnheiten geben diesen Jünglingen keine Liebe zu einem Vaterlande, das sie nicht billig behandelt, und erklären bey der dortigen unter den Aermern nicht gerade schlechten Bildung, das häufige Auswandern der jungen Mannschaft, ohne eine Spur von sich zurückzulassen, zumal sie dort keine Erbschaften erwarten. Diess erklärt dort ferner die Theuerung des männlichen Gesindes an Lohn und Verpflegung, selbst in dieser dürftigen Zeit, und ermuntert um so mehr zur Parcelirung der dort übergrossen Güter in so kleinen Landstellen, dass sie ohne Mitarbeiter cultivirt und mit ein paar Kühen gepflügt werden können. Die unentbehrlichen Gebäude muss man nach Meklenburgs Art von Pisé bauen, and das nächste Geschlecht wird schon besser fortkommen lernen. — Die stehende Landarmee ist jetzt 30,838 Mann, die Reserve 27450. — Vom Oct. 1819 bis Nov. 1820 führten Schleswig und Holstein aus 560,314 Tonnen, und Dänemark 595,841 Tonnen Getreide, Oehlsaaten und Hülsenfrüchte. Der Ausfuhrzoll war 119,036 Reichsbankthaler. — Im J. 1821 führte Dänemark aus: 7716 Tonnen Butter, Schleswig 7499 und Holstein 19813 Tonnen. — Die Unterhaltung der Flensburger Armee kostete 89000 Mark im J. 1820, die Zahl der Armee war 2075. — Im Ostenlande Islands entstand 1821 ein neuer feuerspeyender Berg; auch erfroren viele Menschen im Freyen. — Dritten Bandes Heft 1. Nr. I. u. XVIII. Die *Landwirthschaft in Angeln*, besonders die Bauernwirthschaft in den Aemtern, ein sehr reich mit Bemerkungen ausgestatteter Aufsatz, der aber auch zeigt, wie viel eine gute landwirthschaftliche Gesetzgebung den Wohlstand des Landes Angeln und der Bauergüter verbessern könnte. In Landwirthschaft und Viehzucht ist der Angler gleich thätig. Es giebt hier □Meilen mit 1350 Milchkühen neben einer starken Zuzucht. Die Kuh liefert dort 80 bis 150 Pfund Butter. Die Stallfütterung ist selten, die Tüderung der Kühe auf der Weide häufiger; die Pferde-, Schaaf- und Bienenzucht sind nicht ganz verabsäumt, eben so wenig der Garten- und Obst-, und der Hanf-, Flachs- und der Hopfenbau. Der Landmann liest viel, ist religiös, lässt sich aber von seinen Vorgesetzten ungern zu vielerley vorschreiben, was er selbst besser zu kennen glaubt. Der Angler lebt gut, aber auch er ist meistens durch Wohlfeilheit seiner Producte verarmt und leidet an einer fehlenden Gesindeordnung. — II. Ueber die *Briefungen im elderstädtischen Processverfahren*, d. h. die Mandatsprocesse, vom Adv. *Cornils*. — III. Ueber die verschiedenen Arten der *Landstellen* und besonders der festen, d. h. der dienstpflichtigen. V. Beyspiele neuerer Bemühungen für *Verbesserung der Gefängnisse*, von *Niemann*. — VI. Betrachtungen über die *Sparkassen*, ein wohlgerathener Aufsatz. Auch in Flensburg bewährte sich diese Einrichtung als sehr wohlthätig. IX. 20 Miscellen. Bitte der Schleswig Holsteiner an den Monarchen um eine Verfassung. — Das Seebad zu Wyck auf Föhr blüht seit 1819. — Die Friedrichberger Spar- und Leihenkasse in Schleswig hat 10,000 Rthlr. Einsätze und einen Sparfond von mehr als 1100 Rthlr.

ge-

gesammelt. XI. Literaturbericht neuer Druckschriften. — XII. XIII. Unwichtig für Ausländer, ausser dass Capitän v. Jahn den Volkskrieg unter K. Christian IV. in den J. 1643 bis 1645 wider den schwedischen General Torstensohn in einem eigenthümlichen Werke darstellen will. — Heft 2. Darstellung der *Communalverfassung in der Kremper und Wilster-Marsch*, vom Obergerichtsadv. *Löck* in Itzehoe. Für das Ausland voll Interesse, um sie mit eigenen ähnlichen Verfassungen zu vergleichen. — XV. Statistik von *Rendsburg*. — XVI. Beyträge zur *physischen Geschichte Eiderstedts*, auch als Beyspiel der Umformung des Bodens eines niedrigen Küstenlandes merkwürdig, vom Pastor *Kuss*. XX. Ueber das *neutrale Interesse, besonders Dänemarks, bey den Kriegsverhältnissen Spaniens und Portugals*, vom Kammerrath *Gloyer*. — XXI. 11 Miscellen. Ein Böttgeramtsmeister Behrensen in Kiel veranlasste das Amt, ein Stück Land zu Erzielung von Bandweiden zu pachten, worauf 145,000 Weiden gepflanzt wurden. Der nämliche fand sich veranlasst, als 27 Pf. Bretlinge (kleine Fische) in Kiel 2½ Schill. galten aus solchen 1820 und 1821 45 Tonnen trefflichen Thran zu brennen, und nutzte den Abfall als Düngung. Auch benutzte er den Obstüberfluss zu Cyderwein und Essig. Die Regierung schenkte dem unternehmenden Manne zur fernern Ermunterung 300 Reichsbankthaler. Heft 3. XXIII. *Geschichte des Schleswiger Stadtrechts*. — XXIV. Bemerkungen über die *Gefängnisse des Landes*, besonders in *Glückstadt*. — XXVI. Der *königl. dänische Hof- und Staatskalender* für 1823. Der Hof ist nicht zahlreich. Die Kapelle hat 57 Musiker. Das Theaterpersonal gegen 111. Der Hofstaat der Königin zählt 16 Personen, der geheimen Conferenzräthe sind 38, der Conferenzräthe 30, der Staatsräthe 112, 36 tituläre Generalkriegscommissäre; die dänische Kanzley besteht aus 64, die Schleswig-Holstein-Lauenburgische aus 31 Personen. Die Universität zu Kopenhagen hatte 11 ordentliche und 13 ausserordentliche Professoren, die zu Kiel 26 Professoren und 8 Privatdocenten mit 260 Studierenden im J. 1823. Das höchste Gericht hat einen Justitiar, einen Vicejustitiar und 11 Assessoren neben 31 ausserordentlichen Assessoren, von denen der Justitiar nur 20 einzurufen pflegt. Die Obergerichte zu Schleswig und Glückstadt haben jedes einen Kanzler, Vicekanzler und 7 Räthe mit 6 Sekretären. Das Schleswigsche Landgericht hat einen Landkanzler (den Obergerichtskanzler) mit 4 Obergerichtsräthen, auch 5 adligen Landräthen. Das Holsteinische Landgericht hat einen Landkanzler (den Obergerichtskanzler) 4 gelehrte Obergerichtsräthe und 3 adlige Landräthe. — XXVII. 20 Miscellen. — Das Torfgraben in der Herrschaft Pinneberg ist ein Beförderungsmittel der Sittenlosigkeit unter dem Gesinde. XXVIII. *Stipendien in Holstein* aus dem 16ten Jahrhundert tragen Einkommen 197 Mark 15½ Sch., aus dem 17ten Jahrh. 3490 M. 7 Sch., aus dem 18ten Jahrh. 5050 M. 7 Sch., aus dem 19ten Jahrh. 489 M. in Summa 9227 Mark 13½ Sch. XXIX. Literarische Anzeige. XXX. Bericht über das *Taubstummen-Institut zu Schleswig* für 1822. Es hat an Industrie-Anstalten eine Drechsler-Werkstätte, eine Weberey und eine Buchdruckerey. Heft 4. XXXI. *Peter Hobbes Gedenkbuch über die kremper und wilster Marsch* giebt manche neue Nachrichten über den Aufstand Grafen Gerhards wider seinen Bruder König Christian I., über die Eigenthümlichkeiten jener Marschen und seine Unterhaltung mit König Friedrich III. von Dänemark. XXXII. Die *Bevölkerung Holstein's* betrug 1823: 385000, die von *Schleswig* 314000 Köpfe auf 170¼ Quadratmeilen.

GESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Felsecker: *Ueber den Nutzen der Geschichte. Gelesen in der öffentlichen Versammlung der königl. Acad. d. Wissensch. in München zur Feyer des Maximilianstages* 1822, von *Fr. Roth*, königl. baier. Ministerialrathe und ord. Mitgl. der Acad. 16 S. 4.

Der hochgeachtete Vf. scheint sich vorgenommen zu haben, an einem recht gewöhnlichen Thema zu zeigen, dass klassische Bildung, philosophischer Geist, verbunden mit einem kernigen Hamann-Taciteischen Stile, noch immer einer vielbesprochenen Sache eine anziehende Seite abgewinnen könne. Aber der Zweck der Gelegenheitsschrift verbot fast eine völlige Ausführung und erlaubte nur Andeutungen, die zugleich deutlich zeigen, dass sich selbst noch mehrere nutzreiche Anwendungen dem Thema abgewinnen lassen. Was gewöhnlich und zunächst von der Geschichte gelobt wird, wird kurz abgefertigt, und in ihr ein *Schauplatz göttlicher Gerechtigkeit* (mit Anwendung auf Schillers bekanntes Wort: die Weltgeschichte ist das Weltgericht!) gefunden, und zwey grosse Wahrnehmungen von der *Macht und Lebenskraft des Guten* und der oft späten, doch gewissen *Strafe des Bösen* damit verknüpft. Die Geschichte gewährt Einsicht in die Beschaffenheit menschlicher Dinge, in die Stärke und Schwäche der menschlichen Natur, und giebt Aufschluss über die Natur der bürgerlichen Gesellschaften. Wenn nicht in gleicher Ausdehnung und Fülle, doch zuweilen selbst eindrücklicher wirkt diess auch die *vaterländische* Geschichte; aber alle Geschichte wirkt nichts, ohne die *Wissenschaft des Wahren und Wirklichen*. „Durch die *Philosophie*," schliesst der Vf., „wird die Historie ein Licht der Wahrheit, eine Führerin zur echten Aufklärung, die nichts blendendes hat, nichts angreifendes noch verletzendes, sondern aus der Einsicht Besonnenheit, und aus der Besonnenheit Ergebung, Ruhe und Zufriedenheit erzeugt."

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1824.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Breslau, in d. Universit. Druckerey: *Commentatio de examine physiologico organi visus et systematis cutanei*, quam pro loco in ord. med. Vratislav. publ. def. *Joannes Evangelista Purkinje*, Physiol. et Pathol. Prof. ord. 1823. 58 S. 8. und eine Tafel in Steindruck.

Herr *P.*, früher Profector in Prag, wurde an des verdienstvollen Bartels Stelle nach Breslau berufen. Obgleich nun Rec. recht wohl weiss, dass man nicht allemal von den Schriften eines Gelehrten auf seine Tüchtigkeit als öffentlicher Lehrer einen richtigen Schluss machen kann, so war er doch mit Vielen, die gleich ihm an dem Gedeihen der Universität Breslau wahrhaft Theil nehmen, auf diess erste literarische Auftreten des Vfs. um so mehr gespannt, als ihm eine frühere kleine Schrift desselben über das Sehen in subjectiver Hinsicht nur dem Titel nach bekannt geworden war. Rec. hat nun vorliegende Habilitationsschrift aufmerksam gelesen, würde es aber für zu voreilig und für unbillig gegen den Vf. halten, wenn er aus derselben einen allgemeinen Schluss auf die Tüchtigkeit des Letztern ziehen wollte. Gelegenheitsschriften der Art müssen oft unter so ungünstigen äussern Verhältnissen ausgearbeitet werden, dass sie nur seltener gediegen ausfallen, und besonders sieht man der gegenwärtigen eine ziemlich grosse Flüchtigkeit an. Ist doch die Zeit so kurz zugemessen gewesen, dass die unerhört vielen Druckfehler nicht verbessert, oder auch nur angezeigt werden konnten. Hoffentlich giebt uns bald eine grössere Arbeit Hrn. *P's* reichliche Veranlassung, anzuerkennen, dass er das in ihn gesetzte Vertrauen gerechtfertigt habe.

In der *Einleitung* handelt der Vf. von der physiologischen Praxis, und versteht darunter, nicht ganz übereinstimmend mit dem Sprachgebrauche, dasjenige ärztliche Verfahren, vermittelst dessen der Mensch, abgesehen von aller Krankheit, dem Ideale der Gesundheit möglichst nahe geführt wird. Er eifert gegen diejenigen, welche die Anwendbarkeit eines solchen Verfahrens für paradox und die Anwendung desselben für der menschlichen Freyheit nachtheilig halten, da doch der tägliche Augenschein lehre, dass Thiere und Pflanzen nach gewissen Regeln zu höherer Vollkommenheit gezogen werden können. Rec. gesteht, dass auch er von einer sogenannten Macrobiotik zum täglichen Gebrauche des Laien wenig halte, wenn sie nur über die allgemeinsten Regeln hinaus geht. Der Mensch, der sich durchaus nach den oft noch sehr problematischen Vorschriften richten wollte, müsste wirklich das elendeste Leben führen. Er wäre, wie der Hypochondrist, der Sklave seiner Besorgniss für Krankheit. Darin liegt es auch, dass die Diätetik von jeher so wenig allgemeinen Eingang gefunden hat, und die meisten Menschen es verziehen, ihre Sünden in dieser Hinsicht jährlich mit einigen Wochen Krankheit abzubüssen. Die Parallele zwischen dem Ziehen der Pflanzen, Thiere und dem des Menschen ist übrigens unglücklich gewählt, wie jeder leicht einsehen wird, der sich den Zweck und die Art dieses und jenes vergegenwärtigen will. — Die bisher zu sehr übersehene und doch wirklich beynahe wichtigste Hälfte des ärztlichen Wissens soll nun in jener physiologischen Praxis bestehen, welche die medicinische Policey, die Lehre von der physischen Erziehung, die Diätetik und Gymnastik unter sich begreift.

Zweyter Abschnitt. Kenntniss der Individualität im Allgemeinen. Sie ist Grundlage der Kunst des Individualisirens und dadurch eines glücklichen Erfolgs in der ausübenden Heilkunst. Gemeinhin schreibt man den Besitz jener Kunst einer angebornen oder erworbenen Fähigkeit, einem eigenthümlichen Tact des Arztes zu, allein eigentlich muss man die Physiologie als wahre Quelle derselben ansehen. Denn es handelt sich um die richtige und genaue Kenntniss der natürlichen Eigenschaften eines gegebenen Individuums, welche der Arzt bis in ihre letzten Verzweigungen genau erforschen soll, um sich einen klaren Blick in die Natur des Individuums zu verschaffen. — (Rec. wünschte wohl zu erfahren, wie es ein auch nur etwas beschäftigter Arzt anfangen sollte, wenn er sich auf die vom Vf. angegebene Weise mit den Eigenheiten eines Individuums bekannt machen wollte. Wo sollte er dazu Zeit hernehmen? Der tüchtige Arzt übersieht alles Nöthige mit *einem* Blicke und trifft unter hundert Malen gewiss den Nagel neun und neunzig mal öfter auf den Kopf, als ein anderer, der jede Faser des Körpers zehnmal nach allen Seiten umkehrt. Es ist nicht bloss ein leerer Volkswahn, dass das Talent den Arzt zur Ausübung geschickter macht, als alle Gelehrsamkeit. Nur *der* kann ein in jeder Hinsicht tüchtiger Arzt werden, in welchem sich angebornes Ta-

lent und erworbene Kenntnisse vereinigen, nur mit letztern ohne ersteres wird der Arzt am Krankenbette immer eine traurige Figur spielen.)

Dritter Abschnitt. Ueber das physiologische Examen. Man kann die physiologische Praxis nach Maassgabe der therapeutischen in Diagnose, Prognose, Indication und Kur eintheilen. Die Diagnose fusst auf dem Examen. Zum physiologischen Examen fehlt es noch an einer Anleitung, die auch hier nicht vollständig gegeben werden soll. Im Allgemeinen sind die besondern Formen des Organismus und die verschiedenen Erscheinungen des Lebensprocesses, letztere nöthigen Falls durch Experimente zu erforschen. — (Wenn nun Herr *P.* auch die Ausmittelung der krankhaften Anlagen in das Gebiet des physiologischen Examens zieht, so kann ihm Rec. darin nicht beypflichten. Denn krankhafte Anlage, wenn man, wie gewöhnlich, darunter die vorherrschende Neigung zu irgend einer Krankheit versteht, ist schon Anfang der Krankheit selbst und somit Gegenstand der Pathologie und des pathologischen Examens, um einen dem „physiologischen Examen" analogischen Ausdruck zu brauchen.)

Vierter Abschnitt. Aeussere physiologische Untersuchung des Sehorgans. 28 verschiedene, zum Theil Rec. früher noch nicht bekannte, oft sinnreiche Vorschriften zur Erforschung der Verhältnisse dieses Organs. (Rec. bemerkt hier nur, dass es ihm bey mehrfach, an verschiedenen Subjecten angestellten Versuchen nie gelingen wollte, Luft aus der zugehaltenen Nase bey zugemachtem Munde durch die Thränenpuncte herauszutreiben. Immer wurden die Gehörorgane vor dem Gelingen so stark afficirt, dass man von fernern Bemühungen abstehen musste. Auch scheint Rec. die Behauptung, dass man von der Beschaffenheit der Albuginea auf die der übrigen fibrösen Häute mit Sicherheit schliessen könne, zu wenig haltbar.)

Die Betrachtung einiger subjectiven Erscheinungen beym Sehen macht den Uebergang zum *vierten Abschnitte*, in welchem die äussere physiologische Untersuchung des Hautsystems abgehandelt wird. Der Vf. erklärt sich für die Gegenwart von Hautporen, die aber wegen der Elasticität der sie umgebenden Substanz so verschlossen werden, dass sie nur einer von innen andringenden Flüssigkeit Durchgang gewähren, keinesweges aber dem Auge, selbst nicht dem bewaffneten, sichtbar sind.

Rec. wunderte sich folgende, wörtlich hierher gesetzte Stelle zu finden, die doch wenigstens viel zu spät kommt:

„*Erst non negem hisce lineis* (*scil. palmaribus*) *physiognomicum etiam inesse quempiam significatum, cum manus instrumentum sit praecipuum humani laboris, atque diversi motus modi ad quos destinata est ad internam quoque individui indolem indeque sequentes vitae casus conjecturam facere perhibeant, parum tamen et vix quidpiam veritatis in cheiromantorum placitis adesse persuasum habeo et eorum operam augurum et haruspicum ex volatu avium intestinorumque motibus vaticiniis aequiparandam existimo.*"

Die Steindrucktafel enthält mehrere, nicht durchaus gut ausgefallene, den Text erläuternde Abbildungen des Auges, der Hautfurchen, der Hand und dergl.

GESCHICHTE.

BERLIN, b. Reimer: *Die Weltgeschichte in gleichzeitigen Tafeln zum Gebrauch für Schulen*, bearbeitet von *F. A. Pischon*, Pred. am grossen Friedrichs-Waisenhause und Lehrer am königl. Cadettencorps in Berlin. *Zweyte* Abtheilung, *welche die Geschichte des Mittelalters, nebst einer vollständigen Darstellung der politischen Geographie der mittlern Zeiten, eine Uebersicht der geschichtlichen Literatur und der Wissenschaft-, Kunst- und Sittengeschichte* dieses Zeitraums enthält. 1824. VIII u. 203 S. qu. 4.

Für das dreyjährige Warten auf diese Fortsetzung wird der Besitzer der ersten Abtheilung (1820 s. A. L. Z. 1821. N. 95) reichlich entschädigt, und diessmal bestätigt sich das alte Sprichwort: *Was lange währt, wird gut.* Wenn Rec. an der ersten Abtheilung manches nicht unbegründete auszusetzen hatte, so findet er hier einen desto grössern und unverdrossenern Fleiss, der sich in Zusammentragung von Materialien so gut wie in ihrer Prüfung und Sichtung und in Verbindung mit einem geschärftern Blicke auf das, was mehr und minder wichtig ist, unverkennbar zeigt.

Schon die Inhaltsbestimmungen, die auf dem Titel selbst enthalten sind, beweisen, dass sich der Vf. das Mittelalter in seiner ganzen historischen Fülle gedacht habe; dass es ihm nicht bloss um eine trockene Aufzählung der wichtigsten Thatsachen jenes Jahrtausends in abgebrochenen Sätzen und ethnographisch und synchronistisch neben einander fortlaufenden Spalten zu thun gewesen sey, die wahrhaftig weder neu noch sehr schwierig gewesen wäre, sondern vielmehr um eine Darstellung des Mittelalters in geographischer, politischer und literarisch-moralisch-technischer Hinsicht. So erst rundet sich alles ab, was gewöhnlich vereinzelt, eckig und hölzern in Tabellen über das Mittelalter zusammengepfercht wird. Von allen diesen Bemühungen war nun unbestritten die um die Geographie des Mittelalters die mühsamste, und es bedarf nicht erst dafür der Versicherung in der Vorrede, dass man kaum ahnen werde, wie viel Mühe die wenigen (12) Bogen (Geographie) ihrem Vf. gekostet haben. Von der Regierung aufgefodert zu einer genauern Bearbeitung der politischen Geographie, ging der Vf. von dem frühern Vorsatze, bloss einen ganz kurzen Abriss den Tabellen voranzuschicken, ab, und an das

das tiefere (dreyjährige) Studium, ohne indess seine Arbeit für etwas Vollkommenes anzusehen. Wenn auch diess letztere Rec. bestätigt, so soll es keinesweges ein Tadel oder Vorwurf seyn; denn nach des Rec. Meinung kann überhaupt über diesen schwierigen Gegenstand *im Ganzen noch* nichts Vollkommenes geliefert werden, so lange nicht eine Menge specielle (und unmöglich von Einem oder Zwey Forschern bloss anzustellende) Untersuchungen über die mittlere Erdkunde einzelner Länder und Territorien angestellt und in ihren Resultaten vorgelegt worden sind. Viele Karten und Werke sind dem Vf., wie er selbst bedauert, nicht bekannt geworden, und in der Schilderung einzelner Länder wird leicht der Gelehrte, der einem derselben ausschliesslich sein Studium widmet, manche Aussetzungen zu machen haben; aber alle solche Bemerkungen sind unendlich leichter als das Ganze nur so zu machen, wie es dem Vf. gelungen ist. — Rec. trägt kein Bedenken, diese auf 96 enggedruckte und grossen Quartseiten vorausgeschickte Geographie des Mittelalters als die *beste Arbeit* anzuerkennen, die ihm, mit der Literatur dieses Gegenstandes, so wie mit Untersuchungen dieser Art, nicht ganz unbekannt, *zur Zeit* zu Gesicht gekommen ist. So ist vorerst für diesen Theil der historischen Geographie ein Abriss gewonnen, von dem aus und in welchen hinein man nur speciell untersuchen, nachtragen, nachbessern, vervollständigen kann. Leicht möglich, dass, wenn dadurch dieses Studium recht angeregt würde, in 20 Jahren schon ganz andere Resultate dastehen könnten, aber etwas schon haltbares musste doch da seyn, von dem man ausgehen konnte, und diesem wird auch dann der Ruhm unverkümmert bleiben, nach Zeit und Kräften das Ganze begründet oder um einen tüchtigen Schritt weiter gebracht zu haben. Damit aber so schöne und lange Vorarbeiten noch weiter wuchern mögen, wäre sehr zu wünschen, dass der Vf. nach baldiger Vollendung der dritten Abtheilung oder der neuern Geschichte noch einmal zur Geographie des Mittelalters zurückkehren, sich vorläufig weitere Materialien und Karten sammle, wobey z. B. *Wersebe*, *Schultes directorium diplomaticum* von Obersachsen, *Günther codex diplom. Rheno-Mosellanus*, *v. Langs* Karten und Abhandlung über Baierns Länderbestand und Anwachs (in den Denkschriften der Münchner Akademie) für Deutschland u. s. w. benutzt werden müssten. Bey einer öffentlichen Auffoderung würde mancher gern neue Materialien dem Vf. nachweisen, vielleicht selbst mittheilen. Dann müssten aber auch Karten beygegeben werden, wenn auch nicht von einzelnen Ländern, doch wenigstens von West- und Ost-Europa abgesondert, und eben so einzeln von Asien und Afrika, auch nicht nach Jahrhunderten, sondern nach den wichtigsten Momenten des politischen Lebens.

Auf eine kurze Einleitung folgt die *Chronologie* des Mittelalters nach den verschiedenen Aeren, Indictionen (312, nicht 1312, wie es durch einen Druckfehler heisst) Hadschra u. s. w. Dann S. 2. geht der Vf. zur *Geographie* über. Unter den Hülfsmitteln vermisst Rec. den immer noch hin und wieder brauchbaren *Atlas historicus*, von *Joh. Matthias Hase*. Nürnb. 1750. Fol. Die Geographie ist in 3 Zeitabschnitten, 888, 1300 und 1500 abgehandelt, und zuerst natürlich immer Europa, dann Asien und Afrika. Dass der erste Abschnitt besser bey 843 als dem Zeitpunkte der *vertragsmässigen* Trennung des Frankenreichs, und der wirklichen Entstehung Frankreichs und des deutschen Reichs zu machen gewesen wäre, geht auch daraus hervor, dass um 888, oder richtiger 887, als am Ende der kurzen und *ganz zufälligen* Vereinigung, Karls des Grossen Monarchie unter Karl dem Dicken gar nicht mehr ganz beysammen war. Bey wichtigern Reichen wird in jeder einzelnen Periode wieder der geographische Zustand unter mehrern wichtigen Regenten aufgeführt, z. B. Frankenreich unter Chlodwig, dann 569, 741, 814, 843. — Ueber einzelne Kleinigkeiten wird Rec. nicht viel mit dem Vf. rechten, z. B. dass Hochbuckl und Hamaburg für dasselbe gehalten werden; bey den Slaven des ersten Zeitraums die Carner und Carantaner fehlen, wenn sie nicht vielmehr *celtischen* oder rhätischen Stammes waren. Dass China vier Mondsreisen (Reisen nach dem Monde?) lang seyn soll; dass die deutschen Fürstenthümer erst im 13ten Sec. neblich geworden wären, dass zu Werlitz eine sächsische Pfalz war, was Werle heissen muss, von wo sie nach Goslar verlegt wurde; dass Dacia noch immer für Dania angeführt wird; dass die drey Marken, die meissnische, südthüringische und nordthüringische mit ihren Bisthümern (aus denen sie noch erkannt werden können) Meissen, Merseburg und Naumburg-Zeiz nicht genau genug gesondert und die Zupanien (das slavische Analogon der deutschen Gaue) nicht erwähnt sind. Die Existenz des alten *Wineta* ist zu zweifelhaft, um bestimmt angenommen zu werden: die Vereinigung Aragoniens (warum *Arrag?*) und Castiliens ging erst 1516 oder 1517 vor sich, so wie die Vermählung Ferd.'s und Isab.'s 1469, nicht 79. Otto der Erlauchte † 1253, nicht 52, und sein Vater nicht 1301, sondern 1231. (cf. S. 70.)

S. 97 beginnt eine Uebersicht der vorzüglichsten Quellen und Hülfsmittel der mittlern Geschichte, wobey Rec. den ersten Band von Robertsons Karl V., Gibbons und Hallams Werke ungern vermisst. Bey Deutschland sind die SS. r. G. (vor denen *dessen* steht) nicht von Leibnitz, sondern von Mencke, eine Anzahl anderer Sammlungen fehlen ganz, so auch Guntheri Ligurinus bey Friedrich I.; ferner die letzten 6 Bände der *Monumenta boica* bis 1821; der Vte Band der Origg. Guelf. — Die historischen Tabellen selbst zerfallen in 5 Zeiträume: 476.—622; 888; 1095; 1300; 1492; obgleich sehr passend in den Spalten der einzelnen Völker noch eine besondere und zweckmässige Periodologie durchgeführt ist.

ist. Auch verdient es Lob, dass die Chronologie zwar eine eigene Spalte hat, aber doch bey jedem einzelnen Staate wieder besonders und specieller angeführt ist. Wenn in einigen Spalten vor 843 schon Frankreich statt Frankenreich steht, ist es wohl ein Druckfehler. Auch hätte von den vielen Fragezeichen eines bey dem den Ungern geschickten Hund gesetzt werden können, und bey der Fehme, die (170) beym Jahre 1381 erst aufkommen soll, obgleich hinten der Umstand richtiger angegeben ist. Ob die Pikten Germanen waren, will Rec. nicht unbedingt unterschreiben. S. 174 fehlt die wichtige Vergabung Brandenburgs an das Haus Zollern, und S. 180 muss es nicht Colon, sondern Colombo, *aus der Vorstadt S. Andreas bey Genua gebürtig*, heissen. (cf. *Codice diplomatico Colombo-Americano.* Genua 1823. 4.) S. 148 ist die Schlacht von Lignano richtig 1176, S. 192 aber falsch 1175 angegeben, auch steht das Aeneas Sylvius Roman Euryolus und Lucretia im 1sten (nicht im 2ten Bande) von Hahns Collectio. — S. 182 beginnt eine für den Zweck des Buches sehr passende Uebersicht der „Wissenschaft u. Kunst" und Sittengeschichte der mittleren Zeit, die mit vielem Fleiss zusammengetragen ist. Schriften und sogar Ausgaben der Gelehrten sind meistens angegeben; über das zuviel und zuwenig wird die Ansicht immer verschieden bleiben. Von Druckfehlern, deren leider viele vorkommen, will Rec. den Herrn Vf. nur auf einige nicht angezeigte aufmerksam machen. S. 27 Saalfeld st. Sualif; Lontium st. Lentium; Radericus st. Radevic. S. 114 bey Severin l. 1638. 115 Baiern; S. 135 am Rande l. 950 st. 750; S. 144 Abmudolmen l. Abdolmumen; S. 172 Joh. v. Trotzmar l. Trotznow; S. 176 muss es st. 1470, 1740 heissen; S. 180 Togluk l. Togrul; S. 186 vita Aescharii l. Ansch. und Annales Bertiniani statt *ae.* S. 188 Domianus, Montanabbi l. Montenebbi; Clamengis l. Clemangis; S. 205 Feuerbach l. Peurbach, u. S. 203 Abrabanal l. Abarbanel. Mehreres minder wichtige, welches Rec. in seinem Exemplar angestrichen, übergeht er, des „*ubi plurima nitent* etc., eingedenk, und bittet nur noch den Vf., die oben von ihm geäusserten Wünsche zu beherzigen.

ERDBESCHREIBUNG.

TÜBINGEN, in Comm. b. Osiander: *Versuch einer Beschreibung von Schwenningen in der Baar am Ursprung des Neckars*, in *geognostischer*, *landwirthschaftlicher* und *medicinischer* Beziehung; mit 2 Beylagen die Bevölkerungsverhältnisse und Resultate der Bohr-Versuche auf Steinsalz bey Schwenningen enthaltend, von *F. W. Sturm*, Unter-Amtsarzt zu Schwenningen und correspondirendem Mitglied der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins in Würtemberg. 1823. IV u. 120 S. 8.

Wenn auch zuweilen über die ungemessene Zahl der Bücher geseufzt wird, so giebt es doch wieder ganze Arten, deren es eigentlich nie zu viele geben kann, dahin gehören Topographieen, von welchen jede, die sich mit noch nicht beschriebenen Orten und Gegenden beschäftigt, nothwendig etwas Neues enthalten, und als Beytrag zur Erd- und Menschenkunde höchst willkommen seyn muss, es wäre denn, dass Civilisation und Luxus am Ende alle Völker der Erde gleich machten. In gewisser Art mögen auch Topographieen grösserer Städte noch eher manch gemeinsames haben; desto verdienstlicher, wenn gleich weniger belohnend, ist es aber, Dörfer und entlegene Gegenden des Landes zu beschreiben. Hier tritt ein gelehrter Arzt mit der Beschreibung eines Orts, dem Abnoba'schen Gebirge der würtembergischen Baar auf, dem bis jetzt noch nicht die Ehre einer öffentlichen Beschreibung wurde, ungeachtet seine Lage an der so schmalen Wasserscheide der Donau, des Rheins und Nekars mit dem Ursprung des letztern, die Nähe eines reichen Torflagers und wenig entfernt, reiche erst kürzlich entdeckte Salzlager derselben ein eigenthümliches Interesse verleihen. Sowohl für sich, als auch als Beytrag zu einem grössern Werke ist recht interessant, was der Vf. in den vier Abschnitten seines Buchs über Geschichte des Orts, Lage und Klima, Ursprung der Benennung, Wasserscheide, Gebirgsarten, Torfmoor, Pflanzen u. s. w., so wie über Volkszahl, Lebensart, Nahrungsmittel, Kleidung, physischen und moralischen Charakter, Mundart und Provinzialausdrücke, eigenthümliche Gebräuche, Krankheiten, Gewerbe und endlich über Landwirthschaft sagt. Rec., der jene Gegenden nur von einem sehr flüchtigen Besuch kennt, wünscht ihren etwas rauhen, wenn nicht ungeschlachten, Bewohnern Glück zu einem so gutmüthigen Arzt, der seinen wohl nicht angenehmen Aufenthalt neben einer gewiss wenig ermuthigenden Praxis solchen Untersuchungen widmet, und so wohlwollend von seinem Publicum spricht. Doch hätte Rec. gewünscht, über eine vor mehreren Jahren in dieser entlegenen Gegend entstandene, den Quäkern ähnlichen Secte, wobey, so viel Rec. erfahren konnte, viele plötzlich und krankhaft von convulsivischen Bewegungen des Körpers befallen wurden, und deren der Vf. S. 48 zu kurz erwähnt, mehreres zu erfahren. Für die zahlreichen Verehrer von Hebels alemannischen Gedichten wird der Abschnitt über Mundart und Provinzialausdrücke wichtig seyn. Einen vorzüglichen Werth erhält die Schrift durch die mineralogischen Untersuchungen und Resultate der Bohrversuche auf Steinsalz in der Gegend von Schwenningen, wovon hier das ausführliche nicht erwähnt werden kann.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1824.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Hartmann: *Praktische Bemerkungen über die gestörte Absonderung der Galle, abhängig von Krankheiten der Leber und der Verdauungswerkzeuge*, von Dr. *Joseph Ayre*, Arzt am allgemeinen Kranken - und Gebärhause zu Hull u. s. w., *deutsch bearbeitet von Justus Radius*, Doctor der Medicin und Chirurgie u. s. w. 1822. 168 S. 8.

Vorliegendes Buch ist für den praktischen Arzt, welcher, unbefangen von hypothetischen Träumen, durch Beobachtung und Erfahrung seiner Kranken und sein eignes Bestes sucht, eine der erfreulichsten Erscheinungen neuerer Zeit, und der deutsche Bearbeiter verdient den aufrichtigsten Dank des ärztlichen Publikums für die angewendete Mühe. Das sorgfältige Studium dieser Schrift hat uns manchen wichtigen Aufschluss und heilsamen Wink am Krankenbett gegeben, und wir können es nicht dringend genug einem Jeden empfehlen, wenn wir auch dabey auf die, bisweilen etwas einseitig auftretende Vorliebe des Verfassers für seine Ansichten aufmerksam machen müssen.

Nach diesen Ansichten giebt es eine Krankheit der Leber, vermöge welcher die Gallensekretion gestört, gehindert, oder gänzlich unterdrückt werden kann. Da die Leber dabey weder entzündlich afficirt, noch ursprünglich in ihrer Organisation (*fabrica*) verletzt wird, sondern jene Krankheit allein in einer Verstimmung und Abweichung in der Funktion der Leber, der Gallenbereitung, besteht; so kann man sie mit Recht eine dynamische nennen, obgleich ihre nächste Folgen allerdings in materiellen Abweichungen bestehen, wie sich weiter unten deutlich ergeben wird.

Die Formen des Uebelseyns, (*aegritudinis*) welchen allen jene Leberkrankheit oder ihre nächste Folge, die gestörte Gallensekretion, als eigentlicher *morbus* zum Grunde liegt, sind sehr mannichfaltig und vielgestaltig, so dass die Erkenntniss der eigentlichen Krankheit oft ungemein schwierig ist. Ihre Mannichfaltigkeit ergiebt sich auch schon leicht aus der vielseitigen Beziehung der Verdauung und der Verdauungsorgane; und es werden ferner die Erscheinungen jener Krankheit durch das Alter, die Constitution, die Kräfte des Kranken, und durch die einwirkenden Schädlichkeiten auf das Mannichfaltigste modificirt. Als, am häufigsten vorkommende, und gleichsam die Krankheit charakterisirende Erscheinungen führt indessen der Vf. folgende an: Im Anfange der Krankheit, bald nach Störung und Unterdrückung der Gallensecretion, stellt sich ein auffallend starker Appetit ein, doch findet nach dem Genuss keineswegs ein Gefühl der Sättigung statt, und es bekommen die Speisen nicht gut, wie sich die Kranken auszudrücken pflegen. Die Zunge wird allmälig trocken, und bekommt in der Mitte und an der Wurzel einen weissen und pelzigen Ueberzug, der Stuhlgang wird träge, wegen mangelnden Gallenreizes, und nur, wenn sich unverdaute, und nun krankhaft reizende Nahrungsstoffe im Darmkanal angesammelt haben, entstehen durchfallartige, und etwas erleichternde Ausleerungen. Die Exkremente sind wenig oder gar nicht gefärbt, schäumend, übelriechend, oft sauer, schleimig und miss - oder vielfarbig. Der Urin ist trübe und dunkelgefärbt, bisweilen auch klar. Ausserdem bemerkt man an den Kranken eine bedeutende Niedergeschlagenheit und Entkräftung; auch klagen sie bisweilen über Schwindel und Blödsichtigkeit, die Augen sind matt, sie haben öfters Frösteln und ziehende Schmerzen in den Knieen und Knöcheln. Dabey ist viel Neigung zum Schlaf vorhanden, der Schlaf dauert lange, ist aber nicht erquickend. Der Puls ist meistens unverändert, nur bey reizbaren Personen wird er fieberhaft und Kinder bekommen ein wirkliches remittirendes Fieber. Durst ist selten vorhanden.

Aus diesem ersten, *chronischen* Stadium, welches oft Monate, ja Jahre dauern kann, geht nun die Krankheit plötzlich in das *acute* über, der grosse Appetit verwandelt sich in kurzer Zeit in Appetitlosigkeit, ja in Ekel und Widerwillen gegen alle, besonders gegen ehemalige Lieblingsspeisen. Zugleich zeigt sich im Anfange dieses Stadiums ein auffallendes Zusammensinken des Pulses und der Lebenskräfte (*collapsus*), es stellen sich Schmerzen in der Magengegend und in dem einen oder andern Hypochondrium ein, welche nach dem Rücken hinunter ziehen, und bey Nacht zunehmen. Der Schlaf ist sehr unruhig, und wird durch aufschreckende Träume unterbrochen, welche endlich eine gänzliche Abneigung gegen denselben erzeugen; und nun bildet sich, nach jenem Zusammensinken, eine fieberhafte Reaction aus, ein wirkliches Fieber, welches besonders in der Nacht heftiger

tiger wird, und des Morgens nachläſst. — Bey Kindern ſehr häufig, ſeltener bey Erwachſenen, ſtellt ſich ſchon im erſten Stadium ein ſchleimiger Huſten ein, welcher beſonders gegen Abend zunimmt, und dann oft mit einiger Schwerathmigkeit verbunden iſt. Er iſt wichtig, weil er leicht die Diagnoſe trüben kann. Mit dieſem akuten Stadium beginnt aber nun die Thätigkeit der Naturkraft, welche dabey immer, wenn auch oft, ohne ihren Zweck zu erreichen, in ihren Beſtrebungen als *vis medicatrix* erſcheint. Sehr gefährlich iſt der Anfang des akuten Stadiums, das Zuſammenſinken der Lebenskräfte, der *collapſus*, welcher oft tödtlich wird. Dann aber ſucht die Natur auf dreyerley Wegen die Heilung zu bewirken. Einmal thut ſie dieſs, indem ſie plötzlich die Gallenſekretion wieder herſtellt, entweder durch unerwartet eintretende, galligte und reichliche Stuhlausleerungen, oder durch eine wirkliche Gallenruhr, das heiſst, durch galligte Ausleerungen nach oben und unten, welche durch ihre Heftigkeit gefährlich werden können. Dennoch iſt dieſs immer noch die günſtigſte Entſcheidung. Dann ſucht die Natur die Blutanhäufung in den Gefäſsen der Leber, der übrigen Verdauungsorgane und der Pfortader, welche ſtets eine Folge der gehemmten Gallenſekretion iſt, entweder durch Hämorrhoidalblutfluſs (auf eine ſeltnere, aber ſehr vortheilhafte Weiſe,) oder durch ein idiopathiſches Blutbrechen und blutige Stuhlgänge, durch eine Art *melaena*, zu vermindern, welche letztere Kriſe ſchon bedenklicher iſt, und durch Uebermaaſs ſehr gefährlich werden kann. Endlich gleicht ſie durch allgemeine Erregung des Gefäſsſyſtems, durch Fieber, das Miſsverhältniſs zwiſchen dem Venenſyſtem des Unterleibes und dem geſammten Gefäſsſyſtems aus. Aber dieſer Weg iſt der allergefährlichſte, theils wegen der Heftigkeit, theils wegen der langen Andauer des Fiebers, und weil ſich leicht anderweitige nachtheilige Symptome, z. B. örtliche Entzündungen u. dergl. hinzugeſellen können.

Dieſs zur allgemeinen Ueberſicht der Anſichten des Vfs., nach deren Vorausſchickung eine kurze Anführung der einzelnen Abſchnitte des Buches ſelbſt, in welchem oft Wiederholungen und Abſchweifungen vorkommen, deutlicher werden wird.

In der *Einleitung* will der Vf. den Begriff der *galligten Krankheiten* nur auf ſolche eingeſchränkt haben, welche auf übermäſsige, verkehrte oder geſtörte Sekretion der Galle beruhen. Man ſieht aber leicht ein, daſs er ihn weiter, als gewöhnlich ausdehnt, da eigentlich galligte Krankheiten nur ſolche (wenigſtens nach altem Sprachgebrauch) genannt werden, welche von einer übermäſsigen Gallenerzeugung (Polycholie) ausgehen oder damit verbunden ſind. Er bemerkt ferner, daſs jene, oben ausführlich erläuterte Störung der Gallenſekretion öfter vorkomme, als man glaube, und daher in vielen Fällen verkannt werde. Bey Kindern liege ſie z. B. jener Krankheit zum Grunde, welche man *marasmus* oder das remittirende Fieber der Kinder genannt habe. Sie könne aber auch mit Zahnkrankheiten, oder mit Würmern, ſo wie mit dem chroniſchen Waſſerkopf, auch mit einer Krankheit der Meſenterialdrüſen, und ſpäter mit Hypochondrie, Hyſterie, Bleichſucht, Lungenſucht, mit Entzündung der Leber, des Bauchfells, der Gedärme, mit Blutbrechen (beſonders der Schwangern) mit Kindbettfieber verwechſelt werden, und liege oft dem Mutterblutfluſſe, beſonders im Wochenbette zum Grunde.

Das *erſte Kapitel* enthält die Pathologie der Grundkrankheit. Nachdem der Vf. das Phyſiologiſche der Verdauung ſehr gründlich abgehandelt, macht er auf den ſympathiſchen Zuſammenhang der einzelnen Verdauungsorgane, und auf die Störung der Functionen in den übrigen, wenn die Thätigkeit des einen oder andern krankhaft verletzt ſey, aufmerkſam. Die Urſachen ſind Erkältungen, Diätfehler, Uebermaaſs im Genuſs geiſtiger Getränke, einige Ausſchlagskrankheiten, namentlich die Maſern, ſitzende Lebensweiſe u. d. m. Das akute Stadium wird beſonders leicht durch Erkältung herbeygeführt. Die Krankheit kann auch alsbald mit dem akuten Stadium hervortreten, z. B. in der wahren Cholera.

Im *zweyten Kapitel* werden die, von uns hier gleich anfänglich angegebenen Symptome genauer beſchrieben, und das nachlaſſende Fieber der Kinder, dem geſtörte Gallenſekretion zum Grunde liegt, ausführlich dargeſtellt. Das erſte Stadium bleibt oft unbeachtet. Kleine Kinder werden matt, ſchlafen bey Tage viel, ſind aber des Nachts ſehr unruhig, haben ſtarke Neigung zum Eſſen ohne Sättigung. Später beginnt das akute Stadium mit Appetitloſigkeit und Ekel, Abmagerung, die nun raſch zunimmt, es ſtellt ſich Fieber und ſeine Art Stupor ein, Kopf und Leib werden heiſs, die Glieder kalt, bald erſcheinen leichte Krämpfe (innerliche Krämpfe), wobey das Geſicht, beſonders um den Mund herum, zuſammenfällt, und eine dunklere Farbe annimmt. Tödtliche Convulſionen beſchlieſsen die Scene. Bey etwas kräftigeren Kindern hilft ſich die Natur länger durch die beſchriebenen Stuhlausleerungen. Ueberhaupt aber iſt bey Kindern die *Abmagerung* auf eine mehr in die Augen fallende Weiſe, als bey Erwachſenen, die ſtete Begleiterin dieſer Krankheit; ſo wie auch der Huſten nicht leicht fehlt. Bisweilen kommen auch Puſteln im Geſicht, oder Blaſen über den ganzen Körper vor, welche auf einige Zeit erleichtern. Den Eintrit des akuten Stadiums kann man auch bey Kindern an dem oben beſchriebenen Zuſammenſinken (*collapſus*) erkennen. Sie befinden ſich dabey in einer Art Taumel, und haben ein ſchläfriges Anſehen.

Das *dritte Kapitel* handelt von den Abweichungen der Krankheit, oder vielmehr von ſolchen Fällen, in denen einzelne Symptome ſo ſtark hervortreten, daſs dadurch die Krankheit leicht mit einer andern verwechſelt werden kann. — Bisweilen

len erscheint die Krankheit auf den ersten Blick als Leberentzündung, besonders wenn Erkältungen vorhergingen. Doch schaffen in diesem Falle Aderlässe keinen Nutzen, und das Blut zeigt statt der Speckhaut nur eine grünliche Schattirung. Auch unterscheidet sich die Krankheit von der Leberentzündung durch die, bey Letzterer wohl nicht vorkommenden Niedergeschlagenheit und Schlaflosigkeit. Auch unter der Maske einer Bauchfell- und Darmentzündung tritt sie bisweilen auf, so wie im Wochenbett als Puerperalfieber, wo sie sich auch nicht selten mit Mutterblutfluss verbindet. Endlich zeigt sie bisweilen Symptome, welche eine chronische Leberentzündung oder organische Fehler des Unterleibes vermuthen lassen. Dasselbe gilt von Leiden der Gekrösdrüsen, bey welchen der Leib jedoch härter ist. Bleichsucht, Meteorrhagie, gestörte Menstruation und weisser Fluss sind nicht selten Symptome der Krankheit, so wie die wahre Cholera die akuteste Form der Krankheit selbst ist. In einem zweyten Abschnitte dieses Kapitels handelt der Vf. die sekundairen und sympathischen Symptome der Krankheit ab. Dahin gehören wassersüchtige Anschwellungen schwieriges Zahnen, Husten und andre, scheinbar der Lungenschwindsucht angehörige Symptome, die sich aber durch Störung der Verdauung, durch die Stuhlausleerungen und durch den Mangel des eigentlichen phthysischen Fiebers von der wahren Schwindsucht unterscheiden. Selbst eine chronische Affection der Bronchien soll von dieser Krankheit ausgehen (?) Dasselbe gilt von der Hypochondrie und Hysterie, doch bekommen den wahren Kranken Abführungen schlecht, welche in der Hypochondrie und Hysterie von gestörter Gallenabsonderung Erleichterung bringen. Auch Leiden des Gehörs, welche zu Wasserergiessungen Gelegenheit geben, gehen von der Krankheit aus, so wie Hautausschläge verschiedener Art. — Bey Gelegenheit der Nahrungsmittel empfiehlt der Vf. dringend das Selbststillen, und handelt überhaupt diesen Gegenstand trefflich ab.

Die Behandlung der Krankheit wird nun kurz, aber deutlich angegeben. Der Vf. würdigt die *vis medicatrix* der Natur, besonders in sofern sie sowohl die Erkenntniss der Krankheit erleichtert, als auch durch ihre Bestrebungen dem Arzte Winke für die Behandlung giebt. Als Hauptindicationen setzt er folgende fest: 1) Die Krankheit der Leber muss durch Wiederherstellung der Gallensekretion und durch Entfernung des congestiven (Blutüberfüllten, überhaupt vollsaftigen) Zustandes dieses und der übrigen Verdauungsorgane vermindert oder gehoben werden. 2) Man muss den Darmkanal von seinen krankhaften Ansammlungen und schlechtverdauten Nahrungsstoffen befreyen. 3) Es sind alle die verschiedenen schädlichen Einflüsse zu vermeiden, welche zur Unterhaltung der Krankheit beytragen. Die beiden ersten Indikationen werden durch *Calomel*, in kleinen Gaben, Kindern zu $\frac{1}{6}$ bis $\frac{1}{4}$, Erwachsenen zu $\frac{1}{2}$ Gran, in gelinderen Fällen nur des Abends gereicht, und durch purgierende Salze, z. B. Bittersalz, in vielem lauen Wasser gelöst, und in kleinen Gaben, zweckmässig erfüllt. In leichteren Fällen giebt man das Calomel nur des Abends, wo es wie ein beruhigendes Mittel wirkt, und am folgenden Morgen das abführende Mittel. In schwereren Fällen muss das Calomel öfter, alle zwey bis drey Stunden, auch bisweilen in abführender Gabe, angewendet werden. Selbst im Anfange des akuten Stadiums, wo das Zusammensinken eintritt, darf man sich durch die scheinbar grosse Schwäche, welche nur von Blutanhäufungen in den Venen des Unterleibes ausgeht, nicht vom Gebrauch des Calomels abschrecken lassen. In Fällen wo es zwey bis drey stündlich gegeben werden muss, setzt man den Gebrauch kleiner Gaben auf diese Weise zehn bis zwölf Stunden hinter einander fort, und giebt dann das abführende Mittel. Bisweilen schreitet bey diesem Verfahren die Besserung nur bis zu einem gewissen Punct fort, und bleibt dann stehen. Dann dienen Merkurialeinreibungen in das rechte Hypochondrium. Ueberhaupt muss das Quecksilber bis zur gänzlichen Umänderung der Stuhlausleerungen in die natürliche Beschaffenheit fortgebraucht werden. Da in dieser Krankheit nicht selten die Harnabsonderung ins Stocken geräth, so sind diuretische Mittel nicht selten heilsam, besonders Digitalis und Squilla. Im Anfange der Krankheit, wo der Magen mit zähem Schleim überladen ist, dienen Brechmittel; im späteren Verlauf sind sie nachtheilig. Blutentziehungen, allgemeine, sind im Ganzen schädlich, örtliche bisweilen angezeigt. Der Vf. bedauert indessen, dass es nicht in unserer Macht steht, den Hämorrhoidalblutfluss künstlich zu erregen. Opium darf nur bisweilen, in kleinen Gaben, mit Calomel verbunden, und sehr vorsichtig zur Minderung höchst erschöpfender Durchfälle bey Kindern, angewendet werden. Tonische und stärkende Mittel zur Nachkur widerräth Hr. *A.*, doch gab er in einigen Fällen mit Nutzen eine Verbindung von China, Rhabarber und Squilla in kleinen Gaben.

Es folgen nun eine Reihe höchst interessanter Fälle und Beobachtungen, welche indessen keines Auszuges fähig sind; wohl aber fleissig im Werke selbst nachgelesen werden müssen.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

HAMBURG, zum Besten des Waisenhauses: *Das Hamburger Waisenhaus.* Geschichtlich und beschreibend dargestellt von *Meno Günther Kiehn*, Waisenvater und Oekonom der Stiftung. *Erster* Thl. Mit 1 Kupferstich und vier lithographirten Zeichnungen. 1821. XLVII und 512 S. 8.

Nicht bloss eine auf das vollständigste, durch Urkunden beglaubigte treue Geschichte, verbunden mit der Localbeschreibung des ehemaligen hamburgischen Waisenhauses macht den Inhalt dieses mit ausserordentlichem Fleisse und wahrhaft diplomatischer

Genauigkeit zusammengetragenen Buches aus. Der vielseitig gebildete Vf. giebt durch eben diese seine fleissige und in wahrhaft blühendem Stile geschriebene Arbeit einen überzeugenden Beweis, wie wichtig solch eine umfassende Beschreibung für eine milde Stiftung werden kann: denn welcher patriotisch gesinnte Hamburger wird bey Lesung dieses Werkes durch die rastlose Thätigkeit der Altvordern, durch ihr Ringen mit dem Druck der Zeiten, durch die unermüdliche, rühmliche Pflichterfüllung so mancher aufeinander folgender Vorsteher dieses Instituts, so wie durch die vielen frommen Vermächtnisse und Schenkungen, die demselben seit zweyen Jahrhunderten zu Theil wurden, selbst von Auswärtigen zu Theil wurden, nicht mit lebhafteren Interesse für diese Wohlthätigkeitsanstalt erfüllt werden? — Möge diese Voraussetzung des Rec. nicht bloss frommer Wunsch seyn! Mögen Hamburgs Vorstand und Hamburgs bemitteltere Bürger sich auch durch vorliegendes Werk angeregt fühlen, den Altvordern gleich, nach allen ihren Kräften zur wahrhaften Vervollkommnung dieses Instituts zu wirken. Wie vortrefflich den Umständen und örtlichen Verhältnissen nach die Einrichtung des jetzigen (in den 90ger Jahren neuerbauten) Hamburg. Waisenhauses auch seyn mag, so bedarf doch jede öffentliche Stiftung fortwährender uneigennütziger, wohlwollender, thätiger Unterstützung. — Wenden wir uns jedoch zu unserem Buche, von welchem es in der demselben vom Hrn. Pastor *Hübbe*, (dem beliebten Seelsorger des Instituts) beygegebenen XXIX Seiten starken Vorrede heisst, dass es „keiner Einführung in die Lesewelt bedarf, indem es sich von selbst empfiehlt, und es ihm also an günstiger Aufnahme bey dem hamburg. Publikum nicht fehlen kann." Rec. pflichtet diesem wohlverdienten Lobe eben so vollgerecht bey, wie der nächstfolgenden scharfsinnigen Aeusserung des geschätzten Vorredners; der Aeusserung: „Es wäre einer jeden unserer milden Stiftungen eine so gründliche und wohlgerathene Geschichte zu wünschen. Die Vorsteher derselben würden sich daraus zu ihrem wichtigen Geschäfte vorbereiten können, und den rechten Gesichtspunct bey ihrer Verwaltung gewiss seltener verfehlen, als jetzt auch bey dem redlichsten Willen, doch wohl oft geschehen mag." Rec. ist noch überdiess der Meynung, dass diese Aeusserung mit eben dem Nutzen auf alle andere irgend bedeutende milde Stiftungen, wie auf die hamburgischen anzuwenden sey; indem nichts für belehrender und ermunternder zu achten ist, als — *das Beyspiel*. Kann nun eine noch geschichtlicher Ordnung und mit sachkundiger Genauigkeit ausgeführte Aneinanderreihung eben so lehrreicher wie rührender Beyspiele der Stiftung, Förderung, Wiederaufrichtung und abermaliger Förderung eines für cultivierte Staaten so hochnothwendigen Institutes einem Buche, wie das vorliegende einen wahren Werth beylegen, so verdient diese Arbeit des wackern Vf. der überdiess noch als Oekonom des hamb. Waisenhauses sich nach allen seinen Kräften des Ehrennamens „Waisenvater" würdig macht, die rühmendste und dankbarste Anerkennung. Mit musterhafter Bescheidenheit widmet der Vf. sein Buch dem Andenken seines „Vaters, Amtsvorgängers und Vorbildes, *Hieronymus Sebastian Kiehn*, der ihm und dem Institute allzufrüh entrissen ward, und dem — setzt er hinzu —" manche der Anstalt neuerdings zu Theil gewordenen wesentlichen Verbesserungen der ersten Idee nach eigentlich angehören." — Zu dieser Stelle gehört das Titelkupfer, das den „zu früh Heimgegangenen" von seinem Sohne (*Meno Günther*) nach dem Leben gezeichnet und von *Bolt* sauber gestochen, im Brustbilde zeigt. — Das Buch selbst, das nur die erste Abtheilung des ganzen Werkes enthält, theilt die Geschichte des hamb. Waisenhauses bis zum Jahre 1708 mit, und schildert: 1) die Geschichte der Stiftung des Instituts (1597 bis 1604), 2) den inneren Zustand der Anstalt während des ersten Jahrzehnds ihrer Existenz (1605 bis 1614), 3) die zweifelhafte Fortdauer des Instituts unter mancherley widrigen Umständen (1615 bis 1624), 4) die allmählige Sicherung des Bestandes der Anstalt, nebst Erweiterungen und Verbesserungen im Innern (1625—1629. — Ein höchst interessantes und belehrendes Kapitel.) 5. 6) den abwechselnden Flor und Verfall des Institutes bis zu beschaffter Herstellung seines baufällig gewordenen Locals (1660—1708)." Der dieser Abtheilung beygefügte Anhang giebt die verschiedenen Urkunden und Documente (52 an der Zahl), aus denen der Vf. zum Theil seine Arbeit zusammentrug, oder die doch mit dem Entstehen, Fortgang und Wachsthum des Instituts auf das Genaueste in Verbindung stehen und die alle für den hamburgischen Geschichtsforscher von Wichtigkeit sind. Die dem Buche beygefügten lithographischen Zeichnungen versinnlichen die Façade und die innere Beschaffenheit jenes „neubeschafften Locals"; um so denkwürdiger, da jenes Local längst wieder in Trümmer sank, und ein neues schöneres, wiewohl immer noch an grosser Beschränkung leidendes Gebäude sich unfern des Platzes, wo jenes stand, schon vor etwa vier Decennien erhob. — Die Geschichte des Vergehens jenes (sogenannten *alten*) und des Entstehens des gegenwärtigen (neuen) hamb. Waisenhauses wird den Inhalt des *zweyten* Theils des vorliegenden Werkes ausmachen. Zwar hoffte der Vf. bey Herausgabe dieses *ersten* Theils den *zweyten* bald folgen zu lassen; indessen hat es ihm nach seiner eignen Versicherung bey den mannichfaltigen Geschäften, die er als Waisenvater sich zur frommen Pflicht machte, bisher an Musse gefehlt, sein Wort zu lösen. Möge er bald diese Musse finden können: denn wenn jemals die Fortsetzung und Vollendung eines Werkes wünschenswerth war, so ist solches unstreitig bey dem vorliegenden der Fall!

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1824.

GESCHICHTE.

Paris, b. d. Gebr. Boffange: *Mémoires de Louis Jerome Gohier* préfident du Directoire an 18 Brumaire. (Mit dem wohlgetroffenen Bilde *Gohiers*) 1824. Tome I. XVI u. 430 S. Tome II. 376 S. 8. (Macht die *dritte* Lieferung der *Mémoires des Contemporains pour fervir à l'histoire de France et principalement à celle de la République et de l'Empire* aus.) (Bey Zirges in Leipzig. 5 Rthlr. 12 gGr.)

Diefe Memoiren eines Plebejers, den fein Verdienst zur Würde eines Directors fteigen liefs, und der 79 Jahr alt die Scenen und Begebenheiten des 19 Brumaire und die Grundfätze der unglücklichen napoleonifchen Regierung mit ftarkem Griffel beleuchtet, enthalten manchen Tadel der Staatsverwaltung Napoleons, aber noch mehr des Geizes des republicanifchen Directors Sieyes und feiner gemeinen Lift und Furchtfamkeit, fo wie dagegen der Gutmüthigkeit der Exkaiferin Jofephine manches verdiente Lob. — Der Expräfident des Directoriums *Gohier* erhielt nach der Räumung des Directorialpallaftes feine Freyheit, kaufte mit dem Wenigen, was er rettete ein kleines Gut zu Eaubonne, und lebte dort mit einer Gattin und Tochter, als ihn zwey Jahre fpäter der Oberconful zum Generalconful in Holland beförderte, eine Stelle, welche er 10 Jahre bekleidete und dann auf Penfion gefetzt wurde. — Die moralifche Seite diefer Memoiren ift, dafs der Vf. weder über Napoleon beifsig herfällt, noch der königlichen Regierung und der jetzigen Charte nach der Weife feiner Landsleute mit kriechender Servilität huldigt. Dagegen blickt auf jeder Seite eine brennende Vaterlands- und Freyheitliebe hervor, welche die Trefflichkeit der Directorialregierung beweifen will, fo weit ihr die Umftände es erlaubten fich edel zu bewegen und befonders der Verrath an der Republik, welcher in beiden Räthen und felbft im Schoofse des Directoriums wüthete. (Band 1. erfter Theil.) Nach der Revolution des 18. Fructidor, trat *Gohier* an Treilhards Stelle ins Directorium, am 1ften Meffidor. Er war vormals Advocat in Rennes (und zuletzt Mitglied des Caffationshofes zu Paris) gewefen und beweift, dafs nicht diefer Stand, fondern despotifche Charactere der Ruhe der Welt gefährlich find. Perfönlich war *Gohier* einer der Bewunderer Bonapartes und deffen Gemalin eine fehr genaue Freundin von *Gohiers* Gattin, während Bonaparte in Aegypten kämpfte. Seine Collegen Merlin und La Reveillère - Lepeaux mufsten dem General Moulins und dem Friedensrichter Roger - Ducos Platz machen. Erfterer wurde am 9. und Letzterer am 13ten Meffidor eingeführt. Sieyes war Rewbeln im Directorio gefolgt und Barras der einzige alte College. Napoleons anfänglicher Plan war, im Directorio felbst Sitz zu nehmen, und nur weil *Gohier* und einige andere Directoren in feinen Purificationsideen nicht eingehen wollten, liefs er fich mit Sieyes in eine Verfchwörung ein. Der fchlaue Expriefter ftiftete feitdem aus wahrer, oder vorgebildeter Furcht, vor den Jacobinern überall Unheil an. Das Gemälde diefes Cynikers, der fich am liebften reden hörte, ift nicht reizend; aber vom Verdacht ausländifcher Verbindungen fpricht ihn der Vf. frey. Auf *Gohiers* Vorfchlag wurde der Regierungscommiffar Bourguignon Polizey- und Bernadotte Kriegsminifter, Bourdon wurde Kriegsminifter, Sieyes entliefs wie die übrigen Directoren ungerne Talleyrand aus dem Minifterio der auswärtigen Angelegenheiten und fetzte durch, dafs *l'honnête et bon Würtembergeois* Reinhardt ftatt Talleyr. Minifter wurde. Auch der Finanzminifter Ramel, verhafst wegen feines als Meifter durchgeführten Ueberganges von der Herrfchaft des Papiergeldes zur klingenden Münze, mufste Thermidor 2 Robert Lindet Plaz machen. Er fafs im Wohlfahrtsausfchuffe in der Section der allgemeinen Verforgung und war fo ehrlich, dafs er keine Verhaftbefehle in blanco unterzeichnen wollte, und das Andringen der Collegen laconifch abwies, „*je fuis ici pour nourrir les citoyens non pour les envoyer à l'échafaud.*" Der Juftizminifter Lambrechts wurde feiner fchwachen Gefundheit halber durch den nachherigen Fürften Erzkanzler Cambacérès erfetzt, der eine fo fette Erbfchaft hinterliefs. Sieyes trieb bald den ihm zu hellen Bourguignon aus dem Polizeyminifterio und berief dazu durch Mehrheit der Stimmen Fouché, indefs Bourguignon in die Verwaltung der Einregiftrirung und der Domainen trat. (Jetzt ift er *Confeiller honoraire* des Parifer Appellationsgerichts). Als Napoleon das Directorium der Regierung entfetzte, waren die Waffen der Republik von Auffen fiegreich und im Innern Ordnung, ohne alle Anarchie. Nicht das Directorium, fondern eine damals in Wien befindliche hohe Dame liefs durch den Oberften der Szeckler Hufaren

ren, die auf der Rückkehr vom Rastadter Congress getödteten französischen Gesandten Roberjot und Bonnier ermorden. Den Erzherzog Karl und den kaiserlichen Hof versetzte die Unthat in Trauer, aber die Politik gestattete nicht den Schleyer der Mordthat zu lüften. Das Gesetz des Directoriums wegen der adligen Geisseln war wohlthätig; denn es verhinderte der Familienvettern Strassenräuberey und ihre Befehdungen der guten ruhigen Bürger, die mit ihrer republikanischen Verwaltung ganz wohl zufrieden waren; auch schritt man mit Schonung zu dieser gewaltsamen Maassregel und die gezwungene Anleihe von 100 Millionen Franken, traf nur die Reicheren mit Rückzahlung. Bernadotte bewirkte viel Gutes als Kriegsminister und hatte die conscribirten Bataillone eingeübt, welche Napoleon den Sieg bey Marengo möglich machten. Sieyes war es der diesen thätigen Minister stürzte. Sieyes hielt Thermidor 23 eine unkluge öffentliche Rede, worin er Gefahren der Republik von Seiten der Jacobiner verkündete, welche er allein in seiner Furchtsamkeit sah. In der Schweiz unter Massena und in Holland unter Brune siegte Frankreich glänzend.

Zweyter Theil. Bey *Gohier* sahen sich Moreau und Bonaparte zum erstenmale. Beide waren gegen einander verlegen. Bonaparte versuchte bey Moulins und *Gohier* den Sturz Sieyes einzuleiten, und wollte dann ins Directorium rücken, für welches er constitutionell noch zu jung war, und lehnte dagegen ein angetragenes Armeecommando ab, bat sich aber auf den 18 Brumaire bey *Gohier* zu Gaste. Madame Bonaparte lud zum 18ten Morgens um 8 Uhr *Gohier* und seine Frau zum Frühstück durch ein Billet ein, welches ihr Sohn überbrachte, *Gohier* erschien nicht, aber seiner Gattin theilte Josephine mit, dass die Revolution durchgehen solle, dass aber *Gohier*, wenn er sich füge, einen hohen Posten in der Regierung erhalten könne. *Gohier* verwarf auch diesen Antrag. Heftig reden *Gohier* und Bonaparte miteinander am 18 Brumaire im Commissionssaal der Inspectoren des Raths der Alten, worauf General Moreau die Directoren *Gohier* und *Moulins* verhaftet. Im entscheidenden Augenblick gab Barras seine Entlassung, und *Gohier* mit *Moulins* waren Gefangene im Directorialpallast, bis Napoleon durch seinen Bruder Louis dem Directorialpräsidenten *Gohier* ankündigen liess, dass er frey sey, aber seine bisherigen Zimmer räumen müsse. Dem Bruder fiel des Bildhauers Ceracchi ähnliche Büste Napoleons auf, der einige Monate später in die Verschwörung mit Arena verwickelt wurde. General Moulins flüchtete sich; der General Leclerc der unter ihm gedient hatte, liess ihn entwischen. — Den Männern des 18. Brumaire werden einige Seiten gewidmet. Unter den Beil. Nr. 3. wird man gerne ein stolzes, fast etwas verrücktes Schreiben des besiegten Feldmarschalls Grafen Suwarow aus Novara lesen, und einige scharfe Notizen über den Pair Grafen Cornet und über Lucian Bonaparte. —

Der *dritte* Theil des 2ten Bands schildert Sieyes Habgier. Ihm überliess der Oberconsul für sich und Roger Ducos die geheime Directorialcasse von 800,000 Fr.; woraus sich aber Sieyes 700,000 Fr. zueignete; ausserdem liess er sich zum Senator und Besitzer der Nationaldomaine Dubrosne erheben. Er ist ohne Familie und Besitzer eines unermesslichen baaren Vermögens, des Hôtels Infantado und des Fasanenhofs zu Versailles. Als Fouché einmal alle Huren auf den Gassen aufheben liess, um sie nach den Colonien oder Aegypten zu spediren, fand der Oberconsul die leichtfertigen Sünderinnen nicht so gefährlich als die politischen, und er sprach die leichte Waare von der Deportation frey; aber Fouché versicherte, er habe sie nur bloss zwingen wollen Gewerbepatente zu lösen, damit der Hurenkram so wie jeder andre für den Staat fiscalisch einträglich werde. Auch gründete Fouché zuerst das spionirende Polizeywesen, und setzte einst den Oberconsul in die grösste Verwunderung, als er diesem hinterbrachte wie er den letzten Tag zugebracht habe. Wer der neuen Regierung nicht zu ihrer Thätigkeit Glück wünschte, wurde abgesetzt. Sie führte den Fluch der Verurtheilung ganzer Districte in den Zustand der Belagerung, der Militaircommissionen und der Stellung ausser dem Gesetze, ein. Darauf maasste sie sich die constituirende Gewalt an, gab Frankreich die Constitution des Jahrs 8, bot der englischen Regierung Frieden, so wie Ludwig XVIII. mit Unverschämtheit gewisse Entschädigungen für seine Anerkennung an, welche der jetzige Monarch mit Würde ablehnte. Der erste Consul schuf nun Präfecturen, die Ehrenlegion, den italienischen Orden der eisernen Krone, den holländischen Orden der Reunion und den Orden der drey goldenen Vliesse durch ein Decret d. d. Schönbrunn 1809. August 14, der aber unvollzogen blieb. Der erhaltende Senat erhielt weder sich selbst noch seinen Kaiser. Würdiger zeigte sich der Staatsrath und in solchem Regnault de St. Jean d'Angely, den Napoleon selbst fürchtete, weil er seiner witzigen Laune freyen Lauf liess. Nur im Staatsrath, in welchem man frey discutirte, wurden manche Nationalinteressen mit Edelmuth beschützt gegen die Gier des Fiscus. Giftiger für die Freyheit waren die Senatusconsulte, der Angeklagte und von einem Geschwornengericht freygesprochne Maire von Antwerpen, sollte und musste in Napoleons Augen schuldig seyn, und die Freysprechung cassirte der Kaiser, so wenig verstand sich der Despot zu mässigen.

Vierter Theil. Nach dem Frieden von Amiens wuchs Napoleons Muth sich über die Gesetze zu stellen. Er liess sich das erste Consulat auf 10 Jahre, auf Lebenszeit und endlich das Kaiserthum zuerkennen, wogegen nur Carnot Bedenklichkeiten äusserte, das Tribunat wurde abgeschafft, 6 Bastillen wurden errichtet — auf Fouchés Antrag. Narbonne, Ludwig XVI. Minister, überbot die andern an Unterthänigkeit und stieg daher hoch in Napoleons Gunst, so dass er für Napoleon um die Kaisertochter werben durf-

darfte. — Es war ein Versehen, dass Joseph B. Paris nicht zu behaupten wagte, und ein Unglück für Napoleon, dass er nur Schmeichlern sein Ohr lieh, dass er die Angriffe bey Waterloo zu lange fortsetzte und wie in Russland sein Heer im Stich liess. — Die Denkwürdigkeiten des Gefangenen auf St. Helena sind oft äusserst unzuverlässig, der Geschichtschreiber ist eben so falsch in seinen Darstellungen der Zeitbegebenheiten, welche er leitete, als der Mann auf dem Throne, wenn er Fremden und Unterthanen vieles versprach und nichts hielt, selbst die treuen Schergen seiner Befehle, selbst einen Fürsten von Neuchatel beschuldigt er der Kopflosigkeit. Gross war Napoleon nicht, aber höchst eitel und spürte oft viel zu sorgfältig nach Heimlichkeiten. Selbst in seiner Gefangenschaft war die Umgebung eines sogenannten Hofes für ihn eine Herzstärkung. Er belohnte diese Sclaven der Etiquette für ihre Unterwürfigkeit mit kaiserlichen Legaten; was er selbst versah, das sollten stets Andere veranlasst haben. Eine Abgötterey trieb er mit seinen Adlern. Die grossen Geschäftsmänner und Schriftsteller Frankreichs würdigte er schlecht: sey es aus Bosheit, oder wegen seines verschrobenen Kopfs. Nur seinen unglücklichen Heereszug nach St. Domingo tadelte er selbst. Eigentliche Anhänger seiner Person sind in Frankreich schon sehr sparsam, aber seine despotischen Grundsätze haben hie und da in und ausser Frankreich Glück gemacht. In Frankreich wird sein Sohn nicht regieren, eher mag solcher, was ihm sein Geburtstitel gab, König von Rom werden. — Dass der Exdirector Barras mit dem Auslande sich wider die französische Republik verschworen haben solle, leugnet der Vf. durchaus, und beweist dies aus Fauche-Borel eigenen Schriften. —

In der Beylage des 2ten Bandes schimmert zuerst das Actenstück, wodurch der Exdirector Sieyes die Nationaldomaine du Crosne uneigennützig erwarb. — Der bekannte Julien schrieb über den 18. Brumaire zum Lobe Napoleons und blieb unbelohnt, aber Riouffe, der die Posaune höher stimmte, erhielt eine Präfectur. Am Schlusse giebt *Gohier* die Constitution des J. 3. (1795. Aug. 22), bittet damit die kaiserliche Regierung Napoleons zu vergleichen, und dann zu erklären, in welcher von Beiden Anarchie und Despotismus herrschte.

Sollte der Vf. noch eine Zeit lang in seinem hohen Alter leben: so wird er noch seine für Hollands Socialverhältnisse rühmlichen Darstellungen aus seinem 10jährigen dortigen Amtsleben im Publicum erscheinen lassen. — Er schliesst mit der Versicherung, manche Schändlichkeiten die er kenne, nur mit leisem Strich berührt zu haben. Gerne sähe er sich berichtigt, wo er sich geirrt oder getäuscht habe, aber wenn man der Sache nicht ganz gewiss sey, so räth er Denen, welchen er nicht gerade rühmliche Zeugnisse ertheilen konnte, lieber zu schweigen; denn er habe manche Beweise im Rückhalt, die eine arge Schaamröthe aufregen könnten.

LITERATURGESCHICHTE.

St. Petersburg, in d. Dr. d. medic. Administration: *Catalogus librorum Academiae Caesareae medico-chirurgicae.* 1809. 705 S. gr. 8.

Keine Vorrede oder vorläufige Nachricht giebt über Zweck und Veranlassung dieses Bücherverzeichnisses auch nur die geringste Auskunft. Rec. hat nur erfahren können, dass auf Befehl des Ministers des Innern, Grafen Kotschubey, unter welchem die med. chir. Akademie steht, den Befehl zur Anfertigung gab, um den Lehrern und Studirenden den Gebrauch dieses Bücherschatzes zu erleichtern. Ein sehr lobenswerther Befehl. — Der Literator gewinnt noch überdiess dadurch Gelegenheit, daraus den Zustand der literarischen Anstalten dieses Reichs, deren mit so vielem Lobe gedacht wird, die Art kennen zu lernen, in welcher sich die Vorsteher bemühen, den lobenswürdigen Absichten der das Gute wollenden Regierung zu entsprechen. Die erfreulichsten Aufschlüsse verbreitet indess dieses Verzeichniss weder in Hinsicht der Fürsorge, die man auf eine so wichtige Anstalt zu wenden verpflichtet wäre; noch der Ausführung des höchsten Auftrages. Die Bibliothek scheint nach keinem festen Plan weder angelegt, noch fortgeführt worden zu seyn. Es blickt aus dem vorliegenden Verzeichnisse wenigstens eine eben so grosse Unvollständigkeit in Hinsicht des Aeltern, als eine sehr auffallende Armuth des Neuern hervor. Mit dem Anfange dieses Jahrhunders ist man offenbar mit der Anschaffung neuerer Werke stehen geblieben. Vielleicht haben daran die häufigen Handelssperren Schuld, vielleicht mögen später diese Lücken ausgefüllt worden seyn. Wer aber der Bibliothekar auch seyn mag — er hat sich nicht genannt — Beruf zu der Anfertigung dieses Katalogs hat er gewiss nicht gehabt. Sonderbar genug sind schon die Hauptabtheilungen. Es sind ihrer vier. In der *ersten* sind die Werke über Anatomie, Physiologie, Chirurgie, Accouchement und gerichtliche Medicin; in der *zweyten* Pathologie und Therapie, Veterinairkunde, Pharmacologie und Pharmacie, Geschichte der Medicin, Medicinisches Allerley aufgestellt; in der *dritten* über die Mathematik und Physik, Chemie, Natu geschichte, Zoologie, Botanik und Mineralogie und in der *vierten* Zeitschriften, Commentarien (darunter sind die Schriften gelehrter Gesellschaften zu verstehen) und die zur Technologie, Philologie, Sprachkunde (hier *Dictionaria* überschrieben), schönen Literatur gehörigen Schriften und zum Beschluss *Varia* zusammengestellt. So sonderbar und unbedachtsam diese Hauptabtheilungen entworfen sind, so verworren ist nun das Einordnen der einzelnen Schriften in diese Rubriken ausgefallen. Abgesehen davon, dass eine zahllose Menge von Druck- und Schreibfehlern fast jede Seite verunstalten, findet Rec. es bey dem der Anzeige von Schriften dieser Art hier gestatteten Raume genügend, nur an einigen Beyspielen zu zeigen, in was für Hände die Anfertigung dieses Katalogs

logs gerathen. S. 371 findet man *Mairan's* Abhandl. vom Eise unter Mat. med.; *Portals instruction sur les traitemens des asphixies* S. 96 unter Chirurgie; S. 586 *Georgi's* Beschreib. des Russischen Reichs ist in die schöne Literatur versetzt, und dafür, wahrscheinlich zur Entschädigung, S. 570 *Sulzer's* Theorie der schönen Künste — man denke sich — in die *Technologie.* —

St. Petersburg, in d. Kaiserl. Dr.: *Supellex Dissertationum inauguralium*, quas in ordinem redegit, atque reali indice instruxit *Basilius Dzunkowsky*, Bibliothecae Academiae Caesareae Medico-Chirurgicae Praefectus. 1816. 640 S. 8.

Enthielte nicht das kurze Vorwort die Nachricht, dass diese Sammlung der medicinisch-chirurgischen Akademie zu St. Petersburg gehöre, aus dem Titel liesse es sich nicht leicht errathen. Wahrscheinlich ist der vorige Katalog auch ein Werk dieses Vfs., was Rec. aber, mit den Verhältnissen St. Petersburgs unbekannt, nur vermuthen kann. Leicht hat es sich übrigens der Vf. gemacht, indem er alles in alphabetischer Ordnung folgen lässt und nur voran einen *Index rerum* giebt, der aber keinesweges auf die im Kataloge verzeichneten Dissertationen hinweist, sondern die beygesetzten „*Numeri indicant seriem dissertationum in thecis.*" Das heisst doch den Gebrauch dieses Vorraths, statt ihn durch den Katalog zu erleichtern, nur erschweren. Denn die darauf folgende *Enumeratio dissertationum secundum classes scientiarum* enthält auch nur ein dürres Zahlenverzeichniss ebenfalls nach den Numern „*in thecis.*" Was hilft es also demjenigen, der auch Gebrauch von diesem Katalog machen wollte, dass er unter der Rubrik Physiologia z. B. mehr denn zwey Seiten voll Zahlen findet, wie soll er es nun anfangen, um die einzelne Dissertationen, wenn ihm der Vf. unbekannt ist, aufzufinden, soll er etwa den über 130 Seiten füllenden Index durchgehen, um die Zahl aufzufinden. Kurz der Vf. scheint entweder selbst sich nie mit literarischen Arbeiten beschäftigt, oder nicht Gelegenheit gefunden zu haben, auch nur eine einzige ordentlich geordnete Bibliothek kennen zu lernen.

Uebrigens umfasst dieser ziemlich weitläufig und mit grosser Schrift gedruckte Katalog nur 8628 Dissertationen. Was haben nicht einzelne Sammler, denen *die* Mittel nicht zu Gebote stehen, welche wahrscheinlich der med.-chirurgischen Academie zu Theil worden, in dieser Art aufzuweisen gehabt; man erinnere sich nur *Heffter's*, dessen seltene Sammlung verbrannte, und deren Reichthum das zwey starke Quartanten anfüllende Verzeichniss darthut. Da dieser Katalog sich, wie aus dem vorhin angezeigten Katalog S. 422 erhellt, in der Bibliothek der medicinisch chirurgischen Academie befindet, so wundert es den Rec. sehr, dass der Vf. sich denselben nicht zum Muster wählte.

JUGENDSCHRIFTEN.

Ilmenau, gedr. u. verl. b. Voigt: *Der kleine deutsche Cornelius Nepos* oder kurze Lebensbeschreibungen der berühmtesten Deutschen neuester Zeit; der deutschen Jugend zur Belehrung, Unterhaltung und Belebung des historischen Unterrichts gewidmet von *Moritz Thieme. Erstes* Bändchen. Mit einem Titelkupfer (den Besuch des Königs Friedrich Wilhelm III. bey dem sterbenden Fürsten Blücher darstellend). 1824. XVIII und 374 S. 12.

Einen *deutschen Plutarch* haben wir schon, nun ist auch ein *deutscher Cornelius Nepos* da. Fast hätten Rec. die Zueignungsverse und das Vorwort die Lectüre desselben verleidet. Denn der letzte von jenen (das Buch ist den Söhnen des Prinzen Wilhelm von Preussen K. H. gewidmet) lautet wörtlich also:

So hab' ich denn zwey hoffnungsvollen Blüthen
Vom kräft'gen Fürstenstamm den Bildersaal geweiht.
Ich wollt' so gern Etwas zum Danke bieten,
Dem Preussenvolk und seines Königs Herrlichkeit!
Denn wenn in mir einst bessre Funken sprühten,
Und sich *einst hätt'* ein Kranz von Kenntnissen gereiht!
Ich müsst' den Grund dem Preussenland verdanken:
Drum wird auch nie des Sängers Treue wanken!

Das Vorwort aber ist so breit und ungelenk geschrieben, dass es eben keine höhere Meinung von der Prosa des Vfs. als von seiner Poesie erweckt. — Jedoch die Lebensbeschreibungen selbst sind besserer Art, und lassen sich grösstentheils recht gut lesen. Neues wird man freylich hier nicht finden; es kommt aber auch nur darauf an, dass das Alte, Bekannte, für die Jugend zweckmässig bearbeitet und für dieselbe anziehend genug vorgetragen ist; und das kann Rec. grösstentheils von den hier *gelieferten* Biographieen rühmen. Nur zuweilen erhebt sich die Sprache etwas zu sehr über den Ideenkreis des jüngern Geschlechts, wird zu rednerisch und prunkend, was aber vielleicht Schuld der benutzten Quellen ist. Historische Unrichtigkeiten von Bedeutung sind Rec. nicht aufgestossen, und er empfiehlt deshalb diess Büchlein als eine gesunde und kräftige Geistesnahrung für deutsche Knaben. Es finden sich übrigens hier die Lebensbeschreibungen von *Joseph II.*, *Friedrich II.*, *Blücher*, *Schiller*, *Th. Körner*, *Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels*, *Mozart*, *Kant*, *Gellert*, *R. Th. v. Dalberg*, *Schill*, und dem Schauspieldichter *Schröder*.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1824.

OEKONOMIE.

Jena, b. Schmid: *Lehrbuch der Landwirthschaft* nach Theorie und Erfahrung bearbeitet von Dr. *K. Ch. G. Sturm*, Hofrath, ordentlichem Professor der Landwirthschaft und Staatswirthschaft auf der Königlichen Preussischen Rhein-Universität zu Bonn, Vorsteher des landwirthschaftlichen Instituts daselbst und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. *Erster* Theil. Specielle Landwirthschaft. *Zweyter* Band. Viehzucht. 1821. X u. 321 — 588 S. mit 5 Kupfrt. *Zweyter* Theil. Allgemeine Landwirthschaft. Mit Tabellen. 1823. X u. 174 S. 8. (2 Thlr. 3 Gr.)

Mit diesen beiden Bändchen hat der Verf. sein Lehrbuch der Landwirthschaft vollendet. Den *ersten* Band, welcher ausser der Agronomie und Agricultur auch die Kenntniss und Cultur der ökonomischen Pflanzen in sich fasst, haben wir bereits im J. 1820 Nr. 314. angezeigt. Der *zweyte* Band, als des *ersten* Theils *zweyte* Abtheilung, ist der *Viehzucht* gewidmet, und zwar nur der Säugthiere: die Federviehzucht, Fischereywirthschaft und Bienenzucht sind gänzlich übergangen, weil sie, wie der Vf. sagt, keinen absolut nöthigen Bestandtheil einer Landwirthschaft ausmachen, auch mehr zur eigentlichen Haus- als Landwirthschaft gehören. Mit dieser Erklärung steht das im *ersten* Bande gegebene Versprechen: die Viehzucht im weitesten Umfange und möglichst vollständig zu behandeln im auffallendsten Widerspruch, und wir bedauern sehr, unter den Vorzügen dieses Werks nicht auch die Vollständigkeit rühmen zu können. Die ganze Lehre von der Viehzucht ist in vier Kapitel vertheilt, wovon das *erste* den Pferden, das *zweyte* dem Rindvieh, das *dritte* den Schafen, und das *vierte* den Schweinen gewidmet ist. Die landwirthschaftlichen Säugthiere werden überhaupt in Arbeitsvieh (Pferde und Esel) Milchvieh (Rind- und Ziegenvieh) Wollvieh (Schafe, angorische Ziegen und Seidenhasen) und Schlachtvieh (Schweine) eingetheilt; eine Eintheilung, die freylich nicht vollkommen logisch ist, dennoch aber schwerlich durch eine passendere ersetzt werden dürfte. — Nach Vorausschickung des Nöthigsten über die *Rassen* im Allgemeinen und ihre unterscheidenden Merkmale, nach seinen bereits bekannten Ansichten, handelt der Vf. im *ersten* Kapitel *von der Pferdezucht*. Der Beschreibung dieses edlen Thieres sind viele scharfsinige Bemerkungen eingewebt. Der Vf. hält es für wahrscheinlich, dass es heut zu Tage nur noch verwilderte, nicht aber ursprünglich wilde Pferde gebe (?). Von Natur scheine das Pferd vorzugsweise für den sandigen, oder lehmig sandigen Boden und für die Ebene bestimmt zu seyn. Sämmtliche Rassen-Schläge bringt er auf zwey Hauptschläge zurück, nämlich auf die Rasse des *trocknen* und auf die Rasse des *feuchten* Bodens. Jene fast hauptsächlich das arabische Pferd in sich; doch neigen sich auch mehr oder weniger zu ihr alle orientalische Rassen, viel russische, die hungarische und polnische, wie auch das neuenglische. Die Rasse des feuchten Bodens macht das Friesische Pferd aus und an sie schliessen sich die holländische, brabanter, altenglische, dänische und hollsteiner Rasse an. Zwischen diesen beiden Rassen steht nun noch eine dritte Rasse in der Mitten, die sich zu beiden gleich stark hinneigt. Dahin gehört die spanische, neapolitanische, ein Theil der französischen und von den deutschen die altmecklenburgische. — Nachdem der Vf. hierauf die einzelnen Theile des Pferdes aufgezählt, und dasselbe nach seinen Farben geordnet hat, giebt er die Kennzeichen des Alters an, und handelt sodann von der Zucht der Pferde in und ausser den Gestüten. Die Erfodernisse einer Zuchtstute und eines Beschälers sind im Allgemeinen angeführt, die beste Zeit zum Beschälen vom Monat März bis Ende May bestimmt und in Absicht auf die Wartung während der Trächtigkeit und bey der Geburt ganz kurze Bemerkungen gemacht. Der Vf. behauptet: es sey für den Landwirth nur da rathsam, seine Füllen selbst anzuziehen, wo er Gelegenheit habe, sie bis zum dritten Jahre auf eine gute Weide zu bringen. Wir können ihm aber nur in dem Falle beystimmen, wenn die Weide — wie im Bremischen auf den eigenen Grundstücken des Landwirths Statt findet, denn insgemein verkrüppeln die Füllen auf Weiden im Verdinge, weil diese gewöhnlich mit jungen Vieh überhäuft werden, und daher nicht hinreichendes Futter geben. Der englische Pferdezüchter nimmt, nach Hrn. v. Knobelsdorf, als unumstösslichen Grundsatz an, dass ein kräftiges Pferd nur durch kräftiges Futter hervorgebracht werden könne, und dass man die Entwickelung seiner Körpergrösse und Kraft nicht zurückhalten, sondern möglichst beschleunigen müsse, was freye Plätze thun können, ohne eben das Grasen als Nahrung nothwendig damit zu verbinden. Dem

Dem zufolge müssen die Füllen neben der Weide immer noch etwas Schrot erhalten, wenn sie zu kräftigen Pferden aufwachsen sollen. Sonst hat der Vf. über die Aufzucht der Füllen sehr gute Regeln ertheilt. Beym Ankauf der Pferde hat sich der Vf. sehr kurz gefasst und nichts von den Betrügereyen der Rofskämme erwähnt. Ueber die Wartung und Fütterung, das Reinhalten und Beschlagen der Pferde sind von §. 505—521. sehr gute Lehren gegeben, denen gewiss jeder erfahrne Landwirth beystimmen wird. Hierauf kommt er zu den gewöhnlichen Krankheiten der Pferde, die er in äusserliche und innerliche eintheilt und über ihre Heilung sehr gute Vorschriften giebt. Zu der Entstehungsursache des Kollers hätte insonderheit auch ein dumpfiger Stall gezählt werden können. — Nachdem nun noch einige allgemeine praktische Bemerkungen über die Stallpolizey mitgetheilt worden, giebt der Vf. den Nutzen und Gebrauch der Pferde an. Wir müssen hier dem Vf. in dem, was er über den frühen Gebrauch der Füllen sagt, vollkommen beystimmen. Sollte der Bauer, der sich seine Füllen selbst zieht, diese nicht eher als mit dem 4ten Jahre zur Arbeit brauchen, so würde er von seiner Pferdezucht offenbaren Schaden haben. Rec. kennt Landwirthe, die ihr Füllen in der Regel schon in zweyten Jahre anspannen, und auch im 24sten alle ihre Arbeiten mit demselben verrichten; aber freylich geben sie solche in den ersten Jahren keinem rohen leichtsinnigen Knechte in die Hand, sondern behalten sie immer unter eigener Aufsicht und Führung. Den Beschluss dieses Kapitels machen einige kurze Bemerkungen über die Esel- und Maulthierzucht.

Im *2ten Kapitel* ist *die Rindviehzucht* auf gleiche Weise abgehandelt. Nachdem der Vf. 6 verschiedene Gattungen vom Rinde (*bos*) aufgezählt hat, sucht er die Behauptung: dass das Rind im Naturzustande vorzüglich für fette, thonige, feuchte Boden bestimmt sey, mit Gründen zu unterstützen, auch glaubt er, sämmtliche Rassen des Rindviehes naturgemäss unter 2 Hauptrassen zu bringen. Die eine, und vielleicht die Urrasse sey die, welche in der Tiefe, in Niederungen — Holland, Friesland, Oldenburg — die 2te, welche auf dem Gebirge — Schweiz, Tyrol, Algau — gefunden wird. Zwischen diesen beiden ständen nun alle übrige Rassen entweder ganz in der Mitte, oder neigten sich mehr oder weniger zu einer von diesen beiden hin. Diese 3 Rassen werden nun genauer charakterisirt, und eben so wie die Rassen der Pferde in naturgetreuen Umrissen dargestellt. Hierauf giebt der Vf. die äussern Kennzeichen einer guten Kuh und eines guten Springochsen an, und lehrt hernach das Alter an den Zähnen erkennen. Im weitern Verfolg von der Zucht des Rindviehes theilt der Vf. recht schöne praktische Bemerkungen mit. So ist es in der Erfahrung gegründet, dass Kuhkälber, welche später als $1\frac{1}{2}$ Jahre zu den Bullen gelassen werden, selten trächtig werden, weil schon die Fettbildung bey ihnen eingetreten ist. Um diess zu verhüten, lassen erfahrne Landwirthe selbst dann, wenn sie grosses schweres Vieh ziehen wollen, ihre Kuhkälber mit 1 Jahre bespringen, und, nachdem sie das erste Kalb gebracht haben, ein ganzes Jahr gelte gehen, damit sich alle Organe während dieser Zeit ausbilden können, hernach aber gegen das 3te Jahr zum 2ten Male begehen. Auf diese Weise bekommen sie grosses und zugleich fruchtbares Vieh. — Es folgen die Vorsichtsregeln bey und nach der Geburt, und ein guter Unterricht über die Aufziehung der Kälber. Dem Börnen werden mit Recht grosse Vortheile zugestanden, aber doch empfiehlt es der Vf. nicht unbedingt. In Niedersachsen ist dagegen das Saugen der Kälber ganz unbekannt; man bringt sie gleich nach der Geburt von der Mutter weg, sie mögen geschlachtet oder auferzogen werden sollen; erstere werden sogleich dem Schlächter überliefert. — Ueber die Veredelung des Rindviehes theilt der Vf. seine aus der Erfahrung geschöpften Grundsätze mit. Die schönsten Mittelrassen sollen entstehen, durch eine Paarung einer Höhen- und Tiefenrasse; aber dabey ist wieder zu beobachten, dass man z. B. wenn man Schweizer- und Friesische Kühe kreuzen will, keinesweges auf eine friesische Mutter einen Schweizer Ochsen bringe, sondern vielmehr umgekehrt einen friesischen Ochsen auf eine Schweizer Kuh. Der Vf. giebt von dieser Regel die Gründe an. — Es folgen nun Regeln über den Ankauf der Kühe. Wegen der Gefahren die damit verbunden sind, ist die eigene Anzucht des Viehes jedem Landwirth anzurathen; denn auch selbst der Kauf von Bekannten, den der Vf. vor dem Kauf auf Märkten empfiehlt, sichert nicht allemal vor Betrug. — In der Lehre von der Wartung und Pflege des Rindviehes werden zuerst die Erfodernisse eines guten Stalles angegeben. Der Vf. verwirft die belgische Einrichtung der Rindviehställe, welche Hr. von Schwerz so sehr empfiehlt, ohne jedoch dafür eine bessere zu geben. Er verspricht zwar im 2ten Theil mehr darüber zu sagen, doch haben wir hier diesen Gegenstand mit keiner Sylbe erwähnt gefunden. — Die Vortheile der Weide- und Stallfütterung sind mit höchster Unparteylichkeit aufgeführt; allein wenn von der Tag- und Nachtweide, welche in Niedersachsen, Holstein und Mecklenburg üblich ist, gesagt wird: dass das Vieh weniger gehetzt und durch das Hin- und Hertreiben nicht ermüdet werde, so können wir hier dem Vf. nicht beystimmen. Mit Schauder erinnern wir uns des Anblickes des bis zum Tollwerden vom Ungeziefer geplagten Rindviehes auf den Mecklenburger Weidekoppeln. Wer dieses in heissen Sommertagen nur einmal gesehen hat, kann unmöglich der Weide den Vorzug vor der Stallfütterung geben; denn das aus Angst wüthige Herumrasen kann dem Vieh unmöglich zuträglich seyn. Gleichwohl ist die freye Weide auf Koppeln ungleich vortheilhafter als das Tüdern, welches jedoch der Vf. im Kleinen für höchst nützlich hält. Was über die Stallfütterung gesagt worden, ist empfehlenswerth. Nur muss Rec. gegen das Schröpfen des Rapses im Herbste warnen; denn er hat im-

mer

mer die gröſsten Nachtheile davon erfahren und mindeſtens ¼ an der Aernte eingebüſst. Auch über die Winterfütterung ſind treffliche Bemerkungen mitgetheilt. Was über Träbern und Spühlichtfütterung geſagt worden iſt, ſtimmt mit unſerer Erfahrung vollkommen überein. Nachdem nun noch über das Tränken, Reinigen, Putzen und die ſonſtige Pflege des Rindviehes das Nöthigſte beygebracht worden iſt, werden die weſentlichſten Krankheiten deſſelben durchgegangen und die wirkſamſten Mittel dagegen angegeben. Ueber das Trocariren des aufgebläheten Rindviehes ſagt der Vf. S. 439 ſehr richtig: Dieſe Kurmethode wird man aber immer nur wählen, wenn man mit den andern nicht auszukommen glaubt. Es werden nun die Vortheile der Rindviehzucht aufgezählt und gewürdiget, als Dünger, Zuzucht, die Milch, Maſtung und Arbeit, und die über alle dieſe Gegenſtände ſind intereſſante Notizen mitgetheilt. Am Schluſſe dieſes Kapitels wird noch von den Büffelkühen und Ziegen gehandelt. Die Zucht dieſer beiden Thierarten iſt bisher in Deutſchland noch ſehr vernachläſſiget worden; doch ſcheinen die letztern noch mehr Nutzen zu gewähren als erſtere, wiewohl dieſe zum Zuge noch brauchbarer gemacht werden können als unſere Ochſen.

Im *dritten Kapitel* wird nun von der *Schafzucht* auf gleiche Weiſe gehandelt. Der Vf. geht von der allgemein angenommenen Meinung, daſs unſer Schaf von dem Mufflon abſtamme, ab, und hält ſolches mit allen ſeinen Raſſen für eine eigene Species, und die ſogenannte Haidſchnucke für die eigentliche Urraſſe der Schafe in Deutſchland. In Hinſicht der Beſchaffenheit des Körpers nimmt er 2 Hauptraſſen und eine Mittelraſſe an, und hat ſolche ebenfalls durch leichte Umriſſe nach ihren charakteriſtiſchen Unterſcheidungszeichen darzuſtellen geſucht, nämlich: 1) die Höhen - oder Bergraſſe als Urraſſe, wohin die Merinos gehören; 2) das Tiefenſchaf, wozu das Marſch - und Eiderſchaf zu rechnen, und 3) eine Mittelraſſe, die ſich mehr oder weniger auf der Anhöhe ausgebildet hat. In Hinſicht der Beſchaffenheit der Wolle zeigen ſich wieder 3 Haupt - Verſchiedenheiten: 1) Schafe mit Haaren und Wolle zugleich (Haidſchnucken) 2) Schafe mit grober Wolle (Landſchafe) und 3) Schafe mit feiner Wolle (Merinos und durch ſie veredelte. Die Geſchichte der letztern wird nun zunächſt mitgetheilt und dann von den veredelten Schafen gehandelt, die Kennzeichen eines tauglichen Bocks und Schafes, und die Kennzeichen des Alters und der Geſundheit angegeben. Die dichtfelligen *Negrettis* und die lockerfelligen *Eskurial* zu nennen, wie man neuerlich vorgeſchlagen hat, wird als willkürlich und unbeſtimmt getadelt, und dagegen die Benennung *geſchloſſene* und *offene* Vlieſse, oder *Sachſen* und *Oeſtreicher* in Vorſchlag gebracht. Ueber die Zucht, Pflege und Wartung der Schafe und inſonderheit der Lämmer ſind treffliche Bemerkungen mitgetheilt. Das methodiſche Verfahren bey der Veredelung iſt §. 731—735 genügend gelehret. Die Erfoderniſſe eines guten Schafſtalles und zweckmäſsige Einrichtung deſſelben ſind §. 737—739 angegeben. Ueber die Fütterung und Weide, das Hüten und die Staallfütterung, das Getränk und Salzgeben ſind gewiſs alle gute Schafzüchter mit dem Vf. einverſtanden; beſonders verdienen die Regeln beym Füttern Beherzigung. Unter den Krankheiten der Schafe, (§. 760—776) hält der Vf. die Fäule mit Recht für eine der gefährlichſten. Rec. hat ſie durch eine Pfefferinfuſion, welche im *5ten* Bande des Landwirth S. 294 empfohlen wurde, bey einigen Individuen gründlich gehoben, ob ſie gleich ſchon weit vorgeſchritten war. Die Lehre von der Wolle iſt klaſſiſch, aber bereits aus einer eigenen Schrift des Vfs. bekannt. Was nun noch über die Maſtung, Zuzucht, Milch und den Düngenr vorkommt, iſt alles aus der Erfahrung geſchöpft. Zuletzt folgen noch einige Bemerkungen über die Schafhunde, Feld - und Stallhorden und das Zeichnen der Schafe. Am Schluſſe des Kapitels iſt noch mit einigen Worten der Angoriſchen und Thibetaniſchen Ziegen, wie auch der Seidenhaſen, wegen der Nutzbarkeit ihrer Haare gedacht worden.

Das *4te Kapitel* faſst die Lehre *von der Schweinezucht* in ſich. Für die Urraſſe hält er das wilde Schwein, deſſen Gegenſatz das vollkommen domeſticirte Schwein iſt, welches unter den vollkommenſten, ſeiner Natur ganz entſprechenden Bedingungen, nämlich in der Tiefe erzogen und ausgebildet worden ſey. Er nimmt auch hier eine Mittelraſſe, wohl ſehr uneigentliche eine *Höhenraſſe* an, welche mehr auf trocknem Boden gebildet worden ſey, und hat ſie alle 3 in leichten Umriſſen dargeſtellt. Auſser mehreren in Deutſchland ausgezeichneten Raſſen werden noch die kleinen ſchwarzen Merinoſchweine, die krauſen Sirmiſchen, die Champagner und die kleinſte Gattung chineſiſcher Abkunft erwähnt. Von den äuſsern Kennzeichen und dem Alter der Schweine, von der Zucht und Vorſicht beym Werfen, von der Aufzucht der Ferkel, von der Veredelung der Schweine, worauf bisher in der That noch zu wenig gedacht worden, von der Wartung und Pflege derſelben, von den gewöhnlichen Krankheiten und von dem Nutzen und Gebrauch dieſer Thiere iſt zwar kurz aber genügend gehandelt.

Im *zweyten Theile* hat der Vf. die *allgemeine Landwirthſchaft* vorgetragen. Die hier beobachtete Kürze ſticht freylich gegen die ausführlichere Behandlung der Materien im *erſten* Theile auffallend ab, und wir bedauern, daſs ſich der Vf. von ſeinem früher befolgten Plane hat abführen laſſen. Nach vorangeſchickter kurzer Einleitung ſind die allgemeinen Mittel der Production 1) die moraliſchen und perſönlichen Kräfte, — die Intelligenz, oder überhaupt das Subject; 2) das Landgut mit allem was dazu gehört, oder die Landwirthſchaftlichen Fonds - Capitale; 3) die zweckmäſsige Benutzung dieſer Fonds, oder die richtige Anwendung der Intelligenz auf das Material — Direction der Wirthſchaft. Dieſe 3 Gegenſtände werden in folgenden 5 Abſchnitten abgehandelt.

1ſter

Ister Abschnitt. Von den persönlichen Kräften oder dem Subject. Ganz kurz sind die Erfodernisse desselben und Mittel angegeben, wodurch die vollkommne Ausbildung zum Landwirthe geschehen kann. — *IIter Abschn. Von dem Landgute und den landwirthschaftlichen Fonds.* Die verschiedenen Arten der Landgüter nach ihrer Grösse, nach ihren Besitzern und nach ihren rechtlichen und politischen Verhältnissen werden zuerst namhaft gemacht und die Frage: ob grosse oder kleine Güter vortheilhafter sind? durch Anführung der beiderseitigen Vortheile der Beantwortung näher gebracht. Dem Vf. scheinen Güter von mittelmässiger Grösse die zweckmässigsten zu seyn. — Hierauf wird von der Werthschätzung der Güter und den allgemeinen Rücksichten gehandelt, welche auf den Werth derselben Einfluss haben. Dahin gehört zuvörderst die Lage und Beschaffenheit der Grundstücke, wobey vor allen der Boden — der nach verschiedenen Gesichtspunkten klassificirt ist — ingleichen Wiesen, Weiden und Triften, Gärten, Holzungen, Fischwasser u. s. w. nächstdem aber die Lage des Hofes und die Einrichtung der Gebäude, die merkantilischen Verhältnisse, der Staats- und Nationalreichthum, die Staatsverfassung und Bevölkerung des Landes, der Charakter des Volks und besondere Gerechtigkeiten, die mit einem Gute verbunden sind, in Betrachtung kommen. Hierauf werden bey der Besitznahme des Landguts die Lehre vom Capital vorgetragen, und bey der Besitznahme der Wirthschaft durch Ankauf eines Landguts, Anbau und Pacht, die Punkte, die zu berücksichtigen sind, herausgehoben, sodann die Mittel zur Bewirthschaftung der Güter abgehandelt, wozu die Arbeit von Menschen und Thieren gehört. Wie diese verlohnt, und theils durch richtige und zweckmässige Vertheilung derselben, theils durch Anwendung von Instrumenten und Maschinen wirksamer gemacht werde, ist im Folgenden gezeigt. Ferner ist auch der Spannarbeit und was dazu gehöret, als Zugvieh — Pferde und Ochsen, deren Vorzüge vor einander angeführt werden — und dessen Geschirr, Knechte und andere dazu nöthige Leute, Spanngeräthschaften, Karren und Wagen vollständig aufgezählt, das nöthige Zugvieh nach seiner Arbeit berechnet, und endlich die Handarbeit, welche von Gesinde, Tagelöhnern und Eröhnern verrichtet wird, gehörig gewürdiget und über die Löhnung und Speisung dieser Leute das Nöthige erinnert. — Im *IIIten Abschn.* ist *das Verhältniss der agronomischeen Kräfte unter einander* dargestellt, nämlich des Düngers zum Futter, des Futters zum Viehstand und des Viehstandes zum Ackerbau. Sehr richtig wird gegen die Hypothese des Herrn Staatsrath Thaer: dass die erschöpfende Kraft im Verhältnisse stehe mit der Menge der nahrhaften Stoffe, welche die Pflanzen enthalten, erinnert, dass sie durchaus nicht auslangend sey. Diese Verhältnisse lassen sich freylich nicht mit Sicherheit bestimmt angeben, indessen ist doch das, was bisher mit Wahrscheinlichkeit gelehrt wurde, beygebracht worden. Eben so sind über den Dünger und den Werth desselben, das Verhältniss des Viehstandes zum Ackerbau und des Düngers zum Futterbau, den Ertrag des Strohes und der verschiedenen Futterpflanzen, den Futterbedarf verschiedener Thiere, und über die Weide schätzbare Notizen mitgetheilt. — Im *IVten Abschn.* sind *die verschiedenen Ackersysteme* entwickelt. Der Vf. theilt sie in verzehrende, erhaltende, und verbessernde ein. Unter verzehrenden begreift er solche, welche ohne äussere Beyhülfe nicht in ihrer Ertragbarkeit bestehen können, und rechnet die 2. 3. und 4 Felder-Wirthschaft dahin; unter erhaltenden versteht er solche, welche vermöge ihres Verhältnisses des Getreide- und Futterbaues eben so viel Dünger wieder gewähren, als ein durchlaufender Turnus verzehrt, und zählt die Mecklenburger und Hollsteiner Koppel-Wirthschaft dazu; unter verbessernden aber solche, wo sowohl durch eine zweckmässige Folge der Früchte, als auch durch hinreichenden Futterbau und gehörige Bearbeitung des Bodens dessen Kräfte negativ und positiv vermehrt werden, und dahin gehört die eigentliche Fruchtwechsel- oder die englische Wirthschaft. Er zeigt nun, wo jedes dieser Systeme seine Anwendung finde; und nachdem sie möglichst genau dargestellt worden, wird der Uebergang aus einem Wirthschaftssystem in das andere gelehrt. — Im *Vten Abschn.* wird endlich die *Direction der Wirthschaft*, oder die Leitung ihrer productiven Kräfte abgehandelt. Sie fasst das landwirthschaftliche Personale in sich, welches theils in dirigirenden Personen, theils in Gesinde besteht. Ausser dem Wirthschaftsdirector, über dessen Besoldung und Instruction einige Bemerkungen gemacht werden, ist das untergeordnete Personal kurz aufgeführt, dann sind die Obliegenheiten der Direction, die sich auf die innere Wirthschaft, den Handel, die Hauspolizey und die Buchführung beziehen, angegeben, und endlich wird noch von der fabrikmässigen Verarbeitung der Erzeugnisse des Grundes und Bodens die Bierbrauerey und Branntweinbrennerey gelehrt, die Stärke- und Zuckerfabrikation aber, weil sie höchst selten mit dem landwirthschaftlichen Gewerbe verbunden sind, übergangen. Für die Buchführung — Journale, Register und Rechnungen — sind die nöthigen Tabellen beygefügt.

Aus dieser kurzen Inhaltsanzeige erhellt, mit welcher Umsicht, und in welcher Ordnung das Ganze vorgetragen ist.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

November 1824.

ALTERTHUMSKUNDE.

Kopenhagen, in Gyldendal's Verlag: *Den aeldre Edda. En Samling af de nordiske Folks aeldste Sagn og Sange, ved Saemund Sigfussön, kaldet Hin Frode.* (Die ältere Edda. Eine Sammlung der ältesten Sagen und Lieder der nordischen Völker, von Sämund Sigfus-Sohn, genannt der Gelehrte). Uebersetzt und erklärt von *Finn Magnusen*, Prof. und Mitglied der Königl. Commission zur Aufbewahrung der Alterthümer. *Erster* Band. 1821. LI und 274 S. *Zweyter* Bd. 1822. VI und 319 S. *Dritter* Bd. 1822. VI und 312 S. *Vierter* oder Letzter Bd. 1823. IX, XII und 349 S. kl. 8. (zusammen 7 Thlr.)

Die Literatur der Dänen erhält hiermit ein Werk, welches ihr zur Ehre gereicht, und dessen sich gewiss auch ausserhalb Dänemark und dem ganzen Norden alle diejenigen freuen werden, die nur einigermaassen der dänischen Sprache gewachsen sind und dabey ein Interesse nehmen an den Beiden, unter den Namen der älteren, oder *Sämund*schen, und der jüngere, oder *Snorro*schen, Eddas bekannten, merkwürdigen Schriften. Vor Allem, was bisher über das Eine, wie über das Andere, dieser Denkmäler des nordischen Alterthums im Drucke erschienen ist, dürfte doch die gegenwärtige Bearbeitung der ältern Edda, sowohl wegen der grössern Vollständigkeit des Inhaltes, als wegen der Geschicklichkeit in der Uebersetzung desselben, und besonders wegen der hinzugefügten, von vielem Scharfsinn und der ausgebreitetsten Kenntniss der nordischen Mythologie zeugenden, ausführlichen Erläuterungen; wie auch um der dem letzten Bande angehängten verschiedenen Register willen, einen wesentlichen Vorzug behaupten. Der Vf., von Geburt ein Isländer, und zwar den 27. August 1781 (nicht 1731, wie im dänischen Schriftstellerlexicon Th. 2. S. 369 steht,) zu *Skalholt* geboren, brachte nicht nur seine ersten Jugendjahre, sondern auch späterhin und nachdem er seine akademischen Studien auf der kopenhagener Hochschule vollendet hatte, noch eine Reihe von 12 Jahren auf seiner Geburtsinsel zu, und erwarb sich schon vom J. 1801 an durch seine Fortsetzung der von *Magnus Stephensen* 1795 angefangenen, und dann von dessen jüngerem Bruder, *Stephen Stephensen*, 1798 weiter geführten *Minnis vaerd Tidindi*, oder Isländischen Jahrbüchern, wie auch durch viele andere Schriften und Abhandlungen in dänischen Zeitschriften, namentlich in *Rahbek's* Minerva, eingerückten *Thules Klage, Beyträge zur nähern Kenntniss aller verdienstvoller Isländer, Einleitung zu Vorlesungen über die ältere Edda* u. s. w., den gerechten Ruf eines seltenen Kenners der isländischen Sprache, Sitten und Alterthümer.

Als solchen bezeichnet ihn in einem vorzüglichen Sinne die vorliegende Schrift. In der *Vorrede* zum 1ten Bd. erhält man einige Bemerkungen über den Ursprung und Hauptinhalt der älteren Edda. Der Vf. erklärt sich für die immer herrschender werdende Meynung, nach welcher die meisten Einwohner von Deutschland und den nordischen Reichen zur Zeit der höchsten Macht des römischen Staates aus Germaniern und Gothen bestanden, welche in Asien ihren gemeinschaftlichen Ursprung hatten; die Hauptgründe findet er in der Uebereinstimmung der Sprache, der Geschichte, und der Religion und Mythologie (S. VIII). Viele und wichtige Beweisstellen für diese Uebereinstimmung und Verwandtschaft finden sich in der älteren Edda. Erst in der Mitte des 17ten Jahrh. wurde diese ausserhalb Island bekannt, nachdem Bischof *Brynjolf Soendsen* in den Besitz eines alten Pergamentcodex, der die meisten Gedichte derselben enthält, gekommen war. Unter K. *Friedrich III.* kam diese wichtige Membrane nach Kopenhagen, und ist noch jetzt die vollständigste alte Membrane, welche die grosse königl. Bibliothek besitzt. (*Schlözer*, *Rühs* u. a., welche aus dem Mangel älterer Abschriften die Echtheit der Edda geleugnet haben, erhalten S. XVI ihre Abfertigung: „aus demselben Grunde könnten sie gegen das hohe Alter der Homerischen Dichtungen protestiren; weil man zur Zeit dieser [allzu] kritischen Kritiker keine älteren Abschriften jener Werke gekannt habe, als aus dem 10ten Jahrh.; da man doch jetzt eine um 4 bis 5 Jahrh. ältere entdeckt haben will.") Der Vf. theilt nun das Verzeichniss sämmtlicher im Allgemeinen zur ältern Edda gerechneter Gedichte, nebst den dazu gehörigen prosaischen Ueberresten von verloren gegangenen Gesängen, in folgender, seiner Bearbeitung zum Grunde liegender Ordnung mit I. Abtheilung: *religiöse und mythologische Lehrgedichte*. II. Abth.: *erzählende und dramatische Mythen*. III. Abth.: *vermischte Gedichte*. IV. Abth.: *epische oder mythischhistorische Dichtungen*. Nur die in den beiden ersten dieser Abtheilungen enthaltenen Dichtungen betreffen die nordische

sche Götterlehre; dieses lässt sich nicht von dem Inhalte der dritten, und noch weniger von dem der vierten Abth. sagen. Der Vf. begegnet (S. XXII f.) dem weit verbreiteten Irrthum, als ob *Saemund Sigfusson* (geb. ungefähr im J. 1054—1057) die ältere Edda *verfasst* habe: welchem der in den meisten Gedichten herrschende durchaus heidnische Geist, die grosse Verschiedenheit ihres Inhaltes, Stils und poetischen Werthes, wie auch mehrere ihrer Benennungen geradezu widersprechen. Nur von dem, der 1ten Abth. als Zugabe angehängten christlichen Gedichte *Solens Sang* ist es wahrscheinlich, dass *Saemund* dasselbe verfertigt habe. Dagegen ist es aus innern Kriterien so gut, wie gewiss, dass *Saemund*, oder ein anderer gleichzeitiger Sammler, die meisten der Gedichte und prosaischen Erzählungen, entweder nach älteren einzelnen Abschriften, vielleicht auch nach Runatafeln, oder nach mündlichen Ueberlieferungen, aufgezeichnet hat. Sollte auch *Saemund* auf seinen Reisen in Deutschland einige dieser Dichtungen aus altdeutschen Originalen kennen gelernt haben: so ist doch so viel gewiss, dass mehrere der eddaischen Gesänge über dieselben Gegenstände von *Saemunds* Zeit im Norden bekannt gewesen und gesungen worden sind; dafür sprechen die Benennungen *Atlamaal* und *Atlaquida*, so wie die in der prosaischen Zugabe zu diesen Liedern ausdrücklich gemachte Bemerkung: „dass die Deutschen des *Sigurd Fafnerbanes* Tod auf eine andere Art erzählen." Jedenfalls haben selbst mehrere der einsichtsvollsten deutschen Gelehrten den eddaischen Gesängen über diese Gegenstände ein weit höheres Alter, als dem *Niebelungenliede*, *Heldenbuche* u. m. dergl. eingeräumt. (In den Streit über die Echtheit der beiden Eddas, der besonders durch *Adelung*, als den scharfsinnigsten Gegner ihrer Echtheit, veranlasst und dann durch *Schlözer*, *Delius* u. a. fortgesetzt wurde, lässt sich der Vf. nicht weiter ein; auch glaubt Rec., dass seit *P. E. Müllers* bekannter Schrift *über die Echtheit der Asalehre* u. s. w. Kopenhagen 1811 [S. *A. L. Z.* 1813. Nr. 5.] der Streit als völlig beendigt und zum Vortheile der bezweifelten Echtheit entschieden betrachtet werden kann.) Zu den verschiedenen Ausgaben und Uebersetzungen der älteren Edda, welche bisher erschienen sind, rechnet Hr. *F. Magnusen* S. XXVII f. nur folgende: die grosse Quartausgabe von der *Arnaemagnaeanschen* Commission: *Edda rhythmica s. antiquior*, *Pars I. Hafn.* 1787. *Pars II. ibid.* 1818. Eine gr. Octav Handausgabe, von dem Dänen *Rask* und dem Schweden *Afzelius* besorgt, Stockh. 1818. Die deutsche Ausgabe vom Prof. *v. d. Hagen*, Berlin 1812. und eine andere von den Gebrüdern *Grimm*, Berl. 1815. Eine dänische Ausg. von *B. C. Sandvig*, Kopenhagen 1783. 1785 (Ihrer Mängel ungeachtet, da der Vf. der isländischen Sprache nicht völlig gewachsen war, bedauert Hr. *F. M.*, wegen des vielen Guten, das sie gleichwohl enthielt, dass sie nicht bekannter geworden und zum Theil als Makulatur verkauft worden ist.) Eine schwedische Uebersetzung von *Afzelius*, durch Vollständigkeit verschieden von der oben bemerkten, Stockholm 1818., jedoch ohne Varianten, Erklärungen und eine Uebersicht des Inhalts der einzelnen Dichtungen. Endlich eine englische Uebersetzung der mythologischen Gedichte, mit Ausnahme des *Solens Sang*, als in das katholische Zeitalter gehörend, von *Cottle*, Bristol, 1797. Dem Vf. scheint sonach die deutsche Ausgabe: *die isländische Edda*, d. i. *die geheime Gotteslehre der älteren Hyperboräer* u. s. w. von *Jac. Schimmelmann*, Stettin, 1777. 4. nicht gehörig bekannt worden zu seyn. Auch die Bearbeitungen von *Resen*, *Denis*, *Graeter*, *Herder* u. a. Deutschen, werden zwar im Werke selbst zum Theile berührt, aber doch nur um ihre Fehler zu berichtigen; zu den eigentlichen Ausgaben zählt sie Hr. *F. M.* nicht. S. XXIX f. wird von der jüngern Edda, ihren Quellen u. s. w. gehandelt. Der Vf. unterscheidet in ihr nicht, wie gewöhnlich 3, sondern 5 Haupttheile; nämlich: mythische Erzählungen, poetische Beschreibungen, eine Abhandlung über die isländische Schrift, sowohl mit Runen, als mit Buchstaben, eine andere von grammatikalischen, rhetorischen und poetischen Figuren, und eine Metrik oder Prosodie. Die sehr bezweifelte Vorrede zu dieser prosaischen Edda kann ihren Sammler, *Snorro Sturlesen*, nicht zum Vf. gehabt haben, da ihr Inhalt mit andern Nachrichten desselben in der *Ynglingasaga* im geradesten Widerspruche steht. Die einzige vollständige und correcte Ausgabe von ihr ist die von *Rask*, deren erster Theil zu Stockholm 1819. in schwedischer Sprache erschien. *Nyerup* übersetzte nur die wichtigsten mythologischen Erzählungen derselben ins Dänische, Kopenh. 1808., welche denn von *Rühs* u. a. ins Deutsche übergetragen worden. Zu den unvollkommenen Ausgaben zählt Hr. *F. M.* die von *Resen*, Kopenh. 1665., von *Göranson*, Ups. 1750. und die von *Schimmelmann*, Stettin 1777., welche letzte aber nicht die *Snorro*sche, sondern, wie der Titel bestimmt sagt, die *Saemund*sche ist: auch ist sie keine blosse Uebersetzung ins Deutsche, sondern sie enthält viele Erklärungen, die aber *nicht* immer die Probe bestehen. Der Vf. zeigt sodann, in welchem Verhältnisse beide Eddas mit einander stehen. (S. XXXVII f.) Alte, von *Arngrim* angeführte, Zeugnisse sagen, *Snorro* habe das *vollendet*, was *Saemund* zu schreiben und zu sammeln *angefangen* habe. Diese Zeugnisse erhalten viele Wahrscheinlichkeit durch den Umstand, dass *Snorro* von seinem 3ten bis 19ten Lebensjahre der Pflegesohn von *John Loptson*, einem Enkel von *Saemund Frode* war, in dessen Händen sich seines Grossvaters hinterlassene grosse literarische Sammlungen befanden. In dieser sind ohne Zweifel viele Gedichte aus der grauen Vorzeit gewesen, eingetragen in ein Buch, dessen Ueberreste entweder nach dem Orte, wo der Sammler wohnte, *Odde*, oder nach dem isländ. Worte *Odr* (Gedicht, Vernunft), oder nach dem vom hohen Alter der Lieder entlehnten Worte *Edda*, Aeltermutter, oder nach dem unter den Indianern von

ih-

ihren ältesten Religionsbüchern noch gebräuchlichen *Veda* — die Benennung *Edda* erhalten hat. Die spätere Trennung der ältern von der jüngern Edda, unter beiderseitiger Beybehaltung ihres ursprünglichen Namens, lässt sich bey den vielen politischen und physischen Erschütterungen und Umwälzungen, denen Island von je her unterworfen war, leicht erklären. — Von seinen über die Tendenz und den Inhalt der in *Saemunds* Edda enthaltenen Dichtungen gegebenen Erklärungen hofft Hr. *F. M.*, dass es daraus erhellen werde, dass in ihnen die Gottheiten unserer Altvorderen (*Odin*, *Thôr*, *Freyr* u. s. w.) keinesweges als irdische Männer oder Weiber, Fürsten oder Fürstinnen (ob diese gleich zum Theil Götternamen geführt haben können), wohl aber als Beherrscher und Lenker der Natur und der Elemente erscheinen; wie auch, dass die Götter des Nordens, nach den Vorstellungen unserer Urväter in der Natur lebten und wirkten und damit bis zu der Welt Ende fortfahren werden: so, dass unsere Dichter und Künstler, wenn sie sich in die Vorstellungen der Vorzeit zu denken wissen, die Bilder der Götter unter vielfältig abwechselnden Formen in der ewigen Natur finden werden, wodurch dem Genie ein weites Feld zu neuen und herrlichen Anschauungen sich öffnet. Unter andern können *Oehlenschlägers* Gedichte in dieser Art durch unsers Vfs. vorliegendes Werk für viele seiner Leser in das rechte Licht gesetzt, und gegen Unverstand und Missverständnisse geschützt werden. Bekannt ist's, dass mehrere der besten dänischen, schwedischen, deutschen und englischen, auch einige französische Dichter, wovon der Vf. Beyspiele in einer Note anführt, jene hohe Ideale erkannt und, mehr oder weniger befriedigend, aus dem ursprünglich richtigen Gesichtspunct dargestellt haben, der übrigens bald nach der Einführung des Christenthums von den Nordbewohnern grösstentheils verfehlt und verkannt worden war. Hr. *F. M.* bekennt aufrichtig (S. XLVI), dass auch er in früheren Jahren die historische Erklärung der Eddas und ihrer Gottheiten für die einzig richtige gehalten habe; dass er aber von dieser Meynung zurückgekommen sey, nachdem er die ältesten Dichtungen gründlich untersucht und die einzelnen Theile derselben, sowohl unter sich, als mit dem späteren Volksglauben und mit den mythologischen Systemen anderer alter Völker verglichen habe. Damit leugnet er aber keinesweges die Verwandtschaft und Verbindung zwischen der altnordischen Geschichte und Mythologie, in sofern nämlich beide miteinander vereinigt auf den Ursprung, die Wanderungen, die ältesten hierarchischen Staatseinrichtungen der verschiedenen nordischen Völkerschaften hinweisen. —

Rec. glaubte es seinen Lesern schuldig zu seyn, das Wichtigste aus der gehaltreichen Vorrede zum 1ten Bd. auszuheben, um sie dadurch in den Stand zu setzen, sich von dem Inhalte des ganzen Werkes, von dem Gesichtspuncte, aus welchem der Vf. seinen Gegenstand betrachtet und behandelt hat, so wie von dem äussern und innern Berufe desselben, einer solchen Arbeit zu unterziehen, im Voraus schon einen richtigen Begriff zu machen. Zur näheren Bezeichnung des Inhalts selbst und der Art, wie dieser von Hrn. *F. M.* bearbeitet worden ist, will nun Rec. aus jedem der 4 Bände die Ueberschriften der einzelnen Stücke, verbunden mit einigen von den zahlreichen Bemerkungen, womit der Vf. das Eine oder das Andere derselben begleitete, mittheilen: indem der grosse Reichthum des Stoffes und der beschränkte Raum dieser Blätter eine vollständige Uebersicht des Ganzen darzulegen nicht verstattet. *Erster* Bd. I. *Valas Spaadom*, oder das Lied der Wahrsagerin (S. 3 f.). II. *Vafthrudnersmaal*, oder der Spruch von dem kraftvollen Verwickler (Räthselaufgeber). (S. 73 f.) III. *Grimnersmaal*, oder der Gesang des unter dem Namen *Grimner* (der Verlarvte) zwischen 2 brennenden Scheiterhaufen gebundenen *Odins* (S. 132 f.). Der Vf. schickt jedem dieser Stücke eine Einleitung voraus, theilt alsdann die Uebersicht von dessen Inhalt mit, lässt nun das Gedicht selbst in dänischer Sprache folgen, und beschliesst das Ganze mit seinen Anmerkungen. Er scheint bey solchen Lesern, die der isländischen Sprache gewachsen sind, die Kenntniss der Originale vorausgesetzt zu haben; sonst möchte es der Vergleichung wegen nicht überflüssig gewesen seyn, diese der Uebersetzung beyzufügen. Eine recht schätzbare Zugabe zu Nr. III. (*Grimnersmaal*) ist die (S. 148) beygefügte *kalendarische Tabelle* über die nach den 12 Himmelszeichen sich richtenden 12 Sonnenhäuser, oder Gottesburgen, und die verschiedenen der einer jeden vorstehenden Monatsgottheiten. Da das Gedicht selbst in Deutschland erst kürzlich wiederholt übersetzt worden und also in frischem Andenken ist, (So z. B. von *Gräter* in verschiedenen Numern der antiquarischen Zeitschrift *Idunna und Hermode* von 1814. auch von *Fr. Mayer* in dessen *mythologischen Dichtungen der alten Skandinavier*, 1818.): so wird es nicht ausser dem Wege seyn, diese Tabelle, wobey der Vf. den Eintritt der Sonne in die 12 Sternenbilder vom Jahre 1820. befolgte, im Auszuge mitzutheilen. Die alten Skandinavier vom gothischen Stamme fingen von jeher ihr bürgerliches Jahr mit dem *Winter* an. Der Vf. glaubt also in dem erwähnten Gedichte den Grund zu einem altnordischen Zodiacus in folgender Ordnung gefunden zu haben; *der Schütz*, Sonneneingang den 22. Nov.; Gottesburg: *Ydale*, Monatsgottheit: *Uller*. „Dieses Monats ältester uns bekannter nordischer Name ist *Yler*; auch wurde ebenderselbe für den höchsten Asagott des ganzen Winters gehalten." *Der Steinbock*, 21. Dec.; — *Alfheim* — *Freyr*. „Geburt *Freyrs* oder des Sonnengottes. Das eigentliche *Juulfest*" (noch jetzt ist diess die allgemeine Benennung des *Weihnachtfestes* im ganzen Norden). „Die Wintersonnenwende." *Wassermann*, 21. Jan. — *Valaskjalf* — *Vale*. „Der Monat hiess *Liósberi*, oder *Lichtbringer*, auch *Thorre*. „Man feyerte das *Fackelfest*, in den nordlichsten Län-

Ländern, wo die Sonne um diese Zeit sich zuerst wieder erblicken liess, fast so heilig gehalten, als *Juul.*" *Die Fische*, 19. Febr. — *Söequabeck - Saga.* „Noch jetzt heisst dieser Monat *Goa*, *Goe*, in Schweden *Göja*. Der Schweden grosses Volksfest in *Upsala.*" *Der Widder*, 19. März — *Gladsheim - Hropt* oder *Odin.* „Die Frühlings - Tag - und Nachtgleiche. Die Pforte der Sonne, oder der Eingang in *Valhall* (die höhere Himmelssphäre)." *Der Stier*, 20. Apr. — *Thrymhejm - Skade.* „Von diesem Monate an rechnete man die Sommerszeit, so wie der Sommer noch jetzt in Norwegen und auf Island mit diesem Monate, der *Harpa*, Harfe, heisst, den Anfang nimmt." *Die Zwillinge*, d. 21. May — *Breidablik - Baldur.* „Diesen höchsten und angenehmsten Sommermonat nannten die Alten den *Sommermonat.* Auch wurde in ihm die *Sommersonne* unter dem Namen: *Baldur, der Gute*, verehret." *Der Krebs*, d. 21. Jun. — *Himmelbjerg - Heimdall.* „Die *Sommersonnenwende.* Das Fest *Baldurs* und *Heimdalls*, späterhin in das Fest des heil. *Johannes* verwandelt." *Der Löwe*, d. 23. Jul. — *Folkvang - Freya.* „Der wärmste Monat im Jahre, entsprechend den jetzt sogenannten *Hundstagen.* Zeit der Aernte." *Die Jungfrau*, d. 23. Aug. — *Glitner - Forsete.* „Die Herbst - Tag - und Nachtgleiche, gegen das Ende des Monats." *Die Wage*, d. 23. Sept. — *Noatun - Njord.*" Das grosse Herbstfest, in neueren Zeiten in den *Michaëlistag* verwandelt." *Der Scorpion*, d. 23. Oct. — *Landvide - Vidar.* „Die Zeit des Laubabfallens, *der schweigende Monat*, welcher den Fall seiner jüngern Brüder überlebt, eben so wie *Vidar* den Fall der Asagötter." In einer Schlussbemerkung verspricht der Vf., die Uebereinstimmung dieses mythischen Kalenders mit den ägyptischen, griechischen und asiatischen in seiner, demnächst zu erwartenden, *systematischen Eddalehre* zu entwickeln. Einer solchen Entwickelung bedarf es freylich noch; aber an Winken über die Möglichkeit derselben lässt es doch schon diese blosse Skizze nicht fehlen. Und wie manche Winke anderer Art, z. B. über den Ursprung der noch jetzt am heil. *Johannestag* in Deutschland, wie im hohen Norden, brennenden Freudenfeuer, der offenbar heidnisch ist, enthält sie nicht! Am Schlusse des Gedichts selbst werden alle hier nur vorläufig und aphoristisch gegebenen Bemerkungen weiter ausgeführt. — Ausser diesem altnordischen Zodiak, oder mythischen Calender, fand der Vf. in demselben Gedichte *Grimnersmaal* den Stoff zu einem *poetischen* oder mystischen Calender, dessen Bedeutung im hohen Alterthume sehr leicht zu fassen war, für die nämlich, welche in die Geheimnisse der Jahresberechnungen eingeweihet waren. Die ältesten Calender bestanden aus Hieroglyphen und mystischen Charakteren, oder sie waren in dunkle Verse eingekleidet; da die Priester, welche sich allein auf die Schriftzeichen verstanden, in den ausschliesslichen Besitz von den Geheimnissen der Zeitrechnung gesetzt hatten und sie ihren Schülern oder Freunden nur auf eine von jenen Arten anvertraueten. „Selbst die katholischen Priester und Mönche nahmen zum Theil jene Lehrart an, wovon ein Ueberbleibsel dieses ist, dass das Volk auf Island einen ganzen Almanach, was die gewöhnlichen Zeitbestimmungen und Feste betrifft, mit Hülfe gewisser Verse ausrechnen kann, deren jeder Monat seinen eignen hat und worin die Beschaffenheit einer jeden Jahreszeit sowohl, als die bemerkenswerthesten Tage, angedeutet werden. Einzelne Wörter in diesen Monatsversen sind von der grössesten Wichtigkeit für die, welche die Zeitrechnung selbst ausfinden wollen, würden aber höchst wahrscheinlich für die Uneingeweiheten immer ein Geheimniss bleiben, wenn sie nicht ausdrücklich über ihre Bedeutung unterrichtet würden. Ein solcher Vers besteht nämlich aus eben so vielen Sylben, als Tage zu dem Monate gehören, wovon er handelt." Des Beyspiels wegen führt der Vf. einen solchen Monatsvers in der Uebersetzung an:

> 1 2 3 4 5 6 7
> „Sep - tem - ber sig - net bring - er
> 8 9 10 11 12 13 14
> Ma - ri - a; Kor - set hae - ves;
> 15 16 17 18 19 20 21 22
> Lam - ber - tus ord - ner *li - ge* Döga
> 23 24 25 26 27 28 29 30
> Og Mic - kel för - er Sjael til Hava."

Ins Deutsche übergetragen würde diess ungefähr so heissen.

> 1 2 3 4 5 6 7
> Sep tem - ber - zeichen brin - get
> 8 9 10 11 12 13 14
> Ma - ri - a; Kreu - zes - Hö - he;
> 15 16 17 18 19 20 21 22
> Lam - ber - tus ord - net *gleichen* Tag
> 23 24 25 26 27 28 29 30
> Und Mi - chel fährt zum Hafen hin.

In diesem Monatsverse ist „*lige*" (gleich*en*) das wichtige Wort. Uebrigens sind alle katholische Feste des Monats September darin angedeutet, nämlich *Mariä Geburt*, *Kreuzeserhöhung*, statt der alten heidnischen Feste. Der heilige *Lambert* hat, statt des Gottes *Forsete*, die Mühe übernommen, die Tages - und Nachtgleiche zu Stande zu bringen, und der Erzengel *Michaël* hat sich in den Besitz des Aerntefestes gesetzt, des Festes, welches vormals besonders dem Luft - und Meergotte *Njord* geheiligt war. —

(Der Beschluss folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1824.

ALTERTHUMSKUNDE.

KOPENHAGEN, in Gyldendal's Verlag: *Den aeldre Edda. En Samling af de nordiske Folks aeldste Sagn og Sange, ved Saemund Sigfussön, kaldet Hin Frode.* Ueberfetzt u. erklärt von *Finn Magnusen* u. f. w. —

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In der Vorerinnerung zum *zweyten* Bd. vertheidigt fich Hr. *F. M.* gegen den ihm über den *ersten* Bd. gemachten Vorwurf, dass er für feine geäusserten Meynungen und Sätzen oft die *Beweise* fchuldig geblieben fey. „Ein Commentar diefer Art verbietet alle Weitläufigkeit. Wer aber fowohl den Text mit den Anmerkungen, als die verfchiedenen altnordifchen Mythen untereinander vergleicht und mit Unbefangenheit urtheilt, dem wird die Richtigkeit von meinen Hauptfätzen einleuchten." Von einzelnen Hypothefen und manchen zur nähern Prüfung dargelegten Vermuthungen fpricht fich der Vf. felbst nicht frey; diefe hat er aber auch nur als folche immer vorgetragen, und welcher Billigdenkende könnte von einem Werke, wie diefes, lauter unumftöfslich bewiefene Sätze und Behauptungen erwarten? — Eben fo nimmt der Vf. die altnordifche Mythologie oder Götterlehre gegen die Einwürfe in Schutz, wozu man den Grund in den in *Lokes Wortstreit* vorkommenden Befchuldigungen eines unzüchtigen Betragens u. f. w. von Seiten der Afagötter hat finden wollen. Einem *Loke* fahen die meisten Heiden dergleichen Befchuldigungen gern nach, ohne ein grofses Gewicht darauf zu legen, oder einen Anftofs daran zu nehmen. Weffen hat man aber nicht die griechifchen Gottheiten zu ihrer Zeit befchuldigt? Erhellt denn nicht gerade aus folchen Befchuldigungen das hohe Alterthum der Einen, wie der Andern, Götterlehre? Man denke fich z. B. die des Nordens ganz frey davon: würde man auf diefen Umftand nicht feine gerechten Zweifel gegen ihr Alter gründen? Sagen würde man dann wahrfcheinlich: es geht in derfelben Alles fo modern, fo fein, fo anftändig, fo züchtig und gefittet her, dafs dergleichen unmöglich aus einem fo hohen Alterthum, als man vorgiebt, herrühren kann! Man könnte noch weiter gehen, und fich auf manche in den Schriften des A. T. der Gottheit beygelegten Eigenfchaften und Handlungen berufen, wenn man es je im Ernfte bezweifeln wollte, dafs die Vorftellungen von den Gottheiten einen getreuen Spiegel der gleichzeitigen Denkart und Sitten der Menfchen aufftellen. — Noch zu den *religiöfen und mythologifchen Gedichten*, welche der *erfte* Bd. enthält, gehört das den *zweyten* Bd. eröffnende Lied *Alvismaal* (S. 1 f.), welches übrigens eben fo, wie die folgenden *erzählenden und dramatifchen Mythegedichte*, nach vorausgefchickter Einleitung und Ueberficht des Inhalts, mit erläuternden und beftätigenden Anmerkungen begleitet wird. Diefe Mythedichtungen find: I. *Hymisquida*, oder das Lied von *Hymer*, S. 39 f. II. *Thrymsquida*, oder die Zurückbringung des Hammers. (S. 88 f.) (Unftreitig Eine der komifchften Dichtungen, welche einem wohlgelaunten Kopfe zu einer das Zwerchfell ftark erfchütternden Unterhaltung feiner Lefer reichen Stoff abgeben könnte.) III. *Harbards Ljod*, oder der Gefang von Harbard. („Diefes Gedichte verdanken wir einem Verfaffer, der die alten Götter und Riefen nur als Natur- oder Elementargeifter betrachtete, die feindlich gegeneinander gefinnt waren, und, nach Bewandnifs der Zeiten und der Umftände, fich wechfelfeitig verjagten. Eine folche Denkart fcheint nicht ungewöhnlich gewefen zu feyn, unter den älteften Dichtern und Glaubenslehrern des Nordens, von deren geheimen Lehrgedichten diefes *Harbards Ljod* ohne Zweifel ein merkwürdiger Ueberreft ift.") (S. 131 f.) IV. *Skirners Reife*, mit dazu gehörenden alten Volksfagen. (S. 167 f.) Die gemüthvolle, profaifche Erzählung, welche zu diefer Dichtung Anlafs gegeben hat, ift aus *der jüngeren Edda* bekannt und nach ihr in verfchiedenen Ueberfetzungen erfchienen. Hr. *F. M.* zeigt, mit Hinweifung auf feine *Beyträge zur nordifchen Archäologie*, dafs *Freyr* urfprünglich die *Sonne*, oder den fie lenkenden Geift, Gott, bedeutete. Daraus folgert er, dafs auch die übrigen mythifchen Wefen, welche in diefem uralten Gedichte mit ihm zu fchaffen haben, *phyfifch-allegorifche Perfonificationen* find, welche man alfo nach ebendenfelben Regeln und Grundfätzen erklären mufs. Rec. wünfcht, dafs es ihm der Raum verftatten möchte, die ganze fo finnreiche Auslegung des Vfs. hier mitzutheilen: überzeugt, dafs fie über diefe dunkele und doch von fo tiefem Gefühle zeugende, Mythe ein helleres Licht geben würde, als fie durch frühere Bearbeitungen von *J. Möller*, *Grundtvig* u. a. erhielt. *Graeter* gab fie bekanntlich in griechifcher Sprache unter dem Titel Ποίημα Ἐδδικὸν Σκιρνηροῦ (Schwäbifch Hall, 1811.) heraus. Am Schluffe feiner Bemerkungen macht

macht der Vf. noch auf die unverkennbare und bemerkenswerthe Uebereineinstimmung aufmerksam, welche zwischen der diesem Gedichte zum Grunde liegenden Hauptidee und jener treffenden Vergleichung der aufgehenden Sonne mit einem Bräutigam, der sehnsuchtsvoll aus seiner Kammer der Braut entgegen eilt, Psalm XIX, v. 5 — 7., statt findet (S. 206). Der altnordische Skalde, der *Freyr* redend einführt, drückt dessen (d. h. der Sonne) Sehnsucht nach der Braut, (d. h. der *Aurora*, oder dem *Nordlichte*) die ihm aber erst nach 9 Nächten nach *Barey* zu kommen und ihm da ihre Hand zu geben versprochen hatte, so aus: „*Lange ist Eine Nacht*, *länger sind dann* 2; *wie kann ich ihrer* 3 *aushalten? Kürzer schien mir sonst ein Monat*, *als jetzt eine halbe von diesen Sehnsuchtsnächten*." Wie wahr und wie sinn- und gefühlvoll! V. *Odins Ravnes Sang*, oder das Vorrede-gedichte (S. 209 f.). Der Vf. schliesst aus der Dunkelheit, welche diese doppelte und so verschiedene Ueberschrift verursacht, dass ein Theil des Liedes, welcher von *Odins* Raben handelte, möchte verloren gegangen seyn. Im Schlusse des Gedichts (wovon *Graeter* eine deutsche Uebersetzung in seiner *Idunna* für 1816 geliefert hat) findet er: „eine dichterische Schilderung vom Anbruche der Morgenröthe, des Tages und dem Aufgange der Sonne. Der Geister der Finsterniss schnelle Flucht in den Abgrund. Die Helden erheben sich. Die Nacht verschwindet und *Heimdall* besteigt die Götterbrücke." (Man kann sich dabey kaum des Gedankens an jenes biblische Lied in der poetischen Sprache des Morgenlandes Ps. 104., besonders v. 22, 23. f., enthalten.) VI. *Vegtamsquida*, oder das Lied von *Vejtam* (S. 243 f.) Der Vf. hält dasselbe für eine Fortsetzung des nächstvorhergehenden, beide aber für blosse Bruchstücke von einem ganzen Epos, bestehend aus mehreren gleichen Abtheilungen, deren Letztere verloren sind. *Vejtam*, oder Wanderer, ist nur der von *Odin* angenommene Name. *Herder*, *Denis*, *Graeter* und *Mayer* haben das Gedicht, das auch lateinisch, schwedisch und englisch übersetzt ist, ins Deutsche übergetragen. VII. *Aegers Gastmahl*, oder *Lokes Wortstreit* (S. 269 f.) Wahr ists, *Loke*, dieser schlimme Beherrscher des unterirdischen Feuers, der Vulkane, der Erdbeben u. s. w., überhäuft als Theilnehmer an dem Gastmahle, welches einst *Aeger*, der Dämon des Meeres, den *Asen* und *Alfen* zur Erwiederung seines von den Göttern in *Asgaard* ihm vorher zu Theil gewordenen glänzenden und prachtvollen Empfanges gab, sämmtliche Anwesende, eine *Idunna*, eine *Gefion*, einen *Odin*, eine *Frigg*, *Freya*, einen *Njord*, *Tyr*, *Freyr*, *Beyggver*, *Heimdall*, *Skade* — mit so empörenden Schmähungen, dass man sich, wüsste man nichts anders von ihrem Thun und Lassen, als was ein gallsüchtiger *Loke* ihnen in das Angesicht sagte, gar wunderliche Begriffe von dieser ehrbaren Versammlung machen müsste. Zum Glücke galt aber Herr *Loke* schon in den späteren heidnischen Zeiten (gleich dem Teufel in den Schriften des N. T. Johann. 8, 44) für den *Vater der Lüge*: so, dass es noch jetzt ein auf Island gewöhnlicher Ausdruck ist, eine handgreifliche Unwahrheit *Loka-Lygi*: (Lokes-, Teufels-Lüge) zu nennen. (Auch verdient es bemerkt zu werden, dass die Bauern in *Vensyssel*, wenn im Frühlinge das schädliche Gewächs *Polytrichum commune* häufig aufschiesst, sich des Ausdruckes bedienen: *Nun säet Loke seinen Hafer aus*." Dieses Unkraut ist nämlich dorten ein Moos, das selbst kein Thier essen mag. Der Gedanke an das bekannte Gleichniss Matth. 13, 24. ff. bietet sich hier von selbst dar.) Unser Vf. giebt daher *Gräter* Recht, wenn er den Verfasser dieses Gedichtes den *Lucian* des alten Nordens nennt, in so fern es in eben derselben Absicht, wie die griechischen Göttergespräche von diesem, geschrieben zu seyn scheint, um nämlich der von den Altvordern verehrten Gottheiten Schwächen und Laster nach ihren eigenen Meynungen zu entlarven. „Um diese Untugenden so zusammengedrängt darzustellen, konnte er keine glücklichere Einkleidung für seine Stichelreden wählen, als dass er sie *dem* Dämon, der der Lüge Vater war, *Loke*, in den Mund legte." „Gleichwohl war der Dichter recht gut unterrichtet von den Lehrgebäuden der ältesten nordischen (wenn nicht selbst asiatischen) Priester oder Philosophen, gegründet auf die Vergötterung der Elementargeister oder Naturpincipien, und deren Darstellung durch menschliche Formen, Leidenschaften, Denkarten und Sitten."

Die zu der älteren Edda gehörenden mythologischen Dichtungen werden im 3ten Bd. geschlossen und von den sogenannten mythisch-historischen, oder wie sie Hr. *F. M.* bezeichnet, altnordischen Riesen- und Heldenliedern, die 4 ersten mitgetheilt. Man pflegte diese im alten Norden bey den Gastgeboten der Fürsten von den Dichtern und Sängern absingen zu lassen; ein Gebrauch, der nach *Catos* Zeugniss auch bey den ältesten Römern statt hatte. Gelehrte, denen die Herausgabe und Erklärung dieser schon um ihres hohen Alterthums willen merkwürdigen Heldenlieder zuwider ist, erinnert der Vf. in der Vorrede an das Ciceronianische Wort: „*mihi quidem nulli satis eruditi videntur*, *quibus nostra sunt ignota*." Ueber ihren Werth an sich sagt er weiter: „sie tragen so vieles zur richtigen Kenntniss der Sitten, Denk- und Sinnesart der Alten bey, und geben uns zugleich von der ältesten Dichtkunst des Nordens, die bereits bey der ersten Einführung des Christenthums in ein verderbliches Haschen nach Wortklang und Künsteley, wodurch die meisten Lieder des Mittelalters unverständlich werden, auszuarten anfingen, die anschaulichsten Begriffe." Der Vf. hofft, durch seine Uebersetzung dazu mitzuwirken, dass man nicht mehr, wie bisher so oft, jene beiden höchst verschiedenen Perioden der altnordischen Poesie mit einander vermischen, oder beider Erzeugnisse nach Einem und eben demselben Maasstabe beurtheilen werde. Der Inhalt dieses 3ten Bds. ist: *Dritte* Abth. oder vermischte Ge-

Gedichte: I. *Hyndlar-Ljód*, oder das Lied von *Hyndla* (S. 3 ff.) II. *Fiölsvinnsmaal*, oder der Gesang von *Fiölsvid* (S. 39 f.) III. *Havamaal* oder des Hohen Rede, auch der Hochgesang, (S. 67 f.) IV. *Grongaldur*, oder *Groas* Zauberlied. (S. 175 f.) Als Zugabe folgt noch: *Sólar-Ljód*, oder Lied der Sonne. (S. 189 f.) Von der *4ten* Abth. enthält dieser Bd. nur I. *Völundar-Quida*, oder der Gesang von *Völund*. (233 f.) II. Das Lied von *Helge Hjorvardsſön*, genannt der Verderber der *Hattinger*, (S. 258 f.) III. Von *Helge Hundingsbane* erstes — und IV. zweytes Lied. (S. 274 u. 292 ff.) Von den mythologischen Gedichten dieses Bds. behandelt der Vf. am ausführlichsten *Havamaal*, und er erlaubt sich in seinen Erläuterungen über den Schluſs desselben, *Odins Rune*gesang überschrieben, eine Digression, die jedem willkommen seyn wird, der es weiſs, wie verschieden man über die sogenannten *Runen* denkt. „Das Gedicht selbst betrifft fast nur die religiöse Magie, oder die sogenannten Runen." Zur Bezeichnung des wahren Sinnes dieses Wortes theilt von Hr. *F. M.* S. 76 ff. einen Auszug aus seiner Abhandlung mit, die er 1819. über die sonderbaren Charaktere auf einem 1818. bey *Willingshausen* in Kurhessen gefundenen und durch Landgraf *Karl* v. Hessen nach Dänemark gekommenen heidnischen Grabstein schrieb. Auch *W. C. Grimm* zu Cassel hat in seiner schätzbaren Schrift: *Ueber die deutschen Runen* (Göttingen, 1821) diesen Stein beschrieben und stimmt in seiner Erklärung desselben in der Hauptsache mit unserm Vf., der nur kürzer ist, überein. „Die Zeichnungen dieser Charaktere haben meist eine groſse Aehnlichkeit mit *Aesten*, *Zweigen* oder *Stäben*, und drücken also eine Art der ältesten Hieroglyphen aus, wovon die Runestäbe des Nordens, die doch auf asiatischen Fundamenten beruheten, sich entwickelten." Ursprünglich bedeutete das altnordische Wort *Rún* (plur. *Rúnar*, *Rúnir*) Worte, Reden, besonders geheime, oder lispelnde, Reden. (Das im Deutschen noch immer gebräuchliche Wort: in die Ohren *raunen* kömmt sicher davon her, so wie man fast in allen alten europäischen Sprachen ähnliche Wörter in jener Bedeutung findet.) Späterhin erhielten die *Hieroglyphen* und *Schriftzeichen* dieselbe Benennung. Dr. *Münter* zeigt in seiner *Odinischen Religionslehre* Kopenh. 1821. daſs die Araber *Runah*, *Runeh* und *Alruni* von den Hexen gebrauchen. Ein eben so mystisches Wort, das in den eddischen Dichtungen häufig gebraucht wird, ist *Stafr (pl. Stafir)*, welches ursprünglich ein Holzstück bedeutet, dessen man sich bey Zauberkünsten bediente und worauf zuweilen mystische Charaktere oder Runen eingeschnitten waren; nachher nannte man diese Charaktere selbst, zuletzt die Zauberschrift, so, wozu ohne Zweifel der alten Skandinavier abergläubische Weissagungen aus Aesten, Stecken, Ruthen (daher die Wünschelruthe) den ersten Anlaſs gegeben haben. Der Vf. führt S. 86 ff. viele solcher Hieroglyphen mit ihren Bedeutungen an. Daſs die Skandinavier besonders gewissen Zweigen und den in sie eingeschnittenen Charakteren eine Zauberkraft, übereinstimmend mit den ihnen gegebenen Benennungen, beylegten, wird aus mehreren Stellen der Edda, besonders *Skirnens* Reise, ganz klar. Die eigentlich runischen Schriftzeichen erhielten aber auch die Benennung *Rúna-Stafir*, Runestäbe, d. h. runische, mysteriöse, magische Charaktere. Zum Unterschied von den Runen nannte man denn die lateinischen Schriftzeichen nachher *Bók-stafir* (Buchstaben.) Noch bis in das 17te Jahrh., wo man den vermeynten Zauberern im ganzen christl. Europa die Scheiterhaufen anzündete, blieben die unschuldigen Runen, als Ueberbleibsel des Heidenthums, ein Hauptanlaſs zur Verfolgung von Seiten der geist- und weltlichen Macht auf Island. Noch immer verstand man unter ihnen geheime und schädliche Zauberzeichen. (Rec. kennt eine Gegend in Deutschland, wo unter dem rohesten Landvolke eine Scheu vor der Schreibekunst herrscht, die er sich allein aus einem Reste des Glaubens an die magische Kraft der Schriftzeichen zu erklären weiſs. Bey Juden hat er diese Scheu nie gefunden, nicht selten aber bey christlichen Bauern so, daſs sie durch nichts dahin zu bringen waren, ihre Kinder schreiben lernen zu lassen.) Die Finnen und Lappländer nennen noch heutiges Tages ihre Lieder, die zum Theil magischen Inhalts sind, Runen; in Dänemark u. s. w. versteht man aber jetzt unter ihnen gewisse Schriftzeichen, deren sich vorzüglich die alten Skandinavier bedienten und über deren Alter und ersten Ursprung man viel gestritten hat. (S. 93). In den Charakteren auf den bey *Willingshausen* gefundenen Steine erkennt nun der Vf. *Zweige*, *Blätter* und *Saamenkorn*, welches Alles auf die von *Tacitus* beschriebene Weise zusammen, wie über ein Tuch, ausgestreut ist. „Konnten nun, nach Tacitus, solche massive Hieroglyphen zu Weissagungen und Orakelsprüchen dienen; so konnten sie auch, gesetzt oder nachgebildet in eine feste Stellung, *geschehene* oder *zukünftige Begebenheiten* bezeichnen, oder auch gewisse *heilige Beschwörungen* oder *Gebete*. Diese, eingegraben in ein Grabmal, konnten also entweder den Lebenslauf, die Eigenschaften der Begrabenen, oder auch Wünsche für ihre Ruhe im Grabe, oder für ihre Seligkeit in einem andern Leben zu erkennen geben sollen." (S. 95). (Bemerkenswerth ist es übrigens, daſs, so wie die Gegend, wo der erwähnte Stein gefunden worden, *Jettenberg* (*Jaettebjerget*, das Riesengebirge) noch jetzt heiſst, es auch in Kurhessen noch andere an die nordische Mythologie erinnernde Benennungen giebt, z. B. *Getten*-(Jetten-Jaette-) *bach* im Kreise Gellnhausen; *Oden* (Odin) *berg* bey der Stadt *Gudens*-(Odins, Gottes-) *berg*, auf welchem, nach einer Nachricht im Kirchenbuch des Dorfs *Besse*, noch im J. 1652. einige Zauberer, hoffentlich die Letzten, durch Strang und Feuer ins Reich der Todten geschickt wurden; *Odensachsen* im Kreise Hünfeld; *Odeuhausen*, der *Odenwold*; u. s. w. Selbst zu der Bemerkung des Vfs. S. 168. „*Odin* wuſste eine Feuersbrunst

brunst mit blossen Worten zu löschen," nach des *Höjsangs* 155sten Verse, „einer der ältesten und verbreitetsten Zweige des Aberglaubens ist der: man könne *das Feuer besprechen*, oder einer Feuersbrunst durch Beschwörung, besonders wenn solche durch einen Fürsten geschieht, Einhalt thun," finden sich im Hessischen Belege. Auch für die Benennung *Waldborg*, die dem Vf. nur aus *Schwaben* bekannt ist, S. Bd. 4. S. 119. „Noch gebe ich dir — Land und Leute — *Vinberg* und *Valberg*," im 2ten Gesange von *Gudrune*, giebt es in Kurhessen noch ein Dorf, nämlich *Walburg* bey der Stadt Lichtenau im Kreise Witzenhausen. Wem es um Kenntniss mehrerer Spuren der altnordischen Mythologie und Götterlehre, die sich hier und da in Kurhessen einst freylich nur in den Namen von Orten, Wäldern, Bergen und Gegenden, erhalten haben, zu thun ist, den verweist Rec. in die interessante *Beschreibung des Meissners*, mit dessen ganz oben befindlichen Frau *Hollen*- (*Hulda*, *Holda*-) Teiche und den vielen wunderlichen, diesen Teich betreffenden Fabeln, *in Hinsicht auf mythisches Alterthum*, von *K. v. Münchhausen*, welche *Justis Hess. Denkwürdigkeiten*, Bd. 2. S. 161 — 202, Marburg 1800. ziert Ueberall wünscht Rec., dass Hr. *Finn Magnussen* diese *Denkwürdigkeiten* gekannt hätte, und dass deren verdienter Herausgeber diese treffliche Ausgabe der *Saemund*schen *Edda* hätte benutzen können: vielleicht, dass beider Schriften dadurch gewonnen hätten. Der merkwürdige Willingshauser Stein, der zu dieser kleinen Abschweifung Anlass gab, ist es übrigens werth, bey ihm ein wenig verweilt zu haben.)

Der *vierte* Bd. enthält die Fortsetzung und den Schluss der altnordischen Heldengedichte, nämlich: V. *Das* Lebensende *Sinfiötles*, Volkssage, aus einem verloren gegangenen Liede der Vorzeit ausgezogen, (S. 1 f.) VI. VII. VIII. und XI. *Gripers Weissagung*; *Fafnersmaal*; 1. 2. und 3ter Gesang von *Sigurd Fafners* Mord. (S. 3 ff.) IX. XII. *Sigurdrifas* Gesang, oder 1. und 2tes Lied von *Brynhilde*; *Budles* Tochter (S. 41, 83 f.) X. Bruchstücke von *Volsunga-Saga*, (S. 54 f.) XIV. XV. XVI. XVII. Mord der *Niflunger*, 1. 2. und 3tes Lied von *Gudrune*. (S. 95 ff.) XVIII. *Oddrunes* Klage, (S. 128) XIX. XX. *Atlaquida* und *Atlamaal*, oder Lied von *Atle*. XXI. *Gudrunes* Aufforderung. (S. 189 f.) XXII. *Hamders*-Maal oder Gesang von *Hamder*. (S. 199 f.) Auch bey diesen meist nur aus Ueberresten verloren gegangener grösserer Stücke lässt es Hr. *F. M.* nicht an vielen gehaltvollen Anmerkungen fehlen; worüber aber Rec. hinwegeilen muss. Ausser dem enthält dieser Band noch 1. ein hinweisendes Wörterbuch über die in der älteren Edda vorkommenden mythologischen Namen mit ihren vorzüglichsten Bedeutungen. (S. 211 ff.) II. ein Verzeichniss von den in ihr enthaltenen Eigennamen der Personen und Oerter, (S. 300 f.) und III. ein vollständiges Sachregister mit Hinweisung auf den Band und die Seitenzahl, wo des Gegenstandes Erwähnung geschieht. (S. 327 — 349) Es bedarf nicht erst der Bemerkung, wie sehr durch diese dreyfache Zugabe das Ganze an Brauchbarkeit gewinnt und dessen mehrseitige Benutzung erleichtert wird. Auch die angehängte *Subscribentenliste* verdient bey einem solchen Werke beachtet zu werden. Dass S. Maj., der König, ein Hauptbeförderer war, verspricht man sich von einem so hohen Gönner der Wissenschaften und Künste von selbst. Ausserdem sind aus Dänemark etwa 270, den Färöerinseln 1, Island 18, Norwegen 36, Schweden nur 31, Russland 2, Deutschland 6, Preussen 1, Frankreich 6, England 1, Schottland 1 und Ostindien 2 Subscribenten bemerkt. Man sieht, wie auch bey diesem, den ganzen europäischen Norden in gleich hohem Grade interessirenden Werke, *Dänemark* sich auszeichnet. — Rec. erhielt mit dem letzten Bande dieser Schrift eine Subscriptionsanzeige von desselben Vfs. *systematischer Eddalehre und ihrem Ursprunge*, mit welcher Schrift der Vf. den, von dem, um die Wissenschaften so sehr verdienten, Conf. Rath *Johann v. Bülow* zu Sanderumgaard ausgesetzten Preis gewonnen hat, die im Drucke ungefähr die Stärke, wie diese ältere Edda, haben, um denselben Preis verkauft werden, und, wenn sich wenigstens 150 Abnehmer melden, bald erscheinen wird. Möchte diese Nachricht etwas dazu beytragen, die Erscheinung eines Werkes zu bewirken, das von einem *solchen* Vf. gewiss viel, recht sehr viel, Gutes hoffen lässt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Zirges: *Die Kunst, sich die Liebe seines Gatten zu erhalten*, von *Eugen de Pradel*, Mitglied mehrerer Gelehrtenvereine. 1824. XX u. 199 S. 8.

Der Ueberſetzer hat Recht, wenn er sagt: „dass auf jeder Seite des vorliegenden Buchs der *Franzose* hervorleuchtet." Statt einer ernsten und anziehenden Darstellung der Pflichten einer wackern Ehegattin findet man hier nur ungeordnetes mit Versen und Anekdoten durchwebtes Geschwätz über weibliche Erziehung, Liebe, Ehe, weibliche und männliche Fehler, und zuletzt ein 5 Seiten einnehmendes Gesetzbuch für Frauen, welches trivial genug ist. Gewiss, was wir von deutschen Schriftstellern, (Schriftner sagt der Ueberſetzer) in sehr vielen Büchern, theils eigentlichen Bildungsschriften, theils Erzählungen zu diesem Zwecke, angemessener und besser haben, das sollte man doch nicht erst aus Frankreich herüberholen. Am allerwenigsten kann Rec. da mit dem Franzosen übereinstimmen, wo derselbe verlangt, dass man schon erst heranwachsenden Jungfrauen die Geheimnisse des Geschlechts enthüllen solle.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1824.

SCHÖNE KÜNSTE.

Freyburg, b. Wagner: *Die Wissenschaft vom Schönen.* Grundzüge zu akadem. Vorlesungen, von Dr. *Heinr. Schreiber. Allgemeiner* Theil. 1822. IV u. 64 S. 8.

Der talentvolle Vf., welcher sich auch durch eine Geschichte und Beschreibung des Münsters zu Freyburg im Breisgau, Freyb. 1820. 8. vortheilhaft bekannt gemacht hat, will in diesen Bogen Grund zur allgemeinen Aesthetik legen. Es offenbart sich hierbey ein tieferer wissenschaftlicher Sinn als in manchen todten Compendien, welche das Glück gehabt haben, mehrere Auflagen zu erleben; und desshalb wollen wir die Leser dieser Blätter mit den wesentlichen und dem Vf. eigenthümlichen Gedanken dieses Buchs bekannt machen, ohne die Zweifel zu verbergen, welche wir gegen die Begründung des Vfs. hegen.

Der Vf. macht die Anfoderung an die Wissenschaft, sie solle in das Wesen des Schönen eindringen, es als unvergängliche Grundlage und dadurch obersten Grundsatz in sämmtlichen einzelnen Erscheinungen des Schönen nachweisen. (S. 1) Vor allem sey daher diejenige Grundkraft, woraus das Schöne *hervorgeht* und deren Verhältniss zu andern Grundkräften im Wesen unseres Geistes auszumitteln. Der Vf. sucht nun das Schöne aus der Thätigkeit des Geistes abzuleiten, indem er eine zweyfache ursprüngliche Richtung annimmt, eine nach *innen* und eine nach *aussen*, welche beide Richtungen der Thätigkeit er *unbedingt* nennt, weil sie von seinen jedesmaligen Seyn unabhängig seyn soll; — und davon er eine dritte *bedingte* Thätigkeitsrichtung unterscheidet, welche davon abhängig seyn soll. Diese dreyfache geistige Wirksamkeit wird näher bezeichnet; die eine ist der sich *erforschende*, die zweyte, der sich darstellende Geist, die dritte bedingte wird die genannt, die in dem Einklange beider unbedingten Richtungen zu dem Zwecke des vollendeten jedesmaligen Seyns des Geistes bestehen, und nach innen und aussen zugleich gehen soll. Das Ziel der erstern ist das Wahre, das Ziel der zweyten das *Schöne*, das Ziel der dritten das Gute. Hiernach bestimmt der Vf. schon in den folgenden Paragraphen das Verhältniss dieser Zeitpuncte zu einander, oder das Schöne zum Wahren und Guten. Zum Schönen ist eine überwiegende schaffende (darstellende) Kraft nöthig. Diese nennt er Phantasie, Dichtungsvermögen; doch giebt es auch in Beziehung auf das Schöne ein Vermögen, dasselbe zu fühlen, welches der Vf. *Schönheitssinn, negative Phantasie* nennt, und einen *Geschmack*, als Kenntniss der Gesetze des Schönen. Das Resultat ist: dass das Schöne dem Wahren gegenüber auf vollste Anschaulichmachung, Versinnlichung gerichtet ist, in Beziehung auf das Gute ein *unbedingtes* Streben des Geistes in Anspruch nimmt, *somit* in vollendeter Aeusserung des Geistes im Sinnlichen, der Darstellung desselben in einem Gesammtbilde, der höchsten Durchdringung des Mannichfaltigen durch die Einheit bestehe. Diess ist nun das Schöne an sich, die Idee des Schönen. Wenn nun das Schöne wirklich in Erscheinung übergeht, oder eigentlich *wird*, so muss es nicht nur anschaubar, sondern zugleich unter möglichster Mannichfaltigkeit, in genauestem Ineinandergreifen und natürlichster Wechselwirkung, in bestimmter Nothwendigkeit und richtigstem Verhältnisse der Theile zur unbedingten, durch das Grundbild ausgesprochenen Einheit erscheinen. Die Beobachtung dieser ihrer Gesetze verlangt und ist zugleich die *sinnliche Vollkommenheit* und diese mit der ihr zum Grunde liegenden unbedingten Einheit bestimmt den Begriff des Schönen als den eines *unbedingten sinnlich vollendeten Ganzen.* Ihm entgegengesetzt das *Hässliche.*

Hier wollen wir ein wenig prüfend verweilen. Zuerst ist es schon eine ungerechtfertigte Voraussetzung, dass man, um in das Wesen des Schönen einzudringen, die Thätigkeit betrachten müsse, die darauf gerichtet ist, und insbesondere eine Grundkraft des Geistes ausmitteln müsse, aus welcher es *hervorgeht.* Denn *wir* schaffen das Schöne nicht bloss durch unsern *Geist*, wir finden es auch z. B. in der Natur, wie der Vf. selbst anerkennt; und es fragt sich, ob selbst dieses Schaffen aus einer *besondern Grundkraft* des Geistes zu erklären sey, ob nicht vielmehr die ganze Seele bey diesem Schaffen auf eigenthümliche Weise thätig ist. Es leuchtet aber ein, dass wenn das Schöne, um kurz zu reden, nicht bloss ein *Gemachtes*, sondern auch ein Gegebenes ist, die Ableitung des Schönen aus den Thätigkeiten der *Seele* bloss eine subjective und formelle ist, welche die objective, oder die Ableitung und Nachweisung des Schönen in dem Weltall, welches selbst

selbst die höchste Schönheit ist, voraussetzt. Jene Ableitung selbst beruht nur auf psychologischen Abstractionen, welche sich mit der Beobachtung nicht einmal genau wollen vereinigen lassen. Gegen die Richtungen nun, welche der Vf. hier unterscheidet, läst sich viel einwenden, wenn wir die Anwendung dieser Abstraction auf die der Wahrnehmung vorliegenden Zustände des Gemüths machen. Die Richtung nach innen findet nach dem Vf. statt, wenn der Geist über sich selbst forscht; aber wenn er über die ihn umgebenden *Erscheinungen* forscht, findet denn auch eine Richtung nach *innen* statt? Ist der Geist beym Forschen über das Aeussere nicht auch hingegeben an das Aeussere. Die Richtung nach aussen soll statt finden, wenn der Geist sich *äussert*, im äussern *darstellt*, oder schafft. Allein entweder ist hiermit das *Handeln überhaupt* gemeint, denn sieht man nicht ein, weder warum dasselbe blos nach *aussen* gehen soll, da ja die Veredlung *seiner selbst*, so fern sie vom freyen Willen abhängig ist, *auch* zum Handeln gehört und doch keine Richtung nach *aussen* ist, noch warum dasselbe in besonderer Beziehung auf das *Schöne* stehen, oder diess zum Ziel haben soll; oder es meint der Vf. damit, wie es scheint, das *schaffen* im eigentlichen Sinne, und dann erklärt sich ebenfalls nicht, warum diess nur ein Wirken nach aussen seyn soll, da ja alles Schaffen des Künstlers einen innern Entwurf, ein Erkanntes umfasst und voraussetzt, welches dann erst in einem anschaulichen Werke sich zu Tage legt; und weil das Letztere der Fall ist, so wird in diesem Schaffen eben die innere und äussere Thätigkeit vereinigt. Ist dieses aber der Fall, so würde sich das Schaffen wieder als *besondere Grundthätigkeit* von der welche der Vf. die *bedingte* nennt, nicht unterscheiden. Allein es fragt sich, wie der Vf. mit Hinwegsehen über den angenommenen Sprachgebrauch die Geistesthätigkeit in *unbedingte* und *bedingte* theilen, und gerade diejenige die bedingte nennen kann, welche sich nach seiner Ansicht auf das Gute beziehen soll, da dieselbe gerade durch die Freyheit der Selbstbestimmung am meisten den Charakter der Unbedingtheit zu tragen scheint. Es soll eine synthetische Thätigkeit seyn, denn der Vf. nennt sie in der Ueberschrift S. 3 Richtung nach aussen und innen zugleich. Aber wie läst sich das *denken?* Wenn man dem Geist beide Richtungen zuschreibt, so ist darin nichts auffallendes; wenn man aber eine *besondere* Richtung dem Geiste beylegt, welche doch die zwey vorigen *verbinden*, und dadurch eben keine *besondere* seyn soll, so ist diess nicht wohl zu begreifen. Der Einklang zweyer Richtungen bestimmt auch überhaupt keine besondere dritte Richtung. Aber warum wird denn diese vereinigende Thätigkeit *bedingt* genannt? Weil sie durch das „jedesmalige Seyn des Geistes, den bestimmten Zustand bedingt ist." Aber dieses ist eine ganz unzureichende Bestimmung. Das sittliche Handeln gilt zwar für jeden Zustand, in *jedem Zeitmomente* soll der Mensch das Gute auf *besondere* Weise verwirklichen, aber das Wollen des Guten, oder das sittliche Handeln selbst, ist nicht von dem jedesmaligen Zustande abhängig, oder bedingt; es geht ferner ebenfalls auf das Vollendete; ja soll es den *Charakter zweyer unbedingter Thätigkeiten in sich tragen*, so muss es ja *selbst unbedingt* seyn. Das Forschen dagegen ist ebenfalls bedingt, nämlich durch das Gegebene; es soll als *wahrhaftes* Forschen, die Dinge nehmen, wie *sie sind*. — Nun hält der Vf. das Schöne für das höchste Ziel der darstellenden, schaffenden Kraft; da entsteht die Frage: was ist diese Aeusserung, wenn sie *nicht* auf das Schöne gerichtet ist? Wäre sie *Handeln überhaupt*, dann wäre das Darstellen des Schönen nur eine *Art* des Handelns. Aber ist denn das Schöne nur das Ziel der *Darstellungskraft?* Wird es nicht auch *empfunden*, beurtheilt? die Kraft des Menschen also, welche auf das Schöne gerichtet ist, ist also durch das *Darstellen* nur einseitig und *unvollkommen* beschrieben. — Aus den Erläuterungen scheint nun hervorzugehen, dass der Vf. bey dem *bedingten* Charakter des Guten an die *Zwecke* gedacht hat, (vergl. S. 16), welche bey der Thätigkeit, welche sich auf das Gute bezieht, vorkommen. Allein ist nicht das (an sich) Gute ein *unbedingter* Zweck, wie das Schöne, und wird nicht von der andern Seite bey der Darstellung des Schönen das Ideal, welches dem Künstler vorschwebt, zum Zwecke für die ganze Darstellung? Ist nicht die Thätigkeit des Dichters im Zustande der *Begeisterung* durch die nicht durchaus willkürliche Stimmung desselben gebunden? (vergl. S. 33, wo es sogar heisst, der Künstler bringe eben so *nothwendig* als die Natur hervor.) — Ferner ist es ein aus obiger Voraussetzung folgender Irrthum, dass sich mit der Bestimmung der *Thätigkeiten*, welche sich auf das Wahre, Schöne, Gute *beziehen*, auch das Verhältniss dieser Ideen zu einander selbst bestimmen lasse, da ja doch jene Thätigkeiten diese Ideen als ihr *Ziel* voraussetzen, das, wenn es nicht willkürlich seyn soll, diesen Thätigkeiten *gesetzt ist*, oder aus welchen diese Thätigkeiten selbst erst hervorgehen. Auch ist das meiste, was der Vf. über diese Verhältnisse sagt, weniger aus seinen Vordersätzen bündig abgeleitet, als vielmehr aus anderweitiger Erkenntniss des Wahren und Schönen vorausgesetzt (z. B. S. 10); doch schleicht sich auch hier manches Irrige ein. In Wissenschaft, Kunst, meint der Vf., verlange man das Vollendete, und bezieht sie darum beide auf *unbedingte* Thätigkeiten, aber das *Gute* ist auch Vollendung, und Tugend umfasst ja nicht den einzelnen Zustand, sondern, wie der Vf. selbst sagt S. 15, das *ganze menschliche* Daseyn. Ferner ist es sehr unbestimmt und vieldeutig gesagt: die Schöpfungen des Schönen setzen ein hochgesteigertes, äusserst regsames Darstellungsvermögen voraus, während das Gute nur angestrengte *gewöhnliche Thätigkeit* in Anspruch nimmt; als ob es nicht auch sittliche Pflicht wäre, zu forschen und zu schaffen, für den, welcher den Beruf dazu hat; das Wahre scheint

scheint Rec., dafs das Gute auf das *allgemeine*, aber darum nicht *gewöhnliche* hinweist, Kunst und Wissenschaft aber die *specielle* Ausbildung der Thätigkeiten fodern. Wir übergehen nun die Erklärungen der Phantasie und des Geschmacks, und bemerken nur, dafs die erstere erst in Betrachtung des *Kunstschönen* ihren wahren Platz findet.

Aber das Befremdendste ist, wie der Vf. das *Schöne an sich* (nach der Ueberschrift 18) durch die Bestimmungen seines *Verhältnisses* zu dem Wahren und Guten (die, wie wir schon bemerkten, selbst fälschlich aus dem Verhältnifs der Thätigkeiten abgeleitet wurden, welche sich auf dieselben beziehen) erklären zu können meint. Vornehmlich sieht Rec. nicht ein, wie der Vf. die Bestimmungen: höchste Durchdringung des Mannichfaltigen durch die Einheit, unbedingte Einheit u. s. w. aus seinen Voraussetzungen bündig ableiten kann. Denn die später (S. 28) angeführten Gesetze sind Gesetze der Natur oder der Welt, als der ganzen Schönheit, nicht nur Gesetze des das Schöne schaffenden Geistes; auch ist gar nicht erklärt, wie *gewisse* Beschränkungen zum *Häfslichen* führen, da doch alles einzelne Schöne auf Beschränkungen beruht.

Doch wir verfolgen nun des Vfs. Untersuchung weiter. Das Schöne in der Erscheinung theilt er 1) in Beziehung auf den *darstellenden*, in Natur und Kunstschönes. (Mit Recht nimmt er das Erstere an, aber der Grund, dafs ja auch der Künstler eben so (?) nothwendig, als die Natur, *hervorbringe*, widerlegt nicht hinlänglich die Meinung der Gegner! Weil es nun ein Naturschönes giebt, so giebt es auch eine *Anschauung* desselben, und nun fragt sich, wie die nach dem Vf. *unbedingte* Thätigkeit, die sich auf das Schöne bezieht, und Veräufserung, Darstellen oder Schaffen ist, sich mit dieser Anschauung vereinigen lasse; und darüber ist der Vf. die Erläuterung schuldig geblieben.) Darauf wird von dem Grundsatz der *Nachahmung* und Veredlung der Natur gesprochen, wobey wir uns in vollkommener Uebereinstimmung mit dem Vf. finden. Dann betrachtet er 2) das erscheinende Schöne nach den *Verhältnissen der geistigen zur sinnlichen Seite*, wobey wir bemerken wollen, dafs zufolge der vorhergehenden Unterscheidung das „Geistige" sich nicht mehr blofs auf den *menschlichen* Geist beziehen kann. Die Verhältnisse, welche hier vorkommen, sind: Gleichgewicht beider, oder Uebergewicht des Einen oder des Andern. Aber wir möchten gern wissen, wie sich das Anmuthige, das Erhabene und das Komische, welche von Einigen nicht unpassend die Cardinalschönheiten genannt werden, auf diesen Unterschied beziehen. Diefs hat der Vf. leider nicht berührt. Etwas willkürlich ist die Ordnung der Untersuchung, wenn sogleich darauf vom *Romantischen* die Rede ist, dessen Betrachtung unstreitig in den *folgenden* Abschnitt fiel. Hier ist uns nun der Vf. gar nicht klar geworden. Nach ihm scheint es fast, als ob das Romantische ein schwächeres, unvollkommneres, nebelhaftes Schönes wäre (vergl. S. 45). Hierauf 4) von dem Schönen in Beziehung auf die Menschheit insbesondere — alte und neue Kunst, Kunst einzelner Völker u. s. w., wo Einiges vortrefflich ausgesprochen ist. Nur der Schlufs ist sehr unbestimmt und unbefriedigend. Endlich 5) betrachtet der Vf. auch das Kunstschöne in Beziehung auf die *einzelnen Formen der Erscheinung*, oder giebt eine Uebersicht der Künste, die er auf gewöhnliche Weise in Künste des Raums, der Zeit und synthetische Künste (theatralische) eintheilt. Rec. findet diese Eintheilung zwar nicht falsch; aber für die genaue Verhältnifsbestimmung der verschiedenen Gattungen der Kunstschönheit eben so wenig passend, als die sonst auch beliebte von bildender und redender oder tönender und synthetischer Kunst. Der Vf. meint, das Schöne finde seine Vollendung, wenn es unter den Formen des Raums und der Zeit, mithin in der theatralischen Kunst sich entwickele. Rec. wünscht, der Vf. hätte den Sinn dieser Worte genauer bestimmt, denn sonst könnte man fragen, ob das Zusammengesetzte nothwendig das Vollendetere sey, und daher z. B. die Schauspielkunst der einfachern *Dichtkunst* vorzuziehen. Zuletzt giebt der Vf. die Literatur der allgemeinen Aesthetik, in deren Umrifs Rec., wie oben bemerkt, die obengenannten Cardinalschönheiten vermifst. Uebrigens wünscht Rec., dafs der Vf. diese Bemerkungen zur Vergleichung mit seinen Ansichten und zur weitern Förderung der Wissenschaft benutzen möge.

JUGENDSCHRIFTEN.

BERLIN, b. Amelang: *Theodora*. Moralische Erzählungen für die weibliche Jugend, von *F. P. Wilmsen*. 1824. VI u. 422 S. 8.

Der für die wahre Bildung der Jugend unermüdet thätige Vf. hat in dem vorliegenden Werke Erzählungen geliefert, welche ihrem Zwecke vollkommen entsprechen, und nicht allein durch eine leichte und gewandte Darstellung anziehen, sondern auch durch den Ernst, mit welchem der didaktische Gesichtspunkt darin festgehalten wird, wahrhaft belehren und bilden. In *Claudinens* Geschichte herrscht der Gedanke vor; wie das jugendliche Herz bey den besten sittlichen Anlagen durch den Glanz des Aeufsern verblendet, zum Streben nach Scheingütern verführt und zum Dienste der Welt verlockt werden könne; und wie unerwartete Leiden und Unglücksfälle mehr noch als eine weise Leitung durch Aeltern- oder Erzieherhand ihnen oft diejenige Richtung wiedergebe, welche es nicht verlieren darf, um in sich selbst selig zu seyn. Die zweyte Erzählung schildert den Segen der unerschütterlichen Liebe und Treue warm und innig, und zeigt, wenn sie beharrt in mancherley Kämpfen und über vielerley Ungemach endlich den Sieg davon trägt. In der dritten „Weltsinn und Eitelkeit"

zei-

zeigen sich die Gefahren, welchen das junge Mädchen durch diese Fehler ausgesetzt ist, und wie sehr es gegen dieselben kämpfen muss, wenn es nicht seine künftige Bestimmung ganz aus den Augen verlieren, und das edlere Streben in sich ganz unterdrückt sehen will. Nr. 4. „Die Macht und die Rechte des Gemüths" behandelt denselben Gegenstand, welchen schon *Tiek* in einer Erzählung im Berlinischen Taschenbuch (auf 1823, wenn Rec. nicht irrt,) ins Auge gefasst hat. Allein sachverständiger, tiefer und gründlicher ist von Hn. *W.* die Verirrung beleuchtet, welcher auch weibliche Gemüther in neuerer Zeit durch Hang zum Pietismus, zur Schwärmerey und Frömmeley ausgesetzt sind. Diese Verirrung pflegt besonders in grössern Städten häufiger vorzukommen als anderwärts, und vielleicht hat der Vf. gerade in seinem Wohnorte, *Berlin*, die Veranlassung zu dieser Geschichte gefunden. Je näher aber eine solche Neigung zu einem blossen Leben in unbestimmten, dunkeln, religiösen Gefühlen und frommen Redensarten, oder zu einer mehr weichlichen krankhaften Tugend, an etwas sehr Herrliches angrenzt, nämlich an die innige Liebe zu Gott und seinem Wort, um desto nöthiger war es auf das Fehlerhafte und Gefährliche derselben aufmerksam zu machen, damit die weibliche Jugend dem wahren, gesunden, aufrichtigen und heitern Christenthume gewonnen werde, welches die Zierde und das Heil jedes Geschlechtes und jedes Alters ist. Es gab eine Zeit, wo man mehr vor dem Gegentheile, einer gewissen Scheu vor dem Heiligen und Christlichen zu waren hatte, wo die Freygeisterey auch unter Frauenzimmern Ton zu werden anfing. Diese ist glücklich vorübergegangen. Die neue Verirrung, die eine und dieselbe Quelle mit ihr hat, allzugrosse Verfeinerung und sittliche Schwäche, wird es hoffentlich auch, und ist, denkt Rec., schon im Abnehmen begriffen. Die letzte Geschichte ist dem Vf. von *Charlotte Haselich* mitgetheilt worden, an der vorletzten hat eine andere weibliche Hand Antheil. Nach Rec. Urtheil gehört jene nicht ganz in den Kreis, welchen der Zweck dieses Buches beschreibt, indem der Leichtsinn, welcher Geheimnisse ausgeplaudert und wichtige Papiere wegwirft, sich wohl nicht mehr bey jungen Frauenzimmern von dem Alter findet, wie sie sich der Vf. unter den Leserinnen seines Werkes gedacht hat; und *Elisens Jugendleben* scheint Rec. an einer gewissen Breite und Gedehntheit, besonders in den Dialogen, zu leiden, die wohl bey Schilderung eines wirklichen Lebens, das nicht reich an Begebenheiten ist, statt zu finden pflegt. Uebrigens gewährt auch diese Erzählung manchen tiefen Blick in das weibliche Herz und giebt treffliche Winke für weibliche Bildung und Erziehung.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HALLE, b. Ruff: *Kornelia, oder fromme Herzenserhebungen zu Gott, in Gesängen.* Zum Gebrauche für Kirchen und Schulen und jeden Erbauung suchenden Christen. Nach Anleitung der Sonn- und Festtagsevangelien und Episteln, in der Reihefolge bearbeitet von *Johann Jacob Wolf.* 1824. XXVI u. 224 S. 8.

Der Vf. dieser Gebete in der bekannten *Witschelschen* Form spricht sich in der Vorrede bescheiden über sein Werk aus, und da er selbst die Fehler desselben so vorurtheilsfrey anerkennt, so braucht Rec. ihn nicht erst näher darauf hinzuweisen. Allerdings ist in demselben noch viel Unreifes und Oberflächliches; die Gedanken müssen unter der Fülle der Worte noch sehr hervorgesucht werden; und die Verse ermangeln sämmtlich noch der letzten Feile, sind oft unrein, holprig und schwerfällig. Allein es lebt doch in ihnen ein guter, frommer Geist; der Vf. ist nicht ohne dichterische Anlage, nicht ohne inniges Betergefühl; und da er noch jung zu seyn scheint, so wird er vielleicht in der Zukunft, wenn er mit seiner Gabe haushält und sie fleissig ausbildet durch Studiren, nicht bloss Lesen, klassischer Dichter, etwas Vollendeteres leisten können. — Dabey spricht Rec. dem Buche seine Brauchbarkeit als Erbauungsbuch nicht ab. Es kann in dieser Hinsicht, neben so vielen andern wohl empfohlen werden. Nur zum kirchlichen Gebrauche eignet es sich keinesweges. Einmal scheinen ihm längere gereimte Gebete überhaupt für die Kirche unpassend zu seyn, indem sie nicht die Würde des Kirchenstils haben: und dann haben die hier gegebenen auch nicht genug Klassisches, zu viel Gemachtes an sich. Man muss sich überhaupt nicht hinsetzen, um ein Gebet zu entwerfen, sondern es muss von selbst entstehen, und dann erst aufgeschrieben werden. Es scheint freylich leicht, die in den Perikopen gegebenen Ideen in die Gebetsform umzuarbeiten, und solche Verse, wie die hier gelieferten, wo bloss zwey Zeilen auf einander reimen, lassen sich allenfalls zu Hunderten im halben Schlafe machen. Aber etwas Gediegenes in dieser Hinsicht zu leisten ist wirklich schwer, das wird der Vf., je mehr er in das Heiligste der geistlichen Dichtkunst eingeweiht wird, immer vollständiger einsehen, und nicht ohne unablässige Anrufung der heiligen Muse, die einst Klopstock begeisterte, an ein solches Werk gehen. — Zu der vielleicht sonderbar scheinenden Benennung des Buchs: „Kornelia" hat der fromme Beter „Kornelius" Apostelgesch. 10. die Veranlassung gegeben.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

November 1824.

MATHEMATIK.

GOTHA, in d. Becker. Buchh.: *Der Venusdurchgang von* 1769, als Fortsetzung der Abhandlung über die Entfernung der Erde von der Sonne, bearbeitet von *J. F. Encke*, Director der Sternwarte Seeberg u. s. w. 1824. 112 S. 8. (1 Thlr.)

Der verdienstvolle Vf. beendigt seine neuen Berechnungen der Venusdurchgänge des achtzehnten Jahrhunderts damit, dass er nun nach eben den Grundsätzen und mit eben dem musterhaften Fleisse, womit er den Durchgang 1761. 5ten Jun. unter dem Titel: Entfernung der Erde von der Sonne (angezeigt in der A. L. Z. 1822. Nr. 202.) berechnet hatte, auch den zweyten Durchgang von 1769. 3ten Jun. bearbeitet hat. Für jeden Fall hat der Vf. den Zweck, den er laut der Vorrede sich vorgesetzt hatte, dafür zu sorgen, dass bis zum nächsten Venusdurchgange (1874) keine wiederholte Berechnung der früheren Durchgänge nöthig seyn möchte, vollkommen erreicht. — Der Venusdurchgang 1769 hatte unter solchen Umständen Statt, dass er auf einem sehr beträchtlichen Theile der bewohnten Erdoberfläche, wenn nicht überall in seiner ganzen Dauer, doch theilweise beobachtet werden konnte. Der Pol des frühesten Eintritts der Venus in die Sonne fiel in die Gegend von Mannheim; ganz America mit vielen Inselgruppen, ein nordöstlicher Theil von Asien, in Europa fast ganz Spanien, ganz Frankreich, England, Schweden, und ein kleiner Theil von Deutschland sahen den Eintritt. Der Pol des spätesten Austritts fiel bey Mascat im südlichen Arabien, und der Austritt war sichtbar in einem Theile des nördlichen Europa, fast in ganz Asien und Neuholland, im nordwestlichen America und in den Inselgruppen der Südsee. Der Pol der längsten Dauer fiel in der Mitte zwischen Siwas und Alexandrette in Natolien; den Durchgang nach seiner ganzen Dauer sahen hiernach das nördliche Scandinavien, ein Theil Asiens im Nordosten, und America's im Nordwesten, nebst den Inseln der Südsee. Wenn indess doch dieser Durchgang nicht alle zu kühnen Hoffnungen die man darauf gebaut hatte, erfüllt, und unserer Kenntniss der Sonnenparallaxe nicht ganz den hohen Grad von Sicherheit und Zuverlässigkeit, mit dem man sich geschmeichelt hatte, verschafft hat, so lag die Schuld davon weder an den Astronomen, noch an den Regierungen der damaligen Zeit. Auf eine ausgezeichnete Art wirkten zur möglich besten Benutzung des merkwürdigen Phänomen's besonders die Regierungen von England, Frankreich, Dänemark, Schweden und Russland, und 146 Astronomen, auf 77 verschiedenen Punkten von Europa, Asia, America und der Südsee zerstreut, beeiferten sich, das seltene Ereigniss zu beobachten. So günstig aber im allgemeinen der Durchgang 1769 zur Erreichung des grossen Zweckes schien, und so gross auch die Basis vom nördlichen Lappland bis nach Otaheite seyn mochte; so wurde doch die Zuverlässigkeit der erwarteten Resultate durch mehr als einen Umstand bedeutend geschwächt. Da fürs erste der Pol des frühesten Eintritts mitten in Europa fiel, so konnten die in diesem Welttheil aufgestellten Astronomen die Venus vor der Sonne entweder gar nicht sehen, oder die Europäischen Eintritte erfolgten wenigstens bey einem sehr wiedrigen Stand der Sonne, höchstens etwa von acht Graden über dem Horizonte. War schon dieser Zufall manchen Beobachtungen etwas nachtheilig, so litten diese ferner auch dadurch, dass man sich seit dem acht Jahre früher erfolgten Durchgange noch nicht über das vereinigt hatte, was man eigentlich *innere Berührung* nennen wolle; viele Astronomen bemerken zwar ausdrücklich, dass sie das richtige Moment, das Erscheinen und Verschwinden des Lichtfadens, aufgezeichnet haben; andere aber lassen diess unbestimmt, oder haben offenbar ein anderes, weniger passendes Moment gewählt, eine Unzuverlässigkeit, die selbst die Otaheiter, und Petersburger Beobachtungen trifft. Dann zeigt sich auch wenige Harmonie bey den Beobachtungen desselben Orts zwischen den äussern und inneren Berührungen beym Austritte; die Dauer des Austritts stimmt schlecht zur Dauer des Eintritts, und ein Beobachter macht die erste sogar um 24 Sec. länger als die zweyte, da doch beide einander gleich seyn sollten; die Dauer des Austritts ist oft um 40 Sec. zu klein. Ausserdem sind überhaupt zu wenige Verweilungen, d. h. vollständige Beobachtungen des Eintritts sowohl auf des Austritts an demselben Orte, gelungen; im Norden war die Witterung zu ungünstig, und nur eine dort beobachtete Verweilung, die in Wardhus, ist scheinbar vollständig; acht andern Beobachtern im Norden schlug diese wichtige Wahrnehmung fehl, und im fernen Süden war Otaheite der einzige Punkt, wo eine Verweilung zu beobachten möglich war, weil es auf andern Punkten an Astronomen fehlte. Endlich wurde *(miserabile dictu!)* hie und da sogar das wissenschaftliche Interesse durch ein leidenschaftliches, durch Egoismus

mus und Rechthaberey gestört, wie diess unleugbar bey einem deutschen Astronomen *e S. J.* dem bekannten Pater *Hell* in Wien, der Fall war, der, warum? mochte er selbst am besten wissen, zum Erstaunen und grossen Leidwesen aller Astronomen neun volle Monate lang mit der Bekanntmachung seiner eigenen Wardhuser Beobachtungen zögerte. Diese Beobachtungen, welche als die einzigen vollständigen im Norden angestellten auf die Berechnung der Parallaxe so entscheidenden Einfluss haben mussten, wurden eben desswegen etwas verdächtig, und *La Lande* mit seinem gewohnten Freymuth säumte nicht, den Zauderer geradehin einer Unredlichkeit anzuklagen, und behauptete, derselbe habe bloss desswegen so lange zugewartet, um sein Exercitium nach andern, die er gerne vorher einsehen mochte, corrigiren zu können. Der Vf. sucht indess das Unwahrscheinliche dieser Vermuthung darzuthun, und hält für noch weniger glaublich, dass, wie andere meinten, *Hell* und seine zwey Gehülfen, durch Wolken verhindert, eigentlich gar nichts gesehen haben, und dass seine dem Publikum aufgebundenen Zahlen reine Erdichtung seyen. In der That lässt sich auch jene auffallende Verheimlichung aus *Hell's* bekanntem Charakter, wie er sich in allen seinen Schriften ausspricht, genügend erklären. Anmassend und herrisch, wie er war, wollte er absichtlich erst spät mit *seiner* Beobachtung, und *seiner* Parallaxe hervortreten, und, diese als *infallibel* darstellend alles, was nicht damit stimmte, durch seine Autorität rechts und links zu Boden schlagen. Und dass er aus seinen Journalen etwa auch *bloss das* zur Bekanntmachung auswählte, was ihm zu seinen Absichten am passendsten schien, wer möchte diess für unmöglich erklären! Seiner eigenen Verstecktheit ist es zuzuschreiben, wenn man die Wardhuser Beobachtung immer, mit einem ungewissen Seitenblicke betrachten wird, und wenn man, was auch dem Vf. begegnete, sich des Wunsches nicht erwehren kann, solche lieber ganz weglassen zu dürfen. Alle bisher erwähnten Umstände trugen vereinigt dazu bey, dass auch durch den letzten Durchgang die Grösse der Sonnenparallaxe in weniger enge Grenzen eingeschlossen wurde, so dass sie aus einzelnen Beobachtungen desselben sogar bis auf 0″,4 verschieden berechnet werden kann. Noch spricht der Vf. in der Einleitung von den verschiedenen vor ihm versuchten Berechnungen dieses letzten Durchgangs von *Smith*, *Hornsby*, *Pingré*, *La Lande*, *Hell* und *Lexell*. Den Arbeiten *Lexell's* insbesondere in dessen *Disquisitio de investiganda vera quantitate parallaxis solaris* in den *Nov. Comment. Acad. Petropol. Tom. XVII.* lässt der Vf. alle Gerechtigkeit wiederfahren; auch fand *Lexell* wirklich etwas mit den Resultaten des Vfs. nahe übereinstimmendes, und nahm aus den Verweilungen 8″,63 für den wahrscheinlichsten Wehrt der mittleren Parallaxe an. *Hell* dagegen glaubte sich in seinen Streitschriften jedes noch so kleinliche Mittel, um seiner nur aus einer einzigen mit Otaheite verglichenen Beobachtung, die ihm eine Parallaxe von 8″,7 gab, den Preis zu sichern; auch bestand er darauf, dass er bey den Berührungen der Venus keinen Fehler von 15 Sec. habe begehen *können*, ungeachtet man ihm nachgewiesen hatte, dass er an demselben Tage den Anfang einer Sonnenfinsterniss um 40″ zu spät beobachtet habe. — Die eigenen Berechnungen des Vfs. für den Durchgang 1769 zerfallen wieder, wie bey dem früheren Durchgange 1761, in drey Hauptabschnitte. Zuerst werden die geographischen Längen der Beobachtungsorte berichtigt, dann die Elemente der Venus und der Sonne verbessert, und zuletzt die verschiedenen Bedingungsgleichungen entwickelt, aus welchen, mit gehöriger Rücksicht auf den Werth der einzelnen Beobachtungen die Parallaxe selbst bestimmt wird. Für die *Berichtigung der Ortslängen* war es ein ungemein erwünschter Umstand, das wenige Stunden *nach* dem Durchgange der Venus eine in ganz Europa und in Asien grossentheils sichtbare Sonnenfinsterniss einfiel (zum grossen Glücke *nach* dem Durchgange der Venus! Denn wie unerfreulich hätte diese Erscheinung den Astronomen dünken müssen, wenn der Mond gleichzeitig mit Venus seinen Durchgang durch die Sonne hätte feyern wollen, um etwa gerade im Momente des Ein- oder Austritts der Venus diese, zugleich mit dem Sonnenrade, den sehnsüchtigen Blicken irdischer Beschauer zu entziehen.) Der Vf. hat dieser Finsterniss, die auch schon *Lexell* zu gleichen Zwecken umständlich berechnet hatte, grosse Aufmerksamkeit gewidmet, und, nachdem er die Correction der angewandten Elemente bestimmt hatte, die Länge für 37 Orte, an denen sie beobachtet worden, berechnet. Für einige Orte sind auch Sternbedeckungen, wenn sie zu haben waren, zur Längenbestimmung benutzt, und mit besonderer Sorgfalt die Längen der Amerikanischen Orte untersucht worden, wiewohl bey diesen immer eine Ungewissheit von einigen Secunden übrig bleibt. Als Anhang seines Werks hat der Vf. noch einige durch die Parallaxenberechnung selbst abgeleiteten Ortslängen beygefügt. — Um die gebrauchten *Sonnenelemente* zu verbessern, verglich der Verf. die in Greenwich beobachteten Mittagsdurchgänge der Sonne mit *Carlini's* Tafeln, und fand den Fehler für den 3, 8, Jun. nur — 3″, 15. Die Fehler der *Venuselemente* ergaben sich am sichersten durch den Durchgang selbst, womit indess auch die gleichzeitigen Beobachtungen der Venus von *Maskelyne* gut stimmten; *von Lindenau's* Venustafeln erfoderten nur eine sehr geringe Correction in der Länge. — Nachdem der Vf. in einer für die Zeitdauer des Eintritts von Minute zu Minute berechneten Tafel zum Behufe der Berechnung der Parallaxe und des Conjunctionsdreyeckes die nöthigen Elemente der Sonnen- und Venusörter hatte vorangehen lassen, so giebt er in einer zweyten Tafel die gedrängte Uebersicht aller einzelnen Beobachtungen des Durchgangs, zuerst der vollständigen oder der Verweilungen, und dann der blossen Eintritte, oder Austritte, sammt der Anzeige begleitender Nebenumstände, die auf die Würdigung jeder Beobachtung bedeutenden Einfluss haben konnten. Die inneren Berührungen sind, wie bey dem Durch-

Durchgange 1761, in Klassen eingetheilt. In die *erste* Klasse kommen solche Beobachtungen, die in sich selbst, wenn sie durch die Berechnungselemente geprüft werden, das Kennzeichen der Sicherheit tragen, bey welchen die Ortslänge nicht zu ungewiss, der Lichtfaden namentlich beobachtet, und sonst die Umstände günstig waren; die *zweyte* Klasse begreift diejenigen Beobachtungen, wo es an mehreren dieser vortheilhaften Umstände fehlte; solche, die eine gewisse aus der Berechnung selbst hervorgehende Fehlergrenze überschreiten, werden ganz ausgeschlossen. Nach dieser kritischen Sichtung blieben noch 75 innere Berührungen beym Eintritt, 8 beym Austritt, für die *erste* Klasse, und 19 innere Berührungen beym Eintritt, 4 beym Austritt, für die *zweyte* Klasse übrig; die so ausgewählten Beobachtungen sind es, welche der Vf. mit gehörigem Unterschiede für die Parallaxe stimmen läst, und für welche er Bedingungsgleichungen entwickelt hat; in eine *dritte* Klasse verwies er noch fünf Verweilungen am Sonnenrande an solchen Orten, wo blofs die Länge nicht sicher bekannt ist. Die sämmtlichen *äusseren Berührungen* beym Ein- und Austritte, die 1761 noch etwas zuverläsiger schienen, hat der Vf. bey diesem zweyten Durchgange gänzlich beseitigt, und ihnen gar kein Moment für die Bestimmung der Parallaxe zugestanden, ein Verfahren das durch Nachweisung der grossen Ungenauigkeit dieser Art von Beobachtungen hinreichend gerechtfertigt erscheint. Ueberhaupt hat der Vf. den Werth oder das Gewicht der durch die Bedingungsgleichungen erhaltenen Resultate mit aller der Umsicht, die sich von ihm erwarten liess, abgewogen. Da namentlich die Europäischen Beobachtungen wegen des allzuniedrigen Standes der Sonne über dem Horizont, die Otaheitischen wegen ihrer geringen Uebereinstimmung unter sich selbst, einem Zweifel unterworfen zu seyn, und nicht gleiches Zutrauen mit den übrigen zu verdienen schienen, so bestimmte der Vf. die Parallaxe noch besonders mit Ausschluss der Europäischen, und dann wieder mit Ausschluss der Südsee-Beobachtungen, fand aber in beiden Fällen keine wesentliche Verschiedenheit in dem Werthe der Parallaxe. — Nach Vollendung der Rechnung für die beiden Durchgänge 1761 und 1769 ward es nun erst auch dem Vf. möglich, die wichtigen Elemente des Sonnenhalbmessers, und des Venusknoten genauer zu bestimmen. Den *Sonnenhalbmesser*, der für diese Gattung partieller Sonnenfinsternisse, die Venusdurchgänge, angewendet werden muss, fand der Vf. mit Zuziehung der Differentialgleichungen für den Knoten = 944″, 1: der Log. der Entfernung der Sonne war damals am 3ten Jun. 1769 = 0, 0065395. Daraus folgt der Sonnenhalbmesser in der mittlern Entfernung der Erde von der Sonne = 958″, 424 demnach etwa 3 Secunden kleiner, als alle mikrometrischen Messungen in den beiden Venusdurchgängen ihn gemacht und auch, als Hr. *von Lindenau* aus zahlreichen von der Fadendicke unabhängigen Mittagsdurchgängen gefunden hatte. Fast dieselbe Verminderung des Halbmessers, in Vergleichung mit mikrometrischen Messungen, fand schon *La Lande*, der diese auffallende Erscheinung mit dem schwarzen Bande in Verbindung setzt, wodurch die auf der Sonnenscheibe schon beträchtlich vorgerückte Venus doch noch an den Sonnenrand sich anzuschliessen schien. Ein die Sonne umgebender Irradiationsring, den *La Lande* annimmt, erklärt das ganze Phänomen auf eine nicht unbefriedigende Art; keine der einzelnen Beobachtungen giebt über 3 Sec. Irradiation, oder über 58 Zeitsecunden zwischen der scheinbaren Berührung und dem Lichtfaden; die meisten geben zwischen 20 und 30 Secunden. (Durch die Untersuchungen des Vf. bestätigt sich nun auch die Grösse der Irradiation, die aus einer mit dem Durchgange der Venus analogen Erscheinung, der ringförmigen Sonnenfinsternifs am 7ten Sept. 1820, sich ergab, und die *Wurm* nach seinen Berechnungen im Berliner Astron. Jahrbuche 1825. S. 102. auf — 3″, 37 setzt, den Sonnenhalbmesser in der mittlern Entfernung nach *Delambre* = 961″, 43 vorausgesetzt.) Den wahrscheinlichen Fehler seiner obigen Bestimmung des Sonnenhalbmessers nimmt der Vf. + 1″ an. Auch noch ein zweytes Element, die *Länge des Knotens der Venusbahn*, gelang es dem Vf aus den beiden Durchgängen so genau, als es bey diesem so schwierigen Elemente möglich war, festzusetzen. Er findet für die Epoche 1765 ein Mittel aus den Durchgängen 1761 und 1769 diese Knotenlänge 74° 33′ 48″. Die jährliche Bewegung des Knotens auszumitteln, diente die Vergleichung eines frühern Durchgangs vom 4ten Dec. 1639. Auch diesen eigentlich nicht in seinem Plane liegenden Durchgang, von dem einzigen *Horoccius (Horox)* in Liverpool beobachtet, hat der Vf. umständlich berechnet; er verdiente diess um so mehr, da er, obgleich für die Parallaxe unbrauchbar, für die Theorie der Venus ungemein wichtig ist, und allen neueren Venustafeln zur Grundlage gedient hat. Die für den 4ten Dec. 1639 gefundene Knotenlänge 75° 16′ 33″ gibt nun, mit der obigen Länge für den Anfang des J. 1765 verglichen, mittelst des Zwischenraums von 125, 0728 Julianischen Jahren, die jährliche Bewegung des Venusknotens — 20″, 508; auf anderem Wege fand indess von *Lindenau* in seinen Venustafeln diese Bewegung — 20″, 26. — Am Schlusse des Werks stellt der Vf. die *Endresultate beider Durchgänge des vorigen Jahrhunderts* in Beziehung auf die Theorie der Venusbahn sowohl als auf die Sonnenparallaxe zusammen, und fügt noch einige allgemeine Betrachtungen über das bey, was etwa von den nächsten Venusdurchgängen für die genauere Kenntnifs jener Parallaxe zu erwarten seyn möchte. Für 1761 findet der Vf. den *wahrscheinlichen Fehler einer Berührung* aus 149 Beobachtungen + 6″, 132 für 1769 aus 106 Beobachtungen den wahrsch. Fehler einer inneren Berührung + 7″, 980. (Sollte nicht S. 106. zweyte Zeile, stehen: W. F. *einer Berührung*, statt: *einer äussern Berührung aus 149 Beobachtungen?* Denn nach der Berechnung des Durchg. 1761. S 108. macht die Summe, nicht bloss der äusseren, sondern aller Berührungen der inneren und äusseren 149 aus). *Der Venushalbmesser*, wel-

welcher aus dem Durchgange 1769 nicht mit Sicherheit abgeleitet werden konnte, fand sich aus dem Durchg. 1761 für den Zeitpunkt eben dieses Durchgangs 28",725 — 0,031 dr. (wenn dr. die Correction des Sonnenhalbmessers bezeichnet) mit dem wahrscheinlichen Fehler ±0",047: hieraus folgt der Venushalbmesser in der mittlern Entfernung der Erde von der Sonne 8", 305 — 0,009 dr. Die wahre Gröfse des Sonnenhalbmessers, wie sie aus den Untersuchungen des Vfs. sich ergiebt, ist schon oben angeführt worden, da der Vf. diese Untersuchungen erst mit der Berechnung des Durchg. 1769 beendigen und damit die Correction des von ihm aus den Tafeln angenommenen Halbmessers der Sonne bestimmen konnte, so mufsten theils aus dieser Ursache, weil von obiger Correction noch nicht Rechnung getragen wurde, theils wegen eines kleinen in der früheren Abhandlung eingeschlichenen und erst späterhin verbesserten Rechnungsfehlers, die Finalgleichungen in der Abhandlung für den Durchg. 1761 etwas anders ausfallen, als sie jetzt vom Vf. gefunden werden. Mit den eben erwähnten Verbesserungen bestimmt endlich der Vf. die *mittlere horizontale und äquatoriale Parallaxe der Sonne* aus dem Durchgange 1761 = 8",5309 — 0,0136 dr mit dem wahrscheinlichen Fehler ±0",0613 und aus dem Durchgange 1769 = 8",6030 — 0,0112 dr mit dem wahrsch. Fehler ±0",0460. Das wahrscheinlichste Resultat für die mittlere Parallaxe aus beiden Durchgängen ist 8",5776 mit dem wahrscheinlichen Fehler ±0",0370 so dafs also nach des Vfs. Berechnungen beider Durchgänge die Parallaxe nicht gröfser scheint als 8",6146 und nicht kleiner als 8",5406. Ein Fehler dr des Sonnenhalbmessers würde die Parallaxe um — 0,0120 dr ändern. (Da indefs, wie oben bemerkt worden, der vom Vf. bestimmte Sonnenhalbmesser nur auf 1 Sec. ungewifs ist, so kann aus *diesem* Grunde die Parallaxe blofs auf ±0",012 oder auf nicht viel mehr als ein Hunderttheil einer Secunde unsicher seyn). Die mittlere Sonnenparallaxe 8",5776 zum Grunde gelegt, findet sich nun die *mittlere Entfernung der Erde von der Sonne* = 20666800 geographische Meilen, und zufolge der Grenzen, in welche die Sicherheit obiger Berechnungen der Parallaxe eingeschlossen ist, mufs diese mittlere Entfernung immerhin zwischen 20 577 649 und 20 755 943 Meilen fallen. (Die Unsicherheit geht also nur auf ± 89 147 Meilen, in der astronomischen Welt eine grofse Kleinigkeit, da diese 89000 Meilen, um welche die mittlere Entfernung der Sonne noch ungewifs bleibt, nicht über den 230sten Theil der ganzen Entfernung betragen. Die mittlere, etwa 400mal kleinere Entfernung des Monds von der Erde, beyläufig = 51 930 geogr. Meilen, kennen wir, wenn die Mondsparallaxe auf 1 Sec. unsicher angenommen wird, bis auf 15 Meilen genau, so dafs hier die Ungewifsheit nur den 3460sten Theil des ganzen Abstandes beträgt. Begreiflich lassen sich nähere Distanzen viel genauer messen, als die mehrere hundertmal entferntern.) — Für *künftige Venusdurchgänge* würde es, um eine noch schärfere Bestimmung der Sonnenparallaxe zu erhalten, hauptsächlich darauf ankommen, dafs die bestgelegenen Punkte der Erdfläche mit so vielen unabhängig voneinander beobachtenden Astronomen, als nur möglich seyn wird, besetzt würden, eine Foderung, welcher bey den beiden letzten Durchgängen nicht vollkommen Genüge geschehen ist. Alle so zahlreichen Beobachtungen 1761 gewährten doch keine gröfsere Genauigkeit, als die auch schon durch drey vollständige Verweilungen in Wardhus und Otaheite hätte erreicht werden *können*. Und wäre 1769 auf allen acht nördlichen Stationen die Witterung günstig gewesen, was sie nicht war, und hätten eben so viele Astronomen, als man nach dem Norden schickte, auf entlegenen südlichen Punkten in den Freundschaftsinseln sich vertheilt, so würden diese 16 Verweilungen allein die Parallaxe noch etwas genauer gegeben haben, als alle 250 Bedingungsgleichungen der beiden letzten Durchgänge. Da ferner die Gröfse des wahrscheinlichen Fehlers einer Berührung 1761 und 1769 gegen 7 Sec. betrug, so wird, gesetz auch, dafs künftig etwas geübtere Astronomen beobachten, doch die Hoffnung sehr eingeschränkt, dafs in den nächsten zwey Jahrhunderten auf diesem Wege die Ungewifsheit der Sonnenparallaxe bis auf ein Hundertheil einer Secunde herabgebracht werden dürfte. Die nächsten zwey Durchgänge der Venus (sie fallen 1874 8ten Dec. und (1882 6ten Dec.) sind in Vergleichung mit dem so vortrefflich gelegenen von 1769 so ganz ungünstig, dafs nur die höchste Vervollkommnung der Werkzeuge und der Beobachtungskunst die Nachtheile auszugleichen vermögend seyn würde. Aber wären sie auch vorzüglich günstig, und wäre es erlaubt, auch hier den Maafsstab von 1769 wieder anzulegen, so würde doch eine Genauigkeit von dem hunderten Theil einer Secunde für die Parallaxe nur unter der Bedingung zu hoffen seyn, wenn auf eben so weit auseinander gelegenen Orten, wie Wardhus und Otaheite, die Zeit der Verweilung bis auf 1 Sec. oder wenn jede Berührung bis auf 0", 7 Zeit bekannt wäre. Diefs würde indefs an jedem der beiden Orte nicht weniger als hundert Beobachter erfodern; allein schon die Vereinigung von 20 bis 30 Astronomen in der Nähe jener Orte würde grofse Schwierigkeiten darbieten. Die erwartete gröfsere Genauigkeit dürfte also wohl noch lange Zeit nicht nur ein schwer zu erfüllender, sondern bey manchem neuen Durchgang noch immer unerfüllter Wunsch bleiben, und am wenigsten können bey vergangenen oder künftigen Durchgängen einzelne Beobachtungen entscheiden. Nur der vereinten Kraft von Menschen und Zeiten ist es möglich, die Wissenschaften immer weiter zu bringen. So wünschenswerth es übrigens, wie der Vf. bemerkt, für die Astronomen auch seyn möchte, in Rücksicht auf die Sonenparallaxe sich von den gar zu seltenen Venusdurchgängen unabhängig zu machen, so ist doch, für jetzt wenigstens, nicht abzusehen, auf welch anderem, mehr oder weniger unmittelbaren Wege man sich jener Parallaxe eben so gut, oder noch besser, als bisher, versichern könnte.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1824.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1. Leipzig, b. Reclam: *Observationes criticae in quosdam locos Xenophontis Memorabilium Socratis.* Munus rectoris in schola Schneebergensi auspicaturus scripsit M. *C. H. Frotscher.* Addita est brevis dissertatio de *pronomine aliquis post particulas conditionales posito.* 1819. 28 S. 8.

2. *Ebend.* b. Hartmann: *Xenophontis Hiero.* Recensuit et interpretatus est *C. H. Frotscher.* 1822. 128 S. 8.

In Nr. 1. wird eine gründliche, von genauer Sprachkenntniss zeugende, wenn gleich nicht immer ganz befriedigende Behandlung mehrerer Stellen der Memorabilien geliefert; ein um so dankenswertherer Beytrag zur Kritik und Erklärung, dieser so vielgelesenen Schrift, da die Herausgeber derselben besonders in grammatischer Hinsicht noch so manches nicht genügend erörtert haben, dass eine neue Bearbeitung derselben, von einem tüchtigen Sprachkenner geliefert, ein, vorzüglich an Schulen schon längst gefühltes Bedürfniss ist. — Zuerst handelt Hr. *F.* über die vielbesprochene Stelle I, 1, 11: *οὐδεὶς δὲ πώποτε Σωκράτους οὐδὲν ἀσεβὲς οὐδὲ ἀνόσιον οὔτε πράττοντος εἶδεν οὔτε λέγοντος ἤκουσεν.* Ernestis Erklärung, der die Worte Σωκράτους *πράττοντος - λέγοντος* für *Genit. abs.* hält, verwirft er mit Recht, aber aus einem ungenügenden Grunde. „*Nam nonne accusator, quae ejus erat argutia, objicere poterat: nemo quidem vidit Socratem, cum impie faceret, et vero propterea nondum negari potest eum fecisse, cum vel clanculum fecisse putandus sit.*" Wenn wirklich der Ankläger einen solchen Eindruck gemacht hätte, so würde er sehr leicht mit dem *affirmanti incumbit probatio* abzufinden gewesen seyn; und dass dieser Beweis nicht leicht geführt werden konnte, hat Xenophon kurz vorher durch die Bemerkung gezeigt, dass Sokrates immer an öffentlichen Orten, *ὅπου πλείστοις ἔμελλε συνέσεσθαι,* sich aufgehalten und gelehrt habe. Der wahre Grund gegen Ernestis Ansicht dürfte wohl in der Stellung der Worte zu suchen seyn. Eine Hauptfrage bey der Erklärung dieser Stelle ist wohl die: ob *οὐδὲν ἀσεβὲς οὐδὲ ἀνόσιον* von *πράττοντος* und *λέγοντος*, oder von *εἶδεν* und *ἤκουσεν* abhänge. Hr. *Fr.* nimmt das letztere an, und meint: *dicere poterat: Σωκράτους οὐδὲν ἀσεβὲς οὐδὲ ἀνόσιον εἶδεν ἢ ἤκουσεν; sed majoris limitationis* (?) *causa participia addit, ita ut subintelligi* (*sub*audiri) *voluisse videatur, quare tandem illud a nemine unquam auditum vel visum fuerit.*" Wie aber könnte wohl diese Erklärung dadurch gerechtfertigt werden, dass Σωκράτους unmittelbar vor *οὐδὲν* steht, welches letztere Wort hier nicht allein, sondern in Verbindung mit *ἀνόσιον* und *ἀσεβὲς* den Genitiv regieren würde. Rec. lässt *οὐδὲν ἀσεβὲς οὐδὲ ἀνόσιον* von *πράττοντος* und *λέγοντος* abhängen, und findet den Beweis dafür theils in der Stellung, theils in den Worten §. 20. *τὸν ἀσεβὲς μὲν οὐδὲν οὔτε εἰπόντα οὔτε πράξαντα.* Den Genitiv erklärt er sich auf die von Hermann zu Sophokl. Trach. 393, (wo indessen wegen *ὡς* wohl Schäfers Erklärung die richtige seyn dürfte, vergl. *Oed. T.* 11. 145. u. a.) angegebne Weise, welche als vom Genitivus *absol.* ausgehend betrachtet wohl schwerlich sprachwidrig seyn dürfte. So scheint auch Jacobs die Stelle gefasst zu haben, der im Socrates zu *Σωκράτους πράττοντος* die Anmerkung giebt: „st. *Σωκράτην οὐδὲν πράττοντα εἶδεν.*" Anders jedoch Reisig zu Soph. Col. p. 332 f. u. LX. f. Hierauf vertheidigt *H. Fr.* die Lesart *ἔχει* (*ὅπως ὁ καλούμενος ὑπὸ τῶν σοφιστῶν κόσμος ἔχει*) für *ἔφυ.* Dass indess die Stelle des Lucian nicht für *ἔχει* spricht, zeigt ja sonnenklar das *ὅπως ἐγένετο*, während aus den Worten: *οὐδ' ὅ, τι τὸ τέλος ἐστὶν αὐτοῦ* gar nichts für diese Lesart geschlossen werden kann: Themistius berücksichtigt zwar diese Stelle, wählt aber ganz andre Vorstellungen, so dass aus ihm weder für noch gegen das *ἔχει* sich etwas folgern lässt. Wenn ferner Hr. *Fr.* um dasselbe zu vertheidigen die Behauptung aufstellt, dass, weil die Sätze nur durch *καὶ*, nicht durch *τὲ καὶ*, verbunden seyen, die Worte *καὶ τίσιν ἀνάγκαις ἕκαστα γίγνεται τῶν οὐρανίων* nur eine Erklärung des vorhergehenden Satzes enthielten: so würde hieraus folgen, dass überall, wo Sätze bloss durch *καὶ* verbunden sind, der zweyte eine Erklärung des ersten enthalte. Wie endlich *ὅπως ὁ κόσμος ἔχει* heissen könne: „*quomodo mundus sit exortus, quomodo nunc sit comparatus, et qualis in posterum sit futurus,*" begreift Rec. nicht, da seines Wissens *ἔχει* mit einem Adverbium immer nur einen *Zustand*, nie ein *Gewordenseyn* bezeichnet. Und dies letztere erwartet man hier bezeichnet, da die ältesten Philosophen, besonders die jonischen, vorzüglich der Entstehung des Weltalls nachforschten. Daher ist wohl *ἔφυ*, wofür die Autorität der alten Ausgaben spricht, das einzig richtige, und *ἔχει* vermuthlich nur einem der Sache nicht kundigen Abschreiber zu verdanken. Ueber den Begriff von *κόσμος*

μος vergl. Ideler: Ueber das Verhältniſs des Copernicus zum Alterthum in Wolfs Muſ. d. Alterthums-Wiſſenſchaft II, 3. p. 397 ff. — Richtig erklärt Hr. *Fr.* §. 12. καὶ πρῶτον μὲν αὐτῶν ἐσκόπει. *„Genitivus ab tota pendet, quae deinceps ſequitur, oratione, quaſi dictum ſit:* καὶ πρῶτον μὲν ἐσκόπει τόδε αὐτῶν." Vergl. *Anab.* III. 3, 18. und *Buttm. ad Soph. Phil.* 439. — Wohl mit Recht auch vertheidigt der Vf. §. 14. die gewöhnliche Stellung der Worte τὰ τυχόντα und bezieht ſie auch auf λίθους. Der Grund für das letztere klingt freylich gar ſonderbar: τὰ τυχόντα *philoſophus ad* λίθους *ſimul referri voluit, quod ex Euſebii lectione* [καὶ, ξύλα καὶ λίθους τοὺς τυχόντας] *colligas.*" Paſſender würde bemerkt ſeyn, daſs die Alten ein auf mehrere Subſtantive ſich beziehendes Adjectiv oder Partic. gern dem zunächſt ſtehenden Subſtantiv accommodiren, wie z. B. Demoſth. Ol. II. (III.) II, 2. p. 29 R. πολλῶν λόγων καὶ θορύβου γενομένου. — Hierauf vertheidigt Hr. *Fr.* das ἂν in den Worten: αὐτὸς περὶ τῶν ἀνθρωπείων ἂν ἀεὶ διελέγετο σκοπῶν, τί εὐσεβὲς κ. τ. λ. Hermann wollte ἂν mit σκοπῶν verbinden: *„indem er etwa betrachtete."* Hr. *Fr.* miſsbilligt dies: *„quia hoc verbo innuere* [*ſignificare*] *vult Xenophon, certum illud et animo Socratis infixum fuiſſe, quod* [?] *quaerendum ipſi de rebus humanis eſſet.* Der Hr. Vf. hat ſich etwas dunkel ausgedrückt. Seine Meynung ſcheint zu ſeyn: wenn Xenoph. σκοπῶν ἂν geſagt hätte, ſo würde er damit andeuten, daſs Sokrates auch über andere als die genannten Gegenſtände Unterſuchungen angeſtellt habe, was gegen Xenophons ausdrückliche Erklärung ſtreite, ein freylich nicht richtiger Grund. Der wahre dürfte wohl die in dieſem Falle allerdings zu urgirende Stelle ſeyn. Die Erklärung nun, welche Hr. *Fr.* von der Stelle giebt, iſt folgende: *ipſe vero Socrates quavis oblata occaſione (i. e. ſemper), niſi fallor, de rebus humanis diſſerebat.* Wie das *niſi fallor* in ἂν liegen könne, begreift Rec. eben ſo wenig als wie es hier paſſend ſey; er glaubt vielmehr, daſs ἀεὶ mit Ariſtides getilgt werden müſſe. — Die Billigung der Schreibart ἀνδρεία widerruft Hr. *Fr.* ſelbſt zum Hiero IV, 5. — Mit Recht nimmt der Vf. §. 20. die Worte τοὺς θεοὺς vor εὖ εἰπόντα in Schutz, und zeigt gegen Schneider aus *de re eq.* V, 1., daſs περί τι εἰπεῖν καὶ πράττειν nicht ungriechiſch ſey. Dort ſteht indeſſen nur: ἃ δεῖ περὶ τὸν ἵππον πράττειν; für εἰπεῖν περὶ τινα iſt kein Beyſpiel angeführt. Zu vergleichen war Fiſcher zu Plat. Phäd. 11. p. 276. Gegründet iſt wohl der Unterſchied, den Hr. *Fr.* zwiſchen περί τινος und περί τινα λέγειν aufſtellt: jenes nämlich ſey: *„dicere aliquid de (ſuper) aliquo;"* dieſes: *„dicere quod ad aliquem pertineat."* Nur die hinzugefügte Beſtimmung: *„in Bezug auf Einen i. e. Dinge ſagen, die man auf ihn beziehen, deuten kann,"* faſst wenigſtens mit den letzten Worten den Begriff zu enge, wie ſchon die Stelle Plat. Phäd. p. 109 *b.* vergl. 108 *c.* zeigt. Was aber mit dem Zuſatze: *„quodſi* περί τινος λέγεις, *nomen ejus afferas neceſſe eſt, quod quidem non neceſſario requiretur, ſi* περί τινα λέγεις," geſagt werden ſolle, iſt dem Rec. nicht klar. Miſsbilligen muſs er es ferner, daſs Hr. *Fr.* den eingeſchlagenen Weg verlaſſend, wenn auch zweifelhaft die Vermuthung aufſtellt, daſs περὶ τοὺς θεοὺς nicht mit εἰπόντα und πράξαντα, ſondern mit ἀσεβὲς zu verbinden ſeyn dürfte. Dagegen ſpricht ja die Stellung ſo wie der Gegenſatz: τοιαῦτα δὲ καὶ λέγοντα καὶ πράττοντα περὶ θεῶν. Die Stelle der Apol. 22. περὶ θεοὺς ἀσεβῆσαι kann nichts beweiſen.

Hierauf folgt eine kleine Zugabe von Hrn. Voigtländer, der Ageſ. XI, 10. πόνοις μάλιστα ἀντέχων ἑταίροις ἥδιστα ὑπεῖκε, καλῶν ἔργων μᾶλλον ἢ τῶν καλῶν σωμάτων ἐπιθυμῶν, für ἑταίροις ἥδιστα leſen will ἑταίραις ἥκιστα. Aber einmal würde dann der Sinn ſeyn: *er gab Hetären nicht nach*, und hierin der Gedanke liegen: er hatte deren wirklich, was offenbar falſch wäre. Wollte man aber annehmen, daſs ὑπείκειν hier heiſse *ſich hingeben:* ſo würde dafür der Beweis zu liefern ſeyn, der wohl ſchwerlich zu führen ſeyn möchte. Auch würde es ſehr ſonderbar am Ageſilaos geprieſen werden, daſs er ſich den Buhlerinnen nicht hingegeben habe, da man von dieſen in Lacedämon überhaupt nichts wuſste, mithin jedem Spartiaten dies Lob gebührte. Wenn Hr. *V. obſſ. in Xenoph. II. p.* 6 dieſen Einwurf durch die Bemerkung zu beſeitigen ſucht, daſs hier die Tugenden des Ageſilaos im Gegenſatze gegen die Laſter des Perſer Königs geprieſen würden: ſo iſt dies ungegründet, da dieſer Gegenſatz hier nicht mehr ſtatt findet, ſondern von XI, 1, ja ſchon von X, 1. an des Spartaniſchen Königs Tugenden ohne alle Beziehung gerühmt werden. Rec. glaubt alle Schwierigkeiten gehoben, wenn man das Komma nach ὑπεῖκεν tilgt und vor ἔργων ſetzt: *während er Beſchwerden am meiſten widerſtand, wich er ſeinen Freunden gern (überlieſs ihnen gern) im Umgange (den Umgang) mit ſchönen Jünglingen, indem er mehr nach Thaten als nach ſchönen Körpern begierig war.* Da der Schriftſteller hier alle Vorzüge ſeines Helden zuſammenfaſst: ſo durfte auch dieſer Punct nicht unberührt bleiben. Vergl. V, 4. ff. und Schneider zu *de rep. Lacc.* II, 13. (Eine Verdoppelung des καλῶν, worauf Rec. ſonſt gefallen war, dürfte nicht nöthig ſeyn). Bey dieſer Verbeſſerung erklärt ſich auch der folgende Artikel. Hierauf theilt H. *V.* eine Verbeſſerung von Hermann mit, der *de Lacc. rep. IV,* 6. καθιστάναι βουλόμενοι εἰς τὸ μήποτε ὀργὴν τοῦ μὴ πείθεσθαι τοῖς νόμοις κρατῆσαι für τοῦ leſen will τό. Sollte aber die gewöhnliche Lesart hier nicht erträglich ſeyn, da in den Worten καθιστάναι εἰς τὸ μήποτε κρατῆσαι der Begriff des Verhinderns liegt? Rec. freut ſich dieſe ſchon längſt gefaſste Anſicht auch von Buttmann *ad Demoſth. Mid. p.* 143 vertheidigt zu finden. — Im zweyten Anhang: *„de uſu pronomis aliquis atque ejus derivatorum poſt particulas conditionales ſi, ſin, niſi,"* erklärt Hr. *Fr.* ſeine Anſicht hierüber mit folgenden Worten: *„Quoniam quis ſignificat, incertum quis, ſine oppoſitionis cujusquam cogitatione; ſed aliquis dicitur ita, ut*

op-

oppositus cogitetur is, qui nullus est, ideoque significat idem, quod non nemo [cl. *Cic. Att. VI*, 1. *Off. III*, 19. *Caes. B. C. III*, 32. *Liv. XXXIX*, 17. *Cic. Att. XIII*, 15. *Terent. Andr. IV*, 6. 18. *Vell. Pat. II*, 84. 2.]: *facile patet, eum, qui dicat, si quis, nihil nisi hoc sibi velle* [*dicere, significare*], *se dubitare et nescire, pluresne sint, an unus, utrum in plures, an in unum illud, quod praedicaverit, quadret, annon quadret. Ille vero qui dicit, si aliquis, dubitationem illam multo definitius profert, atque quod ex opposito concluditur, innuat necesse est, non facile esse, in quem hoc, quod dixerit, quadrare possit, vel neminem reperiri de quo praedicetur.* Diesen Unterschied erläutert er durch *Cic. Verr. I. c.* 18. *Senect. c.* 20. *Epp. I*, 7, 10. *III*, 11, 19. *Senect.* 13. *epp. XI*, 18. 6. *Plin. epp. I*, 10, 1. *Cic. Cat. IV, c.* 18. *pro Flacc. I.*, 2. 3. Beachtung hatten hierbey verdient Stellen wie *Plin. ep. I*, 1, 1. *Frequenter hortatus es, ut epistolas, si quas paulo accuratius scripsissem, colligerem publicaremque*, an denen dieser Unterschied sich sehr gut erläutern läfst.

Nr. 2. Xenophons Hiero ist sowohl wegen seines Inhaltes als wegen der Darstellung eine für Anfänger sehr empfehlenswerthe Lectüre, und dankenswerth ist es daher, dafs Hr. *Fr.* uns von diesem Werkchen, das wie die meisten Schriften des Xenophon noch sehr wenig genügend bearbeitet war, eine neue Bearbeitung geliefert hat, welche die Mittelstrafse zwischen dem zu viel und zu wenig haltend, zugleich dem Lehrer, dem ja seine zahlreichen Geschäfte selten Zeit lassen zu dem Schriftsteller, welchen er erklärt, sich selbst einen Commentar auszuarbeiten, die Erklärung und dem Schüler die Vorbereitung erleichtern soll, ohne jedoch dem letztern durch *notas ad modum Minellii* allen Stoff zum eignen Nachdenken wegzunehmen. Dafs Hr. *Fr.* mit Sprachkenntnifs und Belesenheit, so wie mit Fleifs und Urtheil ausgerüstet sich diesem Geschäfte unterzogen habe, zeigt jede Seite seiner Bearbeitung, die daher dem Zwecke, welchen ihr Vf. sich vorgesetzt hatte, vollkommen entspricht. Diesem allgemeinen Lobe mögen einige Ausstellungen gegen Einzelnes folgen.

Was zuvörderst die Berichtigung des Textes betrifft, so hat der Herausgeber, unterstützt von manchen noch nicht benutzten Hülfsmitteln, unter denen besonders die Reuchlinsche Ausgabe von 1520 ausgezeichnete Erwähnung verdient, nur wenig zu wünschen übrig gelassen. Doch würde Rec. I, 8. *Ἀλλ' ἐν τοῖςδε, ἔφη, διαφέρει· πολλαπλάσια μὲν δὲ ἕκαστον τούτων εὐφραίνεται κ. τ. λ.* nicht aus Stobäus: *διαφέροι ἄν, εἰ πολλ.* mit Schneider gegeben haben, dem hier mit Unrecht *γάρ* nothwendig schien. M. s. *Anab. III*, 2, 19. *ἑνὶ μόνῳ προέχουσιν ἡμᾶς* [vergl. Heindorf. zu *Plat. Phaed. p.* 199] *οἱ ἱππεῖς· φεύγειν αὐτοῖς ἀσφαλέστερόν ἐστιν ἢ ἡμῖν.* M. vergl. *Krüger de authent. et integr. Anab. p.* 57. Uebrigens ist die Stelle als Frage zu nehmen. M. vergl. *Memor. IV*, 2, 22. Dagegen war wohl §. 27. das aus Stob. vor *μειονεκτοῦμεν* aufgenommene *πλεῖστον* nicht zu tilgen, da ja aus dem Zusammenhange zur Genüge erhellt, dafs Hiero sagen will: in diesem Puncte stehen wir Tyrannen *gerade am meisten* Privatleuten nach. Wenn Hr. *Fr.* sagt: „*hoc additamentum meram continet nostrae lectionis interpretationem*," so begreift Rec. diefs nicht. Oder sollte vielleicht mit *nostra lectio* nicht *μειονεκτοῦμεν*, sondern *σάφ' ἴσθι* gemeint seyn? Aber wie konnte es wohl jemand einfallen diefs durch *πλεῖστον* zu erklären. — II, 4. hält zwar Rec. gleichfalls *φανερά* für echt, verbindet aber um den harten Pleonasmus zu vermeiden *θεᾶσθαι* damit, nicht mit *ἀνεπτυγμένα*. —

In Ansehung der Erklärung bietet weder der Inhalt noch die Sprache im Hiero bedeutende Schwierigkeiten dar und nicht sehr oft hat daher auch Rec. sich veranlafst gefunden in dieser Hinsicht von Hrn. *Frotschers* Ansichten abzuweichen. Einiges davon mag hier Erwähnung finden. II, 14. *ἃ δὲ ἔχουσιν ἡδέα οἱ ἐν ταῖς πόλεσι πρὸς τὰς πόλεις, ταῦτα, οὐκέτι ἔχουσιν οἱ τύραννοι.* So hat Hr. *Fr.* aus Reuchlins Ausgabe geschrieben für: — *οἱ συνόντες πόλεσι* und erklärt *ἡδέα ἔχειν πρὸς τὰς πόλεις* durch *ἡδονὴν ἔχειν πρὸς τὰς π.* „*Germanice dixeris sich freuen auf Unkosten des Andern; cf. latinum exsultare in ruinis alterius.*" Hätte der Schriftsteller diesen Gedanken ausdrücken wollen, so würde er wohl statt *πρὸς τὰς πόλεις* geschrieben haben *πρὸς τοὺς πολεμίους* (*ἀντιπάλους*), (was freylich bey der so häufigen Verwechselung beider Worte keine ganz unwahrscheinliche Vermuthung wäre; m. vergl. *Thuc. I.* 19. *II*, 40. *Xenoph. Hell. I*, 6, 17. *Symp. VIII*, 38. u. das. *Bornemann*), weil ja die Bürger einer Stadt gerade nicht immer gegen eine (freye) Stadt Krieg führten. Und auch abgesehen hiervon möchten die Worte *πρὸς τὰς πόλεις* schwerlich mit jener Erklärung vereinbar seyn, da es hart wäre, in einer solchen Verbindung das Wort *πόλεις* das zweyte Mal in einer andern Beziehung zu nehmen als das erste Mal. Anders wäre es, wenn da stände *αἱ πόλεις πρὸς τὰς πόλεις*. Rec. glaubt daher, dafs der Sinn sey: *das Angenehme was die Bürger einer* (freyen) *Stadt in Beziehung auf ihre Stadt geniessen*, indem sie nämlich durch ihre Tapferkeit die Macht derselben vergröfsert zu haben sich bewufst sind u. s. w. — §. 18. *ὅταν ἀποθάνωσιν οὓς ἐφοβήθη, οὐδέν τι μᾶλλον τούτου θαῤῥεῖ*, erklärt Hr. *Fr.* das *τούτου* durch *ἢ τούτῳ i. e. ἢ τῷ ἔργῳ* und übersetzt: „*er ist denn eben so wenig als darüber, dafs er sie tödtete, froh.*" Heifst das aber nicht er ist eben so wenig froh über ihre Ermordung als über ihre Ermordung? Nicht erwähnen will Rec. das *θαῤῥεῖν τινι*. Er zweifelt übrigens nicht, dafs *τοῦτο* zu lesen sey. — V, 1. sollen *οἱ κόσμιοι* synonym seyn mit *οἱ καλοὶ καὶ ἀγαθοί* und diese dann wieder nach Schneiders von dem Hrn. Hg. adoptirten Meynung: „*viri potentes in civitate et publice negotia administrantes;*" eine Erklärung, die doch nur auf die *καλοὺς καὶ ἀγαθοὺς* aristo-

stokratischer Staaten passen würde. Vergl. *Krüger Commentatt. p.* 269 f. den κοσμίοις könnten nur die ἀκρατεῖς §. 2. entgegengesetzt seyn; dass aber hier der Begriff *tapfere* erfordert werde, zeigt das Nächstfolgende, und kaum ist es daher zu bezweifeln, dass mit Stob. ἀλκίμους zu lesen sey.

Uebrigens hätte manches kürzer gesagt seyn, manches lieber ganz wegbleiben können. Wozu dienen doch Anmerkungen wie die zu V, 2. *quid ad seqq. οἱ μὲν ἄδικοι — οἱ δ' ἀκρατεῖς — οἱ δ' ἀνδραποδώδεις supplendum sit, non opus est demonstrare.* Um vieles kürzer hätte *Fr.* sich z. B. bey I, 38. fassen können, zumal da auch (der nicht erwähnte) Matthiä Gr. §. 453. über die Sache gesprochen hat. Besonders sind die lateinischen Parallelstellen zu sehr gehäuft. So sehr Rec. auch die Vergleichung des Römischen Sprachgebrauchs mit dem Griechischen billigt, so glaubt er doch, dass der Erklärer eines griechischen Schriftstellers sich hierin nur mit Andeutungen begnügen müsse. Durch diese und ähnliche Beschränkungen, unter denen Rec. besonders grössere Kürze im Ausdrucke nennt, würde Hr. *Fr.* Raum gewonnen haben für manches, das wohl noch Berührung verdient hätte, wie z. B. das τρεφόμεθα οἱ ἄνθρωποι I, 16. (vergl. *Anab. II*, 5, 25. *III*, 1, 46. *V*, 5, 21. *Demosth. de pace p.* 59. *Med. p* 575. *Soph. Antig.* 910 (919) *seq.*), das doppelte ὅτι §. 23. (vergl. *Anab. V*, 6, 19. *VII*, 4, 5. und *Sturz. Lex. Xenoph. III*, *p.* 347 *a.*) ἅμα πράττων II, 17. (vergl. *Sturz. in ἅμα* und *Matth.* §. 557. 3) u. A. Ueber Manches hätte wohl auch ausführlicher gesprochen werden können, wie z. B. über οὐκ οἶδ' εἰ — I, 7. Eben dahin gehören auch Stellen wie *Anab. III*, 2, 22. *VII*, 3, 37. *Mem. II*, 2, 2.) Viel zu kurz ist auch *VIII*, 9. πρακτέον μέν γε χρήματα, εἰ μέλλοιμεν ἕξειν δαπανᾷν εἰς τὰ δέοντα, Weiskes Vorschlag μέλλομεν zu lesen mit einem *non credo* abgefunden. Rec. ist überzeugt, das Weiske Recht hat; wenigstens sieht er nicht wie hier der Optativ erklärt werden könne. Eine ähnliche Stelle ist *Anab. III*, 3, 16: εἰ μέλλομεν τούτους εἴργειν — σφενδονητῶν δεῖ, wo Hr. *Lion* μέλλοιμεν aus einer Handschrift gegeben hat, sich auf Matth. §. 524, 3 berufend. Allein, ist denn hier im Vordersatz ein nur möglicher Fall, oder nicht vielmehr (objectiv) etwas völlig Gewisses vorgestellt?

Der hinzugefügte Index zeichnet sich durch Genauigkeit in der Worterklärung und grosse Vollständigkeit aus. Aufgefallen aber ist es dem Rec. dass Hr. *Fr.* bey ἄν Reisigs Abhandlung über diese Partikel, wie billig, mit ausgezeichnetem Lobe anführt, jedoch dabey hinzufügt: „*Sed cum non tironibus scripta sit Reisigii commentatio, nobis ne nunc quidem ab usitata via recedere licuit.*" Rec würde es recht gern erlaubt und rühmend erwähnt haben, wenn Hr. *Fr.* Reisigs Ansichten gefolgt wäre und sie in etwas populärerer Gestalt als ihr Urheber sie gegeben hat, vorgetragen hätte.

GESCHICHTE.

Bamberg, b. Wesché: *Neue Beyträge zur Geschichte*, von *Paul Oesterreicher*, der Philosophie Dr., der Rechte Licent., Königl. bair. Rath und Archivar u. s. w. *Zweytes* Heft. 1824. 80 S. 8. Mit 22 Beyl. (24 Kr.)

Dieses Heft (dessen Vorgänger wir A. L. Z. 1823. Nr. 256. angezeigt haben) umfasst nicht nur die Geschichte des alten Königshofes Forchheim, sondern auch die Namen sämmtlicher *Königshöfe* in *Deutschland*, die der Vf. aus Urkunden, überhaupt der Basis aller seiner Forschung mit nicht geringer Mühe herausbringen konnte. Die Geschichte des Ortes Forchheim beginnt von der Zeit (805), wo desselben zuerst Erwähnung geschieht, und wird fortgesetzt bis dahin, wo er die Eigenschaft eines Königshofs verlor und das Eigenthum eines Fürsten, d. i. des Bischofs von Bamberg, wurde. Die nachherige Geschichte dieses Hofes, welcher zu einer Stadt und Festung empor gewachsen ist, bleibt einer künftigen Abhandlung vorbehalten. Von den Königshöfen in Deutschland finden wir 204 aufgezählt. In keiner der bisher erschienenen Schriften, welche freylich nicht alle den Zweck einer vollständigen Aufzählung der Königshöfe hatten, finden wir so viele namhaft gemacht. *Hüllmann* hat in seinem neuesten Werke (deutsche Finanzgeschichte) nur 123 *alte*, *in der* karolingischen Periode urkundlich vorkommende Reichsgüter, oder Höfe dargestellt, und hat die Werke eines Mobillons (*de re diplomat. lib. IV.*) und der *Chronic. gottwicens. T. II*, gänzlich vernachlässigt. Hr. *Oest.* hat die fehlenden Königshöfe so viel ihm möglich war, ersetzt, ihre Namen und Lagen richtig zu bestimmen gesucht, aus noch ungedruckten Urkunden Zusätze gemacht und sie hier und dort mit historischen Zusätzen begleitet. Mit Vergnügen bemerken wir, dass in jedem der bisher erschienenen Hefte dieser Beyträge, welche nicht bloss für Gegenstände aus der baierschen, sondern auch aus der deutschen Geschichte bestimmt sind, alle Abhandlungen ohne Unterbrechung abgedruckt sind — ein Umstand, wodurch sowohl das Verstehen als Beurtheilen derselben erleichtert wird. Wir sehen mit Verlangen dem Erscheinen des dritten Heftes entgegen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1824.

MATHEMATIK.

SCHMALKALDEN, in d. Varnhagenschen Buchh.: *Versuch einer festen philosophischen Bestimmung der ersten Vorstellungen und Grundbegriffe der Grössenlehre*, insbesondere des Begriffs von den *discreten Grössen* mit einer tabellarischen Uebersicht der Grössen. Von *H. W. Kraushaar*, Conrector am Gymnasium zu Hersfeld. *Zweyte*, unveränderte Ausgabe, welche zugleich eine Prüfung der in der Jenaisch. allg. Literaturzeitung erfolgten Recension dieser Schrift, rücksichtlich des Begriffs von den discreten Grössen enthält. 1823. 4½ Bog. 8.

Der Vf. nimmt *discrete Grösse* als gleichbedeutend mit *Zahl*, erklärt sich übrigens mit Recht gegen die Verwechslung der Begriffe Menge und Zahl; bey der Zahl liege allemal der Begriff von Einheit, bey der Menge nur der Begriff von Theilen zum Grunde, welche noch nicht immer Einheiten sind, da sie gar nicht einander gleich zu seyn brauchen. (Diess gilt aber, nach unserer Meynung, auch in Bezug auf die discreten Grössen; auch liegt in dem Begriffe Zahl gar nicht, dass die Theile derselben von einander abgesondert seyen „vielmehr kann jede stetige Grösse als Zahl d. i. als ein Vielfaches eines ihrer aliquoten Theile gedacht werden.) *Zählen* ist nach Hrn. *K.* „das Setzen der Einheit mit Hinsicht auf die Vielheit." Dass auch *Eins* eine Zahl genannt werde, rechtfertigt der Vf. dadurch, dass Eins wieder als Vielfaches eins seiner aliquoten Theile zu denken sey. Die Richtigkeit seiner Vorstellungen sucht der Vf. zu beweisen, indem er zeigt wie die Begriffe Einheit und Zahl aus der Erfahrung *abstrahirt* worden: er hält also diese Begriffe nicht für Vorstellungen *a priori*. — Beym Unterrichte in der Geometrie findet es der Vf. naturgemäss mit dem Begriffe des Körpers zu beginnen und zu den abstractern Vorstellungen der Fläche und der Linie fortzuschreiten, worin ihm Rec. beystimmt, wenn schon das umgekehrte Euklidische Verfahren strenger synthetisch ist.

Was die auf dem Titel erwähnte Antwort Hrn. *K's.* auf eine Recension seiner Schrift in der Jenaischen A. L. Z. betrifft, so kann es nicht Sache unserer A. L. Z. seyn, Recensionen und Antikritiken wiederum zu recensiren; wir begnügen uns daher zu bemerken, dass Hr. *K.* seinem Gegner stets mit dem Anstande antwortet, der sich für wahrhaft gebildete Männer ziemt.

Rec. empfiehlt die vorliegende kleine Schrift denen, welchen es um scharfe Bestimmung mathematischer Grundbegriffe zu thun ist; denn sollten sie auch eigentlich nichts Neues in derselben finden, so wird ihnen doch der klare Vortrag von Wahrheiten, die nicht von allen Mathematikern so wie von Herrn *K.* durchdacht worden sind, gefallen.

Wir verbinden hiermit die Anzeige einer andern Schrift desselben Vfs.:

SCHMALKALDEN, bey Varnhagen: *Lehrbuch der reinen Mathematik mit Anwendungen.* Für Lyceen, Gymnasien und andere Lehranstalten. *Erste* Abtheilung, welche so viel enthält als in den mittlern und untern Klassen der Gymnasien und in wohleingerichteten Bürgerschulen vorgetragen werden soll. Von *H. W. Kraushaar*, Conrector u. s. w. Nebst 2 Kupfertafeln. 1823. XVI u. 224 S. 8.

Da Hr. *K.* es nicht für zweckmässig hält solchen Schülern, für welche, der Angabe des Titels zufolge, dieses Lehrbuch bestimmt ist, schon einen streng gründlichen Unterricht in der Mathematik zu ertheilen; so darf man an diess Buch auch nicht den Maasstaab legen, welchen man an ein eigentliches Lehrgebäude zu legen befugt ist. Der Vf. handelt erst die Anfangsgründe der gemeinen, hierauf die der allgemeinen Arithmetik mit Ausschluss der Lehre von den Gleichungen ab; dann lässt er die Anfangsgründe der Combinationslehre folgen, wo er jedoch nicht über das Permutiren hinausgeht. Endlich trägt er die Elemente der Geometrie vor, diese jedoch nur bis zum pythagorischen Lehrsatze streng, (wenn schon auch hier keineswegs mit der Schärfe und Gründlichkeit wie Euklides), von da an mehr historisch als eigentlich beweisend. Die lobenswerthe Bescheidenheit, womit der Vf. überall auftritt, würde uns abhalten kleine Mängel und Unrichtigkeiten seines Werkes zu rügen, wenn es nicht Pflicht des Rec. wäre, auf Einiges aufmerksam zu machen, was der Vf. und andere Lehrer, die sich dieses Werks bedienen möchten, beym mündlichen Vortrage zu verbessern haben. — S. 5 meint der Vf. in einem Begriffe würden immer nur *wesentliche* Merkmale vorgestellt und versteht daher unter einer Definition den „bestimmten Ausdruck der wesentlichen Merkmale eines Begriffs." — Dass diess nicht ganz richtig

tig fey, kann man aus jedem guten Lehrbuche der Logik fehen. Auch nimmt der Vf. die Wörter *ausführlich* und *präcis* in anderer Bedeutung als fie fonst von den Logikern genommen werden. Er unterfcheidet ferner gegen den gewöhnlichen Sprachgebrauch Grundfatz und Axiom von einander. Eine *Forderung* ift nicht, wie hier gefagt wird, ein Satz, der Etwas zu thun verlangt, deffen Richtigkeit fogleich eingefehen wird, fondern ein Satz, der Etwas verlangt, was man ohne alle Anweifung fogleich ausführen kann. Aehnliches läfst fich gegen die hier gegebene Erklärung von einer Aufgabe erinnern. — Der Begriff der rationalen und irrationalen Gröfsen ift (S. 46) nicht richtig beftimmt. — Die Erklärung der geraden Linie als einer folchen, deren Theile alle nach einer Richtung liegen, ift bekanntlich deshalb unbrauchbar, weil der Begriff der Richtung fchon den Begriff der geraden Linie als bekannt vorausfetzt. — Ueberall finden wir hier die falfche Schreibart *Hypothenufe*. — Der Lehrfatz (§. 74. S. 181), welcher die Möglichkeit der Parallellinien zeigen foll, ift fehr weitfchweifig und unklar fo ausgedruckt: Wenn fich eine gerade Linie fo bewegt, dafs ihre beiden Endpuncte *verfchiedenen Richtungen* folgen, eine jede diefer Richtungen aber in jedem Theile der Bewegung diefelbe bleibt, fo befchreiben jene beiden Endpuncte der fich bewegenden geraden Linie zwey gerade Linien, welche aller Orten gleich weit von einander abftehen und nie zufammenftofsen, fo weit auch die fich bewegende gerade Linie ihre Bewegung fortfetzen möge. Der Beweis, welchen Hr. *K.* (S. 183) für den bekannten eilften Grundfatz Euklid's zu geben fucht, ift nichts weniger als gelungen, denn es ift durchaus nicht evident, dafs fich in feiner Figur die *CD* der *AB* beftändig nähere, und noch weniger, dafs fie diefelbe wirklich erreichen müffe. — Ueberhaupt kann Rec. mit dem Vortrag der Geometrie in diefem Werke weit weniger zufrieden feyn, als mit dem der Arithmetik.

Leipzig, b. Gerh. Fleifcher: *Anleitung zur Geometerie, befonders als ein Schärfungsmittel der Denk- und Beurtheilungskraft* für die Schüler der mittleren Klaffen der Gymnafien und für die der höhern Bürgerfchulen, bearbeitet von D. *Aug. Heinr. Chr. Gelpke*, Prof. der Mathematik und Aftronomie am herzogl. Carolinum u. f. w. 1823. 9 Bog. 8.

Auch unter dem Titel:

Der erfte Lehrmeifter. Ein Inbegriff des Nöthigften und Gemeinnützigften für den erften Unterricht von mehreren Verfaffern. 28fter Theil. Anleitung zur Geometrie (mit eingedruckten Holzfchnitten).

Diefer Auszug aus dem Lehrbuche des Vfs. über die Geometrie foll dem Schüler als Leitfaden zur Repetition des nach jenem Lehrbuche gehörten Vortrags dienen. — Auch hier darf man Euklidifche Strenge nicht erwarten. Vieles was eines Beweifes bedarf und fähig ift, ift als Grundfatz aufgeftellt; wo Auflöfungen und Beweife gegeben find, da find diefelben nicht fowohl mathematifch als mechanifch, oder doch höchft oberflächlich, wie z. B. S. 107 §. 121. „Da der Würfel zu den Prifmen gehört, fo mufs der kubifche Inhalt diefes Körpers (des Prismas) eben fo, wie der des Würfels dadurch gefunden werden, dafs man die Grundfläche des Prismas mit der Höhe deffelben multiplicirt." Indeffen kann das Buch bey Vorübungen zur eigentlichen Geometrie doch nützlich werden. Rec. erlaubt fich nur noch folgende Bemerkungen: die gerade Linie wird auch hier durch Bewegung eines Punctes in unveränderter Richtung erklärt, wogegen fich Rec. fchon geäufsert hat. — Gegen den geometrifchen Sprachgebrauch werden hier unter Nebenwinkeln folche verftanden, welche eine gemeinfchaftliche Spitze haben, und deren äufserfte Schenkel eine gerade Linie ausmachen. In der zugehörigen Zeichnung find drey Winkel mit einem gemeinfchaftlichen Scheitelpuncte als Nebenwinkel von einander betrachtet. — Die Definition der ebenen Fläche (S. 11 §. 23.) als einer folchen „deren Theile fo liegen, dafs fie alle von einer geraden Linie, welche von der einen Seite derfelben nach der gegenüberftehenden hingeht, berührt werden" ift falfch. — Die Kugel rechnet der Vf. zu den regulären Körpern, (§. 50 S. 22) ungeachtet feine Erklärung der regulären Körper die gewöhnliche ift. — Den Kegel läfst Hr. G. fo entftehen wie Euklides (B. 11. Erkl. 18), wodurch bekanntlich der fchiefe Kegel nicht erklärt wird. — Von den Verhältniffen der Figuren zu einander ift die Rede, ohne dafs erklärt wird, was unter Verhältniffen zu verftehen fey.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Merseburg, b. Kobitzfch: *Predigten und Gelegenheitsreden* von *Chr. Lebr. Traug. Wanckel*, Paftor in der Altenburg vor Merfeburg. 1824. XVI u. 382 S. 8. (20 gGr.)

Es entfcheidet zu unferer Zeit, wie die Erfahrung lehrt, zwar noch nicht über den Werth einer Predigt, wenn ihr Druck von den Zuhörern felbft dringend verlangt wird; doch mufs man es den Zuhörern des Vfs. Dank wiffen, dafs fie ihn vermocht haben, das Publikum mit obigen Predigten und Gelegenheitsreden zu befchenken. Denn fie zeichnen fich in vielfacher Hinficht fehr vortheilhaft aus. Vor allen Dingen wird, wer fie zur Erbauung lieft, wozu fie zunächft beftimmt find, diefe hier nicht vergebens fuchen; aber auch angehende Geiftliche, welche zur Bereicherung ihrer Ideen Predigten lefen, werden fie nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Zwar werden diejenigen, welche fich auch nicht die kleinfte Abweichung von den ftrengen Regeln der Homiletik erlauben, oder die fich einfeitig nur nach *einem* Mufter gebildet haben, oder ihre Predigtweife für die einzig

zig richtige und zweckmässige halten, manches auch an diesen Predigten auszusetzen finden. Sie werden z. B. sagen, dass hin und wieder die Einleitungen zu lang seyen, der Text nur selten ganz benutzt, wohl gar nur als Motto gebraucht sey; dass der Vf., der ein gemischtes Publicum hat, manches in seinen Vorträgen erwähne, was nur dem Hochgebildeten verständlich seyn könne, dass er z. B. sich Beziehungen auf berühmte, edle Männer der Heidenwelt erlaube, ohne sie einmal zu nennen, dass er Sentenzen aus alten klassischen und neueren vaterländischen Dichtern citire; sie werden es mit den Anforderungen wahrer Beredtsamkeit unverträglich finden, dass er die prosaische Rede öfters mit Liederversen verwebt, dass er sogar einen solchen Vers zur Disposition einer Predigt gewählt hat; dass er öfter zu bilderreich sey und das Gefühl zu sehr in Anspruch nehme; — aber Rec. mag nicht mit ihm hierüber rechten: denn theils hält er obige Ausstellungen nicht alle für gegründet, theils achtet und ehrt er gern die Individualität eines Jeden, so wie er ein Gleiches auch für sich und selbst bey dieser Beurtheilung in Anspruch nimmt. Nur darauf möchte er den Vf. freundlich aufmerksam machen, dass derselbe sich in einzelnen Ausdrücken, Wendungen und Gedanken einer noch grösseren Popularität befleissigen könnte, ohne deshalb minder anziehend für seine gebildeten Zuhörer zu sprechen.

Der Predigten sind 23, der Gelegenheitsreden 9. Von einigen der ersteren wird Rec. den Inhalt näher angeben, auch einzelne Stellen ausheben, um die Leser genauer mit dem Vf. bekannt zu machen. — Die 1te Predigt am Neujahrstage über Luc. 2, 21. zeigt: *wie bedeutungsvoll bey dem Eintritte in ein neues Jahr uns schon der Name seyn müsse, welchen der Stifter des Christenthums führte.* 1) Er mahnt uns an Gottes Vorsehung bey unsern Befürchtungen. 2) er verbürgt uns Gottes Liebe bey unsern Wünschen und Hoffnungen. 3) Er weist uns ein würdiges Ziel an für unsre Bestrebungen. Nur die Schlussworte: „So sey auch unser Ziel und Streben, Glück und Freude zu verbreiten, so viel wir können, und unsern Nebenmenschen zu dienen, so weit es uns möglich ist. Die Selbstsucht weiche aus unserem Herzen, damit die Liebe einziehen und es ganz erfüllen könne. Wir wissen nicht, ob wir glücklich seyn werden für uns selbst: — wohl uns, wenn wir darnach streben und es lernen: glücklich seyn in Andern. Das ist das zweyfache Ziel für unsre Bestrebung, das uns der Name Jesus anweist: *Selbstveredlung* und *Menschenbeglückung*. Den doppelten Wunsch wollen wir nähren mit aller Lebendigkeit zum neuen Jahre (und Gott wolle ihm Gewährung nicht versagen!) — *Nie fehle uns Gelegenheit und Kraft andre glücklich zu machen! — und nie die Lust, des Glückes selbst* werth zu seyn!" Pred. 2., gleichfalls am Neujahrstage, über Psalm 77, 6. *Die Gewalt der Zeit.* 1) Sie reift, was der Mensch gesäet; 2) sie heilet, was das Unglück verwundet; 3) sie trennt, was die Liebe vereinigt; 4) sie vereinet, was das Schicksal getrennt hat. Diese Predigt hat Rec. noch mehr als die erste angesprochen. Die 3. Predigt am Oberneujahrstage über Matth. 2, 1—12. handelt von *Gottes Vorsehung* und zeigt deren Reichthum, Zweck, Weisheit, Macht, Umfang und Dauer, und hier ist es, wo der Vf. seine Disposition wohl etwas zu gekünstelt durch einen bekannten Liedervers näher bestimmt hat, und zwar auf folgende Weise: 1) Wege hat Gott aller Wegen, an Mitteln fehlt's ihm nicht; (Reichthum) 2) sein Thun ist lauter Segen; (Zweck) 3) sein Gang ist lauter Licht; (Weisheit) 4) sein Werk kann niemand hindern; (Macht) 5) sein' Arbeit kann nicht ruhn, wenn er, was seinen Kindern erspriesslich ist, will thun. (Umfang und Dauer.) In der 4. Predigt am 2. Sonntag nach Epiphan. über Joh. 2, 1. u. s. w. redet der Vf. vom *häuslichen Glücke* und disponirt: I, 1) es ist das edelste, und wird von vielen am wenigsten geachtet; 2) das beglückendste und doch am leichtesten zu gewinnen; 3) das sicherste und doch am leichtesten zu verletzen. II. darum, 1) danke Gott, wer es geniesst; 2) darum halte es heilig, wer es hat oder sieht; und es leide 3) mit Würde, wem es versagt ist. Die 2. Unterabtheilung des 2. Theils scheint hier mit der 1. zusammenzufallen: denn wer Gott danken will für den Genuss des häuslichen Glückes, wird es wohl nur dadurch können, dass er jenes Glück heilig hält. Allein in der Predigt selbst ist die 3. Abtheilung der 2. vorangestellt, und diese von der 1. auch durch die Ausführung verschiedener Gedanken gehörig geschieden. Ein sehr anziehendes Thema behandelt die 5. Predigt am Feste der Reinigung Mariä über Luc. 2, 22—32. *Ein Kind auf den Armen eines Greises, welch ein lehrreicher Anblick!* Erinnert 1) (zur Lehre und Warnung) an die eigenthümlichen Vorzüge des Kindes und des Greises; er weiset 2) auf die Theilnahme hin, welche wir beiden schuldig sind; er lehrt 3) eine richtige Würdigung des irdischen Lebens. Nicht minder anziehend ist die 7. Predigt, am Sonntage Estomihi, *über die furchtbare Gewalt des Bösen*, wiewohl sie zu denen gehört, welche ohne einige philosophische Bildung nicht hinlänglich verstanden werden können. Dieselben Vorzüge, ohne dass von ihr das letzterwähnte gilt, hat die 9. am grünen Donnerstage gehaltene: *was wir beym Abendmahle vergessen sollen.* Am wenigsten in der ganzen Sammlung hat Rec. die 10. Predigt am 1. Ostertage gefallen: *Wie bedeutungsvoll die Zeit uns seyn müsse, wo der Erlöser auferstand.* Es war 1) die Zeit des Erwachens nach den Stunden des Schlafes; 2) die Zeit des Lichts nach den Schatten der Finsterniss; 3) die Zeit der Thätigkeit nach der vorbereitenden Ruhe; 4) die Zeit der Freude nach den Bangigkeiten der Nacht. Abgesehen davon, dass gerade in dieser Predigt der Wiederholungen nicht wenige sich finden, erscheint Rec. die praktische Anwendung oft gesucht und erzwungen. Zu den allergelungensten hingegen gehört die 11. Predigt am 2. Ostertage über Luc. 24, 13—35.: *Erinnerungen an die, welche die Unmög-*

möglichkeit betrübt, auf die gewünschte Weise glücklich zu seyn. 1) Es ist ungewiss, ob die Erfüllung Deiner Wünsche Dich glücklich gemacht hätte: — drum prüfe! 2) Es giebt der Wege viel zum Glück: — drum suche! 3) Gott lenket das Schicksal: — drum schweige! 4) Er lenket alles zum Besten: — drum hoffe! Die 13. am 2. Pfingsttage gehaltene Predigt behandelt einen gerade für unsre Zeit höchst wichtigen Gegenstand mit edler Freymüthigkeit und lichtvoller Eindringlichkeit. Der Vf. spricht darin von der *Lichtscheu* über Joh. 3, 16 u. s. w. Er zeigt 1) woher auch in unsern Tagen die Lichtscheu komme und findet ihre Ursachen *a*) in dem Leichtsinne; *b*) in dem Schwachsinne und *c*) in dem Schlechtsinne. 2) Wohin sie führt. *a*) zu geistiger Verfinsterung; *b*) zu sittlicher Entartung und *c*) zu bürgerlicher Zerrüttung. Eine Stelle aus 2, 6, finde hier Platz: *p.* 174. „Religion war von jeher die erste und festeste Stütze der Sittlichkeit; ist aber die himmlische Wahrheit entstellt, oder wird sie gar nicht erkannt: hält man, wie es jetzt so häufig der Fall ist, ein leeres Spielen mit frommen Worten; eine Andacht, wobey man die Hände bloss zum Beten aufhebt, aber nicht zur Arbeit rührt, für wahre Frömmigkeit: — dann kann und muss die Sittlichkeit verlieren. Dass keine böse Lust so schändlich ist, die man bey solcher Frömmigkeit nicht nährt, kein Verbrechen so entsetzlich, das man sich dabey nicht erlauben sollte, davon liegen die Zeugnisse zum Herzeleid aller besseren Menschen in öffentlichen Blättern vor. Beten und der Wollust fröhnen, fromm seyn und müssig gehen, Gott dienen und Geschwister morden — reimt sich das zusammen? Das sind aber die Zeichen unsrer Zeit, das sind die Früchte eines Glaubens ohne Denken, und einer Frömmigkeit, welche viel vom himmlischen Lichte spricht, und darüber vor Finsterniss auf ihrem Wege in die Abgründe des Verderbens führt." — In der 22. Predigt am 3. Weihnachtstage redet der Vf. über Joh. 1, 1—14. *von der Herrlichkeit des Herrn.* Wenn der Vf. hier dem streng orthodoxen Systeme huldigt, so wird kein billig denkender Gegner dieses Systems ihn deshalb minder schätzen; aber bedauern muss doch Rec., dass der Vf. vor seinem Publicum, das zum Theil aus sehr gebildeten Zuhörern, nach dem Inhalte dieser Predigten zu schliessen, bestehen musste, S. 288 über die Weissagungen Christi also spricht: die Auflösung des jüdischen Staates, und die Zerstörung der Hauptstadt und ihres prachtvollen Tempels, sagte er mit vielen Einzelnheiten und zufälligen Umständen unter Thränen voraus, und der Erfolg rechtfertigte seine Weissagung bis auf das letzte Wort. (?) Das geschahe, was er verkündigt hatte mit prophetischen Worten und Bildern: man sahe des Menschensohn kommen mit grosser Kraft und Herrlichkeit. (?) So konnte er nicht prophezeihen nach ungefährer Muthmassung, welche die Klugen dieser Welt leicht finden, *nachdem achtzehnhundert Jahre vorüber ist, was damals zukünftig war.*" Durch solche Declamationen (es kommen noch einige ähnliche in diesen Predigten und auch in einer Confirmationsrede vor,) das wird der Vf. selbst wissen, widerlegt man nicht auf triftigen Gründen beruhende Ueberzeugungen, und thut nur denen wehe, welche, bey aller Verehrung gegen Jesum und das Christenthum überhaupt, dieselben nicht aufgeben können; ja manche erbittert man wohl sogar und schreckt sie vom Besuche des Gottesdienstes zurück. Spreche doch Jeder seine Ueberzeugung frey aus, aber ohne auf Andersdenkende mit Geringschätzung hinzuweisen, wenn es, wie hier, Glaubensgegenstände betrifft, über welche verschiedene Ansichten statt finden können, ohne dass deshalb die Religion selbst etwas verliert und ihr Einfluss auf die Menschen geschwächt wird. So viel von den *Predigten*, nur noch einige Worte über die *Gelegenheitsreden.* Es sind 3 *Tauf-*, 2 *Confirmations-*, 3 *Traureden* und 1 *Gedächtnissrede.* Sie sind nicht minder beachtenswerth als die Predigten, der Form und dem Inhalte nach, und namentlich hat es Rec. gefallen, dass in den Taufreden auf den Sinn und das Lehrreiche des Taufsymbols zweckmässig hingewiesen wird. Worte, wie sie S. 315 sich finden: „was Sie selbst sich treffender und schöner zu sagen im Stande sind," würde sich Rec. auch nicht vor den allergebildetesten Zuhörern erlauben: denn sie werden fast immer, wenigstens von der Mehrzahl, für Schmeicheley oder versteckte Eitelkeit aufgenommen. S. 335. kommt unter andern eine Construction vor, welche der Vf. zu lieben scheint, Rec. aber für hart und undeutsch erklären muss: ..., der Christenglaube nicht mehr dem Zweifel ... weichen, sondern nur darum aus einem Munde, *weil aus der tiefsten Tiefe eures Herzens*, hervorgehen. In der sonst sehr beyfallswürdigen eindringlichen 2ten Confirmationsrede finden sich S. 346 folgende Worte, in welchen der Eifer den Vf. über die Grenzen einer weisen Mässigung hinausgeführt hat. „Schlage nieder, du Donnerspruch des Weltenrichters, schlage nieder die übermüthigen Frevler, die sich auflehnen gegen das Heilige, und im Dienste der Hölle den Himmel um seine Erwählten betrügen wollen!" Doch trifft man hier zugleich mehrere treffliche Stellen, welche der Raum hier mitzutheilen verbietet. — Druck und Papier sind sehr gut.

NEUE AUFLAGE.

Leipzig, b. Barth: *Anfangsgründe der Naturlehre* von *Gerhard Ulrich Anton Vieth*, Herzoglich Anhalt-Dessauischem Schulrath und Professor der Mathematik. Mit 6 Kupfertafeln. *Fünfte* verbesserte Auflage. 1823. XVI und 434 S. 8. (1 Rthlr.) (S. die Recens. A. L. Z. 1798. Nr. 18.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

November 1824.

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

Halle, b. Kümmel: *Journal für Prediger. 64ster* Band. Oder *Neues Journal, 44ster* Bd. 1823. 516 S. — *65sten* Bandes *erstes* und *zweytes* Stück. 1824. 256 S. 8.

Obwohl diese alte, vielgelesene Zeitschrift nicht der neuen Empfehlung bedarf; so geziemt es sich doch wohl, nachdem sie 54 Jahre hindurch bestanden, jetzt, da sie in die Hand neuer Herausgeber übergeht, einmal die Aufmerksamkeit des Predigerstandes, dem sie gewidmet ist, wieder auf dieselbe zu richten, und zu zeigen, was sie will, und wie sie ihre Zwecke zu erreichen strebt. Sie ist durch eine lange, vielfach bewegte Zeit gegangen, und hat grosse, zum Theil einander widersprechende Erscheinungen in der theologischen Welt mit Ruhe angeschaut, mit Würde erkannt, weil sie ihrer eigenthümlichen Bestimmung gemäss daran nur in sofern Theil nehmen konnte, als dieselben auf das praktische Gebiet hinübertraten und dauernde Veränderungen darauf hervorbrachten. Darum hat sie auch eine gewisse Gleichmässigkeit und Selbstständigkeit bewahrt, indem sie die Rechte der Vernunft sichern half, zugleich aber stets auf das hinwies, und das heraushob, was für die geistige Erhebung und sittliche Besserung des Volks von Seiten des Predigerstandes geschehen musste. Darum finden sich auch in ihr sehr viele treffliche Abhandlungen, die so allgemeines Interesse erregten, dass die vorzüglichsten derselben aus den ersten zwanzig Bänden, eines neuen Abdrucks in einer besondern, aus zwey Theilen bestehenden Sammlung für würdig gehalten wurden. Ueber die Geschichte dieses Journals kürzlich Folgendes:

Christoph Christian Sturm begann schon 1765 in Sorau ein *homiletisches Journal*, das er nachher als Prediger in Halle fortführte, und welches den Zweck hatte, theils kritisch durch Beurtheilung von Predigten, theils durch Hinweisung auf die richtigen Grundsätze der Homiletik, dem Geistlichen bey dem hauptsächlichsten Geschäfte seines Amtes zu Hülfe zu kommen. Diese Zeitschrift war in Anlage und Ausführung noch ungenügend, und der Herausgeber brachte es nicht weiter damit, als bis zum *zweyten* Bande. Durch die Versetzung *Sturms* nach Magdeburg fand derselbe Gelegenheit, mit andern ausgezeichneten Männern in Verbindung zu treten, namentlich mit *Patke;* und diess gab die Veranlassung zu dem Beginne des *Journals für Prediger*, im Jahre 1770, das sich nicht bloss auf die Homiletik beschränken, sondern über alle Theile der Pastoraltheologie gleichmässig verbreiten sollte. Bis zum Jahre 1778, wo der *6te* Band des J. f. Pr. herauskam, blieb Sturm der Herausgeber desselben; sein Abgang nach Hamburg machte es ihm zu schwierig, die Besorgung desselben zu behalten. Von dieser Zeit an übernahm es der hallische Prediger *D. G. Niemeyer*, der den Plan desselben erweiterte, indem er den zu beurtheilenden Schriften noch mehrere hinzufügte, welche sich nicht unmittelbar auf die Amtsthätigkeit des Predigers bezogen, wohl aber ihn zu derselben geschickter machten. Er besorgte die Redaction bis an seinen Tod (1788), wo dieselbe mit dem *2ten* Stücke des *20sten* Bandes in die Hände des Predigers an der Marienkirche zu Halle, jetzt auch Konsistorialraths und Superintendenten Dr. *Heinrich Balthasar Wagnitz* überging, der sie 35 Jahre hindurch, bis zum *64sten* Bande 1823 ununterbrochen fortführte. Das Journal bekam von der Zeit an auch den besondern Titel: *Neues J. f. Pr.* und was dieser dritte Herausgeber von den *ersten* Bänden desselben sagt, (Vorrede zu den homiletischen u. s. w. Abhandlungen. Halle. 1788), das lässt sich von den unter seiner Leitung erschienenen Bänden noch mehr sagen, nämlich: dass diess Journal „jene edle Popularität und Simplicität, welche allein den Zweck der Prediger erreichen hilft, zu dem homiletischen Princip zu machen bemüht war.“ Unleugbar hat dasselbe auf die Verbesserung der Predigtmethode und des Predigtgeschmacks, so wie auf die Fortbildung der Prediger überhaupt einen segensreichen Einfluss gehabt. Diess würde noch mehr der Fall gewesen seyn, wenn die Verfasser mancher Abhandlungen sich einer gewissen Breite hätten entschlagen mögen, die der Herausgeber nicht immer im Stande war, zu vermindern, und die besonders der neuern Zeit, welche eine gedrängte kräftige Sprache will, nicht zusagen konnte. Herr Dr. *Wagnitz* der das Journal für Pr. durch politische Stürme der Zeit, wie durch die mannichfaltigen Bewegungen in der theologischen Welt sicher hindurch geführt, hat die Redaktion desselben jetzt niedergelegt, und nimmt Abschied von den Mitarbeitern und Lesern mit dem Bewusstseyn, während seines langen Wirkens redlich das Seinige beygetragen zu haben, dass der Predigerstand durch beständiges Fortschreiten im Wissen und Können, sich wahre Achtung gewinne; einem Bewusstseyn,

seyn, welches selbst das beschwerliche Alter zu einem freudenreichen machen muss.

Das J. f. Pr. ist in eben so würdige Hände übergegangen. Hr. Generalsuperintendent Dr. *Bretschneider* in Gotha, der gelehrte und vielfache thätige; Hr. OberkonsistorialrathDr. *Neander* in Berlin, *Hansteins* würdiger Nachfolger; und der unermüdete Veteran unter den Kirchenhistorikern, Hr. Dr. *Vater* zu Halle, haben durch freundschaftliche Verhältnisse vereinigt, die Redaktion desselben übernommen, und nun bereits 5 Stücke davon besorgt; denn das *erste* Stück des 64*sten* Bandes gab noch Hr. Dr. *Wagnitz* heraus. Die Einrichtung bleibt im Wesentlichen dieselbe. Der Gesichtspunkt wird festgehalten, dass diese Zeitschrift kein eigentlich theologisches Journal, wie das nun auch in einer neuen Gestalt erscheinende *Bertholdsche*, sondern eben ein *Journal für Prediger* seyn soll. Es hat also den Zweck: Predigern zu ihrer geistigen Fortbildung behülflich zu seyn, und sie immer mehr mit den Fähigkeiten und Fertigkeiten auszurüsten, deren sie zu einer segensreichen Führung ihres Amtes bedürfen. Es versteht sich dabey von selbst, was schon der zweyte Herausgeber des Journals, wie oben erwähnt, anerkannte, dass nicht bloss Abhandlungen aus dem Gebiete der Pastoraltheologie allein, oder Beurtheilungen nur dahin gehöriger Schriften das Ganze des Journals ausmachen sollen, sondern dass überhaupt alle, dem praktischen Religionslehrer als solchem wichtige Gegenstände, verhandelt werden dürfen, und dass eine besonnene, leidenschaftslose Kritik auch aus den erschienenen, rein theologischen Schriften, die bedeutendsten Erscheinungen herausheben, und davon Bericht erstatten muss. Jedes Stück beginnt demnach mit *einer Abhandlung*, die allgemeines Interesse für den Predigerstand hat, und nicht eine gelehrte exegetische Untersuchung, eine streng dialektische Entwickelung dogmatischer Begriffe seyn darf; denn der Prediger, der in dieser Hinsicht ein Bedürfniss fühlt, und auch seine gelehrten Kenntnisse stets zu erweitern strebt, wird dazu anderwärts reiche Gelegenheit finden; Mittel dazu giebt ihm das Journal schon durch seine Recensionen. — Was also das Gefühl der Würde des geistlichen Standes in seinen Mitgliedern zu erhöhen vermag; was einen Jeden, der sich diesem Stande geweiht hat, erwecken kann, seinem heiligen Berufe mit ganzer, voller Seele zu leben; was ihn zur Verwaltung desselben in allen seinen Theilen geschickter macht; was seinen Muth, seine Freudigkeit, seine Geduld, seine Ausdauer ihm erhält; was ihn in seinen verschiedenen Verhältnissen zu seinen Obern, zu den bürgerlichen Behörden, zu seinen Amtsbrüdern, zu Alt und Jung, Reich und Arm in der Gemeinde richtig zu leiten im Stande ist u. s. w., das ist Gegenstand der Abhandlungen des J. f. Pr. Einen ähnlichen Zweck hat die *Pastoralkorrespondenz*, welche den zweyten Rang in einem jeden Stücke einnimmt, nur dass hier derselbe noch deutlicher und bestimmter hervortritt, durch die Anknüpfung der Mittheilungen an besondere einzelne Fälle und Erscheinungen. *Historische Nachrichten*, welche theils Todesfälle, theils Amtsveränderungen von Geistlichen und Gelehrten, theils andere wissenswürdige Gegenstände betreffen, haben den dritten Platz. *Recensionen und kurze literarische Anzeigen* schliessen das Ganze; und darin unterscheidet sich d. J. f. Pr. in seiner gegenwärtigen Einrichtung von der frühern, dass jetzt bey weitem mehr Bücher, theils ausführlich beurtheilt, theils kürzer erwähnt werden; da die Herausgeber sich es vorgenommen haben, im Laufe jedes Jahrs alle in demselben und dem vorhergehenden erschienenen, für Prediger wichtigen, theologischen Schriften zu berücksichtigen. Es ist vorzüglich hierbey darauf zu sehen, dass alle unwichtige, vorübergehende und schwache Produkte, auch einzelne Predigten, die sich nicht besonders auszeichnen, ganz übergangen, die minder bedeutenden nur ganz kurz, und auch die wichtigern nicht allzuausführlich beurtheilt werden. Diese Ansicht von dem J. f. Pr. hat sich Rec. theils aus den bisher erschienenen Stücken gebildet, theils darin angedeutet, wie er sich die beste Einrichtung desselben dachte. Möchte er in beidem den Sinn uud die Meinung der Herausgeber getroffen haben!

Die bisher erschienen Abhandlungen sind: 1) *Luthers deutsche Bibelübersetzung als Nationalgemeingut der Deutschen*, von *Veesenmeyer*, Prof. am Gymnas. zu Ulm, zeugt von genauer, gründlicher Kenntniss der Reformationsgeschichte, enthält manche schätzenswerthe, kleine Einzelheiten, und dient dazu, die Ehrfurcht gegen den grossen und dabey so bescheidenen Reformator, wie gegen sein, trotz mancher Mängel, unvergleichbares Werk zu erhalten. 2) *Ueber Zeitbedürfnisse des Religionswesens*, von *Vater*. Unparteyisch, andringend, herzlich. Für Zeitbedürfnisse werden erklärt: a) dass man überall zur Untersuchung dessen was für Menschenwohl und Wissenschaft wichtig ist, klare Vorstellungen hinbringe; b) dass das Urtheil des Verstandes nirgend zu einseitig vorherrsche; c) dass man bey den Verwirrungen der Zeit, Vertrauen auf Gott bewahre. 3) *Ueber den Eingang der Predigten*, von Dr. *Fritsch*, Superintendenten zu Quedlinburg. Als Zweck des Eingangs wird richtig angegeben: Vorbereitung des Hauptsatzes, Empfehlungen der anzustellenden Betrachtung, Verbindung des Hauptsatzes mit dem Text. Ueber die Stellung des Eingangs vor oder nach dem Texte wird die Beschaffenheit des Hauptsatzes und sein Verhältniss zum Texte zu Rathe gezogen. Alles wird durch die Aussprüche der besten Homiletiker und durch die Anwendung der besten Kanzelredner bestätigt. 4) *Ueber den Kirchengesang der Gemeinde*, von Dr. *B. A. Marks*, Prof. und Universitätsprediger zu Halle. Gründlich und umfassend in jeder Hinsicht und als Probestück einer Bearbeitung der Liturgik auf diese selbst begierig machend. Es wird hier über die Lieder, die Melodien, und den Vortrag derselben, in Verbindung mit einem reichen Schatze von Literatur, das Wichtig-

ste

ſte und Treffendſte geſagt. 5) *Ueber der Evangeliſchen Kirchenrecht und Kirchenpolitik im Allgemeinen*, ein Ueberblick von *Vater*. Dieſe Abhandlung beſteht aus Ideen über Religionsgeſellſchaft, Recht, innere und äuſsere Rechtsverhältniſſe der Kirche; Verträge zwiſchen Kirche und Staat, Kirchenrecht, Kirchenpolitik, welche beiden, Kirchenrecht und Kirchenpolitik, hier von einander geſchieden werden; jenes als Inbegriff der rechtlichen Normen, welche in der Kirche geſetzliche Kraft haben; dieſe als Inbegriff der Vorſchläge zu möglichen andern Normen.

Die Paſtoralkorreſpondenz umfaſst Folgendes: Ueber Kircheneigenthum in Meklenburg; über die vom Prediger *Schmidt* im Weimariſchen in einer Predigt ausgeſprochene Anſicht von Teufelsverſuchungen; über *Krügers* Betrachtungen der Wunder unſers Herrn; über die Unſtatthaftigkeit des Ausdrucks „oberſter Biſchof" von einem evangeliſchen Landesherrn; über das gute Vernehmen zwiſchen dem Prediger und ſeiner Gemeinde; über zwey neue Schriften den hannöverſchen Landeskatechismus betref. Bruchſtücke aus Briefen des verſtorbenen G. Chr. Müller.

Vorzüglich reich, ſowohl in Abſicht auf die Zahl, als auf den innern Werth iſt der *vierte* Abſchnitt, *Recenſionen* ausgeſtattet. Es finden ſich in dieſen 5 Stücken von 65 Schriften theils längere theils kürzere Anzeigen, und darunter von ſehr wichtigen und einfluſsreichen Werken. Rec. erwähnt nur: *Schultheſs* Reviſion des theolog. Lehrbegriffs; *Scheibel* und *Schulz* vom Abendmahl: *Knapp Scripta varii argumenti; Geſenius* hebr. Handwörterbuch; *Niemeyer* populäre Dogmatik; *Vater Novum Teſtamentum; Bretſchneider Lexicon manuale in N. T. Marheineke* Lehrbuch des chriſtl. Glaubens u. A. m. Ueber einzelne Predigten und Predigtſammlungen werden beurtheilt: *Ebel*, *Böckel*, *Breiger*, *Demme*, *Röhr*, *de Wette*, *Bretſchneider*, *Schwabe*, *Dräſecke*, *Schläger* u. A. — Unter den Recenſionen zeichnen ſich die von Hrn. Dr. *Bretſchneider*, der auch in dieſer Rückſicht beſonders fleiſsig iſt, durch Klarheit, Unparteylichkeit und das nothwendige, aber oft vergeſſene ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ ganz vorzüglich aus, aber auch bey den übrigen, theils von den Herausgebern, theils von mit Buchſtaben bezeichneten Mitarbeitern, gelieferten Beurtheilungen gilt das Princip: Nicht der Perſon, ſondern der Sache! So hat denn Rec. das J. f. Pr. unter ſeiner neue Redaktion willkommen geheiſsen, und es bleibt ihm nichts übrig, als der Wunſch, daſs es ſeinen ſchönen Zweck immer ſicherer erreichen und unter dem geiſtlichen Stande immer mehr wahre Geiſtlichkeit und Geiſtigkeit herrſchend machen möge! Es erſcheint übrigens in der alten Verlagshandlung zu einem wohlfeilen, auch dem unbemitteltern Landprediger nicht zu theuren Preiſe, jedes Jahr in ſechs Stücken von circa 16 Bogen.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Supplément au recueil des principaux traités d'Alliance, de paix, de trêve, de neutralité, de commerce, de limites, d'échange et conclus par les puiſſances de l'Europe tant entre elles qu'avec les puiſſances et états dans d'autres parties du monde* depuis 1761 jusqu'à préſent précédé de traités du XVIIIéme ſiècle antérieurs à cette époque et qui ne ſe trouvent pas dans le corps univerſel diplomatique de Mrs. Dumont et Rouſſet et autres recueils généraux de traités par *George Frédéric de Martens* et continué par ſon neveu le *B. Charles de Martens*. Tom. VIIII. 1808 bis 1822. 1824. VIII u. 763 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Nouveau recueil de traités etc. Tome V.

Den Leſern wird ſchon in dem Titel das *continué par ſon neveu* aufgefallen ſeyn, da die Vetterſchaft in der Literatur nicht gilt; aber was würde der verewigte Oheim, der deutſche Bundestagsgeſandte ſagen, wenn er in ſeiner Sammlung der vornehmſten Vorträge von *Europäiſchen* Mächten Amerikaniſche Bündniſſe und mit der Ueberſchrift: *Staaten* von Buenos - Ayres und Chili ſehen würde! und welche Meinung von dem diplomatiſchen Takt des neuen Vfs. werden dadurch die Staatsmänner faſſen, für welche das Werk doch vorzugsweiſe beſtimmt iſt! Ihre Meinung beſtätigt ſich auf jeder Seite, und die Freunde des ſehr gelehrten, fleiſsigen und einſichtsvollen verſtorbenen diplomatiſchen Schriftſtellers werden mit Bedauern ſein nicht fehlerloſes, aber hochachtbares und mühvolles Lebenswerk in der Fortſetzung durchaus entſtellt und ſeine Urkundenſammlung für die europäiſche Diplomatik in ein Chaos verwandelt finden, worin das Geſindel der Landſtreicher und Ausreiſſer den Hauptplatz einnimmt.

Die wichtigſten und dazu offenkundigſten Staatsverträge ſucht man in dieſer ſogenannten Fortſetzung vergebens; dagegen finden ſich Actenhaufen über das Neapolitaniſche und Piemonteſiſche Conſtitutionsweſen, aber nicht ſo über das Spaniſche. Da die Freyhafenordnung für Palermo und Meſſina aufgenommen iſt, ſo müſsten doch wohl alle ähnliche Ordnungen und alle Zollgeſetze, welche Folge oder Anlaſs von Staatsübereinkünften ſind, aufgenommen werden; aber wohin würde das führen! Die Poſtverträge wären alsdann auch und mit mehr Recht aufzunehmen. Es gehört allerdings Geſchäftskunde in der europäiſchen Diplomatik und geübte Beurtheilung dazu, um die rechte Wahl für eine ſolche Sammlung zu treffen; aber dadurch war das vorliegende Werk bisher muſterhaft. Jetzt hat es nun ſogar noch durch Nachträge wie z. B. durch Acten von Murat's Königswerden ergänzt werden ſollen, obgleich ſie die leerſte Antiquität für alle jetzigen und künftigen Diplomatiker ſind. Uebrigens entſprechen die

die Uebersetzungen dem beschriebenen Inhalte, und das alphabetische Inhaltsverzeichniss entspricht ihm gleichfalls. In diesem Verzeichnisse ist der Vertrag zwischen Baiern und Frankreich vom 25sten Febr. 1810 unter Oestreich gerathen, die eine Benennung noch unrichtiger als die andere, und auch z. B. bey den Abschosaufhebungen nicht namhaft gemacht mit wem abgeschlossen; also die Hauptsache im Register ausgelassen.

Damit nun die Leser den vollständigsten Beweis erhalten, dass durch obiges hartes Urtheil dem Vf. nicht Unrecht geschehen ist, so soll hier wörtlich die Inhaltsanzeige in Betreff von Preussen beygefüget werden, nachdem zuvor bemerkt ist, dass nach den Zeitungen 1820 eine Uebereinkunft mit Schweden über Vorpommersche Schuldfoderungen vollzogen ist; desgleichen eine Amerikanische Bekanntmachung in Betreff des Handelsvertrags erlassen, eine Verordnung über die Verhältnisse der Standesherren dem Bundestage mitgetheilt; ferner 1821 die päpstliche Bulle über die kirchliche Circumscription bekannt gemacht, das Familienstatut von Hohenzollern Sigmaringen genehmigt worden. Von allen diesen und mehreren enthält das Verzeichniss *nichts*, sondern 1817 — 1819 Preuss. Erklärungen in Betreff der Aufhebung des Abzugsrechts, (ohne zu sagen mit welchen Staaten). 1818. 16ten May Uebereinkunft mit dem Königreich (der Regierung) von beiden Sicilien über die Aufhebung des Abzugsrechts. 11ten Jun. Cartelconvention mit dem Könige der Niederlande. Etappenconvention mit verschiedenen deutschen Staaten. 7ten May: Protocollauszug aus den Aachener Conferenzen: standesherrliche Verhältnisse. 1817 — 1819 Conventionen mit verschiedenen deutschen Staaten über die Auswechselung von Austretern und Landstreichern. 1818 — 1822 Preussens Erklärungen in Bezug auf die Conventionen mit verschiedenen deutschen Staaten über die Auslieferung von Austretern und Landstreichern. 1819. 25sten Oct. Convent. mit Schwarzburg Sondershausen. 1820. 25sten Dec. Convent. mit Dänemark über die Auswechselung der Austreter. 1820 — 1821. Acten betr. die Angelegenheiten des Königreichs beider Sicilien. 1821 — 1822 Acten betr. die Angelegenheit des Königreichs Sardinien. 1821. 23sten Jun. Acte über die freye Elbschiffahrt. (Das Beywort *frey* ist hier nicht diplomatisch.)

Wenn die Leser hiernach die Fortsetzung des Martensschen Werks auf diese Art nicht wünschen sollten; so werden sie doch ohne Zweifel den Wunsch theilen, dass eine tüchtige Schrift nach ihrem ursprünglichen Plane, sich an dieselbe anschliessen, und dass der Verleger seinen rechten Mann zu Göttingen finden möge, wo die Bibliothek dazu mehr Hülfsmittel anbietet, als sich anderswo vereinigen, und wo man sich am leichtesten die Verträge verschaffen kann, welche dem Englischen Parlamente, dieser jetzt besten Fundgrube, mitgetheilt worden. Ueberdiess kommt es bey dieser Schrift nicht darauf an, dass sie die Urkunden noch frisch, sondern dass sie brauchbare, richtige und zuverlässige liefere.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Amelang: *Deutscher Liederkranz.* Eine Auswahl der besten Gesänge für frohe Gesellschaften. Mit Beytrag einiger neuen Lieder, herausgegeben von *A. F. E. Langbein.* Mit einem Titelkupfer und 19 Vignetten von L. Wolf gezeichnet, gestochen von Meyer, Meno Haas, Wachsmann und L. Wolf. 1820. XVIII und 480 S. 8. (2 Thlr. 6 Gr.)

Diese Sammlung zeichnet sich durch äussern Schmuck und Eleganz, wie durch innern Werth und Reichhaltigkeit vor andern vortheilhaft aus. Sie enthält die bedeutende Zahl von 249 Liedern, ausserdem sind noch 18 längere, zum Vorlesen bestimmte Gedichte angehängt. Zwanzig Lieder sind anonym; als Verfasser der übrigen Beyträge werden 75 Dichter und 2 Dichterinnen genannt. Es sind lauter bekannte und grösstentheils ältere Namen, und auch die Lieder selbst sind grossentheils schon allgemein bekannt. Der Herausgeber selbst hat bey Weitem das Meiste, nämlich 52 Gedichte beygetragen, weshalb er sich in der Vorrede entschuldigt. Von *Göthe* sind 16, und von *Voss* eben so viel, von *Mathias Claudius* 9 Lieder aufgenommen. Unter den vier Rubriken, worin die eigentlichen Lieder abgetheilt sind, als: *Frohsinn und Geselligkeit; Landleben und Naturfreude; Vaterland; Vermischte Lieder* ist die erste, dem Zweck des Buches gemäss, am Reichlichsten bedacht, besonders findet man eine grosse Anzahl von Trinkliedern, die man wohlthun wird, nicht bey nüchternem Muthe zu lesen; denn dem Rec. der diess versuchte, kamen sie ziemlich eintönig vor. Die beygefügten Vignetten beziehen sich gewöhnlich nicht auf den Inhalt einzelner Lieder, sondern auf die besungenen Gegenstände als: Wein, Liebe, Naturgenuss, Landleben, Jagd u. s. f. überhaupt, und sind zum Theil recht glücklich erfunden und ausgeführt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1824.

RECHTSGELAHRTHEIT.

KARLSRUHE, b. Macklot: *System des badischen Civilrechts*, mit Zusätzen zur *zweyten* Auflage, vom geheimen Hofrath Dr. *K. S. Zachariä's* Handbuch des französischen Civilrechts, von *Christoph Treffurt*, grossherzogl. badenschem Amtsassessor. 1824. 514 S. 8.

Das Landrecht des Grossherzogthums Baden von 1809 ist in Deutschland noch nicht hinreichend nach seiner legislativen Richtigkeit gekannt; man glaubt gewöhnlich dass das Landrecht nur das französische Gesetzbuch mit ein paar Zusätzen und Modificationen enthalte, und doch ist diese Meynung irrig. Der Gesetzgeber hatte vielmehr überall die Absicht, das französische Gesetzbuch den deutschen Verhältnissen anzupassen, und über alle jene Rechtsinstitute, welche der Code Napoleon entweder aus dem Grunde der Abschaffung des Instituts in Frankreich oder wegen des Daseyns besonderer Gesetze überging, vollständige Bestimmungen zu geben. Der Gesetzgeber begnügte sich aber auch nicht, in den Lehren, die schon im Code vollständig normirt waren, bloss den Code anzunehmen; man findet vielmehr überall das Streben, jene Artikel des Code, die der Gesetzgeber für unvollständig oder undeutlich erkannte, durch klare Zusätze zu vervollständigen und dadurch Controversen abzuschneiden, oder gewisse Härten des französischen Gesetzes z. B. des Art. 340a durch gestattete Ausnahmen zu mildern, oder ungerechte Beschränkungen, z. B. des Art. 345a durch zweckmässige Erweiterungen zu vermindern, oder französische Normen mit den in Deutschland und insbesondere in Baden hergebrachten und als fortdauernd zweckmässig erachteten Instituten zu vereinigen; z. B. durch den Zusatz zu dem Art. 1583a: oder die französischen Vorschriften, die sich auf andere in Baden unbekannte Institute, z. B. die Staatsbehörde bezogen, den einheimisch deutschen Bedürfnissen anzupassen, z. B. bey der Vormundschaft. In der ersten Beziehung, in sofern das Landrecht Bestimmungen über rein Deutsche und dem Code Napoleon unbekannte Institute einschaltete, z. B. über Zehend an Familienfideicommisse, Erbgülten, Retract, muss das Gesetzbuch jedem deutschen Juristen ebenso wichtig seyn als das preussische Landrecht; Controversen, die im deutschen Privatrechte immer unentschieden bleiben, finden sich im Landrechte oft höchst zweckmässig gelöst, und der Gesetzgeber hat häufig noch tiefer eingegriffen als es der Preussische that. In der Beziehung, in welcher das badische Landrecht Controversen einzelner Artikel des Code abzuschneiden suchte, möchte man am wenigsten dem Landrechte Vorzüge zuerkennen; der mit der Umarbeitung beauftragte Staatsrath *Brauer* hatte damals nach (1809) wo der Code selbst in Frankreich zu neu war, wo noch keine feste Rechtsverfassung durch den Cassationshof sich gebildet hatte, und die besseren Werke über den Code, z. B. Toullier, noch nicht erschienen waren, mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, und selbst das Streben Brauers, alle fremden Wörter aus dem Gesetzbuche zu verbannen, erschwerte oft das Verstehen des Landrechts, weil Brauer genöthigt wurde, eine Menge neuer, demjenigen der mit den Terminologie des Vfs. nicht vertraut ist, völlig unverständlicher Wörter zu erschaffen; z. B. wer versteht dass Rechtsgeber einen Endraten, Schnittheile die *Coupons*, bewidmete Ehe, eine unter Dotalrecht geschlossene, Wettschlagung die Compensation, Wertherstatter den Trassaten im Wechselrechte bedeuten soll. Betrachtet man das badensche Landrecht in der Beziehung, dass der Code Napoleon verbessert werden sollte, so ist das Studium des Landrechts interessant um Versuche zu liefern, wie das französische Recht mit dem Deutschen verbunden werden kann, und es ist nicht zu verkennen, dass oft das badische Landrecht durch einen einzigen Satz (der freylich oft nicht consequent durchgeführt wurde) Lücken des Code ausfüllte, und Mängel auf die einfachste Art verbesserte; z. B. im Zusatz zu Art. 1583a, nach welchem der Käufer einer Liegenschaft den Kauf in das Grundbuch eintragen lassen muss. Die Literatur des badischen Landrechts war leider sehr arm, *Zachariä* und Brauers Jahrbücher hatten früh aufgehört, die Abhandlungen von Roth enthielten nur hingeworfene Bemerkungen, und so blieb der badische Jurist nur auf die Erläuterungen Brauers zum badischen Landrechte hingewiesen. Die Lage des badischen Praktikers war selbst schlimmer als die des Juristen mancher anderen Länder. Wenn in Frankreich der Jurist seine Gesetzbücher in ihrer Fortbildung durch die überall bekannt gemachte *jurisprudence* studirt, und dort die Rechtsanwendung durch den Cassationshof Einheit und eine sichere Grundlage erhält, so entbehrte der badische Jurist völlig diess Mittel; da die badischen Gerichte den Urtheilen keine Entscheidungsgründe beyfügen (nur die Vorträge und Abstimmungen der Richter können von den

den Interessenten in der Kanzley der Gerichte eingesehen und kopirt werden), so fehlte es an der Möglichkeit mit den Ansichten der oberen Gerichte sich bekannt zu machen, die Rechtssprüche des Oberhofgerichts waren nicht wie des französischen Cassationshofes öffentlich bekannt gemacht (erst in neuester Zeit erwirbt sich der Kanzler von Hohnhorst das Verdienst eine Sammlung der Rechtssprüche zu veranstalten) und Niemand wusste, ob man auf die *arrets* des französischen Cassationshofes recurriren sollte oder nicht. Das römische Recht war durch das Publicationspatent aufgehoben und nur Zusatz 4. B. erlaubte dem Richter das römische Recht in vergleichende Rücksicht zu nehmen, um für Fälle wo es darauf ankommen kann zu ermessen, was nach dem Beyspiel anderer Gesetzgebungen für natürliche Rechtsfolge gewisser Verhältnisse angesehen werde; und man kann sich daher denken, wie wenig das römische Recht benutzt wurde. Das Unglück war aber noch, dass in Baden keine selbstständige Procesordnung existirt, sondern der gemeine deutsche Process (die Obergerichtsordnung gilt nur für die Obergerichte) befolgt werden muss. Nun weiss wohl jeder Praktiker, wie genau das Civilrecht und der Process zusammenhängen, und wie daher z. B. in der Lehre von den Beweismitteln der Jurist immer wieder an das römische Recht gewiesen war. An einer grossen Zahl von erläuternden oder derogirenden Novellen fehlte es übrigens auch in Baden nicht, und so musste dem Praktiker jedes Werk, das die wissenschaftliche Kenntniss des Gesetzbuchs erläuterte und die Rechtsanwendung erleichterte, höchst willkommen seyn. Der Vf. der vorliegenden Schrift hat sich den Dank seiner Landsleute erworben; indem er, ausgerüstet mit den nöthigen Eigenschaften, die Bearbeitung eines solchen Werkes unternahm. Mit Recht bemerkte der Vf., dass das badische Landrecht in sofern es nur den französischen *Code civil* enthält, keine selbstständige, wissenschaftliche Behandlung bedarf, und so sind auch jene Artikel des badischen Landrechts, die unmodificirt aus dem Code Napoleon übergingen, kein Gegenstand seines Werkes; der Vf. setzte voraus, dass jeder Leser schon *Zachariä's* Handbuch des französischen Rechts benutzen würde, nur auf jene Artikel, welche sich auf neue, dem *Code civil* unbekannte Institute beziehen, oder Zusätze zum Code enthalten, bezog er seine Arbeit. Dadurch, dass das Werk auf diese Art nur auf einige Artikel beschränkt werden sollte, ist zwar der Umfang vermindert und dadurch die Anschaffung erleichtert worden; allein der Gebrauch des Buches ist, wie dem Rec. scheint, dadurch erschwert worden; da Zachariä nicht nach der Ordnung der Artikel den Code commentirte, sondern in einer eigenen Ordnung systematisch das französische Civilrecht vortrug, so wird es oft schwierig zu finden, an welcher Stelle der Vf. einen Artikel erörtert hat, und ohne Zachariä's Handbuch ist das vorliegende nicht so leicht brauchbar; diess trifft jedoch nur jene Theile, wo das Landrecht nur Zusätze zum *Code civil* hat, in allen Lehren wo das Landrecht deutsche Rechtsinstitute vollständiger behandelt, hat der Vf. das Institut zusammenhängend erörtert, und dieser Theil des Buchs muss jedem auch nicht badischem Juristen empfohlen werden. Bey jedem solchen Institute schickt der Vf. eine gute und mit Benutzung der neuesten deutschrechtlichen Bücher bearbeitete historische Einleitung voraus, giebt klar und richtig den Begriff des Instituts an, und trägt dann dasselbe mit Angabe der Hauptcontroversen systematisch vor. In dieser Beziehung kann das Buch als ein sehr brauchbarer Beytrag zum deutschen Privatrechte empfohlen werden. Ueberall spricht sich der Vf. als einen scharfsinnigen mit einem gesunden, praktischen Sinne versehenen Juristen aus. Es ist nur zu beklagen, dass der Vf. bey manchen Lehren nicht tiefer einging; und es scheint oft, dass er den Entscheidungen der Gerichte oder einem bestimmten Ausspruche der Gesetzgebungsgewalt über schwierige Fragen nicht vorgreifen wollte; so z. B. bemerkt der Vf. (S. 26), dass die Vorschriften des Landrechts über den Stand schwer mit dem 6ten Constitutionsedikte in Einklang zu bringen sey, diess ist richtig; allein warum hat der Vf. die wichtigsten Fragen nicht hervorgehoben und seine Meynung über die Möglichkeit der Vereinigung ausgesprochen? So wünschte man auch, dass der Einfluss neuerer Gesetze, z. B. der Verfassungsurkunde auf das Landrecht genauer nachgewiesen wäre; z. B. (S. 34) in den Lehren vom Verhältniss der Inländer. Oft ist die Abänderung, welche in Baden gemacht wurde, nur angedeutet z. B. (S. 40) bey dem französischen Familienrathe, der in Baden nicht recipirt ist. Hier hätte das Ineinandergreifen der verschiedenen Behörden die das badische Gesetz an die Stelle des Familienrathes setzte, erörtert werden sollen. Sehr umständlich ist (S. 55 — 65) die Lehre von der Geschlechtsbeystandschaft behandelt, und doch fehlt es an Erörterung manchen interessanten Fragen, welche den Praktiker beschäftigen, z. B. auf welche Weise die im Auslande befindliche badische Frau mit Sicherheit ein im Auslande eingegangenes Rechtsgeschäft, im Falle der Abwesenheit ihres ordentlichen Geschlechtsbestandes abschliessen kann, oder in wie ferne der Geschlechtsbeystand wegen des der Frau ertheilten Rathes haftet. Sehr gute Erörterungen giebt der Vf. (S. 81) über die Frage: ob in Baden Leibesstrafen entehren; (S. 130) über die Wirkungen, wenn das Immobile dem Käufer übertragen, aber noch nicht transcribirt ist; (S. 145 — 166) über Zehendrecht; (S. 215) über die Pfandrechte der Ehefrauen; (S. 334) über Einfluss des Irrthums über physische und moralische Eigenschaften eines Ehegatten auf die Gültigkeit der Ehe (gegen Brauers Ansicht) (S. 369) über Eheverträge die unter der Herrschaft des alten Gesetzes geschlossen worden sind; (S. 379) über die Entschädigungsansprüche einer verzichtenden Ehefrau wegen übernommener Haftung für Gesammtschulden; (S. 405) über die Pflicht uneheliche Kinder zu alimentiren; (S. 486) über die Vermögensübergabe. — Nicht selten hat der Vf. mit Beschei-

den-

denheit auf die Unbestimmtheiten und Lücken der Gesetzgebung hingewiesen, und Rec. hätte nur gewünscht, dass diess öfter geschehen wäre, da im Landrechte manche durchaus nicht zu rechtfertigende, und als Muster von Unbestimmtheit zu betrachtende Zusätze vorkommen, z. B. Zusatz zu Art. 230., wo das Landrecht (der Code giebt Ehescheidung wegen Ehebruchs des Ehemanns nur zu, wenn der Ehemann die Beyschläferin in der gemeinschaftlichen Wohnung gehalten hat) ausspricht, dass der Fall des Artikels schon für vorhanden geachtet werde, wenn die Beyschläferin, es sey im Land oder im Ausland so in der Nähe des Aufenthalts des Mannes ist, dass sie einander von da aus zuwandeln können. Wer fühlt nicht, dass durch solche Aussprüche die willkürlichsten Auslegungen der Gerichtshöfe begünstigt werden? Für einen Mangel des vorliegenden Werkes hält es noch Rec., dass der Vf. nicht tiefer in jeder Lehre in die Entwickelung des Verhältnisses des römischen Rechts und des Landrechts eingegangen ist. Da das zweyte Einführungsedict §. 3. abweichend von dem Zusatze, zu dem Satze bestimmt, dass die subsidiarische Rechtskraft des römischen Rechts noch in solchen Fällen fortdauere, wo der Code Napoleon, weder durch ausdrücklichen Ausspruch, noch durch den Grund und Geist seiner Gesetze, noch durch richtige analogische Anwendung entscheidet, so begreift man leicht, dass die Frage über den Einfluss des römischen Rechts in Baden immer wiederkehrt, und hier würde der Vf. sich ein grosses Verdienst erworben haben, wenn er Beyträge zur richtigen Anwendung des römischen Rechts geliefert hätte. Ueber viele einzelne Behauptungen des Vfs. liesse sich freylich mit ihm streiten, z. B. wenn er (S. 95) obwohl kurz über das Wesen des getheilten Eigenthums sich erklärt, und glaubt, dass eigentlich nur das *Dominium directum* allein als wahres Eigenthum, das *Dominium utile* aber nur ein blosses Recht an fremden Sachen sey. Nur eine gehörige Absonderung der Fälle, die man mit Unrecht hier zusammenwarf, kann zum Ziele führen, zeigt aber dann, dass nur ein unglückliches Hereinziehen des römischen Rechts in deutsche Verhältnisse die Verwirrung hervorbrachte; in der Mehrzahl der Fälle, in welchen vom *Dominio directo* und *utile* gesprochen wird, liegt dem *Dom. directo* gar kein Eigenthum zum Grunde, und nur die alten Hofs- oder Schutzverhältnisse, oder das Missverstehen des echten Eigenthums, hat dem sogenannten Obereigenthümer ein Eigenthum eingeräumt, das er nicht haben soll, wenn man die historische Ausbildung der Institute verfolgt. Bey der Lehre von der deutschen Emphyteuse (Erbleihe) hätte der Vf. tiefer in die Natur des Instituts, wie sie schon vor Einführung des Landrechts galt, eingehen sollen. Ohne die Untersuchung des Wesens des deutschen Colonats ist die Entwickelung der Lehre nicht möglich, und hier hätte aufmerksam gemacht werden sollen, wie weit die ältere Gesetzgebung (die badische und die pfälzische wären hier zu trennen gewesen) mehr von der Analogie der Pacht oder von der der römischen Emphyteuse sich leiten liess. Wenn auch Rec. noch viele Zweifel gegen einzelne Theile des Buchs hätte, so empfiehlt er dasselbe doch mit der besten Ueberzeugung jedem deutschen Juristen, der am Entwickelungsgange des Rechts und der Gesetzgebung in Deutschland Interesse nimmt.

GESCHICHTE.

NÜRNBERG, im Verlag des Wappen-Kunst u. Commissionsbureau: *Wappenbuch des gesammten Adels des Königreichs Baiern.* Aus der Adels-Matrikel zu München gezogen. *Erster* bis *Sechster* Band, und VII Bandes 1 — III. Lieferung. Herausgegeben vom Hofagenten *K. Tyroff.* 1818 — 1824. gr. 8.

Bey Gegelegenheit der Anzeige des Adelsbuchs des Königreichs Baiern von *Karl Heinrich Ritter von Lang* (München. 1815. 8.) in der Allg. Lit. Zeit. 1817. Nr 38. wünschte der Rec., dass zu jenem Werke auch ein Wappenbuch des baierschen Adels, so weit derselbe in die neue Adels-Matrikel eingetragen ist, erscheinen möchte. Diesen Wunsch hat seitdem Hr. Hofagent *Tyroff* zu Nürnberg durch das vorliegende Werk erfüllt. Der ersten Lieferung ist bereits in der A. L. Z. 1818. Nr. 46. gedacht worden. In demselben finden sich bisjetzt die Abbildungen von 1245 Wappen; 12 Fürstlichen und 143 Gräflichen, jedes auf einem eigenen Octavblatt; dann 400 Freyherrlichen und 690 Adeligen, jedesmal zwey auf einem Octavblatt. Jeder Band besteht aus vier Lieferungen zu 25 Blättern auf holländ. Median-Papier im farbigen Umschlag. Die Subscribenten erhalten jede Lieferung für drey Gulden, 30 Kreuzer, die Pränumeranten für zwey Gulden, 45 Kreuzer. Wer noch in das Abonnement eintreten will, erhält die fertigen Bände für den Pränumerations-Preis. Jede Wappenklasse ist in alphabetische Ordnung gebracht. Der Herausgeber wird dabey vom Königl. Reichsherolden-Amte in München unterstützt, welches ihm Zeichnungen und Beschreibungen der Wappen mittheilt. Er sucht aber ausserdem in zweyfelhaften Fällen durch Correspondenz mit den Familien und durch andere Abbildungen sein Werk zu berichtigen, daher sind bisweilen Abdrücke cassirt und durch verbesserte ersetzt worden. Ordenszeichen, die bloss persönlich sind, werden mit Recht weggelassen. Es enthält dasselbe nicht nur die Wappen der Familien, die 1815 im Adelsbuch angegeben sind, sondern auch diejenigen, welche das 1820 erschienene *Supplement zum Adelsbuch des Königreichs Baiern*, (Ansbach, bey Gassert.) noch nachgetragen hat, und was ausserdem noch inzwischen hinzugekommen ist. Was aber nicht mehr in die alphabetische Ordnung hat können eingetragen werden, das wird nebst dem bisher noch nicht erschienenen Adel in Rheinbaiern am Ende des ganzen Werks in einem Supplement geliefert werden. Das neueste Heft (des VII. Bds. 4. Lieferung) schliesst mit dem Wappen der *von Sechthaller.* Bisher hat der

Her-

Herausgeber sein Versprechen, jährlich vier Lieferungen mitzutheilen, vollständig erfüllt; und es lässt sich hoffen, dass dieses Wappenbuch, als das einzige dieser Art von einem deutschen Staate, in ein paar Jahren mit Einschluss des Supplements, vollendet seyn wird. Zu wünschen ist, dass der Herausgeber von dem gesammten Adel in Baiern, so wie von allen Liebhabern der Heraldik in seinem Unternehmen auch künftig zahlreich unterstützt werde. Auch Polizey- und Justizbehörden müssen in manchen Fällen zu diesem Buche ihre Zuflucht nehmen.

Die Brauchbarkeit desselben wird erhöht durch den dazu gehörigen Text, von welchem bereits vor einigen Jahren der Anfang erschienen ist:

Nürnberg, in Commiss. d. Tyroffschen Kunsthandl. und Steinschen Buchhandlung: *Beschreibungen aller Wappen der fürstlichen, gräflichen, freyherrlichen und adeligen jetztlebenden Familien in Königreich Baiern.* Nach heraldischen Regeln entworfen von *Martin Karl Wilhelm von Wölckern auf Kalchreuth. Erste* Abtheilung. 1821. 242 S. gr. 8. (1 fl. 30 kr.)

Rec. hat 1817 in der oben angeführten Recension eine solche Beschreibung gewünscht, und freuet sich, dass ein ehemaliger Geschäftsmann seine Musse dazu benutzt hat, diesen Wunsch zu erfüllen. Die gegenwärtige erste Abtheilung enthält die Blasonirung der im ersten Bande des Wappenbuchs enthaltenen *hundert* fürstlichen und gräflichen Wappen, wobey der Vf. mit Recht Gatterers Regeln durchaus befolgt hat, indem dessen Lehren von den Ehrenstücken und Heroldsfiguren sowohl, als von den Sectionen logisch richtiger sind, als die von ältern Heraldikern vorgetragnen, ohne sich an die in Adelsbriefen vorkommenden oft unnöthig weitläuftigen und doch undeutlichen, oder unrichtigen Angaben zu kehren. Doch hat er nicht unterlassen dergleichen Abweichungen zu bemerken, z. B. S. 78, 81; so wie Varianten bey Siebmacher, Einzinger v. Einzing, Spener, Rudolphi, Meding, Robens und andern angeführt sind. Das Geschichtliche der einzelnen Wappenbilder konnte der Vf. meistens nur bey den fürstlichen Wappen, bisweilen nur muthmasslich, angeben. Nachrichten dieser Art, die aus Familienarchiven mitgetheilt werden könnten, erbietet sich der Vf. noch künftig zu benutzen, wenn sie in frankirten Briefen ihm zukommen. Ausser den vorhin genannten heraldischen Werken hat der Vf. auch auf andere Schriftsteller bey vielen Wappen verwiesen, wo Abbildungen und Beschreibungen eines Wappens vorkommen. Dahin gehört auch eine Handschrift von Salvers Matrikel und Wappenbuch des Cantons Baunach 1785; und die S. 173 angeführten Namen und Wappen der Grafen von Rothenberg, 1598. Jedem Bande wird ein alphabetisches Register, über die Bilder, gemeine und Heroldsfiguren der Wappen beygefügt, nebst einem Verzeichniss derjenigen Wappen und Felder, welche nur Sectionen enthalten, so wie der Losungsworte und Wappen Sinnsprüche: eine sehr nützliche Bemühung für den, der ein Wappen oder Siegel, welches ihm vorkommt, noch nicht kennt. Rec. glaubt, dass diese heraldische Arbeit nicht nur den Besitzern des Wappenbuchs sehr willkommen oder vielmehr unentbehrlich seyn soll, sondern dass auch andere durch Ankauf derselben den Vf. ermuntern werden, sein so rühmlich angefangenes Werk zu vollenden. Dass der Absatz desselben bisher nicht gross war, und man dessen Unterbrechung fürchten musste, möchte bloss daher kommen, dass dasselbe, besonders im Auslande, nicht genug bekannt geworden.

Da nach einer Königl. Baierschen Verordnung von 1819 den erblichen und lebenslänglichen Reichsräthen eine heraldische Auszeichnung im Wappen bewilligt werden soll, so hat der Vf. dazu vorgeschlagen ein mit einer von Blau und Silber schrägrechts gestreckten schmalen Einfassung umgebenes purpurnes Schildeshaupt, in dessen Mitte ein hellleuchtender goldener Stern sich befindet. Rec. hat noch nicht erfahren, ob dieser auf heraldischen Grundsätzen beruhende Vorschlag die Genehmigung des Reichs-Heroldenamts erhalten hat, und diese oder eine andere Auszeichnung gewählt worden ist.

JUGENDSCHRIFTEN.

Frankfurt a. M., in d. Jägerschen Buch-, Papier- und Landkartenh.: *Lehren des Trostes und der Warnung.* Eine Reihe von Erzählungen aus älterer und neuerer Zeit, zur Belehrung und zur Unterhaltung. Gesammelt von *J. E. Melos*, Professor und Lehrer am Landschul(lehrer)-Seminar zu Weimar und Mitglied der mineralogischen Gesellschaft zu Jena. 1824. X u. 226 S. 8.

Der Titel, obwohl etwas unbestimmt, sagt, was der Leser hier zu suchen hat. Rec. hat weiter nichts hinzuzufügen, als dass diese Sammlung von moralischen Erzählungen grösstentheils zweckmässig *ist*, wenn man sie an und für sich betrachtet. Zwar ist manches Unbedeutende und selbst Triviale darin aufgenommen; allein man findet doch auch viel Brauchbares und Lehrreiches; dass sie aber gerade bey dem Religionsunterrichte zweckmäsig als Hülfsmittel gebraucht werden können, daran zweifelt Rec. Der Religionsunterricht erfordert nach seiner Meynung, eine höhere Würde und einen ernstern Ton, als ein grosser Theil dieser Geschichten hat. Diess gilt besonders von den morgenländischen Erzählungen, die eine Zeitlang Mode waren, und Rec. nie recht behagt haben. Bey dem Unterrichte in der Religion kann nicht wohl von Kalifen, Kadis, Derwischen u. s. w. die Rede seyn. Die unter den Geschichten als „kurze Moral" stehenden Bibelstellen könnten sehr oft viel zweckmässiger und treffender gewählt seyn.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1824.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Gera, ohne Angabe des Verlegers: *Geraisches Gesangbuch, nebst Gebeten.* Auf landesherrlichen Befehl herausgegeben. 1822. XVI u. 858 S. gr. 8.

Obwohl die öffentliche Beurtheilung eines zum kirchlichen Gebrauche einer Christengemeinde bestimmten, und bereits in derselben eingeführten Gesangbuches, keinen weitern Einfluss auf seine Empfehlung haben kann, so erscheint die Sache doch Rec. zu wichtig, als dass er nicht mit der grössten Gewissenhaftigkeit dabey zu Werke gehen sollte. Der kirchlichen Liedersammlungen ist eine grosse Zahl, und wir haben namentlich in den letzten zwanzig Jahren deren mehrere erhalten, welche sich durch Fülle der Lieder sowohl, als durch eine zweckmässige Auswahl auszeichnen, die alten und veralteten Gesänge mit weiser Schonung verändern, und aus dem grossen Schatze der neuern geistlichen Poesie verständig schöpfen. Darum sind aber auch die Anfoderungen an ein neues Gesangbuch nicht gering, und wer zu der Herausgabe eines solchen berufen ist, oder sich berufen fühlt, übernimmt kein leichtes Geschäft, das eigentlich nur durch das Zusammenwirken von mehreren, sowohl Theologen, als Dichtern und Tonkünstlern, wenn die erstern nicht das letztere zugleich mit sind, zu einem glücklichen Resultate geführt werden kann. Denn die Lieder, die das Volk zur Belebung frommer und heiliger Gesinnungen, zur Ehre Gottes singt, müssen aus christlichem Geiste hervorgegangen seyn, dichterischen Werth haben, und sich ihrem Inhalte gemäss singen lassen. Sie dürfen nicht den Sektengeist dieser oder jener Schule athmen, sie dürfen nicht gereimte Prosa seyn, sie dürfen nicht willkürlich dieser oder jener Sangesweise untergelegt werden, die nur vermöge des Versmaasses dazu passt. Sie sollen Gebete, fromme Herzensergiessungen vor Gott, Lobgesänge, Danklieder seyn, oder wenn sie ja mehr die Form der Betrachtung haben, doch als wahrhaft kindliche Herzensgespräche zum Gebet hinführen und in das Gebet übergehen. Einen grossen Reichthum haben wir Deutschen an überaus herrlichen geistlichen Gesängen, und was uns das Zeitalter der Reformation, was uns die Dichterschule des 17ten Jahrh. Schönes überliefert hat, ist durch die Erzeugnisse der goldnen Periode unserer vaterländischen Dichtkunst noch übertroffen worden. Unsere grössten Dichter haben es sich zur Ehre gerechnet, die ihnen von Gott gewordene Gabe zur Verherrlichung Gottes anzuwenden. Dennoch aber hat die Auswahl und Anordnung grosse Schwierigkeiten; und die alten Lieder ihrer grammatischen, poetischen und dogmatischen Härten zu entbinden, ohne doch den zarten Hauch des heiligen Alterthums zu verwischen, ihre religiöse Fülle und Wärme ihnen zu nehmen, und das Kräftige, Schwungreiche derselben zu verwässern, ist eine Aufgabe, an welcher schon manche Liedersammler und Liederbearbeiter verunglückt sind.

Diess Alles haben sich ohne Zweifel die Herausgeber des vorliegenden Gesangbuches, Hr. Konsistorialassessor *Behr* zu Gera und Hr. Pfarrer *Schoetin* zu Köstritz, bey der Uebernahme des ihnen von der obersten geistlichen Behörde übertragenen Geschäftes vorgestellt, zumal da sie nach bald erfolgtem Tode des mit dazu Beauftragten Hrn. Hofpredigers *Neithart* zu Ebersdorf, und bey der Kränklichkeit des Hrn. Superintendenten Dr. *Hahn*, von dem bloss der Anhang verfasst ist, dasselbe ganz allein betreiben mussten. — Von Einfluss auf ihre Arbeiten war es, dass sie sich genöthigt sahen, auf die bisher gebrauchten Gesangbücher, das *Geraische*, das *Lobenstein - Ebersdorfsche*, und das alte *Freilinghausische* Rücksicht zu nehmen, ohne dass sie doch durch diese Rücksicht allzusehr beschränkt worden wären. Rec. muss ihnen öffentlich das Zeugniss geben, dass sie ihr Werk mit dem rechten Ernst und mit innerm Berufe vollendet haben; er zählt die von ihnen gelieferte Liedersammlung zu den besten, die in neuerer Zeit erschienen sind; sie schliesst sich an das *Bremische*, *Hildburghäusische*, *Jauersche* und andere Gesangbücher würdig an, und wird den Gemeinden, in welchen es eingeführt ist oder wird, ein treffliches Mittel zur öffentlichen Gottesverehrung und häuslichen Erbauung gewähren. Dieses allgemeine Urtheil wird man bey einer nähern kurzen Darlegung des Inhalts bestätigt finden; es soll durch dasjenige, was Rec. etwa im Einzelnen zu rügen oder zu tadeln findet, nicht aufgehoben werden.

Die Zahl der Lieder ist im Allgemeinen hinreichend; es sind 990 Numern, wobey jedoch bemerkt werden muss, dass von 953 an, ältere Lieder, die in der Sammlung selbst verändert worden, noch

noch einmal, bis auf einzelne Worte, unverändert abgedruckt find. Sehr leicht hätte fich aber, auch wenn diefe noch befonders gezählt worden wären, noch das Taufend voll machen laffen und dann wäre vielleicht manche einzelne Materie, (wovon nachher), noch etwas reichlicher bedacht worden. Drey Arten von Liedern, auf die in ältern Sammlungen nur wenig Rückficht genommen worden, und die doch fehr wichtig find, werden hier nicht vermifst, nämlich Miffionslieder, Konfirmationslieder und Lieder auf das Reformationsfest.

In *der Anordnung* haben fich die Herausgeber an das *Dresdenfche* Gefangbuch gehalten; die Lieder find nach folgender Ueberficht geftellt: *Erfte Abtheilung; Glaube des Chriften.* Darin 1) von Gottes Dafeyn, Wefen und Eigenfchaften 1 — 52; 2) von der Dreyeinigkeit 53 — 64; 3) von den Werken und Wohlthaten Gottes, auch vom Menfchen 65 — 85; 4) von der Vorfehung 86 — 110. 5) von der Erlöfung, aufser allgemeinen, enthaltend alle Advents-, Weihnachts-, Fasten-, Ofter- und Himmelfahrtslieder und einige auf die Fefte der Maria und des Johannes gehörige Gefänge 111 — 277; 6) von der Heiligung, umfaffend Pfingft-, Tauf-, Konfirmations-, Abendmahls- und Reformationslieder, und folche, die fich auf die Seligkeit der Chriften aus dem Glauben und durch den Glauben beziehen 278 — 415. *Zweyte Abtheilung; Verhalten des Chriften.* 1) Im Allgemeinen von der Beftimmung des Menfchen, feiner Sündhaftigkeit, Heilsordnung 416 — 489; 2) Pflichten gegen Gott und Chriftum 490 — 588; 3) Pflichten gegen uns felbft 589 — 646; 4) Pflichten gegen Andere, auch gegen vernunftlofe Gefchöpfe 647 — 689; 5) Pflichten in befondern Verbindungen, in der häuslichen, bürgerlichen und kirchlichen Gefellfchaft, auch Schullieder 690 — 734; 6) Pflichten in befondern Umftänden, bey den verfchiedenen äufsern Schickfalen, auch alle Sterbelieder 735 — 840; 7) Pflichten in befondern Zeiten; hieher fallen fämmtliche Lieder die Sonntagsfeyer betreffend, die Aerntelieder, Abend- und Morgenlieder, und die bey befondern Fällen; auch die Einführung eines neuen Gefangbuches ift nicht vergeffen 841 — 952. Die alten unverändert gebliebenen Lieder von 952 bis 990 haben ihre befondern Ueberfchriften, und es ift bey der Inhaltsanzeige zugleich auf fie Rückficht genommen. Im Allgemeinen wird man diefer Anordnung das Lob der Leichtigkeit und Natürlichkeit zugeftehen müffen, obwohl fie fich noch auf vielfache andere und vielleicht zweckmäfsigere Weife hätte treffen laffen. Denn es läfst fich nicht leugnen, dafs manche Materien etwas zu fehr zerfplittert find, z. B. die Lieder für die öffentliche Verehrung Gottes treffen mit den Sonntagsliedern, die unter einer andern Rubrik ftehen, zufammen; die Lieder in befonders glücklichen Umftänden gehören zu den Dankliedern; die in allerley Trübfal mit unter die, fo Vertrauen und Ergebung ausfprechen. Auch hätte wohl eigentlich die Materie von Menfchenbeftimmung, Sünde, Reue und Bufse mit zur erften Abtheilung, in das Kapitel Heiligung gehört. Doch Rec. will darüber mit den Herausgebern nicht rechten, zumal da fie fich hier an das Dresdenfche Gefangbuch hielten.

Was nun *die Auswahl* betrifft, fo findet man die gewöhnlichften alten Lieder, zum Theil verändert, zum Theil, im Anhange, unverändert, und von den beffern neuern Liedern fehr viele; namentlich ift von *Gellert* und *Klopftock* das Herrlichfte gegeben. Von *Novalis* ift nur ein einziges Lied aufgenommen; „Wenn Alle untreu werden;" vielleicht ftand bey einigen der Mangel einer Kirchenmelodie dabey hindernd im Wege. Ein Miffionslied und ein Konfirmationslied, von Hr. *Schottin*, waren Rec. neu, haben ihn aber befonders angefprochen. Die Rubrik *Synodallieder* ift reich verforgt. Dagegen hätten wohl fich noch ein paar gute Lieder für die *Demuth*, die doch von der *Befcheidenheit* verfchieden ift, aufnehmen laffen. Ueber das eheliche Leben vermifst Rec. noch ein paar recht eingreifende. War den Herausgebern nicht das herrliche Lied von *Sonntag* für diefen Zweck in dem *Petersburgifchen* (auch wohl im Rigaifchen) Gefgb. bekannt? Für die Freundfchaft hat befonders *Niemeyer* fein bekanntes fchönes Lied gegeben. Die Rubrik: Lieder der Aeltern für die Kinder, ift etwas mager; eben fo die der Unterthanen für die Obrigkeit; überhaupt fehlt es an Vaterlandsliedern, wohin wir auch Friedens- und Siegeslieder rechnen. Unter den Sterbeliedern hätte Rec. gern das alte von *S. Dach* mit einem Zufatze von *Baumgarten* „O, wie felig feyd ihr doch ihr Frommen u. f. w." hier gefehen, fo wie *Dach* fowohl als *Flemming* gewifs noch mehr darbieten, als das eine Lied, das jeder von ihnen geliefert hat. Ein fchönes, Rec. bisher unbekanntes Lied von *Sachfe* „Wie Augenblicke fliehen u. f. w., befindet fich unter diefer Ueberfchrift. Aber ein recht kräftiges, erfchütterndes Bufstagslied fehlt; die hier gegebenen find mehr Bettagslieder. Bey den ältern Abendliedern fuchte Rec. vergebens das fchon um feiner wundervollen Melodie wegen aufzunehmende Lied: „Nun fich der Tag geendet hat!" Warum fehlt von dem Liede: „Lafs mich dein feyn und bleiben!" der zweyte und dritte Vers? — Doch diefe Bemerkungen follen die hier gegebene Auswahl nicht als eine unzweckmäfsige darftellen.

Wir wenden uns nun zu *der Bearbeitung* der ältern Lieder, hier kann Rec. im Allgemeinen das Zeugnifs geben, dafs die oben für diefen Punct aufgeftellten Forderungen erfüllt find, wenigftens den Herausgebern vorgefchwebt haben. Nicht felten aber, und namentlich da, wo fie die *Diterichfchen* und andern Veränderungen aufgenommen haben, laffen fich Ausftellungen machen, und es erfcheinen ftatt der Verbefferungen, Verwäfferungen, nicht zu gedenken, das der Geift des Alterthümlichen durch allzuftarke Aufhellung verfcheucht worden ift. Rec. hält auch etwas von klaren und ge-

geläuterten Begriffen, aber da wo sie hingehören, in dem Gebiete des Verstandes, auf dem Lehrstuhle ernster Wahrheit und lichtvoller Weisheit; die Poesie jedoch, auch die geistliche, keimt aus den Tiefen des Gemüths empor, und soll zum Herzen sprechen. Dem genügen Andeutungen schon; und die Sprache der Empfindung, welche die ascetische Sprache ist, wird nur an Kraft verlieren, wenn man sie in das Gebiet der reinen Prosa herabziehen will. Rec. erläutert seine Behauptung durch einige Beyspiele aus diesem Gesangbuche. Zuerst stösst ihm auf das Lied: „Wie soll ich dich empfangen u. s. w.," welches hier nach *Neander* abgedruckt ist, und der Leser möge selbst entscheiden, welches von beiden, die neuere Bearbeitung, oder die ursprüngliche Lesart den Vorzug verdiene.

Paul Gerhard.	*Neander.*
Wie soll ich dich empfangen,	Wie soll ich dich empfangen
Und wie begegn' ich dir,	Heil aller Sterb*lichen*!
Du aller Welt Verlangen,	Du Freude, du Verlangen
Du, meiner Seele Zier?	Der Trostbedürf*tigen*!
O, Jesu, Jesu, sünde	Gieb selbst mir zu erkennen
Mir selbst die Fackel an,	Wie, deiner Güte voll,
Damit ich immer finde,	Dich meine Seele nennen,
Was dich erfreuen kann.	Dich würdig preisen soll.
Dein Zion streut dir Palmen	Einst streute man dir Palmen,
Und grüne Zweige hin,	Jetzt soll die Dankbegier,
Und ich will dir in Psalmen	Mein Heil, in Freudenpsalmen
Ermuntern meinen Sinn.	Ergiessen sich vor dir.
Mein Herze soll dir grünen	Dich, dich will ich erheben,
In stetem Lob und Preis	So gut ich Schwacher kann;
Und deinem Namen dienen	Mein Herz will ich dir geben,
So gut ich kann und weiss.	O nimm es gnädig an!

Ohne gerade der zweyten Lesart das Verständliche, oder das Christliche absprechen zu wollen, leuchtet doch auf den ersten Blick ein, wie matt die Veränderungen ausgefallen. Wo bleibt da die Lieblichkeit in der Benennung Jesu: „Du meiner Seele Zier? Wie viel kräftiger ist das von *P. G.* gebrauchte Bild, von der angezündeten Fackel. Wie lebendig spricht das „in Psalmen ermuntern meinen Sinn," statt des gewöhnlichen prosaischen: „in Psalmen sich ergiessen;" und welch' eine wahrhaft poetische, und doch so natürlich kindliche Anspielung in den *grünen Zweigen und dem grünenden Herzen!*

Eben so ist das Lied „o Haupt voll Blut und Wunden" hier nach *Diterich* gegeben, wo zwar manches geschmacklose Bild hinweggefallen ist; wo aber auch der ganze schöne vorletzte Vers:

> Wenn ich einmal soll scheiden,
> So scheide nicht von mir,
> Wenn ich den Tod soll leiden
> So tritt du dann herfür;
> Wenn mir am allerbängsten
> Wird um das Herze seyn,
> So reiss mich aus den Aengsten,
> Kraft deiner Angst und Pein!

fehlt.

In dem sonst zweckmässig veränderten Liede: „O Seele welche Seligkeit u. s. w.," ist unstreitig in dem 6ten Verse ein Fehler gegen die Syntax. Es heisst da:

> Dein Wort ist meines Lebens Licht,
> Es lehrt mich richtig gehen,
> Und in der Sünder Rotte nicht,
> *In ihrem Rathe* stehen.

Offenbar muss hier die Negation wiederholt werden und es heissen:

> In ihrem *Rath nicht* stehen.

Der zweyte Vers des bekannten Liedes: „Herr, mein Licht, erleuchte mich u. s. w." scheint auch durch die Veränderung nicht verbessert worden zu seyn, indem eine Nebenvorstellung verloren gegangen ist. Es heisst hier am Schlusse:

> Was zu meinem Heil mich führet,
> Und mir, deinem Knecht, gebühret

Die alte Lesart dagegen hat:

> Was zu meiden mir gebühret.

Das Lied von Klopstock: „Wie wird mir dann, o dann mir seyn u. s. w.," ist hier ursprünglicher abgedruckt als in vielen Gesangbüchern, wo es zum Theil nach *Diterich* steht. — Die Lesart: „So sey nun Seele *deine*" in dem letzten Verse des Liedes: „In allen meinen Thaten u. s. w." ist zwar ursprünglich, und giebt auch einen guten Sinn; aber Rec. würde doch die Veränderung in „*seine*" vorziehen, da sie mehr zum Ganzen passt, und es noch nicht ausgemacht ist, ob nicht der Dichter wirklich so hat schreiben wollen.

Eben so würde Rec. in dem Liede: „Besiehl du deine Wege u. s. w.!" die vorletzte Zeile:

> „Stärk' uns're Füss' und Hände!"

mit einigen andern Gesangbüchern verändert haben in:

> „Stärk' Herzen uns und Hände!"

Das Lied: „Meinen Jesum lass ich nicht!" ist sehr zweckmässig verändert.

Und nun noch einen Blick auf die *Wahl der Melodieen* für dieses Gesangbuch. Die Weise: „Wer *nur* den lieben Gott lässt walten u. s. w., findet sich auch hier wie in andern Gesangbüchern, besonders dem Berlinischen, sehr oft. Aber die dadurch leicht mögliche Einförmigkeit wird vermieden dadurch, dass bey denjenigen Liedern, welche einen freyern lebendigern Schwung haben „neue Melodie" darüber gesetzt ist, wahrscheinlich die sogenannte sächsische. Zu wünschen wäre nur, dass sie aller Orten eingeführt wäre. Einem Liede, oder einigen, ist auch durch eine kleine Veränderung die Melodie: „Dir dir Jehovah will ich singen u. s. w." untergelegt worden. Freylich bekommt das Ganze durch Hinzusetzen eines Fusses in der zweyten, vierten fünften und sechsten Zeile etwas Schleppendes, was auch hier bey dem Liede: „Gott werde stets von dir erhoben u. s. w.," nicht immer glücklich vermieden

den ist. — Zwey Melodieen, die Ein und dasselbe Versmaaſs haben, nämlich die, worauf „O Haupt voll Blut und Wunden u. ſ. w.", und „Wie ſoll ich dich empfangen u. ſ. w." geht, ſcheinen mit einander verwechſelt zu ſeyn; ſie ſind hier bezeichnet durch: „Schatz über alle Schätze u. ſ. w." und „Keinen hat Gott verlaſſen u. ſ. w;" aber, wie Rec. dünkt, ohne rechte Unterſcheidung, daſs die Eine Faſtenmelodie, die Andere Adventsmelodie iſt; wie ja bekanntlich die kirchlichen Zeiten nicht bloſs ihren eigenthümlichen Liedeston, ſondern auch ihre eigenthümliche Sangesweiſe haben. Wahrſcheinlich ſind die urſprünglichen Melodieen für die beiden Lieder: „Herzlich thut mich verlangen u. ſ. w." und „Valet will ich dir geben u. ſ. w." — Die Melodie: „Wachet auf, ruft uns die Stimme u. ſ. w.," eine der herrlichſten, die wir beſitzen, eine eigentliche Hochfeſtmelodie, die in manchen Geſangbüchern zu wenig vorkommt, findet ſich hier häufiger; jedoch wohl nicht allemal paſſend und zweckmäſsig angewendet, was aber mehr der Dichter als der Herausgeber zu verantworten hat. Dieſs iſt z. B. der Fall bey dem Liede von Cramer, 421: „Deine Schöpfung, Erd' und Himmel u. ſ. w. Die Anerkennung der eigenen Sündhaftigkeit, darf auch in der Singweiſe nichts Jubelvolles oder Ernſterhebendes haben, ſondern muſs ſich auch demüthig und ſchmerzvoll ausſprechen. — Eine überaus ſchöne, obwohl etwas ſchwere Melodie, die auch *Graun* in ſeine Paſſion eingeflochten hat: „Ich bin ja Herr in deiner Macht u. ſ. w." fällt ganz weg, da das urſprünglich dazu gehörige *Dachſche* Lied, nach *Dieterich* durch Weglaſſung eines Fuſses in der 3ten und 6ten Zeile ſo verändert iſt, daſs ſie dadurch der Melodie „O Ewigkeit, du Donnerwort u. ſ. w. angepaſst worden.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Danzig, in der Albertiſchen Buch- und Kunſth.: *Dichtungen*, von *Friedrich Wilhelm Krampitz*. 1822. XVI u. 304 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Der Vf. dieſer Gedichte, welcher zu Danzig lebt, hatte ſich dem Studium der Theologie gewidmet, erblindete aber plötzlich ohne weitere Veranlaſſung, als eine ſtarke Anſtrengung der Augen bey Licht, und ſah ſich dadurch in ſeiner Laufbahn gehemmt. In dieſem unglücklichen Zuſtande iſt die Muſe, deren Gaben er uns hier vorlegt, ihm milde Tröſterin. Schon deſshalb müſſen ſie die Theilnahme jedes fühlenden Gemüths erwecken; aber auch durch ihren Inhalt machen ſie ſich einer freundlichen Aufnahme würdig. Wir finden darin einen ruhigen hellen Verſtand, einen frommen und gefaſsten Sinn, der das härteſte Geſchick mit Muth und ſelbſt mit Heiterkeit trägt, Allem, was edel, ſchön und groſs iſt, mit warmer Theilnahme huldigt, und das innigſte Gefühl für Freundſchaft, Dankbarkeit, Vaterland, Natur und echte Freyheit hegt. Mit rührender Innigkeit preiſt er das herrliche, belebende Licht des Tages, welches er erſt jenſeits wiederzuſchauen hoffen darf, und den Urquell deſſelben, aber zugleich erkennt er dankbar die mannigfachen Genüſſe und Freuden an, die ihm auch in ſeinen jetzigen Zuſtande noch übrig bleiben. Aus einem ſolchen Munde müſſen erhebende Worte, wie z. B. folgende:

> Männlich ziemt's dem Manne zu ertragen,
> Was des Schickſals Hand ihm auferlegt,
> Und entſtellen muſs ihn feiges Zagen,
> Wenn des Unglücks ſchwarze Stunde ſchlägt.
>
> Wenn auch das Verhängniſs unſre Hülle
> In den Staub deſpotiſch hier zertritt,
> Herrlich triumphirt des Geiſtes Wille,
> Wenn er ſiegend gegen Laſter ſtritt. —

doppelt ergreifen. Als Dichter beſitzt er nicht die ſchöpferiſche Kraft, die ſich neue Wege bahnt, aber ein fleiſsig ausgebildetes Talent. Seine Muſter ſcheinen Dichter, wie *Bürger* und *Schiller* geweſen zu ſeyn, die ſich durch Klarheit, Rundung und Eleganz der Sprache auszeichnen; von gewiſſen ſpätern Verirrungen des Geſchmacks haben wir keine Spur bey ihm gefunden. Die neuern Sylbenmaaſse und auch das alte elegiſche behandelt er im Ganzen mit Leichtigkeit, doch iſt das Techniſche ſeiner Poeſieen *nicht* ſtreng vollendet; falſche Reime und Hiatus kommen nicht ſelten vor. Manchen ſeiner Gedichte möchte man weniger Breite wünſchen; dieſs gilt beſonders von den poetiſchen Erzählungen und romanzenartigen Verſuchen, denen überhaupt ein rechtes Leben mangelt und die wir für den ſchwächſten Theil dieſer Erzeugniſſe erkennen müſſen.

Gefreut hat es uns, aus mehreren Stellen des Buchs zu erſehen, daſs der Vf. in ſeinem Unglück die Theilnahme und Unterſtützung wackerer Männer genieſst; auch zeugt das vorgedruckte Pränumerantenverzeichniſs von der Bereitwilligkeit ſeiner Mitbürger, das Unternehmen zu fördern. Unter den Pränumeranten befinden ſich nicht wenige Handwerker, unter andern *vier* Schuhmachermeiſter und *vier* Bäckermeiſter. Möge es dem Vf. in ſeinem Unglück auch künftig nicht an Troſt und Erheiterung fehlen!

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

November 1824.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Gera, ohne Angabe des Verlegers: *Geraisches Gesangbuch, nebst Gebeten* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der *zweyte* Theil dieses Gesangbuches, der sich unmittelbar an die unverändert abgedruckten 38 ältern Lieder anschliesst, und Hrn. Superintendenten Dr. *Hahn* zum Bearbeiter hat, führt die Ueberschrift: *Einige Gebete zum abwechselnden Gebrauche bey der besondern und allgemeinen Gottesverehrung.* Er enthält also theils dasjenige, was sonst in einem Andachtsbuche vorzukommen pflegt, theils solche Gebete, die in eine Agende gehören. Was das erste anbetrifft, so kann man darüber wohl mit dem Vf. einig seyn, dass es sich ganz zweckmässig als Anhang bey einem Gesangbuche befinden könne, da dieses ja auch Erbauungsbuch seyn soll, und mehrere Gesangbücher haben auch solche Anhänge. Bey dem *zweyten* hingegen möchte diess bezweifelt werden, da es nicht Responsorien, oder Bibellectionen sind, welche die Gemeinde in der Hand haben muss, wie etwa, in dem Hallischen Stadtgesangbuche, die Leidens Geschichte Jesu nach allen 4 Evangelisten, über welche in bestimmten Abschnitten zu gewissen Zeiten gepredigt wird, sondern eigentliche Kirchengebete, bey welchen das Nachlesen die Erbauung eher hindern als fördern möchte. Doch dem sey, wie ihm wolle, wir haben es hier mit der Sache zu thun. Dem Umfange nach ist diese Sammlung von häuslichen und kirchlichen Gebeten reich; es finden sich eine Menge Herzensergiessungen für allgemeine und besondere Fälle. Die erste Abtheilung enthält zuvörderst *Morgen- und Abendgebete* für zwey Wochen; sodann *Beicht- und Communion-*, endlich *Krankengebete.* Rec. muss die Sorgfalt lobend anerkennen, mit welcher der Vf. dabey zu Werke gegangen ist, und der Sinn, in welchem sie verfasst sind, ist ein wahrhaft frommer; sie drehen sich nicht bloss in fromm seyn sollenden Redensarten herum, oder glauben durch eine von der Dogmatik entlehnte Terminologie zu genügen. Eher möchte ihnen, besonders den Morgen- und Abendgebeten, auf der andern Seite oft etwas von dem Schwunge, der Innigkeit, dem Andringenden, dem Herzlichen und Treuherzigen, dem Einfach-Rührenden abgehen, das man gewöhnlich mit dem Namen *der Salbung* bezeichnet, und was den eigentlichen Gebetston ausmacht, der sich in ältern Gebeten bey allen Härten der Sprache findet. Es sind oft mehr Betrachtungen als Gebete: denn die blosse Anrede, „Vater und Herr meines Lebens!" macht eine Aufzählung der göttlichen Wohlthaten, oder eine Beschreibung der Empfindungen, die im Erzählungstone vorgetragen wird, noch nicht zum Gebete. Freylich scheinen auch Rec. für diesen Zweck der häuslichen Andacht, Betrachtungen und Monologen, welche in ein kurzes kräftiges Gebet am Schlusse übergehen, das Zweckmässigste zu seyn; allein das findet hier nicht Statt. Es kommen gar zu viele Wendungen aus der gewöhnlichen Conversationssprache vor, obwohl an eingestreuten Bibelstellen, was wir loben, kein Mangel ist. Der Name *Christus*, wird zu selten gebraucht. Ausdrücke wie: „Gieb aber auch, hilf aber auch! Gieb vielmehr" zieren kein Gebet.

Die *Selbstprüfung vor der Beichte* (S. 690.) ist zweckmässig, nach den zehn Geboten und Luthers Ideen, doch hätte das Ganze noch tiefer aufgefasst und fruchtbarer dargestellt werden können, wenn dabey der Blick auch auf das Vorbild des Erlösers gelenkt worden wäre. Besser noch ist das kurze Beichtgebet (S. 695.); nur hätten wir den Reim:

„Um seinetwillen schone,
Mir nicht nach Sünden lohne!"

hinweg gewünscht. Das Gebet nach der Beichte (S. 696.) und die darauf folgenden beiden Abendmahlsgebete verdienen Lob, sie sind reichhaltig an Ideen, biblisch und kräftig. Unter den Krankengebeten findet Rec. die Seufzer eines Kranken, namentlich den ersten und dritten, das Gebet nach der Genesung, das Gebet eines Sterbenden lobenswerth, dem Gebete bey Sterbenden fehlt es dagegen an Reichhaltigkeit der Ideen und an Kraft.

Die zweyte Abtheilung dieses Anhangs enthält Gebete zum Gebrauche bey der öffentlichen Gottesverehrung, und darunter zuerst: „*Erhebungen des Herzens beym Anfange der Gottesverehrung!*" also eigentliche kurze Altargebete, statt der sonst üblichen, von dem Geistlichen gesungenen Kollekten. Es sind ihrer siebzehn; mehr oder minder zweckmässig. Am besten haben Rec. gefallen die kürzern Nr. 7. 9. 12. Gebete dieser Art müssen bey aller Kürze einen grossen Reichthum von Ideen bieten und besonders kräftig seyn. Das lässt sich nicht immer von den hier vorkommenden sagen. Es ist oft zu

zu grosse Wortfülle darin, und der Sprache fehlt es manchmal zu sehr an der Einfachheit, welche die echte Kirchensprache auszeichnet. Wendungen wie: „O wie segenreich müssen, werden solche Erhebungen seyn!" — oder „Ach da ist es wohl leicht, dass wir auf unserer Wanderschaft ermüden!" gehören nicht in Gebete! Ausdrücke der mehr philosophischen Sprache, als: „im Hochgefühle unseres Seyns," — „in Ansehung unserer" — „Gottes nothwendige Natur" — „etwas unserm Geiste nahe halten" — „der sittliche Regierer des Weltalls" — ebenfalls nicht. Auch der Gebrauch des Wortes „Gottheit" für Gott, und „religiöse Versammlungen" für Christengemeinden, ist nicht christlich genug. Sonderbar sticht dagegen wieder das allzubildliche: „sich niederwerfen zu dem Fussschemel seines glorreichen Thrones" ab. Was in diesen Gebeten gereimt ist, hat Rec. am wenigsten angesprochen; einmal liebt er gereimte Gebete, wenn sie nicht als Lieder gesungen, oder in die Predigt (und dann kurz) eingeflochten werden, nicht; und dann fehlt es ihnen auch an der einfachen Würde, die das Kennzeichen der geistlichen Dichtkunst. Z. B. S. 713.

> Zünde selbst das Opfer an,
> Das *auf unsern Herzen lieget*

oder S. 718.

> *Höchste Urkraft*, Erd und Himmel
> Ist voll deiner Majestät!
> Wie das grosse *Sterngewimmel*
> *Ach*, so herrlich vor dir steht!
> Du gebeutst! Und Sonnen winden
> Unter dir sich ohne Zahl!
> *Deiner hundert Augen Strahl*
> *Blitzt bis zu den tiefsten Schlünden! u. s. w.*

Von S. 722 an folgen Formulare zur allgemeinen Beichte und Absolution, wie sich noch in vielen Kirchen der alten evangelischen Sitte gemäss unmittelbar nach der Predigt gesprochen wird. Rec. gesteht unverholen, dass ihm das alte, vorangestellte, am besten gefalle; wenn er auch sonst den Wechsel, was die Gebete selbst anbetrifft, angemessen finden sollte, denn die alte geheiligte Formel der Absolution, darf seiner Ansicht nach durchaus nicht geändert werden. Dagegen giebt Rec. zu, dass diese Beichtgebete und kurzen Anreden, wie der Vf. S. 731. andeutet, dazu dienen können „der Privatandacht an Beicht- und Kommuniontagen Stoff und Nahrung zu geben."

Unter den allgemeinen Kirchengebeten (S. 732 bis 750.) zeichnet sich das „bisherige", das alte, vor den übrigen unzweifelhaft an dem aus, was Gebetston und Gebetsgeist genannt werden muss, und was den in der neuern Zeit verfassten Gebeten so oft fehlet; dass es zuweilen scheinen will, als wenn die neuere Zeit das Beten ganz verlernet habe. Mit wenigen Veränderungen wäre diess Gebet ganz musterhaft geworden, ihm am ähnlichsten sind: Nr. 12. und Nr. 13., auch nach ältern Gebeten gearbeitet. Es gilt von den übrigen, was schon oben bey den Morgengebeten bemerkt ist. Unter den darin vorkommenden versificirten Stellen ist uns besonders eine aufgefallen, in welcher der Reim zu einem ganz verunglückten Bilde gezwungen hat.

> Da wird geweiht
> Freud und Leid!
> *Bey der Harfe frommen Psalmen*
> *Treibt das Leben goldne Halmen* (?)
> Und im hohen Sternenreich
> *Prangt* des Friedens Palmenzweig.

Bey den hier vorkommenden Umschreibungen des Vater Unsers, die Rec., bis auf einige Härten im Verse, angesprochen haben, muss er jedoch bemerken, dass er solche Paraphrasen, wenn sie das einfache wörtliche Gebet selbst ersetzen sollen, zu dem kirchlichen Gebrauche nicht zweckmässig findet. Sie mögen in der Predigt, oder bey einem Vortrage über das V. U. selbst wohl mitunter gesprochen werden, aber liturgische Bedeutung sollten sie nicht erlangen, dazu ist gerade das V. U. in der Urgestalt seiner Wortkargheit am passendsten.

Auf die S. 750. vorkommenden Veränderungen des Segenswunsches leidet diess ebenfalls Anwendung. Der übliche mosaische Segen hat einmal kirchliches Moment, und gehört zu dem, was bleiben muss, wenn auch darin manches nicht gerade im Sinne der neuern Zeit seyn, oder mehr dem Bilderkreise heiliger Dichtung, als dem Reiche des gemeinen Verstandes angehören sollte.

Unter den Festgebeten (S. 751 — 802.) ertheilt Rec. den beiden ersten, auf den ersten Adventssonntag, den Vorzug. Die übrigen tragen mehr oder minder die schon oben gerügten Mängel, und das zum Theil desshalb, weil in ihnen die Idee des Festes, für welches sie bestimmt sind, nicht recht kräftig und lebendig hervorgehoben ist. Es fehlt ihnen daher an der christlichen Festbegeisterung, und an Reichhaltigkeit der Ideen; das letztere scheint schon aus der unverhältnissmässigen Kürze einiger von ihnen hervorzugehen, namentlich der Oster- und Pfingstgebete. Das Reformationsfest hat bey weitem das längste Gebet erhalten.

Die zuletzt mitgetheilten Gebete bey besondern Fällen zeichnen sich durch nichts besondres aus. Auch hier findet man betrachtende Stellen und darin allzu gekünstelte Wendungen, wie unter andern in einem Gebete nach einer Feuersgefahr.

Von den Gesängen zum Confirmationsfeste, und von einigen andern als Gebete gegebenen Liedern, hätten wir gewünscht, sie nicht hier, sondern in dem Gesangbuche selbst zu finden, dann aber wäre denselben die letzte Feile von der Hand des Vfs. noch anzulegen gewesen. Diess gilt besonders von einem versificirten Gebete auf den Charfreitag, dass weder in Rücksicht des Inhalts, noch der Sprache durchaus zu loben ist. Gleich zu Anfang, wo es heisst:

> Hier unter deinem Kreuze || schaun wir zu dir hinauf,
> *Hinweg ihr eiteln Reize!* || Fliess meiner Thränen Lauf!

ist offenbar *Reize* nur des Reims auf Kreuze wegen gewählt, eines Reims, der noch dazu unrein ist. Der zweyte Vers befriedigt noch weniger:

Wer

Wer noch in ſeinem Herzen ‖ Gefühl fürs Groſse hegt,
Der ehre dieſe Schmerzen, ‖ die der *Unſchuldge* trägt.
Den Himmel in der Seele, ‖ die *Gottheit in der Bruſt*, (?)
Wählt er die *Jammerhöhle* (?) ‖ entſagt *der Erde Luſt* (!)

Wie viele matte und zum Theil unrichtige Gedanken! Und dann die falſche Meſſung von *Unſchuldge*, das kein ◡ — ◡ ſondern ein — — ◡ iſt. Im letzten Verſe:

Da will ich lernen kämpfen, ‖ für Wahrheit Recht und Pflicht,
Des Fleiſches *Einwand dämpfen* ‖ *vorm Siege ruhen nicht!*

iſt der Ausdruck „einen *Einwand dämpfen*" ganz unrichtig, denn ein Einwand wird *gehoben*; der aber „*vorm Siege nicht ruhen*," theils unverſtändlich theils ungelenk.

Doch genug! Rec. glaubt den Vf. dieſer liturgiſchen Verſuche durch die Aufmerkſamkeit zu ehren, mit welcher er das darin Miſslungene, was aber zum Theil der gegenwärtigen Zeit überhaupt zuzurechnen iſt, aufgeſucht und hier angedeutet hat. Möchte derſelbe, bey dem Berufe, den ihm ſein Amt und ſein Herz für dieſen Zweig der literariſchen Thätigkeit ertheilen, ſich inſonderheit an die alten Muſter halten, um ſeinen Gebeten und Liedern diejenige einfache Erhabenheit einzuhauchen, welche das Weſen der kirchlichen Rede und kirchlichen Dichtkunſt ausmacht. Es wird uns freylich bey der ganzen Art und Weiſe unſerer jetzigen geiſtigen Bildung ſchwer, in dieſer Hinſicht ſtets das Rechte zu finden; aber bey einem wahrhaft frommen Eifer, wie er dem Vf. eigen iſt, und bey ſolchen natürlichen Anlagen, wie er beſitzt, wird er durch anhaltenden Umgang mit den groſsen Geiſtern aus der Zeit der Reformation, gewiſs zu einem erfreulichen Ziele gelangen. Dort, bey Luther und ſeinen Gefährten, ſtrömt der Quell, aus dem wir ſchöpfen müſſen, um unſern öffentlichen Gebeten und Geſängen die Fülle und Kraft, die Wärme und Innigkeit zu geben, die ihnen zu eigen werden muſs, wenn ſie ihren Zweck erreichen ſollen, die Herzen der verſammelten Gemeinde zu ergreifen, im Schwunge der Andacht fortzureiſsen und zu heiligen Beſtrebungen zu entflammen. Da haben *Paul Flemming* und *Paul Gerhard*, da haben *Gellert* und *Klopſtock* geſchöpft, und Lieder gedichtet, die wir nicht übertreffen, aber vielleicht erreichen können, wenn ein göttlicher Funken in uns lebt.

Die Herausgeber des Geſangbuches haben am Schluſſe deſſelben, ſehr zweckmäſsig ein Regiſter der Lieder nach ihren Anfängen und Numern, mit Angabe ihrer Verfaſſer; und mit kleinerer Schrift noch biographiſche Notizen über dieſe Verfaſſer geliefert. Auf die nähere Beurtheilung dieſes Theils ihrer Arbeiten kann ſich Rec. hier nicht einlaſſen. Soweit er das Regiſter verglichen hat, iſt ihm nichts Unrichtiges aufgeſtoſsen, als daſs hier immer noch *Klopſtock* als Verf. des Liedes: Auferſtehn, ja auferſtehn wirſt du u. ſ. w., angegeben iſt. Bekanntlich hat dieſes Lied, nach ſeiner eigenen Erklärung darüber, der verſtorbene Profeſſor der Rechte, *Paul Stockmann* zu Leipzig, der auch als lateiniſcher Dichter ſich ausgezeichnet hat, verfaſst.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HANNOVER, in d. Hahn'ſchen Hofbuchh.: *Die Inſel Norderney* und ihr Seebad, nach dem gegenwärtigen Standpunkte. Von Dr. *F. W. von Halem*, königl. groſs- brit. Hannöv. Medicinalräthe. 1822. Mit 3 Kupfern. 240 S. 8.

Als, zumal ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, die Seebäder, zuerſt in England, wieder in Mode gekommen waren, warf der berühmte *Lichtenberg* in einem Aufſatze des Göttinger Kalenders v. J. 1793 die Frage auf: warum Deutſchland noch kein öffentliches dergleichen beſitze. Dieſs veranlaſste mehrere Vorſchläge hierzu, und der verſtorbene Herzog von Mecklenburg - Schwerin führte das erſte, mit Zuziehung *Vogel's* im J. 1794 bey Dobberan aus. Der glänzende Erfolg dieſer ſo zweckmäſsig angelegten Anſtalt brachte im J. 1797 auch für Oſtfriesland die Einrichtung eines ſolchen Seebades zur Sprache, und 1799 zur Ausführung, wie denn ſeitdem ſich noch mehrere (*Wangeroog* u. ſ. w.) gebildet haben. Gegenwärtige angenehm zu leſende Schrift iſt daher ſehr verdienſtlich, indem ſie vollſtändig mit dem Gebrauche und den ſo vortrefflichen Einrichtungen dieſes Bades, ſo wie den Uebeln, gegen welche es beſonders Empfehlung verdient, bekannt macht. Der Vorzug der Nordſeebäder vor denen der Oſtſee, daſs ſie Ebbe und Fluth beſitzen, wo zumal, wenn das Bad während letzterer angewandt wird, der Wellenſchlag und vielleicht auch die mehr aufgeregten Meergewürme nicht ohne wohlthätigen Einfluſs zu ſeyn ſcheinen, ſichert ihnen noch einen beſondern Werth. Auch iſt Norderney jetzt im fortwährenden Aufblühen, und ſchon im J. 1820 wurden daſelbſt über ſiebentehalbtauſend Bäder genommen.

Norderney, wenig vom Feſtlande abgelegen, iſt eine Sandinſel, auf der Weſtſeite mit mehrern Reihen ſehr hoher und ſehr bewachſener Dünen umgeben. Zur Zeit der Ebbe kann man den Weg vom Lande auf ſie zu Fuſs machen. An Pflanzen iſt ſie nicht ſo arm, als man anfangs vermuthet ſollte. Ein Aufſatz des Prof. *Mertens* der in die Schrift aufgenommen iſt, nennt viele intereſſante, als z. B. *Cakile maritima*, *Jaſione*, *Pyrola*, *Parnaſſia* u. a. Auch die zahlreichen thieriſchen Meerbewohner und mehrere Strandvögel beleben den Ort, der zur Badezeit noch manche geſellige Annehmlichkeiten hat. Mit Inbegriff der öffentlichen Gebäude zählt die Inſel 135 Häuſer, die gegenwärtig meiſt zur Aufnahme der Gäſte ſehr annehmlich eingerichtet ſind.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) DRESDEN, in d. Arnoldiſchen Buchh.: *Novellen von Ludwig Tieck. Erſter* Band, die Gemälde.

de. *Zweyter* Band, die Verlobung. 1823. zus. 308 S. 8.

2) *Ebendas.*, in ebenders.: *Phantasiestücke und Historien von C. Weisflog. Erster* und *zweyter* Band. 1824. zus. 538 S. 8.

Die Arnoldische Buchhandlung hat, wie der diesen beiden Werken beygefügte literarische Anzeiger besagt, schon seit geraumer Zeit die deutsche Lesewelt mit den Schriften der beliebtesten Erzähler versehen, und verpflichtet sich dieselbe auch wieder durch diese neue Gabe, welche aus ihrer Officin hervorgeht. Die hier von beiden Schriftstellern, dem ältern Meister und dem jüngern Kunstgenossen gelieferten Erzählungen erscheinen übrigens hier zum zweyten Male, nachdem sie früher schon in Almanachen und Tageblättern ihre Leser gefunden und ergetzt haben. Sie haben also ihre Beurtheiler bereits gehabt, und ihr Werth ist auch weiterhin anerkannt worden.

1) Was zuvörderst den alten Meister anbetrifft, welcher schon in sehr früher Zeit durch Beyspiel und Regel, geleitet von eigenthümlichem Genius, die Entwickelung der deutschen schönen Literatur, besonders im Fache des Romantischen gefördert, und durch ein längeres Leben mit der Kunst und in der Kunst sich zu einem der ersten Kunstkritiker hinaufgebildet hat, so darf von ihm wohl etwas Vollendetes erwartet werden, und diess ist auch vorzüglich in der ersten Novelle „die Gemälde" von ihm geleistet worden. Hier, wo es darauf ankam, die verschiedenen Ansichten über verschiedene einzelne Gegenstände der Malerey darzustellen und zu prüfen, muss man die Reife seines Urtheils in diesem Fache und die Gewandheit bewundern, mit welcher er über das Ganze den Zauber des Lebens verbreitet, indem er nicht aus der Eigenthümlichkeit der handelnden Personen und der Schranke der Geschichtserzählung heraustritt. Weniger hat er Rec. befriedigt in der zweyten Novelle „die Verlobung", wo er sich auf einem etwas fremden Felde bewegt. Daher fehlt es dieser Darstellung etwas an Tiefe; die Erscheinung des pietistischen Irrwahns in dem weiblichen Herzen ist nicht vielseitig genug aufgefasst, das Räthsel desselben nicht genügend gelöst, sie selbst nicht so streng von der wahren Religiosität geschieden, als es geschehen musste, wenn der ethische Zweck der Erzählung, Warnung vor solchen Verirrungen, erreicht werden sollte. Damit spricht aber Rec. dieser Novelle keinesweges den Werth als einer solchen ab. Auch hier erkennt man den Meister in der hohen Reinheit der Sprache, in der Vollendung der Form, in dem Reichthum der Ideen, in der Lebendigkeit der Darstellung, so dass er Muster wird für die Kunstjünger unserer Zeit, welche nur zu häufig in der Nachahmung fremder, namentlich Englischer Originale, die edle Einfachheit verlieren, welche der deutsche Erzählungston verlangt, und die vereinigt mit wahrer Genialität, nächst *Göthe* besonders wohl *Tieck* zeigt.

2) Der Vf. dieser *zweyten* Sammlung hat dieselbe in einer eigenen Vorrede „Brief des Privatschreibers Kätzlein an E. T. A. Hoffmann in Dschinnistan" diesem verstorbenen Schriftsteller gewissermaassen zugeeignet, aber auch zugleich eine Art von Kritik über dessen oft überschätzte Werke ergehen lassen, in welche Rec. grösstentheils mit einstimmt, die er aber hier nicht wiederholen will. Was jedoch nach des Vf. Absicht die hier gegebenen Phantasiestücke (mährchenhafte Erzählungen) von mehrern der Hoffmannschen unterscheiden soll, nämlich der Sinn in dem Unsinn, das hat Rec. auch hier nicht immer *klar* herauszufinden vermocht; und so gut er sich bey „Eps dem Zwiebelkönig" eine dem Spukhaften zu Grunde liegende geistige Idee zu denken vermag, so gut kann er diess auch bey Hoffmanns „goldnem Topf." Weiter ist aber auch seiner Ansicht nach nichts nöthig, wenn einmal von einem Mährchen die Rede ist, und darum bestehen beide in dieser Hinsicht vor seiner Kritik. Uebrigens ist Rec. Urtheil über die meisten der hier gelieferten Stücke, von welchen er einige auch schon früher mit Vergnügen gelesen hatte, ein beyfälliges. Diess gilt namentlich im *ersten* Theile „jene briefliche Vorrede" „der Pudelmütze 26stes Geburtsfest" „Eps den Zwiebelkönig" „die Licht- und Schattenpunkte"; in dem *zweyten* aber Alles ausser „dem König Sebastian". Daraus geht hervor, dass der Vf. mehr in dem Humoristischen zu Hause ist. Hier findet sich eine echte Laune, ein reicher ungesuchter Witz, eine gutmüthige Satyre, und eine solche natürliche Verbindung derselben mit dem Rührenden, wie sie nur in einem wahrhaft reinen und schönen Herzen statt finden kann. Allenthalben spricht sich Achtung für Religion, Gesetz und Sitte aus und ehret den Autor. Es sind also diese genannten Mährchen und Historien keine gewöhnlichen Leseprodukte. Weniger ist Rec. da mit dem Verf. zufrieden, wo er einen höhern Flug nimmt und sich ganz in dem Sentimentalen hält, z. B. im „Sebastian" — „Amolly und Ceduro" — „die Zitterpappel". Hier ist die Darstellung nicht frey von eitlem Bilderprunk, die Sprache zu gekünstelt. Eine ehrenvolle Ausnahme macht davon das letzte Stück „das *Credo* der Todten", welches einfach und wahr, rührend und erschütternd ist.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1824.

BIBLISCHE LITERATUR.

1) GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Novum testamentum graece perpetua annotatione illustratum.* Editionis Koppianae. Vol. X.

Auch unter dem Titel:

Apocalypsis Graece perpetua annotatione illustrata a Joanne Henr. Heinrichs, P. I. 1818. XVI u. 280 S. P. II. 1821. VIII u. 343 S. 8.

2) HANNOVER, in d. Helwing. Buchhandl.: *Johannes Offenbahrung,* übersetzt und mit einem Commentar versehen nach dem Lateinischen des Hrn. Hofrath *Eichhorn;* auch mit einer Vorrede desselben begleitet. Von *F. H. Lindemann* (Superintendenten zu Dannenberg). 1816. 189 S. 8.

So ist dann von der sogenannten *Koppe*'schen Ausgabe des N. T., wovon aber *Koppe* selbst nur 2 Bändchen, die übrigen die Herren *Pott* und *Heinrichs* geliefert haben, durch die fortgesetzte schätzbare Thätigkeit des Letztern auch das letzte Buch des N. T. erschienen; und es stehen also, (wenn wir die beiden Corintherbriefe, den ersten von *F. A. W. Krause*, den andern von Hrn. *Emmerling* ungefähr in derselben Weise bearbeitet, einstweilen hinzu rechnen,) sämmtliche Briefe des N. T. *perpetua annotatione* erläutert vor uns, während die historischen Bücher des N. T. (von denen Hr. *Heinrichs* nur die Apostelgeschichte geliefert hat,) in Hrn. *Kuinöl's* Commentare ein noch ausführlicheres Hülfsmittel haben; Alles Erzeugnisse des deutschen exegetischen Fleisses, welche auch das Ausland gebraucht und ehrt. Zur Abwägung der Gründe und Gegengründe der Erklärungen ist die Form eines solchen fortlaufenden Commentars, wie der *Kuinöl*'sche, gewiss nützlicher, als wenn, wie in dem *Koppe*'schen N. T. unter 2, 3, 4 Zeilen, oft auch nur einer des Textes die sogenannte *annotatio perpetua* in gespaltenen Columnen, aber in breitem Flusse fortläuft. Unter den Text gehört nur ein gedrungener Commentar, damit sich nicht jener in diesem verliere, aus der Anmerkung eine Art von Discours werde, und demnächst über dem Zerkleinen des Einzelnen der Zweck, nämlich der Inhalt und die Uebersicht des Ganzen, aus den Augen schwinde. Eine solche breite Erörterung aber braucht ein grosses Format, damit dessen ungeachtet Text genug auf wenigstens den allermeisten Seiten bleibe. Die von *Koppe*'s Nachfolgern, wie von ihm selbst, angefügten Excurse sind dann allerdings noch ausführlicher, als selbst der, ohne Text gedruckte, Commentar seyn könnte: aber es können nicht über alle schwierige Stellen Excurse da seyn; und so schwebt die *annotatio perpetua* zwischen beiden Arten der Behandlung. Mit einer Haltung, welche von dem trefflichen Geiste des verdienten Urhebers ausging, gestaltete sich unter seiner Hand die Form, zum Theil nach dem Aeussern des *Heyne*'schen Virgils; er gab gedrungener, sowohl das eigentlich Erklärende, als auch, zur Vergleichung, Jüdische Religionsansichten mit Benutzung *Wetsteins*; und, es sey ohne irgend eine mindere Schätzung seiner verdienten Fortsetzer gesagt: *Koppe* ist schwerlich von einem derselben ganz erreicht. Am gedrungensten ist unter den *Heinrichs*'schen Fortsetzungen noch die über den Brief an die Hebräer; vorliegender Commentar über die Apocalypse aber gehört unter die breitesten, welches allerdings der Gegenstand entschuldigt. Aber immer bleibt von dieser ganzen Form der Bearbeitungen des N. T. zu sagen: für die aufmerksame wiederholte Lesung desselben, um zum Sinn und dessen Uebersicht vorzudringen, und nicht zerstreut zu werden, ist zu viel da; für das Erschöpfen weniger, als in einem besondern Commentar gegeben werden kann. Nächst dem vielen sehr Vorzüglichen, was *Koppe*, besonders für seine Zeit gab, war es doch bey obgedachter Haltung gewissermaassen ein Fehlgriff: dass er sich am Schluss seiner Anmerkungen oft durch Beysetzung deutscher Worte noch bestimmter und deutlicher ausdrücken wollte: aber was sollen wir dann vollends von solchen Auswüchsen der *annotatio* sagen, wie sie vornehmlich in vorliegendem Buche zu oft vorkommen; nur einige Beyspiele: Ph. I. S. 249. „Auf! entwirf den Riss zum neuen Tempel Gottes und zum Altare der Anbetung; aber den entweiheten Vorhof lass daraus weg." Th. II. S. 51: „Ja wahrhaftig: so ists! das πνεῦμα selbst sagt es." S. 70: „Ach was sahe ich da! Da hätte man einmal sehen sollen, wie sie sich anstellten, um Hülfe zu erhalten." S. 104 „*ejusdem farinae*, von demselben Gelichter." S. 124 zu *c. XIX.* 10. ὅρα μή, σύνδουλός σου εἰμι: „Machen sie doch mit mir nicht so viel Complimente."

In dem Commentare ist vieles Nützliche und Treffende, aber oft sehr wortreich gesagt. Schon über

über K. I. V. 1. sind *vier* Seiten Anmerkungen. Ueber ἀποκάλυψις wird Vieles und doch erst am andern Orte nachher: dass die dritte Bedeutung hieher gehöre, gesagt, und noch mehreres Unnöthige über διδέναι, und doch bey der als 2) aufgestellten Bedeutung: *injungere*, *mandare*, nicht das Nächste und Passendste: *committere*; nicht zu der Ellipse bey ἐσήμανεν: dass entweder αὐτά, oder αὐτὴν supplirt werden kann. Aus der Vergleichung dessen erhellet: dass μαρτυρία und λόγος nicht im Allgemeinen: die christliche Lehre seyn kann; denn es ist hart, mit dem Vf. zu deuten: ὅσα εἶδε: *pro magna gravitate eorum, quae conspexerat.* — S. 128 lag näher zu ἐξεκεντ. zu bemerken, dass Zach. 12, 10. Theodotion so hat, als dass die LXX anders haben. — S. 129, 130 mangelt der Beweis, dass παντοκράτωρ von dem Messias gesagt werde; denn die kurze und allgemeine Bemerkung: *Notandum autem, divina attributa, aeternitatem, summam potentiam, justitiam, veritatem etc. in carmine nostro promiscue adhiberi et ad numen ipsum et ad Messiam*, nebst ein paar Beyspielen letzterer Art reicht dazu nicht hin. Aus Kap. 5, 12—14. folgt nicht: dass ἀρνίον und παντοκράτωρ einerley sey, der καθήμενος ἐπὶ τ. θρόνου wird oft genug bestimmt unterschieden, z. B. Kap. 5, 13. (weshalb auch die Erklärung Th. II. S. 155 nicht begründet genug dort steht.) Andere Gründe z. B., wenn dieser in der Apokalypse nie spräche, müssten da seyn. — In Vs. 9. wird ohne Noth von doppeltem Hendeadyn gesprochen, da doch die βασιλεία schon auf Erden beginnt. — Vs. 10. ist die Bemerkung: „*nusquam phrasin* γίνεσθαι ἐν ἡμέρᾳ *eo sensu legere me memini, ut sit: diem agere, einen Tag erleben*," überflüssig, denn es ist ja offenbar natürlicher, ἐν πνεύματι zu ἐγενόμην zu ziehen; aber gerade Kap. 17, 3., die treffendste Parallele, vermisst man, neben dem Vielen, was über die Bedeutungen von κυριακὴ ἡμέρα, und ob es so viel als ἡμέρα ἀποκαλύψεως seyn könne, gesagt ist, welches doch zu keinem entscheidenden Ergebniss führen kann. — S. 137 ist mit vollem Rechte, so wie in den lesenswerthen allgemeinen Bemerkungen über die Lesung dieses Buchs in den Prolegomenen S. 91 ff. gesagt: dass man diess Phantasie-Bild nicht als Gemälde aufstellen wollen dürfe; aber das Bildliche lässt sich auch ebensowenig vollständig durch prosaisch bestimmende Wörter, also dort *Schwerdt*, durch: *Zunge*, ausdrücken, vergl. Kap. 19, 21. Dichterische Phantasie muss das Bild auffassen, wie solche es geschaffen hat. — Trägt das Viele, was S. 138—141 über einen hier ja natürlichen Sinn gesagt ist, Vieles zur bestimmteren Ergreifung desselben bey? Daraus, dass in der Jüdischen Gemeine ein שָׁלִיחַ war, folgt nicht: dass nicht der ἄγγελος im Himmel gemeint seyn könne. — Mit Recht ist Kap. II, 4. gegen *Eichhorn* zurückgewiesen; was nicht im Text liegt; aber für wen soll S. 146 die Bemerkung: "Ἀλλὰ, *Quanquam, Wiewohl, indessen.*" — Die sieben Schreiben sind *oracula* genannt; aber darüber, ob der Dichter diese Einkleidung nöthig gehabt habe, möchte nicht sehr Vieles zu sagen nöthig seyn. Genug diese besondere Art von Zuneigung hat demselben gefallen, so wie so manches Andere im Verlaufe der Darstellung, was Anderer Phantasie nicht leicht gerade ebenso zusammengestellt haben möchte. — S. 156 ist über den Gebrauch der Tesserae zu wenig eingehend gehandelt, und was Andere über die von den Triumphatoren an ihre Soldaten ausgetheilten Tesseris sagen, dafür sucht der Forschende auch in den grossen Thesauris die Belege vergeblich. — S. 186 war zu der Bedeutung von βιβλίον, wenn auch Appian, doch vielmehr סֵפֶר zu citiren, und S. 187 dazu, dass πολὺ κλαίειν: viel weinen bedeutet, kaum Virgils Aeneis. S. 191 ist zwar Ps. 141, 2. beweisend, aber die darauf folgenden Stellen sind es nicht. Zu λαβεῖν für: *wegnehmen*, konnte S. 197 nicht Matth. 25, 26. angeführt werden. S. 207 muss man erwarten, dass die dabey: dass die Daemonologie der Juden die Regierung der 4 Winde Engeln zugetheilt habe, angeführter Bibelstellen diess beweisen, sie handeln aber nur von den Winden, über die es keiner Beweisstellen bedarf. — Wozu wird S. 239 das Alles hererzählt, was der Leser im Texte findet? — Zu Kap. XI, 4. ist ganz richtig, *Zach.* 4, 2. angeführt, es sollte heissen 2 und 3. — S. 263 ist schwerlich deutlich: „c. XII. *Hinc iam declarat poeta, quo pacto e Judaismo redeunte Messia progressum Christianismum debilem adhuc et infirmum praesentissima tutela numinis susceptum conspexerit.*" Was dieses Kap. und sein Verhältniss zum vorhergehenden betrifft, so hat der würdige Vf., (welcher neben den obigen, zum Beweis der aufmerksamen Durchsicht des Ganzen, angemerkten Stellen sehr vieles Richtige und Passende zum Nutzen der Leser mitgetheilt hat), freylich in den Praemonendis zum 2ten Th. auseinander zu setzen gesucht, warum er den ersten gerade mit Kap. XII. geschlossen habe; und es bedurfte allerdings recht treffender Gründe zu einem so wundersamen Ruhepuncte zwischen den Erscheinungen der beiden Thiere: aber schwerlich werden die Leser von seiner Zweckmässigkeit überzeugt werden. Er hat es in jenen Praemonendis besonders mit *Eichhorn* zu thun, dessen anerkanntem Geiste die Erklärung und dichterische Auffassung der Apokalypse Vieles verdankt, aber dessen Abtheilung eine tiefere Prüfung erforderte, als hier ohne Rücksicht auf die neuesten Ansichten von diesem Buche zu lesen ist. Hrn. Dr. *Vogel's* erste Commentationen sind zwar Prolegom. S. 102 erwähnt, aber auch diess nur; Hrn. *Bleek's* Abhandlung konnte es noch nicht seyn, indem sie zu gleicher Zeit mit der zweyten Abtheilung dieses Werks erschienen ist. Da in letzterer die *Heinrichs*'sche Ansicht, die *Bleek*'sche aber in dem Kirchenhistor. Archive für 1823 geprüft ist: so kann hier darauf verwiesen werden; zumal weil mehr Raum, als diese Blätter gestatten, erforderlich seyn würde, um sie hier einander gegen über zu stellen, und noch die eigene Ansicht aufzubauen.

bauen. Es genüge also hier, bloss zu bemerken: dass Hr. *H.* meint, das Thier sey *Asiae proconsul, qui (ut quondam in Cypro Sergius Paulus* Act. 13.) *veteratoris alicujus fraudibus circumventus, Joannem in exilium egerat;* und erklärt demnach Kap. XIII, 1. ff. — Mit der *Herder*'schen Hypothese, dass das ganze Gedicht sich bloss auf den Sturz des Judenthums beziehe, und Josephi Bücher *de bello Jud.* dazu der eigentlichste Commentar sey, ist der Vf. zu säuberlich umgegangen, ihre Anwendung thut dem Texte überall Zwang an. — Zu bemerken ist noch, dass in diesem Bande öfter als anderwärts die *schedulae Koppianae* angeführt sind, (besonders ausführlich Th. II, S. 292 ff.), also der treffliche Gründer dieses Werks noch auf seinen Beschluss bedeutenden Einfluss gehabt hat; und der Inhalt des Excursus, welche sämmtlich der zweyten Abtheilung angehängt sind: I. *De septem epistolis apocal., quae c. 2. et 3. occurrunt; II. de variis numeris, qui in apoc. certo et definite expressi leguntur; III. cur in recensu tribuum Israelit. c. VII, 5—8 nulla tribus Daniticae mentio fiat; IV. de antichristo, bellua marina cap. XIII. et inprimis monogrammate numerum 666 exprimente; V. de loco vexatissimo cap. XVII, 8. sqq.,* wo Vs. 12—14. von den Parthern oder von der Römischen, Asiatischen Legionen und den *zehn* Cohorten jeder Legion verstanden werden. VI. *de Jesu Messia per mille annos regnatura;* VII. *potissima conamina interpretum celebriorum singula carminis oracula ad singulas rerum vere gestarum revocandi;* VIII. *paralipomena.* Ueberall ist die Sorgfalt, Gelehrsamkeit und ruhige Beurtheilung des würdigen Greises beurkundet, dem das ganze theologische Publikum für seine nützlichen Arbeiten über das N. T. verbunden ist.

Obwohl N. II. weit weniger bedeutend ist, und mit der Richtigkeit der *Eichhorn*'schen Ansicht steht und fällt: so ist sie doch gewiss für diejenigen Verehrer des berühmten Gelehrten, welchen diese lateinische Quelle nicht zugänglich ist, angenehm gewesen, und überhaupt eine leichtere Uebersicht. Die metrische Uebersetzung in meist gehaltenen Jamben, (die doch aber bey den Briefen der ersten Kapitel oft prosaisch genug seyn müssen und Flick-Wörter nöthig gemacht haben), liest sich ziemlich leicht, und ist im Ganzen treu, obschon nicht frey von einzelnen Fehlern, z. B. Kap. XI. 1. 2. wo weder: dass der Engel gegeben, noch das: *wie*, im Texte steht; Kap. XV, 4. stände besser: nicht deinen Namen preisen? Kap. XVIII, 8. ist drum kommet, matt; Kap. XX, 4. ist: auch sah' ich Seelen, nicht dem Texte so angemessen, als: und sah' die Seelen; Vs. 10. wird, statt: ward u. s. w. Aus dem Commentar S. 101 ff. der ein gedrängter Auszug ist, seyen nur noch folgende Unrichtigkeiten bemerkt S. 128, sollte es 1 Chron. 5, 7; S. 107. Cap. 7, 3. heissen, obwohl diese Stelle nicht besonders passend, und auch der Schluss der Seite nicht im Texte ist. S. 163 gehört Exod. 15, 19. nicht dorthin, und zwischen Esai 27 sollte 42 wegfallen.

SCHÖNE KÜNSTE.

FRANKFURT a. M., b. Sauerländer: *Lord Byrons Erzählungen.* Mit einem Versuch über des Dichters Leben und Schriften. Von Dr. *Adrian.* 1820. 24[illegible] S. 8.

Das Beste an diesem Werkchen sind die mit besonnenem Fleiss gesammelten und zusammengestellten Nachrichten über des merkwürdigen Dichters Leben und Schriften, wiewohl sie auch anderwärtsher bekannt, unterdessen erweitert sind, und jetzt, da der frühe Tod des Gefeierten die allgemeine Theilnahme für ihn nur um so mehr verstärken musste, immer mehr werden berichtigt und ergänzt werden. Was die Uebersetzung selber betrifft, so bedauern wir, dass wir derselben, da uns schon so Manches Gelungene, von Talent, Kunstsinn und Kenntniss zeugende aus der Feder des Herrn Dr. *Adrian* vor Augen gekommen ist, nicht gleiches Lob ertheilen können. Sie sind, die poetischen besonders, von nicht grossem Werth, ja, was die letzten betrifft, oft beynah' ungeniesbar. Zum Glück sind es nur zwey. *Die Braut von Abydos*, eine *türkische* Erzählung, und *Lara*, beide in zwey Gesängen. Es fehlt zwar nicht an einzelnen Stellen in denen Farbe und Ton des Originals nicht unglücklich getroffen ist, aber bey den vielen Sprachverrenkungen, falschen Reimen, Härten durch Elisionen und sonderbaren, undeutschen Wortumstellungen, wo man oft Mühe hat, den Sinn zu errathen, kann der Eindruck des Ganzen nimmermehr befriedigend seyn. Der Vf. entschuldigt sich zwar in der Vorrede, mit der bekannten, aus dem individuellen Charakter des Dichters zum Theil hervorgehenden Gedrängtheit und an Dunkelheit grenzenden Ausdruckskürze seines Originals, die einem Uebersetzer grosse Schwierigkeiten entgegenhalten; und spricht von Grundsätzen, die er, da es ihm um Darstellung der eigenthümlichen Form des Dichters so viel möglich, zu thun gewesen sey, befolgt habe: Allein die Rechte und Gesetze unsrer Sprache dürfen nie bey einem solchen Streben verletzt werden. Sollen wir die Bildsame dadurch, dass wir sie nachbilden wollen allen möglichen fremden Formen, am Ende verbildend zu Tod bilden? dafür wahre uns der Schutzgeist der guten Teutona! Solchen Quälereien an der Sprache wird kein Ohr leicht verzeihen, solchen Bildungsversuchen kein Zeitalter nachreifen. Oft ist auch ohne Noth, bloss aus Mangel an Kraft die Schwierigkeiten zu überwinden, Rauhes eingetreten, wo im Original wahre Harmonie herrscht. Z. B. S. 67.

> *Mocht' Mädchenfurcht* sie wohl umziehn
> Des schönen Auges helle Thränen
> Muss *Lieb* kaum *weg zu küssen sehnen;*
> Das süss verschämte Roth der Wangen
> Kann Mitleid kaum entglüht verlangen!

Der

Der strenge Vater dacht nicht dessen;
Vielleicht war Schein auch solch Vergessen . .
Er klatscht, bestellt den *Renner seyn* u. s. w.
— — — — — —
— — — — — —
Sein Haupt stützt sich auf seine Hand,
Auf's tiefblau Meer sein Aug sich senkt.

Auch sind die häufigen Hiatus wie: *zum ausgestopftem Falle eilend; nähme er* (S. 71) u. s. w. die dem Original fremd sind, widrig, eben so als die altdeutschen, hieher nicht gehörigen Umstellungen:

Wie? nimmst du nicht die *Blumen Mein?*
Senkst so auf mich das Auge Dein? u. s. w.

und was muss man zu Stellen sagen, wie folgende, deren, leider, fast auf jedem Blatte einige sind. S. 76.

Ihr Herz macht ihre Lippe stumm —
Angst — Furcht — sie wusste nicht warum?
Doch musst' sie sprechen — wie beginnen?
„Warum nur will er so entrinnen?"
Dreymal misst sie des Saales Länge,
Blickt in sein *Aug* — noch unbewegt
Und eine Urne sie zerschlägt
Mit Persiens *Rosenduftgepränge*. [Rosenöl]

Mehr versprechend ist die Uebersetzung des schönen Einganges der Erzählung, doch leidet sie auch an beträchtlichen Mängeln. Zudem wissen wir nicht einmal, ob sie dem Herausgeber selbst angehört. In den Auszügen aus *Byron*, welche in den Briefen an eine deutsche Edelfrau über die neuesten englischen Dichter von Friedrich Joh. Jacobsen enthalten sind, ein Buch, das in demselben Jahre (Altona bey J. P. Hammerich 1820) mit Hrn. D. *Adrians* Schrift erschienen ist, findet sich unter dem englischen Texte die gleiche Uebersetzung. Keiner der Autoren giebt an, welcher sie dem andern danke. Wir nehmen indess gern an, *Jacobsen* habe sie von *Adrian* entlehnt, da vielleicht dieser früher einzelne Proben in einem Journal bekannt gemacht hat, oder auch sein ganzes Werkchen eine Messe früher mag ins Publicum gekommen seyn. Wir geben hier die Stelle, in der wirklich von dem wilden Reize des Originals Einiges athmet, mit dem nachfolgenden Original selbst zum Schlusse:

Kennt ihr das Land, wo Cypresse und Myrthe
Das Sinnbild der Thaten sind, die dort gescheh'n?
Wo, wenn die Turtel in Liebesschmerz girrte,
Der Geyer in wüthender Blutgier zu seh'n?
Kennt ihr das Land, wo die Ceder sich hebet?
Mailust der Himmel, die Auen umwebet;
Wo der schmeichelnde Zephyr in Düfte getaucht,
Die Gärten der *blühenden* Gul [Rose] überhaucht;
Wo die Bäume von goldenen Früchten sich beugen,
Und der Nachtigall schmelzende Töne nie schweigen;
Wo sich Erde und Himmel, in Farben *verschieden*,
Doch in dem unendlichsten Reiz *überbieten*.
Und die Meeresflut purpurner als sonst *hienieden*.
Wo die Jungfrau'n so zart, wie *die „Ros", die sie pflücken*,
Und *alles so göttlich, das Herz* zu entzücken?
Das sind die Länder der Sonne, des Orients Auen —
Können lächelnd das Thun ihrer Kinder sie schauen?
O schrecklich, wie Trennung der Liebe in Schmerzen
Sind ihre Sorgen, ach sind ihre Herzen.

Know ye the land when the cypress and myrthe
Are emblems of deeds that are done in their clime?
Where the rage of the vulture, the love of the turtle,
Now melt into sorrow, now madden to crime?
Know ye the land of the cedar and vine,
Where the flowers ever blossom, the beams ever shine;
Where the light wings of Zephyr, oppressed with perfume,
Wax faint oer the gardens of Gül in her bloom;
Where the citron and olive are fairest of fruit,
And the voice of the nightingale never is mute;
Where the tints of the earth, and the hues of the sky,
In colour though varied, in beauty may vie;
And the purple of ocean is deepest in die;
Where the virgins are soft as the roses they twine,
And all, save the spirit of man is divine?
'Tis the clime of the east; 'tis the land of the sun —
Can he smile on such deeds as his children have done?
Oh! wild as the accents of lovers farewell
Are the hearts which they bear, and the tales which they tell.

Sprachkundige Leser werden von selbst das zu Freye oder auch Verfehlte in der Uebersetzung bemerken — wie z. B. nur in den letzten Zeilen, um nicht alles durchzugehen — *the roses they twine* — eigentlich die Rosen die sie (zu Kränzen) winden; durch das willkürliche dem Sinn zu lieb substituirte *pflücken* nicht so gut gegeben ist, als das Original sagt: — Auch das gleich darauf folgende „und alles so göttlich, das Herz zu entzücken, etwas ganz anderes sagt, als der Dichter will, — indessen ebenfalls einige glückliche Anklänge des Urtons nicht verkennen. Wir möchten dem Vf. fast rathen, wenn er wieder an Byron sich versuchen will, eher in der schönen rhythmischen Prosa uns Einiges von ihm zu verdeutschen, in welcher er uns in dem vorangehenden anziehend und lehrreich geschriebenen Versuch über Bs. Leben und Schriften des vielbesprochenen *Fare well* des Dichters an seine Gattin mitgetheilt hat. Die prosaische Erzählung der *Blutsauger* ist nicht übel verdeutscht, aber sie zieht, dem grellen Stoffe nach, weniger an.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

STUTTGART, b. Steinkopf: *Vorsehung und Menschenschicksale*, oder Preis der Weisheit und Vaterliebe Gottes in der besondersten Lebensführung einzelner Menschen, *von dem Herausgeber der Beyspiele des Guten*. 1824. VIII u. 536 S. 8.

Eine Sammlung von theils mehr theils weniger bekannten Erzählungen, durch welche das Walten der göttlichen Vorsehung in dem Leben der Menschen bewiesen werden soll; die ihren Zweck vollkommen erfüllend ein nützliches Lesebuch für die Jugend und das Volk abgiebt, wie wir deren mehrere schon besitzen. Die geschilderten Begebenheiten zeichnen sich durch Interesse und eine angemessene Darstellung aus. Soll Rec. etwas tadeln, so ist es der Abschnitt von den *Gebetserhörungen*, in welchem doch gar zu weit in das Besonderste hineingegangen wird, wodurch ein gewisser Aberglaube neuerer Zeit leicht Nahrung erhalten kann, der durch die Heilungen auf Gebet des Fürsten Hohenlohe aus seinem Grabe erstanden ist. Hier hätte sich manche Geschichte mit einer zweckmässigern vertauschen lassen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1824.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Nauck: *Literarische Analecten*, herausgegeben von *Friedrich August Wolf* (vorzüglich für alte Literatur und Kunst, deren Geschichte und Methodik). 1816 — 1820. 2 Bände oder 4 Stück. 521 u. 580 S. gr. 8.

Indem wir die Anzeige dieser schon früher erschienenen und in einigen Bänden fortgesetzten allgemein - philologisch literarischen Zeitschrift nachholen, vermögen wir den Wunsch nicht zu unterdrücken, dass diese seit einiger Zeit schon, wie es scheint, unterbrochene Zeitschrift durch den seitdem erfolgten Tod ihres berühmten Herausgebers nicht gänzlich ins Stocken gerathen möge. Sehen wir auf den Inhalt der bis jetzt erschienenen Bände, so bürgt uns schon der Name der Mitarbeiter dieser Zeitschrift — der achtbarsten Gelehrten des In- und Auslandes, für den Werth derselben, und wir finden allerdings dieselben reich an philologisch-literarischen Abhandlungen, Bemerkungen, Andeutungen u. dergl. mehr, die auch bereits ihren nützlichen Einfluss auf manche Puncte des grossen Gebietes dieser Wissenschaft geäussert, und zu neuen Untersuchungen oder Ausführungen Veranlassung gegeben haben. Nach einem statt der Vorrede dienenden Briefe des *Herausgebers* an H. W. G. H. eröffnet eine Biographie des grossen *Richard Bentley*, von *Ebendemselben*, den ersten Band nebst einem Briefe desselben an Gottfried Richter; wozu im 2ten Stück S. 493 Nr. XIV noch einige Zusätze sich finden. Feine kritische und sprachliche Bemerkungen, wie wir sie aus der Feder des Hrn. *Jacobs* zu erhalten gewohnt sind, schliessen sich hieran an; sie betreffen vier griechische Epigramme, welche in der Anthologie nicht vorkommen, so wie einzelne Stellen der griechischen Briefe des Cornelius Fronto, wozu noch S. 246 Nr. XV ein Appendix kommt. Für die Kunstgeschichte giebt *Hirt* einen schätzbaren Beytrag in Nr. V. S. 128 ff. *„Neueste Archäologische Verdienste der Engländer."* Es sind zwey Hauptwerke, worüber Hr. *H.* sich verbreitet, das erste die 1809 zu London erschienenen, von der Gesellschaft der Dilettanti herausgegebenen *Specimens of Ancient Sculpture Aegyptian, Etruscan, Greek and Roman.* Diese enthalten nämlich 75 Tafeln von grösserer oder kleinerer Ausdehnung, meistens ganze oder verstümmelte Götterbilder, Ueberreste alter Sculptur darstellend, welche hier durchgegangen werden. Das andere Werk ist das jetzt auch unter uns nach und nach bekannter gewordene und in den neuesten geographisch - geschichtlichen, wie archäologischen Werken benutzte Reisewerk des Engländer Gell durch Argolis. Darauf folgen VI. *Commentatio ad Tibulli* I, 9, 23 seqq. *comparatos cum fragmento Euripidis*, und VII. zur Erklärung von Horat. Serm. I, 4, 11., welche Stelle ausführlich behandelt, und insbesondere die wahre Bedeutung von *tollere* gegen die von Heindorf gemachte Erklärung von *servare* in Schutz genommen wird. Wir freuen uns in der so eben erschienenen Bearbeitung der Horazischen Sermonen durch den verdienten Döring bereits von dieser Erklärung Gebrauch gemacht zu sehen. Die folgenden Numern dieses Stücks enthalten kürzere allgemeinere Abhandlungen, zum Theil literarischen Inhalts, wie z. B. VIII. *sur la vie et les écrits de Mr. Larcher;* XIV. Christoph Wese's Schriften; XVII. Andenken an G. H. C. Koës; XII. *Miscellanea literaria* u. s. w. Ferner machen wir nahmhaft: IX. Einige Verse aus einer verdeutschten Odyssee; X. Sonette von Petrarca.

Das *zweyte* Stück, das mit dem erstern zugleich den ersten Band bildet, beginnt mit zwey Abhandlungen des Herausgebers, *Commentatio ad Hor. Carm.* I, 1, 29, und: *Ex familiari interpret. Cic. de Natura Deorum* I, 1 — 10. Wir halten es für überflüssig, näher hier einzugehen, da in der neuesten Ausgabe dieser Ciceronianischen Schrift von Moser und Creuzer bereits davon Gebrauch gemacht und das Gehörige excerpirt worden ist. (Vgl. S. 807 — 814 dieser Ausgabe.) Ein gleiches gilt von der wichtigen Abhandlung Matthiäs, die sich an die eben genannten unmittelbar anschliesst, betreffend die Anordnung der Fragmente des Pherecydes. Wir übergeben das Einzelne um so mehr, als bey der neuen Ausgabe der Fragmente dieses Pherecydes natürlich hierauf Rücksicht genommen werden musste und desshalb bereits in diesen Blättern (s. Ergänz. Bl. 1824. Nr. 72. S. 569) die Rede davon gewesen ist. Für die Kunstgeschichte liefert dieses Stück folgende Beyträge: IV. Der Achat der heiligen Kapelle (eine berühmte antike Gemme, die nach mannichfachen Schicksalen zuletzt in das grosse Pariser Antiken - Kabinet wanderte. Herr *Hirt*, mit Uebergehung der zahlreichen frühern, meistens gänzlich verfehlten Deutungen und Erklärungen, sieht

steht auf diesem kostbaren Steine, in welchem Böttiger den siegreichen Eintritt des Germanicus in die Kaiserfamilie entdeckt zu haben glaubte, die Aufnahme des L. Domitius an Kindesstatt unter dem Namen Nero in das Claudisch - Drusisch - Jülisch-Cäsarische Geschlecht, womit die Ankunft des gefangenen Königs der Bosparener, Mithridates, zu Rom gleichzeitig verbunden sey (S. 340). Demselben Vf. verdanken wir den nächsten Bericht über Athen's Denkmäler, von Lord Elgin (S. 344). Er theilt nämlich das Wesentliche der beiden über diesen Gegenstand damals erschienenen Schriften mit, dem zu London erschienenen *Memorandum on the subject of the Earl of Elgins parsuits in Greece*, und des seligen *Visconti's Mémoire sur les ouvrages de sculpture qui appartenoient au Parthenon* etc. Wenn freylich damals noch die Rede davon seyn konnte, dem Lord Elgin die Entführung jener Denkmäler aus ihrem vaterländischen Boden, um sie ein Gemeingut für Europa und die Wissenschaft werden zu lassen, zum Vorwurfe zu rechnen, so kann jetzt unter Einsichtsvollen hierüber nur *Eine* Stimme herrschen, und die folgenden Ereignisse haben Lord Elgin's Benehmen in den Augen Europa's nur zu sehr gerechtfertigt. — VI. Ueber ein dem *Philodemus bisher beygelegtes Epigramm* (zu Horat. Serm. I, 2, 121). Schon Chardon de la Rochette hatte Zweifel gegen die Aechtheit dieses Epigramms, das in den Brunckischen Analecten T. II. S. 85 Nr. 9 abgedruckt ist, erhoben; Hr. Jacobs aber in seiner zweyten Ausgabe der Anthologie dasselbe ganz weggelassen. Hier setzt er nun mit gewohntem Scharfsinn und Gelehrsamkeit die äussern, wie die innern Gründe auseinander, warum er dieses Epigramm für die Arbeit eines neuern Versificators, keinesweges aber für ein Werk des Philodemus halte. Mit gleichem Wohlbehagen wird der Leser desselben Gelehrten zunächst folgende VII. *Conjecturae de nonnullis locis Plutarchi T. v. ed. Wyttenbach* durchlesen. Für die Lexicographie gehören: VIII. *De voce ἀνδρείκελον* von *Barker*, und IX. *J. Nicolaus Niclas, Steph. Thesauri L. Gr. speratus editor*, von *Fr. Hülsemann*. Dann folgen X. *Mélanges literaires tirés de quelques Lettres inédites de M. de Villoison à M. Chardon de la Rochette*. XI. *Quaestiones epistolicae de orthographicis quibusdam Graecis*, von dem Herausgeber. Zuerst über die Schreibart des Infinitivs der Verba auf *άω*. Es werden die Gründe für die Schreibart *ᾶν* ohne *jota subscriptum* ausführlicher entwickelt und so die Richtigkeit der von dem Vf. bereits früher in seiner Ausgabe des Homer befolgten Schreibart bewiesen. Auch Buttmann in seiner ausführlichen griechischen Grammatik (S. 507) ist geneigt, die Richtigkeit dieser Schreibart anzuerkennen, ohne jedoch, bis die Sache den höchsten Grad von Sicherheit und Gewissheit erlangt, sie in seinem Lehrbuche selbst bestimmt aufzustellen. Das zweyte betrifft die Schreibung *τἆλλα*, nicht *τἄλλα*. Auch hier kann Rec. nicht anders, als dem Vf. beypflichten, wenn auch gleich späterhin Buttmann a. a. O. (S. 116) und Göttling ad Theodos. Grammatt. S. 221 sq. sich vielmehr für die letztere Schreibart, als die allein hinreichend begründete, deren Grund man jedoch früher nicht eingesehen, ausgesprochen haben. Eben dahin gehört auch die unter IV. aufgestellte Schreibart *χῶ*, *χῇ*, *θὤτλα* (nicht *χὠ*, *χἠ*, *θὠτλα*) und Aehnliches, worin der genannte Buttmann S. 120. 122. beystimmt. Minder überzeugend schien Rec. die unter III. verworfene Schreibart *οὕτωσὶν*, *οὗτοςἱν*, wonach des Vfs. Ansicht das *ν* wegfallen muss. Es folgen noch schätzbare Betrachtungen: V. *de forma ς in mediis vocibus*, und VI. *ςκοτος*, *αςτρασι*, *χρεών*. — Unter den *Miscella critica* erhalten wir: 1) *De Euripidis editione principe*, von *A. Seidler*; 2) *de novo Thucydide Edinensi*. 3) *Ad Virgilium Heynianum*. 4) *Additamentum* zum 11ten Bd. S. 107. In XIII. *Mala aut inelegans Latinitas inscriptis recentiorum* (S. 485) finden sich merkwürdige Fälle unrichtiger Latinität aus den berühmtesten Neulateinern zusammengestellt zur Warnung und zugleich Belehrung für solche, denen, was jetzt so selten zu werden anfängt, ein reiner lateinischer Ausdruck am Herzen liegt. — Freunde der Poesie finden weiter in diesem Stück die Uebersetzung der berüchtigten Ovidischen Elegie Amor. I, 5. und einiger Sonnete von Petrarca.

Den *zweyten Band* (3tes und 4tes Stück) eröffnet eine lesenswerthe Abhandlung *Matthiä's*, bey der wir eben desshalb länger verweilen möchten. Sie handelt *de Anacoluthis apud Ciceronem*. Unter den verschiedenen Arten dieser unregelmässigen Construction, die man mit dem allgemeinen Namen Ἀνακόλουθα bezeichnet, erkennt er diejenige als die einfachste, wo bey doppelten, sich gegenseitig entsprechenden Gliedern, das zweyte Glied dem Worten nach nicht gegeben, sondern nur aus dem Sinn des Ganzen zu entnehmen ist, besonders wenn das erstere Glied durch Zusätze und Einschiebsel vergrössert worden; wie z. B. in Fällen, wo auf ein vorausgegangenes *primum* nicht ausdrücklich ein *deinde*, oder nach dem erstern *aut* oder *et*, kein zweytes *aut* oder *et* u. dergl. mehr folgt. Zu dem erstern Falle fügen wir noch die Stelle hinzu: Cicer. ad Divers. II, 9. Catilin. II, 10. de Orator. I, 25. Liv. IX, 17., auch Terent. Andr. III, 3, 38, wo *principio* steht. Bey dem letztern Falle mit *et* macht Hr. Matthiä mit Recht aufmerksam, wie man sich wohl hüten müsse, das allein in der Mitte einer Periode stehende *et* bey Cicero für *etiam* zu nehmen. (Etwas anders ist es, wenn *et* zu Anfang einer Periode steht); diess habe Cicero nie so gebraucht. Auch Rec. hat stets dieser Ansicht, worüber seit Valla so verschieden geurtheilt, gehuldigt, und die wenigen Stellen, die dieser Behauptung sich entgegenstellen lassen, sind entweder kritisch nicht sicher, oder lassen doch irgend eine andere Erklärung bey genauer Einsichtsnahme zu. Auch das, was seitdem Creuzer zu Cicer. de Nat. Deor. I, 39 S. 179 angeführt und Moser in der kleinern Ausgabe derselben Schrift zu I, 5 not. 38 behauptet hat,

hat, hat Rec. keineswegesszu einer Aenderung seiner hierüber gewonnenen Ueberzeugung bewegen können. Geht man übrigens die meisten der hier aufgeführten Fälle durch, so wird man finden, dass der Grund solcher Anakoluthien meistentheils darin zu suchen ist, dass das zweyte Glied der Rede nicht in die erwartete unmittelbare und entsprechende Beziehung mit dem erstern gestellt, sondern die eingefügten Zusätze oder Parenthesen einen Einfluss auf das zweyte Glied geäussert und eine Aenderung in dem Gange der Construction veranlasst haben, indem dasselbe nun nicht mit dem ersten Glied, sondern vielmehr mit jenen Einschiebseln oder Parenthesen in nähere Verbindung gesetzt ist. Ueberhaupt ist diess der Ursprung der meisten unregelmäsigen Constructionen dieser Art, dass der Gang der Construction durch Verlängerungen des Vordersatzes oder eingeschobene grössere Zwischensätze verändert, und der eigentliche Nachsatz von den letztern abhängig gemacht wird, statt auf den eigentlichen Vordersatz bezogen zu werden. Eben dahin gehört der Fall, wo, wenn die durch Zwischensätze unterbrochene Rede wieder aufgenommen wird, die Partikeln *sed igitur*, *autem*, *vero* eingefügt werden, oft auch nach beendigten Parenthesen mit diesen Partikeln eine ganz neue Construction beginnt. Ein ähnlicher Fall im Ganzen ist es, wenn durch Wiederholungen einzelner bereits ausgesprochener Gedanken der Gang der Rede verändert und somit eine Anakoluthie veranlasst wird. So z. B. die Wiederholungen des Pronomen Demonstrativum unmittelbar vor dem Verbum, dessen Subject durch grössere Zwischensätze allzusehr von ihm getrennt ist, oder Wiederholungen des Nomen Substantivum nach vorausgegangenem Pronomen Relativum in ähnlichen Fällen. Schliesslich werden berücksichtigt auch die Fälle, wo der unregelmäsige Gang der Rede dadurch veranlasst wird, dass zwey verschiedene Constructionen mit einander verbunden sind. Gelegentlich finden sich manche andere schätzbare Bemerkungen eingestreut, wie z. B. S. 2 Not. 3 über die Auslassung des *se* beym Accusat. c. Infin. (vergl. jetzt auch Ruddimann. Institutt. II. S. 12. 14.) S. 13 Not. 8 über *qui* mit dem Conjunctiv in der Bedeutung von: *der doch*, u. s. w. — Es folgen nun: II. *Conjecturae de locis nonnullis Achillis Tatii*, *Xenophontis Ephesii*, *Callistrati*, *aliorum*, von *Fr. Jacobs;* und: III. *De Substantivis in ας exeuntibus*, von *C. A. Lobeck* (Vergl. dessen Ausgabe des Phrynichus S. 433 ff.). Die nächst folgenden *Miscella critica in aliquot loco scriptorum Graecorum* sind Bemerkungen, Verbesserungen u. dergl. zu einzelnen Stellen verschiedener griechischer Autoren, von Banker, G. Herrmann, Boissonade und dem Herausgeber. Um unsere Theilnahme an diesen meistentheils sehr schätzbaren Bemerkungen zu beweisen, führen wir hier beyspielshalber nur eine der behandelten Stellen an, in der wir aber keineswegs Hrn. Boissonade beypflichten können. Es ist S. 93 die Stelle aus Plutarch *Artaxerx* 28 am Ende: *Κυπρογένεια δ' οὐπάμπαν ἀναίτιος, ἡ τῆς Ἀσπασίας ἀφαίρεσις*, wo die letztern Worte *ἡ τῆς Ἀσπ. ἀφ.* ein Glossem seyn sollen, während sie doch eine blosse Erklärung des vorangegangenen, wahrscheinlich Sophocleischen, Dichterspruches enthalten, wie dergleichen Plutarch zu geben pflegt. Auch finden sich diese Worte in allen Handschriften, und es zeigt sich, zumal wenn man die Stelle im Zusammenhang mit dem vorhergehenden zusammen nimmt, durchaus kein zu irgend solcher Annahme berechtigender Grund. Die mannichfachen Aufschlüsse, die wir über das griechische Theaterwesen in der Abhandlung: *De theatri Graeci parascenits et hyposceniis*, *in Pollucis Onom.* IV. 19. Scr. *J. E. Groddeck* S. 99 — 136 erhalten, sind bereits anerkannt. Wir übergeben den nächsten durch seine polemische Tendenz bekannten *Anfang der Odyssee mit Anmerk. vom Herausgeber*, wir bemerken nur, wie viel Anregendes auch dieser Aufsatz hat, und wie zu manchen Untersuchungen derselbe Veranlassung gegeben, wovon noch die jüngst erschienenen *Quaestiones Homericae*, von *Nitsch*, (Hanov. 1824) den Beweis liefern; man vergl. z. B., dass die Untersuchung über den Sinn und die Bedeutung des Wortes πολύτροπος Cap. I. Für Kunstgeschichte bietet dieses Stück einen Aufsatz von *A. Hirt*, über die (damals) neu aufgefundene *Aeginetischen Bildwerke*, und ferner: *Explication du système métrique de Héron et détermination de ses rapports avec les autres mesures de longeur des anciens*, *par le Cte de Forbia d'Urban.* Für Literaturgeschichte führen wir unter mehreren nur an: IX. *Diogenes Laertius* und den Engländer *Burley*. Von *J. G. Schneider*. X. *Thamae Reinesii Eponymologicum*, von *C. G. Müller;* ferner von dem *Herausgeber*. Ueber die einzige Person'sche Ausgabe des Aeschylus in klein Octav, über die Aussprache *Casaubōnus* oder *Casaubŏnus* u. s. w.

Wenden wir uns nun zum *vierten* Stücke, dem letzten der erschienenen, so wird schon eine blosse Anzeige der hier enthaltenen Abhandlungen in jedem Freunde der Alterthumswissenschaft den Wunsch erwecken, dass diese Zeitschrift von irgend einem Gelehrten Deutschlands in angemessener Weise fortgesetzt werden möge. An Einrichtung gleich den übrigen enthält dieses Stück ebenfalls gemischte Aufsätze verschiedenen Inhalts. Bey dem jetzigen ernsten Streben einer auf allgemein philosophischen Sprachgesetze zurückgeführten und darin gegründeten Lexicographie, die bey höchst möglichster Vollständigkeit doch auch andererseits zugleich alles Ungehörige und Unstatthafte ausscheide, musste der Aufsatz, der das 4te Stück eröffnet: *Ueber die Einrichtung eines Thesaurus der lateinischen Sprache* doppelte Aufmerksamkeit erregen. Rec. würde näher in diesen, so wie in die folgenden Abhandlungen ein

eingehen, wenn er nicht glauben dürfte, durch grössere Ausführlichkeit in den früher erwähnten Aufsätzen bereits die ihm gesteckten Grenzen überschritten zu haben, er bescheidet sich daher, hier kurz die hauptsächlichern Abhandlungen aufzuführen und dem Studium der Leser zu empfehlen. Hierhin gehören die biographischen Nachrichten über Markland und Th. Tyrwhitt, von dem *Herausgeber;* über die philosophische Lehre des Empedocles, von *H. Ritter;* über die Windscheiben der Alten, von *H. C. Genelli.* Ein paar einzelne kritische hier ausführlich behandelte Stellen empfehlen wir dem Studium angehender Philologen zu ihrer Bildung, als Muster für ähnliche Fälle. VI. *Perperam omissa interpunctio in Odyss. A.* 130. *Schola Grammatica;* und VII. *Ad locum Herodoti* I, 1. beides vom *Herausgeber.* Ferner: *de Ruhnkenii quodam reperto literario*, von *Demselben; De nonnullis fabularum Euripidis deperditarum titulis*, von *Fr. Osann; De vocibus quibusdam Graecis rarioribus*, von *Barker* u. s. w. Auch für Poesie findet sich XIV. eine gewiss nicht misslungene Uebersetzung der Nachtfeyer der Venus, von *C. Kirchner.*

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Gleditsch: *Taschenbuch zum geselligen Vergnügen*, auf das Jahr 1825. 350 S. 21.

Dieses abermals reich ausgestattete Taschenbuch liefert *drey* Erzählungen, unter welchen wir der von *Leopold Schefer „Die Deportirten"* unbedingt den Preis zuerkennen müssen. Die Schreibart des Vfs. hat eine sehr ansprechende Eigenthümlichkeit, obwohl derselben zuweilen eine gewisse Breite vorzuwerfen ist. In der Erfindung ist er neu, und weiss auch dem Unwahrscheinlichen und Ungewöhnlichen einen solchen Anstrich zu geben, dass es nicht als als solches auffällt. An sehr anziehenden Schilderungen ist kein Mangel, und verständig ist über die dargestellten Scenen der Lokalton verbreitet. *„Der neue Pygmalion"* von *K. Immermann* ist gleichfalls eine der Aufnahme würdige Novelle, obwohl ihr zuweilen Frische und Lebendigkeit mangelt, welche durch *Sterzings* Originalität nicht ganz erlangt wird. Im Stile ist eine gewisse Klarheit und plastische Rundung nicht zu verkennen, wie wir sie besonders an *Göthe* bewundern. Die dritte Erzählung *„Der Apollo von Belvedere"*, von *Fr. von Gaudy*, steht den andern beiden nach, doch ist auch sie nicht ohne Interesse. Unter den Gedichten zeichnen sich: „Der Bettler und sein Kind" von *W. Gerhard;* die Balladen und Romanzen von *Ludwig Halirsch*, „die Macht der Gebote" von *Karl Kühnel*, und einige artige Kleinigkeiten von *W. Müller*, und „Sonnenblick" von *A. Wendt* aus. Ein glücklicher Gedanke war es, mehrere in *Lichtenbergs* Schriften zerstreuete Aeusserungen achten Humors und beissender Satire, in Epigramme zu verwandeln. Wie stechen diese Kernsprüche doch vor vielem hervor, was jetzt unter dem Namen „Epigramme" in die Welt ausgeht! Die gegebenen 19 Räthsel, Charaden und Logogryphen sind fast allzuleicht. Rec. hat kaum eine halbe Stunde gebraucht, sie sämmtlich zu lösen. — Die Kupfer sind gelungen, vorzüglich ist das Titelkupfer nach Raphaels *belle Jardinière*, und die beiden landschaftlichen; die Burg *Eltz* an der Mosel und das Grabmahl der heil. Genoveva in den Ruinen der Frauenkirche bey Andernach. Auf dem ersten zu der Novelle „die Deportirten" gehörigen ist der Lankasterschulmeister Lambton zu jugendlich, und auf dem zweyten die Stellung der Lisanna etwas unnatürlich. Das Kupfer zu der Romanze „der Bettler und sein Kind" ist nicht übel erfunden, nur scheint es unpassend, dass der unbarmherzige Reiche, bey einem Unwetter, wie geschildert wird, im Freyen und fast im Neglige sitzt. An Hunden fehlt es nicht auf dem Bilde. Die drey letzten stellen Scenen aus W. Scottschen Romanen dar, aber nur die erste davon verdient lobende Erwähnung.

BERLIN, in Comm. d. Maurerschen Buchh.: *Gedichte* von *Friederike von Kalkreuth*, geborne *von Gaffron*. 1823. 117 S. 8.

Diese poetischen Versuche mögen im häuslichen Verhältniss und in dem engern Freundeskreise der Verfasserin ihren Zweck erreicht haben, das fromme und liebevolle Gemüth derselben auszusprechen; allein für das grössere Publicum sind sie nicht. Dazu fehlt es ihnen an wahrhaft poetischem Gehalte und an künstlerischer Vollendung. Gedanken wie die folgenden:

> O, so wandle froh den Weg des Lebens,
> Ohne Dornen gehe deine Bahn!
> Keiner deiner Wünsche sey vergebens!
> Für dein Wohl fleh' ich den Schöpfer an.

sind zu gewöhnlich und prosaisch, um Interesse bey einem Andern zu erregen als an den sie gerichtet sind. Von Unbekanntschaft mit den feinern Regeln der Sprache zeugen Wendungen wie:

> Des Armen seine Freudenthräne,

von Schwachheit in der Verskunst Messungen wie: Dŭ gehst, Ĕs folgt, Dŭ stets treŭe, und eine Stelle wie diese:

> Denkst du Freundin noch an jene Freuden
> Als der Tanssal uns in P. umschloss
> Und entfernt von jedem Erdenleiden
> *Frohsinnsschweiss* von unsrer Stirne troff?

hätte wohl am wenigsten aus dem Munde einer zarten Dame erwartet werden sollen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

December 1824.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HANNOVER, in d. Hahn. Hofbuchh.: Dr. *Theodor Hagemann's*, Königl. Grofsbritannisch-Hannoverschen Directors und Chefs der Justiz-Canzley zu Celle, Ritters des Königl. Guelphen-Ordens, *practische Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit*, hin und wieder mit *Urtheilssprüchen des Celleschen Tribunals und der übrigen Justizhöfe* bestärkt. *Siebenter* Band. 1824. XVI u. 416 S. 4.

Unter den Staaten Deutschlands, welche sich als Vaterland vieler berühmter Rechts-Schriftsteller ausgezeichnet haben, nimmt Hannover gewiss einen der ersten Plätze ein. Von zwey Instituten dieses Landes, der Universität Göttingen, und dem Ober-Appellations-Gerichte zu Celle ist das Vorzüglichste dieser Art ausgegangen. In ganz Deutschland haben, um nur der, für den Practiker zunächst bestimmten Werke zu gedenken, die von Georg Ludwig Böhmer und dem ältern und jüngern Meister commentirten Erkenntnisse des Göttingischen Spruch-Collegiums, so wie die von Pufendorf und Neuber bekanntgemachten, und erörterten Aussprüche des Cellischen Tribunals und anderer Justizhöfe dieses Landes ein ungewöhnliches Ansehen erlangt. An diese letztern schliesst sich unmittelbar das Werk an, von dessen gegenwärtig erschienenen *siebenten* Bande hier die Rede ist.

Der Werth der ersten *sechs* Bände (S. Ergbl. 1818. Nr. 135.) für den practischen Juristen ist allgemein anerkannt, für den Hannöverschen Rechtsgelehrten ist diess Werk mehrfach, nicht mit Unrecht, für unentbehrlich erklärt worden, und daher kann es hier nur auf die Untersuchung ankommen, was dieser letzte Band geleistet habe, und in wiefern derselbe seinen Vorgängern entspreche. Mit dem *fünften* Bande hörte die Theilnahme des vormaligen Herrn Oberappellationsraths von *Bülow* an diesem Werke auf, und der *sechste*, so wie der gegenwärtige *siebente* sind von dem Herrn Canzleydirector *Hagemann* allein herausgegeben. Wenn gleich der *sechste* Band zur Genüge dargethan hat, dass dadurch das Werk nicht an seinem Werthe verloren habe, so kann doch Rec. bey dieser Gelegenheit den Wunsch nicht unterdrücken, dass der, als gelehrter Civilist rühmlichst bekannte Herr Oberappellationsrath *Spangenberg* zu Celle, welcher bisher als Mitglied der Celleschen Justizcanzley mit dem Vf. in collegialischer Verbindung stand, thätigen Antheil an diesem Werke nehmen möge. Der Vf. selbst wird hoffentlich die Bemerkung nicht übel deuten, dass er mit der meisten Wärme Germanische Rechts-Institute entwickle. Ungleich mehr Zeit würde er diesen widmen können, wenn Hr. *Spangenberg*, welcher auswärts erscheinenden Schriften bis jetzt so manches zugewandt hat, das Civilrecht übernähme. Der Plan der frühern Bände ist auch in diesem unverändert beybehalten worden; Abhandlungen aus allen Theilen der Rechtswissenschaft stehen ohne eine bestimmte Reihefolge durch einander, wobey jedoch unbequem ist, dass bisweilen in demselben Bande von einander getrennte Aufsätze Gegenstände abhandeln, welche besser und bequemer in einer und derselben Erörterung vorgetragen seyn würden, z. B. ist diess der Fall bey den Erörterungen 8 und 9; 11 und 12; 29 und 38 u. s. w. Auch hätten füglich Abhandlungen über durchaus nicht zweifelhafte Materien, oder über Controversen, wenn keine *neuen* Gründe, und auch nicht eine neue Zusammenstellung der bisher bekannten, geliefert werden konnte, aus diesem Werke wegbleiben sollen. — Erkenntnisse des Oberappellationsgerichts oder anderer Gerichte sollen zur Erreichung des wahren Zwecks, und zur Vermeidung mancher Irrthümer, immer vollständig mitgetheilt seyn. Der veränderte Posten des Vfs., welcher früher Oberappellationsrath war, jetzt aber die Stelle eines Directors der Justizcanzley zu Celle bekleidet, ist wahrscheinlich Ursache, dass in diesem Bande ungewöhnlich viele Erkenntnisse der Celleschen Justizcanzley angeführt sind. Diese haben selbst für den Hannöverschen Juristen wenig Interesse, da der Bezirk derselben kaum ein Fünftheil des Königreichs ausmacht, und in appellabeln Fällen doch Alles auf die vom Oberappellationsgerichte angenommene Meinung ankommt.

Unter den einzelnen Abhandlungen hebt Rec. nicht sowohl wegen ihres Werthes, als vielmehr wegen der Wichtigkeit ihres Gegenstandes die Erörterung 41; über Meinungen der Rechtsgelehrten und Präjudicien hervor. In Betreff des ersten Punctes findet man durchaus nichts Neues, ja selbst die Ansichten und Gründe, welche bisher darüber von Rechts-Schriftstellern entwickelt waren, sind nicht mit der nöthigen Schärfe gegeben. Es drehet sich vielmehr Alles um die unbestimmten Ausdrücke der Hannöverschen Oberappellations-Gerichtsordnung, wel-

welche *opiniones doctorum* verwirft, wenn sie nicht deutliche Gesetze, oder die Analogie deutlicher Gesetze für sich haben. Wie es aber zu halten sey, wenn es an klaren Gesetzen oder Argumenten klarer Gesetze gänzlich fehlt, ferner, wenn, was eigentlich Quelle der meisten Controversen ist, ein Zweifel darüber obwaltet, welches Gesetz, oder welche Analogie eines Gesetzes in einem einzelnen Falle anzuwenden sey, und ob dann *opiniones doctorum* vom Richter beachtet werden müssen, ist nicht berührt worden, obgleich dieses gerade der eigentlich schwierige Punct ist. Eben so schwankend ist das über Präjudicien Gesagte; ein Gegenstand, welcher ebenfalls nicht oft genug erwogen werden kann. Rec. kennt Untergerichte, welche bey einzelnen Controversen sich für eine bestimmte Meinung entschieden haben, obgleich sie wissen, dass ihr nächstes Obergericht gerade die entgegengesetzte angenommen hat. Bey einem vom Unterrichter nach seiner Ansicht abgegebenen Erkenntnisse bleibt es dann nur, wenn keine *summa appellabilis* vorhanden ist, dahingegen dasselbe bey deren Daseyn jedesmal von dem Oberrichter reformirt wird. So muss der Unterthan die Erfahrung machen, dass von der Grösse und Wichtigkeit seiner Ansprüche das materielle Recht in Fällen dieser Art abhänge. Möchte doch die Staatsgewalt, sobald dergleichen zu ihrer Kenntniss gelangt, sogleich der augenfälligsten Ungerechtigkeit durch eine Declaration abhelfen, welches um so leichter geschehen kann, da es oft dem Gemeinwohl ganz gleichgültig ist, *welche* Ansicht gerade den Vorzug erhalte. Eine wichtige Frage ist immer die: Wie sollen die Präjudicien der höhern und höchsten Gerichtshöfe den Unterthanen bekannt gemacht werden? Nichts ist hier für den trägen, und nicht selbst forschenden Richter und Anwald bequemer als eine Sammlung von Entscheidungen einzelner Rechtsfragen ohne weitere Darstellung der denselben unterliegenden Facta und Rechtsgründe. Das Königreich Hannover besitzt ein solches Buch unter dem Titel: „Einhundert und achtzehn Entscheidungen des Oberappellationsgerichts zu Celle." Ueber den Nachtheil, welchen Schriften dieser Art, dadurch dass Mancher in Fällen, wo ganz andere Verhältnisse vorliegen, wegen einer solchen nicht verstandenen Entscheidung seine Sache bis zur höchsten Instanz fortsetzt, als auch vorzüglich für die Wissenschaft mit sich führen, ist wohl nur Eine Stimme. In derselben Kategorie stehen die von dem Vf. nur allegirten Entscheidungen von Gerichtshöfen, und man wird oft verlegen, wenn der Vf. am Ende irgend einer Erörterung sagt, dass nach diesen Grundsätzen vom Oberappellationsgerichte in Sachen NN. u. s. w. entschieden sey.

Ob dabey immer die so höchst nöthige Vorsicht beobachtet sey, kann nur derjenige beurtheilen, welchem die allegirten Entscheidungen bekannt sind. Wenn es in der zwölften Erörterung heisst, dass die Wiederholung der Schätzung des Augenscheins, u. s. w., die Stelle des *Gegenbeweises* vertrete, und gleich darauf gesagt ist, dass nach diesen Grundsätzen vom Oberappellationsgericht in vielen Fällen, und namentlich in Sachen NN. erkannt sey, so bezweifelt Rec. wenigstens, dass eines der ersten Tribunale Deutschlands diesen Grundsatz angenommen habe.

Unter den abgehandelten Materien des Civilrechts findet man Manches Treffliche über die Lehre von der väterlichen Gewalt, und von den, nach Beendigung derselben durch *separata oeconomia* eintretenden Verhältnissen. Sehr richtig ist gezeigt, dass ein aus der väterlichen Gewalt entlassener Minorenner, welcher ein eigenes Geschäft und einen besondern Haushalt führe, vor Gericht auftreten und Rechtsgeschäfte eingehen könne, ohne dadurch der, dem minderjährigen Alter ertheilten Rechts-Wohlthaten verlustig geworden zu seyn. Nur glaubt Rec., ungeachtet der allegirten *l. 3. C. de his, qui veniam aetatis impetraverunt*, nicht, dass ein solcher minorenner *paterfamilias* bey Veräusserung von Immobilien, der obrigkeitlichen Einwilligung bedürfe. Mit Recht hat der Vf. angenommen, dass die Hannöversche Verordnung vom 29sten Oct. 1822, welche die Controverse: Ob die von Minderjährigen, welche keinen *Curator* haben, vorgenommenen Rechtsgeschäfte nichtig seyen bejahend entscheidet, nicht auch solche Minderjährige auszudehnen sey, deren Vater noch lebt, und, nicht aus Unfähigkeit, die väterliche Gewalt nicht ausübt. — Ueber die Lehre vom Pfand-Rechte enthält dieser Band einige schätzbare Abhandlungen, die ein besonderes Interesse für den Hannöverschen Juristen haben, da sie über mehrere Controversen Erkenntnisse des Oberappellationsgerichts liefern: dahin gehört die 53ste Erörterung über das *jus separationis* der hypothecarischen Erbschaftsgläubiger, worin der Vf. der Meinung derjenigen beytritt, welche das *jus separationis* eines Hypothecarischen Erbschaftsgläubigers nicht an das *quinquennium* binden. Am Ende dieses Aufsatzes findet man ein vortreffliches Erkenntniss des Oberappellationsgerichts, welches Rec. gern auch von der 108ten Erörterung, über Faustpfandsgläubiger, sagen möchte, da es hier nur heisst, dass die entwickelten Grundsätze auch von dem Oberappellationsgerichte angenommen seyen. Dagegen liefern gar nichts neues die Abhandlungen über das gesetzliche Pfandrecht des Verpächters eines Landgutes; über das, dem Käufer einer mit Hypotheken beschwerten unbeweglichen Sache gegen den hypothecarischen Gläubiger zustehende *beneficium cessionis* (wobey ebenfalls zu untersuchen gewesen seyn würde, ob nicht auch der Käufer einer verpfändeten beweglichen Sache dieses Recht habe); über die Frage, ob ein hypothekarischer Gläubiger an einen Nachlassvertrag der übrigen Gläubiger gebunden sey; von der Wirkung des vorbehaltenen Eigenthums an der verkauften Sache, wenn über des Verpfänders Vermögen Concurs ausgebrochen ist.

Diejenigen Erörterungen, welche den Process betreffen, glaubt Rec ebenfalls nicht zu den gelunge-

genern zählen zu können. Die 8te Erörterung über liquide und illiquide Einreden im ordentlichen, und im Executiv-Processe, so wie die 9te, über Eidesdelation zur Begründung einer Einrede im Executiv-Processe haben gar kein Verdienst, da die erstere nur längst bekannte Dinge, die andere einen durch Hannöversche Gesetze deutlich bestimmten Satz abhandelt. Nichtssagend heisst darin, dass der Executiv-Process nur dann Statt finde, wenn seine Erfodernisse vorhanden seyen, und unrichtig ist der Ausdruck, der Eid sey ein *in continenti liquides* Beweismittel. Man spricht von liquiden Klagen, Einreden, Sätzen, u. dergl., nicht aber von liquiden Beweis*mitteln*.

Am wenigsten kann Rec. mit dem Vf. in den von demselben abgehandelten Lehren aus dem Beweisverfahren übereinstimmen. Zwey Erörterungen (11. und 12.) sind dem Beweise durch *peritos in arte* gewidmet. In der ersten ist der Grunsatz aufgestellt, dass der Richter nicht verbunden sey, das Gutachten der Sachverständigen schlechterdings zu befolgen, wenn dasselbe nicht auf deutlichen, unverkennbar richtigen Gründen beruhe. Rec. glaubt, dass in dem Falle, wenn Sachverständige ein eigenes Beweismittel ausmachen (nach der von Mittermaier so consequent durchgeführten Distinction) der Richter alsdann unbedingt an die Gutachten der Sachverständigen gebunden sey, wenn sie gegen den Producenten lauten. Diesem lag der Beweis ob, wenn er mit seiner Intention durchdringen wollte. Wird das *thema probandum* durch die von ihm innerhalb der Beweisfrist vorgeschlagenen Sachverständigen nicht erschöpft, so wird der Beweis immer für nicht erbracht zu erkennen seyn. — Der Vf. hält ein, über das Resultat dieser Beweisführung abgegebenes Erkenntniss für nichtig, wenn der Richter nicht zuvor die Parteyen über diese Gutachten gehört habe, und allegirt dabey Martin, welcher aber in der angeführten Stelle seines Handbuchs gerade die entgegengesetzte Meinung angenommen hat. Die Gründe des Vfs. haben den Rec. nicht vermögen können, ihm beyzutreten, die bereits von Gönner bey dieser Gelegenheit angef. Gesetze werden nur von dem Falle, wenn die Parteyen über bestimmte Sachverständige compromittirt haben, und das hierüber verordnete alsdenn anzuwenden, wenn die Kunstverständigen ein besonderes Beweismittel im Processe sind, ist sehr gewagt, wie schon Mittermaier in Beziehung auf eine Bestimmung der l. 6. S. 1. C. *de sec. nupt.* bemerkt hat. Freylich modificirt sich jedoch manches da, wo die Praxis (gegen die, wie Rec. glaubt, richtige Ansicht) dem Producten erlaubt, ebenfalls Sachverständige vorzuschlagen, ohne dass diess als eigentlicher Gegenbeweis betrachtet wird, wie solches namentlich in den Hannoverschen Gerichten der Fall ist. — Eine Wiederholung der Beweisführung durch Kunstverständige, welche der Vf. in der *zweyten* Abhandlung für unbedingt statthaft hält, wenn Unbilligkeit oder Unrichtigkeit der ersten Gutachten hervorgeht, ist nach des Rec. Ansicht niemals zuzulassen, wenn Kunstverständige ein eigenes Beweismittel sind. Der Vf. will dann diese Wiederholung als Gegenbeweis betrachtet wissen. Demnach wäre sie schon undenkbar, wenn sie im Interesse des Producenten läge; der Product dagegen kann nur dann dazu berechtigt seyn, wenn die ihm zum Gegenbeweise bestimmte Frist noch nicht verstrichen ist; und ist diess nicht der Fall, so kann man es überhaupt nicht eine Wiederholung nennen, sondern das Ganze reducirt sich auf den nie bezweifelten Satz, dass auch bey diesem Beweismittel der Product zu einer Gegenbeweisführung berechtigt sey. — Die in dem Aufsatze über den Beweis der Verneinungen ausgesprochene Ansicht, dass demjenigen, welcher eine Negation behaupte, nur dann der Beweis derselben obliege, wenn nicht die Affirmation zum Gegenbeweise gehöre, hält Rec. für durchaus irrig, da er nur das als wahre Negative anerkennen kann, wo gerade die Affirmation zum Gegenbeweise gehört, und klare Gesetze, namentlich die *l.* 10. *D. de verbor. obligatt.* den Beweis einer solchen Negative fodern. Auffallend ist es, dass gerade in diesem Bande, in der 87sten Erörterung ein Erkenntniss der Celleschen Justiz-Canzley steht, worin der, hier von dem Vf. aufgestellten Regel durchaus entgegengehandelt ist. Es lautet dasselbe so: „Würde Implorat darthun, dass das befragliche Haus zur Zeit des geschlossenen Contracts, überhaupt, oder in einzelnen Theilen desselben von Wanzen inficirt gewesen, und ihm solches vom Kläger *verschwiegen* sey, u. s. w." Der Beweis, das es ihm verschwiegen, d. h., dass es ihm nicht gesagt sey, ist eine Negative, und der Gegenbeweis, dass Kläger es dem Beklagten vorher angezeigt habe, eine Affirmative. Nach des Vfs. Theorie musste dem Kläger der Beweis auferlegt werden, dass er seinen Contrahenten von den Wanzen früher unterrichtet habe. Obgleich diess Erkenntniss der eigenen Theorie des Vfs., welche Rec. bestreitet, entgegen ist, so würde Rec. dennoch hier ebenfalls anders erkannt haben. Der Beklagte, hatte seine Einrede damit, dass er das Vorhandenseyn der Wanzen bewies, begründet; dass Kläger ihn davon nicht unterrichtet habe, gehört nicht zum Grunde dieser Einrede, vielmehr muss Kläger seine Replik, dass er vorher den Beklagten damit bekannt gemacht habe, erweisen. —

Zu den unbefriedigenden Erörterungen gehört ein Aufsatz über die Zulässigkeit äquipollenter Beweisführungen. Als Präliminarpunct hätte untersucht werden sollen, welches die beste Art der Abfassung eines Beweis-Interlocuts sey, wie diess Gönner und Grolmann so trefflich entwickelt haben, und hieraus war denn, nach einer Darstellung, was eine äquipollente Beweisführung sey. die aufgeworfene Frage zu beantworten, wenn sich nicht vielleicht ergeben hätte, dass bey richtig abgefassten Beweis-Interlocuten dieselbe gar nicht vorkommen könne. Dagegen stimmt Rec. den Ansichten des Vfs. über Reprobatorial-Artikel, über Ge-

Gewissensvertretung (welche letztern für das Königreich Hannover durch die Ob-App-Ger-Ordnung gesetzlich sanctionirt sind), über die Regel: *testes et documenta per productionem fiunt communia*, völlig bey.

Die Aufsätze über Lehren des Criminalrechts bezielen gröſstentheils Hannöversche Landesverordnungen. Ganz neu war dem Rec. die gewiss richtige Ansicht, dass zur criminellen Bestrafung des *stupri tertia vice reiterati* eine frühere polizeiliche Bestrafung erfoderlich sey. Ein Versehen ist es wohl nur, wenn in dem, diesen Gegenstand abhandelnden Aufsatze, den *gemeinen* peinlichen, die *Reichs*- und Landespolizey-Gesetze entgegengesetzt sind. Bey mehrern andern Erörterungen kamen entweder ganz unbestrittene Sätze vor, oder wenn auch Controversen berührt worden, so sind doch für dieselben keine neuen Gründe angegeben. Dieses betrifft namentlich, die Erörterung über den Suspensiv-Effect der Rechtsmittel im Criminalprocess; über die erfoderliche Gegenwart von zwey Beamten bey wichtigen Criminalverhören, (hier hätte untersucht werden sollen, welche Verhöre das Gesetz hierunter begreift), über die Strafbarkeit der Nichthinderung eines Verbrechens u. s. w.

So manches auch bisher zu tadeln war, so hat dennoch der Vf. seinen alten Ruhm als glücklicher Forscher in Lehren des deutschen Privatrechts, und des vaterländischen Hannoverschen Rechtes behauptet. Hier darf er unbedingt als Muster aufgestellt werden, und sein Verdienst ist dabey um so gröſser, als gerade dieser Theil der Wissenschaft so unverhältnissmäſsig wenig erörtert ist, und zwar wohl deſswegen, weil man bey jedem Schritte auf neue Schwierigkeiten stöſst. Da ein einzelnes Durchgehen dieser Abhandlungen eine weitläuftige Relation von particularrechtlichen Instituten erfodern würde, so muss Rec. sich leider auf weniges beschränken. — In einer im Fürstenthum Osnabrück für die Gutsherrn und eigenbehörigen Leute und Güter am 25sten April 1722 erlassenen Verordnung heiſst es: „dafern auch der Gutsherr ein Stück Holz nöthig hat, so bleibet demselben frey, solches vom Erbe hauen zu lassen. Bey diesen höchst unbestimmt gefassten Ausdrücken muſste es zweifelhaft bleiben, was unter einem „Stück Holz" zu verstehen sey, ob der Gutsherr nur dann diess Recht habe, wenn seine Privatforsten kein hinlängliches Holz zu einem vorhabenden Baue liefern, ob er auch dann dazu befugt sey, wenn des *colonus* eigener Bedarf darunter leiden würde, u. s. w. Alle diese höchst schwierigen Fragen sind gründlich beantwortet, und durch ein beygefügtes Erkenntniss des Oberappellationsgerichts bestätigt. — Nicht minder vortrefflich ist eine Abhandlung über die verschiedenen Arten des Forstzinses, worin gezeigt ist, wie es zwey, in ihren rechtlichen Verhältnissen ganz von einander verschiedene Arten desselben gebe, die eine, als Anerkennung des einem Dritten zustehenden *dominii directi*, die andere als eine Preisbestimmung für das zu liefernde Holz. Die Frage: ob bey der letztern Art die Präsumtion für eine unveränderliche, oder für eine, nach dem currenten Holzwerthe sich verändernde Taxe streite, kann nur nach den Grundsätzen des des Civilrechts über das *pactum de retro emendo* und *de retro vendendo* beantwortet werden. Ausgezeichnet sind noch die Aufsätze, über die freyen, aber schatz- und reihepflichtigen Höfe nach den Rechten des Fürstenthums Osnabrück; von der Erbfolge des weiblichen Geschlechts in die Meier- und Colonat-Güter, und deren Besitznahme durch Beheirathung, über den Beweis des Sackzehntens u. s. w. Möge es dem Vf. gefallen, auf diesem schwierigen Wege fortzufahren, um der Wissenschaft neue Aufschlüsse zu verschaffen. Solche Abhandlungen werden leider selten in unsern Zeiten, wo man unter theoretischen, auf die Praxis nie einwirkenden Untersuchungen, den eigentlichen *Zweck* der Wissenschaft so oft vergiſst.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, in der Weygandschen Buchh.: *Medaillons*, oder Gemälde aus der Gallerie des Lebens im verjüngten Maaſsstabe, von *Karl Blumauer*. 1823. VIII und 272 S. 8.

Der Vf. dieser kleinen Scenen aus dem Leben, kurzen Geschichten und einzelnen Betrachtungen ist nicht ohne eine gewisse ansprechende Eigenthümlichkeit in Form und Sprache, welche bald an *Fr. Jakobs*, bald an *Hebel* (dessen Aufsätze im rheinischen Hausfreunde) erinnert. Zuweilen verführt ihn jedoch das Streben, neue Bilder und Wendungen anzubringen, zu Gesuchtem und Geschrobenem z. B.: „die Seele ging ihm vor Freuden auf wie die rothflammende Tulpe vor dem Strahle der Sonne." — „als der Sonne Dienerin, die Dämmerung, ihre rothen Rosentöpfe am Himmel heraussetzte." — „Es sieht unter dem Knopfloche ehrenroth aus, wenn auch kein buntes Ordensband darin hängt." — „Die Lippen maien." — Bey den beiden letzten Ausdrücken ist nicht einmal ihr Sinn deutlich. An andern Orten wird auch der Sprache Gewalt angethan; z. B.: „die Augenglänzende Mutter" — „eine sich zugetragene Geschichte." Uebrigens aber können wir diesen kleinen Gemälden das Zeugniss nicht versagen, dass wir sie gern angeschaut, und den Künstler der sie entworfen, als einen Mann voll edlen Sinnes und wackern Strebens kennen gelernt haben.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1824.

LITERATURGESCHICHTE.

DARMSTADT, bey Leske: *Allgemeine Schulzeitung. Ein Archiv für die neueste Geschichte des gesammten Schul-, Erziehungs- und Unterrichtswesens, der Universitäten, Gymnasien, Volksschulen und aller höheren und niederen Lehranstalten.* In Verbindung mit *J. Chr. Fr. Gutsmuths*, Dr. *J. P. Pöhlmann*, *J. A. Schneider*, Dr. *H. Stephani*; Dr. *G. B. Winer* u. A., herausgegeben von *Karl Dilthey*, Dr. der Philos. und Prof. am Gymnasium zu Darmstadt, und *Ernst Zimmermann*, Dr. der Theol. und Hofprediger daselbst. *Erster* Jahrgang. 1824. Jan. bis Jun. 464 S. gr. 4. (d. Jahrg. 3⅓ Thlr.)

Dem für Beförderung des Guten durch Kirche und Schule so unermüdet thätigen und wirksamen Herausgeber der *Allg. Kirchen-Zeit.*, Hr. Dr. *E. Zimmermann*, wurden bald, nachdem diese Kirchenzeitung ihren Anfang genommen hatte (im Jul. 1822.), neben den die kirchlichen Angelegenheiten betreffenden Artikeln zugleich so viele Nachrichten und Aufsätze, welche in das Schulwesen einschlagen, zugesendet, dass es an Raum gebrach, dieselben der *K. Z.* einzuverleiben; auch hätte es als eine Geringschätzung des Schulwesens angesehen werden können, ihm nur den von kirchlichen Nachrichten übrig bleibenden Raum zu widmen. Hr. *Z.* hielt es also für passend und gerathen, ausser seiner mit so allgemeinem Beyfalle aufgenommenen *K. Z.* als Seitenstück zu derselben, jedoch unabhängig von ihr, in Verbindung mit einem Mitherausgeber und mit mehreren genannten und ungenannten Mitarbeitern, auch eine *Allg. Schul-Zeitung* herausgegeben, wovon des ersten Jahrganges 6 erste Hefte dem Rec. vorliegen. Die nahe Verwandtschaft, die unzertrennliche Verbindung und der gemeinschaftliche letzte Zweck beider Anstalten zur Fortbildung und zum Heil der Menschheit (der Schule und der Kirche) kann und wird freylich hiermit nicht geleugnet werden sollen, und eben so wenig von den wackern Mitarbeitern irgendwo unberücksichtigt bleiben. Aber eine andere Frage ist doch diese: ob es nicht zuträglich gewesen wäre, beiden Instituten nur Eine Zeitung, die doch, als Zeitung betrachtet, immer nur das Geschichtliche zum Hauptinhalte haben wird, zu widmen; in ihr die Uebereinstimmung zwischen Schule und Kirche hinsichtlich ihres höchsten Zweckes und ihre Verschiedenheit hinsichtlich des Gebrauches der Mittel, durch Erzählung von Thatsachen anschaulich zu machen; diese Thatsachen von Orten, Ländern oder ganzen Staaten zu entlehnen, wo bald jene auf Kosten dieser, bald diese zum Nachtheil jener hervorgehoben oder in den Schatten gestellt wird; das fröhliche Gedeihen oder das schmerzliche Hinwelken der Einen und der Andern als Folge der Behandlungsart, die man jeder von ihnen zu Theil werden lässt, in Beyspielen aus der neuesten Zeitgeschichte darzustellen u. m. dergl.; und hiermit eine *Kirchen- und Schul-Zeitung* zu liefern, wie sie, trotz der grossen Menge von Zeitschriften, die es entweder mit der Einen, oder mit der Andern, Anstalt zur Veredlung der Menschheit ausschliesslich zu thun haben, gegenwärtig noch nicht besteht? Erst dann wird man sich dem herrlichen Ziele einer wahrhaft gebildeten und für das Höhere in aller Absicht gewonnenen Menschheit nähern, wenn man *um der Schule willen* der Kirche die gebührende Achtung und Theilnahme beweist, und *um der Kirche willen* für die Schule die weiseste und thätigste Sorgfalt hegt. Scheinen hierbey zwar nur die untersten Volksschulen hauptsächlich berücksichtigt werden zu müssen: so leidet es doch gar keinen Zweifel, dass auch die höhern Schulanstalten, bis zur academischen Hochschule hinauf, in einen Gesichtspunct gestellt und nach einer Maassregel behandelt werden können, die sie zur Errichtung des einzig vernünftigen Zweckes der Kirche, zur geistigen und sittlichen Veredlung des Menschen, geeignet und wirksam macht. — Hr. Dr. *Z.* sagt übrigens mit Recht in der Ankündigung der *Sch. Z.*: es bedarf keines Beweises, dass die Jugendbildung, sowohl allgemeine Menschenerziehung, als specielle Bildung und Vorbereitung für einzelne Stände und Berufszweige, wichtig genug ist, Gegenstand einer eigenen historischen Zeitschrift zu werden, woran es *in dieser Allgemeinheit* bis jetzt gänzlich gefehlt hat. „Ueber Plan und Einrichtung der Zeitung selbst, zu deren Herausgabe die auf dem Titel bemerkten u. A., theils als praktische Pädagogen, theils als für die Jugendbildung lebhaft sich interessirende Männer, bekannte Theilnahme mit Hrn. *Z.* sich verbunden haben, heisst es in der die *erste* Nr. eröffnenden Einleitung." Die *Schule*, in der weitesten und umfassendsten Bedeutung des Wortes, ist das Object unserer Zeitschrift." Da nun die Schule alle die einzelnen Anstalten in sich begreift, deren Bestimmung es ist, den Menschen entweder für das Menschenleben überhaupt, oder für einen Familienkreis, oder für

für die Zwecke und den Dienſt des Staates, und für die beſondern Berufsarten in demſelben zu bilden: ſo ſoll die *Sch. Z.* eine *allgemeine* ſeyn. „Sie ſoll ſich weder auf gewiſſe Länder, Religionen und Confeſſionen, noch auf beſondere Lehr- und Erziehungsanſtalten einſchränken, ſo wird vielmehr von den Univerſitäten und Gymnaſien, und von dem auf Hochſchulen unter Lehrern und Schülern herrſchenden Geiſte an bis zum Treiben einer kleinen Dorfſchule herab Alles umfaſſen, was Menſchenerziehung und Menſchenbildung betrifft u. ſ. w. Als *Zeitung* betrachtet iſt ihr Inhalt zunächſt hiſtoriſch; „in einer geſchichtlichen Ueberſicht berichtet ſie über das, was *in* der Schule, *für* und *durch* ſie, geſchieht." In ſofern jedoch Geſchichte ohne Urtheil nicht gedacht werden kann und die Frage: was geſchieht? die Andre: was könnte, was ſollte geſchehen? von ſelbſt herbeyführt: ſo ſind zwar alle nichtgeſchichtliche, wie theoretiſche Abhandlungen ausgeſchloſſen: nicht aber kritiſche, mit Ruhe und Würde angeſtellte Beleuchtungen der neueſten Erſcheinungen im Gebiete der Schule. Recenſionen ſind ausgeſchloſſen, doch, wenn das Unternehmen gelingt, zu einer *Allg. Liter. Zeitung für Prediger und Schulmänner*, als Zugabe zu den allgemeinen Kirchen- und Schulzeitungen, Hoffnung gemacht. — Der geſammte Inhalt in folgende 6 Hauptrubriken vertheilt: I. *Schul-, Erziehungs- und Unterrichtswesen überhaupt.* Auſser den allgemeinen Principien, Erſcheinungen, Vorſchlägen, Verfügungen, betreffend das Schulweſen, wird hier auch die Stellung und das Verhältniſs der Schulen im Staate und zu der Kirche, nebſt den Verhandlungen darüber in den landſtändiſchen Verſammlungen zur Sprache gebracht werden. II. *Univerſitäten.* III. *Gymnaſien, Lyceen* u. ſ. f. Schilderung ihres jetzigen Zuſtandes, neue Anordnungen, Erſcheinungen in dem jetzt ſtark bewegten akademiſchen Leben, Bekanntmachungen von Programmen, Diſſertationen, Vorleſungen, Preisaufgaben u. ſ. w. IV. *Volksſchulen*, ſie heiſsen nun Elementar-, Bürger-, Stadt-, Landſchulen; Seminarien; neue Lehrmethoden; Verhältniſſe der Schullehrer u. ſ. w. V. *Real-, Special und Privatſchulen*; Induſtrie-, höhere Töchter- (Mädchen-) ſchulen; Taubſtummeninſtitute; alle der Bildung zu irgend einem beſondern Berufe gewidmete Anſtalten. VI. *Miscellen*; aphoriſtiſche Bemerkungen über Pädagogik und Schulweſen. — Der Umfang deſſen, was geleiſtet werden ſoll, iſt, wie man ſieht, groſs genug; und wer ſich für die gute Sache der Menſchheit intereſſirt: dem kann eine Zeitung dieſes Inhalts und dieſer Tendenz nicht anders, als ſchätzbar ſeyn. Auch darf Rec., nachdem er die 6 erſten Monatsſtücke geleſen hat, verſichern, daſs ſie leſenswerth ſind und für die Zukunft Leſenswerthes erwarten laſſen. Es wird nicht undienlich ſeyn, wenigſtens auf einige ſchätzbare Aufſätze kurz hinzudeuten.

Im *Januar*ſtück wird unter Anderm von der in öffentlichen Blättern enthaltenen Sagen, daſs ſtatt der, unter der Fremdenherrſchaft aufgehobenen, Hochſchule zu *Helmſtädt* die Reſidenzſtadt *Braunſchweig* eine Univerſität erhalten werde, Anlaſs genommen, zu zeigen, nicht nur, wie wünſchenswerth für die Braunſchweigiſchen Länder der Beſitz einer eigenen Univerſität ſey, ſondern zugleich, daſs ſich die Reſidenz vorzüglich dazu eigene, eine ſolche hohe Bildungsanſtalt in ihrer Mitte zu haben. Rec. tritt dem Wunſch und den Vorſchlägen des ungenannten Vfs. in *erſter* Hinſicht ganz bey. Auch läſst ſich es kaum anders denken, als daſs, worauf in einer ſpätern Nr. angetragen wird, die Güter, welche die königl. weſtphäliſche Regierung Helmſtädt entzog und Göttingen und Marburg zuwendete, von den jetzigen Regierungen der rechtmäſsigen Behörde nicht gern ſollte zurückgegeben werden. „Sie, ſagt der Correſpondent, die faſt Alles, was Jerome Napoleon that, für illegal erklärten, werden gewiſs keinen Anſtand nehmen, einen ſo legalen Wunſch zu erfüllen." Sogern übrigens Rec. zugiebt, daſs ſich in Braunſchweig vieles vereinigt, was einer da zu gründenden Univerſität zum Vortheile gereichen würde: ſo iſt er doch der feſten Meynung, daſs ſich in der Regel eine Reſidenzſtadt weniger, als jede andre, übrigens mit den nöthigen Anſtalten und Bequemlichkeiten verſehenen Stadt, wie z. B. Helmſtädt, zum Sitze der Hochſchule eigene. Er kennt aus eigener mehrjähriger Anſicht die Vortheile und die Nachtheile, welche daraus entſpringen, wenn eine Univerſitätsſtadt zugleich eine Reſidenzſtadt iſt; aber er hat ſich nie davon überzeugen können, daſs dieſe von jenen überwogen werden. Was von dem Prof. *Balſer* u. a. in den groſsherzogl. heſſ. Landtagsverhandlungen gegen die in Vorſchlag gebrachte Verlegung der Univerſität *Gieſsen* nach *Darmſtadt* vorgetragen wurde, verdient die reiflichſte Erwägung. Von *Soeſt* in Weſtphalen wird S. 28 f. eine kurze Geſchichte der Schickſale, welchen die Anſtalten zur Bildung der Volksſchulen im Herzogthume Weſtphalen unmittelbar vor, während, und bald nach der franzöſiſchen Dienſtbarkeit unterworfen waren, erzählt. Mit wahrer Freude verweilt man bey den Rieſenſchritten, welche zur Verbeſſerung dieſer Anſtalten geſchahen, ſobald das Land unter königl. preuſsiſche Regierung kam und die Vorſchläge des Conſiſtoriums zur Aufrechthaltung und Erweiterung der faſt ganz verfallenen Seminarien an dem Miniſter des Innern Fr. *v. Schuckmann* die kräftigſte Unterſtützung erhielten. Anſtatt der kleinen Seminarien zu *Petershagen* bey Minden, zu *Teklenburg* und zu *Weſel* am Rhein, die in Ermangelung hinlänglicher Mittel immer tiefer ſanken, und von denen das Letzte im J. 1806. nach *Soeſt* verlegt wurde, aber auch hier bis 1816. ſo wenig gedieh, daſs nur noch 18 Seminariſten darin gebildet wurden und der ganze Koſtenaufwand jährlich noch lange nicht 1000 Thlr. betrug — beſteht jetzt ein zu *Soeſt* neu errichtetes Seminarium zur Bildung der Elementarlehrer für die evangel. Schulen in den 3 Regierungsbezirken der ganzen Provinz Weſtphalen, das mit königlicher Freygebigkeit unterſtützt wird, aller den Forderungen der Zeit angemeſſener Verbeſſerungen im Innern und Aeuſsern ſich erfreut, und ge-

gegenwärtig, nachdem es seit seiner Wiederherstellung schon über 60 Seminaristen an die Schulen abgegeben hat, noch 57 Seminaristen zählt. — Die 5., 6 und 7te Nr. enthält einen gediegenen Aufsatz aus *Darmstadt* über *das einzige sichere und gerechte Mittel, die Bedürfnisse für das Volksschulwesen aufzubringen.* „Der Staat, heisst das Motto zu diesem Aufsatze, welcher die Volksschule nicht als sein liebstes und theuerstes Kind behandelt, sie nicht selbst mit liebevollen Händen pflegt, sondern sie der egoistischen Engherzigkeit einer Gemeinde überläſst, ist der unnatürlichen Mutter ähnlich, welche das Kind ihres Leibes, statt ihm selbst die Mutterbrust zu reichen, einer Säugamme überläſst." Der ungenannte Vf. glaubt, und wie Rec. meynt, mit Grund: nicht früher werde für die Volksschulen, und mit ihnen für das Volksleben und das innere Heil des hessischen Vaterlandes, eine neue erwünschte und rühmliche Periode beginnen, als wenn die Volksschulen für Staatsanstalten erklärt werden, oder: wenn der Staat an Alle, welche er in seinen Verein als Staatsbürger aufnehmen und betrachten soll, die unerlaſsliche Forderung macht, daſs sie die nöthige Vorbildung für die allgemeinen Zwecke des Staates besitzen, wenn folglich der Staat nicht bloſs, wie es hier und da häufig geschieht, in das Schulwesen gebietend eingreift und es reguliert, sondern *wenn er selbst die Volksschulen* (nur von ihnen, nicht von den Hochschulen, Gymnasien, Industrieschulen, ist hier überall die Rede) *gründet*, sie unterhält, für ihr Gedeihen die thätigste Sorgfalt trägt. In letzter Hinsicht wird auf Einführung einer allgemeinen, und zwar nach Vermögensklassen einzutheilenden, *Familienschulsteuer* angetragen, so nämlich, daſs die Steuerquote jeder Familie im Durchschnitte zwar 3 fl. 7½ kr. betrüge, jedoch mit Rücksicht auf die Verschiedenheit des Einkommens von den Vermögendsten 12 fl. von dem Dürftigsten nur 24 kr. (welche letzte aus den Gemeindekassen entrichtet würden) jährlich zu bezahlen wären. Bey diesem Anschlage müſste dann die Zahl der Kinder in jeder Familie wohl berücksichtigt werden, so, daſs die kinderreichsten Familien *caeteris paribus* am meisten verschont würden, vermögende Eheleute aber, die nur wenig, oder gar keine Kinder hätten, und wohlhabende Hagestolze, die stärkste Steuer zu entrichten hätten. Dem Rec. sind viele der in diesem Aufsatze enthaltenen Gedanken wie aus der Seele geschrieben; und oft hat er sich darüber gewundert, daſs zu einer Zeit, wo die Staaten für das Schulwesen so groſse Thätigkeit zeigen, gleichwohl so wenig feste und durchgreifende Maasregeln ergriffen werde, um nur erst einmal den armen Schullehrern ein sorgenfreyes Auskommen zu sichern und sie gegen das Drückende des Schulgelderhebens zu schützen. — Nach S. 86 f. ist das Schullehrerseminarium zu *Marburg*, welches seinen Ursprung dem Vermächtnisse eines Privatmannes (Obristen v. *Schuler* zu Marburg) zu verdanken hat, durch Kurf. *Wilhelm II.* mit einem jährlichen Zuschusse von 300 Thlr. verbessert worden; gleichwohl kann sich die Anstalt, die jetzt 22 Seminaristen zählt und an dem Inspector *Nöding* einen recht tüchtigen Vorsteher hat, hinsichtlich ihrer Einkünfte nur mit den wenigsten ihrer Schwesteranstalten messen. Ueberall gehören Zuschüsse zu einzelnen Instituten dieser Art, so dankenswerth sie an sich sind, doch zu den Zeichen, daſs an eine Radikalkur des Ganzen wohl sobald noch nicht zu denken ist. — *Baiern* zählt gegenwärtig 21 gelehrte Hauptschulen, nämlich 14 Gymnasien mit 4 —, ein Progymnasium mit 2 —, eine lateinische Vorbereitungsschule mit 2 Classen u. s. w. Nachahmungswerth ist die Anordnung, nach welcher von allen Gymnasien jährlich ein gedruckter Jahresbericht erscheint, worin Rechenschaft über ihren Zustand und den Fortgang der nach höherer Geistesbildung strebenden Nationaljugend abgelegt werden soll. (S. 90 f.) Möchten solche Jahresberichte hier und anderwärts nur immer die lauterste Wahrheitsliebe zur Quelle haben, und nie und nirgendwo einer Ostentation gleichen, deren vortheilhafte Wirkung vorübergehend, die nachtheilige aber dauerhaft und insgemein unheilbar ist! — In der *Anzeige der neuesten Schulschriften*, die in der 24sten u. v. a. Nrn. ziemlich vollständig gegeben wird, erhält man aus einem Programm des Gymnasiums zu *Hirschberg* von dem Director *Körber* folgendes *Predigtthema*, welches, nach der Versicherung eines Prof. der Theologie, sogar in neueren Zeiten von einer Kanzel herab gehört worden seyn soll: „*Die Natur, ein Affe Gottes.*" Th. 1. „*ob sie es ist?*" Th. 2. „*Ja, Ja!*" (Unwillkürlich fällt einem dabey die Frage ein: ob nicht der sinnreiche Vf. dieser Predigt noch in einem 3ten Theile sich selbst als Naturkind zum augenscheinlichsten Beweise der Wahrheit seines Hauptsatzes hätte darstellen sollen?) S. 198. *Das Gymnasium in Koburg*, S. 225 f. Aus der zweckwidrigen Verfassung, worin sich diese 1605 gestiftete, fast nur auf Lateinisch und Griechisch berechnete Schulanstalt nahe an 200 Jahre erhielt, ging dasselbe unter dem Minister v. *Kretschmann* 1803 in einen erträglicheren Zustand über, erhielt aber erst 1818 eine wahrhaft verbesserte innere und äuſsere Einrichtung unter dem jetzigen Director Dr. *Wendel*, auf welche *Baumgarten-Crusius* Worte anwendbar sind: „Wir sind darüber einverstanden, daſs der Grund der gelehrten Bildung, die nichts, als eine tiefer begründete und in Zeit und Grenzen umfassendere Menschenbildung seyn soll, im Studium der Sprache und besonders der klassischen Literatur besteht." Einer recht zweckvollen und zeitgemäſsen Einrichtung erfreut sich gegenwärtig die zu *Wolfenbüttel* bestehende und S. 229, 238 ff. ausführlich beschriebene *Mädchenschule*, oder, wie man sie häufig lieber titulirt, *Töchterschule*: (als ob *Söhneschule* eine richtigere Benennung wäre, als *Knabenschule?*) Mehrere Aufsätze, z. B. die *Ueberſicht der gelehrten und volksthümlichen Bildungsanstalten in Dänemark*, (S. 241, 281, 294 f.) die vollständige und gründliche Beschreibung des *Gymnasiums zu Darmstadt* (S. 249 — 280), nebst angehängten kurzen Autobiographien aller jetzigen Lehrer an demselben; die durch mehrere Nrn.

fort-

fortgesetzte *Uebersicht der Vorlesungen, welche im Sommerhalbjahre 1824 auf allen deutschen Universitäten* (Greifswald, Kiel, Königsberg, Landshut, Leipzig und Rostock, von wo die Verzeichnisse noch nicht eingegangen waren, ausgenommen) *gehalten worden* — u. m. a. verdienten um ihres Inhalts willen eine nähere Anzeige; Rec. muss aber den Raum schonen und empfiehlt sie, so wie die ganze Schulzeitung dem eigenen Lesen eines jeden, dem an einer genaueren Kenntniss der Fortschritte höherer und niederer Schulen gelegen ist.

PAEDAGOGIK.

NEUSTADT a. d. O., b. Wagner: *Das Buch für Aeltern*, oder wann dürfen Aeltern hoffen, von ganzem Herzen fromme Kinder zu erziehen? von *Friedrich Erdmann August Heydenreich*, Senior und Pastor an der Stadtkirche zu Merseburg. (1822.) 83 S. in 8.

Der würdige Vf. dieser Schrift ist schon seit einer so langen Reihe von Jahren als fleissiger Schriftsteller bekannt, dass Rec. etwas Ueberflüssiges thun würde, wenn er auf dessen Eigenthümlichkeiten, auf das Lobens- und Tadelnswerthe dieser, wie seiner andern zahlreichen Schriften besonders aufmerksam machen wollte. Es genüge daher an der Versicherung, dass auch diese kleine Schrift sich durch lichtvolle Klarheit und richtige Zusammenstellung der Gedanken auszeichnet, dass aber auch sie nicht ganz frey von Wiederholungen und von einer gewissen Breite und Redseligkeit ist, zu welcher der Vf. hier um so eher verleitet wurde, da er von der Wichtigkeit des behandelten Gegenstandes tief durchdrungen, sich gern Jedem, auch dem weniger Gebildeten, ja selbst dem schlichten Landmann, durchaus verständlich machen wollte. Das ist ihm dann auch in sehr hohem Grade gelungen, und die Wärme und Herzlichkeit, welche über das Ganze sich gleichmässig verbreitet, wird gerade den Kreis von Lesern, wie ihn der Vf. sich dachte, besonders ansprechen. Neues findet sich über den behandelten Gegenstand in dieser Schrift zwar nicht, aber nichts desto weniger ist sie Aeltern, welchen das Wohl ihrer Kinder redlich am Herzen liegt, angelegentlich zu empfehlen, und Prediger und Schullehrer werden sich ein Verdienst um ihre Gemeinen erwerben, wenn sie für deren Verbreitung bey denselben sorgen.

Die Schrift zerfällt nebst einem einleitenden Vorworte (von der hohen Bedeutung des Vater- und Mutternamens, der älterlichen Liebe, von deren Wirksamkeit für das Glück der Kinder, besonders in Hinsicht ihrer Erziehung zu frommen Menschen, die es von ganzem Herzen sind) in 6 Abschnitte, deren Inhalt kurz angegeben werden soll. 1) *Richtige Vorstellung von der wahren Frömmigkeit.* Sie besteht (S. 13) darin, dass man, was man als Recht und gut (als Gottes Willen) erkennet, darum, weil es recht und gut ist, in jeder Hinsicht und beharrlich thut. 2) *Grosser Werth einer solchen Frömmigkeit*, an sich und in ihren Wirkungen auf den Frommen selbst und auf das allgemeine und besondere Wohl Anderer. 3) *Hoher, vielfacher Werth einer solchen frühen Frömmigkeit.* 4) *Dass und warum Aeltern, vor Allem, verbunden sind, ihre Kinder so fromm zu erziehen.* Das Bekannte sehr gut und eindringlich zusammengestellt, zugleich ein ernstes Wort an die, welche Aelternstelle vertreten. 5) *Wie Aeltern eine solche Frömmigkeit bewirken. a) Auf die rechte Art.* Eignes Beyspiel, verbunden mit einem mehr gelegentlichen und zufälligen Unterrichte; (gewiss ein sehr wirksames, aber oft ganz vernachlässigtes, oft verkehrt angewendetes Mittel;) bestimmter Unterricht in den Ortsschulen oder durch besondere Lehren. (Möchten nur die Ersteren nicht immer noch an vielen Orten so viel zu wünschen übrig lassen, und alle Aeltern auf das merken, was der Vf. ihnen bey der Wahl eines besonderen Lehrers, in Hinsicht auf die religiöse Bildung ihrer Kinder, zu beherzigen giebt!) Sorgfältige, unablässige Berücksichtigung dessen, was sonst auf die Kinder einwirkt; (Hausgenossen, Nachbarn, Dienstboten, andere Kinder;) anderweitige Beschäftigungen der Kinder, besonders über das Bücherlesen (höchst wichtig besonders für unsre Zeit.) Einfluss auf Frömmigkeit, welche die Verhältnisse haben, in welche Kinder gewöhnlich dann versetzt werden, wenn sie die Schuljahre beendiget haben und das aelterliche Haus verlassen. 6) *Warnung vor falschen Mitteln zur frommen Kindererziehung.* Dass man die Frömmigkeit in die Kinder *hineinzürnen, hineinloben, hineinüben* will. Mangelnde Eintracht der Aeltern bey dem Erziehungsgeschäfte. — 7) *Mannigfache Wirkung einer solchen Erziehung für Kinder und Aeltern*; auch wenn sie nicht von der gehofften Art bey den Kindern seyn sollten.

Bey einer neuen Ausgabe, welche wir dieser Schrift wünschen, wird ihr Nutzen erhöht werden können, wenn der Vf. die sehr passend angezeigten Bibelstellen mit abdrucken lässt. Denn ohne diess nehmen sich gewiss nicht alle Leser die Mühe, sie nachzuschlagen und haben also nicht den beabsichtigten Nutzen davon. Der Umfang der Schrift würde dadurch aber nur um ein Geringes vermehrt werden. Auch ist zu wünschen, dass auf die Correctheit des Druckes mehr Fleiss verwendet wird und schärfere Lettern dazu genommen werden.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1824.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HANNOVER: Dr. *Joh. Erh. Trampel*, weil. Fürstl. Lipp. Geh. Rath, Leibarzt u. s. w. *Wie erhält man sein Gehör gut*, und was fängt man damit an, wenn es fehlerhaft geworden ist? *Zweyte* Auflage, vermehrt durch einen Nachtrag des seel. Verfassers, mit Anmerkungen und Vorrede vom Dr. *Karl Theodor Menke*, Fürstl. Waldeck'schem Hofmedicus und Brunnenarzte in Pyrmont u. s. w. Mit 2 Kupf. 1822. 212 S. gr. 8.

Obgleich die Krankheiten der Sinne, unter welchen namentlich die des Gehörs noch in ein fast undurchdringliches Dunkel gehüllt sind, gegenwärtig ernster gewürdigt werden, und es rühmliche Erwähnung verdient, dass das Streben und Forschen unserer Zeit auch dahin gerichtet ist, die minder betretenen und demnach auch spärlich beleuchteten Pfade zu erhellen; so sind wir doch immer noch in der Lage, jeden, auch den geringsten Beytrag dankbar erkennen müssen. — Dass auch vorliegendes Werk Anspruch an unsere Dankbarkeit zu machen berechtigt ist, dafür spricht nicht nur der Name des verstorbenen rühmlichst bekannten Vfs., sondern auch der Absatz der ersten Ausgabe (1800). — Rec. ehrt das Unternehmen des Hrn. Dr. *Menke*, eine neue Auflage dieses Werkes besorgt zu haben um so mehr, da es durch dessen reichhaltige und treffliche Zusätze offenbar gewonnen hat.

Der *erste Theil*, der die *Anatomie* und *Physiologie* des Ohres im Allgemeinen und der Gehörwerkzeuge im Besondern aufstellt, ist mit Umsicht und Fleiss bearbeitet. Der Vf. hat mit lobenswerther Auswahl nur die bessern Quellen benutzt. Die diesem Theil angehörenden zwey Kupfertafeln sind wohl geeignet, auch Uneingeweihten unter den gebildetern Ständen hinlängliche Versinnlichung zu gewähren. — Der *zweyte Theil* umfasst die *Pathologie* der Gehörwerkzeuge. Sehr wahr sagt der Vf. im §. 23.: „dass wenn ein Arzt aus der Vorzeit zu uns zurückkommen könnte, er zwar über die Veränderungen und Fortschritte der Arzneywissenschaft erstaunen, aber auch sich wundern würde, manche Zweige derselben, z. B. die Krankheiten der Gehörwerkzeuge fast noch in dem Zustande wiederzufinden, in dem er sie verlassen habe! *Der erste Abschnitt handelt die Krankheiten des äussern Gehörganges und des mittlern Ohrs ab.* — *Das vierte Kapitel. Von den Ursachen, den Arten und Heilmitteln der Gehörfehler im Allgemeinen.* Bey der hier gegebenen Uebersicht der Gehörfehler bemerkt der Vf. mit Recht, dass auf dem jetzigen Standpunct unseres Wissens ein vollständiges nosologisches System aller Gehörfehler nicht aufgestellt werden könne. Auch stimmt ihm Rec. bey, wenn er in der Note zum §. 28. anführt, dass wir bey der Harthörigkeit oft gegen unsern Willen empirisch verfahren müssten, indem die Erkenntniss der nächsten Ursache und ihrer Veranlassung nur selten zu erlangen sey. Wir sind auch mit ihm vollkommen einverstanden, wenn er gegen die so häufig angepriesenen Geheimmittel, besonders gegen die geistigen Tincturen, resinösen, balsamischen und ätherisch öhligen Mittel warnt. Rec. tadelt aber, dass Hr. Dr. *Menke* nicht da von dem verst. Vf. abgewichen ist, wo es die Pflicht gebot; er hätte sich dann die Note 91. zum 30sten §. ersparen können, auch missbilligt er das Beybehalten irriger Hypothesen und Trugschlüsse bey §. 34. u. s. w. — (Ein krankhaft verändertes Ohrenschmalz fand Rec. bey Leberkranken und vorzüglich bey solchen Kranken, die an Gallenfehlern, besonders Gallensteinen litten, häufig; Harthörigkeit stellte sich da, wo Verdickung, Krystallisation der Galle statt hatte, sehr bald ein, und hielt in der Zunahme gleichen Schritt mit der Steinbildung; Brausen, Schwindel und nächtliche Koliken gesellten sich mit hinzu und dauerten bis zum Tode. In *Rust's* Magazin findet man diesen Beytrag zur Diagnostik).

Das im §. 44. von Trampel angegebene äussere Mittel, das viel zu reizend und erhitzend ist, hätte in der neuern Ausgabe nicht ferner aufgeführt werden sollen. Dagegen ist unter den austrocknenden hülfreichen und doch unschuldigen Mitteln das Zinkoxyd (*flores zinci*) und das Kalkwasser aufzuführen vergessen worden. — §. 45. kann Rec. den Lobpreisungen des Sublimats in der Kinderpraxis seine Beystimmung nicht geben, noch weniger das nach alt englischer Formel empfohlene Mercurialpräparat billigen. Kap. IX. *Polypöse Auswüchse in dem äussern Gehörgange.* — Hier ist die krankhafte Verdickung der Häute als mechanische Ursache der Schwerhörigkeit nicht aufgeführt. Ebenso vermisst Rec. bey Ohrgeschwüren in scrofulösen Subjecten die äussere Anwendung des Calomels (den man hier mit Vortheil, und oft in Verbindung mit andern entsprechenden Mitteln einbläst.) Das Kap. XI., das

das von der *Erschlaffung der innern Lamelle des Trommelfelles* u. s. w. handelt, giebt einen abermaligen Beweis, dass wenn man alles erklären und theoretisch nachweisen will, man zu Hypothesen seine Zuflucht nehmen muss. — Die uns kürzlich von Hufeland gegebene rationell - empirische Uebersicht der Gehörübel und die dagegen anzuwendenden Heilverfahren hat mehr praktischen Werth als die hier geschilderten. Der §. 52. documentirt die Beobachtungsgabe des Vfs. Was Hr. *Menke* in dem darauf folgenden Paragraph in seinen Randnoten zu Gunsten der Durchbohrung des Trommelfelles sagt, nöthigt Rec., die Partie des verst. Trampel zu nehmen, denn es ist nur zu gewiss, dass die *perforatio tympani* nur selten dauernden Nutzen gewährt hat! — Das XII. Kap. *über die Fehler des Trommelfelles in Verbindung mit den Gehörknöcheln und ihren Muskeln*, ist eins der gelungensten. Was die Mayer'sche schon von Sömmerring hart mitgenommene Erzählung betrifft, so bemerkt Rec., dass, trotz allen angeführten Autoritäten grosser und berühmter Anatomen, es doch unglaublich scheint, dass es in unserer Gewalt und in unserm Willen stehen sollte, die Gehörknöchelchen nach Willkür zu bewegen? — Giebt es doch nur wenig Menschen, welche die äussern Ohrmuskeln nach Willkür zu bewegen fähig sind! Molfink in lib. II. dissertat. anatomicar. wollte sogar durch dieses Manöver die Verrenkung der Gehörknöchelchen heben. Wer hatte ihm denn die Verrenkung nachgewiesen? Die *Paracusis Willisiana* nach Trampels Berichtigung und den erklärenden Noten hat Rec. sehr befriedigt. — Der 60te §. *Harthörigkeit von zu starker Wölbung des Trommelfelles*, und das darauf folgende Kapitel XIII: *Ueber Entzündung des äussern Gehörganges und deren Ausgang in Eiterung*, verdanken den erklärenden und aufhellenden Bemerkungen des Dr. *Menke* den hohen Werth den sie behaupten. — Wenn Otitis wohlgenährte und vollblütige Individuen befällt, ist oft ausser den örtlichen Blutentziehungen (namentlich bey Erwachsenen) auch Aderlass und die Antiphlogosis im ganzen Umfange des Wortes angezeigt; tiefe Ruhe und ein dunkles Zimmer befördern die Zertheilung der Entzündung. — Das Kap. XIV. *Entzündung des mittlern Ohres*, in literarischer Hinsicht fleissig ausgearbeitet, ist angefüllt mit individuellen und schwer beweisbaren Ansichten. Im Kap. XV., welches *die catharrhalische Harthörigkeit, durch Verschleimung der Ohrtrompete und Trommelhöhle* abhandelt, findet der Heilkünstler vielseitige Belehrung und einen Schatz an practischer Erfahrung. Rec. würde schon um dieses Kapitels Willen das Werk empfehlen, doch dürfen wir auch hier nicht den Antheil verkennen, den Hr. Dr. *Menke* daran hat. Zu bemerken ist noch, dass das Kap. XVI. die eigentlichen rheumatischen Gehörkrankheiten umfasst, und in pathologischer und therapeutischer Hinsicht nichts zu wünschen übrig lässt. (Rec. freut sich, hier so manche Ansicht wieder zu finden, die denen (wie früher erwähnt) von Hufeland aufgestellten beykommt.) Kap. XVII. *Die Harthörigkeit nach Ausschlagskrankheiten*. Auch in diesem Kap. tritt Hr. *Menke* mit sehr einflussreichen Erklärungen und Erläuterungen hervor. In therapeutischer Hinsicht würde die Kritik zufrieden gestellt seyn, wen Hr. *M.* nicht ein zu grosser Lobredner des *Antimon. diaphoret.* wäre, von dem bekanntlich Joseph Frank irgendwo behauptete: man könne es seiner Unwirksamkeit halber auf Butterschnitten geniessen! Karg und dürftig ist das darauf folgende XVIII. Kapitel; hier hätte wohl mehr gesagt werden können. Dasselbe Urtheil müssen wir auch über das darauf folgende fällen. — Fleissiger bearbeitet fand Rec. das XXI. Kapitel, von der *Harthörigkeit* als *morbus hereditarius*. Vorzüglich verdient das XXII. Kapitel: *über consensuelle nervöse Harthörigkeit* Beyfall, welchen wir auch dem darauf folgenden um so mehr geben, weil hier Fleiss, Belesenheit und eigene Erfahrung nicht zu verkennen sind. Warum der Herausgeber im XXIV. Kap. eine und dieselbe systematische Ueberschicht als Recapitulation giebt, bleibt unbegreiflich. Dass Hr. *M.* diess gefühlt hat, beweist die Note 246, und doch wurde sie gegen die bessere Ueberzeugung beybehalten! Dasselbe gilt fast überall von den vom verst. Trampel angeführten mechanischen Hülfsleistungen, deren Nutzlosigkeit Hr. *M.* erkannte; aber auch diesen Wust glaubte *M.* beyzubehalten sich verpflichtet. Die Harthörigkeit aus fehlerhafter Beschaffenheit der Gehörnerven fesselte die Aufmerksamkeit des Rec. für einige Zeit; es lässt sich über Fehler dieser Art recht viel sagen, aber wenig oder nichts mit Bestimmtheit nachweisen, was jedoch zu sagen möglich ist, hat der Vf. in seinen Bemerkungen zur Genüge gesagt. Die Leiden der Nerven in so tief verborgenen der Beobachtung entrückten Theilen nachzuweisen, ist und bleibt ein hochgewagtes Unternehmen, was wir demnach davon sagen, ist grösstentheils bloss Muthmassung und weiter nichts. Rec. hat in seinem Leben viel und Mancherley über Kranksseyn der Nerven gelesen, das Gelesene hoffentlich auch verstanden und zu assimiliren gewusst, so viel kann er aber bekennen, dass ihm nur das wahrhaft gefallen, was Tissot hierüber so wahr als richtig niedergeschrieben hat. Kap. XXVI. *Ueber die Harthörigkeit durch Fehler des Cotunnischen Wassers*. Rec. kann nicht umhin, trotz seines schwachen Glaubens an die Wahrheit des Aufgestellten, hier dennoch die wahrhaft genialen Ansichten des Vfs. zu bewundern. Physik und Acustik haben allerdings Einfluss auf die Erkenntniss mancher Fehler der Gehörwerkzeuge und ein Chladni, wenn er zugleich Anatom und Physiolog wäre, würde im Gebiete dieser Sinneskrankheiten wichtigere Entdeckungen machen, als bloss praktische Aerzte zu machen fähig sind. Die im XXVII. Kap. gegebene Erklärungsart *über die Wirkung des Schalles durch das Cotunnische Wasser auf den Gehörnerv* ist mit ähnlichen Ansichten älterer Physiologen vereinbar; Rec. ver-

verweist Wissbegierige auf das Original. Das von dem verst. Vf. im XXVIII. Kap. *über eine inveterirte Harthörigkeit* ertheilte *Consilium medicum* ist in Betreff des in Vorschlag gebrachten Heilapparats sehr interessant und bestätigt die hohe Meinung, die Rec. über die ausgezeichnete Erfahrung des Vfs. in diesem Gebiete von Krankheiten hier ausgesprochen hat. Er schliesst mit dem frommen Wunsche, dass die Zeit bald kommen möge, in der nur ausgezeichnete Aerzte sich mit diesem Zweige der Nosologie beschäftigen werden; denn dann erst und nicht eher dürfen wir erwarten, dass der so schädliche Einfluss hirnloser Nachbeterey entfernt und aufgehoben werden wird.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Ueber den Albertschen Wirthschaftsplan.* Von *Karl von Wulfen.* 1824. 38 S. 8.

Durch die Verhandlungen über den *Albertschen Wirthschaftsplan*, wovon das *Erste Heft* durch Hr. *Adam Müller* herausgegeben ist, hat das Publicum erfahren, dass Hr. Amtsrath Albert in Dornburg (im Herzogthum Köthen gelegen) eine neue Wirthschafts-Methode auf der von ihm gepachteten Herzogl. Domaine eingeführt hat, wovon er sich grossen Vortheil verspricht, und welche Hr. A. M. als die heilsamste, die den Staaten wiederfahren kann, wenn sie allgemein gemacht wird, nach seiner Weise empfiehlt. Diese Methode besteht im allgemeinen darin, dass Hr. *Albert* seine ganze Wirthschaft den Bauern in eine Art von Gedinge gegeben, so dass sie gegen einen bestimmten Antheil an der Aernte alle zur Bewirkung derselben nöthige Arbeit übernehmen. Er hat alle Spanndienste an Einen Bauer verdungen, den er mit dem nöthigen Geschirr ausgerüstet, der zugleich für alles dieses verantwortlich ist, auch mehrere zum Ackerbau nöthige Handarbeiten unternimmt und dazu Handarbeiter ebenfalls gegen Aernteantheile dingt. Für dieses Besorgen erhält der Bauer den sechsten Theil der Aernte und einige andere Vortheile für seine Hauswirthschaft. Das Dreschen, Mähen, Heumachen und andere Arbeiten in der Aernte, so wie andere Handdienste, wozu die Anspänner nicht verpflichtet sind, sind an andere Häusler gegen den achten Theil des Ausdrusches verdungen. Durch diese Einrichtung will Hr. A. die Geldausgaben ersparen und sich dadurch gegen die Uebel sichern, welche aus den niedrigen Getreidepreisen entspringen.

In der obigen Schrift tritt ein sehr besonnener und wohlunterrichteter Landwirth auf, um den so laut angepriesenen Wirthschaftsplan des Hrn. Albert mit der Fackel der Kritik zu beleuchten. Er fasste gleich die wesentlichen Resultate der vorhergehenden alten und neu errichteten Bewirthschaftung der Albertschen Domainen-Pachtung ins Auge, welche freylich, wenn sie sich bewährten, der neuen Einrichtung ohne weitere Anpreisung den entschiedensten Vorzug geben würden. Nach der alten Methode der Geldwirthschaft kam nämlich Hr. Albert jährlich um 99 Rthlr. 14 Gr. zu kurz, nach der neuen muss er 1350 Rthlr. bey beiden Rechnungen gleich niedrige Getreidepreise angenommen haben. Hierbey entsteht jedoch die Frage: ob der Verlust bey der ersten Art zu wirthschaften aus dem Wesen der Geldwirthschaft, und der Gewinn bey der zweyten aus dem Wesen der Naturalwirthschaft, oder nicht vielmehr daraus herrührt, dass die Geldwirthschaft in Dornburg nur schlecht eingerichtet war und ob der Gewinn bey der neuen Bewirthschaftungsart nicht etwa bloss erdichtet ist, und die angenommenen Mittel die Wirthschaft zu betreiben, auch ausreichend sind. Hr. *v. Wulfen* untersucht daher zuerst: ob die vorherige Wirthschaft auf dem Amte Dornburg nicht fehlerhaft eingerichtet war, und ob sie, wenn man sie nur nach der Art, wie sie auf abgelegenen Vorwerken gewöhnlich geführt wird, nicht schon einen viel höhern Ertrag geliefert haben würde. Er legt daher beide Berechnungen des Hrn. A., nämlich die seiner alten und die seiner neuen Wirthschaft vor, und zeigt zuerst, dass in dem neuen Albertschen Wirthschaftsplane nicht das neu ist, dass die Arbeiter mit Naturalien bezahlt werden, dass dieses vielmehr in der Gegend, wo Hr. A. lebt, sehr gewöhnlich ist, sondern dass das Neue seiner Methode bloss darin besteht, dass der Meyer oder Oberbauer das Gesinde miethet und lohnt, dass er das Wirthschaftsgeräth unterhält, alle Arbeiter aber, ausser Drescher und Aernter, auf seine Kosten, aber nach fremder Anweisung verrichtet, und statt eines festen Deputats einen Antheil des Ausdrusches bekommt.

Nach diesen Bemerkungen giebt nun Hr. *v. W.* einen Begriff von einer Wirthschaft nach gewöhnlicher Art, und vergleicht sie mit der von Hrn. Albert bis zu Einführung seines neuern Systems angewandten Wirthschaftsart. Er berechnet beide nach Körner-Werth, und setzt erstere aus lauter alten jedermann bekannten, und in der Gegend wo Hr. A. lebt, üblichen Elementen zusammen, und zeigt, wenn auch der Ertrag gar nicht vermehrt wird, sich bloss durch Verbesserung der fehlerhaften alten Wirthschaft des Hrn. A. nach den bisherigen Principien, statt des Deficits von 99 Rthlr. ein reiner Ueberschuss von 688 Centnern, oder, den Centner nur zu 1 Rthlr. angenommen, so vielen Thalern schaffen liess.

Da die neue Methode des Hrn. A. einen Ertrag von 1135, also 447 Centnern oder Thalern mehr verspricht, als was durch die verbesserte alte hervorzubringen ist; so würde sie immer noch den Vorzug verdienen, wenn nur die Mittel dazu vorhanden wären. Allein Hr. *v. W.* zeigt durch Rechnung, dass der Albertsche Meyer das was er für seinen Lohn unternommen, nicht zu leisten vermag. Er zeigt, dass der Lohn der von dem Meyer zu haltenden Leute, so wie sie Hr. A. selbst angiebt, unter 316 Centner nicht

nicht zu unterhalten sind. Da aber der Meyer nur 311 Centner überhaupt erhält, so kommt er fast um 300 Rthlr. zu kurz, da die noch übrigen Kosten, die er zu tragen übernommen hat, unter 280 Rthlr. nicht angeschlagen werden können, wobey das Ausbringen der Schaafställe und Breiten des Mistes noch gar nicht in Anschlag gebracht ist, welches doch von dem Meyer selbst unmöglich bestritten werden kann, da er schon so mit Arbeit besetzt ist, dass er, wenn er auch der fleissigste Mann ist, doch keine Zeit, bey den ihm schon obliegenden Arbeiten, dazu gewinnen kann.

Noch mehrere andere sehr gegründete Ausstellungen zeigen, wie leer die Hoffnungen des Hrn. A. sind, durch seinen Plan seine Wirthschaft zu verbessern. Der Vf. giebt zu, dass die Producte einen Preis annehmen können, der mit den Geldlohn in gewissen Missverhältnissen steht. Zustände dieser Gattung sind indessen nie von Dauer, und daher nicht geeignet, Umwandlungen zu bewirken, deren Nachtheile nicht verkannt werden. — Allen Umständen angemessene und unter allen Veränderungen erträgliche Wirthschaftsmethoden sind allerdings die besten. Diese scheinen dem Vf. dadurch am besten getroffen: dass die Arbeiter ihr Naturalbedürfniss an Korn durch den Ausdrusch, die nothwendigen baaren Ausgaben aber durch baares Geldlohn verdienen.

Die Schrift ist, auch dem Stile nach, empfehlenswerth, und mit Geist geschrieben, so dass man nach mehreren Producten des Vfs. begierig wird.

SCHÖNE KÜNSTE.

LONDON, b. Warren: *Mirandola*, a Tragedy by *Barry Cornwall*. *Third* edition. 1823. VI u. 110 S. gr. 8.

Die bekannte Thatsache, die Schiller, als Seitenstück zu seinem Don Carlos, erzählend in den Mund des Marquis Posa legt, und die mit den Worten anhebt: „Zwey edle Häuser in Mirandola u. s. w.", ist der Inhalt dieses Trauerspiels. Der Herzog von Mirandola (Ferrara) heirathet die seinem Sohn verlobte Braut und verurtheilt nachher diesen seinen Sohn zum Tode. Der Vf., der zu beabsichtigen scheint, sich als Polygraph kund zu geben — denn in einem Zeitraum von etwa anderthalb Jahren erschienen vier Theaterstücke und mehrere kleinere und grössere Gedichte von ihm — ist bey Ausarbeitung dieses seines Trauerspiels seinen eigenen Weg gegangen, ohne irgend woher das Mindeste zu entlehnen; mindestens versichert er diess in seinem Vorwort, doch scheint er mit ausländischer dramatischer Literatur und namentlich mit der deutschen, wohl vertraut zu seyn; denn wirklich zeigen etliche seiner Personen eine Abspiegelung beliebter deutscher Bühnenportraits. Besonders ist sein Mönch *Gheraldi*, der die ganze Intrigue des vorliegenden Trauerspiels leitet, völlig nach dem Zuschnitte des Patriarchen in unsers Lessings „Nathan." — Dass der Stoff dieses Trauerspiels nicht eben zu den reichsten gehört, ergiebt sich schon aus Schiller's Don Carlos, und aus der Art und Weise, wie dieser denselben behandelte: denn was würde Don Carlos ohne die Episoden der Eboli, des Alba, und vornehmlich des Posa seyn? Der englische Dichter hat nun aber solche und ähnliche, ja überhaupt jegliche Hülfsmittel verschmäht, und daher lässt sich leicht ermessen, wie träge sich die Handlung in seinem Trauerspiele fortbewegt. Zwar strebt er, diesen Mangel durch treffliche lyrische und philosophirende Stellen zu ersetzen, doch können diese nimmer den eigentlichen Hebel des Drama abgeben. Demnach dürfte die Uebertragung dieser Tragödie keinen erheblichen Gewinn für die deutsche Bühnenliteratur auswerfen. Auch sagt der Vf. selbst, dass der Beyfall, den diese seine Arbeit sich errang, so dass binnen Jahresfrist eine *dritte* Auflage derselben nöthig ward, hauptsächlich der vollendeten Darstellung, deren dieselbe sich erfreuete, zu verdanken habe. Doch will es uns bedünken, der Vf. sey hier allzubescheiden; denn es ist wohl schwer zu glauben, dass die blosse Darstellung eines Theaterstückes, auch wenn diese noch so gelungen ausfällt, im Stande sey, der Druckschrift eine so schnell auf einander folgende Auflage zu verschaffen. Es sind davon wohl vielmehr die schon vorhin in Anregung gebrachten trefflichen lyrischen Ergüsse, verbunden mit dem für die englische Bühne eigentlich noch neuen Stoffe, die eigentliche Ursache. Wirklich zeigen diese lyrischen Ergüsse von wahrem Dichtergenius, und machen mit Recht dieses Trauerspiel zu einem der beliebtesten auf den englischen Theater - Stellen, wie z. B.:

„By the blue sky and all its crowding stars,
I love you better — oh, far better than
Woman was ever loved: There's not an hour
Of day, or dreaming night, but I am with thee;
There's not a wind, but whispers of thy name.
And not a flower that sleeps beneath the moon,
But in its hues or fragrance tells a tale
Of thee, my love — —";

oder wie:

„The dread of evil is the worst of ill,
A Tyrant, yet a rebel, dragging down
The clear - eyed judgment from its spiritual throne,
And leagued with all the base and blacker thoughts
To overwhelm the soul — —"

gereichen eben so sehr zur Ehre des Vfs., wie sie beweisen, dass derselbe, ausser Shakspeare's „Romeo und Juliet" auch wohl unsern Schiller nicht bloss flüchtig gelesen habe.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

December 1824.

GESCHICHTE.

KOPENHAGEN, in des Hofbuchh. J. H. Schubothe Verl., gedr. b. Popp: *Geheimekabinetsminister Grev Johann Friedrich Struensee* og *hans Ministerium, samt de det naerneſt* u. s. w. (Der Geh. Kab. Min. Graf *J. Fr. Str.* und dessen Ministerium, nebst den demselben nächstvorhergehenden und nachfolgenden Begebenheiten in Dänemark,) von *Jens Kragh Höst*, Dr. Juris. 1824. *Erster* Theil. XXVIII u. 366 S. *Zweyter* Th. 367—688 S. *Dritter* Th. S. 1—282. 8. (in 3 rothe Pappbände geb. 6 rbthlr. 4 rbmk.)

(Wird auch für die Besitzer von desselben Vfs. *Clio* verkauft unter dem Titel:)

Clio, et Bidrag til Laesning u. s. w. (Clio, ein Beytrag zum Lesen für die Freunde der vaterländischen Geschichte), von *J. Kr. Höst. Zweyter, dritter* und *vierter* Band. (S. *Erg. Bl.* 1815. Nr. 108.)

Nicht leicht dürfte ein Erzeugniss der dänischen Literatur neuester Zeit so viel Aufmerksamkeit erregen und verdienen, als das gegenwärtige; für die neuere Geschichte von Dänemark ist es ein Werk von seltenem Werthe. Was *Göthe* von den Deutschen sagt: nur wenige mögen sich mit der Geschichte der jüngst verflossenen Zeit abgeben; entweder beschäftigt sie allein die Gegenwart, oder es ist die im Dunkeln liegende Vergangenheit, worin sie sich vertiefen: das lässt sich eben so wohl von dem Geschmacke des lesenden Publikums in Dänemark und den davon nur zu oft abhängenden Beschäftigungen der Geschichtskundigen daselbst behaupten. — Sehr richtig sagt aber Hr. Dr. *H.* „Lehrreich und ergetzlich" (für den in Rede stehenden Fall doch wohl weniger *ergetzlich*, als *niederschlagend*) „scheint es doch zu seyn, theils *solche* Begebenheiten des Vaterlandes, die wir in früheren Jahren selbst erlebt haben, in der Erinnerung zurückzurufen, theils diejenigen näher kennen zu lernen, von denen unsere Väter als Augenzeugen oder Zeitgenossen uns erzählt haben." (S. VI) Früchte dieser seiner Ueberzeugung und seines der Geschichte gewidmeten Fleisses sind z. B. *Merkwürdigkeiten in Christians VII. Regierung* (1810.); *Entwurf einer Geschichte der dänischen Monarchie unter Christian VII.* (1813, f.) *Clio*, Bd. 1. (1815.); *Politik und Geschichte*, Bd. 1—5. (1820. f.) Sein ganzes Augenmerk war indessen auf die *Struensee*'sche Periode, als die an sich und um ihrer Folgen willen merkwürdigste in des neuesten *Christians* Regierungszeit, gerichtet. Der Vf. benutzte nicht nur Alles, was frühere Schriften über den Grafen *Struensee* und *Brandt* Leben, Wirken und Schicksale zu seinem Zwecke Brauchbares enthielten; sondern er erwarb sich eine desto vertrautere Bekanntschaft mit dem abzuhandelnden Gegenstande theils durch handschriftliche Quellen, aus denen er schöpfen konnte, theils durch mündliche Ueberlieferungen, die er persönlichen Bekanntschaften zu verdanken hatte. Gegen den Einwurf, den man ihm wohl wider die Herausgabe seiner Schrift gemacht hat: Die Geschichte sey noch zu neu, als dass man ihr schon volles Licht geben dürfte; noch lebten Kinder, Blutsverwandte, Freunde von Manchen, die in die Geschichte verwickelt waren, und deren Denkart und Verhalten sie nicht eben von der vortheilhaftesten Seite darstelle; er werde sich dadurch vielleicht Hass und andere Unannehmlichkeiten zuziehen u. dergl. — verwahrt sich Hr. *Dr. H.* mit der richtigen Bemerkung: die hier verhandelten Ereignisse seyen keine Privatangelegenheiten, keine häusliche Kleinigkeiten; sie gehen den Staat, die Menschheit an, und gehörten also nicht in die Klasse der Geheimnisse. Sie in ein undurchdringliches Dunkel zu hüllen, sey unmöglich. Nicht im Auslande nur, sondern selbst im Vaterlande, herrschten über dieselben noch ganz falsche Meynungen und Urtheile. Fast in allen europäischen Sprachen habe man über Personen der einen und der andern Partie die gröbsten Lügen, die schändlichsten Verleumdungen, die unerhörtesten Uebertreibungen gelesen. „Aber sollten nun die, bey denen die Vollendeten in einem liebevollen Andenken stehen, dieses lieber in der Hand des Ehrenschänders, als des Wahrheitforschers erblicken? Wer mit redlichem Herzen die Wahrheit sucht und die Menschen liebt, freut sich jeder Entdeckung, wodurch menschliche Schwachheiten und Fehltritte, wenn gleich nicht gerechtfertigt, so doch entschuldigt und in ein milderes Licht gestellt werden können. Der Vf. strebt, in seiner Schilderung Licht und Schatten gehörig zu vertheilen, alle mögliche Schonung in der Beurtheilung dessen, was nicht durch Grausamkeit das Herz empört, zu beobachten, mit einem bescheidenen *non liquet* den Mangel befriedigender Gewissheit einzugestehen. Wie können edle Gemüther erbittert werden über eine von solchen Grundsätzen ausgehende

Darstellung weltkundiger Thatsachen, die bereits über ein halbes Jahrhundert lang in Jedermanns Mund waren? Es wird ihnen zur Berubigung gereichen, Irrthümern widersprochen zu sehen, zu einer Zeit, wo sie noch von lebenden Zeugen, oder durch aufbewahrte Papiere, widerlegt werden können. — Sollte ich mich hierin täuschen und mir unverschuldetes Missfallen zuziehen: so werde ich dieses mit derselben Ruhe zu tragen wissen, womit ich der Wahrheit schon manches Opfer gebracht habe." (S. IX, X) Der Vf. verdient, weit gefehlt, um dieses Werkes willen von irgend jemand angefeindet zu werden, vielmehr den Beyfall und Dank des in- und ausländischen Publikums: den ihm auch gewiss keiner versagen wird, der den Werth einer solchen Arbeit zu schätzen weiss und findet, mit welchem erwünschten Erfolge sich ihr der Vf. unterzogen hat. Denn so zahlreich auch die Schriften sind, welche die sogenannte *Struensee*ische Periode veranlasste und die theils gleichzeitig, theils in neueren und den neuesten Zeiten, sogar bis in das J. 1824., erschienen: so kann doch auch nicht Eine unter denselben mit diesem *Höst*'schen Werke, was Ausführlichkeit in der Erzählung, Unparteilichkeit im Urtheile, Genauigkeit im Nachweisen der Quellen und Vollständigkeit in Mittheilung der Dokumente betrifft, die Vergleichung aushalten. Fast von allen, die bisher über diesen Gegenstand schrieben, zeigt es sich gleich auf den ersten Blick in ihren Schriften, dass sie entweder *Struenseeaner*, oder *Antistruenseeianer* waren, im ersten Falle ihn, und die mit ihm waren, leidenschaftlich zu vertheidigen, im letzten Falle ihn, und die zu seiner Partey gehörten, eben so leidenschaftlich zu verdammen suchten. Dabey — wie unvollständig sind ihre Mittheilungen! wie zerstreut die Bruchstücke des Ganzen, die sich aus ihren Schriften etwa sammeln liessen! wie deklamatorisch, wie übertrieben, wie aus der Luft gegriffen und ohne alle die Probe haltende Beweise viele ihrer Aeusserungen und Behauptungen! Von diesen letzten Fehlern kann Rec. selbst die Schrift: *Authentische und höchstmerkwürdige Aufklärungen über die Geschichte der Grafen Struensee* und *Brandt* u. s. w. (Germanien 1788.) abgesehen von ihrer Unvollständigkeit und dem Mangel an Dokumenten, dennoch eine der besten, welche in der Sache herausgekommen sind, nicht ganz frey sprechen. Unser Vf. spricht mit gleicher Ruhe und Unbefangenheit nicht für und nicht wider die *Personen J. Fr. Struensee, Caroline Mathilde, Brandt, Christian VII, Juliane Marie*, Erbprinz *Friedrich, Gaehler, Falkenskiold, C. A. Struensee, Sturtz, Guldberg*, die *Inquisitoren*, den *Aktor*, die *Defensoren*, die *Richter* — wann und wo er aber urtheilt, da hält er sich stets und fest an die *Sache*; er rechtfertigt, entschuldigt, verwirft und verurtheilt mit immer gleicher Mässigung und Rechtsliebe — wie sich ihm zu dem Einen oder dem Andern der Stoff darbietet. Zu den grossen Vorzügen dieser Schrift gehört, ausser dem warmen Gefühle für Wahrheit und Recht, wovon sie allenthalben das unverkennbarste Gepräge trägt, besonders der, dass man hier Alles, was sich Glaub- und Merkwürdiges über *Struensee* und die Geschichte seines kurzen Ministeriums auffinden liess, auf Einer Stelle zusammengetragen und chronologisch geordnet erhält, wie auch, dass auf die innern und äussern Triebfedern der Handlungen der Hauptperson und derer, die für oder wider sein Staatssystem eingenommen waren, allenthalben aufmerksam gemacht wird, und dass von den Personen und Begebenheiten, die mit der *struensee*ischen Staatsverwaltung in Verbindung standen, einschliesslich der nächstvorhergehenden und veranlassenden Begebenheiten sowohl, als der unmittelbar folgenden und veranlassten Ereignisse, mit vieler Ausführlichkeit und Umsicht gehandelt wird. In letzter Hinsicht erhebt sich die *Höst*'sche Schrift hoch über jede andere, die demselben Gegenstande gewidmet ist. Zwar hat sie dadurch einen Umfang erhalten, der unverhältnissmässig gross zu seyn scheint; wem es aber um eine gründliche An- und richtige Uebersicht des Ganzen zu thun ist: der wird die darauf verwendete Bogenzahl nicht zu stark finden. Ueber die Beschaffenheit der Staatsregierung, als *Struensee* zuerst bey Hof erschien und späterhin sein Ministerium antratt: giebt der *erste* Th. des Werkes die nöthige Auskunft; welcher überdiess durch die Erzählung aller der grossen Veränderungen, die gleich nachdem dem Geheimenkabinetsminister das Staatsruder anvertraut worden, mit sämmtlichen Zweigen der Staatsverwaltung vorgenommen wurden, eine so grosse Ausdehnung erhalten hat. Von den nächsten Wirkungen der gewaltsamen Staatsrevolution am 17. Januar 1772. und den mittel- und unmittelbaren Folgen derselben nach *Struensees* und seiner Freunde Sturz für den König, den Staat und das Volk, handelt der *zweyte* Theil; worin ausserdem eine besonnene und treffende Beurtheilung *Struensees*, als Staatsmann betrachtet, (S. 659 f.) und eine Beschreibung der Zwietracht enthalten ist, die sich bald, nachdem der Plan gegen *Str.* und dessen Anhang ausgeführt war, unter den nunmehrigen Machthabern einstellte, so, dass, mit alleiniger Ausnahme *Eichstedts* und *Guldbergs*, alle übrigen Werkzeuge zur Ausführung des Planes um den alten Spruch zu bestätigen: „man liebt die Verrätherey, aber man hasst den Verräther" noch vor Verlauf eines Jahres verabschiedet und entfernt wurden. Den ganzen *dritten* Theil füllen die hierher gehörigen, dem Gegenstande zur Erläuterung und Bekräftigung dienenden Dokumente, deren, ausschliesslich der *Akten, Urtheile und Resolutionen in Sachen gegen die Grafen Struensee und Brandt, und die mit ihnen Verhafteten* (S. 52—242), in Allem 49 sind, und die mit dem 4. Sept. 1770 anfangen und mit dem 13. Jan. 1772., also nur wenig Tage vor *Struensees* Sturze schliessen. Unter diesen als *Beylagen* hinzugefügten Dokumenten befinden sich mehrere von Belang, die entweder bisher noch gar nicht, oder doch nicht in der Originalsprache, im

Dru-

Drucke erschienen sind; z.B. *des Generalfiskals Wiwet Replik auf des Prokurators Ulldal Defension Struensees* (S. 104 f.) (bemerkenswerth hauptsächlich um desswillen, weil in dieser Replik eine grosse Verschiedenheit in Sprache und Ton im Vergleiche mit der eigentlichen Anklage desselben Vfs. unverkennbar ist. Denn nichts von dem Hohn und Spott, keine von den Schmähungen und Schimpfwörtern, welche *Wiwet* in seiner Klagschrift gegen den unglücklichen *Struensee* sich erlaubte und womit er ein sehr zweydeutiges Licht auf seinen innern Beruf zum *Actor* in einer so verwickelten Sache, und selbst auf die Lauterkeit der Quelle seiner mehr oder weniger gegründeten Beschuldigungen gegen den Inquisiten, fallen liess, enthält die Replik: zum deutlichen Beweise, dass *Ulldals* mit Sachkenntniss, Mässigung und Rechtsgefühl verfasste Defension, worin *Wiwet* jene Verhöhnungen u. s. w. zum gerechten Vorwurfe gemacht wurden, ihre Wirkung nicht verfehlt hatte); ferner: die *Vorstellung der Inquisitionscommission vom 5. May 1772. an den König* (S. 179 f.) in Betreff solcher Personen, die zugleich mit *Str.* und *Br.* verhaftet wurden, und gegen welche man die wenigsten Verbrechen entdeckt hat, z. B. die Generalin *Gahler*, *Hans J. H. Hesselberg*, Contreadmiral *Ole Hansen*, Legationsrath *H. P. Sturtz*, *Thogen Aboe*, Etatsrath *J. Chr. Willebrandt*, der königliche Leibmedikus Prof. *Berger*. (Kaum etwas mehr, als freundschaftliche Verhältnisse mit dem Graf. *Struensee* fiel ihnen zur Last, sie wurden daher auch meist mit Pensionen entlassen, oder versetzt); endlich: der *Plan für das Admiralitäts- und Commissariatscollegium* vom 18. Sept. 1771.; besonders merkwürdig durch die an den Rand der Vorstellung *eigenhändig* geschriebene Resolution des Königs. Die übrigen Dokumente sind früher schon gedruckt gewesen und hier vom Vf. aus *Nyerup*, *v. Eggers*, *Büsching*, *Fogtmann*, *Gaspari*, *Struensees Lebensbeschreibung*, *Stampe*, *dem kopenhagner Adressblatt* u. s. w. mit Nachweisung der Quellen entlehnt. Auch unter den *Zugaben* (Th. 3. S. 247 f.) befindet sich ein Aktenstück, das zwar nicht als Dokument zur erzählten Geschichte, aber doch als Beytrag zur Charakteristik des unglücklichen Grafen *Brandt*, bemerkt zu werden verdient und früher noch nie gedruckt gewesen ist. Es besteht in einem Briefe des damals noch als königl. Kammerjunker angestellten *Enewoldt Brandt* an den König vom 1. May 1768., worin derselbe mehrere der ersten Umgebungen des Königs verdächtig und verächtlich zu machen suchte, z. B. den Grafen *Holk* u. a. Der Erfolg war aber, dass der Kammerjunker verabschiedet und des Landes verwiesen wurde. Auch schrieb *Holks* Schwiegervater, der Geb. Rath *Storm*, eine (S 261 f. abgedruckte) *Parodie* auf *Brandts* unbesonnenen Brief, voll von Witz und der bittersten Satire, welche, nebst dem parodirten Briefe, auf *Brandts* Charakter das nachtheiligste Licht wirft. Wie wohl hätte übrigens *Br.* gethan, wenn er sich, da er einmal vom Hofe entfernt war, nie wieder dahin hätte zurückführen lassen, welches durch *Struensee* 1770. geschahe und nur 2 Jahre später für ihn die Folge hatte, dass ihm ein fast unwillkürlicher Fingerbiss mit Beil und Rad bezahlt wurde.

(Der Beschluss folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Berlin, in Verl. d. Vfs.: *Betrachtungen, Gebete und Lieder auf alle Wochen-, Feyer- und Festtage des Jahrs.* Ein Erbauungsbuch für gebildete Christen. Von *Adolph Wilhelm Schmolk*. Doctor der Philosophie u. s. w. *Zwey* Theile. Mit dem Bildniss des Vfs. 1823. XXIX und 265 S. gr. 8.

2) Brünn, b. Trassler: *Eusebios für Freunde der Religion.* Von *Johann Genersich*, Prof. der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts an dem protestantisch-theologischen Studium zu Wien, 1823. *Erster* Band. VI und 276 S. *Zweyter* Band 322 S. 8.

Das in neuerer Zeit wieder erwachte religiöse Bedürfniss hat auch eine Menge von Schriften erzeugt, welche bestimmt sind, dasselbe zu befriedigen; dem religiösen Gefühle Nahrung zu geben, religiöse Ideen zu wecken, zu berichtigen, zu läutern, und für einzelne Fälle des Lebens die zweckmässigsten Rath-, Trost- und Hülfsmittel darzureichen. Weil sie an der Zeit waren, haben die Aarauischen Stunden der Andacht, welche bey vielen höchst anziehenden und trefflichen Betrachtungen, doch manches Unzweckmässige, Kalte und Leere enthalten, — was bey dem grossen Umfange derselben wohl nicht gut zu vermeiden war, — ein grosses Glück gemacht und sind fast in Aller Händen, wozu freylich auch der äusserst wohlfeile Preis derselben mit beyträgt.

Je wichtiger der Gegenstand ist, den Erbauungsbücher haben, und je mehr sie der Geist der Zeit fordert, um desto ernster sind aber auch die Forderungen, welche daran gemacht werden müssen. Es ist hier nicht der Ort, dieselben näher zu entwickeln; bey der Anzeige der beiden vorliegenden Schriften kann nur darauf hingedeutet werden.

Nr. 1. erschien Rec. anfangs als ein sehr sonderbares Produkt. Das dem Buche beygegebene Bildniss des Vfs., sein Name selbst, der an den wackern Liederdichter und Beter Benjamin Schmolke erinnerte; das u. s. w. hinter seinem „Doctor der Philosophie", und das 27 Seiten lange Pränumerantenverzeichniss, in welchem sich hohe und sehr geachtete Namen fanden, liessen hier etwas Ausserordentliches erwarten. Dagegen wies die schlecht und ungelenk geschriebene Vorrede auf etwas sehr Unvollkommenes hin. Die Wahrheit lag, wie oft, in der Mitte. Der Geist und Sinn, aus welchem das Buch hervorgegangen, ist der christliche und biblische; der Ton und die Form desselben einfach und populär, also weniger für die, so sich eigentlich Gebildete nennen, als für den gebildeten Bürgerstand; obwohl Rec. eine besondere Religion für Gebildete nicht anerkennt.

Meh-

Mehreres darin spricht zum Herzen, und leidet dabey nicht an kränkelnder Mystik; es sey in dieser Hinsicht lobend genannt der Abschnitt: „Abendgedanken am Sonntag" S. 39 „und der: „Selbstprüfung vor dem heiligen Abendmahl." — Allein häufig zeigt sich auch eine gewisse Ungleichheit in Absicht auf die zu Grunde liegende Religionsansicht. Einmal wird der Erlöser „*der edelste Mensch*" und dann wieder „*leidender Gott*" genannt, was beides nicht mit den Grundsätzen eines lautern *biblischen* Christenthums übereinstimmt. — Die Gebete sind nur Betrachtungen in Gebetsform, und die Aufsätze, welche die Form der Betrachtung haben, sind Abhandlungen oder Reden. Es finden sich nicht selten Wiederholungen, wie denn manches auch hätte kürzer gefasst werden können. Die Lieder sind grösstentheils gut gewählt, doch weniger aus dem neuern, als aus dem ältern Liederschatze. Am verrenkten oder ganz sinnlosen Perioden fehlt es nicht. Z. B. „Gott weiss aus den verwickeltsten Auftritten die herrlichsten Loblieder zu bereiten;" oder: „Lass uns durch eine willige Folgsamkeit aller der verschafften Beweise unsrer Gegenliebe geben!" oder: „in einer ausgearteten Verdorbenheit leben? Der Vf. spricht auch wie ein gemeiner Berliner: „Lass *mir* dies thun? und schreibt: Spiese, änge, nüchtig, Spuhr u. s. w. statt Spiesse, enge, nichtig, Spur. Mancher gemeine Ausdruck kommt vor, wie: „das wilde dumme Vieh;" dagegen wird wieder *David* „der *Homer* der Allmacht des Herrn" genannt. Von dem *Gallentrank*, der dem Erlöser am Kreuze dargereicht wurde, ist hier auch die alte falsche Ansicht wiederholt; dass es geschehen sey, um sein Leiden zu erhöhen. Es war vielmehr dieses aus betäubenden Kräutern bereitete Getränk ein gewöhnliches Mittel des Mitleids, die Gequälten unempfindlich gegen ihre Schmerzen zu machen, und Christus wies es nur darum von sich, weil er mit vollem Bewusstseyn sterben wollte.

Nr. 2. von einem geübtern, im vorigen Jahre verstorbenen Schriftsteller, steht höher als das eben beurtheilte Buch. Es sind Betrachtungen über Bibelstellen, ohne doch die Form der Predigt zu haben, durch reiche Individualisirung und durch blühende und doch klare Diction sehr anziehend. Die steten Anknüpfungen an das Leben des Erlösers fördern das Erbauliche derselben sehr. Es herrscht eine klare, freye Lebensansicht und ein heiteres biblisches Christenthum vor; an die Unterschiede der Schulen wird man nicht erinnert. Die Sprache ist rein und hoch gehalten; doch hätten manche etwas ungewöhnliche Ausdrücke vermieden werden sollen, z. B.: „Wendet den Janusblick in die Zukunft." Manche Redeform ermangelt auch der Deutlichkeit. Z. B.: „Liebe der Menschheit Flamme in deiner Brust mit heiligem Feuer!" Mit Zartheit ist der menschliche Körper gebaut." Auch fehlt es nicht an Wiederholungen, und Manches hätte kürzer gefasst werden können. Zu den besten Aufsätzen rechnen wir: „die Nacht." S. 22. „Würde des Alters." S. 63. „Jesus, der Freund der Natur." S. 104. „Gefahren des Reichthums." S. 104. „Gott liebt die Menschen." S. 243 des ersten Theils; und „die Versuchung." S. 1. „Schicksal." S. 36. Frühlingsfeyer." S. 83. „die drey Sterne des Christenthums S. 287 des zweyten. Die eingestreuten Lieder sind grösstentheils schön passend, gewöhnlich bekannte; manche hätten durch zweckmässigere ersetzt werden können. Ein sehr lahm versificirtes ist Rec. aufgestossen, welches anfängt:

> Lass doch, o Jesu, lass dein Reich auf Erden
> Unter den Sündern ausgebreitet werden!
> Schenke du ihnen deiner Leiden wegen
> Leben und Segen!

und in dem noch viele ähnliche Jamben vorkommen.

Im Ganzen empfiehlt Rec. den *Eusebios als* einen geistreichen, zur Erbauung weckenden und anleitenden Freund.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, in d. Dykschen Buchhandlung: *Erzählungen*, von *Friedrich Jacobs*. — *Zweytes* Bändchen. 1824. 408 S. 8.

Diese Novellen des trefflichen Erzählers sind sämmtlich schon einzeln in Zeitschriften gedruckt gewesen, aber von der Art, dass man sie gern noch einmal vereinigt wiederliest. Tiefer Blick in das menschliche Herz, umfassende Bekanntschaft mit dem Weltton und der Weltsitte, Reichthum an Bildern, Reife des Urtheils und eine runde, schöne Schreibart sind die hervorstechenden Kennzeichen derselben. Sie dienen darum nicht allein zur Unterhaltung, sondern auch zur Bildung des Herzens, und dürfen vor den meisten neuern Erzeugnissen in dieser Art der Dichtung ganz besonders empfohlen werden.

Berichtigung.

In Nr. 132 der Ergänzungsblätter dieser A. L. Z. 1824 in der Recension des Geraischen Gesangbuches, S. 1053 ganz am Ende, hat sich auf eine leicht begreifliche Weise ein doppelter Irrthum eingeschlichen. Der Rec. verwechselte das Lied: „*Auferstehn, ja, auferstehn* u. s. w." mit dem: „*Wie sie so sanft ruhn.*" Ersteres ist von *Klopstock*, wie die Herausgeber richtig angegeben; das zweyte, gar nicht im Gesangbuch befindliche, von *August Cornelius Stockmann*. In der Rec. steht fälschlich *Paul Stockmann*.

Der Recensent.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1824.

GESCHICHTE.

KOPENHAGEN, in des Hofbuchh. J. H. Schubothe Verl., gedr. b. Popp: *Geheimekabinetsminister Grev Johann Friedrich Struensee* og *hans Ministerium, samt de det naernest* — von *Jens Kragh Höst* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Eine kurze Ueberficht des Inhaltes der ganzen Schrift würde hier nicht am unrechten Orte stehen. Die *Einleitung* handelt von der Wichtigkeit der *Struensee*ischen Periode; vom Zustande der Regierung und des dänischen Volks bey deren Anfang; von *Christians VII.* Erziehung, Thronbesteigung u. s. w. (S. 1—80). Es folgt: *Struensees* Herkunft, Erziehung, Leben, Grundsätze vor seinem Eintritt in die politische Laufbahn (S. 80—105). Er erwirbt sich das Vertrauen des Königs und der Königin, ruft *Brandt* und *Ranzau-Ascheberg* zurück ff. (S. 106 — 129) Die königliche Kabinetsordre vom 4. Sept. 1770 eröffnet die eigentliche *Struensee*ische Periode; über den Zug nach *Algier*; *Bernstorf*, der Aeltere, tritt aus dem Ministerium, die Censur wird aufgehoben, volle Presfreyheit eingeführt; *Hauch*, *Schak* und *Gustav Holk*, auch *Bernstorf* der Jüngere, verlassen den Dienst; neue Staatsverwaltungsgrundsätze treten ins Leben, die Salzabgabe hört auf, mehrere religiöse Festtage werden aufgehoben u. s. w. (S. 130—162). Alles, was nun von S. 187 bis zu Ende des ersten Theils mitgetheilt wird, die Aufhebung des Geheimen Conseils, Errichtung einer Geh. Conferenz-Commission, Stiftung des *Mathilde*-Ordens, die Absetzung mehrerer und Versetzung anderer Staatsbeamten ohne Gesetz und Urtheile durch Cabinetsbefehle, die grosen Veränderungen mit dem kopenhagener Stadtmagistrat und den sogenannten 32 Männern, eine Menge Neuerungen im Justiz-, Polizey- und Cammeralwesen u. s. w., mitunter auch viele Veränderungen, wie sie die Wohldenkenden billigten und wünschten, und deren Folgen sich zum Theil bis in die neueste Zeit erhalten haben — das ist eben so, wie der Anfang des *zweyten* Theils bis zu S. 489, sowohl zur Schilderung des *Struensee*ischen Ministeriums, als um sich einen deutlichen Begriff von der wider *Str.* und seine Freunde sich bildenden öffentlichen Meynung und erhebenden Faction zu machen, wichtig und lesenswerth an sich; doch dürfte, wenn Hr. Dr. *H.* seinem Versprechen gemäss, die Schrift in deutscher Sprache herausgeben wird, das Meiste davon sehr abgekürzt, Vieles ganz übergangen werden müssen. Von S. 489 bis zum Schluss des *zweyten* Theils folgt nun noch die Erzählung von den Vorkehrungen zu *Strs.* Fall, dem zu seinem Sturze angelegten Plan nebst dessen Ausführung, seiner, *Brandts* und 15 Anderer Verhaftung, wie auch der gewaltsamen Abführung der jungen Königin *Caroline Mathilde* nach dem Schlosse *Kronborg* bey *Helsingör.* Die Bewegungen, welche dieses in der Residenz verursachte; Jubellieder, angestimmt von *Suhm*, *Rothe*, *Langebek*, selbst *Cramer*; Zurückberufung von *Thott*, *Schak*, *Scheel*; Errichtung eines Geheimen-Staats-Raths; Behandlung der Staatsgefangenen, Verhöre, Urtheil und Execution; Verfahren gegen die unglückliche Königin, ihre Abreise nach Celle, Aufenthalt daselbst, früher Tod u. s. w. (S. 518 ff.) Die Verhaltungsregeln der neuen Staatsregierer und deren mancherley Folgen machen den Beschluss. Ausser den Dokumenten enthält der 3te Th. noch Zusätze und Berichtigungen. — Rec. zweifelt keinen Augenblick daran, dass des Vfs. Zweck bey dieser Schrift: „dazu beyzutragen, dass *Struensees* Plane und Veranstaltungen, nebst deren Ursachen und Folgen, wie auch das Verfahren gegen ihn und seine sogenannte Partey, aus einem richtigeren Gesichtspuncte, als bisher, betrachtet werde; jedem, der eine Ueberficht der *Struensee*ischen Katastrophe wünscht, einen brauchbaren Leitfaden dazu zu liefern; einem künftigen Geschichtschreiber aber eine erleichternde Vorarbeit in die Hände zu geben:" völlig werde erreicht werden. Hiermit kann und soll jedoch nicht gesagt seyn: jede einzelne Dunkelheit, welche bisher über dieser Geschichte ruhte, sey durch *Höst's* Bemühungen ganz zerstreut worden; es bleiben auch jetzt noch verschiedene Puncte unaufgeklärt, worüber sich der Geschichtsforscher Erläuterung und Gewissheit wohl wünschen möchte; die aber, wie dieses bey Revolutionen der Art, besonders wenn solche von oben her eingeleitet werden, in der Regel der Fall zu seyn pflegt, schwerlich jemals volles Licht erhalten werden. Hierhin gehören z. B. die (Th. 2. S. 491 f.) berührten Fragen: was die Königin *Juliane Marie* und ihren Sohn, den Erbprinzen *Friedrich* (*Christians VII.* 1805. verstorbenen Stiefbruder) zur Theilnahme an dem wider *Struensee* und seine Freunde angelegten Plan eigentlich und zunächst bewogen ha-

habe? und: aus wem der Plan zu einer Verbindung gegen ihn ursprünglich hervorging? Rec. möchte seiner Seits noch die dritte Frage hinzufügen: was man durch den Plan und dessen Ausführung hauptsächlich und zuletzt beabsichtigte? Dass die hierüber fast allgemein statt findende Meynung, so, wie solche in einer Menge älterer und neuerer Schriften ausgesprochen ist: nämlich die Königin Wittwe habe Thron und Regierung ihrem Stiefsohne und dessen Nachkommen entziehen und ihrem leiblichen Sohne, Erbprinz *Friedrich* und dessen Kindern zusichern wollen, irrig ist: davon ist Rec. durch das Lesen dieser Schrift fester noch überzeugt worden, als er es vorhin schon war. Man vergleiche die hier erzählten Haupt- und Nebenumstände mit einander; man erwäge, dass es ein Leichteres gewesen wäre, ein oder zwey Kinder aus dem Wege zu schaffen, als den Plan gegen einen Machthaber, wie *Str.* war, auszuführen, und dass, wer den Muth zum Letzten hatte, zum Ersten wohl schwerlich zu furchtsam gewesen wäre; man erinnere sich, wie wenig bejahrt *Christian VII.* damals noch war, wie gefahrlos und ruhig des jetzt regierenden Königs *Friedrich VI.* Maj. das 14te Lebensjahr zurücklegte, wie schnell und leicht 1784 das sogenannte *Guldberg*'sche Ministerium unter *Julianens* Aegide durch den eben confirmirten Kronprinzen ausser Thätigkeit gesetzt wurde u. s. w., und man wird das Grundlose jener Meynung von selbst einsehen. Regieren wollte man freylich, wenigstens eine Zeitlang: eine Regierungsart, die der gemeinen Denkart und den herrschenden Sitten in manchen Stücken so gerade hin widersprach, umformen; dabey seinen Hass gegen einen Machthaber, der doch nur von bürgerlicher Herkunft war und so wenig Klugheit, Mässigung und Schonung gegen die Ersten des Landes, nachdem er ihren Einfluss gelähmt hatte, beobachtete, ausüben und der Rachsucht für wahre und eingebildete, grössere und geringere von ihm erduldete Kränkungen und aller Art Demüthigungen ein süsses Opfer bringen; zugleich auch einer jungen Königin, durch deren Jugend, Schönheit, Liebenswürdigkeit, Einfluss und andere Vorzüge man sich zurückgesetzt fühlte, das Wiedervergeltungsrecht spielen: — aber einen Umsturz der regierenden Familie und Ueberlieferung des Szepters in die Hände der verwittweten Königin und ihres Sohnes beabsichtigte man zuverlässig nicht bey dieser Staatsregierungsveränderung. — Noch von einem andern Puncte hat Rec. Ansichten, welche von den gewöhnlichsten abweichen. Er betrifft *Strs.* Bekenntniss *des* Verbrechens, welches von Allen, die man ihm Schuld gab, gerade das war, das ihm, wenn er solches auch wirklich begangen hätte, am wenigsten hätte bewiesen werden können. Hr. Dr. *H.* sagt darüber S. 557. „So tief kann ein Mann sinken! Gebeugt von der bangen, harten, einsamen Gefangenschaft, war der Unglückliche vielleicht gemüthskrank; vielleicht bildete er sich ein, Vortheil für seine Sache zu gewinnen, wenn er die Majestät hinein verwickelte. Jedenfalls der schmerzlichste Stoff zum Nachdenken über das Loos der Menschheit!" An eine Gemüthsschwäche, als Schlüssel zur Enträthselung des kaum begreiflichen Geständnisses kann Rec. nicht glauben; wurde dasselbe doch in 5 Tagen zwey Mal, zuletzt sogar schriftlich abgelegt! Auch verrieth *Str.* in seinen Unterredungen mit Dr. *Münter*, und sonst, nichts weniger, als Geistesabwesenheit. Desto glaublicher findet Rec. die andere Art das Räthsel zu lösen. Ein blosser Sclave der Sinnlichkeit, wie *Str.* offenbar war; ein Mensch, den der Genuss mehr, als Alles, und die Erhaltung des physischen Lebens für das denkbar höchste Gut galt: der konnte wohl in der augenscheinlichsten Lebensgefahr zu einem Bekenntnisse seine Zuflucht nehmen, das, wahr, oder, wie Rec. meynt, falsch — nach seiner albernen, vielleicht von Andern genährten, Einbildung das Mittel zu seiner Lebenserhaltung werden musste. Dass das Geständniss falsch war: dafür sprechen *Strs.* anderweitige und gleichzeitige Liebschaften, so wie der treffliche Charakter der hohen Person, die durch sein schändliches Benehmen in das Elend gestürzt wurde, und andere hier nicht zu erörternde Umstände. Dass er aber die unüberwindlichste Furcht vor dem Tode, die kindischste Liebe zum Leben hatte: das zeigt besonders eine seiner Aeusserungen im Gespräche mit Dr. *Münter*: „*er wünsche sich das Leben selbst bey weniger Glückseligkeit, als er jetzt im Gefängnisse*" (liegend in Ketten und geschlossen an des Kerkers Mauer!!!) „*geniesse.*" Wer in einem solchen und noch elenderen Zustande lieber leben, als sterben mag — welches Gewicht kann dessen auf Lebenserhaltung berechnete Aussage auf der Wagschaale der lautern Wahrheit haben?! Schade, ewig Schade, dass dem Vf. der Zutritt zu den versiegelten und verschlossenen *Verhörprotokollen* versagt war; sie hätten möglicher Weise gerade über diesen Gegenstand noch manche Aufklärung gegeben, die man nun vergebens sucht.

Aber auch ohne diess enthält die Schrift so manchen Stoff, so manche Winke und Bemerkungen zur richtigeren Kenntniss und Beurtheilung *Struensees*, seines Ministeriums und der wider ihn und seine Unglücksgefährten vorgenommenen Procedur, dass die oben erwähnte deutsche Uebersetzung derselben, wenn sie kürzer, als die Urschrift, und in reinerem Deutsch, als desselben Vfs. *Entwurf zu einer Geschichte Christians VII.* verfasst wird, gewiss mit eben der allgemeinen Theilnahme und dem unzweydeutigen Beyfalle der Geschichtsforscher im Auslande aufgenommen werden wird, wie solches in Dänemark gleich bey der Erscheinung des Originals der Fall war. Möge sie denn unter Anderem auch dazu dienen, um die historische Wahrheit gegen Versündigungen zu schützen, dergleichen z. B. der Vf. des Dramas: *Fr. Gr. v. Struensee, oder das dänische Blutgericht*, 1793 und die *Verfasserin* des historischen Gemäldes: *Caroline Mathilde, Königin von Dänemark* in *Th. Hells Penelope* für 1824 u. a. m. sich haben

ben zu Schulden kommen lassen. Nach der Letzten soll z. B. *Struensee* kurz vor dem Ausbruche der Revolution den dänischen Hof haben verlassen wollen: nur die junge Königin habe ihn überredet, zu bleiben; *Brandt* (der eigentlich nach *Hamburg* wollte, weil er des Hoflebens herzlich müde war) soll *Str.* beständig angelegen haben, den König zu entsetzen, sich auf den Thron zu schwingen, und die Königin *C. M.* zu seiner Gemahlin zu nehmen! Auch soll der Erbprinz *Friedrich* „kräftig, schön, klug, wohlgebaut" und, zu allem Ueberfluss, auch *Strs.* Nebenbuhler bey *Caroline Mathilde* gewesen seyn: wer aber den „schönen, wohlgebauten" Prinzen gekannt hat, der wird wenigstens zugeben, dass seine Rivalität nicht sehr gefährlich seyn konnte — und was dergleichen historischen Unrichtigkeiten mehrere sind. Selbst bessere Schriften über *Struensee*, z. B. die oben angeführten *authentischen Aufklärungen* u. s. w. (woraus Fr. *Elise v. Hohenhausen*, was sie Wahres sagt, allein entlehnt zu haben scheint; ganze Perioden stimmen in ihrem Gemälde und in diesen Aufklärungen wörtlich mit einander überein) und der Artikel *Struensee* und *Brandt* in dem bekannten *Convers. - Lexicon*, Aufl. 5. Bd. 9. S. 584 ff. können aus diesem *Höst*'schen Werke in manchen Puncten berichtigt und vervollständigt werden. Möge die Uebersetzung recht bald erscheinen!

KOPENHAGEN, b. Schultz. Erb.: *Supplementtafeln zu J. Hübners genealogischen Tabellen.* 6te Lieferung. Taf. 127 — 137. 1824.

Die Genealogie der Häuser Nassau und Savoyen beschliesst diess verdienstliche Werk, dessen gegenwärtige Vollendung dem anfänglichen Entwurfe entspricht, so dass es nun als Hülfsbuch zur Kenntniss der bedeutendern Fürstengeschlechter des letzten Jahrhunderts von der Erscheinung der Hübnerschen Tabellen bis auf unsere Zeit erscheint, und als solches den Besitzern des Hübner sowohl, als denen, welche die Geschichte des genannten Zeitraums vorzugsweise anzieht und die jenes Buch weder haben noch gebrauchen mögen, willkommen seyn muss. Die Ankündigung eines Anhangs, welcher den Ursprung mancher Häuser und Staaten ausführlicher, als es in dem Eingange einer genealogischen Tabelle geschehen kann, auseinandersetzen soll, lässt um so mehr etwas Nutzbares hoffen, als die vor manchen Tabellen schon befindlichen Excurse dieser Art brauchbar erscheinen.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, in Hartlebens Verlags - Exp.: *Stephanus Sainte Marie*, Dr. d. Med., praktischer Arzt zu Lyon, Mitgl. der Akad. und d. med. Gesellschaft derselben Stadt, so wie mehrerer andern literarischen und gelehrten (!) Gesellschaften, *über die Heilung veralteter venerischer Krankheiten ohne Quecksilber.* Mit Zusätzen und einem Nachtrage herausgegeben von Dr. *Johann Claudius Renard*, grossherz. hessischem Medicinalrath, Stadtphysicus und Arzt des Bürgerhospitals zu Mainz u. s. w. 1822. 140 S. 8.

Da sich seit einiger Zeit mehrere Gelehrte, zumahl des Auslandes, bemüht haben, das Quecksilber aus der Reihe der Heilmittel der venerischen Krankheiten gänzlich zu verdrängen, und die Ansichten dieses therapeutischen Gegenstandes noch sehr verschieden sind, auch wohl fürs erste noch sehr verschieden bleiben werden, weil theils die Erfahrungen Einzelner zu isolirt dastehen, theils auch Manche von besondern Thatsachen zu voreilig auf das Allgemeine der Kur geschlossen haben; so muss die vorliegende Schrift ein um so grösseres Interesse für uns haben, da sie von der einen Seite den Gebrauch des Quecksilbers nicht ganz aus der Reihe der Heilmittel der venerischen Krankheiten verdrängt, und andererseits Beweise für die Nützlichkeit eines alten, uns längst bekannten, aber nach einer eigenen Methode verordneten Mittels, nämlich der Sassaparille liefert.

Einleitung. Der Vf. ist mit Recht der Meynung, dass man bey jedem venerischen Kranken *die* Heilmethode anwenden müsse, die seiner Körperconstitution und seinem Temperamente am besten zusage. Dass manche Aerzte so ausserordentlich glücklich in der Behandlung dieser Krankheiten sind, rührt gewiss blos davon her, dass sie nicht ein und dieselbe Methode bey allen ihren Kranken anwenden, sondern sich allemahl nach der Individualität ihres Kranken richten. Den Speichelfluss, den man als ein nothwendiges Mittel zur Heilung der Syphilis angesehen hat, zu erregen, widerräth der Vf.; doch führt er selbst ein Beyspiel an, wo ein Kranker nur durch einen starken Speichelfluss geheilt werden konnte. Rec. sind in seiner Praxis viele Fälle vorgekommen, wo nur nach einer bedeutenden Salivation Heilung erfolgte; der glückliche Erfolg der Inunctionskur spricht gleichfalls für diese Meynung. — Ist ein inflammatorischer Zustand vorhanden, so empfiehlt der Vf. als Vorbereitung die Anwendung des antiphlogistischen Apparats, bey einem nervösen Zustande aber Opium und warme Bäder. — (Geht der Vf. nicht zu weit, wenn er eine venerische Hautwassersucht, sogar eine venerische Gelbsucht annimmt? Davon, dass letztere durch Calomel geheilt wurde, kann er doch nicht schliessen, dass sie venerischen Ursprungs gewesen? —) Ferner glaubt der Vf. der Erste zu seyn, der auf Aphthen am männlichen Gliede, die den Chankern ähnlich sehen, aufmerksam macht; unter seinen Landsleuten mag er der Erste seyn; allein uns Deutschen sind diese Aphthen längst bekannt. Dasselbe gilt von einer schwämmchenartigen - Abblätterung des Eingangs in die Mutterscheide. Gegen beide Zufälle rühmt der Vf. den ausgedrückten Saft des grossen Schierlings. — So glücklich, wie der Vf., venerische Krankheiten ganz allein von der Natur heilen zu sehen, ist Rec. nie gewesen und zweifelt auch, dass ihm diess je vorkommen werde! — Den Sub-

Sublimat giebt der Vf. in Substanz in Pulverform (!) und läfst Milch oder Kalbsbrühe nachtrinken. Wer nur eine etwas feine Zunge hat, nimmt so den Sublimat gewifs nicht! 1. *Abtheilung.* Allgemeine Beschreibung dieser Heilmethode. *Erstes Kapitel. Von der mit dieser Heilmethode verbundenen Medication oder Anwendung von Arzneymitteln.* Was die Art und Weise, wie die Arzneymittel wirken, anbetrifft; so erklärt sich der Vf. für die Ansicht der neuern italienischen Schule; eine Ansicht, die hier näher zu beleuchten nicht der Ort ist. Die Methode nun, deren Gebrauch Hr. *St. M.* wiederherzustellen trachtet, besteht darin, *des Morgens nüchtern eine bedeutende Menge Sassaparille-Dekokt auf die Art zu trinken, wie man die Mineralwasser zu brauchen pflegt.* Dieser Trank erregt in den ersten Tagen eine Art von Unordnuug in den Verdauungswerkzeugen, Uebelkeiten, Erbrechen und zuweilen Stuhlgänge. Kleine vorübergehende oder anhaltende Schweifse stellen sich noch häufiger vom Anfange der Kur bis zum Ende ein; was aber vorzüglich das Heilgeschäft auszeichnet, ist der häufige Harnabgang vom ersten Tage des Gebrauches an. Brechen die Kranken das Getränk immer wieder weg, so mufs man von dieser Methode abstehen. Die Tisane wird lauwarm getrunken; während der Kranke sie trinkt, macht er sich eine kleine Bewegung im Zimmer. Während der übrigen Tageszeit kann er sich Bewegung aufser dem Zimmer machen; erkältet er sich dabey, so wird diefs nur um so sicherer eine recht häufige Harnabsonderung hervorbringen, durch welche ja die Heilung hauptsächlich vollendet werden mufs! (hier liest man wohl zum ersten Mal, dafs eine Erkältung einem Kranken nicht blofs nichts schade, sondern ihm vielmehr zuträglich sey!) Zu gleicher Zeit bekommen die Kranken anisirtes Wachholderbeeren-Extract, um noch stärker auf den Urin zu wirken und auch als Blähungen treibendes Mittel. Im *zweyten Kapitel*, handelt der Vf. die *Geschichte dieser Heilmethode* ab. Er erwähnt der Methoden von Mannard, Massaria, Valsalva, Morgagni, Fordyce und de Haen. Da die Sassaparille so theuer ist, so empfiehlt er an ihrer Stelle noch die *Radix caricis arenariae*, und versichert, dafs diese Wurzel nach seinen Versuchen jener fast gleichzustellen sey. *Drittes Kapitel. Vortheile und Unbequemlichkeiten dieser Methode.* — Die primitiven venerischen Symptome liegen aufser dem Kreise dieser Heilmethode; dasselbe gilt von den secundären Schankern der Mutterscheide, des Mastdarms und der Eichel. Angezeigt ist sie bey Beinfrafs, Knochengeschwülsten, Knochenauswüchsen, Knochenschmerzen, Flechten, Blattern, Hautgeschwüren u. dergl. Je älter und tiefer eingewurzelt die venerische Krankheit ist, je mehr sie dem Queeksilber widerstanden hat, um so mehr, um so schneller und mit desto gröfserem Erfolge wirkt diese Heilmethode. (!) Tritt nicht bald, nach dem Anfang derselben vermehrter Harnabgang ein, oder an seiner Stelle wässerichter Durchfall, so räth der Vf. aufzuhören, weil das Mittel dann nichts hilft. Hypochondrische Subjecte, Individuen mit einem sehr reizbaren, zu Entzündungen geneigten Magen, und Personen mit Entzündung der Nieren und der Blase, vertragen diese Heilmethode nicht. *Viertes Kapitel. Vorläufige Erinnerungen zu den nachfolgenden Beobachtungen, nebst einigen allgemeinen Betrachtungen.* Ein entbehrliches Kapitel, da darin nur, was schon gesagt worden ist, wiederholt, und blofs bemerkt wird, dafs man diese Methode die *diuretische* nennen könnte.

2. *Abtheilung: Besondere Beobachtungen.* Die hier mitgetheilten elf Beobachtungen, ohne Zweifel das Interessanteste im Buche, sind gut erzählt, tragen das Gepränge der Wahrheit an sich, und sprechen nicht wenig für die vom Vf. der Vergessenheit entrissene Heilmethode. Gewifs hat sich derselbe durch die Bekanntmachung seiner Erfahrungen ein grofses Verdienst um die Menschheit erworben. Bey erster Gelegenheit, die Rec. aufstöfst, wird er nicht versäumen, diese Methode in Anwendung zu bringen.

Arzneyformeln. Die Vorschrift zu dem Trank von Sassaparille ist folgende:

℞. Rad. Sassaparill. conc. ℥iV
coque c. aq. ℔ Xjj. ad reman. ℔ Vjjj. versus finem coctionis adde
Rad. liquir. conc. ℥ß. Post infusionem sufficientem et refrigerationem cola.

Diese Quantität Tisane mufs Morgens nüchtern und lauwarm in sechzehn Gläsern getrunken werden. Man trinkt alle Viertelstunden ein Glas voll, oder alle halbe Stunden oder alle ¾ Stunden; eine Stunde nach dem letzten Glase kann man zu Mittag essen, dazu dient dann gut ausgebacknes Brod, festes Fleisch gebraten oder geröstet, wie Rind- oder Kalbfleisch. — Quarin's Trank. — Antisyphilitischer Roob, als Ersatz des von Laffecteur. — Trank von Vigaroux.

Nachtrag über den spätern Erfolg des Heilverfahrens des Herrn St. Marie, nebst Beobachtungen über den Trank von Vigaroux. Von (vom) Medicinalrath Fr. Renard. Hr. *Fr. R.* hatte an Hrn. *St. M.* geschrieben und ihn um die Beantwortung mehrerer Fragen gebeten. Aus der Antwort geht hervor, dafs Hr. *St. M.* seine Methode fortwährend mit dem besten Erfolge anwandte und sie in nichts abänderte. Schliefslich führt Hr. *R.* mehrere Fälle an, wo er den Trank von Vig. verordnete, in einem Falle half er ausgezeichnet, in anderen weniger, in einigen gar nicht. — Hätte übrigens Hr. *R.* das Ganze mehr zusammengedrängt, und manche überflüssige Raisonnements weggelassen; so würde er sich gewifs ein noch gröfseres Verdienst durch die Herausgabe dieser allerdings interessanten Schrift erworben haben.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1824.

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, in d. Weygand. Buchh.: *Neue Mittheilungen an Prediger und Schullehrer aus dem Gebiete der Theologie und des Bibelstudiums, berechnet für Kirche, Schule und Studierstube.* Herausgegeben von *M. T. W. Hildebrand*, Archidiaconus in Zwickau. Neue Folge 1823—1824. *1ster* Bd. 1—*4tes* Heft. 384 S. *2ter* Bd. *1stes* bis *4tes* Heft. 392 S. 8. (Beide Bände 2 Thlr. 16 Gr., das einzelne Heft 8 Gr.)

Diese Zeitschrift hatte schon unter dem Titel: „Mittheilungen" in Hahn's zu Altenburg Verlag im Jahre 1822 begonnen, schien aber in der Crisis jener Buchhandlung mit untergegangen zu seyn, als auf einmal aus jetzigem Verlage eine Menge Hefte, die den ununterbrochenen Fleiss des Vfs. beurkunden, wieder im Publico erschienen. Ob dadurch irgend ein Wunsch, oder ein Bedürfniss der Lesewelt befriedigt worden, möchte Rec. fast bezweifeln. War die Zeitschrift unbeweint zu Grabe getragen worden, so dürfte kaum zu erwarten seyn, dass ihre Auferstehung Jemandes Gesicht erheitern sollte. Wohl gestehen wir derselben gern eine grosse Mannichfaltigkeit zu, verkennen auch den Fleiss des Herausg., der zugleich auch wo nicht einziger, doch vorzüglichster Verfasser ihres Inhalts zu seyn scheint, nicht einen Augenblick, wollen auch zugeben, dass Einzelnheiten nicht ohne Interesse sind, so wie wir bereitwillig die Wahrheit und mit unter nützliche Tendenz einzelner Aufsätze eingestehen: aber was ist mit allem dem gewonnen? Das Mehrste, was hier dargeboten wird, fällt doch unbezweifelt unter die Kategorie des Mittelguts, und die zahlreichen praktischen Arbeiten, in ausgeführten Aufsätzen und Dispositionen sind, mildest beurtheilt, doch nicht der Auszeichnung des Drucks werth. Es würde zu weit führen dieses wohlerwogene Urtheil durch die Zergliederung der vielerley Aufsätze vorliegender Hefte zu begründen, aber sagen wollen wir doch den Lesern, was ihnen hier geboten wird, und hie und da, durch unsere Kritik, zu dem Genusse einladen, oder ihn widerrathen.

Unter 9 Abschnitten enthält das *1ste* Heft: 1) *Pädagogik:* „Ueber das Auswendiglernen biblischer Sprüche in Schulen. Man stimmt dem Vf. gern bey, dass die Kinder zwar Bibelsprüche lernen, aber auch zum Verständniss derselben angeleitet werden sollen; allein welcher verständige Schulmann hat das nicht schon längst gewusst, schon längst gethan? 2) *Homiletik;* a. Predigt am Kirchweihfeste 1822. zu Schönau vom Herausg. gehalten. b. Dispositionen zu Kirchweihpredigten. c. Bearbeitung der Busstexte zum 8ten Nov. 1823. im Königreiche Sachsen. Die Kirchweihpredigt hat das Thema: „Unsere Kirchen sind als heilige Wahrzeichen (?) Gottes unter uns." Denn (so führt der Vf. seinen Hauptsatz aus,) in ihnen gewahren wir eine Anstalt, die von Gott allein ausgehet; (??) sie beurkunden eine Herrschaft, die Gott allein ausübt; und ihnen gewahren wir (ein Lieblingsausdruck des Vfs.) einen Plan, den Gott allein beabsichtigt. Wie viel sich gegen jeden dieser Theile erinnern liesse, sehen unsere Leser von selbst; schief mindestens und schwankend sind sie alle. Die *D*ispositionen sind eben so wenig anziehend durch ihren Gedankenreichthum, als durch zweckmässige Anordnung. Ueber die Materialien und Vorarbeiten zu den Busstexten, so wie über die unter 8 enthaltenen Predigtdispositionen über einzelne im J. 1817. vorgeschriebene Texte im Königreiche Sachsen, und die unter 9 aufgestellten Vorarbeiten zu den im Königreiche Sachsen auf das neue Kirchenjahr (1824) für den Vormittagsgottesdienst verordneten Texten, kann Rec. weder in formeller noch materieller Hinsicht sich freuen, d. h. weder über das Unternehmen in seiner Idee, noch in der Ausführung. In formeller nicht, denn — obgleich im königl. Sachsen es alte Unsitte ist, jeden Busstext durch gedruckte Erläuterungen zugänglicher zu machen, so ist es doch ganz gewiss, dass unter den Predigern der Leipziger und alten Wittenberger Schule nicht viele sind, die solcher Hülfen bedürfen, und die eben, denen sie nützlich werden sollen, doch kaum Gebrauch davon machen werden. Da dieser Artikel in dieser Zeitschrift stehend ist, so hat Rec. ein für allemal über das Unwesen, das dem doch im Ganzen gebildeten Predigerstande keine Ehre bringt, sich hier nach seiner Ueberzeugung aussprechen wollen. Wer aus einem Texte kein Thema zu finden, dieses Thema nicht zu disponiren versteht; oder wer, allenfalls mit Hülfe der zahlreich genug vorhandenen Commentarien seinen Text nicht verstehen lernen kann, der sollte nicht Prediger seyn. Sollte nun aber doch etwas der Art dargeboten werden, so müsste es etwas Ausgezeichnetes seyn, das durch

durch Neuheit der Gedanken, durch sinnvolle Entwickelung, durch Anleitung zum licht- und farbenvollen Ausdruck anziehend würde. So etwas erwarten wir aber in dieser Zeitschrift vergebens, da was hier gegeben wird, grossentheils mehr Versuchs- als Musterarbeit ist. Unter 3) *Liturgik:* steht ein Taufformular bey Haustaufen, in vierfüssigen Jamben, bey welchen sich uns das Göthische Distichon mit Gewalt aufgedrungen hat:

„Jamben nennst du das Werk mit einem kurzen und langen Fuſse, so nennst du mit Recht, Jamben das hinkende Buch."

Das Ganze ist durchaus verfehlt. 4) *Quodlibet* einer theologischen Nachlese. Dieser Artikel, der Miscellen aller Art enthält, ist der einzige, der die Aufmerksamkeit einige Augenblicke zu fesseln vermöchte, wenn sein Inhalt sorgfältiger gewählt wäre. Da der Artikel stehend ist, so rathen wir dem Vf., wenn die Zeitschrift Fortgang haben sollte, ihm seine besondere Geneigtheit zuzuwenden, und lieber statt der eigenen Arbeiten, eine Plumenlese für diese Rubrik anzustellen; und ihr dadurch eine Interesse zu geben, was sie bis jetzt durchaus entbehrt. Der Herausg. wird aber dabey von selbst fühlen, dass bey der jetzigen Dürftigkeit und sorglosen Auswahl auch dieser Abschnitt nicht fesseln kann. 5) *Dogmatik:* „Von der Accomodation nach dem System des supernaturalen Rationalismus." Dieser Aufsatz, der mit einem andern im isten Hefte des 2ten Bds. „der supernaturale Rationalismus" in Verbindung gedacht werden kann, hat wohl sein Entstehen dem Anschliessen an *Ammons* Ideen zu danken, die man als vermittelnd in dem Streite zwischen Rationalismus und Supernaturalismus in die Welt einführen möchte. Rec. verspricht sich von diesen Vermittelungsversuchen wenig Heil, will jedoch allen, die solche Hoffnung nähren, ihre Aussicht gern ungetrübt lassen. Was übrigens die Accomodationstheorie betrifft, so hat sie hier eine neue Vertheidigung gefunden. Rec. kann sich mit ihr nicht befreunden, sondern glaubt der Würde der Bibel unbeschadet, ihren Verfassern die Infallibilität in den Dingen, die nicht unmittelbar zur Religions- und Tugendlehre gehören, absprechen zu müssen. 7) *Casualreden.* Beichtrede vor Gymnasiasten gehalten. Ueber 8 und 9 ist schon oben gesprochen worden.

Das *2te* Heft enthält: 1) *Kirchen- und Dogmengeschichte:* a. Versuch einer historischen Entwickelung des Rationalismus. Nicht ohne geschichtlichen Werth. b) Reformationspredigt 1822. „Unsere Kirche als im Besitz des wahren Christenthums." Der Eingang enthält einige locale Denkwürdigkeiten. c. Einige Winke zur populären Behandlung der Trinitätslehre. Man soll nicht von einem dreyeinigen Gotte, sondern nur vom Vater und Sohn und Geist sprechen. 2) Fortsetzung der Vorarbeiten über die neuen Texte. S. oben.

Das *3te* Heft enthält unter dem *isten* Abschnitt: *Homiletik.* „Einige Winke auf die rechte Benutzung unserer gewöhnlichen Pericopen." Kommen viel zu spät. „Predigt am Sonntage Jubilate 1807." Eine Predigt zum Andenken eines hundert Jahre früher zu Ortrand gewesenen grossen Brandes, von *M. F. A. Dietrich*, damals Diaconus daselbst. Diese Predigt zeigt „Welche Empfindungen der heutige Tag in uns erwecken müsse, wenn wir bedenken, dass er vor 100 Jahren ein Schreckenstag für die Bewohner unserer Stadt gewesen," über 1 Petr. 2, 11—20. Diese Predigt hat manches zweckmässige und das, was sich an derselben tadeln liesse, übergehen wir um so mehr, da der Vf. derselben längst todt ist, und der Herausg. sie nur aus den nicht zum Druck bestimmten Nachlass des Verstorbenen hervorgezogen hat; welches Verfahren vielleicht durch Achtung gegen den Verstorbenen, der ihm Lehrer war, entschuldigt, aber nie ganz gerechtfertigt werden mag. 2) *Katechetik:* Ueber das 2te Hauptstück des Katechismus. Auf 6 Seiten die unbedeutende Belehrung dass das Apostolische Symbolum nicht von den Aposteln stamme, aber die *nota characteristica Christianismi* sey. 3) Fortsetzung der Bearbeitung der Predigttexte. 4) Busstagstexte. 5) Pastorallehre: Nur eine kurze Notiz, dass ein Prediger das jährliche Schulexamen mit zweckmässigen Reden eröffnet, und einmal über das Schreiben, ein andermal über die Nützlichkeit des Rechnens gesprochen habe. Sehr trivial. 6) Quodlibet.

4tes Heft: 1) Ueber den Josua. 2) *Predigt am* Neujahrstage 1823. „Das rechte Neujahr in neuer Vereinigung mit Jesu Christo" über 2 Cor. 5, 17. 3) Auswahl aus den (ausgewählte) Psalmen, zum Vorlesen in Betstunden, mit Rücksicht auf die Evangelien. 4) *Etwas über die der Buchstabirmethode vorzuziehende Lautmethode beym Lesenlehren.* (S. 318.) (Eingesandt.). Der Vf. sagt der Buchstabirmethode alles Böse nach, und wiederholt 99mal widerlegte Vorwürfe getrost zum hundertsten male, legt aber der Lautmethode Vorzüge bey, welche sie in der Erfahrung keineswegs bewährt hat. Manche von jenen Vorwürfen und von diesen Vorzügen versteht Rec. gar nicht. Z. B. (S. 321.) heisst es: „Die Buchstabirmethode hat eben so *viel* Begriffe zu lehren, als die Sprache Wörter hat; die Lautmethode lehrt bloss die Laute." Wie irgend eine Leselehrmethode dazu kommen soll, die sämmtlichen Wortbegriffe d. h. Etwas nicht viel geringers als den Umfang alles menschlichen Wissens zu lehren, möchte schwer zu begreifen seyn. Wenn ferner unter Ziffer 5. gesagt wird: „Bey der Buchstabirmethode dauert es lange ehe das Kind zum Bewusstseyn kömmt, dass es etwas weiss; durch die Lautmethode kömmt es sehr bald zu diesem Bewusstseyn;" so verwechselt der Vf. die mechanische Fertigkeit gewisse Töne an bestimmte Tonzeichen zu knüpfen mit dem höhern Wissen, die Organbildung mit der Geistesbildung, welche vor der Leselehrmethode ziemlich unabhängig seyn möchte, d. h. nicht an diese oder jene objective Lehrart vorzugsweise geknüpft ist, sondern hauptsächlich von dem subjectiven Verhalten des Lehrers gefördert oder ge-

gehindert wird. Die Schwierigkeiten der Lautmethode für alle minder gut gebildete Organe; das Lächerliche, welches die inarticulirte Tonschöpfung für das unverwöhnte Ohr hat; den Nachtheil, dass die Leseschüler, die nach dieser Methode unterrichtet werden, der häuslichen Nachhülfe entbehren müssen; den Umstand, dass sie die Buchstaben nach ihren trivialen Namen doch noch lernen müssen, und dass, wenn es gegründet wäre, dass früher Zeit erspart würde, diese später, namentlich beym Schreiben wieder verloren geht, — diess und so vieles andere, was mit Recht gegen die Lautmethode erinnert wird, hat der Verf. nicht erwähnt, noch weniger widerlegt. Rec. der als Lehrer, als Familienvater, als Schulaufseher eines weiten Districts, in welchem allerley Methoden geübt werden, sie alle in ihren Vorzügen und Nachtheilen kennen gelernt zu haben glaubt, hat die Ueberzeugung gewonnen, dass die Methode die beste ist, welche im Lehrer selbst liegt, und die aus ihm hervorgeht. Das Leichtere oder Schwerere, Längere oder Kürzere hängt grösstentheils davon ab, wie der Lehrer die Methode, in der er unterrichtet, zu handhaben weiss. Es giebt Lautirschüler, die nach Jahre langem Unterricht nicht lesen können, und Buchstabirschüler, die es in wenigen Monaten lernten; dagegen aber auch solche, die ewig buchstabiren, und solche, die durchs Lautiren schnell zum Lesen gelangten: kurz, jede Methode ist gut, die richtig angewendet wird, und in welcher der Lehrer einheimisch ist. Wenn unser Vf. am Schlusse seines Aufsatzes (S. 324.) noch seine bey Craz und Gerlach erschienenen Schriften über den Gebrauch der Lautmethode nennt, so kann man den Verdacht nicht abwehren, dass diese Anzeige ein *ridiculus mus* sey, welcher aus dem Berge seiner Abhandlung hervorgegangen ist. Rec. empfiehlt dagegen denen, welche die Buchstabirmethode zweckmässig üben wollen, „*Pöhlmanns* practische Anweisung" welche in der That alle Vortheile der Buchstabir- und Lautmethode in sich vereinigt, und die Nachtheile beider vermeidet. 5) Vorarbeiten zu den neuen Predigttexten, s. oben. 6) *Abhandlungen. Dogmatik.* Der menschliche Körper nach der Beachtung, deren das Christenthum ihn würdigt. Diese Abhandlung vom Herausg., zeigt: das Christenthum beachte den menschlichen Körper 1) durch seine Geschichte (Geschichte des Gottessohnes, in dessen Menschwerdung die Menschheit ihren Triumph feierte); 2) durch seine Gebräuche, (Taufe und Abendmahl richten sich zunächst an den Körper); 3) durch seine Lehren (der menschliche Körper ist von Gott geschaffen, soll ein Tempel des heiligen Geistes seyn, soll einst auferstehen). Nur der dritte Punct ist, nach des Rec. Dafürhalten, von Wichtigkeit und seine Beleuchtung von practischem Nutzen. Die letzte Abhandlung dieses Hefts (eingesendet von M. *Karg*) redet „von dem Unterschiede des λόγος und πνεῦμα ἅγιον im N. T." und bestreitet die Meinung, dass der λ. und πν. αγ. identische Wesen seyen. Das unter 7 befindliche Quodlibet einer theologischen Nachlese enthält bloss eine mindestens uninteressante Anecdote; und so schliesst sich der *1ste* Band eben so unerbaulich als er angefangen hat.

(*Der Beschluss folgt.*)

GESCHICHTE.

BERLIN, b. Duncker u. Humblot: *Die Weltgeschichte*, von *Karl Friedrich Becker*. *Eilfter* Theil von *K. A. Menzel*.

Auch unter dem Titel:

Geschichte unserer Zeit seit dem Tode Friedrichs des Zweyten. Erster Theil, bis zum Frieden von Campo Formio. 1824. X u. 724 S. gr. 8.

Die Geschichte ihrer Zeit zu schreiben kann nur Männern von grosser Einsicht und festem Charakter gelingen. Denn ohne Einsicht in die mannichfaltigen Ursachen, welche Begebenheiten herbeyführen und ihren Charakter bestimmen, ohne Kenntniss der Charaktere, welche handelnd auftraten, und ohne klare und bestimmte Weltansicht kann das Urtheil über die dargestellten Begebenheiten eben so wenig als die Zusammenstellung derselben selbst bestimmt und einleuchtend seyn. Und hierin liegt zugleich die zweyte Bedingung, dass der Geschichtschreiber Charakter besitzen müsse, eingeschlossen. Die Begebenheiten interessiren zwar durch sich selbst nach ihrer Wichtigkeit und ihrem Einflusse auf den Gang der Zeit. Allein je grösser der Künstler ist, der sie zu einem Gemälde verwebt, je richtiger er Licht und Schatten in seiner Darstellung vertheilt, je kräftiger er seinen Stoff beherrscht, desto leichter muss er das Urtheil seiner Leser leiten, desto lebendiger sie interessiren, und desto sicherer sie belehren und bessern. So haben die Alten ihre Geschichten geschrieben; und wenn sie dadurch allen Jahrhunderten Lehrer der Weisheit und Tugend geworden sind, so müssen wir diesen Erfolg ihrer Bemühungen aus ihrem Charakter herleiten. Wenn diess, wie wir hoffen, zugegeben wird, so bestimmt sich daraus der Begriff der Unparteylichkeit, welche einem Geschichtschreiber seiner Zeit geziemt. Dass sie nicht völlige Urtheilslosigkeit oder wohl gar Gleichgültigkeit gegen die erzählten Geschichten seyn könne, wird jeder zugeben, der trockne Annalistik von geschichtlicher Kunst zu unterscheiden weiss. Der Geschichtschreiber soll keiner Partey angehören als der der Wahrheit und des Rechtes. Die ewigen Ideen des Wahren und Guten müssen ihn begeistern, seine Weltansicht muss eine erhabene seyn. Alsdann darf er es kühn wagen, der heimlichen List wie der öffentlichen Gewalt das Urtheil zu sprechen, und Ehre und Schmach nach Verdienst auszutheilen. Freylich soll die unparteyische Nachwelt richten; allein kann und wird sie anders richten als der Mann, welcher, über Nichtiges und Kleinliches erhaben, mit ihr auf einer Höhe steht?

Wir

Wir würden uns diese Ansichten hier auszusprechen nicht erlaubt haben, wenn nicht das anzuzeigende Werk zu denjenigen gehörte, welche ohne Ansprüche auftretend dennoch den Beyfall der Meisten zu gewinnen geeignet sind. Der durch seine Geschichten der Deutschen hinreichend bekannte Verfasser vereinigt Einsicht und Charakter, um die inhaltschwere Geschichte unserer Zeiten mit Glück zu erzählen. Und darum gewährt das Lesen seines Werkes hohen Genuss. Er giebt in demselben zuerst eine kurze, aber lichtvolle Uebersicht des Zustandes von Deutschland nach Friedrichs II. Tode, worin sich besonders die gelungene Charakteristik der damaligen religiösen und philosophischen Denkart auszeichnet (S. 1—27). Daran schliesst sich die Episode von Preussens politischem Einflusse in die damaligen Ereignisse; worauf die Auseinandersetzung der die französische Revolution vorbereitenden Ursachen folgt, eine Darstellung, welche für die Entwickelung des folgenden Trauerspiels von grossem Interesse ist. Der Vf. findet (und wohl jeder Unbefangene mit ihm) die Ursachen dieser Staatsumwälzung nicht *allein* in der Ausschliesung des Volkes von der Theilnahme an der Regierung, sondern weit mehr in den Missverhältnissen zwischen den bürgerlichen Rechten und Ansprüchen der einzelnen Stände, in einer Vorbereitung zur materialistischen Lebensweise durch mannichfaltig verbreitete Irrlehren der Philosophie, und in den kundbaren Gebrechen der Staatsverfassung, welche auf allen Ständen gleich drückend lagen. Die darauf folgende Erzählung von dem Ausbruche der Unruhen in Paris, von der Erstürmung der Bastille (den 12ten Aug. 1789.) bis zur Absetzung des Königs (S. 90—308.) ergreift durch die leicht überschauliche Anordnung der Begebenheiten und durch die lebendige Vergegenwärtigung derselben unwillkürlich, und das Interesse steigt bey Erzählung der Septemberscenen (1792.) noch höher. Weniger gelungen im Ganzen scheint uns die Schilderung des Preussischen Heerzugs nach der Champagne. Allein die darauf folgende Erzählung von dem Kriege am Rhein und in Belgien ist wieder eine gelungene. Weiter in Aushebung einzelner Abschnitte zu gehen ist bey der Ueberfülle der Begebenheiten, und der innigen Verflechtung aller Ereignisse kaum möglich, wenn unsere Anzeige nicht die gehörigen Grenzen überschreiten soll.

Jedoch sind wir durch den Reichthum des dargebotenen Genusses und durch die bekannte Kunstgewandheit des Vfs. berechtigt, einiges, was wir in dem Werke vermissen, zu fodern. Der Vf. schildert den innern Zustand Frankreichs sehr klar; weniger den von Italien. Allein gerade die genaue Kenntniss des politischen Zustandes von Oberitalien zur Zeit des österreichischen Krieges würde sehr viel zum richtigen Verständniss der daselbst vorgefallenen Ereignisse beytragen, und Napoleons Thaten genauer würdigen lassen. So wie dieser Theil der Geschichte in dem Werke erzählt ist, sehen wir zwar die Ereignisse geschehen, aber wir ahnen nur den Zusammenhang derselben mit den Meinungen und Gesinnungen der Menschen, welche dabey handelten. Ausserdem scheint uns der Faden, an welchem die Kriegsgeschichte der Jahre 1796 und 1797 abläuft, an manchen Stellen nicht eben genug, um auf dem reichen Schauplatze die Ordnung der Begebenheiten leicht zu übersehen. Besonders ist dieser Mangel in der Darstellung der frühern Kriege in Belgien und am Rheine fühlbar. Indessen bleibt das, was der Verf. geleistet hat, nicht nur vielen dankeswerth, sondern auch sehr ausgezeichnet. Denn es dürften wohl wenige Werke der neuern deutschen Literatur im Fache der Geschichte auch in Hinsicht des Stiles sich mit dem vorliegenden messen können. Der Stil des Verfs. ist bis auf wenige Ausnahmen rein, leicht, und an vielen Stellen harmonisch. Sein Vorzug vor dem Woltmannschen in den frühern Theilen des Beckerschen Werkes besteht in der sinnlichen Klarheit, welche theils auf der glücklichen Wahl des Ausdruckes, theils auf der ungekünstelten Wortfolge und Verbindung beruht, und in der Kraft und Gedrungenheit, welche gleich weit von gesuchtern Nachdruck als von affectirter Kürze nur aus innig bewegtem Gemüthe und *klarem Verstande* hervorgeht Wir heben ohne ängstliche Auswahl die Stelle über den Beginn des Vendeekrieges aus (S. 389.), um unsre Leser urtheilen zu lassen: In der Landschaft, die vormals Poitou hiess, wohnte längs dem Meer, zwischen der Loire und Charente, ein unschuldiges und arbeitsames Volk von Ackerbauern und Hirten, das, ohne Handel und Gewerbfleiss, die Fortschritte der Cultur und den veränderten Geist der Zeit, aber auch die Verderbniss und die Unzufriedenheit nicht kannte, aus welcher die Revolution hervorgegangen war. Das alte patriarchalische Verhältniss der Gutsherren und ihrer Hintersassen und Unterthanen, das anderwärts unter dem bleiernen Scepter des Stolzes, des Eigennutzes und der Selbstsucht, nichts als Hass, Trotz und Unzufriedenheit erzeugt hatte, bestand hier, unter dem wohlthätigen Einflusse der echten Adelsgesinnung, in Liebe und Treue noch immer, und eben so hatten Ehrfurcht vor der Kirche und ihren Dienern unter diesen einfachen, von der übrigen Welt abgeschnittenen Menschen sich in einer Stärke und Allgemeinheit behauptet, wie sie im übrigen Frankreich nicht leicht wiedergefunden ward. Mit Erstaunen und Entsetzen hörten sie aus dem Munde des Adels und der Geistlichkeit von den Freveln, die in der Hauptstadt gegen den Thron und die Kirche geübt, von den Dekreten, welche zum Umsturz aller göttlichen und menschlichen Ordnung in Paris erlassen würden. Daher gerieth schon unter der ersten Nationalversammlung die Vendee in Aufruhr."

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1824.

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, in d. Weygand. Buchh.: *Neue Mittheilungen an Prediger und Schullehrer aus dem Gebiete der Theologie und des Bibelstudiums* — Herausgeg. von *M. T. W. Hildebrand* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Des *zweyten* Bandes 1stes Heft enthält 1) *Dogmatik*: Der supernaturale Rationalismus, vom Herausgeber (S. 3 — 33). „Der supernaturale Rationalismus ist dasjenige System, bey welchem die von aussenher gegebene Offenbarung als *factum* in der sinnlichen Wahrnehmung von der Vernunft so weit als möglich (?) geprüft und erklärt, übrigens aber als Anstalt einer höhern göttlichen Causalität im Glauben nur angeschauet und für das geistige Interesse benutzt wird." Von diesem seinen System unterscheidet der Vf. eben so sehr den von ihm sogenannten naturalen Rationalismus, als den (reinen und rationalen) Supernaturalismus, von welchen der Mysticismus eine Abart ist. Ob in der Meynung des Vfs. etwas Wahres ist, bleibe dahin gestellt; aber etwas Neues ist es nicht; denn es ist ja dieser supernaturale Rationalismus das System aller Theologen des vorigen Jahrhunderts, namentlich der zahlreichen Reinhard'schen Schule, welche das Recht, die Offenbarung zu prüfen und zu erklären, der Vernunft längst und unbedenklich zugestanden hat. (*Humana ratio examinare librorum sacrorum argumentum et legitimae interpretationi praeesse debet*) Ueber das Wesen einer Offenbarung, und ob zur Begründung einer solchen der Glaube an Wunder nöthig ist, oder ob eine solche bloss in den natürlichen Entwickelungen der Ereignisse, wie sie unter Gottes Leitung, in der Körper- und Ideenwelt, herbeygeführt worden sind, zu suchen seyn möchte. — Darüber hat sich der Vf. nicht ausgesprochen. 2. *Homiletik*. A) Beichtrede, vom Herausgeber. Hat weder in ihrem Gehalt noch in ihrer Gestalt etwas Ausgezeichnetes. B) Traurede vom Hrn. P. A. in W. Es liegt so eben das dritte Heft der Mittheilungen des Predigervereins im Neustädter Kreise dem Rec. vor, und er findet zu seiner nicht geringen Verwunderung dieselbe Traurede, mit wenigen Abänderungen, (S. 236) abgedruckt, und dabey den Namen des Vfs, „*Anger* in *Weltwutz*" unterzeichnet. Unstreitig hat sie der Vf. beiden Zeitschriften zur Aufnahme überlassen, und man kann nicht umhin, ein solches Ungebührniss zu rügen; obwohl die Rede an sich der Verbreitung werth ist, und sich durch ihren zweckmässigen Inhalt eben so sehr als durch ihren herzlichen und gemeinverständlichen Vortrag empfiehlt. Dasselbe gilt von der unter C mitgetheilten Taufrede desselben Vfs.; nur vermisst Rec. in derselben die ausdrückliche Wiederholung des christlichen Glaubensbekenntnisses, welche ihm zur christlichen Taufe durchaus nöthig scheint. Auch hält er dafür, dass die Ertheilung des Namens bey dem Taufacte besonders hervorgehoben werden müsse, und nicht bloss wie hier, und in manchen neuen Formularen geschieht, beyläufig das Kind mit dem Namen genannt werden dürfe, den es erst in diesem Augenblicke, und zur Erinnerung an denselben empfangen soll. 3) *Bearbeitung* der Busstexte und Vorarbeiten zu den neuen Predigttexten u. s. w., s. oben! 4) *Pädagogik*. Zwey Abhandlungen. A) Wie müssen Schulstuben eingerichtet werden? B) Wie können feuchte Schulstuben trocken gemacht werden." (Man soll unten am Fussboden ein viereckiges Loch durch die Mauer nach Aussen schlagen lassen.)

Zweytes Heft. 1) *Katechetik*. Ueber das zweyte Hauptstück des christlichen Glaubens. Der erste Artikel. Das erste Hauptstück hatte der Vf. schon in dem ersten Bande der Mittheilungen, der in Altenburg erschien, abgehandelt; die Einleitung zu dem zweyten steht im 1sten Bande der neuen Folge 3tes Heft. S. 219 ff. Es ist nicht Katechese, was wir hier finden, sondern ein Raisonnement zum Behuf katechetischer Unterhaltungen. Nach *Horns* Commentar über Herders Katechismus und *Dinter's* Unterredungen über die Hauptstücke, müsste ein solches Unternehmen als eine *Ilias post Homerum* erscheinen, auch wenn es viel geistreicher und kunstfertiger wäre, als es wirklich der Fall ist. 2. *Liturgik*. Auswahl der Psalmen und einiger biblischen Parallelstellen mit Rücksicht auf die Evangelien. (Fortsetzung vom 1sten Bande 4tes Heft. S. 315.) 3) *Homiletik*. A) Aerntepredigt von M. A. F. F. *Karg* in Zwönitz. Diese Predigt handelt über Ps. 104, 13 ff. „Von dem dankbaren Andenken an die mächtige Hülfe Gottes bey der Aernte von diesem Jahre" (1822.) Gegen diese Predigt liesse sich manches einwenden; es würde aber zu weit führen. 2) Beichtrede bey der Communion des zu Zwickau stationirenden Regi-

iments Pr. Friedrich August, gehalten am ersten Pfingsttage 1823, vom Herausg. Gehört zu den bessern Arbeiten dieser Zeitschrift. Der Gedanke: „Werdet voll Geistes," ist nicht ganz übel benutzt. A) Bearbeitung der Predigtexte, und B) Bearbeitung der Busstexte 1823. f. oben. C) Einige Dispositionen veranlasster Casualpredigten. (Giebt es denn auch *Casualpredigten, die nicht veranlasst sind?*) von *Ch. G. Schreyer*, Past. und Adj. zu Ortrand; Dispositionen zu Predigten bey Einführung eines neuen Gesangbuchs; nach einem Brande; zum Jahrmarkte; am Friedensdankfeste; am Erinnerungstage eines 100jährigen und 200jährigen Brandunglücks; (der Vf. nennt es unschicklich ein Brandfest; bey dem Ausdrucke „Fest" denkt man doch immer ein freudiges Ereigniss); am Dankfeste wegen Räumung der Sächs. Lande von den Franzosen; und (im folgenden Hefte) am Dankfeste wegen der Einnahme von Paris; am Tage der Todtenfeyer; am Siegsdankfeste; am Kircheinweihungstage; am Preussischen Huldigungsfeste; am Friedensdankfeste 1816; am Tage der militärischen Todtenfeyer; am Tage der allgemeinen Todtenfeyer; und endlich zu einer Synodalpredigt — finden sich in dieser Sammlung, der es, wie man sieht, an Mannichfaltigkeit nicht gebricht, und in welcher auch mancher Gedanke recht glücklich gegriffen ist.

Im *dritten* Hefte finden wir 1) *Dogmatik.* Zugabe des Herausg. zu seiner Ansicht vom heil. Abendmahle. Der Vf. hat früher in einer Schrift: „Versuch über den Sinn und die Verheissung Christi bey Stiftung des heil. Abendmahls (1816. 8.)" seine Ansicht weitläuftiger ausgesprochen. Diese Ansicht liegt in Folgendem: „Jesus spricht: meine irdische sichtbare Verbindung mit euch, meine menschliche Gegenwart findet fortan nicht mehr statt, ich werde nicht mehr mit euch essen und trinken; denn mein Leib wird getödet, mein Blut vergossen werden am Kreuze, ich werde sterben. Jetzt bin ich noch sichtbar mit meinem Leibe und Blute, d. i. mit meinem irdischen Körper (σῶμα καὶ αἷμα bezeichnet den ganzen äussern sichtbaren Körper) unter euch, mit meinem Tode aber hört diese meine körperliche Gegenwart auf. Doch obschon fortan ich nicht mehr körperlich unter euch seyn werde, so will ich doch dieses Mahl mit euch aufs Neue halten in dem künftigen Messiasreiche, und da letzteres nicht irdisch und sichtbar, sondern geistig und himmlisch seyn wird, so werde ich als Messias auch nicht sichtbar und körperlicherweise, sondern unsichtbar und geistigerweise bey euch seyn. Ihr habt bisher erkannt, dass ich unter euch sichtbar bin, weil ihr meinen Körper (Fleisch und Blut) seht; damit ihr nun auch in Zukunft meine geistige unsichtbare göttliche (?) Gegenwart unter euch erkennen möget, so gelte euch dieses Brod und dieser Wein, so oft ihr diess nämlich zur lebendigen Erinnerung an mich geniesset, eben so viel, als dieser mein Leib und dieses mein Blut; Brod und Wein versichern euch eben so fest meiner unsichtbaren göttlichen (?) Gegenwart bey einem solchen Mahle, wie ihr jetzt an diesem meinen sichtbaren Körper euch von meiner irdischen Gegenwart versichert haltet." Im Grunde betrachtet heisst das Gesagte doch wohl weiter nichts, als: „Brod und Wein sind Erinnerungszeichen an den abwesenden (Leib und Blut) Christus;" und dann enthält das Raisonnement nur Etwas Allbekanntes und Oftgesagtes. 2) *Homiletik. Etwas zur Geschichte der Pericopen.* Sie sind zwar nicht von den Apostolischen Vätern ausgewählt, aber doch sehr alt, in der römischen Kirche schon im 6ten Jahrh. gebraucht, und von Karl dem Grossen zum Gebrauch im Abendlande empfohlen worden. Schon Luther, und nach ihm mehrere Gottesgelehrte haben eine Umwechselung derselben angerathen. A) *Fortsetzung und Beschluss der Vorarbeiten zu den Predigttexten auf* 1823. B) *Dispositionen zu Predigten in den Weihnachts - oder Christmetten.* Zu 18 Christmetten-Predigten sind hier Texte und Materialien gegeben, von welchen dem Rec. besonders die letzte Disposition aufgefallen ist. *Eingang*: Allgemeine Bemerkungen über die zahlreiche Menge der diesem Frühgottesdienste mit beywohnenden Kinder. *Text*: Marc. 10, 14. *Thema:* Erörterung der wichtigen Frage: „Ist es wohlgethan, dass man noch ungebildete Kinder an den Gottesverehrungen der Erwachsenen Theil nehmen lässt?" 1) Nach dem Urtheile unsers aufgeklärten Zeitalters. Die zu frühe Gegenwart der Kinder bey öffentlichen Gottesverehrungen ist a) belästigend für die Andacht der Erwachsenen; b) unnütz für die Kinder selbst; c) nachtheilig für die Religion, die durch solche unreife Zöglinge entehrt wird. (?) 2) Nach dem Urtheile unsers weisen Heilandes: a) sind unvernünftige Thiere, ja selbst leblose Geschöpfe fähig, nach ihrer Art Gott zu verehren, (?) warum nicht auch der Vernunft fähige Kinder? b) frühzeitig müssen die Gefühle für ernste Unterhaltungen in den Seelen der Menschen geweckt werden." Rec. gehört nicht zu denen, welche den Kindern die Kirche ganz verschliessen wollen, weil er meint, dass das, was uns lieb werden soll, auch zugänglich seyn muss; allein von den Gründen des Vfs. beweist der erste zuviel, also nichts; (denn es würde ja folgen, dass man auch das Oechslein und Eselein zulassen müsste; und der Vf. hat sehr unrecht, wenn er die vernunftlose Gottesverehrung der Thiere mit der Verehrung Gottes im Geiste parallelisirt, wie sie dem Menschen ziemt); der zweyte Grund aber nimmt sich ganz eigen aus, wenn man ihn mit der Christmetten im Zusammenhange denkt, wo es wahrlich nicht die ernste Unterhaltung, sondern einzig das bunte Lichterspiel ist, was die Kinder anzieht und beschäftigt. C) *Predigtentwürfe über die neuen Predigttexte* und den 1sten Br. Johannis. Forts. vom Herausg. D) *Einige Dispositionen veranlasster Casualpredigten,* von *Schreger*, Adj. und Pf. zu Ortrandt. Forts., f. oben. 3) *Katechetik.* Der zweyte Artikel, f. oben. 4) *Liturgik.* Parallelstellen und Psalmen, zum Vorlesen in Betstunden, Forts. 5) *Pädago-*

gogik. Was Dr. Martin Luther über Erziehung schriftlich hinterlassen, aus dessen Schriften gesammelt von Hrn. Diac. *Grumbach.* Nur 3 Blätter. Luther ist in seinen Schriften oft auf die Erziehung zurückgekommen, und seine Bemerkungen sind alle aus dem Leben gegriffen.

Viertes Heft. 1) *Pastoraltheologie.* Die geistliche Vorbereitung eines Delinquenten zum Tode, vom Herausgeber. Der Vf. erhielt den Auftrag, einen verurtheilten 19jährigen Delinquenten, einen Soldaten, welcher seine Pflegeältern ermordet hatte, zum Tode vorzubereiten, und liefert nun hier theils allgemeine Betrachtungen über dieses Geschäft, theils die Materialien der Unterredungen, die er mit demselben im Gefängnisse und auf dem Wege zum Richtplatze gepflogen hat. Es ist neuerer Zeit viel über die Zulässigkeit des Zuspruchs und der Begleitung des Geistlichen bey der Hinrichtung eines Verbrechers gesprochen und geschrieben worden. Der Vf. erkennt die Schwierigkeit des Geschäftes, aber auch die Wichtigkeit und das Segensreiche, das in demselben liegt, und gehört demnach nicht zu denen, welche, wo nicht den geistlichen Zuspruch überhaupt, doch die Begleitung zur Richtstätte abgeschafft wünschen. Rec. stimmt ihm völlig bey, und meint, dass ein Unterschied zu machen, und durch vorgängige Kenntnissnahme wohl auszumitteln sey, welchem Verbrecher man diese letzte Wohlthat vergönnen solle und welchem nicht. Uebrigens ist nicht zu verkennen, dass ein so schwieriges Geschäft nicht jedem Prediger anzuvertrauen ist, indem recht viel Menschenkenntniss, ein reiches Gemüth und grosse Lebensgewandheit dazu gehört, diesem Auftrage zur eigenen und des Delinquenten Befriedigung zu genügen. Die Materialien zur Unterredung, die der Vf. hier liefert, sind ganz zweckmässig; doch versteht sich von selbst, dass jeder besondere Fall auch eine besondere Modification derselben nöthig machen muss. 2) *Homiletik.* Predigt am 3ten Sonntage des Advents, als am Tage vor der Hinrichtung eines Delinquenten, gehalten vom Herausgeber. Die Predigt redet über das Sonntagsevangelium von „*dem christlichen Hinblick auf die, welche in gefänglicher Haft die Todesstrafe erwarten.*" Rec. findet es sehr gerechtfertigt, dass der Prediger von einem Ereignisse, was eine ganze Gegend aufzuregen pflegt, auch an heiliger Stätte Kenntniss nehme, um so mehr, da ein solcher Fall so vieles in sich hat, was nütze zur Lehre und zur Strafe ist. Der Vf. hat seinen Gegenstand würdig und zweckmässig behandelt; doch würden wir die besondere Fürbitte für den Delinquenten, die am Schlusse der Predigt beygefügt ist, weggelassen, oder sie doch so in die Predigt verflochten haben, dass sie weniger hervorgetreten wäre. Alte Sitte versagt den unehlich Gebärenden, den Selbstmördern u. dergl die Ehre der öffentlichen Fürbitten und Danksagungen, wie kommt der Delinquent dazu, dass sie ihm gewährt wird? Immer muss die Theilnahme, die ihm geschenkt wird, doch so seyn, dass sie Niemanden beneidenswerth erscheint, wenn sie nicht einen bösen Eindruck auf die Lebenden machen soll. A) Bearbeitung der Texte auf den ersten Busstag 1824. B) Bearbeitung der gewöhnlichen Sonn- und Festtagsevangelien u. s. w. Oculi bis Jubilate. S. oben.

Möge, wenn diese Zeitschrift bestehen soll, der Herausgeber sich mit mehreren wackern Mitarbeitern verbinden, das Gemeine aussondern, des Interessantern sich befleissigen und so seinem Fleisse, den wir gern anerkennen, auch den Lohn einer aufmunternden Theilnahme zu verschaffen.

GESCHICHTE.

ALTONA, in der Exped. des alt. Merkurs: *Altonaischer Merkurius.* Jahrgang 1823 u. 1824 Januar bis October incl. S. 4248. (Jahrg. 1823) S. 3712. (Jahrg. 1824). kl. 8.

Obwohl sich das Institut der Allgemeinen Literaturzeitung seit vielen Jahren nur selten auf politische Tageblätter verbreitet, so glaubt doch Rec. mit dieser Anzeige auftreten zu dürfen, um den Altonaischen Merkur im Innern von Deutschland bekannter zu machen, als er es zu seyn scheint. Die Hamburgischen Blätter, namentlich der Correspondent und die Liste der Börsenhalle, sind als Quelle der Nordischen, der Englischen und Amerikanischen Nachrichten für die Redactionen der meisten deutschen Blätter unentbehrlich, weil die Nordischen und Englischen Blätter, besonders die letztern, ungeheuer theuer zu stehen kommen — schon in Berlin kostet der Jahrgang der Times 150 — 160 Rthlr. — und bey ihrer Ankunft in den südlich und östlich liegenden Städten doch nur das liefern können, was jene durch ihre Lage begünstigten deutschen Blätter bereits enthalten. Ist nun aber Freunden politischer Neuigkeiten und besonders Zeitungs-Redactoren daran gelegen, sich neben jenen Blättern mit einem verhältnissmässig höchst wohlfeilen, vorzüglichen Blatte zu versehen, worin keine wichtige Englische, Amerikanische oder Nordische Nachricht vernachlässigt, sondern alle in leichtfasslicher Uebersicht übersetzt und mit geographischen und statistischen Erläuterungen geliefert werden; so kann Rec., der sich Jahre lang eifrigst mit dem Zeitungsfache beschäftigt, den Altonaischen Merkur mit gutem Fuge empfehlen. Der A. M., der fast seit einem Jahrh. ununterbrochen besteht, und sich zur Zeit der französischen Revolution durch seine freymüthigen Mittheilungen einen grossen Ruf erwarb, erscheint viermal die Woche, Montags, Dienstags, Donnerstags und Freytags, ist durchaus mit Seitenzahlen versehen, und als Anzeige-Blatt, auch für literarische Anzeigen, wo er sich durch grosse Billigkeit empfiehlt, ausgezeichnet. Es ist das privilegirte deutsche Blatt in den Königl. Dänischen Staaten, steht unter der Redaction des Hrn. Doctor *Niemann*, ei-

nes kenntnifsreichen Mannes; und ist Eigenthum des Herrn Pool, eines der würdigsten Bürger Altona's. Die günstige Lage und die Verhältnisse dieses Blatts befördern die vollständigste, umsichtigste Mittheilung der Nordischen Nachrichten, selbst wichtiger Notizen aus Norwegen, Island u. s. w. in meisterhafter Uebersetzung. — Ganz vorzüglicher Fleifs wird auf die Mittheilung der Englischen und Amerikanischen Nachrichten verwandt. Nicht nur eine tüchtige Correspondenz und das, was die politischen Tagblätter darbieten, sondern selbst Flugschriften, z. B. die des Peruanischen Ex-Präsidenten Riva Aguero (am 28. und 29. Oct.) werden mit musterhafter Sorgfalt benutzt und beweisen den Reichthum der Hülfsmittel. Der Schwall von Nachrichten, den die französischen Blätter liefern, der manche Redactionen verleitet, leeres Stroh zu dreschen, wird im Merkur mit steter Berücksichtigung des welthistorischen Interesses bearbeitet, auch die kleinste Andeutung dieser Art nicht übersehen, und jeder Wink, der Thatsachen begründet, mit Klugheit ausgehoben. Jedes Blatt der beiden vorliegenden Jahrgänge liefert davon deutliche Belege. Dem Parteystreit der Blätter wird fortwährend die Wage gehalten, aber wo sich Ernst für Recht und Wahrheit blicken läfst, wird solch' ein Silberblick mit sichtbarer Vorliebe ausgehoben. In diesem Geiste sind auch die Verhandlungen der französischen Kammern und des Brittischen Parlaments bearbeitet. Aus den deutschen und Schweizer Blättern erhält man kurze, gediegene Auszüge, besonders auch die Resultate der Verhandlungen der Landstände. Es erfreut sich dieses Blatt eines ganz vorzüglichen Correspondenten in Frankfurt a. M., der sich oft, namentlich bey Gelegenheit des Judenzwistes, mit edler Freymüthigkeit äufserte. Derselbe giebt auch wichtige Notizen aus Frankreich, die man in andern deutschen Blättern vergebens sucht. Den fast überall vernachlässigten Niederländischen Blättern geschieht im Merkur ihr Recht, wie z. B. in Nr. 128 (10. Aug. 1824) die schöne Darstellung des Zustandes der Armen-Colonieen beweist. — Ueber die griechischen Händel kann dieses Blatt natürlich nichts Neues liefern, doch die Art, wie die von dort her eingehenden, zum Theil sehr verworrenen, Berichte abgefafst werden, macht der Redaction Ehre. Ueberhaupt offenbart sich in der ganzen Abfassung dieses politischen Tageblatts eine gewisse Liberalität der Gesinnung, die sich insonderheit gegen die Verbreitung mystischer Verfinsterung auflehnt und sich in dieser Rücksicht als echt protestantisch bewährt. So ist sich auch die Redaction bey der Mittheilung der Nachrichten aus dem unglücklichen Spanien immer consequent geblieben, und verhehlt es nicht, wie dort seit der letzten französischen Invasion eine wahre Gräuel-Zeit eingetreten sey. Zeitungen in solchem Geiste geschrieben bleiben wichtige Hülfsmittel für die Zeitgeschichte. Auch mufs bey diesem Blatte noch darauf aufmerksam gemacht werden, dafs eine Altonaer Zeitung dieselben Vortheile, wie die Hamburgischen Blätter geniefst; ja dafs es manches aufnehmen darf, was man in den Hamburgischen vergeblich suchen würde.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Duncker u. Humblot: *Ourika.* 1824. 112 S. 12.

Die zwölf Seiten lange, etwas langweilig abgefafste Einleitung („Introduction") zu dieser romantischen Selbstbiographie, erzählt, wie ein Pariser Arzt nach der Vorstadt Jacques zu einer jungen Klosterschwester gerufen ward, die seine ärztliche Hülfe verlangt hatte, und wie er in der Patientin eben die *Ourika*, die auf dem Titel genannt wird, eine junge vor Kummer dem Tode nahe gebrachte Negerin findet. Sie macht hauptsächlich defswegen Eindruck auf ihn, weil er sie in einem Kloster findet, und weil er vorher noch nie ein Kloster gesehen hat. Theils um mit mehrerem *Erfolg* ihre Heilung vornehmen zu können, theils seine Neugier zu befriedigen, weifs er sie dahin zu bringen, dafs sie ihm ihre Lebensgeschichte erzählt, welches denn auf den folgenden 100 Seiten des Büchleins geschieht. Der Umstand, dafs die junge *Ourika* in ihrem zweyten Jahre vom Senegal nach Frankreich in das Haus einer vornehmen Pariserin versetzt, und dort auf das glänzendste erzogen ward, wird die eigentliche Quelle ihrer Leiden und ihres baldigen Todes im Kloster. Heimliche Liebe zu einem der Söhne ihrer Wohlthäterin und die Anstrengung, diese Liebe, der es an Gegenliebe gebricht, zu unterdrücken; dazu ihre Entfremdung unter Europäern — unter Weifsen! — auch die lieblose Einwirkung einer hochfahrenden Hausfreundin, jener Wohlthäterin Ourikens, sind die Hauptbegebenheiten, aus denen diese romanhafte Biographie zusammengesetzt ist. Es heifst, eine Dame von Range zu Paris sey die Vfn. derselben, und Zeitungsnachrichten vermelden, dafs das Büchlein mit aufserordentlichem Beyfall aufgenommen worden sey. Diefs letztere mag wohl gewifs seyn, da schon eine Buchhandlung Deutschlands sich veranlafst zu sehen glaubte, einen Abdruck davon besorgen zu müssen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

December 1824.

THEOLOGIE.

BERLIN, b. Rücker: *Ireneon, eine der evangelischen Kirchenvereinigung gewidmete Zeitschrift*, herausgegeben von Dr. *Ernst Gottfried Adolf Böckel*, ordentl. Prof. der Theol. zu Greifswald, Pastor zu St. Jacobi und Scholarchen. *Ersten* Bandes *drittes* Heft. 1822. *Viertes* Heft. 1823. Zusammen S. 259 — 502. *Zweyten* Bandes *erstes* Heft. 120 S. *Zweytes* Heft. 1824. 116 S. 8. (Preis jedes Hefts 12 gGr.)

Da wir bey der Anzeige der beiden ersten Hefte des *ersten* Bandes dieser interessanten Zeitschrift Zweck und Geist derselben hinreichend charakterisirt zu haben glauben, so beschränken wir uns bey der Anzeige vorliegender Fortsetzung insbesondere darauf, den Inhalt dieser mit einigen beygefügten Bemerkungen zur Kenntniss des Publikums zu bringen. Das *dritte* Heft des *ersten* Bandes beginnt sehr zweckmässig mit dem I. Versuch einer Entwickelung der Ursachen, welche die Trennung der beiden evangelischen Kirchen veranlassten, als Einleitung in die Geschichte der zur Wiedervereinigung derselben gemachten Versuche. Ohne in neue tiefere Forschungen einzugehen giebt der nicht genannte kenntnissreiche Vf. eine gedrängte lesenswerthe Zusammenstellung des Bekannten, meistens nach *Planck's* trefflichen Werken, mit beygefügten passenden Beweisstellen aus Luther's und Andrer hierher gehörenden Schriften. Sehr treffend wird insbesondere aus den verschiedenen Charakterzügen beider Reformatoren, Luther's und Zwingli's, der Grund ihrer verschiedenen Ansicht vom Abendmahl entwickelt. Während der vormalige Augustinermönch, mit seinem Ordenspatron häufig alles auf Glauben zurückführend, gar viel Geheimnissvolles, Unbegreifliches, Wunderbares in der Bibel fand, damit der Glaube etwas dabey zu thun hätte, suchte der freyere Schweizer, mehr mit Klassikern befreundet, auch dem vernünftigen Denken sein Recht zu sichern und mehr Begreifliches, und aus der Vernunft Erklärbares in der Bibel anzutreffen. Daher seine Aeusserung auf dem Marburger Religionsgespräch: „Gott lege uns keine unbegreiflichen Dinge zu glauben vor; Maria hätte auch erst gefragt: wie soll das zugehn? und dann erst geglaubt." II. Haupturkunden und Dokumente über die evangelische Kirchenvereinigung im Herzogthum Nassau. III. Bericht über den Fortgang des evangelischen Unionswerkes in Pommern, mit Ausschluss des neu acquirirten Theils dieser Provinz; aus den Acten des K. Consistorii zu Stettin mitgetheilt. IV. Evangelische Kirchenvereinigung in Oranienburg. Mittheilung des K. Cons. der Provinz Brandenburg. Sehr bereitwillig wurde von den Mitgliedern der bisherigen lutherischen Gemeine die Entschädigung ihres Geistlichen wegen des abzuschaffenden Beichtgeldes übernommen. V. Vollendung der in der Dreyfaltigkeitsgemeine zu Berlin begonnenen Union." Das erste, und dem Referenten zufolge, einzige Beyspiel einer solchen innigen Vereinigung in der Residenz. VI. Beurtheilung der neuesten Streitschriften über die calvinische Vorherbestimmungslehre. Von Hrn. Dr. *Parow* in Greifswald. — Das *vierte* Heft liefert I. den Beschluss der Haupturkunden und Dokumente über die evangelische Kirchenvereinigung in Nassau, und unter II. die noch wichtigern Haupturkunden und Dokumente über die evangelische Kirchenvereinigung im Grossherzogthum Baden. Da diese Union, welche im Allgemeinen auf eine sehr zweckmässige, die Rechte der Kirche ehrende, nachahmungswürdige Weise im Jahr 1821 vollzogen ist, auch auf das Dogmatische der bisher getrennten Parteyen sich verbreitet hat, so bemerken wir, dass hier im Allgemeinen der Augsburgischen Confession, so wie dem Lutherischen und Heidelberger Catechismus, nur in so fern normatives Ansehen auch ferner zugestanden wird, als durch jenes erstere muthige Bekenntniss vor Kaiser und Reich das zu Verlust gegangene Princip und Recht der freyen Forschung in der heiligen Schrift, als der *einzigen sichern Quelle des christlichen Glaubens und Wissens*, wieder laut gefordert und behauptet, in diesen beiden Bekenntschriften aber factisch angewendet worden." (S. 394) Mit Uebergehung der Prädestinationslehre, die wohl nicht mehr als streitig betrachtet werden durfte, wurde, „ohne doch in Hinsicht der besondern Vorstellungen darin die Gewissen binden zu wollen," in Beziehung auf das Abendmahl erklärt: ein Sakrament sey „eine heilige und kirchliche Handlung, gestiftet von unserm Herrn und Heiland J. Ch., in welcher uns unter sichtbaren Zeichen unsichtbare Gnaden und Güter dargestellt und gegeben (?) werden." Das heilige Abendmahl ist „das Mahl, welches Jes. Christ. am Abend vor seinem Lei-

den und Sterben zum Andenken an seinen Erlösungstod eingesetzt hat. Mit Brod und Wein empfangen wir den Leib und das Blut Christi, zur Vereinigung mit ihm, unserm Herrn und Heilande. 1 Kor. 10, 16. Brod und Wein, welche auch im Genusse desselben Brod und Wein bleiben, sind die sichtbaren Zeichen bey dem Abendmahl; die unsichtbaren Gnaden und Güter, Alles, was uns Jes. Christ. durch sein Leben, Leiden und Sterben erworben hat, nämlich Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit." Von letztern konnte wohl nicht unbedingt gesagt werden, dass sie im Abendmahl *gegeben* würden, da sie nur den würdigen Communicanten zugesichert werden. 1 Kor. 11, 29. III. Officielle Mittheilung über die bey einzelnen Gemeinden in der Provinz Jülich-Cleve-Berg vollzogene Union. IV. Actenmäfsige Nachrichten von dem, was in dem Bereiche des K. Consistorii zu Breslau für die Union geschehen ist. V. Historische Darstellung der zur Wiedervereinigung der protestantischen Kirchen gemachten Versuche. Fortsetzung des unter N. I. im dritten Hefte gelieferten Aufsatzes, welche aber nur die bald nach der Reformation unternommenen Versuche umfasst.

Des *zweyten* Bandes *erstes* Heft enthält I. den Beschluss der Haupturkunden und Dokumente über die Kirchenvereinigung im Grossherzogthum Baden. II. Actenmäfsige Nachrichten über den Fortgang des Unionswerks in der Provinz Sachsen. III. Amtlicher Bericht über die Unionsangelegenheit in der Provinz Westpreussen; wo sie aber noch viel weniger Fortschritte gemacht hat, als in jener Provinz. IV. Fortsetzung der actenmäfsigen Nachrichten über die Unionsangelegenheit in der Provinz Jülich-Cleve-Berg. Erfreulicher lautet V. der Bericht über die evangelische Kirchenvereinigung im Grossherzogthum Posen. VI. Union der evangel. Kirchen in Weimar, wo die reformirte Gemeine, welche nur einige und dreyssig Glieder zählte, keine eigene Kirche, kein Aerarium und keine Schule hatte, mit einer Lutherischen, durch Annahme eines beide Confessionen vereinigenden Ritus sich verbunden hat, welcher indess in den übrigen lutherischen Kirchen noch nicht eingeführt worden. VII. Evangelische Kirchenunion im Grossherzogthum Hessen, welche ebenfalls nur in einem Theile des Grossherzogthums statt gefunden hat. VIII. Der Jesuit *De la Barre* und der reformirte Prediger *Samuel Bochart* über die Union der beiden evangelischen Kirchen; ein denkwürdiges Actenstück aus dem 17ten Jahrhundert, aus dem Französischen übersetzt, mit einem Vorwort und mit Bemerkungen von *August Rienäcker*, zweytem Domprediger in Halle. Allerdings ein höchst interessanter Aufsatz, für dessen Mittheilung in einer gefälligen Form und mit einem in wahrhaft evangelischem Sinn und Geist gesprochenem Vorworte, sowie mit gehaltreichen Anmerkungen begleitet, jeder denkende Leser Hrn. Dr. *R.* Dank wissen muss. Man sieht unter anderm aus demselben, dass die Machinationen der Jesuiten und ihnen ähnlich denkender Katholiken gegen den Protestantismus zu allen Zeiten sich gleich gewesen sind, auch in der Hinsicht, dass sie die Protestanten bey ihren Landesherren und ihren Landesgenossen verdächtig und gehässig zu machen strebten, dass sie aber ungeachtet der gründlichsten und bündigsten Widerlegungen und Zurechtweisungen nie aufgehört haben, stets dieselben Insinuationen, so sehr auch selbst die Geschichte sie als nichtig dargestellt hat, aufs neue vorzubringen, um Ununterrichtete durch ihre Keckheit und Schlauheit für sich zu gewinnen. Zugleich erhellet aus dieser Schrift, wie bereits im 17ten Jahrhundert zwischen Lutheranern und Reformirten in Frankreich eine Vereinigung statt gefunden, die nicht auf dem Wege dogmatischer Berathung, den auch in neuern Zeiten Einige als den allein zulässigen vorgestellt haben, sondern durch die That vollzogen wurde, ganz so, wie es neuerdings an manchen Orten und zwar mit Erfolg geschehen, und wie diess besonders Dr. *Schleiermacher* empfohlen hat, als die Methode, mit der man es versuchen müsse, da die andere, welche früher und öfter angewendet worden, nie zu befriedigenden Resultaten geführt hat. Die hier übersetzten Briefe sind übrigens als eine literarische Seltenheit anzusehen. Der Brief des Jesuiten *De la Barre* wird weder von *Jöcher* noch von *Adlung* erwähnt, die Antwort *Bochart's* aber, obwohl dieselbe ausdrücklich als eine besondere Schrift genannt wird, ist doch in der zu Leiden erschienenen Ausgabe der Werke dieses um die Kenntniss des Orients höchst verdienten Gelehrten nicht zu finden. Der Uebersetzer benützte die sehr seltene 1662 zu Genf gedruckte Ausgabe dieser Briefe. In der übrigens sehr fliessend abgefassten Uebersetzung stiess Rec. einigemal an, wo die Anrede *Sie* in *Ihr*, ohne weitern Zusatz, verwandelt wird, wenn die gesammte Partey des Angeredeten bezeichnet werden soll. — Die unter IX. diesem Heft beygefügten Bücheranzeigen verbreiten sich mit Recht bloss über die Union betreffende Schriften. — Das *zweyte* Heft liefert zunächst den Beschluss der Uebersetzung von den oben genannten Briefen; II. die Fortsetzung der historischen Darstellung der zur Wiedervereinigung der protestantischen Kirchen gemachten Versuche. III. Evangelische Kirchenunion im Grossherzogthume Hessen. IV. Ueber den Zustand der Unionsangelegenheit in dem Regierungsbezirk Neupommern und Rügen, vom Herausgeber, der hier seine eignen, von einem günstigen Erfolge begleiteten Erfahrungen mittheilt; und V. fortgesetzte Bücheranzeigen. Möge der gelehrte Herausgeber sich in den Stand gesetzt sehen, aus seinem Vaterlande, von wo bekanntlich die erste Anregung zu den neuesten Unionsversuchen ausgegangen ist, bald befriedigendere Nachrichten über allgemeine, die Union fördernde, zweckmäfsige Veranstaltungen, wie dergleichen in andern Ländern so beyfallswürdig mit Erfolg statt gefunden haben, dem gewiss zahlreichen Publikum seiner Leser mitzutheilen.

ARZ.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Düsseldorf, bey Arnz u. Comp.: *Vollständige Sammlung officineller Pflanzen. Eilfte Lieferung.* 1824. gr. Fol.

Mit Verweisung auf A. L. Z. 1824. Erg. Bl. Nr. 37. S. 294 fahren wir fort, den Inhalt des vorliegenden Heftes anzuzeigen. — 235. *Alpinia Galanga* mit zwey Tafeln. Im Text steht nach dem Namen *R.*, was wohl Roxburgh bedeuten soll und auf den Abbildungen folgt auf den Namen *Willd.* Abgesehen von diesem Widerspruche, sind beide Bezeichnungen unrichtig, denn Swartz hat zu allererst Linnés *Maranta Galanga* zur Gattung Alpinia gezählt. Bey der hier gegebenen saubern Darstellung hat eine in Java nach der Natur verfertigte Abbildung als Vorbild gedient, die der Herausg. Hr. Dr. *Nees von Esenbeck* d. j. der Güte des berühmten Professors Reinwardt in Leyden verdankt. — 236. *Melaleuca Leucadendron L.* Die Darstellung des weissstämmigen Cajeputbaums rührt ebenfalls vom Professor Reinwardt her, der auf der Insel Amboina selbst Cajeputöl aus dem Baume bereitete. — 237. *Vitis vinifera L.* mit zwey Tafeln. Auf der zweyten ist die grosse Cibebentraube und die kleine Rosinentraube (*Vitis apyrena*) mit abgebildet. — 238. *Cassia lanceolata la Marck* oder *C. acutifolia Del.* Willdenow in Linné's *Spec. plantar.* führt den Strauch unter *C. Senna var. α.* auf. Die Blätter kommen mit den stumpfen Blättern der Cassia Senna oft vermengt vor. Diese Art ist die Mutterpflanze der bessern Sorte der Sennesblätter, die *Séné de la Palle, Sena chebb'ydy, Sena Mekky* genannt werden. — 239. *Menispermum Coculus Wallich* mit zwey Tafeln. Die Darstellung nach Wallich in Asiat. Research. XIII. dem man die erste genauere Nachricht von dieser Pflanze verdankt. Sie wächst auf Amboina, Celebes und besonders dem südlichen Malabar in der Nähe der Seeküste. Ihre Saamen sind von Alters her unter dem Namen *Cocculi indici* und *Cocculi piscatorii* in den Apotheken befindlich, wurden indessen erst in den neuesten Zeiten gegen den Kopfgrind mit Erfolg angewendet. — 240. *Oryza sativa L.* Der Reiss ist weit besser in der hier nicht erwähnten schätzbaren Monographie des Amerikaners *Tidyman* (*Dissertatio inaug. de Oryza sativa. Cum duabus tabulis aeneis. Gottingae MDCCC. in 4to*) abgebildet. — 241. *Cetraria islandica Ach.* oder *Lichen islandicus L.* eine gar schlechte Darstellung dieser überaus nützlichen Flechte, die ausser Island auch in fast allen übrigen Ländern Europas wächst. — 242. *Parmelia parietina Ach.* Diese sehr gemeine Wandflechte kam erst vor wenigen Jahren durch die ihr von Sander gewidmete Schrift als Stellvertreter der China in Ruf. Die Abbildung ist mittelmässig. Die chemische Analyse, sagt der Vf., zeigte ..... Gallussäure. Dieser Ausdruck führt auf einen unrichtigen Begriff, da die sogenannten Galläpfel nicht *Gallus*, sondern *Galla* heissen. — 243. *Lecanora tartarea Ach.* oder *Lichen tartareus L.* Unter dem Namen *Mousse de la Suède* kommt diese vorzüglich in Schweden wachsende Flechte in grossen Schiffsladungen nach Holland und wird dort häufiger als die weit theurere Roccelle von den canarischen Inseln zur Bereitung des Lakmus benutzt. Die Abbildung ist gut. — 244. *Roccella tinctoria Ach.* die Lakmusflechte oder canarische Orseile. Linné nannte sie *Lichen Roccella.* Zu der hier gelieferten Darstellung haben vollständige Exemplare gedient, die der Hr. N. v. E. aus einem grossen Vorrath, in einer Lakmusfabrik in Holland selbst auszuwählen die Gelegenheit hatte. Schade dass die Abbildung nicht illuminirt, sondern vielmehr mit Farben bekleckst — ist. Die Flechten 241—244 hätten füglich alle vier auf einer einzigen Tafel Platz gehabt. — 245. *Agaricus muscarius Fries.* Ist aber eine altlinnéische Art! Was soll denn also hier Fries bedeuten? — 246. *Exidia Auricula Judae Fries.* Linné nannte den Hollunderschwamm oder das Judasohr *Peziza Auricula.* — 247. *Polyporus suaveolens Fries* oder *Boletus suaveolens L.* Mit Recht tadelt Hr. N. v. E., dass einige Aerzte den wohlriechenden Löcherschwamm unter dem Namen *Fungus Salicis* verschreiben. Es entstehen daraus unangenehme Verwechselungen, da auch andere Schwammarten auf Weidenbäumen wachsen. Die Abbildung gehört zu den bessern. — 248. *Styrax Benzoin Dryand.* Durch schöne getrocknete Exemplare, die Hr. Dr. Blume aus Java sendete, ward der Herausgeber in den Stand gesetzt, eine vollständigere Darstellung des Benzoëbaums zu liefern als man bisher besass. Hr. Blume bemerkt, dass durch das holzige, einsaamige, nicht aufspringende Pericarpium und den mehr horizontalen Embryo diese Art von den übrigen Styraxarten abweicht. Er schlägt vor, sie unter der Benennung *Lithocarpus* als Gattung von Styrax zu trennen. Das Benzoëharz (*Resina Benzoës*) kommt von diesem Baume und nicht von *Laurus Benzoin L.* — 249. *Quercus Robur L.*, die Steineiche. — 250. *Quercus pedunculata L.* die Stieleiche. — 251. *Quercus infectoria Olivier. Voyage dans l'empire Othoman* II. *p.* 64. Diese durch ganz Kleinasien verbreitete Eiche liefert die bekannten Galläpfel (*Gallae*), welche auf der Rinde der jüngern Zweige dieses Baums durch den Stich des *Diplolepis gallae tinctoriae* entstehen. Dieses Insect, die Gallwespe ist mit abgebildet. — 252. *Croton Tiglium L.* Der Herausg. benutzte hierbey ein getrocknetes Exemplar und eine reife Frucht, welche Herr Professor Reinwardt in Java gesammelt hatte, wie auch *Conwell, Recherches sur les propriétés médicinales de l'huile de Croton Tiglium. Paris* 1824. Dieses fette Oel (*Oleum Crotonis*) kommt in kleinen, eine Drachme fassenden Gläschen aus England, als ein sehr heftiges Purgirmittel. Bey der Anwendung ist aber grosse Vorsicht nöthig, da schon der sechste Theil eines Tropfens,

pfens, ja sogar das blofse Riechen an einer gröfsern Menge Purgiren erregt. Ehemals waren das Holz (*Lignum moluccense*) und die Saamen (*Grana Tiglii*) officinell, wurden indessen als allzuheftig wirkende Arzneystoffe später verworfen. — 254. *Convolvulus scoparius L.* Das Rosenholz hat mehr das Ansehen eines Ginsters als einer Winde. Leopold von Buch fand es häufig auf den Canarischen Inseln, besonders auf Teneriffa, dessen Einwohner es *Lenna-noël* nennen. Bory de St. Vincent in seinem *Essai sur les Isles fortunées* giebt fälschlich *Convolvulus canariensis* für die Mutterpflanze des Rosenholzes an, das bekanntlich in den Apotheken *Lignum Rhodii* heifst und wegen seines wesentlichen Oels (*Oleum ligni Rhodii*) zum Räucherwerk verwendet werden kann. — 255. *Bonplandia trifoliata Willd.* Die Rinde dieses schönen amerikanischen Baums giebt den *Cortex Angusturae*. — 256. *Astragalus verus Olivier Voyage dans l'empire Othoman. V. p. 342.* Der wahre Traganthstrauch wächst in Kleinasien, Armenien und dem nördlichen Persien. Der Saft, der in den Sommermonaten theils von selbst aus den Stengeln, theils an verwundeten Stellen desselben heraustritt und an der Luft erhärtet, ist das Traganth Gummi (*Gummi Tragacantha*) der Apotheker. *Astragalus Tragacantha L.* giebt kein Gummi.

GESCHICHTE.

DANZIG, b. Lohde: *Denkwürdigkeiten aus dem Leben des französischen Generals Rapp.* Von ihm selbst geschrieben. Verdeutscht und mit Anmerkungen begleitet von *Friedrich Doerne.* 1824. 219 S. 8.

Diese Uebersetzung einer in unserer Allg. Lit. Z. bereits angezeigten Schrift (1823. Nr. 215) hätte sich als ein Auszug ankündigen sollen; denn sie ist abgekürzt und zuweilen auf Kosten wesentlicher Bemerkungen. So fehlt die Aeufserung über den Herzog von Braunschweig vor der Schlacht von Jena, dafs *bon manoeuvrier comme il était*, er sich nicht täuschen und umgehen liefs, sondern den Rücken und die Verbindung mit Magdeburg frey hielt. Rapp wufste nicht einmal, indem er das schrieb, dafs der Herzog nicht blofs gegen Napoleon sich aus der Verlegenheit zu ziehen hatte, und die Vorschläge von Möllendorf, der bey dem Könige war, annehmen, auch dem Fürsten von Hohenlohe freye Hand lassen mufste. Von der Schlacht sagt Rapp, das Gemetzel (*le carnage*) war schauderhaft, der Uebersetzer: das Gedränge war fürchterlich. Rapp sagt zwar nicht, dafs der unglückliche Jüngling, welcher Napoleon zu Schönbrunn ermorden wollte, gefoltert sey, *mis à la question*, er nimmt aber einen verwandten Gerichtsausdruck, dem „nochmals verhören," nicht entspricht. Es war auch noch kein gerichtliches Verhör vorgenommen, als Rapp dem General Lauer die Inquisition auftragen und sodann von ihrem Ausfall Meldung machen mufste.

Die kleinen Anmerkungen beziehen sich auf die Belagerung von Danzig und davon könnte allenfalls nur Erwähnung verdienen, dafs Rapp den General Haricourt, „die eigentliche Seele der ganzen Vertheidigung," nicht genannt habe.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Göschen: *W. G. Becker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen.* Herausgegeben von *Friedrich Kind.* Auf das Jahr 1825. 424 S. 12.

Auch dieser Almanach ist wie sein Zwillingsbruder, reichlich durch poetische und prosaische Beyträge, wie durch Kupfer und Musikbeylagen, ausgestattet. Der Erzählungen sind drey, unter welchen wir „*die Mosel-Schaar*" von dem *Herausgeber* mit besonderer Befriedigung gelesen haben. Der Ton eines Augenzeugen der Verwirrung und Verwilderung in den letzten Jahren des dreyssigjährigen Krieges ist gut getroffen, und dabey höchst wahrscheinlich ein alter Bericht benutzt. Zuweilen mufste darin freylich einige Abänderung getroffen werden, um das Ganze geniefsbarer zu machen. Das Gemälde ist anziehend und würde es noch mehr seyn, wenn es dem Erzähler gefallen hätte, einige Raubscenen zu streichen, welche zur Entwickelung nichts beytragen und durch Wiederholung des schon Dagewesenen ermüden. „*Das Elfenkind*" Mährchen von *Wilibald Alexis* ist nicht einfach und natürlich genug, um anzusprechen und zu fesseln; „*die rothe Schleife*" von *St. Nelly* degegen nur eine Skizze, die eine gröfsere Ausführung zugelassen hätte. Aufser diesen Erzählungen enthält der Almanach ein kleines Theaterstück in Einem Akte „*Erdbeeren und Küsse*" von *C. L. Costenoble*, das leicht und glücklich erfunden, anmuthig ausgeführt ist. Unter den Gedichten steht an dichterischer und sprachlicher Vollendung oben an: „*Tied'ges Dämoneninsel*" ein Kranz von 4 Balladen. Nächst dieser gebührt der Preis den sinnigen und zarten Sonnetten von *Fr. Krug von Nidda*. Dann haben uns vorzüglich angezogen „*der blinde Geigenspieler*" von *Arthur vom Nordstern*; *F. Kuhn's* „*Nachtwächter zu St. Johann*" und die Gedichte, welche *K. Förster* geliefert hat. (Zu „*dem Besuche des Herrn*" hat Ovid's Philemon und Baucis die Idee hergegeben). Die Räthsel und Charaden sind bis auf das letzte sehr leicht. Was die Kupfer zu den Erzählungen und Gedichten anbetrifft, so verdienen sie, meist von *Ramberg* erfunden, alles Lob; nur ein Paar von den diesem Künstler gewöhnlichen Karrikaturen sind uns aufgestofsen. Besonders erfreuliche Zugaben sind die drey Landschaften nach *Claude Lorrain* und *Ruysdael*, und eine Ansicht des St. Johanniskirchhofs zu Nürnberg mit A. Dürers Grabmahl von *Heideloff* und *Geifsler*.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

December 1824.

THEOLOGIE.

1) Erlangen, b. Heyder: *Anrede an die Theologie Studirenden auf der Universität Erlangen* gehalten und auf Verlangen dem Druck übergeben von Dr. *Georg Bened. Winer*, ordentl. Prof. d. Theol. 1823. 16 S. 8.

2) *Ebendas.*: b. Hilpert: Ad audiendam orationem, qua Professoris Theol. ord. munus in Acad. Erlang. d. V. m. Jul. auspic. observantiss. invitat Dr. *G. Bened. Winer*, praemissum est *de Jonathanis in Pentateuchum paraphrasi chaldaica specimen* I. 1823. 33 S. 4.

3) Leipzig, b. Reclam: *De emendanda Novi Testamenti interpretatione oratio* in Acad. Erlang. habita a Dr. *Georg. Ben. Winer*, Theol. Prof. P. O. 1823. 22 S. 8.

Diese drey kleinen akademischen Schriften des Hrn. Dr. *W.* sind sämmtlich veranlasst durch dessen Antritt der theologischen Professur zu Erlangen. Seine Vorlesungen pflegte Hr. *W.* schon in Leipzig oft mit einer kleinen Anrede zu beginnen und zu schliessen, was, wie Rec. aus Erfahrung weiss, auf die Zuhörer recht gut wirkt! In *Erlangen* fand derselbe um so mehr Veranlassung, sich über Manches im Voraus auszusprechen, da er den Zuhörern noch wenig bekannt war und sich zwischen ihm und ihnen erst ein Verhältniss bilden sollte. Diese Gedanken hat er in Nr. 1. niedergelegt.

Mit Rührung blickt der Vf. auf seinen bisherigen Wirkungskreis zurück, zeigt mit wenigen, aber kräftigen Worten, welche gewiss nicht ohne Theilnahme aufgenommen wurden, wie die Erinnerung an den schönen Kreis, welchen er verlassen, der Freude, sich eine neue Laufbahn eröffnet zu sehen, des Herben Vieles beymische, wie der Entschluss in fernem Lande sich einen neuen Schauplatz seiner Thätigkeit zu wählen nur durch die Hoffnung gereift sey, dort neben einem gleich edeln wissenschaftlichen Sinne mehr äussere Aufmunterung und ein der geistigen Thätigkeit auf die Dauer günstigeres Lebensverhältniss zu finden, wie es von denen, welche noch als Fremde seinen Lehrstuhl umgäben, grossentheils abhange, ob er diesen Schritt bereuen, oder sich von Neuem glücklich fühlen solle. Mit Hoffnung, fährt er dann fort, trete ich in Ihre Mitte, nämlich mit der dreyfachen, unter Ihnen *hohen Ernst für die Zwecke dieser akademischen Jahre*, *reine Empfänglichkeit für eine klare, lichte Religionsansicht*, *liebevolles Vertrauen zu meiner Leitung* zu finden. Diese drey Puncte werden nun ausführlich auseinandergesetzt in einer warmen, herzlichen Sprache. Mit Uebergehung des ersten Abschnittes zeichnen wir nur Einiges aus den folgenden aus. Der Kampf der Meinungen auf dem Gebiete der Theologie, heisst es, sey von der Art, dass Jeder, der es ehrlich mit sich und Andern meyne, eine der beiden entgegengesetzten Ansichten nach reiflicher Ueberlegung zu der seinigen machen müsse. Der Vf. trägt hier seine Ueberzeugung und die Grundsätze vor, welche ihn bisher in seinem theologischen Lehramte leiteten. „Christlicher Sinn," ruft er dann seinen Zuhörern zu, „verträgt sich nicht nur, sondern muss nothwendig gepaart seyn mit Deutlichkeit der Erkenntniss und mit Klarheit aller Bestrebungen, er ist empfänglich für die Aufhellungen der Wissenschaft und fühlt sich wohl in dem Sonnenstrahle der frey sich entfaltenden Vernunft. Jedes Vorherrschen des Gefühls bekämpfend, jede Regung des Obscurantismus, die nur in verjährten Formeln das Heil der Kirche findet, unterdrückend, aller Kopfhängerey, die zum sittlichen Emporstreben zu schwach, in finstere Bussübungen die Bestimmung des Christen setzt, mit Entschlossenheit entgegentretend werde ich mich bemühen, Sie stets zu den Urkunden des Christenthums, als zu der unversiegbaren Quelle göttlicher Wahrheit hinzuführen, und Sie für den Geist, der da lebendig macht, zu gewinnen." Er hofft bey den Jünglingen schon Empfänglichkeit für diese lichte, klare Religionsansicht voraussetzen zu dürfen, „denn der jugendliche Geist strebt von Natur in allem, was er denkt und begehrt, nach Licht und Klarheit, verweilt gern auf dem Gebiete des Vernünftigen und Fasslichen, und lässt sich nur schwer durch nichtssagendes Formelwesen gewinnen, oder in die düstern Schranken thatenloser Frömmeley bannen u. s. w." — Kurz die ganze Rede ist so beschaffen, dass sich die Herzen der Zuhörer dem Redner mit Liebe und Zutrauen zugewandt haben müssen.

In Nr. 2. der Einladung zu der Antrittsrede behandelt der Vf. einen nicht uninteressanten Gegenstand; eine Charakterisirung der Paraphrase des Jonathan, welche wir vom Pentateuch besitzen. Dem Rec. hat es Freude gemacht, dass Hr. *W.* durch den in

in einer bekannten Anzeige gegen ſeine treffliche Abhandlung über die chaldäiſche Ueberſetzung des Onkelos ausgeſprochenen harten, aber gänzlich unverdienten Tadel ſich nicht hat abhalten laſſen, auch fernerhin die alten Ueberſetzungen, ein nicht unbedeutendes Hülfsmittel für die hebräiſche Wortforſchung, genauer durchzugehen, ihren Charakter zu beſtimmen und ihren Werth demnächſt gehörig zu würdigen. Denn dieſer Pfad iſt noch keinesweges gebahnt, und das Prunken mehrerer Commentare mit Citaten der alten Verſionen führt zu gar keinem Reſultate, da ihre Verfaſſer das Weſen und die Farbe der ganzen Ueberſetzung nicht durchſchaut haben. — In dem vorliegenden erſten *Specimen* hat er es nur mit der *indoles* und dem *uſus* der Paraphraſe zu thun. Ueber den Urſprung derſelben will er zu einer andern Zeit handeln. Die Oeconomie der Abhandlung iſt nun folgende: §. 1. *de indole hujus paraphraſeos in univerſum* und zwar a) *de critica textus chaldaici conformatione.* Wie aus den alten Verſionen überhaupt für die Kritik des hebr. Textes faſt gar nichts zu gewinnen iſt, da in den Stellen, welche der Verbeſſerung bedürfen, entweder nicht einmal deutlich iſt, wie die Ueberſetzer geleſen haben, oder dieſe ſich offenbar Conjecturen erlaubt haben, ſo iſt auch die Paraphraſe des Jonathan insbeſondere für dieſen Zweck durchaus ohne Nutzen. Durch Beyſpiele wird dieſs auſser Zweifel geſetzt. — §. 2. b) *de indole hujus paraphraſeos hermeneutica.* Jonathan iſt Paraphraſt im eigentlichen Sinne, nicht Ueberſetzer: *omnia ſibi licere ratus, vix quinque aut ſex verſiculos de verbo reddidit, plurima, in ſummum arbitrium effuſus, addendis, mutandis, pervertendis ſententiis integris ad ingenia popularium ita accommodavit, ut perſaepe non libros ſacros ſed commenta Rabbinorum legere tibi videaris.* In dieſem harten Urtheil ſtimmen wir dem Vf. völlig bey. In den drey nächſtfolgenden §§. iſt dieſs näher motivirt. Denn alles das, was von Jonathan in dem Texte umgeſtaltet worden, läſst ſich etwa auf drey Klaſſen zurückführen: *alia ad orationem hebraicam, ubi aliquantulum impedita erat, faciliorem reddendam ſpectant; alia emendandi, quae minus recte dicta videbantur, ſtudium putidum produnt, alia denique a faſtidioſa loquacitate profecta ſunt, quae in diducendis exornandisque hebraicis ſibi egregie placet verisque hiſtoriis ridiculas fabulas immiſcere haud erubeſcit.* Man kann demnach kaum die Frage aufwerfen, ob er bey der Ueberſetzung ſchwierigerer Stellen hinreichende Kenntniſs der hebräiſchen Sprache, Umſicht und Scharfſinn bewieſen habe; in den poetiſchen Stücken namentlich hat er ſelten etwas Geſundes und Vernünftiges, oder auch nur Etwas, was auf eine richtige Erklärung leiten könnte, ſondern verdreht ſehr oft den Sinn des Schriftſtellers ganz und gar. Der 3te §. *Quomodo loca difficiliora interpretatus ſit Jonathas*, hat daher nicht viel Rühmliches vom Jonathan zu ſagen. Hr. *W.* unterſcheidet hier dreyerley Arten von ſchweren Stellen; einmal ſolche, welche Jonathan gut erklärt hat, ihrer ſind ſehr wenige; z. B. heiſst es 1 Moſ. 14, 14 vom Abraham וירק את חניכיו, Jonathan giebt es gleich der Peſchito durch וזין ית עולמוי דחניך לקרבא *armavit* (Abrah.) *ſervos* u. ſ. w. Vergl. auch 4 Moſ. 7, 3; 3 Moſ. 1, 16. Die zweyte Klaſſe ſind ſolche Stellen, wo Jonathan ſich eines Irrthumes ſchuldig gemacht hat; Hr. *W.* unterſcheidet ſie in ſolche, wo er Entſchuldigung verdient, weil er auch ſonſt gute Ueberſetzer zu Genoſſen ſeines Fehlers hat, dann aber auch in ſolche, wo er eine auſserordentliche Unwiſſenheit verräth, wie man ſie kaum bey Anfängern ertragen möchte. Dahin gehört z. B. 2 Moſ. 13, 18, wo erzählt wird, die Hebräer ſeyen aus Aegypten gezogen חמשים; Jonathan überſetzt es: כל חד עם חמשא טפלין סליקו *unusquisque aſcendit cum quinque pueris;* vergl. 4 Moſ. 14, 44. 23, 3. Die dritte Klaſſe enthält ſolche, wo man nicht entſcheiden kann, welchen Sinn Jonathas den einzelnen hebräiſchen Worten untergelegt habe; z. B. 1 Moſ. 20, 16. 4 Moſ. 24, 6; vor allem gehören die Gedichte 1 Moſ. 49. 5 Moſ. 32 u. 33 hieher. §. 4. *Additamentorum Jon. primum genus* beſchäftigt ſich Hr. *W.* mit der Beſchaffenheit und den Urſachen der Veränderungen und Umſtellungen, welche ſich Jonathan erlaubt hat. Zuerſt iſt dieſs dann geſchehen, wenn ein Ausſpruch des Schriftſtellers zu kurz oder undeutlich erſchien, eine ungewöhnliche Metapher enthielt; in ſolchen Fällen gab Jonathan nach dem Beyſpiele anderer alten Ueberſetzer kurze erläuternde Gloſſen und zwar nicht ohne eine gewiſſe Gewandtheit, vergl. 1 Moſ. 1, 6. 28. 2, 18. 3, 1. 16. Aber in vielen Stellen, wo man eine ſolche Gloſſe erwartet hätte, läſst auch er, wie Onkelos, den Leſer im Stiche. Die Sitte vieler alten Ueberſetzer, ſtatt der alten und veralteten Namen von Völkern, Städten, Bergen u. ſ. w. die neuern und gewöhnlicher gewordenen zu ſetzen, befolgt auch Jonathan und zwar mehr als irgend ein früherer. Daſs er oft das Rechte traf, oft aber auch irrte, läſst ſich von ſelbſt erwarten; beſonders gilt dieſs von der groſsen Völkertafel 1 Moſ. 10. §. 5. *Additamentorum Jon. alterum genus* zeigt, wie Jonathan den Text den Anſichten ſeiner Zeitgenoſſen anzupaſſen gewagt habe; vor allem ſucht er alles zu vermeiden, was ſich mit der Majeſtät Gottes nicht zu vertragen ſcheint, und entfernt daher die Anthropopathismen und Anthropomorphismen, wie Onkelos gleicher Weiſe. Statt Jehova ſchreibt er daher מימרא דיוי oder יקרא דיוי, oder auch שכינתא דיוי, und zwar יקרא דיוי beſonders da, wo es heiſst, Gott ſey Sterblichen erſchienen (1 Moſ. 18, 1. 28, 13. 35, 13.); ſtatt ſolcher Wörter, welche menſchliche Handlungen bezeichnen, als ſich erinnern, ſehen, wiſſen, wählt er andere, welche ſich mehr für die Gottheit paſſen; wo Gott mit Menſchen geredet haben ſoll, ſetzt er auch wohl ſtatt deſſen die *Engel*, jedoch nicht ſo oft, als man bey ſeiner Vorliebe für die

die Angelologie erwarten könnte. Gleich andern alten jüdischen Interpreten vermeidet er es sorgfältig, dass Menschen der Name אלהים oder göttliche Eigenschaften beygelegt werden 2 Mos. 4, 16. 7, 1. 21, 6. Auf der andern Seite aber bestrebt er sich, dass den Gründern der hebräischen Nation von ihrem Ruhme nichts entrissen werde, vergl. 1 Mos. 20, 13. 30, 4. 9. 38, 2. 2 Mos. 2, 12; jedoch ist er darin nicht völlig consequent geblieben, als 1 Mos. 48, 22. — Die willkürlichen Exornirungen und Erweiterungen des Originals, welche sich Jonathan hat zu Schulden kommen lassen, beschreibt §. 6. *Additamentorum Jon. tertium genus;* sie kommen hauptsächlich auf diese drey Arten zurück: *aliae sunt de rerum gestarum caussis et rationibus, aliae spectant ad patriarcharum omninoque Israelitarum laudes exornandas, aliis denique continentur, quae opiniones, mores institutaque recentiora priscis temporibus tribuant.* Alle diese Fabeleyen sind aber keinesweges als ein Werk des Jonathan anzusehen, sondern er erlernte sie vielmehr wohl in den jüdischen Schulen, *quae nihil antiquius habebant, nisi ut res majorum in sacris litteris perscriptas exornarent, augerent, illustrarent.* Denn vieles findet sich auch eben so im Talmud, Einiges sogar in den Schriften des Josephus. Zahlreiche Beyspiele machen die Beschaffenheit dieser Zusätze (sie sind meist läppisch) deutlich; der Kürze wegen müssen wir sie übergehen. Nur diess möge noch erwähnt werden, dass Jonathan besonders die religiösen Meinungen seiner Zeit der frühern aufdringt; viel Gefallen findet er an der Engellehre und der Lehre vom jüngsten Gericht; er unterscheidet gute (Michael, Sagnugael, Gabriel, Uriel) und böse Engel (Schachassai, Usiel, Sammael); des Messias aber und des Antichrists gedenkt er seltener. Nach allem diesem lässt sich denken, dass das Urtheil §. 7. *Conclusio de usu hujus paraphraseos* nicht besonders günstig ausfallen könne. Für Kritik und Hermeneutik ist diese Paraphrase von sehr geringem oder gar keinem Nutzen, dagegen enthält sie zur Kenntniss des Ursprungs und der wahren Beschaffenheit des Judenthums manche schätzbare Beyträge.

3) Die Rede selbst, durch welche Hr. Dr. *W.* seine Professur antrat, verbreitet sich über die Mängel, welche entfernt werden müssen, um die neutestamentliche Exegese zu verlassen. Kann gleich in einer Rede als solcher der Gegenstand nur im Allgemeinen behandelt werden, lässt sich gleich darin nicht das Einzelne durch Beyspiele belegen, so ist doch schon eine allgemeine Andeutung willkommen, und ausserdem verspricht Hr. *W.* bey Gelegenheit, in akademischen Programmen, das Genauere und Speciellere, welches eine Rede entstellen würde, dem Publicum mitzutheilen.

In keiner Wissenschaft, beginnt Hr. *W.* diese Rede, ist es, die Philosophie etwa ausgenommen, schwieriger, zu bestimmen, ob dieselbe Fortschritte gemacht habe oder nicht, als in der Theologie; der Grund davon liegt in der ausserordentlichen Verschiedenheit der Meinungen, welche so weit auseinander liegen, dass oft der eine das für ausgezeichnet und höchst lobenswerth hält, was dem andern schlecht, unnütz und wohl gar dem Christenthume nachtheilig erscheint. Am wenigsten jedoch ist diess der Fall in der Kirchengeschichte und Exegese, wenn anders beide sich in ihren Grenzen halten; daher wäre es kein verwegenes Unternehmen, wenn Jemand die Verdienste unseres Zeitalters z. B. um die letztere zu würdigen sich vorsetzte. Denn gerade seit wenigen Jahrzehenden ist die Lexicographie und Grammatik sorgfältiger und umsichtiger behandelt, der Charakter, das wahre Wesen und der Ursprung der biblischen Bücher mit grösserer Unbefangenheit und mit gründlicher Benutzung der vorhandenen Data genauer bestimmt worden; in der neutestamentlichen Kritik und Hermeneutik wurde der lang verlassene und fast ganz verhasste richtige Weg wieder betreten, es wurde ferner das Sprachidiom des N. T. richtiger gewürdigt und die grammatischen Gesetze endlich von einer Menge grober Vorurtheile und Irrthümer gereinigt, so dass wenigstens der eigentliche Grund gelegt ist, auf dem eine vollkommene Interpretation der Bibel ruhen muss. Wie aber der Kreis der Wissenschaften überhaupt keine Grenzen kennt, so verhält es sich auch mit der Exegese; noch immer ist ein grosses weites Feld für uns und die Nachkommen übrig, auf welchem sich viel Verdienst erwerben lässt, ob gleich die Vorwürfe, welche die Philologen und Exegeten des N. T. zu machen pflegen, keinesweges gerecht sind. Sie stützen sich gewöhnlich darauf, dass trotz der anhaltenden Bemühungen so vieler Gelehrten seit 300 Jahren doch die Meinungen über viele Stellen des N. T., eines so kleinen Buches, so getheilt seyen, dass die Theologen zwar eine förmliche Hermeneutik besässen, welche den Philologen zur Zeit noch fehle, aber dennoch ausserordentlich in ihren Erklärungen von einander abwichen; dass sie endlich solche Stellen, welche nicht ganz mit ihren Ansichten übereinstimmten, ohne Rücksicht auf die wahre Bedeutung der Tempora, Partikeln u. s. w. interpretirten. Dagegen bemerkt Hr. *W.* folgendes: Verhältnissmässig ist das N. T. zwar nur ein Werk von mässigem Umfange; allein die einzelnen Schriftsteller, welche dasselbe umfasst, sind durchaus verschiedenen Charakters, so dass man drey oder vier Arten zu unterscheiden hat, deren jede ihren eigenen Erklärer verlangt. Allerdings herrschen über schwere Stellen abweichende Meinungen, aber diess ist dadurch zu entschuldigen, dass die Schwierigkeiten durchaus eigener Art sind, (*Hi autem loci ambigui, si quid video, e triplici genere sunt; alii leguntur in epistolis Paulli familiaribus, alii in Christi servatoris praeceptis et quae graece dici solent gnomis, alii denique ad rerum christianarum primordia spectant*) und sich das N. T. nicht, wie meistentheils lateinische

und

und griechische Profanscribenten aus andern Büchern erläutern läfst, sondern einzig und allein aus sich selbst; ausserdem sind auch die Klassiker nicht ganz rein von solchen Stellen, über deren Sinn die Philologen ebenfalls uneins sind. Dabey kommen noch die dogmatischen Ansichten bey Erklärung des N. T. so leicht ins Spiel, und erschweren das Geschäft des Erklärers. Dass die Exegeten und Hermeneuten des N. T., deren wir seit der Kirchenverbesserung Luthers eine höchst ansehnliche Reihe besitzen, noch Vieles zu thun übrig gelassen haben, hat seinen Grund hauptsächlich in den dogmatischen Streitigkeiten, welche fast ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Das noch zu Leistende führt Hr. *W.* von S. 13 — 18 auf drey Puncte zurück: *primum majorem in explicando N. T. diligentiam grammaticam postulo, deinde in singulorum scriptorum indolem atque ejus, quam celebrant, orationis ingenium accuratius inquirendum esse contendo, denique ipsam etiam disciplinam hermeneuticam ad certiores severioresque leges revocari et posse et debere, persuasum mihi est.* Die neutestamentlichen Commentatoren haben, um nur noch Einiges auszuheben, das von den griechischen Philologen viel zu wenig (*tantum abest, ut, quae eruditissimorum hominum studiis paratae sunt, copiis utantur, ut sibi in pristina paupertate mirifice placeant*); man meint, die Apostel hätten die Regeln der griechischen Grammatik nicht beachtet. Grundsätze, welche bey Erklärung der einzelnen Schriftsteller beobachtet werden müssen, hat man fast noch gar nicht aufgestellt, was man aber im Allgemeinen darüber gesagt hat, ermangelt der Genauigkeit und Deutlichkeit; der Nutzen, welcher aus den Uebersetzungen des N. T., besonders den morgenländischen entspringt, zumal ihr Gebrauch für Exegese, ist ganz ausser Acht gelassen.

Aus allem diesen wird man sehen, wie interessant auch diese kleinen Schriften sind, und wir hoffen, dass unsere Anzeige dazu beytragen werde, ihnen noch mehr Leser zu verschaffen.

PAEDAGOGIK.

1) KOPENHAGEN, b. Vf. u. C. Gräbe: *Mere om Minervas Staveljebog og sammes Brug.* (Ueber der Minerva Buchstabirbuch und dessen Gebrauch) von *A. Gamborg*, Pr. d. Phil. u. s. w. 1824. 22 S. 8.

2) *Ebendas.*, b. Vf. und in Gyldendals Buchh.: *Syllabarium Minervae, eller Laesebog for de allerförste Begyndere.* (Der Minerva Syllabirkunst; oder Lesebuch für die ersten Anfänger). Von *A. Gamborg*. Motto: „Non sum uni angulo natus; patria mea est totus hic mundus." Sen. 1824. 48 S. kl. 8. (Auch mit einem *deutschen* und *schwedischen* Titel).

Der ehrwürdige Greis, Prof. *Gamborg* zu Roeskilde, beschäftigt sich, wie man aus diesen beiden Schriftchen sieht, noch in einem Alter zwischen 70 und 80 Jahren mit Auflösung der wahrlich nicht leichten und doch so leicht scheinenden Aufgabe: wie man die Kinder am besten lesen lehren könne? Schon seine *Legologie* (s. A. L. Z. 1808. April) enthielt eine Anweisung zu einer von allen bisherigen ganz verschiedene Leselehrmethoden; sie hatte Aehnlichkeit mit der von *Pestalozzi*, *Zeisse* u. a. vorgeschlagenen, wich aber auch in manchen Stücken von ihr ab. Der vorliegende Versuch, welchen der Vf. mit Beziehung auf eine seiner frühern Schriften das *Syllabarium der Minerva* nennt, nähert sich mehr der *Bell-Lankaster*'schen Methode; doch hat auch dieser Manches ihm ganz Eigene. Die Hauptsache läuft darauf hinaus, dass dem Kinde die Buchstaben-Zeichen auf die allereinfachste Weise vom einzelnen und geraden Striche bis zum gebogenen, krummen und zusammengesetzten Schriftzeichen unter genauester Beobachtung der Stufenfolge bekannt gemacht werden; dass es nun Sylben von 2, 3 und mehr Buchstaben deutlich aussprechen lernt, und so, ohne alles eigentliche Buchstabiren, zum Lesen von verstandenen und nicht verstandenen Wörtern übergeht, und zuletzt halbe und ganze Zeilen ihm bekannter Wörter mit und ohne Zusammenhang lesen lernt. Rec. muss ein näheres Detail dieser Methode solchen kritischen Blättern überlassen, die es allein oder doch hauptsächlich mit der Pädagogik zu thun haben; er, seiner Seits, findet den Nr. 2. befindlichen, und in 15 Abschnitte zerfallenden, von dem Vf. befolgten stufenweisen Fortschritt vom Einfachen und Leichten zum Zusammengesetzten und Schwereren beym Lesenlehren so natürlich, und auf die dänische, schwedische und deutsche Sprache so anwendbar, dass er nicht den entferntesten Zweifel gegen die Richtigkeit der in Nr. 1. abgedruckten Zeugnisse für die grosse Nützlichkeit dieser *Gamborg*'schen Methode hegt. Desto schwerer ist es ihm, zu erklären, was doch die Ursache seyn kann, dass man dieser Art Schriften eines so hochachtungswürdigen Vfs. in den kritischen Blättern des Vaterlandes desselben nicht zeitig, und, wie es scheint, nicht gern anzeigt. „Da meine Methode, heisst es in der Vorr. zu Nr. 1., nicht nach dem Kopfe des pädagogischen Rec. in der dän. *Litteraturtidende* war, er aber gleichwohl weder eines *Niemeyers* Autorität, noch viel weniger Gründe oder Erfahrung, mir entgegensetzen konnte; so zog er es vor, meine Arbeit stillschweigend zu übergehen u. s. w." Das ist schwer zu glauben! Schon die Achtung, die man dem Vf. einer *Nysa* und so mancher anderer, den Selbstdenker und das gemeine Beste mit jugendlichem Feuer und Eifer befördernden Greisen verrathenden, Schriften schuldig ist, scheint zu einer diesem ganz entgegengesetzten Erwartung zu berechtigen! Oder — hat etwa der wackere *Gamborg* noch immer mit *Kritikern* und *Antikritikern*, wie vor 20 bis 30 Jahren, zu schaffen?

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1824.

GESCHICHTE.

Braunschweig, in der Schulbuchh.: *Julius August Remers*, vormaligen Professors zu Helmstedt, *Handbuch der neuern Geschichte*, von der Kirchenverbesserung bis auf den Aachner Congress im J. 1818. *Fünfte* verbesserte und vermehrte Auflage vom Professor *Saalfeld* in Göttingen. *Erster* Band. 1824. VIII u. 430 S. *Zweyter* Bd. 1824. 645 S. 8.

Es ist sehr zu befürchten, dass der Zweck der wackern Verlagshandlung, *Remer's* allgemein geschätztes Handbuch von neuem zu verbreiten, durch diese Auflage mehr verhindert, als befördert werden möchte. Denn wenn sie auf dem Titel eine *verbesserte* und *vermehrte* heisst, so kann man, nach angestellter Vergleichung mit der ältern, wohl nicht anders urtheilen, als dass die Verbesserungen sparsam und grösten Theils unbedeutend sind, viele nöthige Ergänzungen fehlen, und die Vermehrungen, welche aus der neuesten Geschichte bestehen, sich so ausgedehnt haben, dass sie sich nicht im gehörigen Verhältnisse zum Ganzen befinden. Der Grund davon scheint nahe zu liegen. Verbesserungen nämlich und Ergänzungen eines solchen Buches sind mit gewissen Schwierigkeiten verbunden; zu den bezeichneten Vermehrungen aber brauchte der Herausgeber nur einen Auszug aus seiner *allgemeinen Geschichte der neuesten Zeit*. Leipzig 1819. u. s. w. zu machen, der ihm nicht schwer fallen konnte. Folgende Belege mögen des Rec. Urtheil rechtfertigen.

Nach der Vorrede will sich der Herausg. besonders durch die *hinzugefügte neue Literatur* um das Buch verdient gemacht haben. Er sagt in dieser Rücksicht S. 1: „Nach dem Wunsche der Verlagshandlung hat der Unterzeichnete die Besorgung dieser *fünften* Ausgabe des Remerschen Handbuchs der neuern Geschichte übernommen, und glaubt daher kürzlich über seinen Antheil an dem Werke einiges vorausschicken zu müssen. Wie schon der Titel angiebt, hat er die Geschichte bis zum J. 1818 fortgeführt, während die *vierte* von dem seligen Remer noch selbst besorgte Auflage mit dem J. 1802 schloss. Er hat zugleich, wo es ihm nöthig und räthlich schien, Veränderungen, die er für Verbesserungen hielt, vorgenommen, und mancherley Zusätze, *vorzüglich in literarischer Rücksicht*, hinzugefügt."

Da beynahe über keinen geschichtlichen Gegenstand in den neuesten Zeiten so viel geschrieben worden ist, als, bey Gelegenheit des letzten Reformationsjubiläi, über *Luthers Leben* und die Reformation, so verglich Rec. die von *Remer* in der *vierten* Auflage S. 69. aufgeführten Schriften mit denen der neuen Auflage S. 54 und 55. Bey *Remer* heisst es: „Von Luthers Leben siehe besonders *J. G. Walchs* ausführliche Nachricht von D. Mart. Luther im 24sten Theile der Ausgabe der Lutherschen Schriften S. 1—875 und *J. M. Schröckh's* Leben Luthers in d. Leben ber. Gelehrten 2ter Bd. Die übrigen, die Reformation betreffenden Schriften stehen angeführt in *Walchs bibl. theol. t. 3. p.* 618 und in *J. A. Fabricii centifolio Luther. Hamb.* 1728 u. 1730. Eine gute Einleitung in die Reformat. Gesch. ist: J. Lor. *von Mosheim* Gesch. der Kirchnverbesserung im 16ten Jahrh. herausgegeben von J. A. C. *von Einem*, Leipz. 1773." Wörtlich so lautet es auch in der neuen Ausgabe. Nicht Eine von den vielen zu oben genannter Zeit erschienenen Schriften ist hinzugefügt. Das heisst doch wirklich die Sache zu nachlässig behandeln. Und wenn denn bloss an diesem einzigen Orte die Zusätze vermisst würden, so könnte es noch übersehen werden; aber man trifft auf gar zu viele Mängel. So ist in der alten Ausgabe in der Geschichte der Gelehrsamkeit §. 10. S. 106 für die *Dichtkunst: Schmidts Anweisung der vornehmsten Bücher in allen Theilen der Dichtkunst*, Leipzig 1781, und §. 11 für die *Beredtsamkeit* gar kein Werk genannt. Eben so in der neuen Ausgabe, obgleich *Bouterwecks* Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit allgemein bekannt ist. In der Geschichte der Kultur des folgenden Zeitraums von 1740 bis 1818 wird jeder nur einiger Maassen in der Geschichte Bewanderte auf den ersten Blick ähnliche Mängel entdecken. So ist z. B. §. 10. S. 108, *Gymnastik* überschrieben, unverändert geblieben. Demnach wird hier von Fechtkunst, Reitkunst, theatralischem Tanze, Pantomimen und Balancirübungen gehandelt, aber von der *Turnkunst*, die in der neuern deutschen Gymnastik eine merkwürdige Epoche gemacht hat, und einigen darüber geschriebenen Werken, z. B. *Gutsmuths Turnbuch* Frankf. a. M. 1817, kein Wort. Bey der *Statistik* §. 15 sind für *Preussen: Büsching, Fischbach, Leonhardt, Hausen, Küster* u. s. w., angeführt, aber gerade den vorzüglichsten Statistiker gegen das Ende des oben angegebenen Zeitraumes, *Krug*, findet man nicht. Für das

das *osmanische Reich* sind *Porter*, *Lüdeke*, *Tott* u. s. w. genannt; aber der berühmte Vf. des neuesten Hauptwerkes, „*des osmanischen Reichs Staatsverfassung und Staatsverwaltung*, Wien 1815, 2 Bde in 8" *Joseph von Hammer* ist übergangen. Der sechzehnte §. *Philosophie* hat keine Erweiterung erhalten, obgleich hier so viel nachzutragen gewesen wäre. Noch mehr würde diess der Fall mit dem 18ten §. *Physik* gewesen seyn. Wie manches ist seit 1802 in dieser Wissenschaft entdeckt worden, wovon der Herausgeber das Hauptsächlichste doch hätte berühren sollen! Bey den folgenden §§ dem 19ten *Chemie*, dem 20sten *Arzneykunde*, dem 21sten *Rechtswissenschaft* findet sich weder die Anführung eines neuen Werkes, man denke bey diesen Wissenschaften, für welche seit zwanzig Jahren so viel geleistet worden ist, noch irgend ein Zusatz im Paragraphen selbst, ausgenommen in dem letzten, dem 21sten *Rechtswissenschaft*. Hier hebt Rec. besonders Einen als charakteristisch aus. *Remer* hatte in diesem §. S. 195 gesagt: „Auch *die Rechtsquellen der Vorzeit* blieben nicht unbeachtet. Hieher gehören *Brenkmanns*, *Gebauers* und *Spangenbergs* vereinigte Bemühungen um eine genaue und kritische Ausgabe des *Corpus juris civilis*; *Just. H. Böhmer's* Verdienste um das *Corpus juris canonici* und *Ritters codex Theodosianus*." Zum letzten ist nun in der neuen Ausgabe hinzugefügt: „*die Bemühungen von Hugo, Göschen u. A.*" Also wirklich nur diese beiden, übrigens, wie bekannt, achtungswerthen *Göttingischen Professoren* verdienten *namentlich* ausgehoben zu werden, und selbst ein *Savigny*, *desgleichen Cramer*, *Schrader*, *Thibaut*, *Mackeldey und Hasse*, mussten sich gefallen lassen in das mitleidige *und Anderer* eingeschlossen zu werden? — Was aber dem Rec. am meisten auffiel, war, dass der Herausgeber hier mit keiner Sylbe den *Gaius* erwähnt, obgleich jeder, der in der neuern Literatur kein Fremdling ist, durch die Anfangsworte der angeführten Stelle „*Auch die Rechtsquellen der Vorzeit blieben nicht unbeachtet*" an denselben erinnert wird. Eine Handschrift seiner *Institutionen* wurde, wie bekannt, 1816 zu Verona von *Niebuhr* aufgefunden, und sogleich von *Savigny* für das, was sie war, erkannt. Wie wichtig sie für die Rechtswissenschaft ist, hätte Hr. S. schon aus dem Titel der *sechsten* Auflage seines berühmten Kollegen *Hugo Lehrbuch der Geschichte des römischen Rechts* vom J. 1818 ersehen können, bis zu welches Jahres Ende (s. oben) er ja *Remers* Geschichte fortgeführt hat. Denn auf diesem Titel steht: „*sechste, besonders mit Hülfe von Gajus sehr veränderte Auflage.* Man muss sich aber um desto mehr über die Nichtbeachtung der Entdeckung des *Gajus* in der angeführten Stelle wundern, da der Herausgeber sie nicht übersehen, sondern seine verbessernde und vermehrende Hand daran gelegt hatte, wie aus dem *merkwürdigen Zusatze* erhellt.

Was die Fortsetzung des Werks von 1802 an betrifft, die ganz von dem neuen Herausgeber herrührt, so war Rec. begierig zu sehen, wie jener die Resultate der Untersuchungen über manche von den neueren merkwürdigen Begebenheiten würde genutzt und in seine Darstellung verwebt haben; aber auch hier fand er seine Erwartungen getäuscht. So wird z. B. der Brand von Moskau 1812 in den franz. Bulletins den *Vorbereitungen und Befehlen* zugeschrieben, welche sich der damalige Kommandant von Moskau, der Graf *Rostopschin* erlaubt habe. Diesen stimmt auch Hr. *Saalfeld* bey, indem er sich S. 519. also äussert: „*Zu Moskau hatte bereits seit der Mitte Augusts Rostopschin eine grosse Menge brennbarer Stoffe zubereiten lassen; die öffentlichen Gebäude und die Palläste der Grossen waren damit angefüllt.* Als die russische Armee zurück zog, *wurden die Gefängnisse geöffnet*; die Einwohner hatten sich grössten Theils mit ihrer besten Habe geflüchtet; mit 40000 Bewaffneten und allen Löschungsgeräthen folgte *Rostopschin* selbst dem Zuge des Heeres. Am nächsten Tage zogen die Franzosen in Moskau ein, den 14ten Sept. Buonaparte selbst am Nachmittage des folgenden Tages, den 15ten Sept. Von 350,000 Einwohnern waren kaum 30,000, grössten Theils Fremde, in Moskau zurück geblieben; alle Behörden hatten die Stadt verlassen, schon standen einzelne öffentliche Gebäude in Flammen. Im Kreml, den einige tausend Einwohner vergeblich zu vertheidigen gesucht hatten, nahm Buonaparte sein Hauptquartier; in der Verwirrung und bey der bald anhebenden Plünderung, und da niemand auf das Löschen bedacht war, griff der Brand immer weiter um sich. Plötzlich am zweyten Tage den 17ten Sept. erhob sich ein furchtbarer Sturm; zugleich brach an 500 Orten zugleich Feuer aus, hauptsächlich durch die Gefangenen angelegt, die von *Rostopschin* in Freyheit gesetzt waren."

Aber kannte denn Hr. S. *Rostopschin's* berühmte Schrift nicht: *la verité sur l'incendie de Moscou*, *Paris* 1823. 8. oder den Auszug daraus, den Buchholz in der *neuen Monatsschrift für Deutschland*, 1823. 11ten B. v. S. 316 an gegeben hat? Hier sagt Graf *Rostopschin* S. 316 und 317: „Zehn Jahre sind seit dem Brande von Moskau verflossen, und noch immer werde ich der Geschichte und der Nachwelt als der Urheber einer Begebenheit genannt, welche in der vorherrschenden Meinung als die Hauptursache von der Zerstörung des französischen Heeres, von dem Falle Napoleons, von der Rettung Russlands und von der Befreyung Europa's betrachtet wird. Allerdings könnte ich Ursache haben, auf so schöne Titel stolz zu seyn; da ich mir aber nie die Rechte eines andern angemaasst habe, und da ich es langweilig finde, dieselbe Fabel wiederholt zu hören, so will ich die Wahrheit reden lassen, sie die allein den Griffel der Geschichte führen sollte. Ich werde die Hauptbeweise, worauf die Meinung, dass der Brand von Moskau *mein* Werk sey, beruht, der Reihe nach anführen, und darauf durch Thatsachen antworten, welche allen Russen bekannt sind. Man würde Unrecht

recht haben, wenn man mir keinen Glauben schenken wollte; denn ich verzichte ja auf die schönste Rolle jener Zeit, und stürze das Gebäude meines Ruhms freywillig über den Haufen."

Die Beweise, welche von dem Grafen angeführt werden, sind so trifftig, dass sie jeden Unbefangenen überzeugen werden; sie gehören indessen nicht hierher, sondern Rec. begnügt sich, diejenigen Leser dieser Blätter, welche sie noch nicht kennen, darauf hingewiesen zu haben.

Ueber den berühmten Waffenstillstand vom 3ten Jun. 1813 hatten die französischen Bülletins das Urtheil verbreitet, dass die Verbündeten zuerst darauf angetragen. Diesem Urtheile scheint auch der Herausgeber zu huldigen, indem er S. 535. sagt: „Noch vor der Schlacht von Wurschen hatte Caulaincourt im Namen Buonapartes eine Unterredung mit Alexander nachgesucht. Dieser hatte das Schreiben desselben den Verbündeten mitgetheilt, und es war beschlossen, dass Alexander in Gegenwart der Uebrigen Caulaincourt empfangen solle. Inzwischen erfolgte die Schlacht bey *Bautzen*, und erst nach dem Treffen bey *Hainau* (wie kann man dieses Gefecht ein Treffen nennen?) ward die Antwort an Buonaparte abgesandt, *worauf sich dieser alsbald zum Abschlusse eines Waffenstillstandes bereit erklärte.* In dem Dorfe Plaswitz (*Pleischwitz*) kamen die Bevollmächtigten zuerst über einen sechs- und dreyssigstündigen Waffenstillstand überein, den 3ten Juny, der in dem Dorfe Poischwitz, in der Nähe von Jauer bis zum 20sten July, mit sechstägiger Aufkündigung, verlängert ward, den 4ten Juny. Eine zweyte Uebereinkunft zu Neumarkt dehnte den Waffenstillstand bis zum 10ten August aus, den 26sten July."

Dagegen verdient doch eine Publikation des Königs *Friedrich Wilhelm von Preussen*, die sich in *Voss'ens Zeiten* 1813, fünftes Stück S. 291. findet, mehr Glauben. Sie hebt also an: „Der Feind hat einen Waffenstillstand *angeboten*. Ich habe, mit meinen hohen Alliirten, ihn, bis zum 20sten Jul., angenommen. Diess ist geschehen, damit die volle Nationalkraft, die mein Volk jetzt so ruhmvoll gezeigt hat, sich völlig entwickeln könne u. s. w. Obergroditz bey Schweidnitz den 5ten Jun. 1813."

Doch Rec. bricht das unangenehme Geschäft ab, mehrere dergl. Stellen auszuheben, welche, wie jene, zugleich zu Belegen dienen könnten, welche Schreibart der Herausgeber für seine Fortsetzung gewählt hat, eine Schreibart, die wirklich oft an den Zeitungston grenzt.

OEKONOMIE.

MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Meine kleine Vierfelderwirthschaft* in Briefen an einen Freund dargestellt, und allen Denen zugeeignet, deren Acker separirt ist, und die sie ihrer Vorzüglichkeit wegen einführen wollen. Von *Fr. Roever*, Prediger zu Calvoerde, Verfasser des Hausfreundes, der Hausfreundin auf dem Lande, und mehrerer gemeinnütziger Schriften. 1823. 3 Bogen Text und 2 Bogen Tabellen. 8.

Der Vf. wollte kein System der Oekonomie schreiben, sondern nur seine Versuche und Erfahrungen, wie sie sich ihm schon längst in seiner kleinen Vierfelderwirthschaft bewährt hatten, mittheilen, damit ihre Vorzüglichkeit vor der Dreyfelderwirthschaft immer mehr eingesehen werden möchte. Neues glaubte er zwar nach Thaer hierüber nicht leisten zu können, doch meint er: dass das, was er gesehen, bemerkt und gesammelt habe, dazu dienen könne, zu zeigen: dass diese Art der Landbewirthschaftung auch in Kleinem mit Vortheil betrieben werden könne, weil sie den möglichst höchsten Ertrag des Ackers gewähre, sich mehr als jede andere auf die Natur und wahre Beschaffenheit der Fruchtarten gründe, der Acker durch sie fortdauernd an Cultur gewinne, nicht mehr Arbeit verlange und durch den Fruchtwechsel nicht verschlechtert werde. Diess ist der Inhalt des ersten Briefes. Im zweyten erzählt der Vf. wie er zur Einrichtung der Vierfelderwirthschaft gekommen; die Unmöglichkeit bey der Verpachtung der Felder, mit einem kleinen Auszug von Aeckern die häuslichen Bedürfnisse zu decken, die Nähe seiner Felder, ihre Separation, und die daselbst gültige vollkommene Felder-Freyheit machte sie möglich und nothwendig. Er theilte seine Felder in 4 gleiche Theile, 8 Scheffel Hackfruchtland, 8 davon als Sommerfeld, 8 als Blattfruchtfeld, und 8 das Winterfeld genannt. — Nach dem 3ten Briefe erhielt der Vf. die Felder durch die mehreren Pächter zerstückelt, ungedüngt und ausgemergelt wieder, und konnte sie anfangs nur durch vieles und tieferes Ackern unterstützen. — Im 4ten Briefe vom Hackfruchtfelde, das solche Früche trägt, die den Dünger nicht nur recht gut ertragen, sondern dafür auch reichlich lohnen, z. B. Kartoffeln, Weisskohl, Kohl und Steckrüben, Kriechbohnen und Taback. Es ist das Feld, das durch den Dünger in Stand gesetzt werden muss, ausser der Hackfruchtärnte noch eine reichliche Sommerfruchtärnte, darauf eine ergiebige Blattfrucht- und zuletzt noch eine gute Winterfruchtärnte zu liefern. Im 5ten Briefe stellt der Vf. daneben das Sommerfeld auf, weil wenn Halmfrüchte auf Halmfrüchte folgen, der Fruchtwechsel verloren geht, und sie nicht so gut gedeihen. — Im 6ten Briefe vom Blattfruchtfelde, ist der Anbau von Klee, Erbsen, Wicken, Bohnen, Sommerrübsen, Rüben und Wickfutter begriffen. Ausser ihren porösen, lockern und die Feuchtigkeit der atmosphärischen Luft einsaugenden Blättern und Stängeln, haben ihre in die Tiefe gehenden Wurzeln die Eigenschaft, die tiefer liegenden Stoffe des Ackers zu ihrer Ernährung aus dem Boden heraus zu holen. — Im 7ten Briefe, vom Winterfelde, sucht der Vf. die Ursache an-

anzugeben, warum er das, von andern für das erste und vornehmste Feld geachtete, in seiner Feldordnung zuletzt gesetzt habe. Er glaubt, dass die erste Düngung im Hackfruchtfelde, Sommerfelde und Blattfruchtfelde noch nicht aufgezehrt werde, und durch die Stoppeln und Wurzeln des Klees eine neue Vermehrung erhalte; dass der Rocken zu den Grasarten gehöre und nicht so viel ernährende Stoffe bedürfe; dass er sehr langsam wachse, fast 11 Monate den Acker besetzt halte, daher auch Zeit habe, die nach und nach sich auflösenden Theile anzunehmen. Nur den zum Weizenbau bestimmten Kleeacker dünge er mit kurzem ausgelagertem Sommermiste in der ersten Furche. —

Blicken wir nun auf vorliegende Erfahrungen im Allgemeinen hin; so scheint noch sehr viel zu fehlen, um sie als *bewährte* zu bezeichnen. Sie beziehen sich alle auf eine sehr kurze Zeitperiode, grösstentheils auf das Jahr 1822 und sind daher noch viel zu jung, um darauf allgemeine ökonomische Resultate gründen zu können. Auch dürfte dieses dürre unfruchtbare Jahr nicht wohl zu *einem ökonomischen Normal-Jahre* geeignet seyn. Und so nützlich sich auch die Fruchtwechsel-Wirthschaft im Allgemeinen bewährt hat, und aus natürlichen Gründen ferner bewähren wird; so dürfte sich eine bestimmte Fruchtfolge, so wie sie der Vf. angiebt, doch nicht so bewähren. So ist es z.B. an vielen Orten gar nicht räthlich den Weizen in Kleestoppel und noch weniger ihn in *gedüngte* Kleestoppel zu bringen, weil er bey mangelndem Regen gar leicht vergelbt. Auch dürfte die Vierfelderwirthschaft wegen unvermeidlicher Collision mit den Triftberechtigten schwerlich allgemeinen Eingang finden; indess wo der Kleebau geschützt wird, und Besömmerung der Brache mehr oder weniger verstattet ist, da ist doch der Sache nach die Dreyfelderwirthschaft mehr oder weniger aufgehoben und einer freyen Benutzung der Felder Raum gegeben, also auch neben der Dreyfelderwirthschaft eine Vierfelderwirthschaft bestehend.

JUGENDSCHRIFTEN.

KOPENHAGEN, bey Gräbe: *Veien til Himlen, eller Jesu Anvilsning til at vorde salig.* (Der Weg zum Himmel, oder Anweisung Jesu zum Seligwerden.) Aus dem Griechischen übersetzt von *Anders Gamborg*, Prof. d. Philosophie u. Mitglied der kön. dän. Gesellschaft der Wissenschaften. 1816. 24 S. 12.

Auf eine ähnliche Art, wie der vielfach verdiente Vf. seine in diesen Blättern zu ihrer Zeit beurtheilte *Moral Jesu* (S. A. L. Z. 1804. Nr. 370) einrichtete, ist auch dieser von ihm verfasste sogenannte *Himmelsweg* eingerichtet. Ueberzeugt, dass das lautere und lebendige Wort Jesu Christi jedes blosse Menschenwerk, und wäre es das durchdachteste und gelungenste, an edler Einfalt, eindringlicher Kraft und der heilsamsten Wirksamkeit unendlich überwiege, hält sich Hr. *G.* an die eigenen Aussprüche des Heilandes, reihet sie in einer psychologisch richtigen Folge zusammen, und zeigt, was die von Jesu in Erinnerung gebrachten sechs mosaischen Gebote: „Du sollst nicht morden, nicht huren, nicht stehlen, nicht lügen, deine Aeltern ehren und deinen Nächsten, wie dich selbst, lieben, nach den von ihm selbst verschiedentlich darüber gegebenen näheren Erläuterungen eigentlich in sich schliessen. Rec. ist überzeugt, dass dieses kleine Büchelchen, wenn sich dessen ein braver Vater, eine verständige Mutter, oder auch ein treuer Lehrer auf eine zweckmässige Art zur Anleitung der Jugend bedient, eben um seiner Bündigkeit und Kürze willen, denselben reichen Segen stiften werde, den des Vfs. Moral Jesu unter einer nicht geringen Zahl von Kindern schon seit Jahren verbreitet hat.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Ohne Druckort und Verleger: *Die Orgelweihe in der Stadtkirche zu Felsberg in Kurhessen*, am 10ten Febr. 1822. Von Dr. *K. Chr. von Gehren.* 16 S. 8.

2) *Rede bey Legung des Grundsteins zum neuen Gebäude der Schulen zu Felsberg in Kurhessen* am 13ten Aug. 1823, gehalten von Dr. *von Gehren* daselbst. 12 S. 8.

(Beide Gelegenheitsreden sind besonders abgedruckt aus der Monatsschrift für Predigerwissenschaften von Dr. *E. Zimmermann.*)

Die Anzeige dieser beiden kleinen Schriften muss sich darauf beschränken, dem Vf. das Zeugniss zu geben, dass er bey den gegebenen Gelegenheiten zweckmässig und verständig, mit warmem Gefühle und lebendigem Eifer geredet habe. Beide Veranlassungen waren dazu wichtig genug: denn was könnte den Bürgern einer Stadt mehr am Herzen liegen, als die Herstellung und Erhaltung der unentbehrlichen Hülfsmittel zur Erweckung und Förderung gemeinsamer Andacht, oder zweckmässige Anordnung in Betreff des Unterrichts und der Erziehung ihrer Kinder, und was hatte der Redner bey solchen Gelegenheiten mehr auszusprechen und zu empfehlen als gerade diese Verpflichtung? Die Predigt handelt über 2 Macc. 14, 34 — 36., welcher Text gut erläutert und angewendet wird, davon: *dass wir verpflichtet sind, das Haus des Herrn in Ehren zu halten*, in Rücksicht *auf unsere Vorfahren, auf uns selbst, auf unsere Nachkommen*, und *auf Gott* Die Rede schliesst sich freyer an Sir. 51, 29 — 32 an.

Halle,
gedruckt bey Johann Friedrich August Grunert.